PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

F. POLAND.

EINUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1921.

LEIPZIG 1921.

VERLAG VON O. R. REISLAND.

Altenburg, S.-A.,
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhalts-Verzeichnis.

Rezensionen und Anzeigen.

Mitteilungen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Nachrichten über Versammlungen.

Rezensions-Verzeichnis philologischer Schriften.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft.

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 1. Januar. 1921. №. 1.

Erklärung.

Die „Wochenschrift für klassische Philologie" hat ihr Erscheinen mit Ende des vorigen Jahres eingestellt und ist nach Verständigung mit der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin mit der „Berliner Philologischen Wochenschrift" vereinigt worden, die von nun an den Titel

Philologische Wochenschrift

führen wird.

Bestellungen bitte rechtzeitig aufzugeben.

Leipzig, 1. Januar 1921. **O. R. Reisland.**

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Heinrich Meyer-Benfey, Sophokles' Antigone. Klassische Dramen, zweites Heft. Halle 1920, Niemeyer. XV, 199 S. 18 M.

Der Verf., der bisher über deutsche Dramen geschrieben hat, rechnet sich nicht zu der Zunft der Altphilologen; aber er ist nicht mutwillig in fremdes Gebiet eingedrungen, sondern in der Überzeugung, daß es unmöglich ist, sich mit der deutschen Literatur unseres klassischen Zeitalters wissenschaftlich zu beschäftigen, ohne eine lebendige Anschauung vom alten Griechenland, seiner Kultur und Dichtung, in der Seele zu tragen. Daß er sich in die Antigone-Fragen gründlich hineingearbeitet hat, kann ihm ohne Einschränkung bezeugt werden. Es ist ja nicht jungfräulicher Boden, den er betreten hat; wie er selbst sagt, bewegt er sich vielfach in ausgetretenen Gleisen, worüber Ströme von Tinte und Druckerschwärze geflossen sind — so viel, daß man wünschen möchte, die Antigone käme in der wissenschaftlichen Literatur eine Zeitlang zur Ruhe. Hat nun der Verf. mit den Ergebnissen seines an guten Gedanken nicht armen Buches einen gewissen Abschluß erreicht? Um diese Frage zu beantworten, schicke ich zuerst diejenigen Punkte voraus, worüber ich mit ihm wenigstens in der Hauptsache einverstanden bin.

1. Antigone ist keine Schicksalstragödie, sie ist, wenn irgendeine griechische Tragödie auf einer freien Handlung aufgebaut (S. 82). Wenn trotzdem die Schicksalsidee in einigen Chorliedern durchklingt, so bleibt das im „stimmungsgebenden" Hintergrund (S. 89 f., S. 166 ff.), beeinflußt nicht den Gang der Handlung, beweist nur die Gebundenheit des Dichters an uralte Weltanschauung. 2. Die Hegel-Boeckhsche Auffassung (S. 33 ff.), die das Wesen des Dramas in dem Kampf entgegengesetzter Prinzipien mit gleicher Berechtigung — Recht der Familie und

Recht des Staates — sucht, ist abzulehnen; der Dichter vertritt vielmehr das Recht der Toten und die daraus entspringende Pflicht der Lebenden gegenüber dem Verbote, den Landesverräter zu bestatten: Göttergesetz steht über Menschensatzung, eine ethische Prinzipienfrage (S. 44, 68 ff.). Obwohl der Verf. die Echtheit der Verse 905—912 (Intaphrenes-Argument S. 192 ff. im 4. Exkurs), wenn auch widerwillig als einen Mißgriff, zugibt, so weist er doch die Einschränkung Kaibels — nach ihm Carl Robert in seinem Oidipus S. 338 —, daß sich Antigone nur für den Toten des eigenen Geschlechts opfere, schroff zurück (S. 34, 79). Auch hier dürfte wohl richtiger von der Gebundenheit des Dichters an die Pflichtenlehre alten Familienrechts gesprochen werden, das er mit den freieren Anschauungen von allgemeiner Menschenpflicht in Einklang bringt. 3. Antigone leidet schuldlos (S. 72); was ihr an „Fehlern" vorgerechnet wird, hängt eng mit ihrem Heldentum zusammen, gehört dazu wie der Schatten zum Licht (S. 73). Wenn der Chor die Unbesonnenheit und den leidenschaftlichen Trotz der Heldin tadelt, so ist das nicht die Meinung des Dichters (S. 145, 155). Wir geben dem Verf. zu, daß dieser Zwiespalt nicht allein durch die Stellung der Geronten zu ihrem Herrscher erklärt wird, auch nicht völlig durch ihre Beschränktheit, die für echtes Heldentum keinen Maßstab findet; wir sehen aber auch hierin wiederum ein Zugeständnis an den alten, in der Sage festwurzelnden Glauben von der im Geschlechte fortwirkenden Ate (2. Stasimon). 4. Antigones Abschiedsklagen im 4. Epeisodion werden von dem Verf. S. 132 ff. richtig beurteilt; nur hätte er den S. 136 obenhin ausgesprochenen Gedanken mehr in den Vordergrund rücken sollen, daß das Heldentum der Antigone gehoben wird durch den Wert, den sie bei all ihrem Todesmut dem Leben beimißt. Peinlich aber wirkt des Verf. Bemerkung: „Nur war es nicht notwendig, uns dies jetzt bei ihrem letzten Auftreten, zum Abschied und eigentlich post festum zu zeigen." Wann denn sonst? Etwa so lange sie sich mitten in der Tat und im Kampfe mit Kreon befindet? Obwohl der Verf. wiederholt die Kleinigkeitskrämer, die nicht müde werden, dem Dichter kleine Anstöße und Störungen im äußeren Verlaufe der Ereignisse vorzurücken, mit vollem Rechte bekämpft, hält er sich doch selbst nicht ganz frei von solchem Unfug. 5. Kreon ist in des Verf. Augen ein erbärmlicher Gesell, ein dünkelhafter, aufgeblasener, innerlich hohler Phrasenheld (S. 66), das Abbild eines Sophisten (S. 48). Eine Verbrechernatur ist er im Grunde nicht, am wenigsten nach dem Maßstabe eines Macbeth (S. 83, 86) oder gar eines Richard III. (S. 171), mit denen er überhaupt nicht verglichen werden sollte. Nicht die Lust am Bösen ist es, die ihn treibt, sondern die selbstsüchtige Sorge um seine Stellung. Nun aber der Hauptsatz des Buches: Kreon ist der Held der Tragödie, die nicht ein Antigone-Drama, sondern ein Kreon-Drama ist (II. Teil S. 81 ff.). Die beiden wesentlichen Gründe dafür sind: Kreon ist der schuldige Teil und Kreon beherrscht die Bühne bis zum Schluß.

Der Verf. unterscheidet S. 30 mit Recht tragische Schuld und sittliche Schuld. „Wenn der Held einer Tragödie selbst der Urheber seines Geschickes ist, dann bezeichnen wir das als tragische Schuld. Aber tragische Schuld ist nicht ohne weiteres sittliche Schuld. Der Held kann an seinem Untergange schuld sein, ohne schuldig zu sein." Das Gesagte gilt in vollem Umfange von Antigone. Sie bestattet ihren Bruder, obwohl sie weiß, daß der Tod darauf steht; sie tut nichts, um Kreon zu einer milderen Auffassung ihres Ungehorsams umzustimmen, im Gegenteil alles, ihn noch mehr zu reizen; durch ihren Selbstmord macht sie es ihm unmöglich, sie aus ihrem Gefängnis zu befreien. Sie ist also nicht das Opfer eines Tyrannen (S. 83), sie ist auch keine Märtyrerin, die um ihrer Überzeugung willen leidet, sie handelt als Heldin, ohne den Tod zu scheuen. Das Antigone-Drama beruht auf einer Handlung, deren Trägerin Antigone ist. So versteht sich auch der Doppelbericht des Wächters, der die an ihm geübte Kritik nicht verdient. Abgesehen von der dadurch bewirkten Steigerung der Spannung kam es dem Dichter darauf an, in dem zweiten Berichte das Bild der Heldin zu zeigen, wie sie mitten im Sturmeswetter ihre Tat wiederholt und die Bestattungsbräuche feierlich ausübt. Kreon dagegen ist der Träger nicht einer Handlung, sondern eines Verbotes, er spielt nur die Gegenrolle. Ein Bösewicht kann unter Umständen Held eines Dramas sein; aber der Verf. hat selbst Kreon durch seine Charakteristik dieses Vorzugs beraubt. Gewiß, mit dem Auftreten des Teiresias (v. 988) verschwindet Antigone von der Bühne, aber nicht die von ihr vertretene, von ihr mit dem Tode besiegelte Idee, diese triumphiert in dem Verhängnis, das über Kreon hereinbricht. Die Götter haben Antigone nicht vor dem leiblichen Tode geschützt, aber an Kreon gerächt, sie ist di[illegible]egerin in ihrem Tode (S. 89). Sie ist

aber auch nicht in der Anlage des Dramas eine dem Kreon unterstellte Nebenperson (S. 91). Der Verf. bemüht sich zu zeigen, wie das Antigone-Drama hätte verlaufen müssen (S. 94 f.). Der musterhafte Prolog wird von ihm nicht gewürdigt (S. 99); am ersten scheint noch die von dem Seher herbeigeführte Peripetie für seine Auffassung zu sprechen; aber auch für das Antigone-Drama bedeutet sie einen scharfen Einschnitt, insofern mit ihr der Eingriff der göttlichen Fügung beginnt. Der Verf. ist schließlich (S. 170) ehrlich genug, zu bekennen: „So sehr unser Verstand überzeugt ist, daß nach Anlage und Idee des Dramas nur Kreon der Held sein kann, unser Gefühl nimmt ihn nicht als solchen; für dies ist und bleibt Antigone die Hauptsache und für das Gefühl des Dichters offenbar auch." Das Gefühl hätte den Verstand zurechtweisen sollen, wie überall, wo es sich um ein Kunstwerk handelt. Dann wäre es auch nicht für den Verf. zu dem „Zwiespalt zwischen unserer — vielmehr seiner — ästhetischen und ethischen Auffassung des Dramas, unserem — vielmehr seinem — Anschauen und Denken einerseits und dem unmittelbaren, unwillkürlichen Gefühl andererseits" gekommen, dann hätte er nicht den Dichter gegen seine eigene Kritik in Schutz zu nehmen brauchen: „Es ist nicht das Höchste in der Kunst, fehlerlos zu sein" (S. 176). Wer sieht noch in Sophokles den „Normaldramatiker"? Wir vergessen so leicht, daß Sophokles vor Aristoteles und seinem Ausleger Lessing gedichtet hat. Er wußte noch nichts von den Regeln der tragischen Kunst, er wollte weder eine Schuld- noch eine Schicksalstragödie schaffen, er folgte seinem Genius, der ihn hieß, die heldenmütige Tat der Schwester wirkungsvoll zur Darstellung zu bringen. Nur eine Schranke beengte ihn, eher zur Weihe als zum Nachteil seiner Dichtung. So wenig er sich der beginnenden Aufklärung seines Zeitalters entziehen konnte, so willig er war, ihre menschlich-sittliche Läuterung gegenüber der harten, herben Weltanschauung der alten Zeit anzuerkennen, mit dieser völlig zu brechen, war nicht seine Art, daraus erklärt sich der Zwiespalt, den wir auch in der Antigone finden, das Irrationale dieser Dichtung; sich selbst suchte er das Rätsel durch die Anerkennung der göttlichen Fügung zu lösen.

Der Verf. stellt sich gleich am Anfang (S. 8 ff.) nebenbei die Aufgabe, die Entwicklung des Dichters mit seinen Dichtungen zu verfolgen. Wenn er dazu das Schuldmotiv verwendet, so ist dieses meines Erachtens am wenigsten zu ihrer Lösung geeignet. Überhaupt bedenken wir: aus der reichen Lebensarbeit des Dichters sind uns nur sieben Tragödien erhalten, von denen eine einzige mit völliger Sicherheit zeitlich festzustellen ist. Der Verf. entscheidet sich für die Reihenfolge: Aias, Antigone, König Oidipus (S. 12 ff.). Neuerdings gewinnt aber die Annahme, daß König Oidipus vor Antigone gedichtet ist, mehr und mehr Anhänger. Ich selbst habe 1904 unabhängig von Ewald Bruhn und ohne Kenntnis von Berchs Aufsatz in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1873 die Priorität des Oidipus behauptet. Da das Schriftchen (Einladung des Zittauer Gymnasiums zu einer Gedächtnisfeier) nicht in weitere Kreise gelangt ist, gestatte ich mir, meine Gründe kurz zu wiederholen: v. 49 ff. beklagt Antigone das Schicksal ihres Vaters: πρὸς αὐτοφώρων ἀμπλακημάτων διπλᾶς ὄψεις ἀράξας αὐτὸς αὐτουργῷ χερί. Wer mit Boeckh u. a. die αὐτόφωρα ἀμπλακήματα als „selbstentdeckte Greuel" erklärt, der muß voraussetzen, daß die Hörer der „Antigone" den „König Oidipus" kannten; denn wir haben guten Grund anzunehmen, daß Sophokles zuerst das Motiv der Selbstenthüllung aus dem Sagenstoffe herausgearbeitet hat[1]. Der leidenschaftliche Charakter des Oidipus mag schon dem Epos und dem Aischylos insoweit angehören, als der von dem Greis über seine Söhne ausgesprochene Fluch ihn bezeugt; aber erst Sophokles hat diesen Zug in seinem König Oidipus zu voller Charakteristik ausgebildet; wenn Kreon in v. 1522 dem Unglücksmenschen verweist: πάντα μὴ βούλου κρατεῖν, so verstehen wir in der Antigone v. 470 f. das Urteil des Chors: δηλοῖ τὸ γέννημ' ὠμὸν ἐξ ὠμοῦ πατρὸς τῆς παιδός· εἴκειν δ' οὐκ ἐπίσταται κακοῖς. Und drittens: der Kreon der Antigone ist des Dichters eigenste Erfindung nach dem Vorbilde, das er sich selbst in seinem Oidipus geschaffen hatte. Hätte er diesen seinen Kreon zuerst geschaffen, so hätte er ihn nicht mehr in sein Gegenteil, in den von jedem Ehrgeiz freien, bequemen Prinzen des König Oidipus verkehren können; so weit wird

[1]) In v. 53 ist ἔπειτα nicht zeitlich zu fassen, wie Verf. S. 3 anzunehmen scheint, es setzt, wie τρίτον in v. 55, die Aufzählung der Verluste fort: Vater und Mutter und Brüder sind uns genommen. Aber auch wenn wir anders erklärten, Abweichungen in einzelnen Tatsachen entscheiden nicht für das Zeitverhältnis der beiden Tragödien, wohl aber die aus der Charakteristik gezogenen Schlüsse, wie Verf. S. 3 selbst betont.

doch wohl der Dichter auf seine eigenen Schöpfungen Rücksicht genommen haben.

Loschwitz. Konrad Seeliger.

Latin Epigraphy. An Introduction to the Study of Latin Inscriptions by **John Edwin Sandys.** With fifty Illustrations. Cambridge 1919, University Press. XXIII, 324 S. 8.

Die Engländer besaßen bisher noch kein eigenes Handbuch der lateinischen Epigraphik und waren damit gegenüber Deutschland (Hübner), Frankreich (Cagnat), Italien (Ricci) und den Vereinigteu Staaten (Egbert) im Rückstande. Um diese Lücke auszufüllen, hat J. E. Sandys, der verdienstvolle Verfasser der *History of Classical Scholarship*, den von ihm vor 9 Jahren für seinen *Companion to Latin Studies* verfaßten ganz kurzen Abriß auf fast das Zehnfache des Umfanges erweitert und damit ein anziehend geschriebenes und freundlich ausgestattetes Büchlein geliefert, das, ohne irgendwo in die Tiefe der Probleme hinabzusteigen, doch seinen Zweck, der ersten Einführung der Studierenden zu dienen, gut erfüllt. Die beigegebenen Illustrationen sind nahezu zur Hälfte aus Ritschls Priscae latinitatis monumenta epigraphica und Hübners Exempla scripturae epigraphicae entnommen, manches ist aber auch nach photographischen Aufnahmen gegeben, so namentlich einige Denkmäler aus englichen Sammlungen (No. 23. 25. 37). Für den Text ist die Hauptquelle Cagnat, auch die einschlägigen Artikel von Daremberg-Saglios Dictionnaire sind ausgiebig benutzt, aber auch mit der deutschen Literatur ist Verf. im allgemeinen wohl vertraut, wenn auch manche auffallende Lücken zu bemerken sind; so vermißt man u. a. Verweise auf W. Schulzes bahnbrechendes Buch zur Geschichte der römischen Eigennamen (S. 211) und Kubitscheks Arbeiten über die römischen Tribus (S. 218), auf die neuere Literatur über das *signum* (S. 213) und Wünschs Veröffentlichungen über die Verfluchungstafeln (S. 187), auf Vollmers Inscriptiones Baiuvariae Romanae und Rieses Sammlung der Inschriften des rheinischen Germanien (S. XXI); die glückliche Lösung des Rätsels der sog. *tesserae gladiatoriae* durch R. Herzog konnte dem Verf. (S. 146 f.) noch nicht bekannt sein. Die Ausführung zeigt im einzelnen manche Ungleichmäßigkeiten: während z. B. die Elogia (S. 93 ff.) und die Meilensteine (S. 133 ff.) sehr ausführlich behandelt werden, ist das über municipale Ehreninschriften (S. 117) und die Bleitafeln (S. 187 f). Gesagte recht dürftig; die auf einen engen lokalen Verbreitungskreis beschränkte Wenduug *sub ascia dedicare* wird S. 78 ff. eingehend erörtert, dagegen über *dis manibus* und die verwandten sepulkralen Eingangsformeln S. 62 gerade nur das Notwendigste beigebracht. Einzelversehen sollen hier nicht aufgezählt werden, selten begegnen sie in solcher Häufung wie auf S. 111, wo die Praefectura praetorii und das Priestertum der Luperci unter den senatorischen, das Amt eines Praefectus consularis (?) und die Cura viarum unter den ritterlichen Würden erscheinen und ein vollständig irreführender Cursus honorum als für den Senatorenstand normal bezeichnet wird, beginnend mit dem Amte eines Vigintivir und schließend mit denen des Censor und Dictator, obwohl es doch zur Zeit des obligatorischen Vigintivirats weder Censoren noch Dictatoren mehr gab. Unsere Handbücher der lateinischen Epigraphik leiden alle mehr oder weniger an dem Fehlen einer straffen logischen Einstellung auf ein klar gesetztes Ziel, sie geben meist mehr eine lockere Zusammenstellung aller möglichen Dinge, die man aus den Inschriften lernen kann und die für ihr Verständnis nützlich und wissenswert sind, als ein durchdachtes System epigraphischer Kritik und Hermeneutik. So ist es üblich geworden, einige Kapitel der römischen Altertumskunde, die namentlich von Seiten der inschriftlichen Denkmäler Licht erhalten und wiederum für ihre Erklärung von besonderer Bedeutung sind, im Rahmen der Epigraphik zu behandeln, insbesondre das römische Namensystem, aber auch die Ämterlaufbahn der römischen Kaiserzeit, Titulatur und Jahreszählung der Kaiser u. a. m. Verf. hat das Bedenkliche dieser Praxis gefühlt und daher die zuletzt genannten Stoffe in die Anhänge (I—III) verwiesen, was man vom Standpunkte einer strengen Disposition aus nur gutheißen kann. Weniger kann ich mich unter demselben Gesichtspunkte damit einverstanden erklären, daß auch die Lehre von den Abkürzungen unter den Anhängen (VI) erscheint, da sie doch ein wichtiges Kapitel der eigentlich epigraphischen Formenlehre bildet: freilich muß die Entwickelung der Abkürzungen nach Menge und Form mehr als es bisher geschehen historisch erfaßt und strenger unterschieden werden zwischen festen und gelegentlichen Abkürzungen, d. h. solchen, die ihren Sinn nur aus dem nächsten Zusammenhange erhalten: mit einer bloßen Zusammenstellung dessen, was ein bestimmter Buchstabe oder eine bestimmte Buchstabenfolge irgendwo einmal in einer Inschrift bedeutet (z. B. S. 303 f. N natalis; natione, natus; nauta; Nemau-

sensis; nepos; niger; nomine; nonis; noster; numen; Numerius; numerus; numero; numerat; Numidia; nummus, -i, -ûm), ist nichts geholfen. Eine voll befriedigende Einteilung der Gesamtmasse der Inschriften gibt es noch nicht. Verf. unterscheidet: 1. eigentliche Inschriften, welche die Bestimmung des Dinges, auf dem sie stehen, bezeichnen, nämlich Grab-, Weih-, Ehren-, Bauinschriften und Inschriften auf beweglichen Gegenständen (*instrumentum domesticum*), und 2. Urkunden, nämlich Verträge, Gesetze, Beschlüsse öffentlicher und privater Körperschaften, Verordnungen, Consulardiptycha, Protokolle, Privaturkunden und Wandinschriften, eine Einteilung, die nicht nur an den logischen Mängeln aller der Einteilungen leidet, die den Oberbegriff gleichzeitig „im engeren Sinne“ als Teilbegriff einsetzen, sondern auch zu absonderlichen Konsequenzen führt: man wird doch gewiß geneigt sein, die Duilius-Inschrift der Columna rostrata eher unter die Urkunden (d. h. Aufzeichnungen von allgemeiner und dauernder Bestimmung) zu rechnen, als eine in eine pompejanische Mauer eingekritzelte Zote; hier aber fällt die Entscheidung umgekehrt, denn ersteres ist eine Ehreninschrift, das zweite eine Wandinschrift. Die ausführliche Behandlung der einzelnen Inschriftgattungen nach Form und Inhalt füllt den Hauptteil des Buches (Kap. IV—IX, S. 59 bis 188), vorausgeschickt sind in drei einleitenden Kapiteln: 1. eine in der Anordnung etwas buntscheckige, aber dankenswerte Zusammenstellung der Erwähnung lateinischer Inschriften in der alten Literatur, 2. eine Übersicht über die modernen Sammlungen lateinischer Inschriften vom Anonymus Einsidlensis bis zum CIL, 3. eine Darstellung des inschriftlichen Alphabets mit einigen Bemerkungen über die technische Herstellung von Inschriften. Den Schluß bilden Kap. 10 über Sprache und Stil und Kap. 11 über Ergänzung und Kritik der Inschriften. Von diesen ist das erste ein begrüßenswerter Versuch, der sich aber nur auf einen einzigen Punkt, die Wortstellung, beschränkt, und dabei allerlei nicht Zugehöriges einmengt: feste Stellungen wie *Iuppiter optimus maximus*, *tresviri aere argento auro flando feriundo*, *pontifex maximus* u. a. hängen doch nicht an der inschriftlichen Ausdrucksweise. Am schwächsten ist das 11. Kapitel, und zwar durch das, was es nicht bietet: nichts von dem Zusammenhange des Materials (Stein, Bronze u. a.) mit der Bestimmung der Inschrift, nichts von der Verbindung der Inschrift mit dem Gesamtdenkmale und ihrer Umgebung (s. z. B. I. B. Keunes reichhaltigen Artikel „Felsendenkmäler“ im 3. Suppl. der Real-Encykl. Sp. 482 ff.), nichts von der für die lateinischen Inschriften so überaus wichtigen indirekten Überlieferung und ihrer Bedeutung für die Herstellung des Textes; gerade der Anfänger bedarf doch unbedingt einer Anleitung zur richtigen Beurteilung der Zeugen für Wortlaut, Fundort und Fundumstände einer verlorenen oder seitdem verstümmelten Inschrift, also einer Belehrung über die Zuverlässigkeit der wichtigsten älteren handschriftlichen und gedruckten Inschriftensammlungen, ferner über den Unterschied von Fälschungen auf Papier und auf Stein, über Interpolationen und willkürliche Zusammensetzungen (Pasticci), über Rasuren u. a. m. Dieser sozusagen technische Teil der Epigraphik liegt dem Verf. ferner, den offenbar die Inschriften vielmehr durch ihren Inhalt interessieren und der mit den fertigen Texten der modernen Sammlungen zu arbeiten gewohnt ist, ohne sich um ihr Zustandekommen viel zu kümmern. Daher erklärt sich auch eine merkwürdige Unsicherheit bei der Wiedergabe inschriftlicher Texte. Während es allgemein üblich ist, auf dem Steine zerstörte und verlorene Buchstaben bei der Umschrift in eckige Klammern [], dagegen Auflösungen von Abkürzungen in runde () zu setzen, verfährt Verf. darin ganz inkonsequent, indem er z. B. bei seinem Textabdrucke des Monumentum Ancyranum alle Ergänzungen in runde Klammern setzt, andermals zum gleichen Zwecke eckige (z. B. S. 108) oder auch gebrochene ⟨⟩ Klammern (S. 254. 257) verwendet, in vielen Fällen aber (z. B. S. 71. 85. 109. 115. 123) sich der runden Klammern unterschiedslos sowohl für Ergänzungen wie für Auflösungen bedient; es entstehen dann so verwirrende Umschriften wie S. 106 *(C. Iul)io Caesari, im(peratori), dictat(ori) iteru(m, pont)ufici max(umo, auguri, c)o(n)s(uli), patrono mu(nicipi), d(ecurionum) c(onsulto)*, aus denen sich beim besten Willen nicht ersehen läßt, was eigentlich auf dem Steine steht. Daß eine recht große Anzahl von Inschriften ausschließlich nach Wilmanns zitiert wird, ist sehr unbequem, weil diese Sammlung längst vergriffen und durch die von Dessau ersetzt ist; es war unbedingt erforderlich, überall ausnahmslos die Nummern des CIL und daneben gegebenenfalls die von Dessau anzuführen. Die Anhänge IV und V bilden ein kleines epigraphisches Lesebuch, der erste gibt in Umschrift 6 historische Inschriften (SC de Bacchan., Monum. Ancyr., Lyoner Rede des Claudius, Lex de imper. Vespas., Stücke aus der Lambaesitaner

Ansprache Hadrians und aus Diocletians Maximaltarif), der zweite die unergänzten Majuskeltexte von 60 recht geschickt ausgewählten kurzen Inschriften zur Einübung der Auflösung von Abkürzungen. Als bezeichnendes Kuriosum sei angeführt, daß in dem nach Ländern geordneten Verzeichnisse der größere Inschriftenbestände enthaltenden Museen hinter Frankreich, der Schweiz und Spanien gleichgeordnet neben einander *Germany*, *Bavaria* und *Austria* erscheinen (S. 33).

Halle (Saale). Georg Wissowa.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Der griechische und der platonische Staatsgedanke. (Staat, Recht und Volk. Wissenschaftliche Reden und Aufsätze. Hrsg. von U. v. Wilamowitz-Moellendorff. 3. Heft.) Berlin 1919, Weidmann. 26 S. 1 M.

Nach einer Skizze des spartanischen und des athenischen Staatswesens mit ihren Vorzügen und Nachteilen werden die Hauptgedanken Platons über den Staat nach der Politeia, den Nomoi und dem Politikos entwickelt. Es wird mit Recht betont, daß Platon nicht wie Thomas Morus eine Utopie verfassen wollte, sondern daß es ihm um eine ernsthafte Reform des Staates zu tun war. Die leitenden Gedanken waren dabei vor allem die beiden, daß der Staat die Aufgabe der sittlichen Erziehung der Bürger hat, und daß die Regierenden und die Bürger, soweit sie politische Rechte haben, ein Wissen erwerben müssen, das sie zur Ausübung dieser Rechte befähigt. Der Vortrag ist gehalten, stets den Blick auf die Erlebnisse der Gegenwart gerichtet. So sehr er dem relativ Guten am Sozialismus gerecht zu werden sucht, so entschieden weist er doch auf die verhängnisvollen Folgen der Gleichsetzung der Ungleichen hin, die uns eben die Geschichte der athenischen Demokratie lehren kann. Auch auf die modernen Schulreformbestrebungen fallen starke Schlaglichter einer scharfen und treffenden Kritik: „In der Tat ist es eine arge Kurzsichtigkeit, wenn sich jetzt die Leute so gebärden, als wären alle Kinder fähig, dieselbe Erziehung zu vertragen, und könnten bald von den Lehrern nach ihrem Verstande sortiert und dann für diesen oder jenen Beruf abgerichtet werden" (S. 19). — „Jetzt ist die Gefahr dringend, daß das Banausentum, das die Schule schon halb zerstört hat, auch die Universität auf den Zustand des 18. Jahrh., wo nicht tiefer, degradiert. Dann wird Deutschland auch geistig der Verelendung anheimfallen und eine Rettung gibt es dann nicht mehr" (S. 22). — Altertum und Gegenwart in lehrreichster Verbindung: dafür ist dieser Vortrag ein Musterbeispiel. Möchte er recht viele Leser, auch außerhalb der philologischen Kreise, finden!

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Johannes Sundwall, Der Ursprung der kretischen Schrift. Acta academiae Aboensis, Humaniora I 2. Helsingfors 1920. 8. 25 S.

Auf Seite 14 sagt Verf. wörtlich: „Es kann in Anbetracht dieser Feststellungen gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die kretische Schrift zu überwiegendem Teil auf ägyptische Vorbilder zurückzuführen ist." Und doch bin ich noch ganz und gar nicht überzeugt. Gewiß, es ist möglich, daß ägyptischer Einfluß vorliegt, aber bewiesen ist er vorläufig noch nicht. Die kretische wie die ägyptische Schrift ist eine Bilderschrift; daß da große Ähnlichkeiten auftauchen, ist eigentlich selbstverständlich. Die Sache läge gleich wohl anders, wenn die Zeichen durch die Bank deutlich übereinstimmten, das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Noch bedenklicher ist, daß auch noch die kyprischen Zeichen mit den kretischen und ägyptischen verknüpft werden; dadurch wird die Konfusion noch größer. Dagegen ist natürlich nichts einzuwenden, daß überhaupt der Versuch gemacht wird, die kretischen und ägyptischen Bilder miteinander zu vergleichen. Aber mehr als das ist so lange unzulässig, als wir den Sinn der kretischen Zeichen noch nicht fassen können. Bei so komplizierten Problemen wie dem vorliegenden, für dessen Lösung theoretisch viele Möglichkeiten denkbar sind, kann nur behutsamste methodische Forschung, die auch ohne sofortiges Ergebnis zufrieden ist, Nutzen stiften.

Göttingen. Eduard Hermann.

Kurt Sachs, Altägyptische Musikinstrumente. (Der Alte Orient, 21. Jahrgang. Heft 3/4.) Leipzig 1920, Hinrichs. 1 M. 50.

Es sind fast 50 Jahre her, daß Lauth in der Bayerischen Akademie seine Abhandlung über Altägyptische Musik veröffentlichte, über 30 Jahre, daß V. Loret, selber ausübender Musiker, in seinem volkstümlichen Büchlein l'Egypte au temps des Pharaons sein Kapitel über Tanz und Musik erscheinen ließ. Über beide Vorgänger führt begreiflicherweise Sachs weit hinaus. Einmal standen ihm die Schätze und die Büchereien der europäischen Museen, alle Ergebnisse der Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte offen, dann aber brachte er selbst

reichste musikwissenschaftliche Erfahrungen mit. Seine Ergebnisse lassen sich kurz so zusammenfassen: Ursprünglich war die altägyptische Musik auf wenige, weich und milde klingende Instrumente beschränkt, die sich, wie ihr gelegentliches Wiederauftauchen in spätester Zeit beweist, im Volke alle Zeit gehalten haben: die Klapper, aus der sich im Lauf der Zeiten das Bügelsistrum entwickelt hat, die Längsflöte, die einstweilen nur unter der fünften Dynastie nachweisbare Doppelklarinette, die Harfe (in verschiedenen Typen). Seit dem mittleren Reich, wo zuerst das ausgebildete Sistrum nachweisbar ist, taucht die Röhrentrommel, das militärische Instrument, und wahrscheinlich die Leier auf, die aus Asien eingeführt wurde, aber erst im neuen Reich verbreiterter wird. Damals, offenbar unter dem Einfluß asiatischer Kultur, nimmt die ägyptische Musik, ganz wie später die griechische, einen ekstatischen, aufregenden Charakter an. Da finden wir die Rahmentrommel, häufig und wie es scheint mißbräuchlich Tamburin genannt, die Oboë, die Trompete die Schulter- und Winkelharfe. Die Leier wird jetzt gewöhnlich, ihr Bau wandelt sich mannigfach; auch die Laute stammt erst aus dieser Zeit des zweiten Jahrtausends. So bestätigt sich, was die Schriftdeutung schon lange erkannt hatte, daß das für „schön" und später auch für die Laute verwandte Zeichen nicht das Musikinstrument, sondern das Herz mit der Aorta darstellt, so ähnlich einer Laute das Bild auch aussehen mag.

Mancherlei Fragen über die asiatischen, ägyptischen, griechischen und innerafrikanischen Kultureinflüsse werden aufgeworfen. Wir dürfen darüber mehr in dem in Aussicht stehenden größeren Werk des Verf. erwarten. Die Scheidung des wirklichen Sistrums von dem heiligen Symbol, das freilich nicht ohne weiteres mit dem auf Abb. 7 zu findenden Gehänge gleichgesetzt werden darf (vergl. meine Denkmäler Tafel 34, Anm. 21), ist dankenswert. Gern wüßte man, welcher Quelle die Abb. 2 entnommen ist — bei diesen ältesten Gefäßen ist Vorsicht in der Deutung der Darstellungen stets nötig. Die in Abb. 3 wiedergegebenen elfenbeinernen oder knöchernen Arme, denen ähnliche Hände in ältester Zeit vorausgehen, sind wohl nur magische Werkzeuge, keine Klappern im musikalischen Sinn.

Alles in allem dürfen wir Ägyptologen Herrn S. für seine Arbeit den wärmsten Dank sagen.

München. Frhr. v. Bissing.

Auszüge aus Zeitschriften.

Archiv für Papyrusforschung. VI, 3/4.

(303) **W. Otto**, Das Audienzfenster im Serapeum bei Memphis. Otto, der gegenüber Sethes Auffassung der κατοχή als weltlicher Strafgefangenschaft für Wilckens Deutung derselben als einer religiösen Einrichtung eintritt, erklärt die θυρίς, durch die der κάτοχος Ptolemaios mit dem König und hohen Beamten verkehrt und seine Bittschriften überreicht hat, nicht für ein Fenster in der Zelle des Ptolemaios, sondern für das Audienzfenster, durch das die altägyptischen Herrscher ihren Untertanen erschienen sind. Er meint, man könne auch an den mit einer brüstungähnlichen Schranke versehenen Thronhimmel der Pharaonen denken, der bei Audienzen benutzt wurde und wohl als „Audienzfenster" bezeichnet werden konnte. Mithin kann Ptolemaios unter keinen Umständen ein an seine Zelle gefesselter Gefangener gewesen sein. — (324 **W. Schubart**, Bemerkungen zum Stile hellenistischer Königsbriefe. An der Hand einer Reihe von besonders charakteristischen Briefen hellenistischer Könige, deren Stil bis ins einzelnste geprüft wird, kommt Schubart zu dem Ergebnis, daß in den meisten Königsbriefen der Kanzleistil und nur in wenigen ein persönlicher Stil zu erkennen ist, daß aber auch beim Kanzleistil bald große Sprachgewandtheit, bald große Schwerfälligkeit zutage tritt. Eine Entwicklung des Kanzleistils läßt sich in keinem Falle in den drei Jahrhunderten erkennen, und um örtliche Unterschiede nachzuweisen, reicht das Material nicht aus. Ein Verzeichnis der Briefe hellenistischer Könige beschließt den Aufsatz. — (348) **R. Feist, J. Partsch, F. Pringsheim, Ed. Schwartz**, Zu den ptolemäischen Prozeßurkunden. Neue Lesungen und Erklärungen zu P. Hal. I, P. Hib. I 30 d; 92, zu einer großen Zahl der Magdola Papyri (P. Lille I), P. Petr. III 25 und Ditt. Syll[2] 512. — (360) **U. Wilcken**, Referat über Papyrus-Urkunden (eingeleitet durch einen Nachruf auf die während des Krieges gefallenen oder gestorbenen Papyrusforscher und Historiker) mit einem Nachtrag zu den 21 Kairener Zenon-Papyri, die von C. C. Edgar in den Annales du service des Antiquités XVIII veröffentlicht sind. — (447) Register.

Indogerm. Forschungen. XXXIX, 1/2.

(1) **Ph. Wegener**, Der Wortsatz. „Wundts Anschauung, die Sprachwerte müßten sich aus zweigliedrigen Satzganzen erst im Laufe der Sprachentwicklung ausgelöst haben, folgt in keiner Weise aus der Tatsache der Priorität des Satzes vor dem Worte." Gliederung und Beschreibung der Wortsätze. — (26) **K. Brugmann**, Das gotische *-ada-* Passivum. Lehnt Verbindung mit gr. -εται ab; vielleicht alter Akkus. eines Verbalabstraktums [?]. — (62) **F. Holthausen**, Wortdeutungen. (Deutung von 46 Wörtern, darunter πτέλας, ἀσπίς „Natter", λίθος, κρέμβαλα, χαλάω, lat. *canis*, *cibus*, *Gradivus*, *dautia*, *cuspis*.) — (74) **A. Walde**, Lateinische Ety-

mologien. 1. *fornix* zu *fornus*, der Ofen war kuppelförmig. 2. *forum* eigentl. „umfriedigender Raum“ zu *forus* „Planke“, ahd. *bara* „Schranke“. 3. *fusus* eigentl. „Kreisel“ zu *fundere*. 4. *petiolus*, falsch geschrieben statt *peciolus* (**pedciolus*. 4. *paelex* aus einem griechischen Dialekt, der *παῖλαξ für πάλλαξ sprach. 5. *paro* „Barke“ über παρών aus dem Illyrischen entlehnt. 6. *paricidas* ist Abstraktum „Verwandtenmord“; dann kann *hosticapas* auch nicht Nom. der 1. Deklin. sein. 7. *decrepitus* zu *crepare* „platzen“. 8. *portio* erhielt sein *o* aus der Verbindung *pro portione* aus *pro partione*. — **J. Friedrich**, Die altpersische Stelle in Aristophanes Acharnern. ι αρταμανε Ξαρξας απιαονα σατρα = *hy' artamanā Xarxas abiy Yaunā xšaϑrā* „der frommgesinnte Xerxes an das attische Reich“. — (102) **J. Friedrich**, Καρχηδών und *Carthago*. Aus **Karthādōn* läßt sich mit Hilfe von Dissimilation und Nahassimilation *Καρχᾱδών und mit Hilfe von Dissimilation und Fernassimilation *Carthago* herleiten. [?] — (105) **G. Bergmann**, Lat. *pica*, *picus*, nach der langen Schwanzfeder benannt, zu *spīca* gehörig. — (105) **L. Spitzer**, Albanisches. — (113) **J. Loewenthal**, Anord. *Loki*. — (114) **K. Brugmann**, Zur Geschichte des Ausrufungssatzes im Griechischen. σα- in σαφής, σάτυρος, σαβύτος, σαβαρίχη ist das aus **q^u^ia-* entstandene Fragepronomen. Die Wörter bedeuten also „wie deutlich! = sehr deutlich, mit starkem Penis cf. τίτυρος, mit starkem γυναικεῖον αἰδοῖον“, usw. — (122) **J. Bruch**, Nhd. *Attich*, ein keltisches Lehnwort. — (123) **E. Kieckers**, Zu mittelkymrisch *heb* „sagte er“. — (125) **E. Kieckers**, Zum Accusativus absolutus im Gotischen. — (126) **E. Kieckers**, Zur 1. sing. ind. praes. im Altbulgarischen. — (127) **F. Kluge**, Griechisch δέσποινα, hat *t* in der Lautgruppe *tnį* verloren wie ahd. *zeinan* = got. *taiknyan* sein *k*. — (129) **F. Kluge**, Τυρταῖος „der Vierte“. — (130) **K. Brugmann**, Dissimilation bei *garderobe* und *parterre*. — (130) **E. Schwyzer**, Zu JF 38, 165 f. Erhaltende Wirkung nichtindogermanischer Sprachen.

Orientalistische Literaturzeitung. XXIII 9/10.

(193) **F. X. Steinmetzer**, Bemerkungen zu den babylonischen Grenzsteinurkunden (Schluß) — (200) **F. Stummer**, Zur ud-dam-ki-ám-uš-Serie. Verbesserungsvorschläge zur Übersetzung dieses Textes. — (204) **O. Schroeder**, ummânu = Chef der Staatskanzlei? Zu KAV No. 216. Die assyrischen Könige, die zugleich Könige von Babel waren, hatten zwei ummânus. — (207) **E. Herzfeld**, Archäologische Parerga. IV. Die assyrische Säule. Die beiden kleinen Säulen in der Gebetsnische der Moschee des Nûr al-din in Ḥamah sind Beutestücke. Dementsprechend sind auch die Nummern 15—17 in der bekannten Stelenreihe von Assur als aus einem Heiligtume des aramäisch-hettitischen Kulturkreises geraubte Teile eines Heiligtums zu deuten. Assyrische Säulen hat es also nie gegeben.

Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft. XIX, 2.

(49) Erwin Preuschen † 25. Mai 1920. — (50) **W. Bousset**, Zur Hadesfahrt Christi. Verteidigt gegen Carl Schmidt (Gespräche Jesu mit seinen Jüngern) seine früher geäußerte Meinung, daß hier ein orientalischer Mythos frühzeitig in den christlichen Glauben eingedrungen sei und zwei Ströme zu unterscheiden seien: die bei den Kirchenvätern herrschende Vorstellung von der Hadespredigt und die mehr unliterarische volkstümliche Überlieferung von dem Kampf des Erlöserheros mit den Dämonen der Tiefe. 1. Petr. 3, 19; 2. Petr. 2, 6; Jud. 6 deuten auf die zweite Linie, deren Herkunft ein neubabylonischer Text, von Pinches in Proc. of the Soc. of Bibl. Arch. XXX, 1908, S. 59 ff. veröffentlicht, ahnen läßt. — (67) **W. Hadorn**, Die Abfassung der Thessalonicherbriefe auf der dritten Missionsreise und der Kanon des Marcion. Die früher vorgebrachten Gründe werden durch die Reihenfolge der paulinischen Briefe im Kanon des Marcion bestätigt. — (72) **A. Kurfefs**, Platos Timaeus in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. Der Kaiser hat seine Rede lateinisch verfaßt und offenbar den Timaeus in Ciceros Übersetzung gelesen. Die Rede ist sicher echt und etwa Ostern 313 abgeschickt. — (81) **H. Koch**, Zur Geschichte des monarchischen Episkopates. Weist mehrere Fälle nach, in denen zwei Bischöfe nebeneinander in einer Stadt tätig waren (Jerusalem, Caesarea, Thmuis, Hippo). Erst allmählich hat sich der monarchische Episkopat durchgesetzt. — (85) **L. von Sybel**, Ξύλον ζωῆς. Die ikonographischen Darstellungen zeigen, wohl auf ein Jerusalemer Vorbild zurückgehend, das Marterholz als Blätter treibenden Stamm; daher der Name. — (91) **K. Koehler**, Zu Mt. 5, 22. Weist die textgeschichtliche Entstehung der Stelle nach. ῥακά = griech. μωρέ, also, wie Hieronymus wollte, Dummkopf. — (96) **F. Perles**, Zwei Übersetzungsfehler im Text der Evangelien. Mt. 8, 22 muß heißen: „Laßt die Toten ihrem Totengräber;“ Luc. 14, 35: „es taugt nicht zum Würzen und nicht zum Düngen.“

Zeitschrift f. vergleichende Sprachforschung, IL, 3/4.

(129) **H. Jacobsohn**, Zwei Probleme der gotischen Lautgeschichte. II. Zum gotischen Satzsandhi. — (219) **H. Möller**, Zur Vorgeschichte des indogermanischen Genetivs sing. Enthält Phantasien über das Aussehen des Genetivs in einer indogermanisch-semitischen Ursprache. — (230) **H. Möller**, *Dann* und *wann*. Zu unterscheiden got. *þan* = lat. *tum* und *þana-* aus **tona*, idg. Instrumental. Ahd. *danne* aus **tonąoi* „in dem nun“, *hwanne* aus **k^u^onąoi* „in welchem nun“ (??). — (232) **W. Schulze**, Lit. *piemenisp.* — (233) **H. Lüders**, Pali *uddiyāna*. — (236) **H. Lüders**, Pali *dhītā*. — (251) **R. Trautmann**, Die litauischen Adverbia auf *-ai* und die slavischen Adverbia auf *-ě*. — (252) **W. Schulze**, got. *hliftus*, nicht mit κλέπτης zu verbinden, sondern altes Ab-

straktum. — (253) J. Hopfner, Zwei Götternamen. 1. *Apollon.* Als „Angler" erklärt und zu lat. *oculus* gestellt (??). 2. *Hercules Recaranus.* Ein keltischer Gott „Furchen + Bach + Mann" (??). — (259) W. Schulze, Ahd. *suom* und *womba.* — (200/1) Sach- und Wortregister.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Vom Altertum zur Gegenwart: *Geogr. Z.* 26, 6 S. 196. 'Die Geographie wird von Partsch in gewohnter Meisterschaft behandelt'. Im übrigen äußert Bedenken *Hettner.*

Barry, G. D., The Inspiration and Authority of Holy Scripture: *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 148. 'Brauchbare Materialsammlung, aber verfehlt bearbeitet'. *A. Pott.*

Beer, G., Die soziale und religiöse Stellung der Frau im israelitischen Altertum: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 172. 'Kann aufs wärmste empfohlen werden'. *W. Nowack.*

Bertholet, A., Kulturgeschichte Israels: *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 147. 'Für jeden gebildeten Theologen unentbehrlich'. *W. Nowack.*

Bischoff, E., Die Kabbalah: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 173. 'Wohlgelungen'. *H. L. Strack.*

Bunge, C., Das Wissen vom Atom bei den alten Kulturvölkern: *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 146. 'Lehrreiche Untersuchung, aber verfehlt'. *A. Titius.*

Burnet, J., L'Aurore de la Philosophie grecque. Edit. franç. par A. Reymond: *Bull. bibl. du Mus. Belge* 19/24, 1—3 S. 8 ff. 'Selbständig, klar, methodisch, tief'. *A. Delatte.*

Bywater, J., Four Centuries of Greek learning in England: *Museum* 28, 1 S. 17. Kurze Anzeige des besonders schön gedruckten Buches, das sich angenehm liest, von *D. C. Hesseling.*

Casto, G. D., Matthews Sayings of Jesus: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 173. 'Lichtvolle und brauchbare Untersuchung der komplizierten Probleme'. *H. J. Cadbury.*

Delitzsch, Fr, Die große Täuschung: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 169. 'Der Verfasser hat von Wellhausen nichts gelernt und verzeichnet die Wirklichkeit'. *J. Meinhold.*

Dieckmann, H., Die effektive Mitregentschaft des Tiberius: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 173. 'Gründlicher, das ganze Material verwertender Aufsatz'. *O. Holtzmann.*

Euclid in Greek. B. I, with introd. a. notes by Th. L. Heath: *L.-Z.* 47, Sp. 889. 'Für die griechische Lektüre der älteren Schüler und der Studenten, welche Griechisch gelernt haben, herausgegeben mit guten Anmerkungen und verdienstlicher Einleitung'. *E. Hoppe.*

Foucart, P., Le culte des Héros chez les Grecs (Extr. de Mém. d. l'Ac. d. Inscr. et B.-L. XLII): *Museum* 28, 2 S. 41. Verf. geht aus von der Behauptung: les héros ne sont pas anciens Dieux déchus de leur dignité, zu deren Begründung er die Gestalten Erechtheus, Pandrosos, Hyakinthos, Lykurgos behandelt. Gegenüber der neueren deutschen Hyperkritik, die die Existenz eines Lykurgos leugnet, gibt er den Rat, sich nicht zu sehr in die Subtilitäten dieser Sophistik zu vertiefen, sondern sich direkt an die alten Quellen zu halten. Übrigens liest man die angenehm geschriebene Abhandlung nicht ohne Gewinn und Befriedigung. *J. Vürtheim.*

Fowler, W. Warde, La vie sociale à Rome au temps de Cicéron. Trad. par A. Biaudet: *Bull. bibl. du Mus Belge* 19/24, 1—3 S. 14 f. Anerkannt von *E. Remy.*

Geffcken, J., Das Christentum im Kampf und Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt. 3 Aufl. *Museum* 28, 1 S 21. Die neue Auflage zeigt eine völlige Neugestaltung infolge der fortgesetzten Erweiterung der religions-geschichtlichen Studien des Verf. Vieles ist gestrichen, vieles neu hinzugefügt worden. Als Hauptteile werden unterschieden: Die religions-philosophische Kultur der griechisch-römischen Welt beim Eintritt des Christentums; die Stellung des alten Christentums zu den anderen Religionen; die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern; die äußeren Verfolgungen; der Sieg des Christentums ist ein Werdeprozeß. Das Christentum bleibt ebensowenig wie das Heidentum dasselbe. Es hat alle Feinde überwunden, nicht ohne in manchen Kompromissen dem Zeitgeiste sich anzubequemen. Populär, aber gediegen. *H. U. Meyboom.*

Das Gopatha Brāhmana, hrg. v. Diercke-Gaastra *Museum* 28, 2 S. 26. Der ausführlichen Besprechung sind einige allgemeine Bemerkungen über die Bedeutung der Brāhmana-Literatur und die Verdienste vorausgeschickt, die sich Caland und seine Schüler erworben haben. Trotz der Bemühungen Bloomfields, Calands und Gaastras bleibt das Gopatha Brāhmana ein schwieriger Text, der in vieler Hinsicht die Beschäftigung mit ihm lohnt. Mögen der hübschen, sachkundigen Ausgabe noch weitere erklärende und kritische Studien folgen! *B. Faddegon.*

Heisenberg, A., Neu-Griechenland: *Geogr. Z.* 26, 1/2 S. 57 f. 'Tüchtige enzyklopädisch-landeskundliche Darstellung'. *O. Maull.*

Jaeger, W. W., Nemesis von Emesa: *Bull. bibl. du Mus. Belge* 19/24, 1—3 S. 13 f. 'Ernster Fortschritt'. *J. Misson.*

Juster, J., Les Juifs dans l'Empire romain, leur condition juridique, économique et sociale, 2 vol.: *Bull. bibl. du Mus. Belge* 19/24, 1—3 S. 15 ff. 'Bietet reiche Belehrung'. *J. W.*

Kaufmann, C. M., Die hl. Stadt der Wüste: *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 150. 'Der Archäologe wird auch hieraus Stoff für seine Studien entnehmen'. *H. Lietzmann.*

Kern, O., Orpheus, eine religionsgeschichtliche Untersuchung mit einem Beitrag von Josef Strzygowski: *Museum* 28, 1 S. 18. Zeigt den Einfluß des ἀρχηγέτης Carl Robert, der am 8. März 1920

seinen 70. Geburtstag begeht und dessen Bild das Werk schmückt. Schon in seiner Universitätsrede „Reformen der griechischen Religion" (Halle, 27. Jan. 1918) hatte Kern erklärt: „Die Orphiker zogen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, hatten nirgends eine wirkliche Heimat: Wanderpropheten." In dem neuen Werk heißt es: ὀρφός muß den Sinn „verlassen" haben. Orpheus ist der Sohn des οἴαγρος, d. h. desjenigen, der einsam (οἶος) auf dem Felde lebt. Die ganze Orpheusgestalt ist die Schöpfung einer Kulturgemeinschaft, die einsame Pfade wandelte. *J. Vürtheim.*

v. **Keyserling, Graf H.**, Das Reisetagebuch eines Philosophen. 3. Aufl.: *Hist. Z.* 123, 1 S. 90 ff. 'Kein Historiker wird dieses seltsame Buch lesen, ohne seinen Gegenständen etwas verändert gegenüberzutreten'. *Troeltsch.*

v. **Kiesling, H.**, Damaskus. Altes und Neues aus Syrien: *Hist. Z.* 123, 1 S. 144 ff. 'Sei allen, die sich für Kultur und Kunst des Orients interessieren, empfohlen'. *E. Littmann.* — *Geogr. Z.* 26, 6 S. 197 f. 'Was der Verf. selbst betrachtet hat, ist anschaulich und lebendig geschildert'. *C. Uhlig.* — *Museum* 28, 1 S. 22. Verf. hat als Offizier des deutschen Generalstabes während des Krieges einige Zeit im Orient zugebracht. Sein Buch hält die Mitte zwischen der Beschreibung eines Touristen und einem wissenschaftlichen Werk. Wäre es von einem Orientalisten geschrieben, so würde es in vieler Beziehung anders aussehen. Nach einer allgemeinen Einleitung, die eine kurze Übersicht über die Geschichte der Stadt und ihre Bevölkerung gibt, werden die bemerkenswerten Bauten und Reste von Bauten aus den verschiedenen Perioden beschrieben. *A. J. Wensinck.*

Kullnick, M., Die Neuordnung des deutschen Schulwesens und das Reichsschulamt: *D. L.-Z.* 42 Sp. 645 ff. ‚Macht Vorschläge zur Neuordnung des gesamten Schulwesens'. *E. Samter.*

Lichtenstein, M., Das Wort נפש in der Bibel: *Museum* 28, 1 S. 8. Die Schrift ist entstanden angeregt durch die Preisaufgabe der Berliner theol. Fakultät: „Das Leben nach dem Tode nach den Anschauungen des Alten Testaments und die Entwicklung der Bedeutung des Wortes נפש." Verf. behandelt nur den zweiten Teil der Aufgabe. Bei der Schwierigkeit der Aufgabe, zumal da wir nur einen kleinen Teil der israelitischen Literatur besitzen, ist es nicht zu verwundern, daß Lichtensteins Darlegungen von unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen wimmeln. Außer den vielen Bedeutungen, die jedes hebräische Wörterbuch angibt (Atem, Hauch, Duft; Seele, Gemüt, Empfindung, Leben; Lebewesen, Person, jemand, selbst), hat es an einigen Stellen ohne jeden Zusatz geradezu die Bedeutung „Leichnam". Hieraus wird von Lichtenstein, freilich mit Bedenken, der noch merkwürdigere Gebrauch des Wortes im Neuhebräischen erklärt, worin es Grabstein, Leichenstein bedeutet. (Levy in seinem „Neuhebräischen und Chaldäischen Wörterbuch" gibt eine unhaltbare Erklärung.) Noch sonderbarer ist, daß das Wort nicht nur für „Grabstein", sondern noch für andere Denkmäler (Monumente) gebraucht wird. Doch darein vertieft sich Lichtenstein nicht. Es ist selbstverständlich, daß, wenn ein tüchtiger Mann zahllose Stellen unter Verwendung der besten Kommentare bespricht, wir auch gute Bemerkungen zu lesen bekommen. Besonders lesenswert ist, was S. 10—25 über das Blut als Sitz des Lebens gesagt wird. *H. Oort.*

Litt, Th., Geschichte und Leben: *Hist. Z.* 123, 1 S. 86 ff. 'Unter Wahrung des abweichenden Standpunkts aufs wärmste zur Lektüre empfohlen' von *G. v. Below.*

Titi Livi ab urbe condita recognoverunt et adnotatione critica instruxerunt C. F. Walters et R. S. Conway. Tom. II. Libri VI—X: *Museum* 28, 1 S. 7. Dieser Band zeigt dieselben eigenartigen Vorzüge und Nachteile wie der erste, der 1915 (April) besprochen ist. Einerseits klammern sich die Herausgeber bisweilen gar zu ängstlich an die Überlieferung der Hss, anderseits schrecken sie mitunter nicht vor etwas gewaltsamen Heilungsversuchen zurück. Die Interpretation ist nicht ihre stärkste Seite. Bisweilen (vgl. Liv. X, 43, 13; dazu The Class. Quarterly XII, 1908, S. 118) legen sie einem Worte eine besondere Bedeutung bei, die es erst durch die Verbindung bekommt in der es steht. *J. W. Lely.*

Löwe-Clerve, F., Die Philosophie des Anaxagoras: *Arch. f. Gesch. d. Philos.* 33, 1/2. S. 80 f. 'Es wird, gezeigt, daß der νοῦς tatsächlich Mittelpunkt der Anschauungen des Anaxagoras bildet'. *Jegel.*

v. **Martin, A.**, Coluccio Salutati und das humanistische Lebensideal: *Arch. f. Gesch. d. Philos.* 33, 1/2 S. 93 f. 'Wird eine feinsinnige psychologische Zergliederung des ganzen Zeitraumes'. *Jegel.*

Meyer, E., Caesars Monarchie und das Principat des Pompejus. 2. A.: *Riv. di Cultura* I, 1 S. 34 ff. 'Weite des Blicks vereinigt mit tiefstem kritischen Eindringen'. *V. Costanzi.*

Meyer, H., Natur und Kunst bei Aristoteles: *Museum* 28, 2 S. 25. Kurzer Bericht mit einigen Ausstellungen, die dem Wert der Schrift keinen Abbruch tun. *J. M. Fraenkel.*

Müller, H. F., Dionysios, Proklos, Plotinos: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 178. 'Sehr ergiebig, willkommene Vorarbeit'. *H. Windisch.*

Münzer, F., Römische Adelsparteien und Adelsfamilien: *Hist. Z.* 123, 1 S. 1 ff. 'Überaus scharfsinnige Forschungen'. *M. Gelzer.*

Pareti, L., Storia di Sparta arcaica. P. I: Dalle origini alla conquista spartana della Messenia: *L.-Z.* 47 Sp. 885 f. 'Trotz aller Bedenken liest sich das fesselnd geschriebene Buch mit vielem Interesse und darf zur bequemen Orientierung empfohlen werden'. *E. von Stern.*

Pfeiffer, R., Die Meistersingerschule in Augsburg und der Homerübersetzer Johannes Spreng: *L.-Z.* 47 Sp. 890 f. 'Hauptwert des Buches sieht im ersten Teil und hätte da weit ausführlichere Darstellung gern gesehen' *W. Stammler.*

Philodemi περὶ παρρησίας: *Arch. f. Gesch. d. Philos.* 33, 1/2 S. 132 f. 'Mustergültige Ausgabe'. *B. Jordan.*

Reinhard, K., Solonselegie εἰς ἑαυτόν: *Arch. f. Gesch. d. Philos.* 33, 1/2 S. 79 f. 'Stellt die Elegie feinsinnig in den großen Zusammenhang solonischer und verwandter Gedanken'. *Jegel.*

Rohrbach, P., Armenien: *Geogr. Z.* 26, 7/8 S. 252: 'Inhalt ist mehr politisch und kulturhistorisch'. *H. Zimmerer.*

Schmidt, K., Am Anfang war das Wort: *Th.L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 145. 'Es ist ausgeschlossen, auf diesem Wege in die Entstehungsgeschichte der griechischen Mythologie einzudringen'. *E. Hautsch.*

Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung II, 3: *Museum* 28, 2 S. 31. Ausführliche Anzeige der bedeutenden Lieferung von *W. Koch.*

Schmidt, T., Der Leib Christi (Σῶμα Χριστοῦ): *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 148. 'Reifes, wissenschaftliches Werk'. *E. v. Dobschütz.*

Schopf, E., Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis. Ein Beitrag zur Beurteilung ihres Wesens und ihres Verlaufes und zur Kenntnis der Vulgärsprache in den lateinischen Inschriften der römischen Kaiserzeit: *Museum* 28, 1 S. 1. In seinem ausführlichen Bericht erkennt der Berichterstatter den Scharfsinn, die Vielseitigkeit und Gewissenhaftigkeit des Verfassers an, widerspricht aber manchen Anschauungen und stellt sich Schopf gegenüber auf Seiten Brugmanns. *Jos. Schrijnen.*

Schrijnen, Ig., (Met mede merking van O. van der Hagen, W. Pompe en H. Vroom), Uit het leven der oude Kerk: *Museum* 28, 1 S. 20. Angezeigt von *F. Pijper.*

Schubring, W., Vavahāra- und Nisīha-Sutta und Das Mahānisīha-Sutta: *D. L.-Z.* 42 Sp. 649 f. 'Die Tätigkeit Sch.s hilft Grundlagen zu liefern'. *H. Oldenberg †.*

Schuchhardt, C., Alt-Europa in seiner Kultur- und Stilentwicklung: *Geogr. Z.* 26, 3 S. 101. 'Gibt in großen Zügen ein Bild der Vorgeschichte Europas, der Fachmann wird zu vorsichtiger Benutzung raten'. *E. Wahle.*

Schultze, V., Grundriß der christlichen Archäologie: *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 149. 'Wird sich auch für den selbständigen Forscher nutzbringend erweisen'. *E. Hennecke.*

Schwartz, E., Das Geschichtswerk des Thukydides: *Museum* 28, 1 S. 5. Möge das vortreffliche Buch von Schwartz auch in Holland seinen Platz finden, den es reichlich verdient. *J. Vürtheim.*

Smyth, J. P., Our Bible in the Making as seen by modern Research: *Th. L.-Ztg.* XLV 13/14 S. 146. 'Wird seinen Hauptzweck erreichen'. *G. Beer.*

Vogels, H. J., Beiträge zur Geschichte des Diatessaron im Abendland: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 173. 'In zielsicherer Methodik gearbeitet'. *H. v. Soden.*

Wenzel, H., Christoph Meiners als Religionshistoriker: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 169. 'Eindringende Darstellung'. *A. Titius.*

Wundt, M., Plotin: *Th. L.-Ztg.* XLV 15/16 S. 177. 'Enthält sehr viel Treffendes'. *H. Windisch.*

Mitteilungen.

Zu Tacitus und Apuleius.

Nicht zu ändern, sondern zu ergänzen ist die Überlief. Tac. Ann. VI 21, 11 (Thrasullus) haerere primo, d e i n p a v e s c e ⟨r e r e p e⟩ n t e; mit der nämlichen Wortfolge sagt Cic. ad Fam. VI 12, 1 nec sum tam stultus, ut te usura falsi gaudii frui velim, d e i n d e f r a n g i r e p e n t e (ähnlich Liv. XLIII 2, 11 dilectum habere instituit, dein repente . . abiit; Verg. Aen. VIII 238 (silicem) solvit radicibus, inde repente impulit). Tac. stellt repente wie oben hinter das Verb oder Partizip Ann. I 63,4 vertit repente u. ö. — Liv. IV 61, 4 und XXIII 37, 7 repentinus pavor; Sall. Jug. 106, 2 repente . . pavens.

Auch Tac. Germ. 20, 10 sind einige Buchstaben ausgefallen: quidam (sororum filios) in accipiendis obsidibus magis exigunt, tamquam et ⟨v⟩ i n ⟨c i a n t⟩ [1]) animum firmius et domum latius teneant; ⟨v⟩in⟨ciant⟩—teneant betonen die starke Bindung und bilden die äußeren Glieder des Chiasmus wie Germ. 13, 17 expetuntur legationibus et muneribus ornantur; 32, 5 instituere maiores, posteri imitantur (vgl. u. a. auch Ann. XII 47, 6 implicare dextras pollicesque inter se vincire). Überhaupt werden besonders synonyme Verba chiastisch gestellt, zum Beispiel Cic. pro Rosc. Am. 2, 6 deleatis suspicionem metumque tollatis; 11, 31 immineant terrores periculaque impendeant; ad Brut. II 7 in. repressimus impetum ardoremque restinximus; Apul. Apol. p. 94, 1 Helm exprobret stupra et amores obiectet; innere Glieder sind sie Liv. V 6, 14 auctores signa deserendi et relinquendi castra; Ovid. Met. XIII 106 insidias prodet manifestabitque latentem; Apul. Met. V 25 fin. luctum desine et pone maerorem!

Apul. Apol. 68 (p. 77, 1)[2]) ist ohne Zweifel zu schreiben: puerorum avus invitam eam (Aemiliam Pudentillam) conciliare studebat t e t e r ⟨r⟩ u m ⟨e⟩ (überlief. c e t e r u m) filio suo Sicinio Claro eoque ceteros procos absterrebat: der Pudentilla einen

---

[1]) Weniger leicht, weil animum folgt, ist die Ergänzung in⟨ligent⟩ (P. Voß); sie entspricht auch nicht dem Sprachgebrauch des Tac., der vincire (devincire) animum sagt: Ann. IV 10, 4; XII 64, 18 wie zum Beispiel Cic. Tusc. II 21, 48 (pars animi mollis) vinciatur et constringatur: Caes. Civ. I 39, 4 pignore animos c. devinxit.

[2]) Die zu den Apuleiusstellen angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Helm-Thomas.

Gatten wider ihren Willen aufzudrängen war ein häßliches Beginnen. Veranlaßt wurde die Verderbnis durch die Endung — ume (vgl. Metam. p. 275, 5 pulcherrume; 277, 2 celerrume; 168, 12 acerrumas; 205,22 proxumi und die Belege für optumus in d. praefat. von Thomas p. VIII, Anm. 3); die Nachstellung des Adverbs (studebat teterrume) ist Apul. eigentümlich (zum Beispiel Met. p. 245, 18 complexus artissime; 258, 4 pervadit aegerrime), das Adjekt. taeter bei ihm nicht selten (zum Beispiel Apol. p. 19, 11 teterrimum os; 27, 20 teterrimam faciem) und steht auch von Zuständen oder Leidenschaften wie Metam. p. 229, 9 taeterrima formido; cupiditates (Cic. Off. III 8, 36), libido (Horat. Sat. I 2, 33) adfectus (Sen. Dial. V 41, 4); das Adverb findet sich Cic. ad Att. VII 12, 2 istum ... omnia teterrime facturum; ad Brut. II 4 se gerere teterrime u. ö.

Apul. liebt Wortspiele wie Apol. p. 17, 29 iurganti — obiurganti, 35, 18 fundo — profundo, 59, 2 corpore — corde, 73, 12 ignoscendi — cognoscendi, 114, 15 revereri — vereri; demnach ist Apol. cap. 75 (p. 84, 8) inter virum et uxorem non tam ⟨confusio quam⟩ conlusio (Helm: non t. ⟨concordia quam⟩ c.) und cap. 91 (p. 101, 14) modicam dotem neque eam datam, sed tantum modo ⟨commodatam (Helm: ⟨creditam⟩) zu ergänzen; zur ersten Einfüg. vgl Cic. Legg. frgm. 1 (Lactant. J. D. V 8, 10) homines inter se natura confusi pravitate dissentiunt; Flor. Epit. I 34 (II 19, 5) iuncta inter se sunt omnia atque confusa; Cic. Fin. V 23. 67 coniunctio confusioque virtutum; Hilar. in psalm. 121, 5 corporum confusio; zur zweiten: Sen. Benef. III 7, 3 non dat, sed commodat; cod. Justin. X 6.2 commodaverit ac dederit.

Leichte Ergänzungen nehme ich vor Apul. Florid 16 (p. 30, 2) id egone scirem ac praedicare ⟨cessare⟩m? (vgl. Metam. p. 64, 8 tune non cessas ... surripere? und zahlreiche Belege über cessare mit Infin in Fragesätz. Thes. L. L. III 962, 6) und de Plat. I 3 (p. 84, 20) Plato ad Indos et Magos intendisset animum, nisi tunc eum bella vetuissent cale⟨ntia; dialec⟩tica (Goldbacher schreibt nur dialectica statt caletica) quapropter inventa ... exsecutus et q. s. — Reminiszenz an den Apol. p. 12, 1 erwähnten Tibull I 10, 53 Veneris tunc bella calent? (quapropter dem ersten Worte nachgestellt auch de Plat. p. 104, 11 u. 107, 5).

Ein seltenes Wort ging verloren de Plat. II 15 (p. 118, 8) indulgentia cupidines *laboratae ... exardescunt, wofür vaporatae zu schreiben ist, wie Tertull. Cult. Fem. I 2 libidinum vaporata momenta zeigt (Apul. selbst hat dieses Partizip de Mund. p. 139, 7 partes vaporatae u. 165, 22 vaporatis stellis), ebenso de Plat. II 24 (p. 128, 1) civitatem esse *coniunctam inter se hominum, wofür einfach coniunctum herzustellen ist, wie Cic. Fin. III 20, 65 nos ad coniunctionem congregationemque hominum ... esse natos zeigt; das Substantiv coniunctus (nachgewiesen Varr. L. L. X. 24 und Digest. XXXII 91, 4) steht für coniunctio wie de Mund. p. 165, 4 circumactu statt circumactione, de D. Socrat. p. 18, 17 defluxus st. defluxio; Florid. p. 24, 11 adgnitus st. agnitiones (s. comm. crit.) u. ö.

de Plat. II 16 (p. 119, 9) lies: inmoderatum ingenium, in quaecumque proruerit, modum non habet atque ideo semper ei aut deest aliquid aut redundat; hinc ciusmodi hominis ⟨quas⟩i amor omni tenore corruptus, quod non solum effrenatis cupiditatibus et inexplebili siti haurire havet (überlief. h. habet; vulg. avet) omnia genera voluptatis, sed quod ipso etiam formae iudicio inrationabili errore distrahitur. — So maßloser Leidenschaft kommt die Bezeichnung amor eigentlich nicht zu; daher tritt ⟨quas⟩i entschuldigend zu amor, vgl. zum Beispiel Cic. Orat. 16, 53 orationis quasi maestitia; ibid. 40, 139 dicendi quasi virtutes; Sen. Nat. Qu. II 3, 2 pars est nostri oculus, manus ... rursus quasi pars est sanguis. — Zu havet: Apul. Mund. p. 172, 3 heiulantem; Metam. 175, 3 heiulans; ibid. 75, 1 holeribus; 23, 13 u. ö. cohærceri sowie Lindsay, Die lat. Spr., Kap. II § 57 (S. 65).

Eine Tilgung der nämlichen Art, wie Thomas [Apul.] Asclep. p. 58, 21 ordinem necessitatis lege conscriptum aeterna [lege] constituit vornahm, heilt de Plat. II 28 (p. 133, 22) tyrannis ... tunc oritur, cum is qui leges contumacia sua ruperit, simili[leg]um coniuratione adoptatus imperium invaserit an beiden Stellen ist lege, bezw. leg aus dem Vorher(gehenden wiederholt). — Zu similium „Gleichgesinnter Anhänger" vgl. Apol. p. 104, 8 Rufino et similibus; lib. de vir. illustr. 12, 4 (Mucius) ait trecentos adversus eum (Porsennam) similes coniuravisse; ähnl. Liv. III 46, 4 Icilio similibusque Icili; Vell. II 91, 3 Rufus Egnatius ... adgregatis simillimis sibi interimere Caesarem statuit.

München. Fritz Walter.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

D. G. Hogarth, Hittite Seals with particular Reference to the Ashmolean Collection. Oxford, Clarendon Press. 3 L. 13 sh.

Die Perser des Aischylos. Übers. v. W. Leyhausen. 2. A. Köln u Leipzig, Salm-Verlag. 4 M. 80.

Die Oresteia des Aischylos. Für die deutsche Bühne bearb. und in Worte gesetzt v. J. Tralow. Köln, Salm-Verlag. 5 M. 70.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1919. Vol. I. Cleveland, Adelbert College.

V. Macchioro, Zagreus. Studi sull' Orfismo. Bari, Laterza & Figli.

P. Scheuermeier, Einige Bezeichnungen für den Begriff Höhle in den romanischen Alpendialekten. Halle a. S, Niemeyer. 24 M.

B. A. Betzinger u. R. Kurth, Rumänische Sprachbrücke. Leipzig, Holtze's Nachf. 3 M. 60.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 8. Januar. 1921. №. 2.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

The Oedipus Tyrannus of Sophocles. Translated and explained by **J. T. Sheppard**. Cambridge 1920, University press. LXXIX, 178 S. 8.

In dieser Ausgabe, in welcher dem Text die Übersetzung zur Seite steht, will der Verf. durch eine zwar freie und leicht verständliche, aber doch genaue und zuverlässige Wiedergabe des Textes und durch die nachfolgende Erklärung, welche die Gedanken mehr nach der ethischen, kulturgeschichtlichen und psychologischen als nach der ästhetischen Seite erläutert, dem Leser zum Verständnis bringen, welchen Eigenschaften und Mitteln Sophokles seine Erfolge verdankte. Man kann dem Verf. bezeugen, daß er der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gerecht geworden ist und daß auch für die wissenschaftliche Auffassung des Stücks mancher Gewinn abfällt. Die Art der Übertragung sei gekennzeichnet durch folgende Stelle (497—504): The only Wise, Zeus and Apollo, know Truth and the way of man. They know! Can a prophet know? Can a man know more than common men? No proof is found. Yet a man may be wiser, I know, than his fellow. Nicht immer ist das löbliche Bestreben, die eine oder andere Stelle zu besserem Verständnis zu bringen, geglückt. So wird in der einleitenden Ausführung über Sophrosyne Gewicht gelegt auf die neue Auffassung von οὐ καιρὸς ἀεὶ ζῆν, βίου κτέ. 1513: where fortune's modest measure is. Die Worte können nach dem Zusammenhang, wenn der Text so richtig ist, nichts anderes bedeuten als: „wo es immer günstig zu leben ist". Dem Artikel über Sophrosyne gehen die Artikel über „Unschuld des Oedipus" und „Der Tyrann" voraus. Man muß aber nicht fragen, ist Ödipus unschuldig?, sondern wie hat es der Dichter angefangen, um die in der Sage feststehende Selbstverstümmelung des Ödipus in dem Temperament (vgl. 617) und dem Charakter des Helden sowie in dem Verhältnis zu anderen Personen (Volk, Tiresias, Kreon, Jokaste) zu begründen. Vgl. Einleitung meiner Ausgabe (1914 6). Die grammatische und textkritische Seite der Ausgabe bietet manchen Anlaß zur Beanstandung. Wenn 159 oder 1135 Änderungen des Textes abgelehnt werden, so hätte das in der Luft hängende Partizip κεκλόμενος oder der Akk. τὸν Κιθαιρῶνος τόπον (1134) einer Erklärung oder Rechtfertigung bedurft. Der überlieferte Optativ ὡς πυθοίμεθα O. K. 11 soll sich als Reminiszenz an O. T. 71 ὡς πύθοιτο rechtfertigen. In O. T. 1101 ist wieder das unglückliche τις (εὐνάτειρά τις) eingesetzt, so daß die Emendation von αὔριον 1090 (Hesych ἦρι αὔριον) verkannt werden mußte. Das Schlimmste ist die in den Text gesetzte eigene Konjektur 876 ἀκρότατά τις δ' ἀναβάς. Was liegt näher als die Verbesserung von Gu. Wolff ἀκρότατα γεῖσ'

ἀναβᾶσ', die dem Verf. bei seiner beschränkten Literaturkenntnis wahrscheinlich unbekannt geblieben ist.

München. Wecklein.

H. F. Müller, Dionysios, Proklos, Plotinos. Ein historischer Beitrag zur neuplatonischen Philosophie. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Hrsg. von Clemens Bäumker. Bd. XX, Heft 3—4.) Münster i. W. 1918, Aschendorff. 110 S. Geh. 5 M.

Die Abhandlung untersucht das Abhängigkeitsverhältnis der drei im Titel genannten Männer und kommt zu dem Ergebnis, daß sowohl Proklos als Dionysios, der sog. „Areopagite“ in allem wesentlichen mit Plotinischem Gedankengut schalten. „Neu ist lediglich der Wortschwall des einen und die Scholastik des anderen“ (S. 68). Das erste der drei Kapitel, in die sich die Abhandlung gliedert, führt den Nachweis, daß Proklos in den nur lateinisch erhaltenen Abhandlungen „de decem dubitationibus circa providentiam“, „de providentia et fato et eo quod in nobis“ und „de malorum subsistentia“ ganz von Plotinos abhängig ist, und gelangt zu der Vermutung, daß diese drei Schriften sowie die στοιχείωσις θεολογική vielleicht die Kommentare zu den Enneaden seien, von denen je ein Scholion zu der Schrift de mysteriis (Zeller III 2⁴ S. 774, 1) und zu Proklos in rempubl. II p. 371, 18 Kr. Kunde gibt. Aber auch Dionysios hat, wie im zweiten Kapitel gezeigt wird, keineswegs nur den Proklos ausgeschrieben, sondern auch unmittelbar aus Plotinos geschöpft, dem er seine Lichtmetaphysik, seine Erkenntnistheorie, seine Lehre vom Eros, vom Bösen, von Verantwortung und Freiheit entlehnt hat. Dagegen ist sein angeblicher Lehrer Hierotheos eine Erdichtung. Das dritte Kapitel erbringt den Beweis, daß auch die Theologie des Dionysios, seine Lehre von Gott, Gotteserkenntnis und mystischer Vereinigung der Seele mit Gott durchaus auf Plotinos beruht. Die von dem Verf. in großer Zahl nebeneinandergestellten Stellen des Dionysios und Plotinos lassen in den meisten Fällen einen Zweifel daran, daß dieser von Dionysios auch unmittelbar benutzt wurde, kaum aufkommen, was einen wesentlichen Fortschritt über die Untersuchungen von Stiglmayr und Koch hinaus bedeutet, die ihn nur von Proklos abhängen ließen. Es ist interessant zu sehen, wie die dualistische Auffassung der Welt und des Menschen mit der aus ihr sich ergebenden Konsequenz der Abkehr von der Körperlichkeit sich von Platon über Plotin bis zu Dionysios fortspinnt, bei dem (Div. nom. VII 3) sich zum ersten Male die später oft angewandte scholastische Formel der Gotteserkenntnis, die via negationis, eminentiae, causalitatis, findet, zu der ebenfalls Plotinos den Grund gelegt hat. Daß bei der scharfen Betonung der Transzendenz Gottes durch Plotinos in dessen Metaphysik von einem Pantheismus keine Rede sein kann, zeigt der Verf. S. 63 unwiderleglich. Anfechtbarer erscheint seine Darstellung der „Ekstase“ im Sinn Plotins: es soll dies „kein Heraustreten des Nus aus sich“ sein. Es wird aber doch zugegeben, daß die Seele „alles fahren läßt“, wenn sie sich „in den Nus versetzt“, um die intelligible Welt zu schauen. Das Wesentliche ist eben doch, daß die höchste Form des Erkennens nicht das Denken, sondern die mystische Vereinigung mit der Gottheit, dem ἕν, ist. Mit Recht verweist der Verf. zu dem viermaligen Erlebnis der Ekstase durch Plotin auf Paulus (2. Kor. 12, 1—4) und Augustin (Conf. IX 24 f.). Eben darum aber, weil hier ganz analoge Erscheinungen vorliegen, wird es auch nicht angehen, einen so scharfen Unterschied zwischen griechischer und orientalischer Mystik zu machen, wie der Verf. tut, der Plotinos nur als griechischen Mystiker angesehen wissen will. Auch die Berufung auf Platon, „den größten Mystiker unter den Hellenen“, dessen „Töne bei Plotinos tief und voll widerklingen“ (S. 105), verfängt hier nicht. Denn auch die platonische Mystik geht über den Pythagoreismus auf die Orphik zurück, die eben doch wohl orientalischen, jedenfalls außergriechischen Ursprungs ist. So stehen wir wieder vor der alten Frage, ob die Mystik „ein fremder Tropfen im griechischen Blute“ ist, wie E. Rohde meinte. Ref. ist geneigt, diese Frage zu bejahen, etwa ebenso wie auch wird zugegeben werden müssen, daß das Christentum ein fremder Tropfen im germanischen Blute ist. Aber hier wie dort fand eben im Lauf der Jahrhunderte eine gewisse Assimilation des fremden Elements an das eigene Wesen statt.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

R. Philippson, Nachträgliches zur epikureischen Götterlehre. S.-A. aus Hermes LIII (1918) S. 358 ff.

Der um die Förderung des Verständnisses der Quellen des Epikureismus hochverdiente Verf. setzt sich hier im Anschluß an seine Abhandlung im Hermes LI (1916) S. 568 und an die Ausgabe und Erläuterung der Schrift Philodems Περὶ θεῶν B. III von Diels (Abh.

d. Berliner Ak. 1916, Nr. 4 und 6) mit dem letzteren über die Frage auseinander, ob die Epikureer neben ihren seligen Göttern in den Intermundien auch noch Gestirngötter angenommen hätten. Während Diels diese Frage bejaht, verneint sie Philippson nicht nur aus dem allgemeinen Grund, weil eine solche Annahme die ganze epikureische Theologie auf den Kopf stellen würde, sondern unter eingehender Erörterung der von Diels für seine Ansicht angeführten Stellen, wobei übrigens gelegentlich auch eigene, früher gegebene Deutungen des Verf. berichtigt werden. Auch in der zeitlichen Ansetzung der Schrift weicht Ph. von Diels etwas ab. Während dieser sie dem Jahr 43 zuweist, setzt sie Ph. zwischen den 1. August und das Ende des Jahres 44 v. Chr., weil der Ausfall Philodems gegen Antonius nur in diese Zeit der vorübergehenden Gegnerschaft seines Patrons Piso gegen Antonius passe. Zum Schluß werden noch einige Verbesserungsvorschläge zu Philodem Περὶ εὐσεβείας angefügt.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Arnold Hagemann, Griechische Panzerung. Eine entwicklungsgeschichtliche Studie zur antiken Bewaffnung mit 173 Abbildungen im Text. I. Teil: Der Metallharnisch. Leipzig und Berlin 1919, Teubner. 160 S. 8.

Die vorliegende Untersuchung, in der Arbeit wohl fast eines Jahrzehnts herangereift, ist der erste Teil eines Werkes, das die gesamten griechischen Panzerungsarten behandeln und später der schärferen Erkenntnis des pergamenischen Waffenfrieses dienen soll, eine Aufgabe, für die jetzt auch die erneute Betrachtung des anders gearteten Waffenfrieses am Propylon des 175/164 v. Chr. Geb. erbauten Rathauses zu Milet [1]) angesichts der Annahmen von A. J. Reinach [2]) wichtig wird. Mit einem sorgfältigen Verzeichnis der erhaltenen Metallpanzer ausgestattet, das in den Nachträgen erweitert wird, und einer ausführlichen Behandlung der Teilpanzerungen für Arme und Beine versehen, die wohl der Ergänzung durch Untersuchung der προμετωπίδια oder frontalia für Pferde und Elephanten bedarf [3]), stellt sie die Entwicklung des griechischen Metallharnischs vom einfachen Glockenpanzer bis zum Muskelpanzer der klassischen Zeit dar und bespricht seine Vorstufen, Parallelen und Nachklänge. Indem sie die lokalen nnd zeitlichen Unterschiede in den Panzerformen scharf charakterisiert und näher festzulegen versucht, führt sie eine Aufgabe weiter, die 1914 E. Pernice in seinem Artikel „Waffen" in Lübkers Reallexikon [4]) angedeutet hatte. Über die chronologische Einordnung und die Datierung der einzelnen Stücke wird man mit größerer Sicherheit urteilen können, wenn die Ergebnisse des Verf. über den griechischen Leder- und den Schuppenpanzer erschienen sind und dann diese interessante Studie zur Geschichte der griechischen Bewaffnung als abgeschlossen gelten kann. Was sie bis jetzt bringt, ist in den wesentlichen Punkten überzeugend; man wird freilich in manchen Fällen, wie in dem des schönen Hamburger Muskelpanzers, zu einer etwas weitherzigeren oder doch anderen Fassung der zeitlichen Bestimmung geneigt sein und für die Untersuchung dieser Fragen speziell in diesem Fall sich eine breitere Basis schaffen müssen. So wird es für die Datierung des eben erwähnten Stückes sehr fördernd sein, wenn man zu größerer Klarheit über seine Fundgeschichte und den Gräberfund gelangt, dem es entstammt, und dessen einzelne Stücke heute vielleicht noch in größerer oder geringerer Vollständigkeit zusammengestellt werden können. Es liegen außer möglicherweise noch vorhandenen, bisher nicht ausgenutzten handschriftlichen Aufzeichnungen (in Berlin?), denen ich nicht nachgespürt habe, einige gedruckte Berichte [5]) vor, die allerdings in Bezug auf den in ihnen mitgeteilten Tatbestand scharfer Kritik bedürfen, da manche Angaben in ihnen sich widersprechen oder sich gegenseitig ausschließen. Da gerade die schönsten Sachen nicht in Italien geblieben sind, die glücklichen Finder oder ihre Hintermänner vielleicht trotz der lex Pazza und aller bestehenden Maßnahmen zugunsten des nationalen Kunstschutzes von vornherein an die Verschiebung der Objekte ins Ausland gedacht haben, wird man sich wohl nicht veranlaßt gesehen haben, alle Fundumstände im Gedächtnis festzuhalten und wahrheitsgemäß weiter-

---

[1]) H. Winnefeld in: Milet. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit dem Jahre 1899. Hrsg. v. Th. Wiegand. Heft 2: H. Knackfuß u. a., Das Rathaus von Milet 1908, 80ff., besonders 86f.

[2]) Revue celtique 30, 1909, 67/72.

[3]) Vgl. einige Hinweise darüber bei G. Lafaye, Dictionnaire des antiquités grecques et romaines, publ. p. Ch. Daremberg et E. Saglio II 2, 1896, 1342/3.

[4]) [8]1914, 1124[b] ff.

[5]) Vgl. S. Cozzi, Notizie degli scavi 1896, 491ff.; M. Mayer ebd. 1898, 216f.; J. Naue, Prähistorische Blätter 10, 1898, 49/56; P. Reinecke, Festschrift z. Feier des 50jährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz 1902, 99, 19.

zugeben, ein allgemeiner Gesichtspunkt, der bei der Behandlung dieser Angelegenheit nicht außeracht zu lassen ist. Zusammen mit dem Panzer wurden ein sehr schöner keltischer Helm, der in die Lipperheidesche Sammlung kam[6]), sowie dem Vernehmen nach verschiedene griechische Schmucksachen[7]), dann Lanzenspitzen, ein Bronzegürtel und Pferdetrensen[8]) gefunden. Sollten alle diese einzelnen Stücke sich heute noch einwandfrei nachweisen lassen, und sollten sie wirklich alle ursprünglich zusammen gehört haben, woran ich wenigstens in Bezug auf den Panzer und Helm nicht zu zweifeln wage, so wäre ihre zeitliche Bestimmung schon im Hinblick auf dieses Fundverhältnis von großem Interesse. Man könnte vielleicht weitere Anhaltspunkte darüber, wann etwa die Sachen insgesamt in die Erde gekommen sind, gewinnen und so auch einen terminus ante quem für die nicht näher bestimmbaren Gegenstände erhalten. Wenn man annehmen darf, daß der keltische Helm nur von einem Kelten getragen und auch nur einem solchen beim Tode mit ins Grab gegeben werden konnte, so führt der Fundort bei Canosa in Apulien fast automatisch zu einer Vermutung über den Zeitpunkt der Bestattung: Diodor berichtet, daß in demselben Jahre, in dem Rom auf kurze Zeit den Galliern in die Hände fiel, Kelten bis nach Süditalien kamen[9]); von Dionysius I. von Syrakus ist bekannt, daß er keltische Söldner beschäftigte[10]), die vielleicht von ihm auch in Apulien mit ihren Führern verwendet worden sind. Dann waren wieder im zweiten punischen Krieg Kelten in größeren Massen mit Hannibal vor 217/6 ab in Apulien. Aber die einzelnen Bestandteile des Grabfundes gehören, soweit man nach den vorliegenden Nachrichten und Abbildungen urteilen kann, in die vorhannibalische Zeit. Auch möchte man in der unmittelbaren Nähe von Canosa schon deshalb kein Keltengrab aus dem zweiten punischen Krieg vermuten, weil die Stadt in dieser ganzen Zeit römertreu geblieben und nie in die Hände der Karthager gefallen ist. So sind Gräber dieses Ursprunges wohl nur in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. im Umland des Orts möglich. In diese Zeit kann der Panzer ohne Bedenken gesetzt werden. Die plastische Behandlung der Rumpfmuskulatur, die Hagemann als einziges Argument für seinen Ansatz: 350/300, anführt, gestattet vielmehr die Entstehung des Panzers auch früher für möglich zu halten. Bei ihrer Untersuchung muß man zunächst und in erster Linie auf die griechische Bronzeplastik jenes Zeitalters und das, was sich über sie ermitteln läßt, zurückgreifen, nicht so sehr auf seine Marmorskulpturen, wie es der Verf. tut. Im übrigen ist die Darstellung des Körpers am Panzer in keiner Weise praxitelisch, sondern paßt auch zu Leistungen, die in der ersten Hälfte des 4. Jahrh., vor Praxiteles, liegen. Die Zierate neben den Scharnieren bestehen aus Palmetten, wie sie in ähnlicher und gleicher Form auf unteritalischen Vasen des 4. Jahrh. und früher sich finden. Falls einmal über den Gesamtfund oder über einzelne Teile von ihm eine Monographie geplant werden sollte, wären auch diese Eigentümlichkeiten besonders zur schärferen Untersuchung der Datierungsfragen heranzuziehen. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang ferner noch ein weiteres: im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg befindet sich eine unteritalische Vase aus der Sammlung Reimers, wie die Stücke dieser Art[11]) wohl sicher dem 4. Jahrh. zuzuweisen, auf der u. a. allerlei Waffen, darunter auch ein Muskelpanzer ganz nach Art des Hamburger Stückes, und Beinschienen dargestellt sind. Das z. T. stark beschädigte Gefäß ist an mehreren Stellen ausgebessert, das Stück aber mit dem Panzer ist völlig unversehrt und hat weder früher noch etwa jetzt durch moderne Restauration gelitten, kann also ohne weiteres als Forschungsmaterial verwendet werden. Dieser Fall eines in seiner Zeichnung gut erhaltenen Muskelpanzers auf einem Vasenbild ist Hagemann unbekannt geblieben; der von ihm mitgeteilte Bestand erfährt also hier eine Bereicherung, die auch dann als solche empfunden werden dürfte, wenn man darauf hinweist, daß der bei ihm nach einem „attischen Krater“ Abb. 28 wiedergegebene

[6]) Vgl. Abbildung bei J. Naue S. 50/1. Taf. 5; B. Schröder, Archäolog. Anzeiger 1905, 28/9 (Abb. L. 80). H. Hahne, Das vorgeschichtliche Europa (Monographien zur Weltgeschichte. Hrsg. v. Ed. Heyck 30) 1910. 65 (Abb. 76). 90.

[7]) Vgl. J. Brinckmann, Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten 27, 1909, 628.

[8]) Vgl. J. Naue a. a. O. 54 ff., Taf. 6.

[9]) 14, 117, 7 οἱ δ' εἰς τὴν Ἰαπυγίαν τῶν Κελτῶν ἐληλυθότες; s. dazu Liv. 6, 42, 7 (z. J. 367). Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums 5, 1902, 154/5.

[10]) Xenoph. Hell. 7, 1, 20. 31. Justin. 20, 5, 4 ff.

[11]) Vgl. z. B., um ein in Europa vielleicht nicht ohne weiteres beachtetes stark entsprechendes Stück zu nennen, die in Boston befindliche Vase bei H. N. Fowler and J. R. Wheeler with the collaboration of G. Ph. Stevens, A handbook of Greek archeology [1909] 516.

Muskelpanzer dem oben angeführten sehr stark ähnelt. Aber auf dem Hamburger Gefäß, das jetzt in ganz geringer Entfernung von dem erhaltenen Panzer selbst aufgestellt ist, sieht man noch deutlich die Armlöcher und die Rückenschale; ferner sind auf ihm noch die zur Raumfüllung angebrachten Palmettenornamente angesichts der ähnlichen Zierstücke am Panzer zu vergleichen. Es würde vermessen sein, hier zu versuchen, sich weiter über den Hamburger Panzer zu äußern; eine Behandlung des Stückes kann nur in größerem Zusammenhang gewagt werden. Die Untersuchung des jetzt in Berlin befindlichen Helmes, die, wie ich höre, von berufener Seite erwartet werden darf, und der von Naue mitgeteilten und abgebildeten Fundstücke, die z. T. recht alt wirken und nicht für eine Einreihung des Gesamtfundes oder seiner Teile in das 3. oder das ausgehende 4. Jahrh. sprechen, wird wohl auch für die Betrachtung des Panzers neue Ergebnisse bringen. Hier sollten mit aller Zurückhaltung nur einige Richtlinien angedeutet werden, die zu verfolgen sind.

Es sei mir dann noch gestattet, zu einigen Einzelheiten des bemerkenswerten Bandes Bemerkungen und Hinweise beizusteuern.

Zu S. XIV: Zur Umrißzeichnung der Rückenseite des Apoxyomenos und den auf S. XV vermerkten Bestimmungen sei nachgetragen, daß 12 die regio sacralis mit der fascia lumbodorsalis, dem hinteren Blatt, ist.

Zu S. 27, 1: Für die Untersuchung der Probleme der antiken, besonders der griechischen Panzerung ist es vielleicht von Interesse, daß die heute verschwundene Bemalung des Augustus von Primaporta auch an den Panzerflächen gut beobachtet und verzeichnet worden ist; Ulrich Köhler hat bald nach der Auffindung der Statue sehr gewissenhaft und gründlich darüber berichtet [12]). Arnold Böcklin sah das Kunstwerk noch an seinem Fundort in seiner ganzen jetzt verschwundenen Farbenpracht, ohne leider Aufzeichnungen zu machen oder eine Farbenskizze zu nehmen, und wurde dadurch in seinem Glauben an die Polychromie der antiken Skulpturen, den er intuitiv gewonnen hatte, aufs stärkste befestigt [13]).

Zu S. 44 ff.: Bei dem Verzeichnis der erhaltenen Metallpanzer fällt auf, daß nirgendwo in Nordamerika befindliche Stücke erwähnt sind. Ich mache darauf aufmerksam, daß nach Zeitungsnachrichten kurz vor oder während der Kriegszeit antike Waffen in das Museum of fine arts in Boston gelangt sein sollen, dessen jetzt wohl wieder zugängliche Berichte über solche Erweiterungen des Museumsbestandes Auskunft geben dürften. Angesichts der Hinweise z. B. auf häufige Funde von alten Waffen in Apulien, die sich bei M. Mayer, Apulien vor und während der Hellenisierung 1914, 52 finden, und angesichts des Umstandes, daß manche nicht unwichtige Altertümer bald nach ihrer Auffindung ihr italienisches Heimatland verlassen, wird man diese Notizen nicht von vornherein für unglaubhaft halten. Einiges an Kleinbronzen mit Rüstungsstücken bietet auch ein mir jetzt leider nicht zugängliches, vor Jahren von mir eingesehenes und gelesenes Werk von 1914/15: Gisela M. A. Richter, The Metropolitan Museum of Art. Greek, Etruscan and Roman Bronces, neben dem wohl auch die jüngst 1920 erschienene Veröffentlichung dieser Verfaasserin, ihr Catalogue of engraved gems [in the New York Metropolitan-Museum of Art] heranzuziehen ist.

Zu S. 66: Im Gegensatz zu Hagemann vermag ich mir als Herstellungsort der griechisch-unteritalischen Spielart des attisch-ionischen Muskelpanzers nicht Thurii, sondern vielmehr eher noch Tarent zu denken. Es liegen nicht die geringsten Indizien dafür vor, daß in jener Stadt eine derartig technische Betätigung in handwerklicher oder industrieller Form erfolgte; ich habe vor Jahren, als ich den vom Verf. angeführten Artikel „Thurii“ schrieb, vergeblich nach irgendwelchen Zeugnissen und Hinweisen über das Wirtschaftsleben der athenischen Kolonie gesucht und auch bisher nichts gefunden. Besser empfohlen ist die auf Tarent zielende Hypothese nicht bloß wegen der Nachricht bei Plin. nat. 34, 11, sondern auch, weil dieses sicher im 5. und 4. Jahrh. ein Zentrum toreutischer Arbeit war und seine Kunst vom 5. Jahrh. ab in hohem Grade durch Athen beeinflußt wurde [14]). Natürlich sind aber auch andere Möglichkeiten denkbar.

Zu S. 69: H. schreibt: „Auch die ebenfalls schon aus den antiken Abbildungen erschlossene Auspolsterung der Schalen wird durch die Originalharnische bestätigt: an den Rändern

[12]) Annali dell' instituto di corr. arch. 35, 1863, 434, 1; über den heutigen Befund s. W. Amelung, Die Sculpturen des Vaticanischen Museums 1, 1903, No. 11 S. 19ff.

[13]) Vgl. Gustav Floerke, Zehn Jahre mit Böcklin, 1902, 132/3.

[14]) Vgl. L. Pollak, Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts 7, 1904, 207/8.

sitzen mehrfach symmetrisch verteilte Lochreihen." In der zugehörigen Anmerkung verweist er auf den Karlsruher Panzer, von dem Bruststück und Rückenschale vorliegt. Ich verstehe diese Ausführungen so, daß der Verf. glaubt die tatsächlich vorhandenen und richtig beobachteten Lochreihen der Panzer mit ihrer inneren Auspolsterung in Zusammenhang bringen zu müssen [15]). Nur vermag ich keine Klarheit über die Art der von ihm vermuteten Beziehung zu gewinnen; über den Zweck der Lochreihen am Karlsruher Panzer kann ich nicht urteilen: ich habe das Stück nicht gesehen, und die vorhandenen Abbildungen geben über den Punkt nichts an; was die Beschreibung selbst sagt, ist nicht zwingend im Sinn der Hagemannschen Schlüsse. Auf keinen Fall könnte aber der Verfasser zugunsten seiner Auffassung auf die Nietlöcher am Rande der Schalen des Hamburger Muskelpanzers (Abb. 56/57 in dieser Arbeit) verweisen; sie sind z. T. noch mit den dazugehörigen Nietköpfen versehen; wo diese heute fehlen, waren sie von Anfang an zur Aufnahme solcher bestimmt. Ihre Anbringung erfolgte wegen der Scharniere und der mit diesen zusammenhängenden palmettenförmigen Zierstücke. Ebenso verhält es sich mit den Nietlöchern an den Schulterrändern der Brustschale des zweiten Hamburger Panzers aus der Sammlung Reimers. Mit systemmäßig angeordneten Nietköpfen ausgestattet, die z. T. heute noch erhalten sind, dienten sie der Verbindung mit der heute nicht mehr vorhandenen Rückenschale. Dagegen vermag ich den Zweck von sieben am runden Halsausschnitt in gleichmäßigem Abstand voneinander angebrachten Löchern von demselben Durchmesser nicht mit völliger Sicherheit zu erklären. Ornamentalen Zwecken allein dienten sie sicher nicht, wenn sie auch, gleichfalls mit Nietköpfen verschlossen, gut zu dem Schmucksystem des Panzers passen, das mit Kreisen und Reihen von getriebenen Buckeln arbeitet, die wie bei dem Metallharnisch der früheren Sammlung Reiling in Mainz (Abb. 132/134) z. T. mit Stempeln hergestellt zu sein scheinen. Selbstverständlicherweise stelle ich aber nicht in Abrede, daß unter dem Panzer eine Unterlage, eine verstärkende Auspolsterung getragen wurde, auf deren Notwendigkeit der Verf. besonders S. 11/12 seiner Arbeit hinweist. Leder, Filz oder mehrfach übereinander gelegtes Leinen waren die geeigneten Stoffe dafür. Um ein Beispiel für die Verwendung von Filz zu nennen, verweise ich auf den thoracomachus des Anonymus de rebus bellicis aus dem Ausgang des Altertums [16]).

Zu S. 75: Pollux onom. 1, 134 nennt als Erfinder der ἡμιθωράκια Ἰάσων . . ὁ Θετταλός. Man kann in diesem Thessaler Jason wohl nur den gleichnamigen thessalischen Dynasten von Pherai, der bei Xenoph. hist. Graeca 6, 1, 18 ταγὸς τῶν Θετταλῶν ist, erblicken. Dieser war ein ganz gewaltiger und gründlicher Exerziermeister seiner Leute und kannte und pflegte den militärischen Tagesdienst bis in die Einzelheiten [17]). Es paßt zu dem Bild, das sich bisher von ihm hat gewinnen lassen, wenn man ihn als Erfinder eines neuen Ausrüstungsstückes hinstellen darf. Man denkt dabei fast unwillkürlich an einen andern großen Exerziermeister der Neuzeit, den alten Dessauer, der 1718 in der preußischen Armee den eisernen Ladestock einführte.

Zu S. 77, 1: 1. Bei Plin. nat. 35, 69 heißt es: Parrhasius pinxit . . . nauarchum thoracatum. Ich würde nicht nur aussprechen, daß thoracatus von thorax abgeleitet ist, sondern noch betonen, daß wir hier doch auch eine Analogiebildung nach Art von loricatus haben. Die ganze Stelle stammt in ihrem größeren Zusammenhang aus einer griechischen Quelle [18]), in der sich wohl das Wort θωρηχθείς fand.

2. Θωράκια werden einigemale als Panzerung für Elephanten aus griechischem Kulturgebiet in hellenistischer Zeit erwähnt [19]); aber der erhaltene Denkmälerbestand bietet nur einen Beleg eines solchen θωράκιον [20]): ein Elephantenkopf aus Bronze ist am Hals durch einen Schuppenpanzer geschützt, diese Art der Panzerung mußte wegen der Beweglichkeit des zu deckenden Halses und wohl auch Körpers und wegen des geringeren Material- und Herstellungswertes gegenüber einem festen Metallharnisch den Vorzug verdienen. Der Kriegselephant in der Terrakottagruppe von Myrina, den S. Reinach [21])

[15]) Vgl. auch S. 33/4.

[16]) Vgl. Rich. Neher, Der Anonymus de rebus bellicis 1911, 50/2 und meine Bemerkungen Wochenschrift XXXI 1911, 232. XXXVI, 1916, 1528.

[17]) Vgl. Xenoph. hist. Graeca 6, 1, 5/6.

[18]) Vgl. A. Kalkmann, Die Quellen der Kunstgeschichte des Plinius 1898, 160 ff., 239 ff. u. a. a. O.

[19]) Das Material ist zuletzt von mir zusammengestellt: Rhein. Mus. 72, 1918, 204/5.

[20]) Abb. s. Dictionnaire des antiquités grecques et romaines, publ. p. Ch. Daremberg et E. Saglio II, 1, 1892, S. 540 No. 2625.

[21]) E. Pottier et S. Reinach, La nécropole de Myrina 1, 1887, 318/323.

bespricht, ist, wenn man nach der Abbildung auf Tafel 10, 1 des Myrinawerkes urteilen kann, als ungepanzert zu betrachten.

Zu S. 72, 4: Eine Parallele dazu, daß im Altertum Schwämme als Ausfütterungsmittel für Helme, Beinschienen und Panzer angewendet wurden, ist es, wenn bei unseren Stahlhelmen kleine mit Roßhaar gefüllte Kissen diesem Zwecke dienen, während französische und russische Helme am Sitzrand innen einen von Leder bedeckten Streifen aus dünnem, gewelltem Blech haben.

Zu S. 114, 3 u. 148: Seit einigen Monaten liegt als interessante Veröffentlichung über moderne Brustpanzerung eine Schrift des Metropolitan Museum of Art in New York vor, das Buch von Bashford Dean, Helmets and body armour in modern warfare. Manches aus dem Weltkriege, was zu diesem Thema gehört, habe ich auch in illustrierten englischen Zeitschriften aus der Zeit vom Ende des Jahres 1918 ab und von 1919 gesehen.

Zu S. 143/145: Das hier behandelte Bruststück eines archaischen griechischen Panzers aus Sofia, das hier dank der Güte von Bogdan Filow zuerst abgebildet wird, stammt aus dem Kreis Philippopel. Das ist nicht weiter auffällig. Für wertvolle Spezialartikel, Rohstoffe und fertige Fabrikate erstreckte sich der Handelsverkehr schon in der prähistorischen Zeit sehr weit, geschweige denn in der frühgeschichtlichen und archaischen Zeit [22]) in recht weite Fernen über das Ursprungsgebiet hinaus. Durch ihn kann das schöne Fundstück so weit nach Norden verschlagen worden sein.

Hamburg. B. A. Müller.

Friedrich Kirmis, Die Lage der alten Davidsstadt und die Mauern des alten Jerusalem. Eine exegetisch-topographische Studie. Mit einem Plane. Breslau 1919, F. Goerlich. XXIV, 224 S. 15 M.

Eine der wichtigsten topographischen Fragen für das alte Jerusalem ist die, welcher Hügel der Zion gewesen ist. In späterer Zeit ist der Südwesthügel, auf dem man das traditionelle Davidsgrab zeigt, so bezeichnet worden. Eine ganze Reihe von Gründen sprechen jedoch dafür, daß die alte Jebusiterfeste, mithin auch die Burg Davids, auf dem Südosthügel gelegen haben, eine Ansicht, die von den meisten Palästinaforschern jetzt vertreten wird. Demgegenüber unternimmt es Kirmis nachzuweisen, daß die spätere christliche Überlieferung im Rechte ist, wenn sie den Südwesthügel als Zion in Anspruch nimmt. Er stellt dazu eine weitschichtige Untersuchung an, in der er das gesamte Material aufrollt und in neue Beleuchtung rückt. Einer der Hauptpunkte in seiner Beweisführung ist, daß er die Gihon-Quelle, die man, was als einzig möglich erscheint, mit der Şiloahquelle unterhalb des Südosthügels gleichsetzt, nordwestlich der Stadt sucht. Aber abgesehen davon, daß eine Quelle hier heute nicht zu finden ist und daß wir auch keinerlei literarische Nachrichten aus früherer Zeit haben, die das Vorhandensein einer Quelle dort vermuten lassen, spricht auch der ganze geologische Befund dagegen, daß hier Wasser zutage sprudeln konnte. Es ist zu bedauern, daß Kirmis sein Buch, in dem sehr viel Fleiß steckt, geschrieben hat, ohne zuvor Untersuchungen in Jerusalem selbst angestellt zu haben. Er hätte dann gewiß selber die geringe Tragkraft seiner Gründe eingesehen.

Hiddensee bei Rügen. A. Gustavs.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Journal of Hellenic Studies XXXIX 1919 (2 Hefte in einem Bande). 1. Hälfte.

(1) **F. G. Kenyon**, Greek Papyri and their Contribution to Classical Literature. Die klassischen Studien werden gegen den Vorwurf verteidigt, daß ihr Material sich nicht erneuere und vermehre. Dies wird für das Gebiet der Kunst und Archäologie kurz erwiesen; für die Literatur an den Entdeckungen auf dem Gebiete der Papyrusforschung eingehend gezeigt. Die Ausgrabung der Herculaneumpapyri 1752, die erste Entdeckung griechischer Papyri in Ägypten 1778, die Auffindung großer Massen von Papyri im Fayum waren die Vorzeichen, das große Zeitalter der Entdeckungen aber beginnt auf diesem Gebiete 1890 mit der Auffindung der Flinders Petrie Papyri in Mumiencartonnage (Ἀθηναίων πολιτεία, Herondas' Mimen). Etwa 920 literarische Papyri sind bekannt und veröffentlicht; davon enthalten 570 Teile von bekannten Werken, 350 von neuen Texten. Von den bekannten Texten sind 100 biblisch und patristisch und 270 homerisch; so bleiben 200 Papyri für die übrigen bekannten klassischen Autoren, darunter 30 für Demosthenes,

---

[22]) Vgl. über die Waffe und ihre Bedeutung im Welthandel die geistvolle Skizze von W. Boeheim, Zeitschrift für historische Waffenkunde 1, 1897/9, 171 ff. W. Leaf, Journal of Hellenic studies 35, 1915, 161/172 behandelt in seinen ideenreichen Prolegomena zur Geschichte des griechischen Handels die Rolle der wertvollen Spezialartikel im frühen Handel nicht in der erforderlichen Weise; vgl. darüber meine Bemerkungen: F. Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums [8]1914, 430 b.

20 für Platon. Von Lysias sind im Oxyrhynchusband von 1919 größere Reste erschienen. Es hat sich gezeigt, daß die Texte griechischer Klassiker im 2. und 3. Jahrh. nach Chr. wie vor Chr. im wesentlichen dieselben waren, die wir jetzt lesen, daß die kritische Auswahl der besten Hss im allgemeinen zutreffend war, wenn auch manchmal die Beschränkung auf diese zu exklusiv war, daß moderne Kritik dagegen selten glücklich war im Entdecken und Heilen von Korrupteleu, daß endlich manche Korruptelen im gegenwärtigen Texte schon uralt sind. Von den 350 unbekannt gewesenen Texten sind etwa 20 besonders wichtige: sie verteilen sich auf Theologie, lyrische Poesie, Tragödie und Komödie, Geschichtsschreibung und Rhetorik. Hervorgehoben werden von Kenyon: λόγοι Χριστοῦ, frühzeitige Reste des Neuen Testamentes, Reste unkanonischer Evangelien; Fragmente von Sapphos Oden, ein Fragment von Alkman, Pindars Paeane, Bacchylides' Gedichte, Timotheus' Perser. Teile von zwei Pindarischen Dithyramben und von Olympischen Gedichten soll der nächste Oxyrhynchusband bringen. In der Tragödie ist Euripides mit Teilen der Hypsipyle, Antiope und Kreter, Sophokles mit dem Satyrspiel Ichneutai vertreten. In der Komödie steht Menanders Wiedererweckung an erster Stelle, ein Pergament zu den Epitrepontes bot noch Oxyrhynchus; dann folgen die realistischen Mimen des Herondas. Kallimachos und Kerkidas (μελίαμβοι) sind ebenfalls zu größerer Klarheit aus den Papyri emporgetaucht. Auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung ragen die Funde von Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία und des „Historikers von Oxyrhynchus" hervor. Neue Fragmente des Philochoros fanden sich im Kommentar des Didymos zu Demosthenes. Von rhetorischen Großfunden sind die Reden des Hypereides zu nennen. Die große Zahl der Reste unbekannter Werke aus so kleinen Provinzstädten Ägyptens aus den drei ersten christlichen Jahrhunderten läßt uns erkennen, daß in jenen Zeiten noch sehr viel seitdem Verlorenes der griechischen Literatur erhalten war. Literarisch stellt sich keiner der Funde ganz gleichberechtigt neben die Meisterwerke, die schon vordem erhalten waren. Der Verf. endigt mit einer Darlegung der Bedeutung der griechischen Literatur, des höchsten Ausdruckes des menschlichen Geistes, für die Bildung des heranwachsenden Geschlechtes. Eine Bibliographie der hauptsächlichsten Veröffentlichungen literarischer Papyri bis 1916 schließt den Aufsatz. — (16) **B. E. Grenfell**, The value of Papyri for the textual Criticism of extant Greek Authors (a paper read to the Hellenic Society, May 7, 1918). Zuerst werden die Homerischen Fragmente vorgeführt, die abweichend sind in Versen in Ilias und Odyssee. Grenfell steht nicht auf Ludwichs Standpunkt, daß die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen sei, besonders seit sich gezeigt hat (durch einen Heidelberger Papyrus), daß Aeschines' Zitat von Ilias XXIII 77—91 mit 4 Zusatzversen übereinstimmt mit den frühptolemäischen Papyri. Die homerische Vulgata scheint doch irgendwie vom Alexandrinischen Museum aus beeinflußt zu sein, wenn auch nicht von Zenodot und Aristarch direkt! Die Hesiodpapyri verlegen die Tradition zurück vom 12. zum 4. Jahrh.: in dieser Zeit ist keine materielle Änderung mit dem Texte vor sich gegangen. Pindars Text liegt fest nach den Papyri seit dem 2. Jahrh. v. Chr. Geb.; die Papyri gehen mit den besten Hss, mehr mit der vatikanischen als ambrosianischen Textrichtung. Für Sophokles' Textkonstituierung ist es wichtig, daß die Papyri gegen die Alleingeltung des Laurentianns erwiesen haben, daß die späteren Mss eine unabhängige Tradition darstellen, die zum Teil besser ist als der Laurentianus. Die 21 Papyrusfragmente des Euripides geben zum Teil einen wenig guten Text; sie stützen aber im allgemeinen die anerkannte Textgestaltung; im 3. Jahrh. v. Chr. Geb. war aber der Textbestand weniger korrupt als in den mittelalterlichen Hss. Die Papyri zu Aristophanes bestätigen einige wenige moderne Konjekturen; sie bestätigen den gewöhnlichen Text und den cod. Ravennas und Venetus, letzteren zum Teil mehr als den als besser betrachteten Ravennas. Interessant für Theokrit ist und in Jd. XV einen selbständigen, guten Text bietet Oxyrh. Pap. 1618. Die Gedichte XV ff. haben zwischen dem 5. und 13. Jahrh. n. Chr. Geb. sicher im Texte sehr gelitten, worüber neue Aufschlüsse zu erwarten sind aus J. de M. Johnsons Veröffentlichung des langen Papyrus der letzten Gedichte Theokrits aus Antinoupolis (5. oder 6. Jahrh. n. Chr. Geb.). Die 8 Papyri zu Apollonius Rhodius bestätigen Konjekturen; für Aratus' Phaenomena ist der Text der Berl. Klass. Texte I S. 47 um 8 Jahrhunderte älter als die beste Hs, der codex Marcianus, bietet aber eine schlechte Textgestalt. Für die Dionysiaca des Nonnus ist der Papyrus aus dem 7. Jahrh. in den Berl. Klass. Texten I S. 94 sehr wichtig, da die Florentiner Hs von 1280 sehr mangelhaft ist. Wichtig für Babrius ist besonders der Pap. Oxyrh. 1249 des 2. Jahrh. n. Chr. Geb., da er Babrius ins 2. oder 1. Jahrh. zu setzen zwingt und die alphabetische Ordnung der Fabeln als nicht original nachweist. Bemerkenswert ist auch ein Pap. Florent. 389 (4. Jahrh.) für die Sibyllinischen Orakel. Eine eklektische Methode in der Textkonstituierug ist bei Herodot als nötig erwiesen durch den Pap. Oxyrh. 1619: die Florentiner Hs ist der jüngeren römischen Gruppe gleich zu setzen; diese Gruppenbildung der Hss ist nicht früher zu setzen als ins 4. Jahrh. n. Chr. Geb. Pap. Oxyrh. 1092 bringt in einer Marginalnote eine 3., sonst unbekannte Textrezension. Ganz besondere Wichtigkeit für die Textkritik haben die Papyri für Thukydides: unsere mittelalterlichen Textquellen sind sehr unvollkommen: viele Rauhheiten des Textes gehen auf Schreiberversehen zurück; große Veränderungen erlitt der Text seit dem 1. Jahrh. aber nicht. In Xenophons Anabasis und

Kyrupädia unterstützen die Papyri die codd. deteriores mindestens ebenso, wie die bevorzugte Familie der Hss (zu vergleichen ist Perssons kritische Arbeit. H. H.). Die Platopapyri zeigen, daß die Wiener späte Hs ebenso gut ist als B (895) und T (12. Jahrh.), daß die späteren Hss zu Unrecht vernachlässigt werden, besonders Vat. 1029, daß endlich Platos Werke im 3. Jahrh. v. Chr. Geb. in einem veränderlichen Texte gelesen worden sind, der noch weiterhin neben dem jetzigen Vulgattext fortbestand. Der Pap. Hibeh 26 (3. Jahrh. v. Chr. Geb.) gibt von Anaximenes' Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον einen besseren Text als die Mss des 15. und 16. Jahrh.; er unterstützt die sog. deteriores ebenso gut wie die besseren Hss. Die Isokratespapyri lassen die Textrezension des neuesten Isokratesherausgebers Drerup veraltet erscheinen: der cod. Urbinas ist wohl eher eine Grammatikerleistung als etwa ungetrübte, alte Tradition. Im 1. Jahrh. v. Chr. Geb. war der Isokratestext nicht festgelegt. Auch bei Demosthenes dürfen nach Ausweis der zahlreichen Papyri die anderen Hss neben der Pariser Hs φ nicht vernachlässigt werden; die kürzeren Lesarten erhalten durch die Papyri mehr Unterstützungen, doch ging Blaß in der Annahme von Interpolationen zu weit. Die Aeschinespapyri zeigen einen besseren Text als die mittelalterlichen Hss. Der Polybiuspapyrus (Arch. f. Papyrusforschung I, 388 und Pap. Ryl. 60) ist den Hss überlegen; ebenso verhält es sich mit dem Texte der Papyri zu Charitons Chaereas und Callirhoe und Achilles Tatius' Clitophon und Leucippe; übrigens schrieb Chariton vor 150 nach Chr. Geb., Achilles Tatius vor 300! Als Gesamtergebnis wird betont: 1. Die Prosaschriftsteller lassen sich in ihrem Texte jetzt bis zum 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. Geb. ohne wesentliche Textänderungen zurückführen, der der poetischen bis etwa ins 4. Jahrh. (außer Homer, Euripides, Apollonius Rhodius). 2. Der Text gewisser Schriftsteller, hauptsächlich von Homer und Plato, weicht im 3. Jahrh. v. Chr. Geb. weit mehr von den mittelalterlichen Hss ab als etwa um 150 v. Chr. Geb. Hier hat die alexandrinische Gelehrsamkeit irgendwie eingegriffen. Ausgezeichnete codd., wie Clarkianus Platos, Parisinus des Demosthenes, Urbinas des Isokrates, sind wohl Resultate einer besonderen gelehrten Ausgabe. 3. Es gibt eine Anzahl Papyri, die den mittelalterlichen Hss überlegen sind: Plato, Thukydides, Aeschines werden davon am meisten getroffen. Für die Herausgeber ist die eklektische Methode durch die Papyri als die richtige erwiesen (Hudes Herodotus; Marchants Xenophon). Ägypten zeigt für das Auffinden literarischer Papyri Spuren von Erschöpfung; aber der Rest der Oxyrhynchuspapyri, die noch völlig uneröffnete Papyruskartonnage in Oxford aus ptolemäischer Zeit und die Vorräte mancher Museen des Kontinents versprechen noch reiche Ausbeute für die Textkritik der vorhandenen klassischen Autoren. — (37) **J. T. Sheppard**, Admetus, Verrall, and Professor Myres. Gegen Verrall wird ausgeführt, daß das Hauptziel des Stückes nicht eine Abhandlung über Auferstehung und Wunder ist, sondern die Erziehung des guten Helden Admet zu einer neuen und besseren Lebensauffassung. Für seine Zeit hatte das Drama etwas Revolutionierendes für das Verhältnis Mann zur Frau. Falsch aber ist Myres' Ansicht (J. H. S. 1917 S. 196 ff.), daß das Motiv der Alkestis sei, Wiederverheiratung des Admet zu verhindern. Sheppard spricht das ganze Drama durch, um der Figur des lebensvollen Herakles und der Umkehr im Charakter des erst gerechten, aber egoistischen Admet nahe zu kommen. — (48) **W. W. How**, Cornelius Nepos on Marathon and Paros. Setzt in eindringender Einzeluntersuchung auseinander, daß Cornelius Nepos, der auf Ephoros' Geschichtswerk zurückgeht, vor der Schilderung Herodots von Marathon und Paros zurückzutreten hat. Die Unglaubwürdigkeit des Ephoros stellt sich als sehr groß heraus. — (62) **G. H. Macurdy**, The North Greek Affiliations (Verzweigungen) of certain groups of Trojan Names. Auffallend ist die Verbindung, die besteht zwischen trojanischen Namen der Form Antenor-Antandros, Alexenor-Alexandros, Pulydamas und solchen, die auf -ops endigen, mit Namen in Epirus, Thessalien, Mazedonien. Die Herkunft der Troer von der Balkanhalbinsel und dem Donautale, also ihre Verwandtschaft mit den südwestwärts aus dem Balkan gezogenen Achäern ist kaum zu bezweifeln. Auch religiöse Bedeutungen haben diese Namen ohne Zweifel gehabt. — (69) **P. Gardner**, A Bronze Head of the Fifth Century B. C. (Mit 1 Tafel und 3 Textabbildungen). Ins Ashmolean-Museum ist ein Teil eines Bronzekopfes gekommen, der sich als Kopf eines Diadumenos polykletischen Stils aus der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Geb. ausweist. Erhalten ist der größte Teil des Lockenkopfes des Knaben mit Teilen der Siegerbinde, die ein in Silber eingelegtes Lotus- und Knospenband trug (vgl. J. H. S. II 1919 S. 232 Postscript to Paper on Diadumenos Head, mit 1 Abbildung), ferner beide Ohren, das linke Auge, die Nase, die Oberlippe. Herkunft ist unbekannt, möglich ist Olympia. Besonders nimmt für das ausgezeichnete Kunstwerk ein die Anmut und Liebenswürdigkeit; sehr nahe verwandt ist ein Diadumenoskopf aus Marmor in Dresden. In dem zweiten Teile seines Artikels führt Gardner die Entdeckung überkommener Reste von Polykletstatuen vor und entscheidet sich dafür (mit Brunn), daß sowohl die Type der Statue von Vaison als auch des Diadumenos Farnese auf Polyklet zurückgeht. Dessen Blüte muß jetzt nach den Ergebnissen des Papyrus der Siegerliste von Olympia weiter hinaufgesetzt werden (Sieg des Cyniscus 460, des Pythocles 452 v. Chr. Geb.). Die ganz bemerkenswerte und berückende Schönheit des neuen Bronzekopfes erlaubt von der meisterhaften Bronzetechnik der Schule des Polyklet eine deutlichere Vorstellung. — (79) **E. Douglas van Buren**, A Vase Fragment from Orvieto (Mit 2 Textbildern). Von der Vase ist nur der Fuß und vom Innenbilde

zum Teil die Figur eines sitzenden Mannes mit einem Mantel über dem ausgestreckten linken Arm erhalten. Das Kunstwerk gehört in die Schule oder unter den Einfluß des Brygos. — (82) **J. D. Beazley,** Three Red-Figured Cups (1 Tafel und 1 Textabbildung). Der eine rotfigurige Becher ist bereits abgebildet in des Verf. Vases in America, S. 86. Es handelt sich um die Innendekoration des Bechers, der bei Cervetri gefunden ist. Dargestellt ist ein Krater und links neben ihm eine nackte Frau mit einer κοτύλη in ihrer linken Hand. Fragmentierte Inschrift . . ιος καλο, außerdem steht ΔΟΡΙΣ auf der Kotyle. Dies ist nicht der Künstlername, da der Stil weder zur früheren, noch späteren Art des Duris paßt; wohl aber ist es die Hand des Panaitiosmalers, die hier gearbeitet hat. Ergänze ⟨Παναίτ⟩ιος καλό⟨ς⟩; Zeit: um 485 v. Chr. Geb. Die dem Duris zugeschriebenen Vasen werden in drei Klassen eingeteilt. Die zweite Klasse, den Berliner Becher 2286 (A. Z. 1883, Taf. IVA, Jahrbuch, 31, Taf. 2), spricht Beazley dem Duris ab und stellt sie mit anderen als Werk des „Malers des Triptolemos-Stamnos im Louvre" zusammen. Die signierten Werke des Duris betragen 44 (darunter einen Becher im Kunstgewerbemuseum zu Dresden). Beazley stellt zusammen, was an unsignierten Vasen, vor allem Bechern, dem Duris noch zuzuschreiben ist. Es ergeben sich im ganzen 105 Stück, die man Duris beilegen kann. Weiter behandelt Beazley noch kurz zwei Werke des „Colmar-painter", genannt nach einem Becher im Schongauer Museum (Arch. Anz. 1904, S.53). Diese Becher finden sich im University-Museum zu Philadelphia und im Hofmuseum zu Wien.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aalders, G. Ch., De Profeten des Ouden Verbonds: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 193. 'Verdient wenigstens als Beweis eingehender Studien Beachtung'. *W. Nowack.*

Andreades, A. M., ΙΣΤΟΡΙΑ τῆς Ἑλληνικῆς δημοσίας οἰκονομίας: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 235. 'Behandelt gut die Finanzen Athens und des Byzantinischen Kaiserreiches'.

Barker, E., Greek Political Theory: Plato and his Predecessors: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 238. 'Sehr eingehend und sehr interessant, besonders über Platons Gesetze'. *J. H. S.*

Barth, K., Der Römerbrief: *Th. L.-Z.* XLV 17/18 S. 200. 'Es steht viel Schönes, Treffendes, Ergreifendes in dem Buch'. *H. Windisch.*

Bergmann, J., Die Legenden der Juden: *Orient. L.-Z.* XXIII 9/10 S. 213. 'Verdient vom religionsgeschichtlichen Standpunkt uneingeschränkte Anerkennung'. *F. Perles.*

Berguer, G., Quelques traits de la vie de Jésus: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 198. 'Ein mutiger Versuch in kritischer Freiheit und warmer Religiosität'. *Fr. Lienhard.*

Blümlein, C., Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben: *Südwestdeutsche Schulbl.* 1920, 9 S. 202f. 'Mit großem Fleiß zusammengetragenes Werk. Ein Verzeichnis der Quellen für die Abbildungen, der verantwortlichen Archäologen, der Hauptstellen textlicher Quellen, sowie eine Erweiterung nach der rätischen und norischen Seite, soweit heute dabei deutsches Kulturgebiet in Frage kommt, wünscht' *F. Hertlein.*

Bonwetsch, N., Grundriß der Dogmengeschichte: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 202. 'Auf der Höhe des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft'. *A. v. Harnack.*

Bucherer, F., Anthologie aus den Griechischen Lyrikern; dazu Anhang: Theokrit und Herondas: *Südwestdeutche Schulbl.* 1920 7/8 S. 177 f. 'Das schöne Buch liegt in zweiter bereicherter Auflage vor. Die Änderungen sind größtenteils zu billigen'. *Hausrath.*

Caesaris, C. Juli, Belli civilis liber III cap. 82—104 ὑπὸ Ἀ. Σκάσση und

Ciceronis, M. Tullii, somnium Scipionis ὑπὸ Ἀ. Σκάσση und

Cornelii Nepotis, vitae ὑπὸ Ἀ. Σκάσση. *Sokr.* 8, 9/10 S. 282f. 'Alles in allem legen die genannten Arbeiten rühmliches Zeugnis von dem Fleiße und der Rührigkeit des griechischen Gelehrten ab. *G. Klaffenbach.*

Cladder, H. J., Unsere Evangelien: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 198. 'Ein sympathisches Buch katholischer Gelehrsamkeit'. *R. Bultmann.*

Cramer, Fr., Der lateinische Unterricht: *Sokr.* 8, 9/10 S. 285 ff. 'Wird neben den älteren Werken einen ehrenvollen Platz einnehmen'. *C. Stegmann.*

Custance, R., War and Sea: Modern Theory and Ancient Practice: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 236. 'Der Admiral handelt von den Ereignissen zur See im Persischen und Peloponnesischen Kriege, zu jenem zu kurz und zu wenig ergiebig, zu diesem gut'.

de Groot, A. W., A Handbook of Antique Prose-Rhythm. Vol. I, 1918, und De numero oratorio Latino commentatio: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 247. 'Zu den Resultaten verhält sich zweifelnd' *E. A. S.*

Dittenberger, W., Sylloge Inscriptionum Graecarum, 3. Aufl., Vol. II: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 246. 'Zu dem außerordentlich wichtigen Werke werden einige Beiträge gegeben'.

Döller, J., Die Reinheits- und Speisegesetze des Alten Testaments: *Orient. L.-Z.* XXIII 9/10 S. 212. 'Gründliche, recht wertvolle Zusammenstellung'. *A. Schulz.*

Dopsch, A, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. II. Teil: *L.Z.* 49 Sp. 931. 'Epochales Werk'. *—ndc.*

Elbogen, J., Geschichte der Juden: *Orient. L.-Ztg.* XXIII 9/10 S. 212. 'Außerordentlich lehrreich'. *M. Löhr.*

Erman, A., Die Mahnworte eines ägyptischen Propheten: *Orient. L.-Ztg.* XXIII 9/10 S. 210. 'Ergebnisreiche und scharfsinnige Analyse'. *A. Wiedemann.*

Festschrift zur Hundertjahrfeier des Realgymnasiums zu Magdeburg. I. Teil: Geschichte des Realgymnasiums zu M., v. C. Bratvogel: *L.Z.* 49 Sp. 938. 'Recht verdienstvolle Schrift'. *K.*

Flickinger, R. C., The Greek Theatre and its Drama: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 242. 'Manches Merkwürdige neben guten Beobachtungen'. *J. T. S.*

Forrer, E., Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften: *Orient. L.-Ztg.* XXIII 9/10 S. 211. 'Dem Verfasser gebührt lebhafter Dank'. *F. Bork.*

Foster, F. M. K., English Translations from the Greek: a Bibliographical Survey: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 240. 'Eine Liste der Übersetzungen ins Englische und Amerikanische von 1484 bis 1917 von Griechischer Literatur bis 200 nach Chr. Geb. (ausgenommen Josephus und die Patristische Literatur).

Frazer, J. G., Folk Lore in the Old Testament: *Journ. of hell. Stud.* XXXIX S. 245. 'Sammlung aller möglichen Parallelen zu den Resten primitiven Glaubens im Alten Testament, aus allen Gegenden der Welt zusammengebracht. Die Kultur der alten Hebräer war babylonischen Ursprungs'.

Frick, M., Ghazālīs Selbstbiographie: *Orient. L.-Ztg.* XXIII 9/10 S. 217. 'Nicht nur für Orientalisten und Religionsforscher wichtlg und fesselnd'. *B. Violet.*

Funk, S., Die Entstehung des Talmuds: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 196. 'Es fehlt nicht an Ungenauigkeiten und an direkt Falschem'. *H. L. Strack.*

v. Harnack, A., Der kirchengeschichtliche Ertrag der exegetischen Arbeiten des Origenes. II. Teil: Die beiden Testamente mit Ausschluß des Hexateuchs und des Richterbuches: *L.Z.* 49 Sp. 929. Besprochen von *G. Kr.*

Hasse, H., Das Problem des Sokrates bei Friedrich Nietzsche: *Th. L.-Ztg.* XLV. S. 208. 'Wertvolles Werk'. *Fr. Strunz.*

Herford, M. A. B., A Handbook of Greek Vase Painting: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 244. 'Eine vorzüglich geschriebene und zuverlässige Einführung in die griechische Vasenmalerei'.

Hoppin, J. C., A Handbook of Attic Red-Figured Vases, Signed by or Attributed to the Various Masters of the Sixth and Fifth Century B. C. Vol. I: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 243. 'Dies zum großen Teil ausgezeichnet illustrierte Buch leistet dem Studium der Vasenmalerei außerordentlich große Dienste'.

Ischirkoff, A., Les Bulgares en Dobroudja: *Geogr. Z.* 26, 11/12 S. 336 f. 'Quellenmäßig belegte Darstellung der Geschichte des Landes vom Altertum bis zur neuesten Zeit'. *Oberhummer.*

Johansen, K. F., Sikyoniske Vaser: en arkaeologisk Undersögelse: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 233. 'Über die sog. protokorinthischen Gefäße, deren Ursprung J. in Sikyon sucht und deren Entwicklung und Zeit eingehend auf Grund eingehendster Kenntnis überzeugend behandelt werden. Es ergeben sich für die Stadtgründungen die Reihenfolge Syrakus, Megara, Gela, was mit der Tradition stimmt, so daß alle drei ins 8. Jahrh. v. Chr. Geb. zu setzen richtig scheint'.

Kegel, M., Die Kultus-Reformation des Josia: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 195. 'Das Schwert, das der Verf. führt, erweist sich als eins von Pappe'. *W. Nowack.*

Kennedy, H. A., Philo's Contribution to Religion: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 197. 'Gehaltvolle Schrift'. *H. Windisch.*

Kern, O. Orpheus. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung: *L.Z.* 48 Sp. 917 f. 'Enthält zweifellos viele wertvolle Beiträge und Anregungen zur Lösung der immer noch brennenden orphischen Frage'. *R.*

Ketter, P., Die Versuchung Jesu nach dem Berichte der Synoptiker: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 199. 'Hat als Orientierungsmittel über die Väterexegese seinen Wert'. *R. Bultmann.*

Leumann, E., Buddhistische Literatur. Nordarisch und deutsch. I. Teil: Nebenstücke: *L.Z.* 48 Sp. 913. 'In erster Linie ist die vergleichende Sprachforschung an diesen Exhumierungen interessiert'. *H. Haas.*

Liber decanorum. Das Dekanatsbuch der theologischen Fakultät zu Wittenberg. I. Teil: *L.Z.* 48 Sp. 903 f. 'Vortreffliche Lichtdrucke'.

Mackenzie, D. A., Myths of Crete and Pre-Hellenic Europa: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 233. 'Eine Zusammenstellung der Funde in Kreta und an den Küsten des Ägäischen Meeres für Laien und eine willkürliche Konstruktion der Beziehungen Kretas zu seiner Nachbarschaft'.

Messer, W. St., The Dream in Homer and Greek Tragedy: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 241. 'Besonders lehrreiches Buch, da der Verf. die Kunde vom Traum zu seinem Spezialfach gemacht hat. Aischylos ist in der Erfindung der Träume poetisch am eindrucksvollsten'.

Miller, K., Die Erdmessung im Altertum und ihr Schicksal: *Geogr. Ztg.* 26, 11/12 S. 330 f. Guter Überblick; geschlossene Beweisführung. 'Nur ist sehr die Frage, ob die Prämissen alle einwandfrei sind'. *K. Kretschmer.*

Müller, N., Die Inschriften der jüdischen Katakombe am Monteverde zu Rom. Herausg. v. N. A. Bees: *L.Z.* 49 Sp. 934 f. 'Wichtige Ergänzung zu Müllers Schrift: „Die j. K. a. M. z. R." 1912'. *v. D.*

Newell, E. T., The Seleucid Mint of Antioch. *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 235. 'Enthält die Gold- und Silbermünzen, die in Antiochia geprägt wurden, von Seleukus II. bis zum Ende der Dynastie'. Einige Zusätze gibt *G. Macdonald.*

Preller, H., Das Altertum: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 202. 'Von höchstem Interesse'. *Goedeckemeyer.*

Remantas, A., und Zacharias, P. D., Arion; ἡ μουσικὴ τῶν Ἑλλήνων ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι τῆς σήμερον: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 236. '46 Volkslieder sind die größte Anziehungskraft in diesem Buche'. *H. J. W. T.*

Richter, H., Pilgerreise der Aetheria von Aquitanien nach Jerusalem: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 203. 'Die deutsche Übersetzung ist willkommen'. *G. Krüger.*

Ropes J. H., A Critical and Exegetical Commentary on the Epistle of St. James: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 201. 'Innerhalb der Schranken des International Central Commentary das Vollkommenste'. *A. Jülicher.*

Ropp, R., Love, Worship and Death: Some Renderings of the Greek Anthology: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 242. 'Übersetzungen von Epigrammen von Sappho, Erinna usw., z. T. etwas kraftlos'.

Sartiaux, F., L'Archéologie française en Asie Mineure et l'expansion allemande: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 233. 'Schildert den Rückgang der französischen und das Blühen der deutschen archäologischen Untersuchungen in Kleinasien — ohne den internationalen Charakter von Wissenschaft und Kunst genügend zu betonen'.

Schmidt, K. L., Die Pfingsterzählung und das Pfingstereignis: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 199. 'Die Interpretation ist völlig abzulehnen'. *R. Bultmann.*

Schön K., Die Scheinargumente bei Lysias: *Sokr.* 8, 9/10 S. 281. 'Eindringende rhetorische und historische Analyse der Rede gegen Eratosthenes. Die Beweisführung der 24. Rede hält der strengen Kritik des Verf. noch viel weniger stand'. *P. Maas.*

Sommer, F., Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen: *Sokr.* 8, 9/10 S. 283. 'Ein seiner ganzen Anlage nach tüchtiges und beachtenswertes Buch, das aber im einzelnen noch mancher Verbesserung fähig ist'. *C. Stegmann.*

Stein, E., Studien zur Geschichte des byzantinischen Reiches: *Orient. L.-Ztg.* XXIII 9/10 S 222. 'Eingehende, auf umfassender Quellenkenntnis beruhende Darstellung'. *A. Mentz.*

Stemplinger, Ed. und Lamer, H., Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 202. 'In glücklichster Weise gelungen'. *Goedeckemeyer.*

Stengel, P., Die griechischen Kultusaltertümer. 3. A.: *Sokr.* 8, 9/10 S. 279f. 'Zuverlässiger und auf der Höhe der Forschung stehender Führer'. *L. Ziehen.*

Mitteilungen.

ἐλαφρός als Stilbegriff.

ἐλαφρός als rhetorischer Terminus findet sich nicht bei Ernesti, Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae, Lipsiae 1795. Auch in andern Lexica fehlt es in rhetorischem Sinn. Aber daß ἐλαφρός tatsächlich ein stilistischer Ausdruck ist, sollen folgende Stellen beweisen.

1. Plutarchus „de tuenda sanitate praecepta" 133 E [Bernardakis, moralia I 326, 20—23] bietet diesen nicht einheitlich überlieferten Satz: ἀλλὰ πολλὰ μέν ἐστι τῶν φυσικῶν προβλημάτων ἐλαφρὰ καὶ πιθανά, πολλὰ δ' ἠθικὰς σκέψεις ἔχοντα καὶ τοῦτο δὴ τὸ „μενοεικές", ὡς Ὅμηρος ἔφη, καὶ μὴ ἀντίτυπον.

Ohne auf die textkritische Untersuchung des ganzen Satzes einzugehen, wobei Rudolf Hercher, Plutarchi moralia I heranzuziehen wäre, sei schon soviel als zweifelsfrei hingestellt: πιθανά, μενοεικές, μὴ ἀντίτυπον können durchaus in rhetorischem Sinne verwandt werden, wie das ja hier Plutarch auch wirklich tut. Nur ἐλαφρά bleibt zu erklären. ἐλαφρός bedeutet keineswegs „leichtwiegend, oberflächlich, ziemlich unbedeutend", vielmehr „leichtverständlich, leicht zu begreifen und einzusehen". Sonach geht ἐλαφρός auf den Stil, auf die Sprache. Die προβλήματα, von denen Plutarch redet, sind gerade deswegen ἐλαφρά, weil sie ohne schweren Wortprunk und ohne langen Umschweif geformt waren. ἐλαφρά ist zudem hier ohne jeden niedrigen Nebensinn verwandt.

2. Wenden wir uns sofort zur zweiten Stelle. Dio Chrysostomus or. XVIII „de dicendi exercitatione" [ed. Lud. Dindorf I 283, 14—16, Lipsiae 1857, vgl. H. v. Arnim: Dionis Prusaensis opera II (1896) 254, 9] sagt folgendes über Lykurg: ἀλλὰ καὶ Λυκούργῳ συμβουλεύσαιμ' ἂν ἐντυγχάνειν σοι, ἐλαφροτέρῳ τούτων [scl. Demosthenes, Lysias, Hypereides, Aeschines) ὄντι καὶ ἐμφαίνοντί τινα ἐν τοῖς λόγοις ἁπλότητα καὶ γενναιότητα τοῦ τρόπου.

Dio sagt damit, Lykurg sei leichter zu verstehen als Demosthenes, Lysias, Hypereides, Aeschines. Ob das Urteil Dios an sich richtig ist, soll hier gar nicht berührt werden. An der Deutung von ἐλαφρός besteht kein Zweifel. Die ἁπλότης ἐν τοῖς λόγοις sowie die γενναιότης τοῦ τρόπου erweisen es klar, daß ἐλαφρός gleich „leichtverständlich, einfach, ungekünstelt" ist. Als Stilbegriff steht ἐλαφρός auf derselben Stufe wie ἁπλοῦς.

Zum Schluß! Vielleicht achten andere darauf, noch mehr Stellen zu sammeln, wo ἐλαφρός in einwandfreier, stilistisch-rhetorischer Bedeutung steht.

Berlin. Emil Orth.

Eingegangene Schriften.

O. Schissel-Fleschenberg, Claudius Rutilius Namatianus gegen Stilicho. (Janus II.) Wien u. Leipzig, Braumüller. 12 M.

E. Michel, Weltanschauung und Naturdeutung. Vorlesungen über Goethes Naturanschauung. Jena, Diederich. 9 M.

C. Valerius Catullus. Deutsch von E. Hohenemser. Officina Serpentis.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

E

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 15. Januar. **1921. №. 3.**

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Hermann Frey, Der Βίος Εὐριπίδου des Satyros und seine literaturgeschichtliche Bedeutung. Diss. Zürich. 51 S. 8.

Fr. Leo hat in seiner ausgezeichneten Abhandlung über den von Hunt im 9. Band der Oxyrh. Pap. unter No. 1176 veröffentlichten Βίος Εὐριπίδου des Satyros (Gött. Nachr. 1912, S. 273 ff.) auf die zentrale Bedeutung dieser Schrift für die literarische Biographie und den peripatetischen Dialog aufmerksam gemacht und zu weiterer Forschung aufgefordert. Dieser Mahnung ist jetzt der Verf. vorliegender Dissertation nachgekommen, und wenn er nicht ganz an das Ziel, das er sich in der Einleitung gesteckt hat, gekommen ist, so ist daran nicht der Mangel von Sachkunde, Scharfsinn und gründlicher Arbeit, sondern nur die Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit des Materials schuld. Es verlohnt sich das Ergebnis anzugeben. „Satyros verzichtet bewußt darauf, die äußere Lebensgeschichte zu erweitern oder auch nur seiner Arbeit den Anschein wissenschaftlicher Forschung zu geben. Seine ganze Anschauung von Euripides ist unselbständig und sucht gar nicht die Selbständigkeit. Den Großteil seiner Beweise hat er nicht erarbeitet, sondern aus zweiter oder dritter Hand übernommen. Hält man daneben, daß Satyros die Zitate und Belegstellen häuft in einer Weise, welche oft den natürlichen Fortgang des Gedankens kaum mehr erkennen läßt, daß er Exkurse einflicht, welche die äußere

Disposition und die logische Aufeinanderfolge zerreißen und nur dazu da sind, neues Wissen, neue Lesefrüchte vor uns Staunenden auszubreiten, daß sogar die Nebenpersonen sich zum Wort drängen, nicht um sachliche Einwände vorzubringen, sondern um mit köstlichem, halb schülerhaftem, halb eifersüchtigem Stolz weitere Anekdoten, weitere Dichterstellen vorzutragen, so erkennt man klar, daß Satyros seine Arbeit nicht als wissenschaftlich-biographische, sondern als epideiktische Leistung darbot und gewürdigt wissen wollte.“ Dem Geist seiner Zeit dürfte kaum eine andere Tendenz entsprochen haben.

München. Wecklein.

Max Wundt, Plotin. Studien zur Geschichte des Neuplatonismus. Erstes Heft. Leipzig 1919, Alfred Kröner. 72 S.

Der erste Teil dieser Schrift befaßt sich mit dem literarischen Charakter der Plotinischen „Enneaden“ und findet diesen darin, daß wir es mit λόγοι zu tun haben, die zum Vorlesen in der Schule, aber nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Die mit gewaltsamer Durchführung der heiligen Neunzahl durch Porphyrios hergestellte Ausgabe ist daher nichts weniger als ein philosophisches System. Für ein solches fehlte auch Plotin die erforderliche Originalität, der vielfache Anleihen bei Platon, bei Aristoteles, bei der Stoa und beim Neupythagoreismus macht. Es ist daher nach der von H. F. Müller angewandten Methode jeder λόγος für sich zu betrachten. Die Zuweisung an die drei Zeit-

abschnitte in Plotins Wirksamkeit (I 253—262, II 262—268, III 268—269 nach Galliens Ermordung) ist für ihren Wert nicht maßgebend. Alle sind unter dem Gesichtspunkt der sittlichen Erneuerung (ἀναγωγή), die Plotin anstrebt, zu betrachten, wobei wieder ein „oberer" und ein „unterer Weg" zu unterscheiden ist: der letztere eignet sich für musikalische, erotische und philosophische Menschen, der erstere für solche, die schon im Intelligibeln angelangt sind. Er führt von der Mathematik zur Dialektik. Die Schriften der ersten Epoche passen in das V 1 gegebene Schema. Sie dienen unmittelbar der sittlichen Erweckung (I 3, 6, 2; IV 7; III 1, 4; II 4; IV 2, 9, 8; V 7; II 6; I 9; III 9; V 1). Die der zweiten Epoche polemisieren teils (III 8; V 3, 5; II 9) gegen den Pessimismus der Gnostiker, teils (IV 4, 5; V 6; VI 6; III 6) sind sie rein theoretisch-deduktiv, teils behandeln sie psychologische (IV 3—5; II 8; IV 6, 4), teils sonstige einzelne Fragen (z. B. VI 3 über die Kategorien; VI 7, 8 über den Zusammenhang der intelligiblen und der sinnlichen Welt). Die Schriften der dritten Epoche endlich erörtern Fragen der Popularphilosophie im Anschluß namentlich an die kynisch-stoische Diatribe, wobei Plotin zwar mit dem überlieferten Gedankengut waltet, aber dieses vielfach selbständig in eine neue Beleuchtung rückt, was besonders am Vergleich des Lebens mit einem Schauspiel gezeigt wird. Hierher gehören I 4; II 2, 3; V 3; III 5; I 8; II 3; I 1; I 7 (dies die letzte Schrift: über den Tod). In einem zweiten Kapitel sucht dann Wundt das Verhältnis Plotins zu Gallien genauer zu bestimmen. Danach wäre Gallien keineswegs der willenlose Genußmensch gewesen, als den ihn die überwiegende Überlieferung darstellt, sondern ein tapferer und ernster, auf eine sittliche Reform der Gesellschaft gerichteter Fürst, der Plotin für diese seine Zwecke zu verwenden wußte und ihn sogar zur Schriftstellerei veranlaßt haben soll. Auch der von der gegnerischen Senatspartei hintertriebene Plan der Gründung von Platonopolis gehört in diesen Zusammenhang: sie war als eine große Erziehungsanstalt der jugendlichen Generation, als eine Art pädagogische Provinz gedacht. Die Ermordung Galliens bewirkte die Auflösung des plotinischen Kreises, und aus der durch diese Katastrophe bewirkten Stimmung erklärt sich die letzte Schriftengruppe: die philosophische Theorie muß sich jetzt im Leben bewähren. Der letzte Teil der Schrift stellt „Plotins Evangelium" dar: es ist der Ruf zur Einkehr im eigenen Selbst, zur Abwendung von der Sinnlichkeit, zum Geistwerden der Seele. Dem Materialismus seiner Zeit stellt Plotin den Gedanken des reinen geistigen Lebens gegenüber. Theoretisch ist er, der das Wesen der Welt in der reinen, an keine Substanz gebundenen Aktualität findet, „der erste metaphysische Voluntarist" und zeigt daher eine nahe Verwandtschaft mit Fichte.

Das Buch ist geeignet, das Verständnis Plotins wesentlich zu fördern. Namentlich seine Auffassung mehr als Erweckungsprediger, denn als systematischer Philosoph, die W. im Gegensatz zu Drews vertritt, dürfte dem religiösen Charakter dieses Neuplatonikers mehr entsprechen. In dem zweiten Kapitel über das Verhältnis zu Gallien erscheint manches problematisch, und jedenfalls eine unberechtigte Verallgemeinerung ist es, wenn im letzten Abschnitt, S. 59, behauptet wird, es „gelte der griechischen Philosophie als selbstverständlich, daß mit der Antwort auf die Frage nach dem Seienden auch die Frage nach dem Grunde des Sittlichen beantwortet ist". Dies paßt auf viele, zumal die ältesten griechischen Philosophen nicht. Auf die von Thedinga, Hermes 52, 592 ff. und 54, 249 ff. angeschnittenen Echtheitsfragen bei einzelnen Schriften läßt sich der Verf. nicht ein.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Otto Gebhardt, Sallust als politischer Publizist während des Bürgerkriegs. Zwei offene Briefe an Caesar. Dissertation. Halle a. S. 1920. 48 S.

Anknüpfend an die Ausführungen von R. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (Ges. Abh. N. F. München 1911, S. 184 ff.) und Ed. Meyer, Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus (Stuttgart-Berlin 1918, S. 558 ff.) sucht Gebhardt in seiner gediegenen, scharfsinnigen Erstlingsarbeit an der Hand noch nicht verwerteter antiker Zeugnisse noch weiter zu kommen. Unter der *seria et severa oratio* Sallusts, die Gellius XVII 18 erwähnt, auf die Varro einen Logistoricus *(Pius aut de pace)* verfaßte, kann nur Sallusts Schrift vom Frühjahr 46 (= ep. ad Caes. I) gemeint sein. Daraus folgt auch, daß die Alten von Varro bis Gellius dieses Schriftstück als Rede behandelt haben. Darum hat sie auch der Grammatiker, der die Reden und Briefe aus Sallusts historischen Schriften exzerpierte, analog seiner sonstigen Praxis vor den zeitlich früheren Brief (ep. ad Caes. II) gestellt. Zwischen beiden Schriften bestehen auffallende stilistische Übereinstimmungen, die schon Jordan in seiner Disser-

tation (Berlin 1868, S. 31) zusammengestellt hat. Dazu kommt ein bisher noch nicht verwertetes Zeugnis bei Cassius Dio XLIII 9, 2. Die Worte τοιαῦτα συγγράμματα (plur!) συγγράψας können sich unmöglich auf Sallusts Geschichtswerke, sondern nach dem grammatischen und sachlichen Zusammenhang nur auf die beiden politischen Broschüren der Jahre 49 und 46 beziehen. Auch sonst haben wir Spuren von dem Fortleben dieser beiden „offenen Briefe". Seneca führt de ira III 36, 4 wörtlich ep. I 1, 6 an. Auch Apulejus hat beide Schriften gekannt: apol. 1 ∾ I 1, 1, de deo Socrat. XXII 170 ∾ I 8, 1. Cassius Dio endlich läßt LII 33, 4 den Maecenas den Vorschlag der geheimen Abstimmung dem Augustus gegenüber fast mit denselben Gründen wie Sallust motivieren.

Ed. Meyer hatte (S. 566), da die Männer, die II 9 angeführt werden, vom Verf. als noch lebend gedacht werden, als äußerste Grenzen für die Abfassungszeit den Tag der Kapitulation von Corfinium (21. Februar 49 v. Chr.) und den Tod des Bibulus im Frühjahr 48 angegeben und den „Brief" in den Spätsommer oder Herbst des Jahres 49 v. Chr., etwa in die Zeit der Belagerung von Massilia nach Cäsars Sieg bei Ilerda gesetzt. Aus dem Futurum *agetur* (II 6, 1) schließt G., „daß die Bürgerrechtsfrage bisher weder im Senate, noch auch in der Volksversammlung auf der Tagesordnung gestanden hat, geschweige denn, daß bereits eine Ausdehnung des Bürgerrechts auf irgendwelche Provinzialen stattgefunden hätte". Somit ist der Brief vor dem 11. März 49 v. Chr. anzusetzen, dem Tag der Verleihung des Bürgerrechts an die Transpadaner. Bei der gesetzlich vorgeschriebenen Zeit des Trinundinum müßte der Gesetzentwurf spätestens am 23. Februar promulgiert sein. Damit rücken die Grenzen für die Abfassungszeit ganz nahe aneinander: 21.—23. Februar 49. Die damalige politische Lage paßt in der Tat ganz gut zu dem Aktionsprogramm, das Sallust in dem offenen Brief dem erfolgreichen Feldherrn und Parteiführer unterbreitet. Dasselbe gilt auch von der zweiten Schrift, die G. mit Ed. Meyer vor Mitte Mai 46 ansetzt. Eine eingehende Analyse der beiden Programme und ihre Vergleichung mit Cäsars Reformgesetzgebung in den Jahren 49 und 46 zeigen, daß Sallust eine überraschend intime Kenntnis auch der geheimsten politischen Absichten des Parteiführers gehabt hat. Sallust scheint also bewußt sein schriftstellerisches Talent in den Dienst der Sache Cäsars gestellt zu haben. Der Lohn blieb nicht aus. Im Jahre 49 wurde er, vor allem wegen seiner Bemühungen in der Bürgerrechtsfrage, wieder zum Quästor ernannt, und erhielt damit wieder Sitz und Stimme im Senat; drei Jahre später wurde er, sicherlich nicht bloß seiner militärischen Verdienste wegen, mit der Statthalterschaft von Africa nova belohnt.

Allein während seiner Provinzialverwaltung hat er sich gegen die vor aller Welt verkündeten politischen Grundsätze aufs schamloseste versündigt. In dem nun folgenden Sensationsprozeß wäre er sicherlich verurteilt worden, wenn nicht Cäsars persönliches Eingreifen ihn gerettet hätte. Trotz Freispruches hatte sich Sallust durch seine Schriftstellerei selbst an den Pranger gestellt. Und der Kampf wurde literarisch fortgesetzt. Außer der bereits erwähnten Broschüre Varros wissen wir von einer heftigen Satire des Lenaeus, des Freigelassenen des Pompejus (Suet. gramm. 15). Diese Notiz ist nicht auf die Historien, sondern auf diese beiden offenen Briefe zu beziehen. Wird doch in dem einen gegen Pompejus der schwere Vorwurf erhoben, unehrliche Politik getrieben zu haben, in dem anderen dem toten Feldherrn und seiner Machtgier alle Schuld am Ausbruch des Bürgerkrieges zugeschoben. Auch der Vorwurf, Sallust habe altertümliche Worte aus dem Sprachschatze des alten Cato gestohlen, findet in diesen beiden Schriftstücken seine Bestätigung, wie eine Zusammenstellung der altertümlichen Redewendungen (S. 16 f.) zeigt. Doch ist die „etymologisierende Form" *viritute* (II 8, 7) zu streichen, da sie in der Hs nicht überliefert ist.

An dem Kampf um Sallusts politische und gesellschaftliche Stellung scheint sich auch Cicero mit Erfolg beteiligt und dem Verf. der boshaften Invektive vom Jahre 54 mit gleicher Münze heimgezahlt zu haben. Das schließt G. u. a. aus inv. in Sall. 1, 3; dort kann mit *oratione* nur die zur Zeit der betreffenden Senatssitzung noch aktuelle „Rede" des Jahres 46 gemeint sein, die Didius, dem Verfasser jener Invektive, noch vorgelegen haben mag. Sallust blieb dem Angreifer die Antwort nicht schuldig; in seinem „Catilina" hat er sich an dem Konsul des Jahres 63 in geistvoller Weise gerächt. Vgl. die versteckten Bosheiten wie Sall. Cat. 29, 1 ∾ Cic. Cat. I 10, Sall. 20, 1 ∾ Cic. I, 1, Sall. 50, 3 ∾ Cic. ad Att. XII 2, 1, bes. auch Sall. Cat. 43, 1 *optumo consuli*; hatte doch Brutus dem Retter des Vaterlandes nur das Lob „optimus consul" zugebilligt. Das alles spricht dafür, daß Sallust einen Lebenden,

keinen Toten treffen wollte. Dann wäre der Catilina noch zu Lebzeiten Ciceros, im Jahre 43 erschienen, als dieser als Vorkämpfer der Nobilität auf dem Höhepunkt seiner Macht stand.

Die schwere Kompromittierung im Skandalprozeß nötigte Sallust, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen (vgl. das resignierte Geständnis in der Einleitung zum Cat.) und in historischer Schriftstellerei Trost zu suchen und zu finden. Das Schlußurteil lautet also: „Sallust hatte sich dem Eroberer Galliens aus reinem Egoismus angeschlossen, geradeso wie Curio. Beide sind an dieser Allianz zugrunde gegangen. Curio fiel als tapferer Offizier auf dem Schlachtfelde; Sallust erlebte vor Gericht seinen politischen Bankrott. Aber dieser Zusammenbruch vermochte den Kampfesmut des genialen Taugenichts nicht zu dämpfen. Er vertauschte nur das parlamentarische Schlachtfeld mit dem der politisch-historischen Publizistik. Die politische Leidenschaft ist ihm bis zu seinem Tode treu geblieben; sie ist es auch, die, unterstützt von packender Darstellungskraft, den Leser seiner Schriften noch heute in ihren Bann zwingt."

Charlottenburg. A. Kurfeß.

William Ross Hardie, Res metrica. An Introduction to the study of greek and romain versification. Oxford 1920, Clarendon Press. 273 S. 8.

Das Buch erhebt nicht den Anspruch, einen neuen Beitrag zu geben zur griechisch-römischen Verswissenschaft, auch ein systematisches Lehrbuch will es nicht sein. Den ersten Anstoß zu seinem Werk gab dem Verf. (nach S. 223) das Bedürfnis, Horazleser über horazische Verskunst zu unterrichten. Dem ist dann später der größere Teil des Buches vorn hinzugewachsen mit ziemlich locker aneinandergereihten Bemerkungen über griechische und römische Sprech- und Singweise.

Die Darstellung gleicht überwiegend einem Spaziergange mit zerstreuten Betrachtungen über allerlei metrische Einzelheiten. Nur an zwei Punkten tritt der Verf. ein in eine etwas straffere Auseinandersetzung, angeknüpft meist an John Will. White, The verse of greek comedy (London 1912, Macmillan); beidemal handelt es sich um die Metrisierung (Quadrisyllabierung) gewisser lyrischer Kola, S. 136 ff. der äolischen, S. 177 f. der enoplischen (Daktylepitriten).

Gegen die von Weil und Studemund begründete Metrisierung der äolischen Verse macht er drei wie er glaubt entscheidende Gründe geltend:

1. Das Nebeneinander von glykonischen Versen „mit einem Daktylos" und Versen, die so aussehen, als ob ein zweiter, auch ein dritter Daktylos „eingeschoben" sei. Aus einem Nebeneinander auf Gleichartigkeit zu schließen, ist ein gar zu schneller Schluß. Vollends die Klausel, wie gerade in der kleinen Strophe der Sappho, von der Hardie ausgeht, mit zwei Glykoneen und den „äolischen Daktylen" γλυκύπικρον ἀμάχανον ὄρπετον, liebt ja solches Umbiegen in veränderten Rhythmus. Höchst lehrreich ist Eur. Herc. 675, wo auf μὴ ζῴην μετ' ἀμουσίας, als echt äolischer Dimeter erwiesen durch die Inkongruenz mit der Antistrophos, εἱλίσσουσαι καλλίχοροι, als Klausel ein alkaischer Vierheber folgt, ἀεὶ δ' ἐν στεφάνοισιν εἴην. Den Glykoneus daktylisch statt choriambisch zu lesen verbietet sich auch durch den Schluß, der bei daktylischer Lesung katalektisch wäre (⏑̲ oder – ʌ) und dann keine Auflösung in zwei Kürzen zuließe, wie in παρὰ χορευομένῳ τρίποδι ≌ δορί τε γᾷ πατρίᾳ φέρει Eur. Ion. 463.

2. Ein zweites Bedenken sieht H. in der Zulässigkeit der Verkürzung langer Auslautsvokale vor vokalischem Anlaut, die nur in daktylischen (und anapästischen) Versen erlaubt sein soll, ein zuerst von Edw. Bull Clapp erhobenes Bedenken (Class. Rev. 1904, 340), entkräftet wohl durch den Nachweis solcher Verkürzung bei zwei- und dreikürzigen Silbenkomplexen außerhalb der Daktylen und Anapästen Class. Philol. VII 1912, 148 (= Naumburger Gymn.-Progr. 1912, 8). Beispiele aus Ionikern führt H. selber an. Daß diese Verkürzungen aus daktylischen Versen stammen und deshalb auch dort am häufigsten geblieben sind, ist wohl sicher; das kann uns aber nicht zwingen, unzweifelhafte Choriamben altgriechischer Lyrik daktylisch zu lesen.

3. Das dritte Argument, alkaische Zehner, *a familiar Aeolic line*, in Verbindung mit zweifellos nicht-choriambisch-äolischen Metren, erledigt sich wie das erste: was sollte ναὶ φορήμεθα σὺν μελαίνᾳ wohl anders sein als ein vierhebiger daktylotrochaischer Enoplius? Weils und Masquerays (§ 278) Verbindung der beiden letzten Verse der alkaischen Strophe zu einem ionischen Pentameter scheitert schon an der unionisch heraausspringenden bakcheischen Katalexe (μελαί-νᾳ).

In Alkmans Jungfernlied steht der alkaische Zehner, als Klausel daktylotrochaischer Verse in höchst interessanter Kongruenz mit Versen

wie ἔργα πάσον κακὰ μησάμενοι; da soll nun nach H. der Ditrochäus kongruieren mit einem katalektischen Daktylenpaar ¯(⏑⏑)¯(⏑). Wer wird ihm das glauben? Ohne Zweifel ist hier der Ditrochäus äolisch, d. h. silbenzählerisch transponiert in einen Choriambus, – ⏑ ⏑̄ –⏑. Gibt es doch eine ähnliche Choriambisierung auch im Anhub enoplischer Paroimiaka, wenn die Anfangssenkung wegbleibt = neben ἀπειρόδακρύν τε κραδίαν Aesch. Hik. 71 steht εἱλοθερῆ παρειάν. Oder soll etwa der ohne die Anfangssenkung beginnende Vers darum fallend werden? womöglich eine „daktylotrochäische Tripodie“ (H. S. 148)? Es gibt in der Tat auch bei uns noch Metriker, die an solche Tripodien und Pentapodien glauben.

Bei Metrisierung der sog. Daktylepitriten ergibt sich im neunsilbigen Paroimiakon wie im neun- und im dreizehnsilbigen Iambikon bekanntlich scheinbar die Nötigung zur Annahme einer indifferenten Vor- oder Nachsilbe. Die Vorsilbe, von Hermann Anakrusis getauft, war den Alten unbekannt; mit der Nachsilbe, Hyperkatalexe geheißen, hat schon Hephästion sich aus der Not geholfen. *Probably neither was known to Aeschylus or Pindar* sagt H. trocken (179), findet aber, wie die meisten auch bei uns, die Anakrusis bequemer. Der Name Jambelegus ist ihm ein Beweis für die daktylische Deutung des zweiten Teils, πρῶτον μὲν εὔβουλον Θέμιν οὐρανίαν. Wenn er dann aber die ersten 5 Silben mit den Alten als jambisches Pentameres abtrennt, so kommt das doch wieder auf Hyperkatalexe des iambischen Gliedes hinaus. Und wie sollen wir uns verhalten, wenn solche „Anakrusen“ einmal mitten im Verse nötig werden, wie Pind. Pyth. IV ep. 4, nach choriambischem Eingang (ματρόπολιν)? Hier geht aber die Metrisierung glatt auf, und die anakrusenlose Auffassung besteht zu Recht.

Eine andere Schwierigkeit sieht H. in der Trennung gemeiner Daktylotrochäen von den chalkidischen „Daktylepitriten“; nur die Möglichkeit einer Transposition durch die Musik will er zugeben, *a thing wich the ordinary reader need not concern himself* (180).

Völlig hilflos steht er vor den Zeugnissen des Aristophanes (Wolk. 649) und des Platon (rep. 400). Ein tolles Mißverständnis aber begeht er bei Heph. c. 15 (p. 47), wo ihm das über die Spondeen (ἐν τῷ μέσῳ) des Archilochos Gesagte und das über die von Kratinos nicht festgehaltene Diärese wirr durcheinanderläuft.

Unverständlich ist auch der Anstoß, den H. an der Anfangskürze des schweren Ionikers nimmt, vollends in den ersten Strophen (Mommsen Pind. ann. cr. suppl. 95), während er doch Hephästion vor sich hatte: τῆς ἰωνικῆς καὶ βραχεῖαν πρώτην δεχομένης (48, 3).

Über den Wert des „Epitriten“ im leichten Ioniker, ⏓ ⏑ – –, urteilt H. richtig S. 116, 159, um dann (185) doch gegen die Metrisierung der Enoplier geltend zu machen, daß der stete Wechsel von steigenden (⏑ ⏑ – –) und fallenden (also – ⏑ – ⏓?) Metren unerträglich sei.

Der Verf. weilt nicht mehr unter den Lebenden, wie außer dem Titelblatt (*the late William Hardie*) nur noch eine verlorene Bemerkung S. 273 verrät. Bei der Seltenheit für griechische Verskunst, namentlich sobald die Chorlyrik in Frage kommt, tatkräftig interessierter Philologen ist das beklagenswert. Hardies Darstellung hat in ihrer behaglichen Art nichts Abschreckendes: vielleicht ermutigt das jüngere Forscher zu festerem Zugreifen.

Charlottenburg. Otto Schroeder.

Byzantinisch-neugriechische Jahrbücher. Internat. wiss. Organ unter Mitwirkung zahlr. Fachgenossen hrsg. von Nikos A. Bees (Βέης). I. Bd., 1. und 2. Heft. Berlin-Wilmersdorf 1920, Verlag der „Byz.-neugr. Jahrb.“. Mit 15 Abbild. im Text.

Wir begrüßen diese neue Zeitschrift, die unter schwierigen Umständen erscheint, dank der hingebungsvollen Opferwilligkeit, vor allem des durch seine zahllosen Arbeiten, Forschungen und Entdeckungen bekannten Herausgebers, seiner Familie und Landsleute, insbesondere Georg J. Pianos. Ihnen allen danken wir; denn der Weltkrieg, der sich vielfach auf griechisch-orientalischem Boden abspielte, hat der Erkenntnis Bahn gebrochen, daß zur Bildung eines gesunden Urteils über wichtige politische Fragen des Orients Vertiefung in die geschichtlichen Voraussetzungen des Landes nötig ist; derselbe Weltkrieg hat aber auch viele Verluste und Einbußen auch für dieses Gebiet der Kulturarbeit verursacht, so daß wenigstens äußerlich die Byzantinologie einen Rückschritt aufweist. Hier tritt Bees in die Bresche. Einhaltend die Zeitgrenze von 330—1821 soll die byzantinisch-neugriechische Philologie im weitesten Sinn hier ein Zentralorgan erhalten, welches die Literatur, die äußere und innere Geschichte, die Sprache, Volkskunde, Kunst, Geographie, Topographie und einschlägige Ethnologie, das religiöse Leben, die Epigraphik, Numismatik, Sigillographie, Jurisprudenz und Fachwissenschaften ebenso berücksichtigen wird wie die Studien über

griechische Papyri und Handschriften, die Koine, die altchristliche Kunst, die griechische Diaspora und deren Kultureinfluß. Die Abhandlungen, Rezensionen und bibliographischen Notizen, welche das vorliegende Heft, dem allgemeinen Plane entsprechend bringt, zeugen von dem weiten Gesichtskreis dieser neuen Jahrbücher. Was die ersteren betrifft, so behandelt der uns leider schon entrissene ausgezeichnete Kenner der Balkanvölker Constantin Jirecek in dem Aufsatz „Die Witwe und die Söhne des Despoten Esau von Epirus. Beiträge zur Geschichte von Epirus im Mittelalter. Mit urkundlichen Beilagen aus den serbischen Handschriften des Athos und dem Archiv von Ragusa" (S. 1—16) die Geschichte einer Familie, die sowohl mit dem Kaiser Manuel Palaiologos († 1425) als auch mit dem Serbenzaren Stephan Duschan verwandt war. — J. Strzygowski „Ein Christusrelief und altchristliche Kapitelle in Moesien" (S. 17—34) illustriert mit gewohnter Meisterschaft durch dieses Detailkapitel seine These von der Wichtigkeit Bulgariens als Vermittler des armenischen Kuppelbaues nach Europa. — V. Gardthausen „Die datierten griechischen Handschriften" (S. 35—39) entwirft die Grundzüge seines Plans der Bearbeitung dieser Handschriftenklasse. — Fr. I. Dölger „Die IXΘYC-Formel in einem griechischen Papyrus des Jahres 570 und das Apsis-Mosaik von S. Apollinare in Classe zu Ravenna (S. 40—47). Er weist, polemisierend gegen J. Wilpert, Die römischen Mosaiken und Malereien der Kirchenbauten vom 4. bis 13. Jahrhundert II p. 1192 (1916) darauf hin, daß die IXΘYC-Formel noch am Ausgang des 6. Jahrh. völlig geläufig war und der Mosaikkünstler des mit dem Kaiser von Byzanz befreundeten Bischofs Maximian die Kreuzesüberschrift IXΘYC dem noch lebendig frischen Typenschatz byzantinischen Kirchenschmucks entnahm. Er stützt sich dabei auf Greek Papyri in the British Museum V. p. 147 N. 1714. — P. Maas „Gregorios Kyprios und Libanios" (S. 48 f.); die Schuldeklamationen für und wider Athen in dem Thema „Klage der Korinther wegen Aushungerung von Poteidaia", die eine in Libanii Opera ed. Förster VI. decl. 13, die andere angeblich vom ök. Patriarchen Gregorios Kyprios (ed. Förster l. c. p. 49) haben verschiedene Verfasser. — E. Stein „Ein Kapitel vom persischen und vom byzantinischen Staate: I. Die sassanidischen Ranglisten des Jaqubi und Masudi, II. Die Reformen des Kawadh und des Chosrau Nuschirwan, III. Der Untergang der Prätorianerpräfektur; Anthypatoi und Protonatarioi der Themen, IV. Vergleich der chosroischen Ordnung mit der ursprünglichen byzantinischen Themenverfassung und Folgerungen" (S. 49—89), hat einen weiten Gesichtskreis. — E. Haase „Zur Glaubwürdigkeit des Gelasius von Cyzicus" S. 90—93 zeigt, daß die Echtheitsfrage der Urkunden bei G. trotz Gerhard Loeschke, das Syntagma des G. Rheinisches Museum 60 (1905) 594—613; 61 (1907) 34—77 noch nicht spruchreif ist. — A. Hofmeister „Zur Geschichte Amalfis in der byzantinischen Zeit" (S. 94—127) behandelt das 9.—11. Jahrh. in der Geschichte dieser Stadt, die damals bedeutender war als Neapel. — E. Wellesz „Der gegenwärtige Stand der Erforschung der byzantinischen Musik" (S. 128—130). — N. Bees „Zum Schriftstück des Patmosklosters vom Jahre 1261 (?)" (S. 130) emendiert in Miklosich-Müller Acta VI 208 δικαιότερα in δικαιωτήρια. — A. Allgeier „Semasiologische Beiträge zu ἐπισκιάζειν Lk. 1, 35 aus Theophylakt und Philo" (S. 131—141). Singulär ist Theophylakts Auffassung „bedecken wie der Vogel seine Jungen". — J. Kurth „Ein Stück Klosterinventar auf einem byzantinischen Papyrus" (S. 142—147), Verzeichnis von Gewändern aus dem Kloster zum Erzengel Gabriel in Uschmunein saec. VII. Privatbesitz Kurth. — A. Jacoby „Zu der ‚Ammonier'-Inschrift der großen Oase in der libyschen Wüste" (S. 148—150). Christliches Distichon aus 200—250. — E. Becker „Auferstehung Christi oder Kreuzigung auf altchristlichen Sarkophagen" (S. 151—157) entscheidet sich gegen H. Achelis, Der Entwicklungsgang der altchristl. Kunst Leipzig 1919 S. 29, 45 für erstere Auffassung. — N. A. Bees „Zum Ostrakon aus Eschmunen mit einem Bindezauber" emendiert zu Deissmann Licht vom Osten $^{2-3}$ (1909) S. 230 A. 10 Κρινουπελι in Κρόνου πέλ(ε)ι. — M. L. Wagner „Die Beziehungen des Griechentums zu Sardinien und die griechischen Bestandteile des Sardischen" (S. 158—169), Archäologisch und sprachlich wichtiger Aufsatz. — R. Ganszyniec „Das Märchen der Pythia" (S. 170 f.). ψυχή bedeutet nach den Zauberpapyri auch den Schoß der Frau, dies führte zu der Vorstellung von der Pythia Apollinis flatum per pudenda recipiente. — E. Schwyzer „Das Vulgärgriechische in Gesners Mithridates" (S. 172—174) reproduziert die Stelle nach der Ausgabe Tiguri MDLV f. 46 b—47 a. Es folgen als II. Abteilung Besprechungen S. 175—236, als III. Abteilung bibliographische Notizen und Nachrichten S. 237—240.

Wien. Carl Wessely.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Journal of Hellenic Studies. XXXIX, 1919. 2. Hälfte.

(88) **M. Rostovtzeff**, Queen Dynamis of Bosporus (mit 2 Tafeln und 1 Figur im Text). 1898 wurden bei Noworossijsk (Bata) einige Bronzegeräte gefunden, die in die Zeit des Augustus weisen; gleichzeitig kam in den Ruinen (wahrscheinlich eines alten Tempels) eine Bronzebüste zu tage, die in leichtidealisierender Weise eine Frau darstellt. Ausgezeichnet in der Arbeit gehört die Büste in den Beginn der christlichen Ära. Der Kopfschmuck, eine τιάρα ὀρθή bedeckt mit Silbersternen mit je acht Strahlen, erlaubt R., die dargestellte Frau als eine Herrscherin, die Königin Dynamis des Bosporischen Reiches, die Enkelin des Mithradates, zu bestimmen. Ferner behandelt R. eingehend die Geschichte des Bosporischen Reiches nach dem Tode des Mithradates. Dessen Plan, eine Herrschaft von Pontus zu gründen, hatte sein Fundament in der Griechisch-iranischen Kultur und in einem Heere aus den Bewohnern Kappodokiens und des Pontus. Wichtig wurde, besonders für die Zeit nach Mithradates, der große griechische Einfluß, der sarmatische und skythische Völker so sehr kultivierte, daß sie wohl Teile eines Kulturreiches werden konnten. Es kam nur auf eine führende Persönlichkeit an — einen iranischen Alexander! Man darf heute nach den Funden die Skythen und Sarmaten im Norden des Schwarzen Meeres nicht mehr als Barbaren ansprechen; die Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden begannen schon im Bronzezeitalter und dauern bis in die Zeit der Römerherrschaft (Annual of the British School of Athens, XXII). Der Gegensatz zwischen dem griechischen Kolonistenelement, das nach einer ihre Staatsform und ihren Handel schützenden Macht suchte, und den einheimischen Einwohnern, bei denen Mithradates' Name dauernd geehrt blieb, beherrscht die ganze Geschichte des Pontischen Reiches. Die Lage der Nachfolger des Mithradates war wegen dieser Eigenart der Bevölkerung des Reiches und ihrer Abhängigkeit von Rom sehr schwierig (Bulletin of the Society of History and Antiquities of Odessa, XXXII). Dynamis, die Tochter des Pharnaces und einer Sarmatin, ist eine echt hellenistische Erscheinung in ihrer ehrgeizigen und energischen, durchgreifenden Art. (Die neueste russische Literatur ist berücksichtigt bei E. H. Minns, Scythians and Greeks.) Sie ging um 47 v. Chr. Geb. eine politisch bedeutsame Ehe ein mit Asandros, der um 27 v. Chr. Geb. starb; damals war Dynamis zwischen 30 und 40 Jahre alt; sie regierte nun als Königin, eine Zeitlang mit Scribonius verheiratet, den die Griechen von Pantikapaion beseitigten. Dann heiratete Dynamis den König von Pontus, Polemon, — für etwa 1 Jahr. Seit 8 v. Chr. Geb. nannten sich die Einwohner von Phanagoria nach Agrippa, die von Pantikapaion aber Caesarea. Damals regierte, wie aus Inschriften und Münzen nachgewiesen wird, Dynamis noch als alleinige Herrin des bosporischen Reiches. Ihr Nachfolger (10 n. Chr. Geb.) war Aspurgos, der ihr nachfolgte als ihr vierter legitimer Gemahl; er hatte sie vorher gegen Polemon von Pontus, den Dynamis schon im ersten Jahre der Ehe verließ, in ihrer Erhebung unterstützt. Seit dem Jahre 8 v. Chr. Geb. regiert Dynamis (und Aspurgos) im Namen des Augustus, der ihr den Thron des bosporischen Reiches infolge ihrer Macht und des dadurch gesicherten Friedens überließ. Dynamis starb etwa mit 70 Jahren 7 nach Chr. Geb. Zwischen ihrem Tode und 10 nach Chr. Geb. saß ein Mann unbekannten Namens auf dem Thron des Reiches als römischer Vasall, wohl ein Sohn des Polemon von Pontus und der Pythodoris. Seit 10—35 nach Chr. Geb. regierte wieder Aspurgos. Der ältere Sohn des Aspurgos, Mithradates VII, stammt von Dynamis. Der zweite Sohn des Aspurgos war Kotys; seine Mutter ist die Thrakerin Gepaepyris, die Tochter der Antonia Tryphaena und des Kotys; diese Gepaepyris regierte allein das Reich 36 und 37 nach Chr. Geb. Caligula und der Senat wollten Polemon II., den Bruder der Gepaepyris, zum Regenten im Bosporusreiche. Aber seit 41 nach Chr. Geb. regiert unter römischem Schutze Mithradates zusammen mit seiner Stiefmutter Gepaepyris. Da Mithradates aber von einer von Rom unabhängigen Herrschaft träumte, ward er von seinem Halbbruder Kotys und römischen Truppen, sowie von Gepaepyris, die sich auf Roms Seite stellte, entthront; Kotys regierte wieder als Vasall von Rom. — (110) **D. S. Robertson**, A Greek Carnival. Es wird aufmerksam gemacht auf Apuleius' Metamorphosen II 31—III 18, wo sich in der Geschichte vom Scheinverhör des Lucius in Hypata in Thessalien Reste eines karnevalähnlichen Festes der Griechen finden. (III 11 l. mit F affluenter indueret; mit Vollgraff auctorem et ⟨ac⟩torem.) — (116) **G. F. Hill**, Notes on the Imperial Persian Coinage (mit 1 Tafel und 1 Textabbildung). Persische Münzen der Herrscher sind von 521—330 ausgegeben von Dareios I bis Dareios III; im ganzen von 10 Herrschern. Man unterscheidet Golddareiken und Silbersiglen. Die persischen Namen sind unbekannt; Δαρεικός ist eine rein griechische Bildung nach dem griechischen Namen des Darayavaush, der die Goldmünze einführte. Das Durchschnittsgewicht eines Dareiken ist 8,354 Gramm, eines Siglos 5,38 Gramm. Hill behandelt nun die Einteilung der überkommenen Münzen in solche, wo der Großkönig den gespannten Bogen links, den Speer rechts trägt, in solche, wo er zum gespannten Bogen links den Dolch in der Rechten führt, in solche, die ihn mit dem Bogen schießend zeigen, endlich, wo er in Halbfigur mit den gespannten Bogen links, zwei Pfeile in der Rechten haltend zu sehen ist. Art I zerfällt in 11, Art II in 5, Art III, IV in keine Untergruppierungen. Die Art III und IV kommen (mit 2 Ausnahmen) nur in Silber vor. Allein steht noch eine Goldmünze aus der Zeit des Kampfes gegen Alexander den Großen (vielleicht

geprägt durch den persischen Admiral Memnon von Rhodos). Um feste Punkte für die Zeitbestimmung der Münzen zu finden, behandelt H. den großen Goldfund im Xerxeskanal vom Athos (1839), die Münzen, die dem jüngern Kyros zugeteilt werden, und die Doppeldareiken mit Hochrelief, die Dareios III. zuzusprechen sind. Die einzige Möglichkeit, die Zeit der Münzen zu bestimmen, bieten die Funde, wo die persischen Münzen mit andern zeitlich bestimmten Münzen gefunden wurden (Avola-Schatz, um 360 v. Chr. Geb.; Fund von Kyzikos, vor 400 v. Chr. Geb.; Fund von Mammanelli, um 400 v. Chr. Geb., und andere). Type I und II waren während der ganzen Zeit des Perserreiches in Gebrauch, Type III und IV nur in späterer Zeit. Eine Zuteilung der Münzen an einzelne Perserkönige ist unmöglich. H. behandelt noch die Münzen des 5. Jahrh. mit kleinen Symbolen, die, zum Münzstempel gehörig, sich auf der Rückseite befinden (zum Beispiel ein Löwenkopf, der die Münzstätte von Sardes andeutet), und die Schlagmarken (punch-marks), deren 126 verschiedene Zeichnungen von Persischen Sigloi abgebildet sind. Sie stammen von Bankiers oder Geldwechslern. Manche Zeichen weisen auf Griechenland (zum Beispiel Aegina), Lykien, Kilikien, Syrien, Kypern. Mit Indien besteht jedoch kaum Zusammenhang. — (130) **J. Six**, Mikon's fourth Picture in the Theseion. (Mit 3 Textbildern.) Auf der Rückseite des Kraters von Orvieto (Apollo und Artemis töten die Niobiden) ist der Pfeil, der scheinbar heruntergefallen daliegt, so zu deuten, daß dadurch ebenfalls ein Niobidensprößling, der hinter dem Felsen liegt, getötet ist. Die Vorderseite deutet Six auf Herakles in der Unterwelt: dargestellt sind außer Athene, Kastor und Pollux einzelne Schatten, die dem Herakles Waffen reichen, sowie Theseus und Peirithoos, Periclymenos und Jolaos. Es ist dies ein Abbild eines vierten Gemäldes des Mikon im athenischen Theseion. Mikon malte vor Polygnotus. Es ist die Befreiung des Theseus aus dem Hades durch Herakles. Schließlich behandelt Six den Krater von Bologna mit der Aufnahme des Theseus auf dem Grund des Meeres. — (144) **M. Rostovtzeff**, Ancient Decorative Wall-Painting (4 Tafeln und 3 Textbilder). Die pompeianische Wandmalerei ist zeitlich beschränkt: außer einzelnen Beispielen vom 3. Jahrh. v. Chr. Geb. an gibt sie uns Erkenntnisse nur für die Hellenistische Zeit und das beginnende römische Kaiserreich; sie erstreckt sich aber örtlich nur auf Süditalien und zeigt nur für diese Gegenden die Entwicklungslinien auf. R. macht nun eine Zusammenstellung der in anderen Gegenden der antiken Welt erhaltenen Reste von Wandmalereien, sowohl in Häusern wie in Gräbern (in Ägypten, Babylonien, Elam, Assyrien, Persien; in Ägäischen und Mykenischen Palästen, auf den Ägäischen Inseln und in Griechenland). Besonders weist R. hin auf die Wandmalereien in den Etruskischen Grabkammern (vom 7.—3. Jahrh. v. Chr. Geb.), auf die Malereien an antiken Tempeln, auf griechischen Sarkophagen, auf den etruskischen und griechischen Vasen und auf den griechischen Stelen aus Böotien, Thessalien, Phönizien, Ägypten. Der Dekorationsweise des 3. Jahrh. v. Chr. Geb. liegen unmittelbar voraus mazedonische Gräber, einige Gräber in Palästina, Campanien, Apulien, Samnium, Latium. Übergeordnet Pompeji zeitlich sind die Malereien in Privathäusern in Delos, Priene, Thera, Pantikapaion, Olbia, Alexandria. Glasmalereien und Mosaikmalereien treten in diesem Zeitraum ergänzend hinzu. Für die spätere Hellenistische Zeit kommen Gräber in Syrien, Phönizien, Palästina in Frage, sowie die Überreste in Rom selbst (zum Beispiel neuerdings die villa Liviae ad gallinas albas). Die Weiterentwicklung antiker Dekorationsmalerei nach 79 nach Chr. Geb. ist noch ganz undurchforscht, trotz ihrer Bedeutung für die Ausschmückung christlicher Kirchen, sowie für die Weiterentwicklung der Malerei im Mittelalter und in der Renaissance. Hier ist das Studium der Mosaiken aus Italien, dem Hellenistischen Osten, Afrika, Numidien, Spanien, Gallien, Britannien besonders wertvoll; ebenso die Reste bemalter Hausmauern in Rom und Ostia (2.—4. Jahrh. nach Chr. Geb.), die Katakomben in Rom, Sicilien, Neapel, Alexandria; die Reste in Britannien, Salona, Pola, Aquincum, Gallien und Nordafrika; die Gräber in Albanien, Macedonien, Serbien, Bulgarien. Groß sind die Reste dekorativer Wandmalerei aus römischer Periode in Ägypten (Akhmim, Alexandria, Luxor); auch Palmyra, Phönizien, Palästina, Kos, Pergamum bieten für diese Zeit manche Aufklärung. In einem zweiten Teile seines Aufsatzes beschäftigt sich im besonderen R. mit den Resten der Wandmalerei im südlichen Rußland, die er zuerst gesammelt und geordnet hat. Er ordnet hier die Stilentwicklung neu. Der älteste Stil baut sich auf die Struktur der Mauer auf: Basis, Zwischenteil, Hauptteil, oberer Abschluß; R. nennt ihn 'structural system' und führt in Wort und Bild Beispiele aus Südrußland an. Dieser einfachste Stil wandelte sich ab beim Bau der Häuser und Gräber mit großen Steinen; der Hauptteil der Wand wurde der Platz für die figuralen Darstellungen (μεγαλογραφία). Die zweite Entwicklung des alten Stiles (gewöhnlich erster Pompejanischer Stil oder Incrustationsstil genannt) bezeichnet R. mit 'Hellenistic structural style': er zerfällt in die Alexandrinische, Kleinasiatische und Italische Abart. Der kleinasiatische Stil ist reicher in Einzelheiten und hat mehr Farbe, der italische zeigt mehr Elemente der Baukunst ('architectural'). Daher sind auch der zweite, dritte und vierte Pompejanische Stil alle architektonisch. Sie haben ihren Ursprung in Italien selbst. Im Osten machen sich im 1. und 2. Jahrh. nach Chr. Geb. verschiedene Stile bemerklich; daneben vergeht der alte strukturale Stil im von R. sogenannten 'pseudo-isodome' oder 'late structural system'. Die beiden neuen Stilarten sind der 'floral oder carpet' und der 'incrustation style' (der „Blumen- oder Teppich“ und der „Ein-

lage-Stil"). Ersterer, uralt, stammt aus den teppichbehängten Zelten der Nomaden. Die Einteilung der Wand bleibt dieselbe, nur sind alle diese Teile für Dekorationen benutzt; zum Beispiel decken in Südrußland Zweige, Blumen und Guirlanden in völlig ordnungsloser Anlage die Wände, zum Teil auch die Decken. Der andre Stil stammt aus Mesopotamien und Iran. Sein Hauptcharakteristikum ist bei gleicher Einteilung der Mauer die Bedeckung der Mauer mit Steinplatten und zwar zur Erzielung reicher Polychromie (marmoribus pingere). Diese Stile sind nicht nur in Südrußland, sondern weithin durch die antike Welt verbreitet. Auch finden sich beide Stile verbunden miteinander. Der Inkrustationsstil hatte seine Fortsetzung in byzantinischer Zeit und dauert bis heute. Diese beiden neuartigen Stile erreichen in Südrußland ihren Höhepunkt im 2. und Anfang des 3. Jahrh. nach Chr. Geb.; dann gehen sie in Verfall über. Im 3. Jahrh. bringt das Christentum aus Syrien und Palästina einen neuen Stil. In einem Anhang zu Teil I weist der Verfasser hin auf sein Buch: Ancient Painting in the South of Russia (Petersburg, 1914, 2 Bde.) und stellt für seine allgemeinen Ausführungen die Literatur, besonders die über neueste Funde, zusammen. Weiter gibt R. in einem zweiten Anhang noch Ausführungen im einzelnen zu Teil II: wichtig für die frühere Geschichte der Wandmalerei ist das enge Zusammengehören der Wandmalerei mit dem Aufbau der Mauer selbst und die Unabhängigkeit der griechischen Entwicklung von jedem fremden Einflusse. Der sogenannte erste pompejanische Stil stammt direkt aus dem rein Griechischen „structural decorative scheme". Weiter behandelt der Verfasser die umstrittene italische Entstehung des zweiten pompejanischen Stiles. Die neuen Blumen- und Einlegestile sind orientalischen Ursprungs. Der Blumenstil kann in einen Teppich- und in den eigentlichen Blumenstil eingeteilt werden. Die Entwicklung beider Stile wird in großen Umrissen von R. gezeichnet; ihr sonstiges Vorkommen in der antiken Welt eingehender behandelt. Endlich wird noch der Mischstil und seine große spätere Bedeutung gestreift. — (164) **J. K. Fotheringham**, Cleostratus. Zusammengestellt werden die in der alten Literatur erhaltenen Trümmer der Lehrmeinungen des Astronomen Kleostratos von Tenedos (11 fragmenta). Er lebte in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. Geb. Er schrieb ein hexametrisches Gedicht Astrologia. F. behandelt sehr eingehend und gelehrt die Abhängigkeit des Cleostratus von babylonischer Wissenschaft. Er führte die Zeichen des Zodiakus in die griechische Astronomie ein, sowie den achtjährigen Schaltzyklus. — (185) **J. C. Thallon**, Some Balkan and Danubian Connexions of Troy. (Mit 2 Karten im Text.) In neolithischer Zeit bestanden in dem nahen Osten vier Kulturgruppen: die Ägäisch-Minoisch-Mykenische Gruppe, die Thessalische, die Nordbalkanische und Donauische, die Südrussische. Die Nordgrenze der ersten Gruppe ist auf der Westküste des Ägäischen Meeres Thessalien, der nördlichste Punkt auf der Ostseite ist Troja, wo die sechste Stadt gleichzeitig mit dem Spätminoischen ist. Über die Prähistorie von Thessalien unterrichten gut die Ausgrabungen von Wace und Thompson (Prehistoric Thessaly). Thessalien hatte in vorhistorischer Zeit zum Süden wenig, nach Troja geringe, nach Norden sehr enge Beziehungen nach Ergebnis der Ausgrabungen. Th. untersucht die interessante Rolle, die Thessalien in den verschiedenen Zeiten der Vorgeschichte gespielt hat. Dann wendet sich Th. den nördlich sitzenden Völkern zu: zuerst wird die Kiew-Tripolje-Kultur behandelt, die als Sonderentwicklung um 2000 v. Chr. Geb. betrachtet wird. Verwandtes mit dieser Kultur findet sich in Rumänien, Transsylvanien, Galizien. In Bulgarien treffen sich Einflüsse aus dem nördlichen Bezirke und aus Serbien-Bosnien. Die im sogenannten Protesilaos-Tumulus bei Troja gefundenen Gefäßreste haben ihre Entsprechung bei Ausgrabungen in Thrazien und Bulgarien gefunden: ein Beweis für die Einwanderung der Phryger und Myser aus den Gegenden südlich der Donau nach Kleinasien; gleichzeitig wanderten die Achäer in die griechische Halbinsel ein. Die vierte Gruppe (die Bosnisch-Serbische-Troische) ist gekennzeichnet dadurch, daß die Gefäße nicht gemalt, sondern eingeritzt oder eingeschnitten sind. Th. bespricht die einzelnen Fundorte (besonders Jablonica) und gruppiert sie übersichtlich. Man muß zwei Zivilisationen scheiden: eine nördlich der Donau, eine im Donautale und südlich davon. Beide treffen sich in Bulgarien. Weiter behandelt Th. die Beziehungen, die sich aus der Betrachtung der troischen Funde mit diesen Kulturen ergeben: die zweite Stadt bietet Zusammenhang mit den bosnischen Gegenden; außerdem kommt die Verwandtschaft mit der Balkan-Donau-Kultur wieder in der siebenten, der früheisenzeitlichen Stadt zu Tage. Die Beziehungen zur bosnischen Kultur reichen über Troja noch viel weiter nach Südosten durch ganz Kleinasien hindurch. Im Süden verbinden sie sich mit Einfluß von Kypern her. Die Verbindungslinien zwischen der Süddonau-Kultur und Kleinasien laufen das Morawatal (Margos) nach Süden bis Nisch; von dort sind die beiden wichtigsten Straßen südwärts die Maritza (Hebros) und Wardar (Axios); nicht so wichtig war die Strumastrasse (Strymon). Die Kultur der mazedonischen Bevölkerung hat Anteil an thessalischem und süddonauischem Kulturgut. Endlich betrachtet die Verfasserin die Linien des Handels und der Beziehungen, die sich in Troja schneiden: es sind vier: die nach den Völkern der Paphlagonen und Halizonen, die zu den thrakischen, in Kleinasien ansässig gewordenen Mysern und Phrygern, die zu den Mäonen, Karern, Lykern und endlich die wichtigste, die zu den am Axios wohnenden Päonen, den Thrakern am Hellespont und den Kikonen zwischen ihnen. Trojas hervorragende Stellung beruhte auf der Beherrschung der Dardanellen und der dort zusammenlaufenden

Handels- und Völkerlinien. Das danubische Element kam oft und schon frühzeitig nach Troja; freilich waren am Aufbau der troischen Bevölkerung noch andre Elemente beteiligt. — (202) **A. H. Sayce**, Two notes on Hellenic Asia. I. The Aramaic Parchment from Avroman. Eine Übersetzung und Erklärung des dritten, in einem assyrisch-babylonisch beeinflußten aramäischen Dialekte geschriebenen Dokumentes aus Avroman, westlich von Hamadan (vgl. J. H. S. 1915). Eine weitere Veröffentlichung über dieses Dokument findet sich im Journal of the Royal Asiatic Society, April 1919. II. Note on Mn. Arkwright's Article upon 'Lycian and Phrygian Names'. (J. H. S. XXVIII 70). Der Karische Buchstabe + scheint nicht nur h, sondern in Lydien auch einen Laut zu bedeuten, der griechischen Ohren wie p klang (vgl. das Wort ha]m] in den neugefundenen lydischen Iss., das dem πάλμυς, König bei Hipponax entspricht; dazu gehören Phrygisch βαλήν, Troisch πέρραμος oder πρίαμος, König). — (206) **W. R. Lethaby**, The Venus de Milo and the Apollo of Cyrene (mit 1 Textabbildung). L. versucht eine Einteilung der spätklassischen Skulpturen in „Spätergriechische und Hellenistische Werke, Archaisierende und Neuattische Skulpturen, Antike Kopien, Originalrömische und Griechisch-römische Werke". Der in Kyrene gefundene Apollo gehört zu der ersten Klasse, war eine berümte Kultstatue und stammt aus dem 2. Jahrh. v. Chr. Geb. Er scheint vom selben Künstler zu stammen wie die Venus von Milo. L. betrachtet Vermutnngen, die dazu dienen können, den Torso der Venus von Milo zu ergänzen: der linke Arm war auf einen Pfeiler oder eine Statuette gelehnt. Abgebildet ist eine Skizze nach einer Zeichnung von einem Gemälde in Pompeji, wo eine Venus sich auf einen Pfeiler mit dem linken Ellbogen stützt, in der linken Hand einen kleinen Spiegel hält und mit der rechten Hand sich eine Locke in Ordnung bringt. — (208) **M. N. Tod**, The Progress of Greek Epigraphy, 1915—1918. — Allgemeines Interesse muß aus den Berichten der Society for Promotion of Hellenic Studies die Nachricht erregen (S. XIX), daß die Hauptversammlung zwei Mitglieder abgeordnet hat (A. H. Smith und G. F. Hill) in das Archaeological Joint Committee. Dies wurde gebildet auf Einladung seitens der Foreign Office durch die British Academy in Verbindung mit den führenden Archäologischen Gesellschaften, um zu beraten über Fragen, die Antiken betreffen, in Gegenden des nahen Ostens, die der Krieg zugänglich gemacht hat. Einmal sollen in diesen Ländern Gesetze geschaffen werden, die die Bevölkerung zur Erhaltung der Antiquitäten anhalten und die den Antiquitätenschmuggel unterbinden. Die Hauptgrundsätze solcher Gesetzgebung wurden der britischen und amerikanischen Abordnung bei der Friedenskonferenz übergeben, damit der Völkerbund sie annehme und die Türkei im Vertrage dazu gezwungen würde. Für Palästina hat das Komitee einen Gesetzesvorschlag über die Altertümer dem Gouverneur von Jerusalem gemacht, der bald Gesetz werden wird. Drittens sammelt das Komitee Berichte aller Art über Altertümer in den Ländern, an denen es interessiert ist. Der Versuch des Komitees, ein Britisches Archäologisches Institut in Ägypten zu errichten, scheiterte zurzeit an der kritischen Finanzlage des Britischen Reiches.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Basson, J., De Cephala et Planude syllogisque minoribus: *Museum* 28, 3 S. 51. 'Durch Gründlichkeit und selbständiges Urteil ausgezeichnete Dissertation'. *D. C. Hesseling.*

Bees, N. A., Kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Eulalios-Frage und den Mosaikschmuck in der Apostelkirche zu Konstantinopel: *L. Z.* 50, Sp. 957 f. 'Verdient die größte Beachtung'. *J. Kurth.*

Bertholet, A., Kulturgeschichte Israels: *L. Z.* 50, Sp. 948. 'Sehr lehrreiches und anregendes Lehrbuch'. *J. Herrmann.*

Birt, Th., Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa: *Woch. f. klass. Philol.* 45/46 Sp. 422 ff. 'Ist des Dankes gewiß'. *H. Lamer.*

Buchenau, A., Die Einheitsschule. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 120. 'Deckt sich in den grundlegenden Anschauungen mit der ersten Auflage'. *G. Lurz.*

v. Christ, W., Geschichte der griechischen Literatur. 6. A. Bearb. v. W. Schmid. 2. T. 1. Hälfte von 320 v. Chr. bis 100 n. Chr.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 131. 'Vortrefflich'. *E. Stemplinger.*

Ciceros Rede über d. imp. des Cn. Pompeius. Erkl. v. Fr. Richter u. A. Eberhard. 6. A. Bearb. v. A. Kurfeß: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 156. 'Empfeblenswerte Neubearbeitung'. *J. K. Schönberger.*

Diels, H., Antike Technik. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 130 f. 'Klar und leichtverständlich geschrieben'. *E. Stemplinger.*

Drerup, E., und **Hosius, K.**, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 116 f. 'Unterrichten rasch und grundlegend'. *A. Hafner.*

Florilegium Patristicum. Dig., vert., adn. E. Rauschen. Fasc. VII: Monumenta eucharistica et liturgica vetustissima. Fasc. VIII: M. Minucii Felicis Octavius. Fasc. IX: Textus antenicaeni ad primatum Romanum spectantes. Fasc. X: Tertulliani De paenitentia et De pudicitia recensio nova: *L. Z.* 50, S. 945 ff. 'Brauchbare Hilfsmittel für bestimmte Studien'. *—l—u.*

Förster, R., Die Universität Breslau einst und jetzt: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 140 f. 'Wird Aufmerksamkeit erregen'. *F. Joetze.*

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 9., neubearb. u. verm. A., bes.

v. G. Wissowa: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 135f. 'In der organischen Form, die es bei seiner Schöpfung erhielt, belassen'. *E. Stemplinger.*

Heinemann, K., Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 132. 'Vortrefflicher Wegweiser'. *E. Stemplinger.*

Herrle, Th., Lateinisches Übungsbuch für Studenten, reifere Schüler und Privatunterricht. Formenlehre: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 156. Bedenken äußert *W. Bullemer.*

Herzog, R, Aus der Geschichte des Bankwesens im Altertum: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 131. 'Lösung der Frage der *Tesserae nummulariae*'. *H. Bauerschmidt.*

Hölk, C., Gymnasium und Einheitsschule: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 121. 'Etwas vom Besten, was an einheitsschulgegnerischer Seite vorhanden ist'. *G. Lurz.*

Howald, E., Griechische Philologie: *Woch. f. klass. Philol.* 45/46, Sp. 417 ff. 'Löst die Aufgabe trefflich'. *W. Kroll.*

v. Kiesling, H., Damaskus. Altes und Neues aus Syrien: *Woch. f. klass. Philol.* 45/46 Sp. 421f. 'Lebensvolle Darstellung'. *A. Allgeier.*

Klek, J., Symbuleutici qui dicitur sermonis historia critica per quattuor saecula continuata: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 130. 'Die große Literaturkenntnis, das richtige Urteil, die klare Darstellung in gutem Latein verdienen volle Anerkennung'. *J. K. Schönberger.*

Koepp, Fr., Archäologie. I. Bdch.: Wiedergewinnung der Denkmäler. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 142f. 'Reicher und vielseitiger Inhalt'. *H. Diptmar.*

Lambeck, G., Philosophische Propädeutik im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 112. 'Als erster Versuch einer neuen Methode beachtenswert'. *K. Weißmann.*

van Leeuwen, J., Menandri Fabularum Reliquiae cum praefatione, notis criticis, commentariis exegeticis. 3. Aufl.: *Museum* 28, 3 S. 49ff. 'Ein Ruhmestitel für die holländische Wissenschaft'. *P. Groeneboom.*

Lysias, Ausgewählte Reden. Erkl. v. R. Rauchenstein. 1. Bdch. 12. A. Bes. v. K. Fuhr: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 155. 'Treffliches Hilfsmittel für den Lehrer'. *L. Heinlein.*

Mader, L., Die Einheitsschule und das alte Gymnasium: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 121. 'Maßvoll und sachlich'. *G. Lurz.*

Meyer, H., Platon und die Aristotelische Ethik: *Museum* 28, 3 S. 64f. 'Behandelt nach einer Übersicht über die Vorsokratiker in 6 Kapiteln nacheinander die Platonische und die Aristotelische Ethik, die erstere ausführlicher'. *J. M. Fraenkel.*

Meyer-Lübke, W., Romanisches etymologisches Wörterbuch: *L. Z.* 50 Sp. 955f. 'Wird für den Romanisten in jedem Lande ein fortan unentbehrliches Rüstzeug bilden'. *S. F.*

Münscher, K., Xenophon in der griechisch-römischen Literatur: *L. Z.* 50 Sp. 954f. 'Wohlgelungener Wurf'. *A. Klotz.*

Norden, E., Die Bildungswerte der lateinischen Literatur und Sprache auf dem humanistischen Gymnasium: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 134f. 'Höchst anziehend'. *G. Ammon.*

Preller, H., Das Altertum: *L. Z.* 50 Sp. 956. 'Außerordentlich lesenswerte Übersicht'. *—ndc.*

Rasi, P., La Bibliografia Virgiliana (1912—1913): *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 136f. Geschick und Umsicht gerühmt von *R. Klußmann.*

Rommel, F., Einheitsschule und humanistische Bildung: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 120f. 'Das auf dem Kulturgut der Antike ruhende Gymnasium kann nur durch Einführung der Reformanstalten erhalten werden'. *G. Lurz.*

v. Salis, A., Die Kunst der Griechen: *Woch. f. klass. Philol.* 45/46 Sp. 419ff. 'Eigenartige Leistung' *H. L. Urlichs.*

Schlimmer, J. G., en de Boer, L. C., Woordenboek der Grieksche en Romainsche Oudheid. Derde druk herzien door C. G. Th. W. Koch: *Museum* 28, 3 S. 68f. Für die neue Auflage, die das Buch und sein Verfasser verdienen, wünscht Karten von Griechenland, Italien, Athen und Rom. *M. M. Akmann.*

Schnobel, K., Die altklassische Kultur für Realgymnasien, Oberrealschulen und Studienanstalten. 3. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 155. 'Die Gesamtsumme ist als solid und recht brauchbar zu bezeichnen'. *K. Hartmann.*

v. Soden, H. Frhr., Geschichte der christlichen Kirche. I.: Die Entstehung der christlichen Kirche. II.: Vom Urchristentum zum Katholizismus: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 122. 'Trefflicher Führer zur Orientierung'. *H. Mertel.*

Stemplinger, E., und Lamer, H., Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung: *L. Z.* 50 Sp. 956f. 'Wird weiten Kreisen willkommen sein'. *—nde.*

Wagner, Aem., Die Erklärung des 118. Psalmes durch Origenes. III. T.: Die Beth- und die Gimel-Strophe. IV. T.: Die Daleth- und die He-Strophe: *L. Z.* 50 S. 945. 'Überaus eingehende Untersuchung'. *Ed. König.*

Walter, H., Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters. 5. Bd. 2. Heft): *Museum* 28, 3 S. 51ff. 'Tüchtige, streng methodische Studie, leider ohne Index'. *C. Brakmann Jz.*

Wecklein, N., Über Zenodot und Aristarch: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 134. 'W. neigt mehr auf die Seite Zenodots'. *J. Menrad.*

Weinheimer, H., Hebräisches Wörterbuch in sachlicher Ordnung: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.*

56, 3/4 S. 154f. 'Wird gute Dienste leisten'. *Fr. Schühlein.*

Weniger, L., Altgriechischer Baumkultus: *Museum* 28, 3 S. 65. Anerkennenswerte Kürze der Behandlung gerühmt von *J. Vürtheim.*

v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Platon. 1. Bd.: Leben und Werke: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 56, 3/4 S. 133f. 'Relativ abschließend'. *J. Jakob †.*

Mitteilungen.

Abstrakte Begriffe und Platons Ideenlehre.

Den Gedankengang der Kapitel 18—20 des platonischen Phaidon pflege ich den Schülern der obersten Gymnasialklasse folgendermaßen zu erklären. Ξύλα ἢ λίθους (auch ξύλα ἴσα ἢ λίθους ἴσους) erkennen wir ἰδόντες. Etwas anderes ist aber αὐτὸ τὸ ἴσον ἢ ἡ ἰσότης (74 b c). ἀλλὰ μὴν καὶ τόδ' ὁμολογοῦμεν μὴ ἄλλοθεν αὐτὸ ἐννενοηκέναι μηδὲ δυνατὸν εἶναι ἐννοῆσαι ἀλλ' ἢ ἐκ τοῦ ἰδεῖν ἢ ἅψασθαι ἢ ἔκ τινος ἄλλης τῶν αἰσθήσεων· ταὐτὸν δὲ πάντα ταῦτα λέγω (75 a). οὐκοῦν εἰ μὲν λαβόντες ⟨τὴν τοῦ ἴσου ἐπιστήμην⟩ πρὸ τοῦ γενέσθαι ἔχοντες ἐγενόμεθα, ἠπιστάμεθα καὶ πρὶν γενέσθαι καὶ εὐθὺς γενόμενοι οὐ μόνον τὸ ἴσον καὶ τὸ μεῖζον καὶ τὸ ἔλαττον, ἀλλὰ καὶ ξύμπαντα τὰ τοιαῦτα; οὐ γὰρ περὶ τοῦ ἴσου νῦν ὁ λόγος ἡμῖν μᾶλλόν τι ἢ καὶ περὶ αὐτοῦ τοῦ καλοῦ καὶ αὐτοῦ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ δικαίου καὶ ὁσίου (75 c).. Mit moderner Terminologie müßten wir eigentlich sagen: konkrete Begriffe entstehen aus Wahrnehmungen, also müssen abstrakte Begriffe durch Wahrnehmungen vor der Geburt entstehen, d. h. Plato ist zu seiner Ideenlehre dadurch gekommen, daß er zwar den Unterschied von konkreten (selbständig denkbaren) und abstrakten (nur hypostasierten) Begriffen — ich möchte sagen, gefühlsmäßig — erkannte, sich aber das Wesen des Unterschiedes nicht klar machte.

In den mir hier zugänglichen Kommentaren, philologischen und philosophischen Handbüchern, finde ich diese Erklärung nicht und die Benutzung der Wiener Bibliotheken (die Prager scheint nicht auszureichen) wird immer schwieriger. So wage ich denn diese kurze Mitteilung, damit die Leser dieser Wochenschrift entweder die Güte haben, mich auf Übersehenes aufmerksam zu machen, oder meinen Versuch einer Nachprüfung unterziehen.

Brünn. Wilh. Weinberger.

Βάρβαροι φύσει πολέμιοι.

Isokrates charakterisiert das Verhältnis zwischen Griechen und Barbaren mit der Formel βάρβαροι φύσει πολέμιοι. Und zwar findet sich dieses Wort zum ersten Male in dem 380 gehaltenen Panegyrikos (184: ἐπὶ τίνας δὲ στρατεύειν προσήκει; . . . οὐκ ἐπὶ τοὺς καὶ φύσει πολεμίους . . .); wiederholt ist es in der Panathenaikosrede (163: . . . πρὸς τοὺς βαρβάρους τοὺς καὶ φύσει πολεμίους ὄντας . .). Derselben Wendung begegnen wir nun aber in einem Gespräche des platonischen Staates, der, wie v. Wilamowitz (Platon [Berlin 1919], II. Bd. S. 180) neuerdings gezeigt hat, auf die Zeit um 374, höchstens ein paar Jahre später, anzusetzen ist. Die betr. Stelle (Staat V 470 c) heißt: βαρβάρους Ἕλλησι πολεμεῖν φήσομεν καὶ πολεμίους φύσει εἶναι. Wir dürfen hier bei Platon eine unmittelbare Anlehnung an Isokrates feststellen, der mit seinem Worte von den φύσει πολέμιοι geradezu Schule gemacht hat. Vgl. Plut. Cim. XVIII (Quelle wahrscheinlich Theopomp): . . . ὠφελεῖσθαι τὰς ἀπὸ τῶν φύσει πολεμίων εὐπορίας . . . Ferner Plut. Aristid. XVI (Quelle ein Isokrateer): . . πρὸς βαρβάρους καὶ φύσει πολεμίους ἐναγωνίσασθαι. Vgl. hierzu im übrigen meine Dissertation: Die politischen Ideen des Isokrates und die Geschichtsschreibung, I. T. (Würzburg 1917), S. 19f. Die Anleihe, die Platon bei Isokrates gemacht hat, verdient Beachtung. Die Frage über das Verhältnis zwischen Isokr. und Plat. hat jüngst Wilamowitz in dem zitierten Werke (Bd. II S. 106 ff.) näher behandelt, wobei er auf verschiedene Stellen verweist, die einen Schluß auf ihre gegenseitigen Beziehungen zulassen. Hatte man seit L. Spengel an einen inneren persönlichen Gegensatz der beiden Männer längere Zeit geglaubt, so ist in der neueren Forschung gegen diese Auffassung eine Reaktion eingetreten. Auch Wilamowitz kommt zu dem Ergebnis, daß der zwischen Rhetorik und Wissenschaft naturgemäß bestehende Gegensatz in die persönlichen Beziehungen der beiden Menschen nicht hineingetragen werden darf. Über das Verhältnis zwischen Platon und Isokrates dürfte übrigens das letzte Wort noch nicht gesprochen sein.

Pirmasens (Pfalz). Max Mühl.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

J. Martin, Die Vita et Passio Cypriani. (S. A. a. d. Histor. Jahrb. Bd. 39, Heft 3/4.)

H. Blüher, Die Nachfolge Platons. Prien, Anthropos-Verlag.

Guil. A. Oldfather, A. St. Pease, H. V. Canter, Index verborum quae in Senecae fabulis necnon in Octavia praetexta reperiuntur. P. 1—3. Illinois, University. 2 sh. + 1 sh. 50 + 1 sh. 50.

Studies in Philology. Vol. XVII, No. 3. 1 sh. No. 4. 1 sh. North Carolina, University.

F. Bilabel, Die ionische Kolonisation. Leipzig, Dieterich. 28 M.

A. Mentz, Geschichte der griechisch-römischen Schrift bis zur Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Leipzig, Dieterich. 28 M.

E. Kornemann, Mausoleum und Tatenbericht des Augustus. Leipzig-Berlin. 12 M. + 100%.

D. Fimmen, Die kretisch-mykenische Kultur. Leipzig-Berlin. 24 M., geb. 38 M. + 100%.

R. Goette, Kulturgeschichte der Urgermanen. Bonn-Leipzig, Schroeder. 33 M.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 22. Januar. 1921. №. 4.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Adolf Lörcher, Wie, wo, wann ist die Ilias entstanden? Halle 1920, Niemeyer. 131 S. 8.

Mit erfreulicher Frische und frohem Mut geht Löscher den tiefsten Problemen der Ilias zu Leibe und löst sie den Bergen von Homerliteratur zum Trotz in einem dünnen Büchlein, das freilich nur eine Skizze darstellen soll. Er wendet die „psychologische Methode" an, denn die stilkritischen erscheinen „nicht stichhaltig", nachdem Fischl Wilamowitzens und meine Ergebnisse zur Abschreckung nebeneinander gestellt hat. Wenn man aber, wie L. sagt, den Wert jeder Methode an ihren Früchten erkennt, so kann die meine wohl nicht so übel sein. Denn in wichtigsten Grundfragen ist L. zu denselben Ergebnissen gekommen wie ich. Auch L. erkennt wie ich die Ilias, so wie wir sie lesen, als ein einheitliches Kunstwerk an und Werk eines „Kompositionsgenies", auch L. sieht, wie ich, das unvergleichlich Großartige und ewig Wirksame in dem ihr zugrunde liegenden Menisgedicht, auch L. erweist wie ich die Entstehung unserer Ilias ins Mutterland und setzt sie, wie ich, „150 Jahre vor Herodot". Nun bin ich zwar nicht nur durch Stilkritik dazu gelangt, sondern habe auch verschiedentlich die jetzt als Panacee gepriesene psychologische Methode zur Fundierung meiner Analyse angewandt, indem ich die Unvereinbarkeit der Charakterzeichnung des Sanguinikers Achill in A Λ 600 Π und des Melancholikers in der Presbeia I nachwies, habe weiter vor allem die durchgehenden Motive und die ihnen widerstreitenden, die großen Kompositionsglieder und die kleinen Klammern, Vor- und Rückverweise verfolgt, und noch manche andere Methode herangezogen, wie mir das selbstverständlich dünkte; aber darüber zu rechten liegt mir fern, denn jede Methode ist mir recht und nur auf ihre Früchte kommt es an. Mit Freude begrüße ich unsere Übereinstimmung in den wichtigsten Punkten, und freue mich seines offenen Bekenntnisses zu vielen Stellen meines Buches. Diese Grundanschauungen: Einheit unserer Ilias bei Anerkennung eines Kerngedichtes von geschlossener Kraft, das auseinandergezogen ist und dessen Motive nicht mehr ganz zur Geltung kommen, Abfassung rund 600 im Mutterlande auf Grund eben jener ionischen Menis — sie zur Geltung zu bringen gegen die blinden Unitarier wie gegen die Zersplitterer und die Verneiner der Einheit unserer Ilias und ihres Verfassers, das ist die nächste Aufgabe und wichtiger als das Streiten um das, was uns scheidet.

Das ist nun freilich nicht Weniges noch Unbedeutendes. Wenn ich mit vielen Vorgängern glaube, daß ein altes Menisepos zum Teil noch greifbar in unserer Ilias stecke, besonders in A Π X, so leugnet das L. und meint, nur die künstlerische Idee desselben habe auf die Ilias gewirkt, sein Wortlaut sei so gut wie verschollen. Immerhin aber so stark gewirkt, daß er es rekonstruiert: ein kurzes Gedicht, mit wenigen Personen habe es die

Ehrenkränkung Achills erzählt, seine Kampfenthaltung, Hektors Abschied und seine Rückkehr in den Kampf ohne Sühnung zur Rache für Patroklos an Hektor. Hatte ich die Götter schon sehr beschränkt für die Menis, so scheidet L. sie ganz aus; denn Zeus' Eingreifen sei unnötig, da die Achäer ohne Achill dem Hektor nicht standhalten könnten (A 240). Er hält den ganzen Götterapparat überhaupt erst für eine Zutat, ein Kompositionsmittel des Verfassers unserer Ilias um 600, wenn ich recht verstehe. Das ist unmöglich, da Hesiod und Sappho bereits ihn kennen und verwenden. Und ist jene seine Folgerung auch logisch, psychologisch und künstlerisch scheint mir Achills Bitte an Thetis und Zeus' „große Geste" doch recht gut verständlich gemacht werden zu können. Aber auch hier freue ich mich unserer Übereineinstimmung in der Beurteilung des A, dessen Analogie ich mit ihm entscheidenden Wert für die ganze Iliasfrage zumesse. Wir scheiden beide die Erscheinung Athenes, die Achill abhält, das Schwert gegen Agamemnon zu ziehen, und Nestors Intervention aus. Auch darin sind wir einig, daß Nestor ein Spätling in der Ilias ist. Nach meiner Meinung verdankt er seine große Rolle — nicht seine Aufnahme in den troischen Kreis — den Schwierigkeiten, die dem Verfasser unserer Ilias beim Zusammenbau verschiedenartiger Stücke erwuchs, insbesondere der Menis mit der Presbeia, der Hoplopöie, der Teichomachie; er wird verwendet wie anderwärts der Götterapparat, um Unvereinbares zu vereinen. Das ergibt die Untersuchung der Technik dieses Epos. L. aber, der das nicht verkennt, betont vor allem, daß Nestor wie kein anderer Held der Ilias an seiner Heimat hafte, und benutzt werde, pylische Sagen von ausschließlich lokalem Interesse anzubringen Λ 670 ff., H 133 ff., Ψ 629 ff., und daß, wo er selbst zurücktrete, sein Sohn Antilochos ohne jede Leistung, also ohne Stellung in der „Sage" nur durch den Willen des Dichters eine Rolle erhalte. Das sind sehr wichtige Bemerkungen von Bedeutung. Mit Recht leugnet L. die Berechtigung der üblichen Annahme, Nestor sei als Ahnherr jonischer Geschlechter in die Ilias gekommen; denn keine Spur einer Verbindung zu Jonien finde sich hier, wie überhaupt Jonien in der Ausgestaltung der troischen Sage und in der Ilias sich so gut wie gar nicht geltend mache. Das sind in der Tat vorurteilslose Beobachtungen, die bedacht und in ihre Konsequenzen verfolgt werden müssen. L. hat es getan, aber es ist mir fraglich, ob seine Folgerungen viel Anklang finden werden. Er schließt nämlich aus ihnen, daß Nestors Heimat Pylos ihre Lokalsagen mit ihren Lokalhelden in die Ilias hineingebracht habe. Die Möglichkeit dafür findet er in den olympischen Spielen. Ihr Spiegelbild sieht er in den Leichenspielen für Patroklos, die „dem größten Teil der Zuhörer den Höhepunkt des Iliasvortrages dargestellt — nicht X — und wohl einmal den Abschluß des Epos gebildet haben werden". Er glaubt sogar auf den „Genius loci Olympias die Verwandlung des Endkampfes zwischen Hektor und Achill in einen Wettlauf zurückführen" zu dürfen, glaubt zeigen zu können, daß „die Zahl der Heroen entsprechend der Frequenz von Olympia gewachsen sei, deren Präsenzliste bis zu einer gewissen Zeit der Katalog darstelle", in dem Messenien fehlte, der also unter Spartas Einfluß stehe (Nilsson). Olympia ist nach L. der Geburtsort unserer Ilias, „die zu einem Ehrensaal seiner Festgäste wurde". Die Ilias ist ihm, verstehe ich recht, das Werk eines einzigen Dichters, der es unter mehrfacher Änderung seines Planes und allmählich lernend auf dem Grunde der alten Menis ausgearbeitet hat, es durch Γ—K und M—O erweiternd und durch Ω abschließend. L. bekämpft leidenschaftlich die Annahme von kleinen Einzelgedichten. Er glaubt sie u. a. durch den Hinweis zu widerlegen, daß die Aristien und Monomachien alle dasselbe Schema, denselben Stil haben und alle bis auf die des Patroklos und Achill erfolglos seien. Das erste läßt sich auch durch die handwerksmäßig traditionelle Kunstübung erklären, das letzte stelle ich in Abrede, und wenn L. verlangt, wer ein Einzelgedicht ansetze, müsse auch seinen Zweck, seine Einführung und seinen Schluß angeben, so ist das, meine ich, von anderen und von mir für manche geleistet. Es ist ja richtig, daß sie größtenteils umgearbeitet sind und wie die Menis, die zu einem Bilde des troischen Krieges erweitert ist, vielfach eine andere Richtung erhalten haben, aber allein durch geduldige Versuche, die abweichenden Motive zu verfolgen und durch Nachweis der Verbindungsstücke und Klammern sie auszulösen, scheint sich mir die Möglichkeit zu ergeben, die auffällige, auch von L. anerkannte Verschiedenheit poetischer Gestaltungskraft und Darstellungskunst in der Ilias zu verstehen. Durch die Negation von Kleinepen verbaut sich L. diesen Weg, obwohl er die Menis als solches anerkennt und wenigstens in ihren Grundzügen herausschält.

Mir ist und bleibt es unverständlich, wie man so starke Verschiedenheiten — nicht bloß des „Stils" — einem und demselben Dichter zutrauen kann. Ihnen gegenüber steht freilich die Geschlossenheit der Komposition im großen und das emsige Bemühen, die auseinanderstrebenden Einzelteile zu verklammern und mit der Grundtendenz wohl oder übel zu verbinden. Ich vertraue darauf, daß sich mein Vorschlag allmählich durchsetzen wird, weil er die einzig mögliche Lösung gibt, daß unsere Ilias aus der Menis und mehreren teils im Anschluß an sie entstandenen, teils aus der weiteren troischen Sage entnommenen Kleinepen oder selbständigen Episoden von einem späten Dichter um 600 nach einheitlichem Plan und mit gutem kompositorischen Geschick nicht zusammengesetzt, sondern zusammengedichtet ist.

Noch lange nicht alles habe ich erwähnt, was L. behandelte. Vieles hat meinen Widerspruch herausgefordert, manches angeregt. Notieren möchte ich noch, daß er nicht nur die Odyssee demselben Dichter wie die Ilias gibt, sondern auch die „kleine Ilias" und die Thebais. Da bin ich anderer Meinung. Aber gern stimme ich ihm darin bei, daß die Ilias ein Teil des Kyklos ist. Seine Rekonstruktion und Analyse sowie die der Odyssee und die chronologischen und sonstigen Fragen, die sich daran schließen, habe ich in meinem zweiten Bande behandelt, der nun seit 6 Jahren vergeblich auf den Druck wartet.

Leipzig. E. Bethe.

A. Schulten, Hispania. Traducción del Alemán por **Pedro Bosch Gimpera** y Miguel Artigas Ferrando. Con un apendice sobre la arqueología prerromana hispánica por **P. Bosch Gimpera**. Barcelona 1920. 242 S. 8. 7 Pes.

P. Bosch Gimpera, Professor für alte und mittelalterliche Geschichte an der Universität Barcelona, gibt zusammen mit M. Artigas Ferrando im vorliegenden Buche eine Übersetzung von A. Schultens Artikel „Hispania", der 1913 in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie d. klass. Altertumswissenschaft erschienen ist. Während es Sch. wegen des Krieges nicht möglich war, wie beabsichtigt, im Text der Übersetzung einige Zusätze und Berichtignngen anzubringen, hat Bosch auf S. 135—205 eine sehr inhaltsreiche Ergänzung beigesteuert, welche die vorrömische Archäologie der Pyrenäenhalbinsel behandelt. Er gibt hier in einer kurzen Skizze, die anscheinend den Vorläufer eines größeren Werkes bildet, eine Übersicht über die vorgeschichtlichen Altertümer der Pyrenäenhalbinsel, von den früheren Perioden der älteren Steinzeit angefangen bis zum Fall von Numantia. Das große wissenschaftliche Material, das sich in den letzten Jahren sehr stark vermehrt hat, wird kritisch gesichtet und chronologisch eingeordnet vorgeführt. Die wichtigsten Fragen, die sich daran knüpfen, werden kurz berührt, so daß die Arbeit eine gute Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Forschung bietet. Die Schrift enthält nur wenige Abbildungen, gibt aber eine sehr reichhaltige und offenbar sorgfältig ausgewählte Bibliographie. Freilich dürfte ein großer Teil der hier verzeichneten Literatur unter den gegenwärtigen Verhältnissen für uns Deutsche nicht erreichbar sein.

München. Albert Mayr.

L. Laurand, Manuel des études grecques et latines. Paris 1914—19, Picard. 8 Bändch. 4. Jedes broch. 3 fr., kart. 4 fr.

Das vorliegende Handbuch der griechischen und lateinischen Studien ist ein Unternehmen, bei dessen Nennung ein Deutscher zunächst an den Grundriß d. klass. Philologie denken mag, zu dem W. Freunds Triennium philologicum seit 1908 durch B. Maurenbrecher und R. Wagner umgestaltet wird. Für den philologischen Nachwuchs Englands veröffentlichte L. Whibley 1916 in 3. Aufl. A Companion to Greek studies, J. E. Sandys 1913 in 2. Aufl. A Companion to Latin studies. In Italien dient ähnlichen Zwecken L. Valmaggis Manuale storico-bibliografico di filologia vom Jahre 1894, in Frankreich S. Reinachs Manuel de philologie classique vom Jahre 1880; der Neudruck vom Jahre 1907 wurde nur bibliographisch vervollständigt. Im Gegensatz zum Archäologen und Historiker Reinach ist sein Landsmann L. Laurand von Hause aus Theologe, hat sich jedoch seit spätestens 1896 ausschließlich der Altertumswissenschaft zugewendet [1]). Durch bibliographische Kenntnisse von nahezu unheimlicher Ausdehnung und zugleich Peinlichkeit stach gleich

[1]) Hauptschriften: Études sur le style des discours de Cicéron, avec une esquisse de l'histoire du „cursus", Paris, Hachette, 1907. — De M. Tulli Ciceronis studiis rhetoricis, Paris, Picard, 1907. — A propos d'Homère: Progrès et recul de la critique, Paris, Klincksieck, 1913. Ce qu'on sait et ce qu'on ignore du „cursus". 2e. éd. Louvain, Peeters; Paris, Champion, 1914. Notes bibliographiques sur Cicéron: Publications du Musée Belge No. 49, Louvain (et Paris) 1914. St. Jérôme, lettres choisies, Paris, Poussielgue, 1914.

seine älteste Veröffentlichung hervor[2]). Wer wegen Laurands theologischer Vorstudien etwa Vorurteile zuungunsten der heidnischen und zugunsten der christlichen Schriftsteller befürchtet, wird angenehm enttäuscht sein, wenn er nur die Probe auf Aristophanes, Lukrez, Katull, Petron gemacht hat. L. ist ein vorurteilsloser Gelehrter von reifem, selbständigem Urteil und erlesenem Geschmack. Nichts ist mechanisch kompiliert, alles ist aus den Quellen erarbeitet. Die Bedürfnisse des Leserkreises, auf den das Handbuch einzustellen war, lernte L. dadurch kennen, daß er seine Ausbildung in Frankreich erhielt und seit zwei Jahrzehnten an Mittel- und Hochschulen Englands die klassische Philologie vertritt. Was für die Interessenten von heute belanglos ist, wird ausgeschieden, auch wenn es von Konkurrenten mitgeschleppt wird. Im übrigen wird streng geschieden zwischen Wesentlichem und Untergeordnetem. Unklarheit oder Lässigkeit ist L. fremd, er weiß vielmehr auch verwickelte Fragen in treffsicheren und ungekünstelten Worten klarzustellen und einen etwa reizlosen Gegenstand anziehender zu gestalten durch geschmackvolle Einkleidung.

Der Gesamtstoff wurde von ihm auf sieben Bändchen von rund 880 Quartseiten verteilt (der Umfang der einzelnen Faszikel schwankt zwischen ungefähr 115 und 135 Seiten): I und IV Geographie, Geschichte und Einrichtungen Griechenlands bezw. Roms. II und V Griechische bezw. römische Literaturgeschichte. III und VI Griechische bezw. lateinische historische Grammatik. VII Metrik, Feststellung und Deutung der Texte, Schriftkunde, Inschriftenkunde, Münzkunde, Archäologie, Geschichte der Philologie, Bibliographie, Die philologische Arbeit. Als Bändchen VIII kommen dazu methodische und alphabetische Inhaltsverzeichnisse; ein ähnlicher Index ist jedem Bändchen angehängt. Der Text jedes Faszikels ist infolge reicher Gliederung des Inhalts und durchlaufender Nummerierung der einzelnen Gedankengruppen, ferner durch Anwendung der mannigfaltigsten Lettern und Raumeinteilungskünste ein Muster von Übersichtlichkeit.

Jedem Hauptabschnitte und jedem wichtigen Teilabschnitte geht eine Bibliographie voraus, selten ohne knappe Kennzeichnung von mit Recht oder Unrecht vielgenannten Veröffentlichungen. Daß hierbei die französischen und englischen, wenn es sich irgendwie rechtfertigen läßt, vor den deutschen angeführt werden, begreift sich aus dem zunächst ins Auge gefaßten Interessentenkreise. Außerdem erscheint jene Äußerlichkeit belanglos gegenüber der Tatsache, daß L. die Leistungen unserer Volksgenossen in allen Zweigen der Altertumswissenschaft nicht bloß kennt, sondern sie auch mit einer Unbefangenheit und Ehrlichkeit anerkennt, daß er, vielleicht für lange Jahre, einem weißen Raben gleicht, wenigstens unter Franzosen.

Den Worten der Anerkennung, die dem Gesamtwerke verdientermaßen gewidmet wurden, mögen ein paar Bemerkungen zu Einzelheiten folgen[3]), zunächst zum fünften Bändchen: No. 15 Die Naevius-Metellus-Saturnier erklären jetzt manche als junge Grammatikererfindung. 21 Fr. Leos Plautusausg. wird selbst derjenige vermissen, der sie nicht, wegen ihres gesunden Konservatismus, der Teubneriana vorzieht. 70 Ciceros berühmte Äußerung ad Q. fr. 2, 9 (11), 3 über das später von ihm herausgegebene Werk De rerum natura: „Lucreti poemata ut scribis ita sunt: multis luminibus ingenii, multae tamen artis" versteht L. mit F. Plessis als „Lucrèce a du génie, mais il a aussi beaucoup de métier". Zweifellos hieße das lateinisch multae tamen etiam artis oder multae eadem a. In ästhetischer Kritik sind φύσις natura ingenium indoles (I), τέχνη ars artificium cura lima u. dgl. (II a) oder auch als deren Ergebnis ἐπιστήμη doctrina scientia (II b) und μελέτη (ἄσκησις) exercitatio, usus (III) feststehende Begriffe, und zwar I gegenüber II oder gegenüber III nie anders denn als diametraler Gegensatz. Zwangsläufig ergibt sich daraus, daß vor einem der zwei gleichgeordneten Kola eine Verneinung ausgefallen ist: also non vor multis oder, was sachlich sich leichter rechtfertigen läßt, non vor multae. Spricht ein antiker Autor von Gracchus oder Cicero ohne irgendwelchen Zusatz, so meint er nie den Ti. Gracchus und nie den Q. Cicero. Das mußten jene bedenken, die Q. Cicero als den von Hieronymus gemeinten Herausgeber des Epos erklärten. Übrigens wurde M. Tullius mit der Einhändigung

[2]) S. 7, 1 über Schanz, Lit.-Gesch.

[3]) Druckfehler: V No. 1 Shöningh, 57 autehadrianae, 90 Partzinger, 92 préteur en 67 statt 66, 94, g: 44—40 (statt 43), 121 Sjören, 132 Maenippeae, 135, c Disciplinae (8 livres, vielmehr 9), 140 Borntrager, 141 zu tilgen „contient aussi les textes des continuateurs de César", wegen des unmittelbar vorausgehenden unzweideutigen Titels, 162 Napperdey, 187 Mecenatem, 190 Varron statt Varius, 234 des (statt les) circonstances, 239 rep⟨p⟩erit, 264 qu'il, nicht qu'il, 300 Quesfiones, 360: 354—429 (nicht 439). VI, 635 De verborum significatioue statt -catu.

des literarischen Nachlasses des Epikureers eine zweifache Huldigung dargebracht: die eine seinem künstlerischen Genius als dem jeden Zeitgenossen überragenden, die andere seiner humanitas; man war sich gewiß, daß er den Menschen, von dessen Weltanschauung ihn eine tiefe Kluft trennte, zu scheiden wisse vom Künstler und für die unversehrte Bewahrung und baldige Verbreitung des großartigen Epos ernstlich eintreten werde.

Vergil spielt, wie es unter No. 74 heißt, Georg. 2, 490—492 auf Epikur an. „Mais Horace, Tibulle et, très probablement, Properce n'en disent pas un mot." Über das Gegenteil der zweiten Behauptung gibt es, was Horaz betrifft, mindestens eine Abhandlung. 77 Man läse gerne die Namen von Bernh. Schmidt oder Gustav Friedrich, jedenfalls aber den von Theod. Heyse: an Nachdichtungen von solcher Kongenialität, nicht nur sprachlicher und rhythmischer Meisterschaft, sind wir nicht allzureich. 89 Warum wurde die von Plasberg geleitete neue Teubneriana übergangen? 90 Nicht wenig überraschte mich die Zensur „Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. 3[e] ed. Leipzig, Teubner, 1912 (peu exact, utile faute de mieux)." 113 Zu de officiis erwartet man den sprachlich wertvollen Kommentar C. F. W. Müllers. 114 Bemerkenswert als Stimme eines Nichtdeutschen: „R. Kühner. M. Tullii Ciceronis in philosophiam eiusque partes merita. Hambourg, Perthes 1825 (exposé objectif de la philosophie de Cicéron, non encore remplacé)." 121 Man sucht Hofmann-Andresens Auswahl. 129 Neu war mir nicht das ausführliche Urteil Napoleons I. (Correspondance, ed. in 8^{0}, XXXI p. 347 und 353/354) über Cäsar, wohl aber das von Sainte-Beuve über den Mann, den Drumann, Mommsen und Schanz herabzusetzen nicht müde wurden, der aber sowenig sich totreden läßt wie sein doch sicherlich kleineres Vorbild Demosthenes: „C'est le plus grand littérateur qu'il y ait jamais eu." Übrigens läßt es L. bei keinem hervorragenden Dichter oder Prosaiker Roms oder Griechenlands bei Lebensdaten, Buchtiteln oder Inhaltsangaben bewenden. Vielmehr verbreitet er sich mit einer erfreulichen Ausführlichkeit über den inneren Entwicklungsgang des Autors, über Quellen und literarische Vorbilder, über Wahl und Gliederung des Stoffes und dessen Verarbeitung hinsichtlich διάνοια und λέξις, über Ziel und Zweck des Werkes, über Eindruck auf Mit- und Nachwelt. Was den Werdegang eines Plato[4]), Cicero, Quintilian, Tacitus hinsichtlich der Wahl, Verwendung und satzgemäßen Fügung der Wörter betrifft oder auch die metrische Entwicklung eines Vergil, Horaz, Ovid, so wurden Einzelergebnisse neuester Forschung mitgeteilt, auf die ich mir in einem derartigen Handbuche nimmermehr zu hoffen getraute. Der moralische Gesichtspunkt wird nur, wo es unerläßlich scheint, gestreift, und zwar in wenigen Worten von so maßvoller und wohlerwogener Fassung, daß jeder Nichtmoralist sie unterschreiben kann, aufs stärkste hingegen wird überall auf das hingewiesen, was das Herz zu erwärmen, den Geist zu erheben, den Geschmack zu veredeln geeignet ist. Von einem Nurlernbuch keine Spur.

170 Daß Comparetti, Virgilio nel medio evo fehlt, wird jedenfalls einen Italiener befremden. 188 Es gibt auch in Deutschland erschienene gute Indices zu Horaz. 223 Zu den Merkzeichen der Patavinitas (on n'a jamais pu découvrir en quoi elle pouvait consister) gehörte jedenfalls der Provinzialismus ube sibe, den Quintilian dem Livius und seinem Landsmann Asconius ausdrücklich zuschreibt. 237 und 252 Bei Fabel und Epigramm erwartet man Lessings Namen um so mehr, wenn er bei Sophokles, Plautus usw. nicht erscheint. 270 Von Tacitus' Teubneriana liegt jetzt die fünfte Neubearbeitung durch Gg. Andresen vor; zu den Historien gibt es keinen dauerhafteren, weil gediegeneren Kommentar als den von Heraeus Vater und Sohn. 295 Nachzutragen wäre Kukula-Schusters Auswahl und seit 1919 Walter Otto, zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius. S.-B. d. Bayer. Ak. d. W., phil.-hist. Kl. 1919, 10. Abhandlung. 309 Gellius ed. M. Hertz. 339 Die scriptores historiae Augustae „citent des documents trouvés dans les archives". Ob echte? E. Hohl sagt jedenfalls nein. 354 Sollte unter den Kirchenschriftstellern der neuerdings vielbesprochene Novatian kein Plätzchen verdienen? 361 Wenig beachtet hat man bisher, z. B. bei der Geschichte der fünf oratorischen Bücher Ciceros, vor allem des Orator, daß Augustinus im 4. Buch De doctrina Christiana „esquisse une théorie du style, inspirée en grande partie du Cicéron".

Zu Bändchen VI No. 1. Reizende Neuheiten waren mir S. Reinach, Cornélie ou le latin sans pleurs. Paris, Hachette und Hébrard, Le latin des Françaises. Chevetogne, abbaye Saint-Martin. 2 Beachtenswert „C'est surtout

[4]) Über Lutoslawskis Untersuchungen über Plato als Schriftsteller und als Philosoph vgl. II 333—364, besonders 352—359; außerdem VII 361.

dans Stolz (Morphologie) qu'on trouve mentionnées les diverses opinions sur les questions discutées; beaucoup d'auteurs donnent comme certaines des explications très contestées". Ebenso 3: „La syntaxe la plus précise est celle de Schmalz." 195 Unbedenklich konnte auf das auch außerhalb des Verses handschriftlich vielfach ganz sichere prode est, sogar mit einem Wort dazwischen, hingewiesen werden. Nirgends ist, soviel ich sehe, über *Quod et si* gehandelt, auch nicht von Kühner [2] oder Schmalz (in meiner aller Philologie entrückten Ländlichkeit ist mir eine Nachprüfung nicht möglich), das in Rufinus' Übertragung der Homilien des Origenes von W. A. Baehrens aus den Hss gegen die Vulgata Quodsi et durchweg hergestellt worden ist. 248 Gewiß stammen antea, postea, praeterea von ante usw. und is, aber von eā, nicht vom Neut. pl. ea. 252 Sci: licet (sc. scire) und vide: licet sind die Urformen, nicht scire licet und videre licet, die höchstens zu scillicet und videllicet gekürzt worden wären. 254 breviter, „kurzweg" bleibt, auch wegen humaniter, human-itus, wahrscheinlicher als die Beziehungssetzung zum griechischen Komparativ-Suffix-tero. Ist denn das Adverb wesenseinheitlich mit dem Begriff der Vergleichung? Erwähnung verdienen 641 die Synonymik von Tegge, 645 die Lexika Lor. Diefenbachs.

Zu Bändchen VII. Metrische Vorbemerkungen: 6 „Parmi les modernes, les uns ont suivi de près les théories des anciens, d'autres se sont laissés guider par le sentiment musical, appliquant à l'antiquité des principes qui pourraient bien lui avoir été fort étrangers. D'autres ont construit des systèmes purement hypothétiques. La lecture des ouvrages de métrique, particulièrement de ceux qui ont paru au XX^{e} siècle, peut avoir comme résultat un scepticisme absolu sur les données de cette science." Im Anschluß an die Horazmetra wird 164—167 die Skansion von Masqueray, die wenigstens an Hephästion sich anlehnt und von Stampini auf Horaz übertragen wurde, dargelegt, 164—170 das System O. Schröders: es ist „presque entièrement hypothétique quoique assez séduisant." In einer neuen Auflage verdient R. Heinzes jüngste Abhandlung verzeichnet zu werden. Nicht oft genug kann gesagt werden, daß, so oft der Lateiner eine Länge statt der Kürze des Griechen wagt, das in der Regel im Überschuß des lateinischen Wortschatzes an Längen seinen Grund hat. Für solche Dinge öffnete als erster den Blick Rotger Köne, Die Sprache des Epos, 1840. 98—100 Es fehlt im metrischen Schema eine Länge im letzten Fuß bezw. eine Kürze. 183 Zutreffende Kennzeichnung von L. Havet, Manuel de critique verbale, meines Berichtes in W. f. kl. Philol. 29 (1912), 1198—1209 und der Zuschrift L. Havets, deren Ton heute undenkbar wäre, ebendort 1356—1358. In die Stadt zurückgekehrt werde ich vornehmen „la curieuse et violente préface de A. E. Housman, dans son édition de Juvénal, ‚editorum in usum', Londres, Richards 1905". Der ganze Abschnitt „Feststellung und Erklärung der Texte" ist mustergültig. Eingehende Ratschläge für die Beschaffung und Benutzung von Photographien der Hss. Bei der Auswahl der Laa. sei „brevior lectio potior" ein bedenklicher Wahlspruch. Die Textkritik des 19. Jahrh. vielfach diskreditiert durch Papyri, Erforschung der Klauselrhythmen und des individuellen Sprachgebrauches; füge hinzu: durch nicht psychologische, sondern einseitig logische Sprachbetrachtung, die vor allem mit jeder Art von Mischkonstruktionen aufräumte. 214 „en France ces dernières (éditions savantes, nicht nur die éd. scolaires) renferment quelquefois des données qui, ailleurs, sont omises comme trop simples". Vielleicht ist die Zeit schon vorbei, wo wir uns berechtigt glauben mochten, darüber zu lächeln. 300 Ich meinte, Bursian, Aug. Eckstein und die Allgemeine Deutsche Biographie genannt zu finden. Jöcher-Adelung, in Wahrheit unsterblich, wird außerhalb Deutschlands kaum aufzutreiben sein. 313—321 lesenswerte Ausführungen über die Entwicklung der Altertumswissenschaft in Deutschland seit Winckelmann und Lessing, vor allem 318 über Mommsen. 329 Gaston Boissier (1823—1908), „sans ignorer les principaux travaux allemands, ne prétendit jamais être complètement au courant des questions de détail et ne s'inquiétait guère de grammaire et d'orthographe. Mais, par le charme de leur style et leur clarté lumineuse, ses ouvrages firent pénétrer dans le grand public l'intérêt pour l'histoire ancienne . . . On y trouve la vérité. Sur beaucoup de questions, souvent traitées depuis, et qu'on a essayé de renouveler, ce qui existe encore de plus iuste, c'est une page de Boissier." 333 „Sans doute c'est toujours l'Allemagne qui publie la plupart des grands recueils (textes classiques, inscriptions, répertoires comme la Bibliotheca philologica etc.) où tous sont obligés de puiser." Aber die Philologie des 20. Jahrh. wird universeller werden als die des 19. Jahrh. durch die gesteigerte Teilnahme der nichtdeutschen

Völker; durch ihren Gegenstand, insofern Kommentare von der Einseitigkeit des Lachmannschen zu Lukrez künftig abgelehnt werden zugunsten einer allseitigen Erklärung; endlich durch Anknüpfung engerer Beziehungen zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Auch positiver wird die Philologie werden. Man bemüht sich, endgültig gewonnene Tatsachen zu scheiden von Vermutungen, die manchmal nützlich sind, aber ein vorläufiger Notbehelf. Man entsagt unzulänglich begründeten Theorien, z. B. jenen über die Entstehung der homerischen Dichtungen. Die Textgestaltung wird konservativ: der subjektiven Textkritik jede Daseinsberechtigung entzogen durch die Papyrusentdeckungen, Klauselforschung und alljährlich fortschreitende Einsicht in den Werdegang der alten Sprachen und in die Unantastbarkeit vieler ehedem restlos abgelehnter Ausdrucksformen irrationaler Natur. „Regeln ohne Ausnahmen“ wird der Phonetiker künftig sich hüten aufzustellen: zu solcher Gesetzgebung würde nur ein lückenloses Wissen berechtigen. Stete Bereicherung der Altertumswissenschaft durch Papyrologie, Ausgrabungen (die sagenhafte Persönlichkeit des Minos trat im 20. Jahrh. ins Licht der Geschichte ein), Photographie im Dienste des Handschriftenforschers und des Archäologen, ja Phonometrie. Über die Ergebnisse, die durch Heisenbergs phonometrische Aufnahmen im Griechenlager von Görlitz erzielt wurden, berichtet A. Maidhof in dieser Wochenschr. 1920 Sp. 485 ff. Aber alle Erweiterung unserer Kenntnisse und Vertiefung unseres Verständnisses bedeuten nur einen äußeren Fortschritt, wenn wir uns nicht den uns abhanden gekommenen Vorzug der Humanisten des 16. Jahrh. wieder erringen, zu „sentir, goûter le charme des oeuvres classiques“, nicht nur, wie E. Faguet gefordert hatte[5]), zu „savoir et comprendre“. In der Tat ist der einseitige Intellektualismus auf allen Gebieten der Schrittmacher des Materialismus.

Bibliographie. 337 „Dans l'Histoire Grecque de Busolt, on recueillera des indications très abondantes et très exactes; il n'existe rien d'analogue pour l'ensemble de l'histoire romaine“.

Aus dem lesenswerten Abschnitt 357—367 über Arbeiten, die noch ausstehen im Gebiete der Philologie, Historie und Geographie, sollen wenigstens ein paar Forderungen herausgegriffen werden. Es fehlen noch viele kritische Ausgaben, in Frankreich ungemein zahlreiche Kommentare: ein unentbehrlicher Notbehelf sind die ein Jahrhundert alten Lemaire-Ausgaben mit den guten Indices. Dringend empfohlen werden Spezialindices nach dem Muster des Vergilschen von N. Wetmore[6]), sprachgeschichtliche Menographien, eine Vergilgrammatik mit sämtlichen Belegen, ein Incipitrepertorium der Klassikertexte, nach dem Vorbilde von M. Vattasso, Initia Patrum aliorumque scriptorum ecclesiasticorum latinorum (2 Bde., Rom, Typogr. Vatic., 1906—1908), Historikerausgabeu nach dem Muster von A. Gudeman, The sources of Plutarch's life of Cicero, Philadelphia, Ginn, 1902, 65—115, also unterhalb des Textes der Wortlaut der übrigen sei es zustimmenden, sei es widersprechenden Zeugen oder Zeugnisse. Um von Kiepert, der „la sécheresse même“ sei, loszuwerden, wird nachdrücklich vertreten die Herstellung eines Handbuches „donnant en un volume, sous une forme relativement attrayante, un exposé assez complet de la géographie ancienne.“ Hinsichtlich der physikalischen Bedingungen, die die antike Zivilisation förderten oder hemmten, müsse man, wenn nicht Lapparent und Süß, so doch Vidal-Lablache und Schrader ausnützen, für die sonstige Durchführung seien Werke wie Boissiers l'Afrique romaine lehrreich. Für Karten, für Ansichten von Landschaften, Ruinen usw. müßten die allerneuesten Techniken fruchtbar gemacht werden.

Öffentliche Bibliotheken 368—381, recht zweckmäßig für Anfänger. 372 Paris, Bibliothèque Nationale . . „Les oeuvres étrangères y sont achetées en très petit nombre“; jedoch fehle nicht die Bibliotheca Teubneriana. 373 Sorbonne: „Les ouvrages de philologie y sont plus nombreux et plus au courant . . Néanmoins, si l'on étudie un sujet spécial (v. g. Cicéron), on n'y trouve guère que le quart environ des ouvrages dont on aurait besoin.“ 375 Belgien, K. Bibliothek „Aussi, pour un Parisien, le meilleur moyen de se mettre au courant des revues françaises est d'aller à Bruxelles“. 377

[5]) Vgl. Revue des Deux Mondes 59 (1910) 300. Ihm antwortete „Phédon“ in Le Correspondent 241 (1910), 746. Vgl. auch Norden, Kunstprosa I 213.

[6]) „Unter besoins les plus urgent est celui d'un dictionnaire complet des oeuvres de rhetorique et surtout des lettres de Cicéron. Faute d'un dictionnaire, un simple index rendrait d'immenses services.“ Einen alle Wörter und alle Stellen umfassenden Index zu Cicero de oratore I—III fertigte an der Hand eines von mir festgestellten Textes vor etwa zehn Jahren Herr Gymnasialprofessor Wilhelm Werner am Wilhelmsgymnasium in München. Wer zahlt den Druck des druckfertigen Manuskriptes?

England, Britisches Museum . . „si l'on étudie un sujet spécial (v. g. Cicéron), on y trouvera à peine la moitié des livres dont on a besoin".

Nicht wenig fesselten mich manche mir neue Urteile französischer Literaten über die Alten, aber L. L. ist kein Nachbeter, daher V 240: „Se défier de Taine, qui, pour prouver la supériorité de La Fontaine, traduit en prose, aussi plate qu'il peut, les jolis vers de Phèdre".

Mit besonderer Liebe und Sorgfalt scheint L. in die historische Syntax und Stilistik beider Sprachen sich vertieft zu haben. Für das Griechische ist seine genetische Grammatik in Frankreich ohne Vorläufer.

Zur inneren Gediegenheit kommen dauerhaftes Papier, dem Auge wohltuende Lettern und die Möglichkeit, gesondert je ein Bändchen um billigen Preis zu erwerben. Kein Wunder, daß die ersten drei Faszikel soeben neugedruckt werden.

Würzburg. Th. Stangl.

Auszüge aus Zeitschriften.

American Journal of Archaeology. XXII 1—3.

(1) **A. W. Barker**, The Subjective Factor in Greek Architectural Design. Während man früher allgemein annahm, daß sich die griechische Kunst mit ihrer Einfachheit, Regelmäßigkeit und feinen Symmetrie auf bestimmte Verhältnisregeln zurückführen lasse, zeigt schon ein Blick auf die griechische Bildhauerkunst, daß dies nicht zutrifft. Auch die Angaben des Vitruvius gelten nur für seine Zeit. Einzeluntersuchungen des Verfassers, zum Beispiel über das Verhältnis der Länge zur Breite am Stylobat, der Höhe zum unteren Durchmesser an dorischen Säulen, ergeben unerwartete Verschiedenheiten an gleichzeitigen Bauten. Ebenso unterscheiden sich die Kurvenlinien, die Profile, die Ornamente. Verstehen kann man das nur, wenn man das einzelne Kunstwerk betrachtet als die Wirklichkeit gewordene Eigenart des schaffenden Künstlers. — (25) **W. B. McDaniel**, The so-called Bow-Puller of Antiquity. Die bisher als Bogenspanner bezeichneten Geräte aus Bronze oder Eisen (zwei Ringe mit in der Mitte vorstehenden Spitzen und Ketten in den Ringen) sind zwar sehr verschieden in der Form und haben sich in Resten früherer und späterer Zeit gefunden, müssen aber doch einem Zwecke gedient haben. Sie sind nicht Teile des Zaumzeuges oder μύρμηκες der Faustkämpfer, sondern offenbar Amulette gegen den bösen Blick, die am Pferdekopf befestigt wurden (προστερνίδια). — (44) **A. Walton**, A Polyclitan Statue at Wellesley College. Beschrieben bei Matz-Duhn, Antike Bildwerke in Rom No. 1000. Zweifel an der Zusammengehörigkeit der einzelnen Stücke sind nicht berechtigt. Das Standbild (ein Athlet in Ruhestellung) ist doch wohl eigenes Werk des Polyklet. — (54) **A. L. Frothingham**, A New Mithraic Relief from Syria. Basaltplatte, Mithras den Stier tötend, innerhalb des großen Tempels von Si^c gefunden, sicher das Kultbild eines dortigen Heiligtums. In der Zeichnung weicht es erheblich von den sonstigen Mithrasbildern ab. Entstehungszeit wohl das erste christliche Jahrhundert. — (63) General Meeting of the Archaeological Institute of America. Unter den Vorträgen sind zu erwähnen **A. L. Frothingham**, The Cosmopolitan Religion of Tarsus and the Origin of Mithra (Medusa war eine Form der mater Dea, Gilgamesch die Quelle der Mithrasvorstellung); **G. M. A. Richter**, What an Archaeologist can learn at a Modern Pottery School; **St. B. Luce**, A Group of Etruscan Antefixes from Cervetri; **G. A. Barton**, The Identification of a Portrait Statue of a Semitic Babylonian King (vielleicht Schargalischarri, Vorgänger des Naram-Sin); **Ch. C. Torrey**, Certain Details of Decorative Design in the Art of Western Asia; **J. Shapley**, The Dedication of a Syrian Church (Nachweis literarischer Quellen); **A. L. Frothingham**, The Footgear of Immortality in the Redating of Roman Sculptures; **A. L. Frothingham**, The Wheel of Life and the Story of Myrtilus (die von Körte so gedeutete Szene auf den Etruskischen Grabkisten stellt nur den Übergang der Seele von einer Lebensform zur andern dar); **J. C. Hoppin**, Some Unpublished Greek Vases in an American Collection (jetzt in Pomfret, Connecticut, oder in Boston). — (71) **H. N. Fowler**, James Rignall Wheeler. Gestorben 9. Februar 1918. — (73) **W. N. Bates**, Archaeological News. Personalien, Ausgrabungsberichte, neue Funde, einzelne Veröffentlichungen.

(101) **L. D. Caskey**, The Ludovisi Relief and its Companion Piece in Boston. Am wahrscheinlichsten bleibt es doch, daß beide Kunstwerke — das eine ist als Geburt der Aphrodite bekannt, das andere hat Studniczka im Jahrbuch des K. D. Arch. Inst. 26 (1911) S. 50 ff. beschrieben — von einem Altar stammen. Eine restlose Deutung der Szenen ist kaum möglich; doch nehmen sie wohl Bezug auf den Kult der lebenspendenden Göttin. Einzelheiten und Technik weisen auf den olympischen Kunstkreis als Quelle. — (146) **O. M. Washburn**, The Vivenzio Vase and the Tyrannicides. Die bekannte Vase in Neapel ist nur mit Vorsicht für die Wiederherstellung des Werkes von Kritios und Nesiotes zu verwenden. — (175) **T. Frank**, Notes on the Servian Wall. Wahrscheinlich gehörte das etwa 40 Meter südlich von S. Maria in Cosmedin entdeckte Tor dazu. Die Bogen in der Mauer gehören wohl zu der von Appian, Bell. civ. I 66, erwähnten Ausbesserung. Das Bruchstück nahe der Station an der Via Volturno mag aus den Zeiten des Bürgerkrieges herrühren. Die Steine sind merkwürdigerweise aus den Steinbrüchen von Grottoscura und Fidenae-Grottarossa geholt worden. Genauere Untersuchungen des Baumaterials sind unbedingt nötig. — (189) **L. R. Dean**, Latin Inscriptions from Corinth. a) Ti(berio) Claudio P(ublii) f(ilio)

Fab(ia tribu) Dinippo | II vir(o) II vir(o) quinq(uennali) augur(i) | sacerdoti Victoriae | Britann(icae) trib(uno) mil(itum) leg(ionis) VI | annonae curatori | agonothet(a)e Neroneon | Caesareon et Isthmion | et Caesareon tribules tribus Atiae. b) Ti(berio) Claudio P(ublii) f(ilio) ... | Dinippo II vir(o) [II vir(o)] | quinq(uennali) augur(i) [sacerdoti] | Victoriae Brit(annicae) [trib(uno)] | mil(itum) leg(ionis) VI Hisp(anae) ... | praef(ecto) fabr(um) III a[nnonae curatori] | agonothet(a)e Ne[roneon Cae|sareon et Isthm[ion et Caesareon] tribules tr[ibus Atiae?]. c) Ti(berio) C]laudio P(ublii) f(ilio) ... | [I]I vir(o) II vi[r(o)...] | [sa]cerdoti Victo[riae...] | [tr]ib(uno) mil(itum | leg(ionis) VI... | [fabr]um III annona[e...] | [agon]othet(a)e Ner[oneon ...]. d) = CIL III 539 mit der verbesserten Lesung „ago(nothetae)" für „ago(non)". Da der Kult der Victoria Britannica erwähnt wird, können die Steine erst nach 210 n. Chr. gesetzt sein. Als 'legio VI Hispana' ist also die auch sonst bekannte Kürzung LEG VI H zu lesen. Neu ist die tribus Atia, genannt nach der Mutter des Augustus. — (199) **W. N. Bates**, Archaeological Discussions. Auszüge aus Zeitschriftenaufsätzen. — (241) Bibliography of Archaeological Books, 1917.

(251) **L. G. Eldridge**, A Third Century Etruscan Tomb. Angeblich bei Chiusi aufgedeckt. Die Funde sind in das Museum of Fine Arts in Boston gekommen: Aschenkiste mit liegender Frauengestalt auf dem Deckel und der Inschrift „Fastia Velsi Larzl Velus Puia" = Fastia, Tochter des Velsi und der Larza, Weib des Vel; mehrere silberne Spiegel; Gefäße aus Ton, Silber, Glas; Schmucksachen aus Silber und Gold, Geräte aus Elfenbein, Bronze Blei. — (295) **W. B. McDaniel**, The so-called Athlete's Ring. Das Bronzegerät (wohl der orbis aheneus bei Cato, Agr. 10,4) diente zum Festhalten bei dem Treten der Oliven oder der Trauben. — (304) **E. T. Merrill**, Notes on the Eruption of Vesuvius in 79 A.D. Versucht aus den Vorgängen bei dem Ausbruche des Mont Pelée auf Martinique ein Bild der Ereignisse in Pompeji zu gewinnen. — (319) **S. B. Luce** and **A. B. Holland**, Terracotta Revetments from Etruria in the University Museum, Philadelphia. Beschreibung der wertvollen Sammlung mit ihren schönen Ornamenten. — (340) **W. R. Lethaby**, Note on Bases in the Form of an Ionic Capital. Die Bronzebüste des Hermarchus im Metropolitan-Museum muß ein Alexandrinisches Werk sein. — (341) Richard Norton, gest. 1. August 1918, vgl. S. 343 f. — (343) **W. N. Bates**, Archaeological News. — [Heft 4 ist nicht eingegangen.]

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Achelis, Der Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 212. 'Die anregenden Ausführungen fördern das Verständnis der Katakomben und Basiliken'. *E. Reisinger.*

Adler, A., Catalogue supplémentaire des manuscrits grecs de la Bibliothèque Royale de Copenhague: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 204 f. Besprochen von *W. Lüdtke.*

Babut, Ch.-E., Recherches sur la garde impériale et sur le corps d'officiers de l'armée romaine aux IV. et V. siècles: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 179 f. 'Manches bedarf noch einer gründlichen Untersuchung'. *E. Stein.*

Baumstark, A., Die Modestianischen und die Konstantinischen Bauten am heiligen Grabe zu Jerusalem: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 196 ff. 'Heisenbergs Gesamtauffassung muß als durch Baumstarks Ausführungen endgültig überwunden bezeichnet werden.' *K. Schmaltz.*

Bees, N. A., Beiträge zur kirchlichen Geographie Griechenlands im Mittelalter und in der neueren Zeit: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 200 f. 'Sehr beachtenswerte und durchaus wohlbegründete Feststellungen'. *J. Sölch.*

Bees, N. A., Kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Eulalios-Frage und den Mosaikschmuck der Apostelkirche zu Konstantinopel: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 214 f. 'Ausgezeichnete Abhandlung'. *J. Strzygowski.*

Bergmann, E., Das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 212. 'Zu hohe Bewertung Winckelmanns'. *E. Reisinger.*

Bignone, E., Empedocle: *D. L.* 43 Sp. 657 ff. 'Legt Zeugnis ab von der ernsten Vertiefung des Verf. in die Probleme und seine selbständige Auffassung'. *H. Diels.*

Bignone, E., Epicuro: *D. L.* 43 Sp. 660 f. 'Wird allen Forschern nützliche Dienste leisten'. *H. Diels.*

Bredt, E. W., Ovid. Der Götter Verwandlungen I: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 212 f. 'Verfolgt die Anregungen, die von Ovid auf Künstler der neueren Zeit ausgingen. Die 85 Abbildungen bringen Gewinn für den Latein-, aber auch Geschichtsunterricht'. *E. Reisinger.*

Buberl, P., Die Miniaturenhandschriften der Nationalbibliothek in Athen: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 213 f. „Beschreibung von 31 Hss, von denen nur vier ins erste Jahrtausend gesetzt werden'. *W. Weinberger.*

† **Degenhart, Fr.**, Der hl. Nilus Sinaita: *Byz. Neugr. J.* I 1/2 S. 192 ff. 'Der Mangel an durchgreifender Arbeit in den Fragen der sog. äußeren Kritik ist ein Hauptfehler der Arbeit'. *P. C. Mohlberg.*

† **Degenhart, Fr.**, Neue Beiträge zur Nilusforschung: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2. S. 195 f. Widerlegung erwartet *P. C. Mohlberg.*

Gaselee, St., The Greek Manuscripts in the old Seraglio Constantinople: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 205. 'Die 33 Hs sind nicht die Reste der kaiserlichen Bibliothek'. *W. Lüdtke.*

Heisenberg, A., Neugriechenland: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 223 ff. 'Viel Wissenswertes und Lehrreiches'. *A. Steinmetz.*

† **Heussi, K.**, Untersuchungen zu Nilus dem Asketen: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 194 f. 'Bedeutsam und gründlich'. *P. C. Mohlberg.*

Horn, Fr., Zur Geschichte der absoluten Partizipalkonstruktionen im Lateinischen: *D. L.* 43 Sp. 667 ff. 'Inhaltreiche Arbeit'. *E. Hermann.*

Kaufmann, C. M., Handbuch der christlichen Archäologie. 2. A: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 183 ff. 'Wertvolles verdienstliches Werk'. *† P. Lohmann.*

Kaufmann, C. M., Handbuch der altchristlichen Epigraphik: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 208 ff. 'In der Hand des Kenners als Stoffsammlung und mit der nötigen Kritik benutzt, mag das Buch von Wert sein. Studenten sind vor ihm zu warnen'. *W. Larfeld.*

Koch, P., Die byzantinischen Beamtentitel von 400—700: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 175 ff. 'Nützliches Hilfsmittel. Verdient an sich mehr Tadel als Lob'. *E. Stein.*

Köpp, F., Archäologie. Bd. II. III: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 212. 'Treffliche Einführung, geschickt und lebendig'. *E. Reisinger.*

Körbs, O., Untersuchungen zur ostgotischen Geschichte: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 178 f. 'Namentlich für die Chronologie des Gotenkriegs und für die Ermittlung der Reisegeschwindigkeiten im 6. Jahrh. ertragreich'. *E. Stein.*

Lawson, J. C., Modern Greek Folklore and ancient Greek Religion: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 180 f. 'Der tatsächliche Wert des Buches' scheint in den letzten Kapiteln zu liegen'. *R. Ganszyniec.*

Marchi, A., Il „princeps officii" e la notitia dignitatum: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 177 f. 'Vortrefflich'. *E. Stein.*

Meyer, E., Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus: *D. L.* 43 Sp. 669 ff. 'Dankbarst begrüßt, daß M. für die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte und für diejenige der Macht in der Politik eintritt'. *M. Gelzer.*

Pubblicazioni della società Italiana per la ricerca dei papiri greci e latini in Egitto. Papiri greci e latini. V. IV ni. 280—445, V ni. 446—550: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 205 ff. Besprochen von *C. Wessely.*

Scheffler, Geist der Gotik: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 210 f. 'Behandelt den durch das Kunstschaffen hindurchgehenden Dualismus vom Streben nach Harmonie der Form (griechisch) und Streben nach Ausdruck (gotisch); er behandelt dies Problem von den prähistorischen Wandmalereien an bis zum modernen Impressionismus'. *E. Reisinger.*

Schultze, V., Grundriß der christlichen Archäologie: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 213. 'Klarer Grundriß, der die Forschung mannigfach weiterführt'. *E. Reisinger.*

Springers Handbuch der Kunstgeschichte, I. Bd.: Wolters, P., Kunst des Altertums. 11. A. *Verg. u. Geg.* X 5 S. 211 f. 'In seiner jetzigen Fassung das zuverlässigste und gediegenste Handbuch der Kunst des Altertums; trotzdem erwartet von Wolters eine durchgreifende Umarbeitung und einen Literaturnachweis' *E. Reisinger.*

Stein, E., Studien zur Geschichte des byzantinischen Reiches: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 226 ff. Das 'in klarer, lebendiger Sprache' geschriebene Buch wird anerkannt von *K. Ginhart.*

Strzygowski, J., Die Baukunst der Armenier und Europa: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 218 ff. 'Geschichtliche Tat im Rahmen der deutschen Kunstgeschichtsschreibung'. *K. Ginhart.*

Strzygowski, J., Ursprung der christlichen Kirchenkunst: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 231 ff. 'Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung'. *H. Glück.*

v. Sybel, L., Frühchristliche Kunst, Leitfaden ihrer Entwicklung: *Verg. u. Geg.* X 5 S. 213. 'Hervorragend zeigt in knapper Skizze v. S. die formale Abhängigkeit der christlichen Kunst von der Antike'. *E. Reisinger.*

v. Sybel, L. Mosaiken römischer Apsiden: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 215 ff. 'Meist zutreffend und lehrreich. Liest sich spannend'. *E. Hennecke.*

Tamassia, N., La novella giustinianea 'De praetore Siciliae': *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 178. 'Völlig mißglückt'. *E. Stein.*

Troje, L., Adam und Zoë. Eine Szene der altchristlichen Kunst in ihrem religionsgeschichtlichen Zusammenhange: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 201 ff. 'Die Bedeutung des Buches liegt mehr in der Andeutung einer großen Anzahl von noch ungelösten Problemen, als in dem eigentlich gesuchten Ziele, das nicht für erreicht hält' *A. Jacoby.*

Mitteilungen.

Zu den Dialogen des Seneca.

Als Umschlag eines 1885 aus der vormaligen Ölser Schloßbibliothek in den Besitz der sächsischen Landesbibliothek zu Dresden übergegangenen, gedruckte Predigten enthaltenden Bandes fand ich das Bruchstück einer Hs des Seneca Sohn. Sie besteht aus zwei zusammenhängenden Pergamentblättern in Kleinfolio, deren rechte Ecken oben und unten abgeschnitten sind, ist von einer Hand des ausgehenden 13. Jahrhunderts in zwei Spalten geschrieben und enthält von den Dialogen Buch IX Kap. 4 § 6 — Kap. 9 § 3 (S. 254 Zeile 6: clamore iuvat — 261, 19: contractius) sowie Buch X Kap. 10 § 4 — Kap. 14 § 3 (S. 293 Z. 6: prodige effudit — S. 300, 26: inquietant cum) der Ausgabe von Hermes, Lips. 1905. Als Seitenüberschrift mit roter Tinte stehen auf Bl. 1 verso die Worte: [de tramquill]itate, auf Bl. 2 recto: de brevitate; verso: de brevitate vite. Die Hs gehört zwar zu den „codices deteriores", verdient aber insofern eine Erwähnung, als sie wohl die älteste derselben ist. Am nächsten steht sie dem Wolfenbütteler Kodex 4315 (Gudianus 10; nach dem Heinemannschen Handschriftenkatalog aus dem 15. Jahrh.), so daß die Annahme berechtigt erscheint, daß dieser mittelbar oder unmittelbar von ihr abgeleitet ist. Nach freundl. Mitteilung von M. Manitius sind Manuskripte der fragl. Schriften Senecas in mittelalterlichen Bibliothekskatalogen erst seit

Mitte des 14. Jahrh. nachweisbar: Arezzo 1338, Canterbury saec. XV, Fiesole desgl., Bibl. Sixtus V 1471.

Dresden. Ludwig Schmidt.

Dreidecker, nicht Dreiruderer.

„Wie man vom Seemann nicht die Kenntnis der alten Sprachen, so darf man vom Philologen nicht die Vertrautheit mit nautischen Dingen verlangen.“ So schreibt Artur Breusing, Navigationsschuldirektor zu Bremen, in seinem wertvollen Buche „Die Nautik der Alten“ (Bremen 1886) S. V.

Wohl wahr, aber doch nur mit Einschränkung; denn schon um die Odyssee mit Genuß zu lesen, muß man sich auf dem homerischen Schiff zu Hause fühlen, und jeder Geschichtslehrer wird es lebhaft bedauern, daß wir uns von den Schiffen des Themistokles bis heute noch kein klares Bild machen können.

Breusing selbst, der mit einer gründlichen Fachbildung eine sehr achtungswerte Belesenheit in der einschlägigen Literatur der Alten verband, hat in seinem zweiten Buche „Die Lösung des Trierenrätsels“ (Bremen 1889) doch die Aufgabe nicht ganz bewältigt. Zwar finden seitdem die turmhohen Kolosse mit drei oder fünf oder noch mehr Stockwerken, auf denen die armen Matrosen sich mit unglaublich langen Rudern abquälten, in unseren Köpfen keinen Raum mehr. Aber auch die Breusingsche Auffassung, wonach die θαλαμῖται nicht über den Köpfen der ζυγῖται, sondern nur ein wenig höher, schräg vor ihnen, und in gleicher Weise dann die θρανῖται noch etwas weiter nach vorn und nach oben ihren Platz fanden, kann wenig befriedigen. Für das Trierenrätsel könnte diese Lösung zur Not genügen, für das Peuterenrätsel aber kaum noch, und die gutbezeugten mehrruderigen Schiffe bis hinauf zur Prachtgaleere des Ptolemaios Philopator mit ihren 40 Ruderreihen darf man doch nicht einfach ins Reich der Fabel verweisen.

Auch die Autoren des Altertums, zumal die Scholiasten, die doch für viele Einzelheiten unsere einzige Quelle bilden, mochten sonst wohl sehr gelehrte Leute sein, aber mit ihrer Kenntnis des Seewesens war es oft nur schwach bestellt, wie Breusing an vielen Beispielen zeigt. Vor seiner Kritik besteht eigentlich bloß der Verfasser der Apostelgeschichte, der über die Seereisen des Paulus tadellos berichtet. Aber er ist ein weißer Rabe.

Besonders schlecht geht es dem Livius, im zweitgenannten Buche, S. 178: „Der Urheber alles Unsinns, den man seit fast 2000 Jahren über die Ruderschiffe des Altertums zutage gefördert hat, ist ein urteilsloser, rhetorischer Historiker, ist kein anderer als Livius, der offenbar nie in seinem Leben ein Ruderschiff in Tätigkeit gesehen hat; und ihm haben leider auch unsere trefflichsten Gelehrten blindlings geglaubt.“

Nicht besser steht es in den Augen des erfahrenen Seemanns mit den erhaltenen Abbildungen, vielfach auf Münzen oder auch sonst in so kleinem Maßstabe, daß die Dinge, auf die es hier ankommt, kaum zu erkennen sind. Und was man erkennt, verdient nun eben wenig Vertrauen. Auf einem in unseren landläufigen Handbüchern (Guhl u. Koner, Lübker u. a.) oft wiedergegebenen Vasenbilde (Panofka, Bilder antiken Lebens, Tafel XV 7) lassen z. B. Segel und Flagge auf entgegengesetzte Windrichtungen schließen.

Ein solcher Schnitzer mag ja wohl vereinzelt dastehen. Aber ständig zwang bei Vasengemälden und erst recht bei Münzen der beschränkte Raum den Künstler zu weitgehender Stilisierung.

Deshalb vielleicht darf man aus Zahl und Anordnung der Ruder auf dem Schiffsbild einer antiken Münze ebensowenig auf die Wirklichkeit schließen, wie sich etwa die heraldische Tierwelt von heute, einschließlich Vogel Greif und Doppeladler, für zoologische Studien eignet. Dazu kommt noch ein anderes: im Jahre 1892 sah ich in einem Schaufenster Unter den Linden hübsche Modelle der drei Caravellen des Columbus, und ich hielt sie damals für getreue Nachbildungen der Originale. Durch Breusing wurde ich jetzt eines Schlechteren belehrt: „Wer da weiß, wie rasch sich in diesen Dingen die Kenntnis von Einrichtungen und den darauf bezüglichen Wortbedeutungen früherer Zeit auch bei uns verliert, so daß wir z. B. kaum imstande sind, den Bau und die Takelung der Schiffe festzustellen, mit denen Columbus die neue Welt entdeckt hat, der wird mißtrauisch gegen alle Nachrichten, die nicht aus der Zeit der Trieren selbst herstammen.“

Somit erscheint mir das Fundament, auf dem unsere Vorstellungen vom hellenischen Schiffbau bisher beruhten, recht wackelig, und ich ziehe einen andern Weg vor, der m. E. besser zum Ziel führt.

Die hölzernen Mauern, hinter denen ein Jahrzehnt nach ihrem ruhmreichen Landsiege die schlichten Marathonkämpfer das Vaterland zur See verteidigten, sind doch gewiß möglichst einfach gebaut gewesen. Die Ruderer waren nicht sorgfältig ausgewählte und gedrillte Seeleute, sondern gleich den ἐπιβάται einfache Bürger, denen der Admiral keine Akrobatenkunststücke mit überlangen Rudern zumuten durfte. Namentlich war das plötzliche Hochheben aller Ruder kurz vor dem Vorübergleiten am feindlichen Fahrzeug nur dann ausführbar, wenn die Mannschaft ausnahmslos dicht am Wasser saß.

So denke ich mir, die antike Triere wird sich ganz naturgemäß aus dem homerischen Schiff entwickelt haben. Auch dort finden wir schon zwei Klassen von Ruderern, freilich bloß durch die Art ihrer Sitze unterschieden. Vor dem Mast sitzen sie auf ζυγά, die vom Steuerbord bis zum Backbord reichen; hinten aber muß ein Mittelgang zum Niederlegen des Mastes frei bleiben, und die Ruderer sind auf einsitzige Schemel angewiesen, sind also θρανῖται im Gegensatz zu den ζυγῖται.

Am Bug und am Heck war der Schiffsraum —

zu schmal, um Ruderern Raum zu gewähren — zweckmäßigerweise überdacht, das Fahrzeug war also ein Zweidecker, in der Hauptsache ebenso gebaut wie unsere Ruderboote.

Wollte man auf einem solchen Fahrzeug Soldaten unterbringen, so galt es, den Ruderern möglichst viel Ellbogenraum zu erhalten, auch ihr Platz nahe am Wasser mußte ihnen bleiben. So ergab sich als sachgemäßer Standort für die Kämpfer ein Verdeck, das man mittschiffs über den Köpfen der Ruderer aufbaute, und fertig war die ναῦς τριήρης, deren beide Seiten nicht bloß an Bug und Heck, sondern auch in der Mitte zusammengefügt waren. Der Name ist von ἈΡΩ abzuleiten; mit ἐρέσσω hat er ebenso wenig gemein wie etwa χαλκήρης, und die Übersetzung „triremis“ ist glatte Volksetymologie.

Die Ruderer des Mittelschiffes saßen nunmehr in einem überdachten Raum, einem θάλαμος, und erhielten davon ihren Namen; sie bedurften — anders als die Kameraden im Vor- und Achterschiff, deren Ruder oben auf der Bordkante lagen — einer besonderen Öffnung in der Seitenwand. Das Loch war möglichst klein, um wenig Spritzwasser einzulassen, aber doch so groß, daß ein Mensch zur Not den Kopf hindurchstecken konnte, wie es nach Her. V 33 der Kapitän eines Myndischen Schiffes einst als schimpfliche Strafe erleben mußte.

Die Thalamiten, denen ja die Wand einigen Schutz gewährte, saßen möglichst nahe dem Meeresspiegel, etwa 50 cm tiefer als ihre Vordermänner, die Thraniten; sie konnten daher leichtere Ruder führen. Auch durfte aus statischen Gründen der Platz für die Deckkämpfer nicht zu hoch gelegt werden. So erklärt sich der derbe, aber für unsere Frage hochwichtige Einfall, den Aristophanes (Ranae 1075) dem Dionysos in den Mund legt: καὶ προσπαρδεῖν γ' ἐς τὸ στόμα τῷ θαλάμακι. Dieser unflätige Witz, der nach der alten Stockwerktheorie sinnlos ist und nach der Breusingschen Auffassung doch nur ein schiefes Bild gibt, mochte namentlich bei solchen Theaterbesuchern, die einst im θάλαμος dicht hinter den Thraniten ihr Ruder geführt hatten, volles Verständnis finden.

Den tüchtigsten Ruderern gebührte, wie Breusing überzeugend ausführt, ein Platz in der Nähe des Steuermanns, damit sie notfalls ihm schnell beispringen oder für ihn einspringen konnten. Dazu paßt die Überlieferung gut, die Breusingsche Platzverteilung recht mäßig; bei ihm sind sie ja über das ganze Schiff zerstreut, wobei freilich jeder einzelne Thranit etwas näher am Heck sitzt als seine beiden Nachbarn aus den anderen Klassen. Ich aber bringe auch den letzten Thraniten näher ans Heck als sämtliche anderen Ruderer.

Wie so oft in der Geschichte der Seekriege, folgten den dreadnoughts bald die overdreadnoughts, d. h. statt des einen Kampfdecks im Mittelschiff errichtete man deren drei. Das Mitteldeck blieb freilich das stärkste; denn es diente zugleich der Festigung des ganzen Schiffskörpers. Das ist auch der Grund, warum wir nichts von Vierdeckern hören; hinzu kam die abergläubische Scheu vor geraden Zahlen, Seeleute sind leicht abergläubisch.

Auf eine weitere Erhöhung der Verdeckzahl verzichtete man bei Kriegsschiffen im allgemeinen aus leicht ersichtlichen Gründen. Zu Luxuszwecken jedoch wurden riesig lange Fahrzeuge gebaut, wobei der schon genannte Ptolemäer mit seinem Vierzigdecker den Vogel abschoß. Hier war taktmäßiges Rudern nicht durch eine einfache Flöte zu erzielen, sondern erforderte einen sehr umständlichen Signalapparat, und ein großes Aufgebot an Polizeischiffen mochte wohl das Fahrwasser für den schwimmenden Palast frei halten, aber unlösbar war die Aufgabe gewiß nicht. Im Gegensatz zu Breusing glaube ich, daß der Nil tatsächlich einmal einen solchen Leviathan getragen hat.

Der uns so naheliegende Gedanke, den gesamten Schiffsrumpf mit einem einzigen Verdeck zu überspannen, verbot sich durch den Tiefstand der damaligen Beleuchtungstechnik; ein offenes Feuer unter Deck war zu gefährlich, und ein Oberlicht im jetzigen Sinne des Wortes gab es auch noch nicht. Also blieb man auf eine Mehrzahl von Teilverdecken angewiesen, die wohl durch schmale Laufbrücken verbunden waren.

Ich bilde mir nicht ein, einen zwingenden Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellungen erbracht zu haben, wohl aber einen Wahrscheinlichkeitsbeweis, so gut er sich im Studierzimmer erbringen läßt. O, möchte sich bald ein wohlhabender Altertumsfreund oder ein wagemutiger Ruderklub bereit finden, mit einer Triere meines Systems praktische Versuche anzustellen; denn, wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Probieren geht über Studieren!

Berlin-Nikolassee. Adolf Groth.

Eingegangene Schriften.

Die Schriften des Alten Testaments. III, 1: W. Staerk, Lyrik (Psalmen, Hoheslied und Verwandtes). Übers., erkl. u. m. Einl. vers. 2. verb. A. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 15 M., geb. 24 M.

Sextus Propertius, Die Elegien. Erkl. v. M. Rothstein. 1. Teil, 2. A. Berlin, Weidmann. 38 M.

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Erkl. v. Fr. Kraner und W. Dittenberger. 17. A. von H. Meusel. 2. Bd. 15 M. + 60% Zuschl. 3. Bd. 9 M. + 60% Zuschl. Berlin, Weidmann.

Fr. Poulsen, Delphi. Transl. by G. C. Richards. With a preface by P. Gardner. London, Gyldendal. 21 sh.

C. Ritter, Platons Stellung zu den Aufgaben der Naturwissenschaft. (Sitzungsber. d. Heidelb. Ak. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1919, 19).

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 29. Januar. 1921. № 5.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Ansgar Gmür, Das Wiedererkennungsmotiv in den Dramen des Euripides. Diss. von Freiburg i. d. Sch. 1920. 48 S. 8.

Man braucht nur einerseits an den Namen Ödipus, andrerseits an die Komödie der Irrungen zu erinnern, um zu ermessen, welche Bedeutung die dramatische Technik, die die Unkenntnis von Personen für die Verwicklung bietet, in der Geschichte des Dramas allmählich gewonnen hat. Den Zusammenhang der Anagnorisis mit der Wirkung der Tragödie hat Aristoteles dargelegt. Seiner Theorie ging die Praxis vor allem des Euripides voraus, der von diesem Mittel den ausgedehntesten Gebrauch gemacht hat. Die Art der Verwendung, die verschiedenen Seiten und Umstände derselben und wie sich zuletzt eine Art Schablone herausgebildet hat, dies alles ist in der vorliegenden Abhandlung in gründlicher und erschöpfender Weise ausgeführt. Wir erfahren, daß Euripides fast ausschließlich den Anagnorismos mit glücklichem Ausgang gebraucht und diesen durch folgende vier Umstände ergreifend gestaltet hat: 1. Beide oder eine der unerkannten Personen sehnen sich noch immer nach dem Vermißten, obwohl sie einander bereits gegenüberstehen. 2. Es besteht Gefahr, daß Tod oder erneute Trennung ein Erkennen unmöglich macht. 3. Diese Gefahr kann feindseliger Gesinnung entspringen, die durch das Nichterkennen und die Sehnsucht nach dem Vermißten begünstigt wird. 4. Das Erkennen kann an Bedeutung dadurch gewinnnen, daß noch andere wichtige Folgen, z. B. Heimkehr, Rache, an dasselbe geknüpft sind. Gut ist auch beobachtet, daß die Frauenrolle als die eigentliche Trägerin des Anagnorismos erscheint. Die Alkestis, in welcher am Schlusse Herakles die Person der vom Tode erlösten Alkestis eine Zeit lang verheimlicht, kann nicht unter die Anagnorismosstücke gerechnet werden.

München. Wecklein.

Apologétique de Tertullian. Édition classique. Texte revu avec sommaires analytiques par **J.-P. Waltzing.** Liége 1920, Vaillant-Carmanne. IV, 56 S. 8.

Die vorliegende Bearbeitung bildet das erste Heft einer unter dem Titel „*Nouvelle collection Belge de livres classiques*" erscheinenden Sammlung. Inwieweit der darin gebotene Text von „dem bisher angenommenen" sich unterscheidet und die im Vorwort aufgezählten Eigenschaften *(entièrement revu d'après les manuscrits, plus correct et souvent plus facile, plus clair)* aufweist, ließe sich z. T. erst dann genauer feststellen, wenn durch Zugrundelegung und Anführung einer bestimmten Ausgabe, die jenen normalen Text enthielte, eine feste Basis für einen Ver-

gleich geschaffen wäre. Davon abgesehen, muß betont werden, daß entsprechend dem jetzigen Stande der Forschung die Lesarten des Fuldensis (λ) in ausgiebigem Maße herangezogen wurden, wenn auch bei weitem nicht überall dort, wo es zu erwarten gewesen wäre, wie z. B. 46, 1. Hier bietet λ: *Exsistat, qui nos revincere audebit?* Waltzing tilgt mit den übrigen Hss *Exsistat* und muß demnach *qui* im Sinne von *quis* (der Hss BD) nehmen; oder 13, 6 (wo 16, 4 für *sacrarii* gegenüber *sacri* spricht). In Betracht kämen noch ungefähr 40 weitere Stellen. Entsprechend der Bestimmung der Ausgabe sind anstößige Stellen gestrichen worden, was im Vorwort nicht ausdrücklich bemerkt ist. Ich führe an: 1, 5; 4, 8; 11; 7, 1; 5; 8, 3; 7 (wo aber bei dem Fehlen des Satzes *Ante omnia cum matre et sorore tua vehire debebis* die folgenden Worte (8) *Quid si noluerint aut nullae fuerint?* unverständlich bleiben); 9, 8; 12; 16—19; 11, 12; 13, 9; 14, 3; 15, 1 (5 ist *castratum* in *morientem* geändert); 7; 21, 8f.; 23, 3; 25, 5; 39, 11—13; 46, 10—12; 50, 12. Folgerichtig hätte auch 15, 7 *inducere domui tuae habitum alicuius novi lupanaris* und 35, 4 *in templis adulteria componi, inter aras lenocinia tractari* zum Opfer fallen müssen, wären die Gedanken nicht unentbehrlich. Die in den Text eingestreuten Inhaltsangaben sollen dem Leser behilflich sein, der Beweisführung und dem Gedankengange besser folgen zu können.

Im Texte ist zu verbessern 1, 1 *indiciis* in *iudiciis*; 2, 18 *contentendo* in *contendendo*; 4, 6 *emendata⟨e⟩*; 7,8 *Fama* [*est*]; 16, 4 *im* in *in*; 21, 7 *pr⟨a⟩enuntiabatur*; 35, 1 *Propter⟨e⟩a*; 39, 1 *spei*[,] *foedere*; 46, 4 *prostitu*[*t*]*ere*. In den Inhaltsangaben finden sich wiederholt irrtümliche Zahlen, auch wäre einiges zu ergänzen.

Wien. R. Bitschofsky.

Hans Blüher, Die Wiedergeburt der platonischen Akademie. Jena 1920, Diederichs. 30 S. 3 M.

Feurige Begeisterung für eine große, dringende Sache und ehrlicher Besserungswille schrieben diese Kampfschrift gegen den Lehrbetrieb an den jetzigen deutschen Universitäten, die, wie der Verf. sagt, vom „bürgerlichen Typus", jenem gefühllosen, nüchternen Gelehrtentum, dem jede schöpferische Kraft zu Taten fehlt, okkupiert sind. Dieser einseitig erkenntnistheoretischen Arbeit an den Hochschulen will nun Blüher mit der Wiedererweckung des altakademischen Geistes zu Leibe rücken.

In der Darstellung der Ereignisse, die zur Gründung der Akademie führten, in der Würdigung des Sokrates und Platon zeigt der Verf. vielfach Anklänge an F. Nietzsche, für den der griechische Intellektualismus etwas durchaus Nebensächliches und Minderwertiges ist, während das auf Metaphysisches gerichtete Denken der Hellenen im Vordergrund seiner Bewertung steht, worin ihm manche Gelehrte gefolgt sind, so die Brüder Horneffer (vgl. Ernst Horneffer, Der Platonismus und die Gegenwart, diese Wochenschr. XL [1920], Sp. 975 f.). Die Tatsache angeborener innerer Überlegenheit und überragender Vorzüglichkeit einiger weniger im Volk war Männern wie Sokrates und Platon nicht entgangen und jeder verfolgte auf seine Weise, diesen Besten die Herrschaft zu verschaffen. Die Vergeblichkeit dieses Unterfangens hatte bei Platon den Pessimismus erzeugt, aus dem heraus die Akademie gegründet wurde. Ihres Adels bewußt, wollte die Akademie der Welt, welche sie nicht bessern konnte, wenigstens ein Beispiel sein. Derselbe Pessimismus und eine gleiche Entrüstung hat den Verf. ergriffen und verführt ihn zu manch leidenschaftlichem Urteil, welches, ruhig erwogen, doch nicht stichhaltig ist; ich erinnere nur an S. 29: „Wir (Deutschen) sind das verachtetste Volk der Welt", — das gehaßteste ja, aber nicht das verachtetste!

Der Zweck nun, den die neu zu gründende Akademie zu verfolgen hätte, soll nicht in erster Linie die Wissenschaft, sondern die letzten Dinge sein. Philosophie soll im Mittelpunkt aller anderen Studien stehen, Religion, Dichtkunst und alles Gelehrtentum soll sich um das Zentrum der Philosophie gruppieren. „Die Fragen nach Gott und den Göttern, nach der Gläubigkeit, der Freiheit und der Notwendigkeit, nach der Werkgerechtigkeit und der Gnade, nach der Erotik und Askese . . . werden hier wieder zu menschlichem Belange heraufsteigen." Die kurzen, bisweilen orakelhaft gehaltenen programmatischen Erklärungen über den durch strengste Auswahl gebildeten Lehrkörper und die ohne Rücksicht auf Geschlecht, Stand und Rasse aufgenommenen Lernenden lassen das Bild des praktischen Betriebes an der neuen Akademie wohl ahnen. Bemerkenswert ist seine Stellung zur Frauenfrage; Frauen soll der Zutritt gestattet sein als Hörerinnen, nicht aber als Lehrerinnen. „Wir, die wir der platonischen Idee der Frau um einige Grade näher sind als andere Männer, wissen, daß die Frau in Liebe, Tanz und Jubel enden wird, wohl auch in

Mutterschaft und Mantik. Die wissenschaftliche, philosophische oder nun gar politische Frau lehnen wir als gestörte und mißwüchsige Wesen ab" (S. 27).

Ob die in Gedanken des Verf. fertige Akademie in festen Gang kommen werde, dürfte wohl von der Finanzierung abhängen. Daß aber das vom Verf. gesteckte schöne Ziel erreicht werde, wird eine sehr sorgfältige Auswahl von Lehrern und Hörern notwendig sein und es wird der Gefahr, daß der vielgeschmähte Intellektualismus (bes. S. 47) völlig über Bord geworfen werde, beizeiten energisch begegnet werden müssen; ansonsten würde durch dieses Prinzip von vornherein der Schwärmerei und Phantasterei Tür und Tor geöffnet.

Eger. Alfred Herr.

Paul M. Meyer, Juristische Papyri. Erklärung von Urkunden zur Einführung in die juristische Papyruskunde. Berlin 1920, Weidmann. XX. 380 S. 8. 26 M.

Wer akademische Übungen über Papyri abgehalten hat, weiß, welche Schwierigkeiten es im Anfang machte, das nötige Urkundenmaterial dafür zu beschaffen. Die meisten behalfen sich wohl mit hektographierten Kopien. Aber das kostete viel Zeit. Ich habe auch gelegentlich eine Anzahl von Exemplaren eines Heftes der B. G. U. angeschafft und unter die Teilnehmer verteilt, was bei den früheren geringen Preisen möglich war. Aber dann fehlte es an der nötigen Mannigfaltigkeit; man konnte nicht eine den Lehrzwecken entsprechende Auswahl treffen. So stellte sich bald das Bedürfnis heraus, eine für den akademischen Unterricht geeignete Sammlung von Urkunden zu veranstalten. Es wurde glänzend befriedigt durch die vortreffliche Chrestomathie von Wilcken und Mitteis, deren vier Bände auch einzeln abgegeben werden. Nun veröffentlicht Meyer eine Auswahl nur juristischer Papyri, denen drei Diptychen und eine Pergamenturkunde hinzugefügt sind. Er sagt in der Vorrede, sein Buch verfolge andere Ziele als das grundlegende Werk von Mitteis. Es wolle in erster Linie papyrologisch nicht vorgebildeten Juristen sowie Historikern und Philologen zur Einführung in die juristische Papyruskunde dienen. Ist dieses Ziel wirklich ein anderes als das von Mitteis verfolgte? Ich glaube nicht. Der Unterschied zwischen den beiden Chrestomathien — eine Chrestomathie ist ja auch Meyers Buch — liegt daher nicht sowohl im Ziele als im Plane, in der Anlage, in der Ausführung. Und da stellt sich das Meyersche Buch, um es gleich von vornherein zu sagen, durchaus würdig neben das von Mitteis. Es wird neben ihm seinen Weg machen. Der Verf. besitzt alle Eigenschaften, die zur Herstellung eines solchen Buches erforderlich sind, und er hat es mit der an ihm längst bekannten Sorgfalt und Sauberkeit ausgearbeitet.

Der Unterschied der beiden Sammlungen zeigt sich schon in der Zahl der Urkunden. Mitteis gibt deren 382, Meyer nur 96. Trotzdem ist das Meyersche Buch nicht viel weniger umfangreich als das Mitteissche. Das erklärt sich daher, daß Meyer zu den einzelnen Urkunden viel ausführlichere Einleitungen und Kommentare gibt als Mitteis, und daß er jedem Abschnitte eine darstellende Einleitung vorausschickt, in der er die Rechtsverhältnisse erörtert, auf welche sich die folgenden Urkunden beziehen. Das fällt bei Mitteis fort, weil dieser die Erörterungen in dem besonderen Bande der Grundzüge gibt, auf die er dann in der Chrestomathie verweist. Meyer ist bestrebt gewesen, möglichst viele solcher Texte zu geben, welche die Chrestomathie von Mitteis nicht enthält; es sind von den 96 Urkunden 50. Bemerkenswert ist, daß er Stücke aus den Hallenser Dikaiomata und den ganzen Berliner Gnomon des Idios Logos aufgenommen hat. Mitteis verteilt seinen Stoff folgendermaßen: Kap. I: Prozeßrecht der Ptolemäerzeit; Kap. II: Römischer Kognitionsprozeß (in Zivilsachen); Kap. III: die Urkunde; Kap. IV: Das Grundbuch; Kap. V: Schuldverschreibungen und Pfandrecht; Kap. VI: Käufe; Kap. VII: Grundstückspacht; Kap. VIII: Eherecht; Kap. IX: Erbrecht; Kap. X: Vormundschaft; Kap. XI: Verschiedene Rechtsgeschäfte; Kap. XII: Gesetze. Meyer dagegen ordnet so:

A. Personenrecht: I. Status libertatis et civitatis; II. Verhältnis zwischen Vater (Eltern) und Kindern; III. Vormundschaft, Minderjährige; IV. Eherecht; V. Erbrecht.

B. Urkundenwesen: I. Griechische Übersetzungen demotischer Urkunden; II. Griechische Urkunden.

C. Obligationenrecht: I. Käufe; II. Pacht; Sachmiete, Dienst- und Werkverträge; III. Schuldverschreibungen, Exekutivurkunden, Mahn- und Vollstreckungsverfahren; IV. Sonstige obligatorische Geschäfte.

D. Sachenrecht: I. Besitz, Eigentum, Lehnrecht, Erbpacht; II. Das Grundbuchamt und Privaturkunden-Archiv des Gaus; III. Pfandrecht.

E. Strafrecht.

F. Prozeßrecht: I. Die Ptolemäerzeit; II. Die Kaiserzeit.

Ein Anhang bringt den Gnomon des Idios Logos.

Diese Einteilung ist wohldurchdacht und systematisch. Sie schließt sich gewissermaßen dem Institutionensystem an, während Mitteis mehr dem Pandektensystem folgt, was natürlich cum grano salis zu verstehen ist. Welche der beiden Anordnungen den Vorzug verdient, ist schwer zu sagen. Es führen eben viele Wege nach Rom.

Die Einleitungen, die Meyer sowohl den Abschnitten wie den einzelnen Urkunden vorausschickt, sind ausgezeichnet, bei aller Knappheit vorzüglich orientierend und mit ungemein reichhaltigen Literaturangaben versehen. Besonders zu rühmen sind die Analysen, die von jeder Urkunde gegeben werden, z. B. zu No. 2, BGU 97 = Wilcken, Chrest. 204, Zensuseingabe (κατ᾽ οἰκίαν ἀπογραφή) aus einem Dorfe des arsinoitischen Gaues. Disposition der Urkunde: A. Die Deklaratian (ὑπόμνημα). a) Präskript, Z. 1—8; b) Kontext: α) Die eigentliche Deklarationsformel, Z. 8—11: ἀπογράφομαι ἐμαυτὴν καὶ τοὺς ἐμοὺς εἰς τὴν τοῦ διεληλυθότος ι ἔτους κατ᾽ οἰκίαν ἀπογραφὴν εἰς τὸ ὑπάρχον μοι ἐν (folgt das Dorf und die Art des Erwerbes des Hauses, für welches die Eingabe stattfindet) . . . μέρος οἰκίας . . . (folgt das Quartier); β) Aufzählung der Hausbewohner, Z. 12—16; γ) Hausbesitz der deklarierten Tochter, Z. 16—21. c) Schlußformel, Z. 21. B. Subscriptiones der beiden λαογράφοι, Z. 22 f. C. Verso, Rubrik (Name der Tochter).

Vorausgeschickt sind der Sammlung zwei Verzeichnisse, nämlich eines der wichtigsten Ausgaben von Papyrusurkunden und sonstigen juristischen Urkunden und eines der benutzten Literatur. Am Schlusse steht ein griechisches Wörterverzeichnis, ein deutsches und lateinisches Sach- und Wörterregister und einige Verbesserungen und Zusätze. Hierzu noch einige Beiträge, die ich mir gelegentlich notiert habe. S. 10 statt Skaptoparene ist Skaptopara zu schreiben. — S. 33. Zu Nr. 13 ist in den Nachträgen S. 379 das von Grenfell im Bodleian Quarterly Record 1919 veröffentliche Diptychon aus dem Jahre 198 n. Chr. angeführt. Es ist jetzt auch von Mitteis, Sav.-Ztschr. 40, 359 publiziert. — S. 35, No. 14, 16. Was heißt ὑπὸ περισσῆς ἀσφαλείας? — S. 68. Zu No. 25, I, 4—6 ist nicht auf Gai. I 18. Ulp. reg. I 12, sondern auf Gai. II 276 zu verweisen. — S. 90. Zu τῆς ἐπιγονῆς ist jetzt zu vergleichen: Wilcken, Archiv VI 367. — S. 210, Z. 3 v. u. Statt pro diviso soll es wohl heißen pro indiviso. Zu No. 62 ist noch zu zitieren: Weiß, Pfandrechtliche Forschungen I 95. — S. 221 zu No. 66 (P. Oxy. I 72) l. 17 f. „gemäß den Erwerbsdokumenten des Verkäufers“ (so die Herausg. und Preisigke a. a. O. — d. i. Girowesen — 382); sachlich auf dasselbe hinaus kommt die Erklärung Egers (a. a. O. — Grundbuchrecht — 177): „gemäß den dem vertretenen Käufer zustehenden Rechten“. Das ist nicht richtig. Die Herausg. Grenfell und Hunt übersetzen: „which he bought from Tiberius Julius Basilides through Tiberius Julius Philetas in according with his rights over it.“ Die griechische Stelle lautet: ὃν ἠγόρασεν παρὰ Τιβερίου Ἰουλίου Βασιλείδου διὰ Τιβερίου Ἰουλίου Φιλήτου ἀκολούθως τοῖς εἰς αὐτὸν δικαίοις. Es handelt sich um die Beziehung der Worte εἰς αὐτόν. Wenn die Herausg. übersetzen over it, so beziehen sie εἰς αὐτόν, wie Wenger Stellvertr. 245 richtig gesehen hat, auf den τόπος. Dagegen kann his rights nach der Satzkonstruktion nur auf das Subjekt he bezogen werden, also auf den Käufer, und damit käme die Erklärung der Herausg. auf diejenige Egers hinaus, nicht auf die Preisigkes, vorausgesetzt, daß Meyer die letztere richtig verstanden hätte. Aber auch das ist fraglich, denn Preisigke paraphrasiert: „gemäß den auf ihn übergegangenen Besitzrechten (Besitzpapieren)“, und auch hier ist, wie mir scheint, mit „ihn“ der Käufer gemeint. Danach stimmen die Erklärungen der Herausg. Egers und Preisigkes dem Sinne nach überein; eine Abweichung besteht nur bezüglich der Auffassung der Worte εἰς αὐτόν. Diese beziehen Eger und Preisigke richtig auf eine Person, nämlich die des Käufers, die Herausg. irrtümlich auf das Kaufobjekt. Ganz abweichend ist die Auffassung Wengers. — S. 205 und S. 235 ist statt Rape zu schreiben Raape. An anderen Stellen des Buches ist der Name richtig wiedergegeben. — S. 302. Zu No. 86 (P. Lips. I 33) Z. 16 ist noch zu zitieren: Wilcken, Arch. V 186, wo Wilcken seinen an der von Meyer zitierten Stelle Arch. IV 466 erhobenen Einwand gegen die Erklärung von Mitteis zurückgenommen und mir die primitiae der richtigen Erklärung der Stelle zuerkannt hat. — Beim Gnomon des Idios Logos hat Meyer bereits einige Irrtümer des ersten Herausg. berichtigt; so erklärt er richtig § 20 den δοῦλος ἐν δεσμοῖς γενόμενος als poenae nomine vinctus, und verwirft er § 58 Schuberts Ergänzung [ἓν] τέταρτον. Dagegen irrt er, wenn er § 18 in den τὰς

πίστεις ἐξομολογησάμενοι Testamentsvollstrecker sieht. Jetzt sind zu dem Gnomon zu vergleichen Lenel und Partsch in den Heidelberger Sitzungsberichten 1920 und Naber im Museum, Juliheft 1920.

Erlangen. B. Kübler.

C. Praschniker und A. Schober, Archäologische Forschungen in Albanien und Montenegro. Akademie der Wissenschaften in Wien. Schriften der Balkankommission, Antiquarische Abteilung, Heft VIII. Wien 1919, Hölder. V, 104 S. Mit 117 Abb. und 1 Karte.

Bisher fast unbekanntes Gebiet wurde der archäologischen Wissenschaft durch den Vormarsch der österreichischen Heere in Montenegro und Albanien erschlossen. Ministerium für Kultus und Unterricht, Akademie der Wissenschaften und Oberstkämmereramt rüsteten gemeinsam im Mai 1916 eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung von Sprache, Volkskunde, antiker und neuerer Kunst aus, welche ursprünglich außer den genannten Ländern auch Alt- und Neuserbien durchreisen sollte, sich später jedoch auf das von Truppen besetzte und gesicherte Gebiet beschränkte. Eine zweite, vom Unterrichtsministerium selbständig veranstaltete Reise führte die Archäologen allein, Schober und Praschniker, noch einmal hinunter und brachte wichtige Ergänzungen.

Die Verf. legen die Ergebnisse einer anstrengenden und mühevollen Reise in äußerst sympathischer und anspruchsloser Form sorgfältig und gründlich bearbeitet vor. Das Wichtigste soll kurz hervorgehoben werden, und zwar habe ich die Ergebnisse systematisch geordnet, während die Verf. naturgemäß in topographischer Reihenfolge berichten.

Die alten Stadtanlagen, welche zahlreich aufgefunden wurden, scheiden sich in illyrische, illyrisch-griechische und griechische. Die Mauern der illyrischen Städte bestehen aus Mauerwerk, welches im ersten Augenblick „kyklopisch" anmutet: außen größere, innen kleinere, roh behauene Steinblöcke, ziemlich regelmäßig ohne Verbindung übereinander geschichtet, dazwischen kleinere Bruchsteine eingeflickt; der Mauerkörper wurde mit grobem Schotter ausgefüllt. So die Gjytet von Gaitani, Kodra Maršenjt und andere. Der Mauerzug schmiegt sich dem Zug der Hügelkuppe an, auf welcher die meisten dieser Städte gesichert liegen. Es scheint, daß man gern zwei nebeneinander hinstreichende Hügelzüge wählte, so daß die zwischen ihnen liegende Mulde gemeinsam mit den Kuppen zur Aufnahme der Stadt dienen konnte. Gebäude sind im Innern der Ringmauern nirgends mehr erhalten, bei Ausgrabungen jedoch gewiß zu finden.

In der Lage unterscheiden sich von ihnen die illyrisch-griechischen Städte wie Marglič, Meteon, Scodra, Zgorgeš nicht wesentlich. In Meteon-Medun sind Unterstadt und Burg durch einen einzigen Mauerring umschlossen. Gemeinsam scheint allen diesen Anlagen der Brauch, innerhalb der Umfassungsmauern einzelne befestigte Abschnitte anzulegen, am deutlichsten in Marglič: die höchste Fläche des ansteigenden Hügels ist als Akropolis abgetrennt; zwischen ihr und der Unterstadt ist ein befestigtes Stück durch annähernd parallel laufende Quermauern abgesondert. Die Technik der Mauer ist verschiedenartig: Quadermauern und „kyklopische" Bauart, die letztere wohl der illyrischen Bevölkerung, die erstere sicher griechischem Einfluß, vielleicht griechischen Baumeistern selbst (Apollonia ist nur 18 km in der Luftlinie entfernt) zuzuschreiben.

Die bedeutendsten Griechenstädte sind Apollonia, Dyrrhachium und Lissos, deren Lage charakteristische Verschiedenheiten aufweist: Alessio-Lissos, am Drin gelegen, besaß eine Unterstadt am Flußufer und eine Akropolis auf ziemlich steil ansteigendem, 186 m hohem Berg, während auf dem dahinter gewaltig bis 410 m aufragenden Mali Šelbuemit Akrolissos entdeckt wurde, wodurch die schwierige topographische Frage, welche bei der Betrachtung der Belagerung der Stadt durch Philipp von Makedonien (213 v. Chr.) entsteht (Polybius VIII, 15, 16), endgültig gelöst erscheint.

Die Befestigungen von Lissos sind gewaltige Quadermauern von außerordentlicher Ausdehnung (etwa 2200 m), die einheitlich in einem Zuge geführt worden sind. Diodor berichtet, daß Dionysios der Ältere von Syrakus 385 v. Chr. die Stadt gegründet, ummauert und mit Tempeln und Gymnasien am Anapos geschmückt habe. Im wesentlichen werden es die dionysischen Mauern sein, die noch heute stehen, denn die literarisch bekannten Renovierungen der Befestigung unter Cäsar und in der früheren Kaiserzeit scheinen Spuren kaum hinterlassen zu haben.

Wie bei den illyrisch-griechischen Städten sind in Lissos Burg und Stadt durch den gemeinsamen Befestigungsring vereint und gleichzeitig durch eine Quermauer geschieden, was z. B. in Priene nicht der Fall ist, wo allerdings der Steilabfall der Burg eine Zwischen-

mauer unnötig, ja unmöglich macht. Mehrere Zwischenmauern sind in Apollonia-Pojani nachgewiesen worden; hier wird die Unmöglichkeit von Grabungen besonders schmerzlich empfunden, da sie vielen Erfolg versprechen würden. Das umzogene Gebiet ist sehr bedeutend: die Mauer umläuft in 4500 m Umfang ein Gebiet von 1500 m Länge, welches die Fläche eines mit mehreren Einzelkuppen sanft sich senkenden Hügels bedeckt. Das ganze Mauersystem ist noch nicht geklärt, so daß die Art, auf welche sich L. Staberius gegen Cäsar verteidigen wollte, nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann.

Epidamnos-Dyrrhachium-Durazzo, die Hafenstadt, welche schon 627 v. Chr. von den Griechen gegründet wurde, bietet in ihrer Lage zwischen Meer und Lagune und mit unerheblichen Anhöhen in nächster Nähe ein anderes Problem der Befestigungs- und Stadtanlage. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß die Ostfront der griechischen Stadt bis unmittelbar an die Landenge vorgeschoben war, da sich hier die bequemste Verteidigungsmöglichkeit bot. Reste der ältesten Stadtmauer sind noch bemerkbar, der allgemeine Lauf der griechisch-römischen Befestigung ist festzustellen: offenbar ein unregelmäßiges Viereck, dessen Form sich wohl nur an Ort und Stelle durch das Gelände erklären wird; die kleine Karte genügt zur Beurteilung nicht. Den Namenwechsel deutete schon das Altertum: der erste Name sei wegen seines bösen Sinnes (damnum) durch den zweiten ersetzt. Maleventum-Beneventum bietet ein Beispiel.

Leider ist im Innern der Städte erheblicher Rest von Bauten auf der ganzen Reise nirgends aufgefunden worden. Doch kann kein Zweifel sein, daß Nachgrabungen über die wichtige Frage des Straßennetzes hier und da Klarheit schaffen könnten. Nicht selten erkannte man den Aufgang zum Tor; Toranlagen (Skutari, Berat, Akrolissos, leider ohne Plan) und Türme sind häufig wohl erhalten. Stattliche Gebäude fehlen ganz: in Durazzo lassen Architekturreste auf einen römisch-korinthischen Tempel, Literaturnachrichten auf Heiligtümer der Venus und der Artemis schließen. Vom Apollotempel zu Apollonia redet vielleicht noch eine im dortigen Kloster als Brunnenmündung verwendete dorische Säulentrommel von 1,50 m Durchmesser. Außerhalb der Stadt lag der dorische Tempel von Stylassi, eine schon von Heuzey-Daumet verzeichnete traurige Ruine. Nicht weit davon erhob sich, im Krügjatatal ehemals (nach Leake) ein jetzt verschwundener ionischer Tempel.

Privathäuser, bei denen wichtig wäre, festzustellen, ob sie italische oder griechische Form zeigen, werden nirgends erwähnt; eine Therme einmal, in Apollonia; „römische Bauten“ gelegentlich: von dem inneren Aussehen dieser Städte kann man sich somit vor eindringlicheren Ausgrabungen kein Bild machen.

Neben den Stadtanlagen sind zahlreiche spätrömische Kastelle sehr bemerkenswert; von ihnen werden die von Vigu, Elbassan, Preza und Nikšić in Grundrissen vorgelegt: die Türme sind in der Regel außen an die Mauer angesetzt, die Tore auf drei Seiten verteilt, der Grundriß ist sehr regelmäßig, außer wenn die — seltenere — Lage auf einer Bergspitze Anschmiegung an das Gelände fordert. Aus sich heraus kann keines dieser Kastelle datiert werden, doch ermöglicht der Vergleich mit dem Diocletianspalast in Spalato, mit deutschen und schweizerischen Anlagen ihren Ansatz um die Wende des 3. und 4. Jahrh. Spätere Kastelle gehören der Regierungszeit Justinians an.

Römische Straßenspuren und Routen konnten hier und da verfolgt werden, zum Teil recht gut erhaltene Brückenbauten bieten Elbassan, Murikjani, Ura Maršenjt. Die erste ist bedeutsam, da sie — in einer Gesamtlänge von etwa 300 m — in der Mitte in stumpfem Winkel umknickt.

Die Kleinfunde sind verhältnismäßig wenig zahlreich, da nicht gegraben, offenbar wenig gesammelt wurde, und zur Aufnahme von eingemauerten Antiken häufig nicht Zeit genug vorhanden war. Malereien und Mosaike fehlen ganz, Tongefäße werden nur erwähnt, leider garnicht abgebildet: man hört von hellenistischer Reliefkeramik, einheimisch-illyrischer Gattung, Terra sigillata, ohne näher darüber unterrichtet zu werden. Dagegen sind einige Skulpturen, Grabsteine, sehr wenige Bronzen und Terrakotten sowie Inschriften abgebildet und besprochen. Grabfunde sind gering.

Die Inschriften sind in der Hauptsache nur von lokaler Bedeutung. Wichtig ist, daß eine Inschrift der frühen Kaiserzeit aus Dyrrhachium zum ersten Male die Augustalen für diese Stadt belegt. Pojani liefert den (neuen?) Frauenamen „Phalakra“, Elbassan „Dona“.

Die Formen der Grabsteine scheinen Merkwürdiges nicht zu bieten: man findet einfache Giebelsteine, Grabsteine mit Türen, wie sie in den Donauländern, auch in Rom, häufig

sind, ferner Reliefs: eine Handreichung in Fjeri, ebendort Toilettegeräte; einiges in Pojàni, besonders ein Frauenrelief unter Rundbogen, den schönen, mit Tierkampf und Ornamenten verzierten Giebelstein der Phalakra (vgl. auch Brückner, Athen. Mitt. XIII, 1888, Abb. S. 370); endlich den Jüngling mit gesenkter Fackel und über dem Kopf liegenden rechten Arm in Elbassan. Bemerkenswert ist ein Sarkophagbruchstück mit Inschrift und Segelschiff aus Durazzo in Belgrad.

Kümmerlich sind die abgebildeten Kleinfunde: ein Lampengriff, die hübsche Tonfigur eines betrunkenen (?) Sklaven, ein hockendes Bronzekindchen, ein Raubtierköpfchen, Fibeln und Schnallen, in Skutari und aus Gräbern von Lissos.

Wichtig dagegen sind einige Skulpturen: Reste eines vorzüglichen Maskenfrieses (Metopen und Triglyphen) in Libovca. Daß sie noch hellenistisch sind, scheint mir möglich, doch nicht gewiß, ihre Zugehörigkeit zu einem Proskenion ebenso wie den Verf. unmöglich. Ein Tempel des Dionysos könnte in dieser Weise geschmückt gewesen sein, eher noch eine dorische Halle als „Foyer“ eines Theaters. An Rundskulpturen sind außer einer Büste des Lucius Verus (?) in Berat vor allem drei Köpfe bemerkenswert: ein vorzüglicher Marmorkopf im Stil des Skopas (in Ardenica eingemauert), ein Jünglingskopf, der an den Eubuleus gemahnt (aus Durazzo in Belgrad), endlich der höchst eigenartige Porträtkopf in Fjeri, der mich stilistisch seltsam genug dünkt, um eingehender behandelt zu werden. Doch ist die Erhaltung und vor allem die Reproduktion zu mäßig, um ohne Kenntnis des Originals oder eines Abgusses urteilen zu können. Mir scheint eine allgemeine Verwandtschaft mit den kürzlich von Rodenwaldt behandelten „Griechischen Porträts aus dem Ausgang der Antike“ vorhanden zu sein, ohne daß eine engere Beziehung zu einem der dort abgebildeten Werke erkennbar wäre.

Das bedeutendste Skulpturenfragment ist zweifellos das kleine, nur 15 cm hohe Bruststück eines hocharchaischen „Apollon“ aus weißem Kalkstein im fürstlichen Palast zu Durazzo. Er gehört offenbar den ersten Jahrzehnten der Stadt Epidamnos an, deren Gründungsjahr 627 den terminus post quem für ihn bietet. Unter den wenigen Funden aus griechischer Zeit, unter den Unerfreulichkeiten einer im wesentlichen provinziellen Kunst leuchtet er als ein klares und reines Werk des griechischen Geistes hervor, mit dessen Eindringen künstlerisch und kulturell die Geschichte des so heiß umkämpften Landes beginnt.

Rostock. Rudolf Pagenstecher.

Auszüge aus Zeitschriften.

American Journal of Archaeology. XXIII, 1—4.

(1) **M. C. Waites**, The Meaning of the „Dokana“. Mit reichem Material aus Literatur und Kunst aller Zeiten wird nachgewiesen, daß die Dioskuren wie zwei Türposten zu beiden Seiten eines Tores stehend dargestellt wurden (die einfachste Form die von Plutarch p. 478 A beschriebenen δόκανα in Sparta) und im Volksglauben deshalb als Beschützer der Lebenden, Begleiter der Toten, demnach zwischen den zwei Welten befindlich, gedacht wurden. — (19) **St. Bl. Luce**, The Diphilos-Dromippos Lecythi, and their Relation to Mr. Beazley's „Achilles Master“. Nach Inschriften, Technik und Stil stammen die zahlreichen Diphilos-Dromippos-Vasen von dem Achillesmeister. Das verbindende Glied in der Entwicklung ist eine weiße Lekythos im Universitätsmuseum zu Philadelphia. — (33) **O. M. Washburn** The Origin of the Triglyph Frieze. Im Gegensatze zu der Darstellung des Vitruvius (de architectura IV, 2, 4) sind die Triglyphen nicht ursprünglich Balkenköpfe (das sind vielmehr die späteren Metopen) gewesen, sondern drei kleine senkrecht nebeneinander gestellte Brettchen zwischen den Balkenenden. — (59) **E. S. McCartney**, Canting Puns on Ancient Monuments. Nachweis von Denkmälern, auf denen der Künstler oder der Urheber seinen Namen in der Darstellung zum Ausdruck brachte, z. B. Cicero auf einem Silberbecher eine Kichererbse. — (65) General Meeting of the Archaeological Institute of America. Unter den Vorträgen sind zu erwähnen: **J. Hambidge**, Principles of Greek Design as Illustrated by Pottery and Bronzes in America. **P. V. C. Baur**, Some Black-Figured Vases in the Stoddard Collection, Yale University; **G. M. A. Richter**, Notes on the Technique of Greek Vases; **James M. Paton**, The Erechtheum as a Christian Church (die Basilika war erst das zweite Stadium der Umwandlung); **J. C. Thallon**, Some Balkan and Danubian Connections of Troy (bis zur siebenten Schicht in Troja nachweisbar, vgl. Homers Bericht über die Verbündeten der Trojaner vom Balkan); **Ch. R. Morey**, Two So-called Early Christian Monuments; **H. C. Butler** The Future Protection of the Historical Monuments of Nearer Asia; **M. C. Waites**, The Nature of the Lares and their Representation in Roman Art; **N. W. De Witt**, The Origin of the Roman Forum; **H. Mc Clees**, Notes on Women in Attic Inscriptions (Beschäftigungen, Gewerbe). — (75) **W. N. Bates**, Archaeological Notes.

(101) **C. R. Morey**, The Silver Casket of San Nazaro in Milan. Das wohlbekannte, von fast allen

Forschern als altchristliches Kunstwerk bezeichnete Reliquienkästchen ist nach Stil und Ausführung vielmehr Renaissancearbeit. — (157) **E. D. van Buren**, Teracotta Revetments from Etruria. Ergänzungen zu den Aufsätzen von St. B. Luce und L. B. Holland. — (161) **St. B. Luce**, Note on Etruscan Architectural Terracottas. Entgegnung. — (163) **L. R. Dean**, Latin Inscriptions from Corinth (Forts.). 5: L(ucio) A]quillio C(aii) f(ilio) Pom(ptina tribu) | [Fl]oro Turciano Gallo | [X vir(o)] stlitib(us) iud(icandis) trib(uno) milit(um) leg(ionis) VIIII Mac(edonicae) | [— proq]uaest(ori) Cypro ex auctoritate Aug(usti) | [? tr(ibuno) pl(ebis)] pr(aetori) proco(n)s(uli) provinciae Ach[ai](ae)] | Ti(berius) Claudi(us) Anaxilas et Ti(berius) Claudi(us) [? Optatus | II v]ir(i) quinq(uennales) sua pecunia [f(ecerunt)]. Vgl. CIL III 551, add. p. 985, wohl 14—12 v. Chr. 6: M(arco) Agrippae co(n)s(uli) | tert(io) trib(unicia) potest(ate) | d(edit) d(edicavit) tribus Vinicia | patrono. Ungefähr 16 v. Chr. 7: Cn(aeus) Babbius Philinus aed(ilis) pontif(ex) | ? q(uaestor) s(ua) p(ecunia) f(aciendum) c(uravit) idemque II vir p(osuit) oder p(robavit). 8: Cn(aeus) Babbius Philin(us) Neptuno sac(rum). 9: Cn(aeus) Babbius Philin(us). 10: Cn(aeus) Babbius. 11: C]n(aeus) Babbi[us . . . | . . . eius . . . | . . . ? bo ? . . . 12: Babbius P[hilinus]. 13: P(ublio) Caninio Alexiadae | f(ilio) Agrippae procur(atori) Caesa(ris) | Aug(usti) provinc(iae) Achaiae | Quinta. 14: P(ublio) Ca]ninio Alexiad(ae) f(ilio) Co[r(nelia ?) | [Agripp]ae procur(atori) Caesar(is) | [Aug(usti) prov(inciae)] Achaiae | . . . b strar D patron(o). Aus der Zeit des Tiberius. 15: Q(uinto) Cispuleio | (Q(uinti) f(ilio) Aem(ilia tribu) | Theophilo | decurionalibus | et aedilicìis ornament(is) | d(ecreto) d(ecurionum) honorato | Q(uintus) Cispul[eius . . . 16: Ti(berio) Claudio | Ti(berii) Claudi(i) | Hipparchi f(ilio) | Quir(ina tribu) Attico | praetoriis | ornament(is) | ornato ex s(enatus) c(onsulto) | l(aetus) l(ibens) v(otum) s(olvit). — (175) **W. N. Bates**, Archaeological Discussions.

(270) **L. G. Eldridge**, An Archaic Greek Statue. Bei Laurion gefunden, jetzt im Metropolitan-Museum in New York. Sicher einst bemalt, aus der Mitte des 6. Jahrh., ein hervorragendes Werk eines ionischen Künstlers. — (279) **A. Fairbanks**, An Ionian Deinos in Boston. Tonschale mit Darstellung eines Trankopfers und eines Tanzes. — (288) **S. A. Bassett**, The Palace of Odysseus. Neuer Versuch, die Beschreibung Homers nach den archäologischen Funden zu verstehen. — (313) **W. N. Bates**, Archäologisches News.

(331) **K. Smith**, Greek Inscriptions from Corinth. Fortsetzung zu einem im Jahrgang 1903 veröffentlichten Bericht. Funde bei den Ausgrabungen des Amerikanischen Archäologischen Instituts in Athen. Sie sind namentlich für die Sprache bedeutsam. 61: . . . σιτωι [. . . καλεῖν δὲ καὶ εἰς πρ(ο)εδρίαν] | αὐτὸν κα[ὶ ἐκγόνους ἐν τοῖς ἀγῶσι οἷς ἁ πόλις τί] | θητι, ὅπως [κὰ ἁ πόλις φαίνηται πάντας τοὺς εἰς ἑ]|αυτὴν ευερ[γετοῦντας καταξίας καὶ χάριτας] | καὶ τιμὰς ἀπ[οδιδοῦσα· στάλαν δὲ λιθίναν ἐγδό]|τ[ω] ὁ ἐγδοτὴρ· ἀν[αγράψαι δὲ εἰς αὐτὰν τὸ ψάφισμα] καὶ ἀναθέμεν εἰς [τὰν εἴσοδον τᾶς] ἀγορᾶ[ς τὰν ἐ]|πὶ Πειρήναι· τὸ δὲ ἀν[άλωμα δότω Εὐ]μένης [ὁ ταμίας]. — 62: [Ἐπὶ . . .]ρσίλα, Φοινικαίου (μηνὸς) | [ἐπειδὴ Ν]ικάδας Ἀλεξάνορος Αἰγιεὺς | [ἐν παν]τὶ καιρῶι διατελεῖ εὔνους ἐ | [ὼν κοι]νᾶι τε τᾶι πόλει καὶ καθ' ἰδίαν τοῖς | [παρε]πιδαμοῦσιν καὶ χρείαν ἔχουσιν | [τῶν ἁμε]τέρων πολιτᾶν, ἔδοξε τᾶι | [ἐκκλησίαι ἐπαι]νέσαι Νικάδαν Ἀλε-|[ξάνορος Αἰγιῆ ἐπὶ τᾶι εὐνο]ίαι ἇι ἔχων | [διατελεῖ κτλ.]. — 63: [Ἐπειδὴ . . . | . . .]ς μήτε | [. . . π]ᾶσαν ἐπι-|[μέλειαν ἐποιή]σατο· ἔδοξε | [τᾶι ἐκκλησ]ίαι Χαιρεσίλαον | [. . .]αιῆ . . . πρόξενον | [εἶμεν κ]αὶ εὐεργέταν τᾶς | [πόλιος] τῶν Κορινθίων αὐ|[τόν τ]ε καὶ ἐκγόνους· ὑπάρ-|[χειν] δὲ αὐτῶι καὶ τὰ λοιπ[ὰ φι | λάνθρ]ωπα καὶ τίμια πά[ντα | ὅσα καὶ τοῖς ἄλλοις προξέ|νοις καὶ εὐεργέταις κτλ.] — 64: . . . | στρατηγ[ὸ]ς . . . | Σώστρατον Ἀγ . . . | Κορίνθιον τὸν αὐτ[ὸν . . .] | καὶ Ῥωμαίων ποσ . . . (1. Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr.). — 65: . . . ἑαυ-[τοὺς? . . .] | καὶ Π[ε]ισύ[λον . . .] | ον καὶ ὁ δῆμος . . .] | τοὺς εὐχα[ριστοῦντας εἰς τὸν δῆμον τῶν . . .· δεδόχθαι τῶι δήμωι ἐπαι]νέσαι μέν [τὸν δῆμον τὸν τῶν Κορινθίων καὶ στεφανῶσαι αὐτὸν χρυσῶι στεφάνωι καὶ ἀναγορεῦσαι ὅτι ὁ δῆμος] | στεφανοῖ [τὸν δῆμον τὸν τῶν Κορινθίων χρυσῶι στεφάνωι ἐπὶ τῶι . . .] | καὶ ἐξαποσ[τεῖλαι ἄνδρας καλοὺς κἀγαθοὺς . . .· ἐπαινέσαι δε καὶ τοὺς δικα]|στὰς Παν[α? . . . καὶ Πεισύλον . . . ἀρετῆς ἕνεκα καὶ δικαιοσύνης τῆς εἰς τὸν δῆ]|μον· καὶ τὸν γ[ραμματέα . . . στεφανῶσαι δὲ αὐτοὺς . . .] | των [τ]ὰς δίκ[ας . . .· ὁ δὲ κῆρυξ ἀναγορευέτω ὅτι ὁ δῆμος ὁ τῶν . . . στε] | φανοῖ καλο[καγαθίας ἕνεκα Πανα . . . καὶ Πεισύλον . . . τῆς δὲ τῶν στε] | φάνων ἀναγο[ρεύσεως ἐπιμεληθῆναι . . . | Δ]ιονυσίων [τῶν μεγάλων τραγωιδῶν τῶι ἀγῶνι· ὑπάρχειν δὲ αὐτοῖς . . . | αὐ]τοῖς καὶ [ἐκγόνοις αὐτῶν . . .]. — 67: Ἀγαθῇ Τύχῃ· | Ἐπὶ ὑπάτων [Αὐτο] | κράτορος [Καίσα]ρος [Μ. Αὐρηλίου | Ἀντωνείνου Κομ|μόδου Σεβαστοῦ | κα]ὶ Γ. Ἀντισ[(τίου) Βούρ|ρο]υ, Ἀγωνο[θέτου | . Τ]ιβ. Κλαυ[[δίου) . . . | . . . οἱ νεικ[ήσαν|τες τὰ] Ἑλ[λώτια . . . Aus dem Jahre 181 n. Chr. — 68: οἱ νεικήσαντες τὰ Καισάρει[α· εἰς] | Καίσαρα θεοῦ υἱὸν Σεβαστὸν | λογικῶι ἐγκωμίωι | Γαῖος Ἰούλιος Ἴων Κορίνθιος, ὁ καὶ Ἀ[ργεῖος?.] | εἰς Τιβέριον Καίσαρα θεοῦ Σεβαστοῦ υ[ἱὸν] | Σεβαστὸν | λογικῶι ἐνκωμίωι | Γαῖος Ἰούλιος Ἴων Κορίνθιος, ὁ καὶ Ἀρ[γεῖος?·] | † εἰς θεὰν Ἰ[ο]υλίαν Σεβαστὴν | ποιήματι | Γαῖος Κ[ά]σσιος Φλάκκος Συρα[κόσιος]. — 70: [Ηόρος | Ηιερὸς] | ἄσυλος | μὴ κατα | βιβασσκ|έτω· ζαμί|α . . . — 71: Αρταμ (rückwärts geschrieben). 6. Jahrh. — 72: . . . σύναις. 6. Jahrh. — 73: . . . στ]ράτο τὸ σᾶμ[α | . . . π]πος ἀ. νετοι. — 74: Ξενύλλου. Ende des 6. Jahrh. — 75: . . . ιῶται Κο . . . | [ἀπὸ τῶν] πολεμίων ἀ . . . | . . . κτιστῆρα κ . . . | . . . χρησαμενα . . . | . . . [ἐλευ]θερίας ἐπέβ[α . . . | . . .] ταδε. Für ein Standbild des Timoleon? — 76: ΙΣΓΑΝ. — 78: Θρασίππου. — 80: Καλλισθένης Ἀ . . . | Εὐσθένη[ς ἐπόησε]. — 82: Καφισοτέλη[ς] | Τιμοσθένεος. Ἀρίστων ἐποίησε. — 83: Ἀναξαγ]όρα[ς | Πολυ]στράτο[υ]. — 85: Γαῖον Ἰούλιον | Σπαρτιατικόν· | . . . θοκλῆς | . . . ον . . . | [ἀνέθηκε. — 88: . . . dedica]vi[t] | . . . ς Ἀθηναῖος ἐποίει. — 89: Γ]ν. Κορνήλιον Τιβ. Κορνηλίου Πού[λχρου υ]ἱὸν Φαβ(ία(ι) Πούλχρον στρ[ατηγὸν] | τῆς πόλεως Κορινθίων πενταετηρικὸν ἀ[γωνοθέτ]ην Καισαρείων Ἰσθμ[ίων, ἀρχιερέα . . .]. — 90: Αὐτοκρ]άτορα [Καίσαρα | θεοῦ Τρα]ιανο[ῦ | Παρθικοῦ

υἱὸν θεοῦ Νέρ]ουα [υἱωνὸν | Τραιανὸν Ἀδριανὸν Σεβαστὸν| ἀρχιερέα μέγιστον] δημαρ[χικῆς | ἐξουσίας τὸ ι′] ὕπατον τὸ γ′[τὸν | σωτῆρα καὶ ε]ὐεργέτην τῆ[ς πόλεως | ἡ Κορι]νθί[ων πόλις.— 97: Λούκι[ον . . .] | Λουκίου [υἱὸν . . . ἀντι] | στρατηγὸ[ν . . .] | καὶ στρατ[ηγὸν . . .]. — 99: Σωσιβί[ας] | Ἡραΐσσας | . . . — 100: μ]ητρὶ ταλαίν[αι |. μων μορφὰν . . . — (401) **Ph. C. Nye**, The Oblong Caskets of the Byzantine Period. Die Abbildungen darauf sind denen in Hss sehr ähnlich. Wahrscheinlich sind die Kästchen im Orient nach der Bilderstürmerzeit entstanden, obwohl sie klassische Motive verwerten. — (413) **S. E. Bassett**, The Palace of Odysseus. Nachtrag zu dem obengenannten Aufsatz. — (415) **W. N. Bates**, Archaeological Discussions.

Nachrichten über Versammlungen.

Sächsische Akademie der Wissenschaften.

Hochinteressante und wissenschaftlich bedeutsame Ergebnisse brachten die letzten beiden Fachsitzungen dieses Jahres. In der Sitzung der Philol.-histor. Klasse am 4. 12. sprach zuerst Herr Kromayer, der zurzeit mit der Herausgabe eines umfangreichen Schlachtenatlasses beschäftigt ist, über das Marathonische Problem. Trotz dürftiger Überlieferung im Altertum ist diese Niederlage einer persischen Übermacht durch eine athenische Minderheit in der Neuzeit sehr oft, aber ziemlich widersprechend behandelt worden. Der Vortragende zeigte, daß nicht aus taktischen oder strategischen Gründen, sondern um politischer Ursachen willen die Athener zum Angriff geschritten sind. Mit Hilfe einer Kartenskizze wurde der in jeder Weise gelungene Versuch gemacht, den durch die örtlichen Verhältnisse bedingten tatsächlichen Verlauf der Schlacht zu schildern. — Sodann trug Herr Koschaker über ein altassyrisches Rechtsbuch vor, ein von der Deutschen Orientgesellschaft seinerzeit in Assur ausgegrabenes Denkmal des vorderasiatischen Kulturkreises von großer rechtshistorischer Bedeutung, das der mittleren Zeit des assyrischen Reiches, etwa dem elften vorchristlichen Jahrhundert zuzurechnen sein dürfte. Es ist keine eigentliche Gesetzsammluug wie der berühmte Codex Hammurapi, sondern ein von privater Hand zusammengetragenes Rechtsbuch, eine Art Rcehtsspiegel, worin der Verf. ganz konkrete Fälle aus der Praxis in die Gesetzesparagraphen hineingearbeitet hat. Aus sprachlichen und stofflichen Gründen ergibt sich, daß es eine Kompilation aus zwei verschiedenen Quellen ist, vielleicht als Handbuch für die gerichtliche Praxis gedacht, vielleicht auch eine reine Gelehrtenarbeit.

Die Gründung der für das Fortbestehen nicht nur der deutschen Wissenschaft, sondern der deutschen Kultur überhaupt unerläßlichen Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ist inzwischen erfolgt. Zwecks schnellster Erreichung ihres Zieles ist das große Gebiet der Wissenschaft in eine Anzahl Unterfächer geteilt worden mit je einem Vorsitzenden und einem Stellvertreter an der Spitze. Der philol.-histor. Klasse ist hierbei übertragen worden, die Fachausschüsse für neuere Sprachen (Keltisch, Romanisch, Englisch, Deutsch, Slavisch) und Indogermanistik zu bestimmen.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Achelis, H., Der Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst: *L. Z.* 51/52 Sp. 981. 'Als Vorboten einer umfangreicheren Darbietung in Buchform' anzusehen gewünscht von *E. Becker.*

Aldhelm hrsg. von R. Ehwald: *Hist. Z.* 123, 1 S. 160 f. 'Läßt alle Vorgänger weit hinter sich' *W. Levison.*

Bauer, K., Antiochia in der ältesten Kirchengeschichte. *L. Z.* 51/52 Sp. 969 f. 'Das Thema lädt zu einer volleren Neubearbeitung ein'. *v. D*

Bucherer, Anthologie aus den griechischen Lyrikern. 2. A., und

Bucherer, Theokrit und Herondas, Anhang zur Anthologie a. d. gr. L.: *Hum.-Gymn.* XXXI 5/6 S. 185. Anerkannt von *Wiesenthal.*

Busse, B., Das Drama. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. 2. A.: *D. Neuer. Spr.* XXVIII 5/6 S. 286 f. 'Hervorragende Sachkenntnis, bewunderungswürdiger Fleiß und ungewöhnliche formale Gestaltungskraft' gerühmt v. *W. Küchler.*

Clemen, C., Fontes historiae religionis persicae: *L. Z.* 51/52 Sp. 971. 'Ein sehr verdienstliches und wichtiges Unternehmen'. *F.*

Diels, H., Antike Technik. 2. A.: *Phys. Zft.* XXI S. 645. Der reiche Inhalt wird zustimmend besprochen; einige mathematisch-physikalische Bemerkungen werden angeknüpft von *G. Prange.*

Hasse, H., Das Problem des Sokrates bei Friedrich Nietzsche: *Mon. f. höh. Sch.* XIX 11/12 S. 461. 'Keine Bereicherung seines Urteils über Sokrates' kann in der Schrift erblicken *K. Vorländer.*

Horneffer, E., Der Platonismus und die Gegenwart: *L. Z.* 51/52 Sp. 971 f. 'Bezugnahme auf den Platonismus erfolgt nicht in wissenschaftlich-historischer Absicht'. *P. Petersen.*

Huber. M., Im Reiche der Pharaonen. I. II: *Hum. Gymn.* XXXI 5/6 S. 187. 'Hubers hübsche Darstellung ist in ihrer Art berechtigt und zur Einführung recht wohl geeignet'. *H. Lamer.*

Meyer, P. M., Juristische Papyri: *L. Z.* 51/52 Sp. 975 f. 'Einen besonderen Vorzug bildet der vollständige Abzug des neuen Gnomons des Idios Logos mit schönem Kommentar'. *E. Weiß.* — *Hist. Z.* 123, 1 S. 156. 'Hat es ausgezeichnet verstanden, auch Nichtjuristen das schwierige Verständnis der Rechtsurkunden zu vermitteln'. *M. Gelzer.*

Neuburger, M., Die Medizin im Flavius Josephus: *Monatsschr. f. Gesch. u. Wiss. d. Judentums.* 64, 7—9 S. 232 f. 'Als Vorarbeit hat die fleißige Arbeit ihren Wert'. *J. Heinemann.*

Niederle, L., Slawische Altertümer, III. Bd. Ursprung und Anfänge der Westslawen (tschech.): *Hist. Z.* 123, 1 S. 158 f. 'Steht mit dem germanischen

Altertum und Mittelalter in innigem Zusammenhang'. *K. Treimer*.

Paulsen, F., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 3. A., hrsg. v. R. Lohmann: *Mon. f. höh. Sch.* XIX 11/12 S. 455 f. 'Wenn auch nicht alle Erwartungen erfüllt sind, so verdient der Herausg. doch den wärmsten Dank'. *M. Wehrmann*.

Rank, O., Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung: *L. Z.* 51/52 Sp. 980 f. 'Das Werk wird nicht nur Forschern, sondern auch jedem Gebildeten von Interesse sein'. *K. Gerster*.

Roth, K., Geschichte des byzantinischen Reiches. 2. A. und

Roth, K., Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches: *Hist. Z.* 123, 1 S. 159 f. 'Brauchbares Hilfsmittel für den, der sich kurz orientieren will'. *E. Gerland*.

Schäfer, H., Von ägyptischer Kunst: *Hum. Gmyn.* XXXI 5/6 S. 186 f. 'Was Schäfer bietet, kann nicht genug rühmen' *H. Lamer*.

Stemplinger, E. und Lamer, H., Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung: *Hum. Gymn.* XXXI 5/6 S. 185. 'Bringt eine auch den Fachmann überraschende Fülle von Stoff'. *E. G.*

Studniczka, F., Das Bildnis Menanders: *Hum. Gymn.* XXXI 5/6 S. 185 f. 'Dem Ergebnis der feinsinnigen Ausführungen muß man zustimmen'. *L. Mader*.

Thomsen, P., Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. 2. A.: *Ztschr. d. D. Palästina-Vereins* 43, 3—4 S. 159. 'Hinter dem leicht und faßlich geschriebenen Buche steht ernste Forscherarbeit'. *E. Zickermann*.

Thukydides, erkl. v. J. Classen. 1. Bd., 5. A., bearb. v. J. Steup: *Hum. Gymn.* XXXI 5/6 S. 185. 'Die Literatur ist mit gewohnter Sorgfalt benutzt. Die Einleitung prüft umsichtig und verwertet die Überlieferung und die gelehrte Arbeit der beiden letzten Jahrzehnte.' *F. B.*

Mitteilungen.

Platon Gorgias 460 c l.

460 b 6 ff. heißt es: ΣΩ. οὐκοῦν κατὰ τοῦτον τὸν λόγον καὶ ὁ τὰ δίκαια μεμαθηκὼς δίκαιος; — ΓΟΡ. πάντως δήπου. — ΣΩ. ὁ δὲ δίκαιος δίκαιά που πράττει. — ΓΟΡ. ναί. — ΣΩ. οὐκοῦν ἀνάγκη τὸν ῥητορικὸν δίκαιον εἶναι, τὸν δὲ δίκαιον βούλεσθαι δίκαια πράττειν; — ΓΟΡ. φαίνεταί γε. — Bekanntlich ist die Überlieferung dieser sowie der unmittelbar folgenden Worte durch Zusätze oder (vgl. v. Wilamowitz, Platon II 371 f.) durch eine Doppelfassung entstellt. Die Versuche, sie zu entfernen, sind zahlreich und wollen das Ziel auf verschiedene Weise erreichen. Ich gehe darauf nicht näher ein, da es hier nur auf die Stelle c 1—2 οὐκοῦν ἀνάγκη . . . πράττειν ankommt, die z. B. Sauppe-Gercke und Burnet mit Recht für echt halten. Wilamowitz macht nämlich (Platon II 372) aus der einen Frage des Sokrates durch Einfügung eines ⟨ναί.-⟩ hinter δίκαιον εἶναι zwei und bemerkt dazu: „Daß eine Zustimmung zu ergänzen ist, wird ohne weiteres einleuchten." In der Tat kann hinter dem vorhergehenden εἶναι die Partikel ναί mit Leichtigkeit ausgefallen sein[1]). Nun fügt es sich seltsam, daß in einem anderen Dialoge Dobree die gleiche Einfügung vorgenommen und die Zustimmung Burnets gefunden hat, während Hermann nicht von der Überlieferung abgewichen ist. Im ersten Alkibiades (die Frage nach dem Verfasser ist hier belanglos, denn die Art der Dialogführung, insbesondere die Fragetechnik entspricht der Platons genau) heißt es nämlich 115 e 8—d 3: ΣΩ. τοῦτ' οὖν αὐτὸ σκόπει, τὴν ἀνδρείαν, ἀγαθὸν ἢ κακόν; ὧδε δὲ σκόπει· σὺ πότερ' ἂν δέξαιό σοι εἶναι, ἀγαθὰ ἢ κακά; — Ἀλ. ἀγαθά. — ΣΩ. οὐκοῦν τὰ μέγιστα μάλιστα καὶ ἥκιστα τῶν τοιούτων δέξαιο ἂν στέρεσθαι; — Ἀλ. πῶς γὰρ οὔ; Hinter μάλιστα hat Dobree ⟨ναί⟩ als Antwort des Alkibiades eingeschoben und dadurch die eine Frage des Sokrates in zwei zerlegt. Wie mir scheint, stützen die Stellen im Gorgias und Alkibiades einander gegenseitig und zeugen dadurch von der Richtigkeit der handschriftlichen Überlieferung. Übrigens darf man an solchen Stellen, an denen eigentlich eine Antwort des Mitunterredners zu erwarten wäre, ohne weiteres statt ihrer eine bejahende Geste des Partners annehmen[2]), wie ja Platon auch bisweilen seinen Sokrates zu dem Mitunterredner sagen läßt: „Da du mir nicht antwortest, so nehme ich an, du stimmst mir bei, und fahre fort." Vergleicht man nun die beiden Stellen genauer auf ihre logische Struktur hin, so ergeben sich Gemeinsamkeiten. Es handelt sich nämlich beide Male um Doppelfragen, deren zweites Glied das erste entweder folgernd erweitert (Alkibiades) oder fortsetzt (Gorgias). Diese Fragetechnik des platonischen Sokrates, bei ganz selbstverständlichen Dingen die methodische Strenge und Pedanterie nicht bis zum äußersten zu treiben und nicht immer die bejahende Antwort des Mitunterredners abzuwarten, sondern in stillschweigender Voraussetzung der Zustimmung mehreres in einer Frage zusammenzufassen, findet sich in den Dialogen nicht ganz selten. Da diese Technik, soviel ich weiß, bisher nicht genügend beachtet ist, stelle ich einige Beispiele zusammen. Sie lassen sich leicht vermehren:

Gorgias 494 b 3—4: ΣΩ. οὐκοῦν ἀνάγκη γ', ἂν πολὺ ἐπιρρέῃ, πολὺ καὶ τὸ ἀπιὸν εἶναι, καὶ μεγάλ' ἄττα τὰ τρήματα εἶναι ταῖς ἐκροαῖς; ΚΑΛ. πάνυ μὲν οὖν. Das erste Glied der Frage wird wie in der Alkibiadesstelle durch das zweite folgernd erweitert.

Menon 78 b 3—6: ΣΩ. οὐκοῦν νυνδὴ ἔλεγες ὅτι ἔστιν

---

1) Vgl. z. B. Menon 98 e. 5—7: ΣΩ. καὶ μὴν ὅ γε ἀγαθὸς ἀνὴρ ὠφέλιμος ἡμῖν ὡμολόγηται εἶναι. — ΜΕΝ. ναί. ναί fehlt im Vindobonensis W. Gorgias 461 e 1 ist das hinter τοῦτο unentbehrliche ὃ vom Korrektor von F eingefügt, in den anderen Hss fehlt es ganz.

2) Vgl. v. Wilamowitz, Platon II 369 zu Euthydem 286 e 5—7.

ἡ ἀρετὴ βούλεσθαί τε τἀγαθὰ καὶ δύνασθαι; — MEN. εἶπον γάρ. — ΣΩ. οὐκοῦν τοῦ λεχθέντος τὸ μὲν βούλεσθαι πᾶσιν ὑπάρχει, καὶ ταύτῃ γε οὐδὲν ὁ ἕτερος τοῦ ἑτέρου βελτίων; — MEN. φαίνεται.

Menon 98 c 1—3: ΣΩ. οὐδὲν ἄρα ὀρθὴ δόξα ἐπιστήμης χεῖρον οὐδὲ ἧττον ὠφελίμη ἔσται εἰς τὰς πράξεις, οὐδὲ ἀνὴρ ὁ ἔχων ὀρθὴν δόξαν ἢ ὁ ἐπιστήμην. — MEN. ἔστι ταῦτα. Das Fortschreiten von dem ersten zu dem zweiten Gliede der Frage, ohne daß ein „Ja" des Menon dazwischengeschoben wird, springt ins Auge.

Parmenides 163a 7—b 6: τὸ δ' ἀλλοιούμενον ἆρ' οὐκ ἀνάγκη γίγνεσθαι μὲν ἕτερον ἢ πρότερον, ἀπόλλυσθαι δὲ ἐκ τῆς προτέρας ἕξεως · τὸ δὲ μὴ ἀλλοιούμενον μήτε γίγνεσθαι μήτε ἀπόλλυσθαι; — ἀνάγκη. — καὶ τὸ ἓν ἄρα μὴ ὂν ἀλλοιούμενον μὲν γίγνεταί τε καὶ ἀπόλλυται, μὴ ἀλλοιούμενον δὲ οὔτε γίγνεται οὔτε ἀπόλλυται · καὶ οὕτω τὸ ἓν μὴ ὂν γίγνεταί τε καὶ ἀπόλλυται, καὶ οὔτε γίγνεται οὔτ' ἀπόλλυται. — οὐ γὰρ οὖν. Etwas anders liegt die Sache Kriton 47a 2—12, da hier das Prinzip der Doppelung durchgängig angewendet ist: ΣΩ. οὐχ ἱκανῶς δοκεῖ σοι λέγεσθαι, ὅτι οὐ πάσας χρὴ τὰς δόξας τῶν ἀνθρώπων τιμᾶν, ἀλλὰ τὰς μέν, τὰς δ' οὔ — die Fortsetzung der Frage erfolgt, ohne daß Kriton geantwortet hätte —, οὐδὲ πάντων, ἀλλὰ τῶν μέν, τῶν δ' οὔ; τί φῄς; ταῦτα οὐχὶ καλῶς λέγεται; — KP. καλῶς. — ΣΩ. οὐκοῦν τὰς μὲν χρηστὰς τιμᾶν, τὰς δὲ πονηρὰς μή; — KP. ναί. — ΣΩ. χρησταὶ δὲ οὐχ αἱ τῶν φρονίμων, πονηραὶ δὲ αἱ τῶν ἀφρόνων; — KP. πῶς δ' οὔ; Ähnlich Euthyphron 14c 4—10: ΣΩ. ... τί δὴ αὖ λέγεις τὸ ὅσιον εἶναι καὶ τὴν ὁσιότητα; οὐχὶ ἐπιστήμην τινὰ τοῦ θύειν τε καὶ εὔχεσθαι; — ΕΥΘ. ἔγωγε. — ΣΩ. οὐκοῦν τὸ θύειν δωρεῖσθαί ἐστι τοῖς θεοῖς, τὸ δ' εὔχεσθαι αἰτεῖν τοὺς θεούς; ΕΥΘ. καὶ μάλα, ὦ Σώκρατες.

Es ist interessant, den Stellen der platonischen Dialoge zur Ergänzung noch ein Gegenstück gegenüberzustellen. Das Verhör, das Lysias in der zwölften Rede mit dem Angeklagten Eratosthenes anstellt (25), lautet: Ἀπήγαγες Πολέμαρχον ἢ οὔ; Τὰ ὑπὸ τῶν ἀρχόντων προσταχθέντα δεδιὼς ἐποίουν. Ἦσθα δ' ἐν τῷ βουλευτηρίῳ, ὅτε οἱ λόγοι ἐγίγνοντο περὶ ἡμῶν; Ἦ. Πότερον συνηγόρευες τοῖς κελεύουσιν ἀποκτεῖναι ἢ ἀντέλεγες; Ἀντέλεγον, [Ἵνα ἀποθάνωμεν;] ἵνα μὴ ἀποθάνητε. Ἡγούμενος ἡμᾶς ἄδικα πάσχειν [ἢ δίκαια]; Ἄδικα.

Usener hat (Rh. Mus. 25, 1870, 589 f. = Kleine Schriften I 173 ff.) gezeigt, daß die Frage ἵνα ἀποθάνωμεν ein Zusatz ist[3]). Er ist gemacht, um genaue Entsprechung zwischen Frage und Antwort herzustellen. Verkannt ist hier die über die Frage hinausgreifende Antwort; an der Gorgias- und Alkibiadesstelle, von denen die Untersuchung ausging, handelte es sich um die die Antwort nicht abwartende weiterführende Frage.

Berlin-Wilmersdorf. Friedrich Levy.

[3]) Thalheim hat sich in seiner Ausgabe in der Bibl. Teubn. von 1901 leider nicht überzeugen lassen; auch die Worte ἢ δίκαια, die von Bremi getilgt sind, hat er im Texte stehen lassen. Außer in C fehlen sie übrigens auch in dem von Usener herangezogenen Traktate περὶ ἐρωτήσεως καὶ ἀποκρίσεως, Rhet. Graec. I p. 2, 19 Hammer.

Evang. nach Matthäus 6, 27

steht: τίς δὲ ἐξ ὑμῶν μεριμνῶν δύναται προσθεῖναι ἐπὶ τὴν ἡλικίαν αὐτοῦ πῆχυν ἕνα; dazu bemerkt Gerlach: „seiner Lebenslänge ein kleines Stück (eine Spanne Zeit) hinzufügen". Das heißt nicht auslegen, sondern unterlegen; denn ἡλικία kann nicht Lebenslänge bedeuten, sondern nur Körpergröße, Statur, wie nicht bloß Luk. 19, 3 beweist: καὶ ἐζήτει ἰδεῖν τὸν Ἰησοῦν τίς ἐστιν, καὶ οὐκ ἐδύνατο ἀπὸ τοῦ ὄχλου, ὅτι τῇ ἡλικίᾳ μικρὸς ἦν (Luther: denn er war klein von Person, Weizsäcker: weil er von kleiner Gestalt war), sondern auch Herod. III 16 ὡς μέντοι Αἰγύπτιοι λέγουσι, οὐκ Ἄμασις ἦν ὁ ταῦτα παθών, ἀλλὰ ἄλλος τις τῶν Αἰγυπτίων ἔχων τὴν αὐτὴν ἡλικίην Ἀμάσι; Demosth. 40, 56 ἧς τῇ μὲν φύσει πατήρ εἰμι, τὴν δ' ἡλικίαν αὐτῆς εἰ ἴδοιτε, οὐκ ἂν θυγατέρα μου ἀλλ' ἀδελφὴν εἶναι αὐτὴν νομίσαιτε; Plut. Philopöm. 11 ἔπειτα εἰς τὸ θέατρον παρελθεῖν ἔχοντα τοὺς νεανίσκους ἀκμάζοντάς τε τοῖς σώμασιν ἅπαντας καὶ ταῖς ἡλικίαις παραλλήλους (alle von frischer Kraft und an Wuchs fast gleich), [Lukian] dea Syr. 28 finden wir ἡλικία sogar von Sachen. — Aber noch ein anderer Grund bestimmt mich, ἡλικία an unserer Stelle mit „Körpergröße" wiederzugeben. Πῆχυς bezeichnet bekanntlich die Weite von der Spitze des Ellenbogens bis zur Spitze des Mittelfingers (die attische Elle = 0,444 m); mit einem solchen (konkreten) Längenmaße kann man doch unmöglich den (abstrakten) Begriff „Lebenslänge" messen wollen!

Goldschmieden bei Breslau. O. Güthling.

Die gallische und germanische Sprache zur Zeit Cäsars.

F. Hartmann behandelt in der Glotta IX 1917/8 S. 12 die Frage der Herkunft des Namens *Germani* und verwendet dabei auch eine Cäsarstelle (Gall. I, 47, 4), aus der er schließt, daß Cäsar keinen Unterschied zwischen gallischer und germanischer Sprache gekannt habe. Ich will auf die allgemeine Frage, die in jüngster Zeit so lebhaft, ja leidenschaftlich erörtert worden ist, nicht eingehen, sondern nur die Cäsarstelle kritisch erläutern, weil sie in der ganzen Frage von der größten Bedeutung ist. Die beiden Handschriftenfamilien (α und β) weichen beträchtlich voneinander ab. Während bisher allgemein die Lesart von α gebilligt worden ist, nimmt Hartmann die Lesart von β in Schutz, aus der sich ganz andere Folgerungen ergeben würden. Folgt man ihr, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß Cäsar zwischen gallischer und germanischer Sprache keinen Unterschied bezeichnet.

Nach der Lesart von α schickt Cäsar den Gallier C. Valerius Procillus zu Ariovist, *et propter fidem, et propter linguae Gallicae scientiam qua multa iam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur et quod in eo peccandi causa non esset.* Er hielt einen Römer für nicht hinreichend gesichert durch das Gesandtenrecht und wählt darum einen Angehörigen des

gallischen Volkes. Freilich nicht einen beliebigen: denn bereits sein Vater hatte vor kurzem das römische Bürgerrecht erhalten. So ist er also als Vertrauensperson des Prokonsuls geeignet. Er kann sich mit Ariovist unmittelbar verständigen, weil dieser infolge seines langen Aufenthalts im Sequanerlande die gallische Sprache schon einigermaßen beherrscht: *multa iam* (scientia linguae Gallicae) *Ariovistus . . utebatur* ist tadellos in jeder Hinsicht. Ich verstehe nicht, wie Hartmann das schwerfällig finden kann.

Folgt man der Lesart β, so kommt allerdings ein ganz anderer Sinn heraus. Da wird Procillus, der Sohn des Caburus, geschickt *quorum amicitia iam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur, et propter fidem, et propter linguae Gallicae scientiam.* Das ist in mehr als einer Hinsicht anstößig. Zunächst fragt man sich, wie wohl Ariovist zu langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu einer gallischen Familie kommen kann, die vor kurzem durch den römischen Propraetor das römische Bürgerrecht erhalten hatte, also jedenfalls in der römischen Provinz wohnte, die Ariovist nie betreten hat; *propter fidem*, was doch für Cäsar das Wichtigste sein mußte, wird bei dieser Wortstellung unklar und schwebt in der Luft. Und schließlich ist die ausdrückliche Erwähnung der Kenntnis der gallischen Sprache bei einem geborenen Gallier sehr merkwürdig. Auch schon der Ausdruck *quorum amicitia iam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur* ist mindestens schwerfällig. Der richtige Ausdruck wäre überdies nicht *amicitia*, sondern *familiaritas*. Unmöglich ist namentlich die Stellung von *iam*. Das haben schon die Schreiber der Hss gefühlt, und deswegen ist in π *ariovistus iam* umgestellt. Daß dies willkürliche Änderung ist, lehrt α, wo ebenfalls *iam ariovistus* steht.

Die von Hartmann empfohlene Lesart von β erweist sich also als völlig unmöglich. Sie ist entstanden, weil im Archetypus der Familie β zwei Zeilen vertauscht waren, und man durch willkürliche Änderung einigermaßen einen Zusammenhang herzustellen versuchte. Damit erweisen sich auch alle Folgerungen, die Hartmann aus der Lesart von β gezogen hat, als hinfällig. Namentlich auch der aus dieser Stelle herausgesponnene Beweis für die allmähliche Entstehung der *commentarii* fällt in nichts zusammen. Auch die übrigen, besonders von Chr. Ebert, *Über die Entstehung von Cäsars Bellum Gallicum* 1909 vorgebrachten Gründe für allmähliche Entstehung des Werkes sind nicht stichhaltig, vgl. meine *Cäsarstudien* 1910 S. 16f. und Rhein. Mus. LXVI 1911 S. 629—632. Jene Annahme widerspricht ja dem ausdrücklichen Zeugnis des Hirtius: Gall. VIII praef. 6[1]). Cäsar kennt bereits, als er B. I schreibt, die Unterschiede der Gallier und Germanen, und weiß bereits im Jahre 58, daß die Germanen eine andere Sprache sprechen als die Gallier. Also hat nicht erst Cäsar allmählich die Unterschiede des gallischen und germanischen Volkes kennen gelernt, sondern bereits vor ihm müssen sie festgestellt sein.

Erlangen. Alfred Klotz.

[1]) [Vgl. jetzt auch E. Norden, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania* 1920 S. 484, wo die endgültige Lösung des Problems gegeben wird. Korrekturnotiz.]

Eingegangene Schriften.

B. E. Perry, The *Metamorphoses* ascribed to Lucius of Patrae. Lancaster, New Era Printing Company.

E. C. Butler, Palladiana (Extract from The Journ. of Theol. Stud. XXII, 85).

Staatliche Museen zu Berlin. Kurze Beschreibung der antiken Skulpturen im alten Museum. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 6 M.

A. H. Salonius, Vitae Patrum. Lund, Gleerup. 40 M. + 200% Zuschl.

L. Castiglioni, Studi Senofontei. IV Intorno all' „Economico". (S.-A. aus d. Rivista di Filologia XLVIII, 3.) Torino, Chiantore.

L. Castiglioni, Studi Senofontei. III. Note all' opuscolo „dei Redditi". (S.-A.: Reale Accademia dei Lincei XXIX, 2.)

A. Steinwenter, Studien zu den koptischen Rechtsurkunden aus Oberägypten. Leipzig, Haessel. 50 M.

Sylloge inscriptionum Graecarum a Guil. Dittenbergero condita et aucta. Nunc tertium edita. Vol. IV, Fasc. I. Lipsiae, Hirzel. 45 M.

G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. 2. A. Leipzig, Kabitzsch. 10 M.

R. Ganszyniec, Der Ursprung der Zehngebotetafeln. Berlin, Fuhrmann.

R. Ganszyniec, De Agathodaemone. Warszawa.

R. Ganszyniec, De Justini M. Apologia II. (Ex comment. q. i. Eos XXIII.) Posnaniae, Unio iuventutis Polonicae.)

R. Ganszyniec, De argumentis immortalitatem vulgo adstruentibus particula I. Posnaniae, Unio iuv. Polonicae. (Ex Symbolis Philol. Posnan. 1920.)

H. Dausend, Das älteste Sakramentar der Münsterkirche zu Essen. St. Ludwig, Missionskolleg. 25 M. + Zuschl.

R. Ganszyniec, Katabasis. (S.-A. a. Paulys Real-Encycl.)

A. Castiglioni, Studia Annaeana. Pavia, Athenaeum (S. A. a. Athenaeum VIII, 4).

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Wettiner Gymnasium, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 5. Februar. 1921. №. 6.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

N. Wecklein, Die homerischen Hymnen und die griechischen Tragiker. München 1920. 62 S. 8. (Sitzungsberichte der Bayer. Akademie der Wissenschaften. Philos.-philol. und hist. Klasse. 1920, 7. Abhandlung.)

Der gelehrte Verf. beginnt die vorliegende Schrift mit dem Hinweis, daß die homerischen Hymnen, welche Taten und Schicksale von Göttern besangen oder mit Anrufung einer Gottheit den Vortrag epischer Dichtungen einzuleiten bestimmt waren, begreiflicherweise den Tragikern nicht so leicht brauchbare Stoffe geliefert hätten wie Homer und die Kykliker. Er sucht darzutun, daß diese zweite Bestimmung der Hymnen sich in den Schlußversen h. Ven. 293 IX 9 XVIII 11 σεῦ δ' ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον kundgebe, ausdrücklich in h. XXXII 18; auf einen Wettkampf der Rhapsoden weise h. VI 19—21 hin. Seine Bestimmung gebe ja auch der Name προοίμιον zu erkennen. Mit diesem Namen aber, fügt er hinzu, scheine sich auch die Form auf selbständige Lobgesänge zu Ehren der Götter übertragen zu haben. Soviel will er Ludwich (Hom. Hymnenbau S. 200 ff.) zugeben, daß der Apollohymnus, den Thukydides III 104 als προοίμιον bezeichne, unmöglich bloß einem Rhapsodenvortrag als Präludium gedient habe. Er ist der Ansicht, daß dies nur von den kleinen, nicht aber von den großen Hymnen gelten könne. Wilamowitz (Die Ilias und Homer S. 440) nennt allerdings diese Bezeichnung des Thukydides nicht zutreffend, da der Hymnus nicht wie die Masse der homerischen Hymnen bestimmt gewesen sei, einen rhapsodischen Vortrag einzuleiten.

Der Verf. sucht nun darzulegen, ob und welche Spuren eines Einflusses der homerischen Hymnen auf die drei großen griechischen Tragiker, zuvörderst auf Äschylos, sich bemerkbar machen. Der Hymnus auf Pan kann für Prom. 574 (Dind.) hier nicht in Betracht kommen, von dem Abel sagt: „eum, admodum recentem, non ante pugnam Marathoniam scriptum esse totum dicendi genus demonstrare videri“ (vgl. auch Ludwichs Urteil hom. Hymnenbau S. 243 und Guttmann De hymn. hom. historia critica S. 49 ff.). Nach Weckleins Ansicht scheint hier ein umgekehrtes Verhältnis obzuwalten, d. h. diese Hymnenstelle der Stelle aus Äschylos nachgebildet zu sein. Zum Hymnus auf Hermes Vers 524 κατένευσεν ἐπ' ἀρθμῷ καὶ φιλότητι findet sich in der Hymnenausgabe von Allen-Sikes die Bemerkung: „ἐπ' ἀ. καὶ φ. apparently a stereotyped expression, cf. Aesch. P. V. 198 (191) εἰς ἀρθμὸν ἐμοὶ καὶ φιλότητα . . . ἥξει. So Callim. fr. 199 (φιλίαν). There is no probability that Aeschylus borrowed from the hymn, or that Callimachus copied

from either source". Auch bei den folgenden Stellen liegen nach Weckleins Ansicht — und wohl mit Recht — keine deutlichen Spuren eines Einflusses der Hymnen vor: h. Cer. 218 νῦν δ' ἐπεὶ ἵκεο δεῦρο, παρέσσεται ὅσσα τ' ἐμοί περ auf Agam. 1047 ἕξεις παρ' ἡμῶν οἷά περ νομίζεται, ferner h. XX 2 Ἥφαιστος μετ' Ἀθηναίης γλ. ἀγλαὰ ἔργα ἀνθρώπους ἐδίδαξεν ἐπὶ χθονός, οἳ τὸ πάρος περ ἄντροις ναιετάασκον ἐν οὔρεσιν ἠύτε θῆρες auf Prom. 452 κατώρυχες δ' ἔναιον ὥστ' ἀήσυροι μύρμηκες ἀνδρῶν ἐν μυχοῖς ἀνηλίοις. Unsicher sind, wie W. bemerkt, auch die Beziehungen zwischen h. Ap. 300 ff. und Eumeniden 5: θελούσης οὐδὲ πρὸς βίαν τινός, zwischen h. Ap. 216 ff., wie Apollon von einem Orte zum andern zieht, um einen passenden Platz für einen Tempel zu suchen, und der Feuerpost in Agam. 292 ff., endlich zwischen der Aufzählung der Örtlichkeiten, über die Apollon gebietet (h. Ap. 30 ff.) und Perser 864 ff., wo die unter Darius eroberten Länder aufgezählt werden.

Im folgenden Abschnitte zeigt der Verf., daß bei Sophokles die Sache anders liege, nachdem uns vor wenigen Jahren durch Hunts Verdienst das Satyrdrama Ἰχνευταί beschert worden sei. Früher habe man nur an Euripides' Satyrdrama Kyklop ersehen können, wie der Dichter das epische Original zu einem Drama umgestaltet habe. Das Verhältnis der „Spürhunde" zum Hermeshymnus, dessen humorvoller Ton und scherzhafter Inhalt sich vorzüglich für ein Satyrdrama eigne, sei das gleiche; leider fehle der zweite Teil dieses Dramas. E. Bethe in seiner Schrift „Die Ichneutae des Sophokles" zeigt S 7, warum Satyrspiele sich schlecht erhalten hätten; das Interesse für sie sei im 4. Jahrhundert v. Chr. im Erlöschen gewesen. So sei es nur zu begreiflich, daß die Texte zugrunde gegangen seien; man habe sie auch nicht mehr gelesen. Zwar urteilte Wilamowitz (Neue Jahrb. für das klassische Altertum XV 1912 S. 454): „dabei kein Gedanke an Benutzung des Hymnus oder irgend einer bestimmten Vorlage: die Geschichte war in ihren Grundzügen eben allbekannt". Anders urteilt Robert (Hermes 1912 Seite 556 ff.): „Im Hymnos erfindet Hermes die Leier vor dem Rinderraub. Die sich hieraus ergebenden Widersprüche habe ich daraus zu erklären gesucht, daß die Erfindung der Leier erst von einem späteren Überarbeiter aus einem selbständigen Gedicht, in dem Hermes als Jüngling auftrat, eingesetzt worden sei, ohne daß es ihm gelang, die so entstehenden Disharmonien völlig auszugleichen. Bei Apollodor III 10, 2, 3 ist die Reihenfolge umgekehrt, so daß Hermes bei Verfertigung der Leier die Haut der geschlachteten Apollorinder verwenden kann (vgl. hierzu Ludwich Hom. Hymnenbau S. 4 ff.). Genau so ist das zeitliche Verhältnis bei Sophokles, woraus noch nicht notwendig folgt, daß Apollodor diesen benutzt hat. Denn der Gedanke der Umkehrung liegt so nahe, daß jeder darauf verfallen konnte, ja eigentlich mußte." Ich verweise auf Ludovica Köttgens Dissertation: quae ratio intercedat inter indagatores fabulam Sophocleam et hymnum in Merc. qui fertur Homericus S. 2 ff., eine vortreffliche, sehr sorgfältig ausgearbeitete Schrift, bezüglich der Wecklein in einem Nachtrag S. 60 sein Bedauern ausspricht, daß er erst während der Drucklegung von ihr Kenntnis erhalten habe. In dieser Schrift wird die Frage „uter poeta et locum et ordinem antiquitus traditum permutaverit" ausführlich erörtert und zwar zuerst de loco et ordine fabulae Sophocleae, dann de loco et ordine carminis epici, ferner cur Sophocles scaenam fabulae in Cyllenio posuerit antro, de Mercurii antro Pylio et Cyllenio, de boum vestigiis, de Apollinis grege a Mercurio ablato, de lyrae inventione. Erwähnen will ich noch, was W. S. 7 schreibt: „Während das ἄντρον des Polyphem eine gewöhnliche Grotte ist, beruht die ganze Handlung der „Spürhunde" darauf, daß das ἄντρον der Maja unterirdisch ist und unter die Erde nicht bloß Hermes mit dem Spiel der neuerfundenen Lyra, sondern auch die gestohlenen Kühe des Apollon verlegt werden. In einem Satyrdrama durfte sich Sophokles solche Ökonomie erlauben. Wie Euripides mußte sich auch Sophokles einen Scherz der epischen Vorlage entgehen lassen, den lustigen Anblick, daß der kleine, gestern erst geborene Hermes dem stattlichen Gotte Apollon gegenübertritt, da er ihn vor den Augen der Zuschauer auftreten ließ".

Außer Äschylos und Sophokles hat auch Euripides die homerischen Hymnen gekannt und benutzt. W. zeigt, eine Notiz in den Anecd. Gr. Boisson. IV 459 beweise, daß ihm der Hermeshymnus nicht unbekannt gewesen sei, daß ferner Hek. 459—461, Ion 919—922, Iph. T. 1097—1102 an den Apollohymnus erinnerten.

Auch vom Hymnus auf Demeter scheine er (Helena 1301 ff.) Gebrauch gemacht zu haben. Hingegen die späte Abfassungszeit des Dionysoshymnus verrate unter den jüngeren sprachlichen Formen besonders die Verbalform ἐκάθητο

(Vers 14) (vgl. Allen-Sikes the hom. hymns S. 229). Dieser Hymnus sei durch Euripides beeinflußt, nicht umgekehrt.

Im folgenden Abschnitt handelt der Verfasser von der Textkritik. Rühmend hebt er hervor, was der Scharfsinn der Philologen in der Behandlung des Textes der homerischen Hymnen in den letzten Jahrzehnten geleistet habe; man brauche nur die Ausgaben von Allen-Sikes 1904 oder von Allen 1912 — ich füge noch hinzu die von Ludwich 1908 — mit einer älteren Hymnenausgabe zu vergleichen, um den wesentlichen Fortschritt wahrzunehmen. Daß auf diesem Gebiete aber oft die Ansichten der Kritiker auseinandergehen, ist leicht begreiflich. So gleich bei der ersten hier von W. erwähnten Stelle. W. nimmt großen Anstoß an h. Ap. 51, wo in allen Ausgaben außer bei Matthaei (und Kirchhoff) sich „der grammatische Fehler“, wie ihn W. nennt, Δῆλ', εἰ γάρ κ' ἐθέλοις finde. Matthaei hat zwar betont, es sei nicht zweifelhaft, daß nach σ 357 dafür ἦ γάρ κ' ἐθέλοις zu lesen sei, aber diese Konjektur nicht in den Text seiner Ausgabe aufgenommen. In einer ähnlichen Stelle ο 545 ist die Lesart Τηλέμαχ', εἰ γάρ κεν σὺ ... μίμνοις überliefert. Bekker in seiner 2. Ausgabe, Faesi, Düntzer, Cauer, Leeuwen, auch W. in seiner Odysseeausgabe schrieben dafür mit G. Hermann καὶ σύ, die übrigen Herausgeber behielten die überlieferte Lesart bei, auch Pfudel (Beiträge zur Syntax der Causalsätze bei Homer S. 24) weist καὶ energisch ab, Cauer in seiner Bearbeitung der 9. Auflage der Ameis-Hentzeschen Odysseeausgabe bemerkt hierzu: „Optativ mit κεν im Wunschsatze sehr auffallend, nur noch Z 281 so“, fügt aber hinzu: „doch vielleicht zu verstehen. Nicht das μίμνειν wünscht er, sondern ein μίμνειν ἄν: wenn du doch bleiben könntest“. W. will h. Ap. 53 ἄλλως δ' οὔ τις σεῖό ποθ' ἅψεται lesen, das einige Handschriften haben und Bothe verlangt hat, mit der Bemerkung: „ebenso sicher (wie κ' Vers 51) ist ἄλλως“; aber die übrigen Herausgeber haben sämtlich die stärker bezeugte Lesart ἄλλος vorgezogen. In demselben Verse sind die Schlußworte οὐδέ σε λήσει, wie W. sagt, unerfindlich. Diese Lesart hat nur ein Vaticanus, die übrigen Handschriften haben λίσσει, aber Ernesti gibt τίσει, das außer anderen auch Ludwich aufgenommen hat und nach W. den gewünschten Sinn gibt. Wilamowitz (Die Ilias und Homer S. 446) ist für Kirchhoffs Konjektur ἐσελάσσει. Noch eine ganze Reihe von Emendationen behandelt W., die nicht immer, wie er sagt, die gebührende Würdigung gefunden hätten, und sucht damit zu beweisen, daß der Erfolg der Textkritik in Wahrheit ansehnlicher ist, als es nach der neuesten Bearbeitung der Hymnen scheinen könnte. Auf alle diese näher einzugehen, verbietet mir der Raum.

Aus der großen Menge von Verbesserungsvorschlägen, welche W. bietet, will ich nur einige und zwar solche, die mir besonders erwähnenswert erscheinen, anführen. Wie Tucker XXIV 4, dem Allen und auch W. gefolgt sind, für das unverständliche ἐπέρχεο unter Hinweis auf O 710 durch eine leichte Änderung in ἔν' ἔρχεο die Stelle in trefflicher Weise heilte, so hat W. die Verse h. Ap. 402f., von denen Gemoll schreibt, sie seien so verdorben, daß er eine Änderung der besseren Überlieferung nicht gewagt habe, durch die Änderung der Worte ἐπιφράσσαιτο νοῆσαι in δονῆσαι sehr gut lesbar gemacht: sie fassen den Mut, den Delphin durch Schütteln der Schiffsgeräte zu verscheuchen. Im Texte der Ausgabe Allens vom Jahre 1912 liest man auffallenderweise ἐπεφράσσαιτο (S. 36); andere Druckfehler im Texte dieser Ausgabe finden sich im Bacchushymnus V. 19 (S. 2) ἐπιληθόμενῳ und h. Cer. 3 εὐρυόπα (aber V. 441 richtig akzentuiert εὐρύοπα). Sehr einleuchtend und geradezu glänzend erscheint mir (S. 29) Weckleins Konjektur h. Merc. 354 χῶρον ἀνὰ κραναόν, wo vom harten, steinigen Boden die Rede ist, auf dem die Spur der Rinder nicht sichtbar war, für das überlieferte κρατερόν, zumal da κραναός sich öfter in den Hymnen findet (h. Cer. 356, h. Ap. 16 u. 26), auch κραναήπεδος (h. Ap. 72); h. Merc. 280 ändert W. das unverständliche ἀκούων in das „einzig dafür passende“ ἀθύρων, für εὐμιλίῃ Vers 325, eine Form, die zu allen möglichen Konjekturen Anlaß gab, will W. ὁμιλίῃ (Reunion) schreiben, Vers 510 will er ἐγγυάλιξεν ἱμερτὴν δεδαών verbinden mit Veränderung der Form δεδαώς in δεδαών, da nur diese transitiv sei; V. 346 empfiehlt er für ὅδ' ἐκτός, wofür Bothe und Allen ὁ δεκτός schrieben, ὀπηδός, vgl. V. 540. Im Apollohymnus 142 liest er ἄλλοτε δ' ἂν κνημούς τε καὶ ἄκριας ἠλάσκαζες und bemerkt dazu gewissermaßen triumphierend: „Damit ist, hoffe ich, die von Kirchhoff schmerzlich vermißte Emendation dieses Verses gewonnen“. Im Dionysoshymnus will W. Vers 27 für ἄνδρεσσι schreiben ἀρχοῖσι, Vs. 39 κατεκρίμναντο (für κατεκρημνῶντο), V. 55 θάρσει δῖε Ἀκοίτῃ, ἐμῷ κεχαρισμένε θυμῷ für das über-

lieferte unverständliche δἰε πάτωρ und δἰ' ἑκάτωρ). Zu h. XXXIII 16 ναύταις σήματα καλὰ πόνου σφισίν· οἱ δὲ ἰδόντες bemerkt W.: Es ist einfach καλὰ πόνου σφισιν in καλ|απο|νοσφιν abzuteilen und man erhält den tadellosen Vers und Sinn mit ναύταις σήματα κάλ' ἀπονόσφιν· τοὶ δὲ ἰδόντες. Nicht unerwähnt will ich hier lassen, daß W. sich h. Merc. 133 gegen Tuckers Konjektur παρεῖν', welche Allen aufgenommen hat, wendet und hinzufügt, als die einfachste Emendation, die vorgeschlagen sei, erscheine ἱμείροντί περ εἶν', cf. Journal of Hell. stud. XVII p. 258. Köttgen ihrem Bonnenser Lehrer Fr. Marx folgend schreibt S. 13: „nomen ad ἱμείροντι pertinens in vocabulo corrupto latet. Cuius coniectura κρειῶν accepta versus 133 sic interpretandus est: quamvis desideraret carnes inde a valido collo deorsum. Ea igitur dorsi animalis pars dicitur, qua, cum optima existimaretur, fortissimi honorabantur viri, hac de causa v. 122 νῶτα γεράσμια appellata."

Als Schlußresultat fügt der Verf. hinzu: „Die Eigentümlichkeiten des Textes legen die Vermutung nahe, daß die Hymnen, besonders die größeren, in dem corpus epicum des Pisistratus enthalten waren und daß ebendaher die Abschrift stammte, welche die Tragiker und Thukydides benutzten. Die zwei Stücke, welche die Moskauer Hs. (M) allein hat und die hervorgehobenen Lesarten von M haben vielleicht nicht dem corpus angehört. Wenigstens fällt auf, daß die Überlieferung des Demeterhymnus eine bedeutend bessere ist als zum Beispiel die des Hermeshymnus."

Den Schluß bildet eine größere Anzahl von Verbesserungsvorschlägen zum Texte der Ἰχνευταί. Der Verf. nennt sie eine Nachlese; denn das meiste, das an dem lückenhaften und arg verstümmelten Texte gebessert werden könne, habe bereits der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit der ersten Herausgeber und Bearbeiter gefunden.

Der Druck ist korrekt; Druckfehler habe ich nur wenige unbedeutende gefunden. So steht Seite 2 ἱκτο ohne Akzent, S. 24 Tyrell (für Tyrrell) und III 284 (für IV), Seite 28 ἔρχετο (statt ἔρχεο). Die äußere Ausstattung ist dieselbe wie in den Ausgaben desselben Verlags vor dem Kriege. Es bleibt nur noch übrig, dem gelehrten Verf. dieser Schrift Dank für die reiche Belehrung und Anregung auszusprechen.

Magdeburg. E. Eberhard.

E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Leipzig-Berlin 1920, Teubner. 505 S. 1 Karte. 72 M.

Nach den vielen Bemühungen berufener und unberufener Forscher, die ethnologischen Kapitel in Tacitus' Germania zu erklären, könnte das vorliegende Buch von vornherein als ein überflüssiges und aussichtsloses Unternehmen erscheinen. Daß dies nicht der Fall, zeigen die reichen und wie man wohl sagen darf zum großen Teile abschließenden Ergebnisse, zu denen der Verf. unter Anwendung einer sorgfältigen philologischen Methode gelangt. Es ist Nordens Verdienst, zum ersten Male in umfassender Weise die zahlreichen an Tacitus anknüpfenden Probleme durch eine neue eindringende Untersuchung des Verhältnisses des Tacitus zu seinen Vorgängern und der Stellung der Germania innerhalb der ethnographischen Literatur des Altertums dem Verständnis entgegengeführt zu haben. Freilich wird die Benutzung des dickleibigen Werkes durch eine nicht zu rechtfertigende Breite der Darstellung und durch die Überfüllung mit Dingen, die zwar an sich sehr interessant sind, aber nicht eigentlich zur Sache gehören, sehr erschwert; ohne Schaden hätte manches fortbleiben und der Umfang um ein wesentliches verringert werden können.

Die Quelle des Tacitus für die Kapitel, die der germanischen Urgeschichte gewidmet sind, war in der Hauptsache das Werk des Plinius über die germanischen Kriege, das mit dem Kimbernkriege begann und bis auf Claudius reichte. Plinius fußte auf Livius, der das Urgeschichtliche wiederum dem Timagenes entnahm, dessen Darstellung an die skythische Herodots sich anlehnte; die wichtigsten Angaben der Taciteskapitel — über Lieder auf Tuisto und seine Nachkommen sowie auf einen germanischen „Herkules" (Siegfried?) — gehen wahrscheinlich auf Timagenes zurück. Dieser benutzte neben Cäsar besonders den Posidonius, den ältesten Berichterstatter über die Geschichte der Germanen (um 80 v. Chr.), wenn wir von Artemidorus (um 100) absehen, der kurz vor ihm die ersten Nachrichten über die Kimbern gegeben hatte. So erklärt es sich, daß die Terminologie bei Tacitus ganz griechisches Gepräge aufweist. Außer Plinius kommen aber für Tacitus noch die Berichte römischer Kaufleute, Offiziere usw. in Betracht.

Daß auch das Kapitel 37 der Germania über die Reste der kimbrischen Lagerplätze am Rhein plinianischen Ursprungs ist, kann als sehr wahrscheinlich gelten; im übrigen aber

vermag ich mich mit den Ausführungen des Verf., der die Kimbern bei Zurzach (Tenedo) über den Rhein gehen läßt, nicht einverstanden zu erklären. Zugegeben ist, daß die Helvetier bereits seit dem 3./2. Jahrh. v. Chr. in der Nordschweiz ansässig waren. Aber keineswegs sicher ist es, daß sie Süddeutschland damals aufgegeben hatten; denn es lag nicht eine Gebietsveränderung, sondern eine Gebietserweiterung vor, die auf Bevölkerungszunahme zurückzuführen ist. Man sieht nicht recht ein, welcher Grund sie veranlaßt haben sollte, das fruchtbare Süddeutschland mit der minder wertvollen Schweiz zu vertauschen. Der Schluß, daß die Kimbern nur durch die Schweiz gegangen sein könnten, ist daher nicht zwingend. Die auch von mir vertretene Ansicht, daß der Zug die Donau entlang und dann Neckar abwärts nach dem Main und etwa bei Mainz über den Rhein gegangen sei, behält ihre Berechtigung. Für diese sprechen die Kimbern- und Teutonenreste am Odenwald, deren Zurückführung auf damals sitzengebliebene Volksteile am nächsten liegt. Fabricius irrt, wenn er meint, die Loslösung einzelner aus Kimbern und Teutonen zusammengesetzter Scharen von dem Hauptzuge könne nicht vor dem Jahre 103 erfolgt sein, da die Vereinigung der Kimbern und Teutonen erst 103 in Gallien stattgefunden habe. Kimbern, Teutonen und Ambronen sind vielmehr schon von Anfang an beisammen gewesen, wie sich schon aus Wahrscheinlichkeitsgründen ergibt (vgl. auch Müllenhoff, D. A. II, 290). Auf alle Fälle unterliegt die Annahme eines Zuges durch die Schweiz und dann über den Jura großen Bedenken; der bequemste Weg vom Rhein nach der Rhone führte durch die burgundische Pforte, das uralte Völkertor. Die Entvölkerung Süddeutschlands ist die unmittelbare Folge des Kimbernzuges durch die Abwanderung der Tiguriner und Tongener gewesen, nicht diesem vorausgegangen; die archäologischen Funde, die von der jüngeren Latènezeit ab eine erhebliche Abnahme der keltischen Hinterlassenschaft zeigen, stehen damit in vollem Einklang.

Die Feststellung der Anwendung griechischer Terminologie bei Tacitus izt besonders wichtig für das Verständnis der bis zum Überdruß gequälten Stelle über den Ursprung des Germanennamens. N. hat über diese Frage bereits früher in zwei Aufsätzen (Röm.-germ. Korrespondenzblatt I [1917] S. 161 ff. und in den Berliner Sitzungsberichten 1918 S. 95 ff.) gehandelt aus Anlaß des Erscheinens des Buches von Th. B i r t, Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München 1917. Das unanfechtbare, freilich mit ermüdender Ausführlichkeit begründete Ergebnis ist, daß in dem Satze: ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur, a victore n a c h dem Sieger, nicht v o n dem Sieger zu übersetzen ist; a enstammt hier griechischem Sprachgebrauch und steht in dem Sinne von ἀπό. Die ganze Stelle würde also auf deutsch lauten: Der Name Germania jedoch sei jung und unlängst hinzugefügt, da diejenigen, die zuerst den Rhein überschritten und die Gallier vertrieben hätten, die jetzigen Tungrer, damals Germani genannt worden seien. Der Name des Volksstammes Germani habe allmählich solche Geltung erlangt, daß das Gesamtvolk [von den Galliern] zuerst nach dem Sieger aus Furcht, dann aber von sich selbst mit dem Namen, den es bekommen hatte, Germani benannt wurde. Von einem ursprünglich rechtsrheinischen, dann auf das linke Ufer übergesiedelten Volke namens Germani, den Germani cisrhenani Cäsars und den späteren Tungrern, hat also der Name seinen Ausgang genommen und ist auf die deutsche Gesamtnation übertragen worden. Die Taciteische Ausdrucksweise erfordert ferner die Auslegung, daß diese Germani ihren Namen nicht erst nach dem Übertritt auf das linke Rheinufer erhalten, sondern bereits in ihrer rechtsrheinischen Heimat geführt haben. Der Name scheint keltischen Ursprungs zu sein; ob aber die Träger desselben im älteren, engeren Sinne deutscher oder keltischer Nationalität waren, ist streitig. Auch notorisch deutsche Völker haben bekanntlich keltische Namen geführt, wie die Usipeter, Nemeter, Triboker usw. Die Ansicht Nordens darüber ist nicht deutlich zu ersehen. Er spricht von den Germ. cisrh. als einer Stammesgruppe, die man eher keltisch als keltisiert nennen müßte (S. 384), scheint aber doch wiederum deutsche Herkunft anzunehmen, da er die unzweifelhaft deutschen Texuandri und Frisiavonen dazu rechnet. Die Zugehörigkeit dieser beiden Völker ist freilich nicht zu erweisen. Die Tex. sind wohl eine Abteilung der Batayer, die erst zur Zeit des Augustus von den Chatten sich abgetrennt und nach der Rheinmündung gewendet hatten. Über die Frisiavonen vgl. meine Geschichte der deutschen Stämme II, 74 f. Entscheidend für die deutsche Abkunft der Germ. cisrh. u. a. belgischer Völker sind die von N. leider ganz außer Acht gelassenen Ergebnisse der archäologischen Forschung, die in diesen Gegenden

zahlreiche, durch Leichenbrand gekennzeichnete germanische Gräber innerhalb keltischer Skelettgräber nachgewiesen hat. Die Germ. cisrh. muß Cäsar selbst für Deutsche gehalten haben, da er sonst sicher hervorgehoben hätte, daß ein Volk, das Germani hieß, ungermanischer Nationalität sei. Für die Nervier, deren germanischen Einschlag auch N. anerkennt, ist noch ein wichtiges Beweismittel nachzutragen: Livius epit. 141, wo ein Nervier zur Zeit des Drusus mit dem deutschen Namen Chumstinctus, d. i. wohl Chunisvindus erscheint. Sehr mit Unrecht lehnt N. dagegen die germanische Abkunft der Trevirer ab, indem er sich auf Germ. 28 beruft, eine Stelle, die ironisch gemeint sei und die Berechtigung des Anspruchs bezweifele (S. 374). Ich verweise dagegen auf die Ausführungen Schumachers in der Prähistorischen Zeitschrift VI (1914) S. 263: In der späteren Mittel-Latènezeit zeigt sich eine große Veränderung im ganzen Trevirergebiet: die Zahl und Größe der Grabhügel verringert sich außerordentlich, die Konstruktion derselben wird einfacher, die Ausstattung der Toten dürftiger, an Stelle der Skelettgräber treten Brandgräber, neue Gefäßformen tauchen auf. Dieser Wechsel beruht . . . wenigstens teilweise auf dem Einfluß der Germanen, die um diese Zeit in das Gebiet der Belgen eindringen und sich mit ihnen mischen . . . Die Funde vom Priesberg bei Bosen im Walde Klopp bei Birkenfeld u. a. . . . ebenso wie im Trierer Gebiet verschiedene Fundorte, unterscheiden sich in ihrer ganzen Art von der bisherigen Grabausstattung . . . (Diesen wichtigen Aufsatz hat N. zwar einmal angeführt, aber nicht näher benutzt).

Im einzelnen sei bemerkt zu S. 200, 2: Im Hermes 42 (1907) S. 509 f. habe ich den auch von anderen gebilligten Vorschlag gemacht Botorum bei Mela zu bessern in Tribocorum; in der gemeinsamen Vorlage des Plinius und Mela stand wahrscheinlich rex Tribocorum Sueborum. Dieser Aufsatz ist N. entgangen. — Zu S. 260: Die aus dem „lichtvollen“ Aufsatz Oechslis Jahrb. f. Schweiz. Gesch. 33 entnommene Behauptung, daß nach dem Jahre 496 Alamannien zwischen Franken, Ostgoten und B u r g u n d e r n geteilt worden sei, ist unrichtig; ich habe sie in meiner Geschichte der deutschen Stämme I, 379, die N. zwar einige Male zitiert, aber anscheinend nicht näher eingesehen hat, widerlegt. — Nach S. 360, 2 ist O. Bremer der einzige gewesen, der die Druidenüberlieferung bei Timagenes-Ammian für die Feststellung einer keltischen ostwestlichen Wanderung verwertet hat; ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß auch ich in meiner Allgemeinen Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrh. (Below-Meineckes Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. München 1909) S. 90 diesem Zeugnis die gebührende Beachtung geschenkt habe.

Wenig erfreulich ist die häufige Anwendung von Fremdwörtern nach Mommsenschem Muster, z. B. epichorisch; in einem der deutschen Altertumskunde gewidmeten Buche sind solche doppelt unangebracht. Sehr dankenswert ist die Beigabe eines Bildnisses des Altmeisters der germanischen Altertumswissenschaft Kaspar Zeuß.

Dresden. L u d w i g S c h m i d t.

Wilhelm Kubitschek, I t i n e r a r - S t u d i e n (Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-histor. Klasse, 61. Bd., 3. Abh.). Wien 1919. 68 S. 4.

Kubitschek hat uns schon manch einen wertvollen Beitrag zur Straßenkunde des alten römischen Reiches geliefert. In unserer neuesten Abhandlung vervollständigt er zunächst die Liste antiker Itinerare, die er in seinem Artikel „Itinerar“ bei Pauly-Wissowa gegeben hat. Er weist zum ersten Male in diesem Zusammenhang auf eine Weglinie von Gades nach Konstantinopel hin, die, aus einer Hs der Madrider Nationalbibliothek stammend, mehrfach gedruckt worden ist, zuletzt in Mignes lateinischer Patrologie CXXIX 1127 und in Tailhans Ausgabe einer anonym überlieferten Chronik der letzten Könige von Toledo (Paris 1885). Mit der ihm eigenen Sorgfalt druckt K. zunächst den Text in beiden Lesarten nebst Varianten ab. Sodann untersucht er an der Hand der sonstigen Itinerare der Antike und des Mittelalters die Zahlenangaben. Daß sich dabei manch eine wertvolle Bemerkung von weiterer Bedeutung findet, ist bei K. fast selbstverständlich. So findet er z. B. auf Grund der Angabe von zwei Meilensteinen und genauer Messung eine Lösung für die so auseinander gehenden Angaben für die Entfernungen von

	It. Ant.	It. Hier.	TP
Dea Bocontiorum			
Darentiaca	|	XVI	|
Augusta	XXIII	XII	XIII

Er weist, zum Teil gegen Miller polemisierend, nach, daß richtig herzustellen ist:

	It. Ant.	It. Hier.	TP
Dea Bocontiorum			
Darentiaca	|	XVI	|
Augusta	XXIII	[V]II	[X]XIII

Nur in einem Punkte kann man wohl noch

zweifelhaft sein, in der Datierung des Itinerars. K. will die Zeit von 330 bis in das 5. und 6. Jahrh. als Zeit der Abfassung zulassen. Das Jahr 330 ergebe die Erwähnung Konstantinopels, das 5.—6. Jahrhundert die Ansiedlung der Sueven und Westgoten in Spanien, die in Gegensatz zum römischen Kaiser getreten seien. Der letzte Grund scheint mir nicht stichhaltig zu sein, denn es konnte auch sehr wohl ein Westgote den Wunsch zu einer Reise nach Konstantinopel haben. Und wenn die Clausurae sich wirklich nicht vor den Westgoten nachweisen lassen, würde erst diese Zeit für die Abfassung des Itinerars in Betracht kommen. Eine Untersuchung der Geschichte dieser Ortsbezeichnung könnte vielleicht weiter führen.

Im zweiten Abschnitt seiner Studien sucht K. zu erweisen, daß einem Städteverzeichnis in den Commentarii Notarum Tironianarum ein Itinerar zugrunde liege. Ihn brachte die Erwähnung der Orte Laumellum und Uggernum auf diesen Gedanken, die in der gesamten antiken Literatur nur in Itineraren erwähnt worden und nach unserer Kenntnis ohne jede historische Bedeutung sind. K. hat sicherlich recht. Auch ich habe ähnliche Erwägungen bei mir angestellt. Ist diese Tatsache doch nicht unwichtig für die Quellenfrage der CNT. Denn wenn diesem Abschnitt ein Itinerar, das von Südgallien nach Rom oder umgekehrt führte, zugrunde liegt, dann spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Entstehung dieser Arbeit in Südgallien. Allerdings wird dies — entsprechend der sonstigen Tradition — nur eine Überarbeitung einer älteren Grundlage sein, die in Rom entstanden ist. Doch ich will diese Frage hier nicht weiter erörtern. Nur dies eine möchte ich betonen. Man muß sich die „Benutzung“ des Itinerars nicht zu schematisch vorstellen. Der Verf. oder Überarbeiter des Kapitels brauchte wahrscheinlich nicht erst ein Itinerar oder eine Karte herbeizuholen, um an die Arbeit zu gehen. Er mag die Strecke selbst oftmals zurückgelegt haben, oder er kannte sie aus seiner Schulzeit genau. Wahrscheinlich hat es auch schon lange vor Eunomius solche Karten beim Unterricht gegeben, bei denen omnium cum nominibus suis locorum situs spatia intervalla descripta sunt (pro restaurandis scolis c. 20). Man dachte im Altertum in geographicis mehr linear als wir; die Straßen spielten eine größere Rolle als bei uns, die wir zunächst von der Fläche ausgehen. Dazu ist es eigentlich selbstverständlich, daß der Provinziale seine Hauptstraße nach Rom kannte, wie etwa ein Ostpreuße seine Strecke Königsberg—Berlin kennt oder kannte, solange uns nicht der polnische Korridor dazwischen lag.

Erfreulicherweise stimmt K. meinen Ausführungen im Hermes LI (1916), S. 190 ff. im wesentlichen zu. Demnach ist die Auswahl der Sigel teils nach graphischen, teils nach inhaltlichen Gründen erfolgt. Zu einigen Bedenken Kubitscheks möchte ich mich schon hier äußern. Mit dem Namen Capis (83, 89) weiß K. nichts anzufangen. Er weist mit Recht den Versuch Breidenbachs zurück, der dahinter eine oberitalische Stadt Capus sucht, die es eben nicht gibt. Aber auch die Vermutung von Schmitz in seinen Beiträgen zur lateinischen Sprache und Literaturkunde (Lpz. 1877), S. 290 f., in Capis eine colonia Capys der römischen Feldmesser wiederzufinden, möchte ich zurückweisen. Es bleibt bei Th. Mommsens Urteil, daß die Form „unerhört“ ist. Die Lösung gibt uns meines Erachtens das Schriftbild. Die Stammnote ist nämlich genau der von *Capua* (83, 87) gleich. Und auch die Stellung des Endungssigels ist die gleiche. Da ist es meines Erachtens kein Zweifel, daß es sich um dieselbe Vokabel handelt. Es ist die Eigenart der Tironischen Noten, daß jede Note eindeutig ist. Darin unterscheidet sich die antike Stenographie von der modernen Debattenschrift, deren Kürzungen häufig erst durch den Satzzusammenhang deutbar sind. Das Nebenzeichen selbst ist dabei nebensächlich. Ich bin übrigens der Meinung, daß ursprünglich überall in den CNT. nur ein Punkt dagestanden hat, der die Stelle für das Nebenzeichen angab. Im Laufe der Zeit hat man oft — nicht immer — an Stelle des Punktes das betreffende Endungszeichen gesetzt. Ich bin also der Meinung, daß das Zeichen 83, 89 zu 83, 87 gehört haben muß, und darum nichts anderes als Cap(uanens)is heißen kann. Ursprünglich haben natürlich diese Worte nebeneinander gestanden wie vorher Puteoli, Puteolanus, Neapolis, Neapolitanus usw. Erst dadurch, daß jemand 83, 88 Patavinm einschob, entstand die Verwirrung, und seitdem verwirrt der unschuldige Cap(uanens)is die Gelehrten. Ganz genau so erkläre ich das geheimnisvolle Ausopetum (84, 61), dessen Stammzeichen genau mit Arausio übereinstimmt. Auch hier ist die Stellung des Nebenzeichens dieselbe. Wir müssen also meines Erachtens auf Grund des Systems auch hier eine Bildung von Arausio annehmen, wenn wir nicht die Bedeutung Arausio selbst anzweifeln wollen, wozu aber kein Grund vorliegt. Die Endung -um in der

Note für Ausopetum darf uns nicht Bedenken erregen. Denn war erst einmal das Mißverständnis da, konnte natürlich an Stelle des ursprünglich vorhandenen Punktes nicht die Endung -is treten, sondern mußte -um hingesetzt werden. Ich bin eben auf Grund des Stammzeichens und der Stellung des Endungszeichens der Meinung, daß hier ursprünglich Arausionensis gestanden hat. Von diesen Erwägungen aus kann man vielleicht auch die Reihe 84, 18—21: Mediolanum, Milensium, Ticinum, Licinum lesen: Mediolanum, Mediolanensis, Ticinum, Ticinensis. Doch hier müßte man eine Verderbnis der Zeichen selbst annehmen; darum bleibt diese Vermutung unsicher. Doch genug hiervon! Auf jeden Fall möchte ich K. auch vom Standpunkt der Erforschung der Tironischen Noten für seine anregenden Ausführungen sehr danken!

Im dritten Abschnitt löst K. das Rätsel einer syrischen Inschrift, die Wetzstein (Abh. Berl. Akad. 1863, 282, No. 63) zuerst gelesen hat. Er zeigt, daß die geheimnisvollen Buchstaben μονῶν ρπε ἧς zu lesen sind, und daß sie die Entfernung der Grabstätte der Gallierin Sterkoria von ihrem Heimatort Ratomagus angeben sollen. Der Vorschlag verdient volle Zustimmung, zumal sich tatsächlich für die Reiseroute nach dem Itinerarium Antonini 186 Stationen, also fast genau dieselbe Zahl ergeben. Man wird auch mit K. annehmen müssen, daß μονή = mansio „etwas Bestimmtes darstellt, dessen Qualifizierung nicht im Belieben des Reisenden gelegen sein konnte. Die Qualität muß vielmehr in den praktischen Vorkehrungen, sei es für die Post, sei es für die technische und polizeiliche Straßenaufsicht, begründet gewesen sein."

Der letzte, umfassendste Abschnitt der Abhandlung stellt einen Vergleich zwischen den Flüssen der Tabula Peutingeriana (TP) und der Ravennatischen Kosmographie (Rav.) an und zieht daraus wertvolle Schlüsse. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Flußnetz der TP sehr unvollkommen ist. Miller hatte in seiner Weltkarte des Castorius (1888) S. 87 die Verzerrung der Flußläufe aus der Art der Karte zu erklären gesucht, die alles in die Länge zieht, und daher die nordsüdlichen Linien stark verkürzt wiedergeben muß. Diese Beobachtung ist zweifellos wertvoll, genügt aber nicht, alles zu erklären, wie K. richtig zeigt. Die Unvollkommenheit der Darstellung der Flüsse weist K. ausführlich an den Flüssen Galliens nach. Es ergibt sich, daß das Flußnetz in keiner engeren Verbindung mit der übrigen Bezeichnung der Karte steht. Eine scharfe Beobachtung des Materials zeigt, daß auch in Äußerlichkeiten ein Unterschied zwischen der Darstellung der Flüsse und der der Wege und Stationen bestehe. Den Flüssen wird die Bezeichnung fl. = fluvius oder flumen vorangestellt, den Flußübergängen im Itinerar folgt es dagegen dem Flußnamen. Diese Regel waltet fast lückenlos, die wenigen Ausnahmen, die zum größten Teil dem Osten angehören, können sie nicht erschüttern. Dieselbe Regel finden wir in den Bezeichnungen lacus, mare, insula, mons, silva, promonturium, colonia, municipium. Die Ausnahmen können fast alle eine genügende Erklärung finden. Auf jeden Fall läßt diese konsequent verschiedene Stellung eine verschiedene Quelle für die Darstellung des Kartenbildes und die des Itinerars vermuten. Vielleicht könnte diese durchaus einleuchtende Beweisführung Kubitscheks noch durch eine graphische Beobachtung gestützt werden. K. macht selbst darauf aufmerksam, daß die Bezeichnung der Flüsse eine doppelte ist: fl. und fl(us). Er verfolgt diese Verschiedenheit aber nicht weiter. Mir will nach einer, allerdings nur oberflächlichen Beobachtung scheinen, daß fl(us) vorzugsweise die Bezeichnung im Kartenbild, fl. die im Itinerar ist. So fand ich beispielsweise TP IV, 3—4 fl(us) Umbro zweimal, Umbro fl. dreimal; da scheint doch eine deutliche Unterscheidung vorzuliegen. Ich wage aber kein sicheres Urteil, weil nur eine Untersuchung auf Grund des Originals weiterhelfen kann. Denn die an sich sehr gute Nachzeichnung Millers muß in solchen Feinheiten versagen. So zeigt das l in Umbro fl. zweimal einen feinen Schnörkel, der im dritten Falle fehlt. Dazu löst Müller, Weltkarte des Castorius, S. 117 fl' mit flumen auf, sieht also in dem Haken nur einen Kürzungsstrich. Tatsächlich gibt er auch die Kürzung -l' = -lis, -lum wieder. Ist in beiden Fällen fl' und -l' wirklich der gleiche Haken, dann kann kein Zweifel sein, daß es sich nicht um das us-Zeichen handelt. Aber mir scheint ein Unterschied zu bestehen. Ich sehe in Millers Zeichen, z. B. in templ' Minervę (IV 5), nicht den Kreis, den ich etwa in fl' aufid' (VI 3—4) finde, wo alles für das us-Zeichen spricht. Kann man zeigen, daß tatsächlich in der Flußzeichnung das us-Zeichen heimisch ist, in dem Itinerar dagegen nicht, d. h. dort die Kontraktion, hier die Suspension, dann würden wir darin eine glänzende Bestätigung der Hypothese Kubitscheks finden, da die Suspension die

ältere Form der Kürzung, die Kontraktion die jüngere ist. Vgl. meine Geschichte der griechisch-römischen Schrift, S. 98 ff. Einzelne Ausnahmen der Regel, die schon eine flüchtige Durchsicht bemerkt, würden meines Erachtens unsere Annahme nicht erschüttern, da natürlich die späteren Zeichner die ursprüngliche Verschiedenheit verwirrt haben können. Aber, wie gesagt, die ganze Frage kann nur eine gründliche, sorgfältige Nachprüfung am Original klären, ich enthalte mich daher ausdrücklich eines endgültigen Urteils.

Nachdem K. so den sprachlichen Unterschied zwischen dem geographischen Bild und dem Itinerar erwiesen hat, stellt er eine sehr sorgfältige Vergleichung zwischen den Flußangaben des Rav. und der TP an, die bekanntlich auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Er zeigt, daß der Rav., Buch II—V, 250 Flüsse aufweist, während die TP 90 nennt. Von diesen sind beiden Werken 40 Namen gemeinsam. Aus diesem Ergebnis zieht K. den Schluß, daß dem Rav. eben eine andere Quelle für seine Flüsse vorgelegen haben müsse als das Flußnetz der TP, daß ihm demnach die TP — oder ihr Vorgänger — in einem Zustande vorlag, in dem das Flußnetz noch nicht eingezeichnet gewesen ist. Diese Beweisführung wirkt, so gründlich sie ist, wohl nicht durchgängig so überzeugend wie der vorige Abschnitt. Aber das, was K. zeigen wollte, ist sehr wahrscheinlich gemacht. Es hat einen Zustand gegeben, in dem die TP noch nicht das Flußnetz aufwies, wo sie eine Streckenkarte etwa wie unsere Eisenbahnkarten war ohne jede Angaben der Form der Erdoberfläche, und vermutlich hat der Rav. noch eine derartige Karte benutzt.

Königsberg i. Pr. Arthur Mentz.

Auszüge aus Zeitschriften.

Archiv f. Geschichte d. Philosophie. XXXIII 1/2.

(3) **W. B. Veazie**, The word φύσις. Drei Punkte von Burnetts Ausführungen in Early Greek Philosophy werden erörtert: daß φύσις Urstoff bedeutet bei den ältesten Griechen, daß Plato und Aristoteles diesen Terminus brauchen, wenn sie von dieser Philosophie sprechen, und daß die Grundbedeutung des Terminus diese ist. Von dem letzten Punkte ausgehend, untersucht V. den Gebrauch des Wortes φύσις bei verschiedenen Schriftstellern von Homer ab. — (48) **G. Schulemann**, Zur Geschichte der indischen Philosophie. II.

Bayer. Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen. LVI, 3/4.

(97) **A. Brunner**, Die Schülervorträge. — (110) **Kreppel**, Xenophons Rede Anab. III, 2. Πολλαὶ καὶ καλαὶ ἐλπίδες. Disposition.

Monatsschrift f. höh. Schulen. XIX, 11/12.

(408) **Th. Engwer**, Sprachen und Sprachunterricht in der Neuen Schule. — (462) **Leky**, Entgegnung auf Weyrauchs Besprechung von „Grundlagen einer allgemeinen Phonetik". — (463) **M. Weyrauch**, Erwiderung.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. LXXIV 4.

(321) **J. Jolly**, Das erste Buch des Kauṭilīya Arthaśāstra. Übersetzung des ersten Buches dieses wertvollen Leitfadens der Politik. — (356) **N. Rhodokanakis**, Eine staatsrechtliche Formel des Altsabäischen. Übersetzt (zu Z. D. M. G. LXXIV S. 220): „und zu dem, was er (sc. der König) auszurufen verlangt, und was er bestimmt hat, haben sie (die beratenden Körper) sich bekannt für immer". — (417) **A. Ungnad**, Das Personalpronomen der dritten Person in der hethitischen Satzverbindung. Stellt eine außerordentliche Reichhaltigkeit der Ausdrucksformen fest. — (423) **A. Ungnad**, Die Dynastien von Isin, Larsa und Babylon. Stellt aus neueren Funden die Reihenfolge der ältesten Herrscher dieser Städte zusammen, beginnend mit 2356 v. Chr. — (429) **H. Zimmern**, Nazoräer (Nazarener). Bereits 1905 hatte W. B. Smith die Vermutung geäußert, daß Jesus die Bezeichnung Ναζωραῖος von Anfang an getragen und deshalb erst die Legende von seiner Heimat Nazareth gesprochen habe. Ihm stimmte M. Lidzbarski zu, der nachwies, daß sich die Mandäer ebenfalls Ναζωραῖοι genannt hätten, und vermutete, daß dieser Name von den Juden entlehnt sein könne. Als Ausgangspunkt nimmt Z. das Babylonische an, in dem unter nāṣiru „Bewahrer, Hüter eines göttlichen Geheimnisses" verstanden werden. — (439) **B. Landsberger**, Zu den Übersetzungen Ebelings Z. D. M. G. 74, 175 ff. Berichtigungen. — (458) **J. Hertel**, Die betrogenen Betrüger. Weist den Roman von den sieben weisen Meistern als Rahmen zweier indischer Dichtungen nach. — (461) **A. Hillebrandt**, Weitere Bemerkungen zu den Upanisads. — (464) **C. F. Seybold**, Nochmals „Carolus Raali Dadichi." Der Name ist von Dāḍiḥ in der Nähe von Aleppo gebildet. — (465) **H. Bauer**, Zu meinem Aufsatz Z. D. M. G 74, 208. Hebr. נא־ = assyr. -ma ist eigentlich Fragepronomen.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Bellessort, A., Virgile. Son oeuvre et son temps: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 179 ff. 'Im ganzen hat das Buch seinen Platz erobert unter denen, die erziehen'. *P. Faider.*

Bérard, V., Un Mensonge de la Science allemande: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 178. 'Gehört zu den Werken, die die Vernichtung der Autorität von Wolf vollenden'. *André.*

Birt, Th., Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa: *N. Jahrb.* 45, 10 S. 436 f. 'Durchaus zeitgemäßes Buch'. *Rich. Wagner.*

Bréhier, L., L'art chrétien. Son développement iconographique, des origines jusqu' à nos jours: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 221 ff. Besprochen von *R. Maere.*

Cicero. R. Beauchot, Cicéron: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 192 f. 'Unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung über Person und Zeit des Redners'. Auch die Erklärungen gerühmt von *A. Willem.*

Defourny, M., Aristote et l'éducation: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 175 ff. 'Füllt eine Lücke aus'. *F. Collard.*

De Sanctis, G., Storia dei Romani. Vol. III, L'età delle guerre puniche: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 185 f. 'Meisterwerk'. *L. Halkin.*

S. Ephraemi Syri opera. Textum syriacum, graecum, latinum ad fidem codicum rec., prol., not., indic. iustr. S. J. Mercati. Tom. I, fasc. 1: Sermones in Abraham et Isaac, in Basilium Magnum, in Eliam: *Byz.-Neugr. J.* I 1/2 S. 189 ff. 'M. ist ganz der Mann, um die Edition der Werke Ephräms vorzubereiten'. *A. Allgeier.*

[Euripides]. A. Willem, Iphigénie à Aulis. Edition classique: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 178 f. Anerkannt von *P. Faider.*

Gebhardt, J., Altsprachliches Unterrichtswerk zum Schulgebrauch und Selbstunterricht mit Schlüssel: 1. Abt.: Latein. Ergänzungsbücher m. Schlüssel: *Woch. f. klass Philol.* 47/48 Sp. 441 f. Nur zum Selbst- und Privatunterricht eindringlich empfohlen von *A. Kisting.*

Geffcken, J., Griechische Menschen: *N. Jahrb.* 45, 10 S. 434 ff. 'Überall kommt die Entwicklung zu ihrem Recht'. Einige Ausstellungen macht *Rich. Wagner.*

Güntert, H., Über Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 172 ff. Trotz Anerkennung äußert grundsätzliche Bedenken *J. Mansion.*

Horazische Lieder und Briefe erklärt von Fr. Schulteß, hrsg. v. C. Schulteß: *Woch. f. klass. Philol.* 47/48 Sp. 437 ff. 'Schönes Vermächtnis'. Den Vorzug sogar vor der Übersetzung von Röhl, namentlich was Briefe und Satiren anlangt, gibt dieser Übertragung *Nohl.*

Jullian, C., Histoire de la Gaule. V. La civilisation galloromaine. État matériel: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 186 ff. 'Meisterhafte Darstellung'. *V. Tourneur.*

Meuwese, A. P. M., De rerum gestarum divi Augusti versione Graeca: *Woch. f. klass. Philol.* 47/48 Sp. 440 f. 'M. hat nicht nur die Annahme Kaibels widerlegt, sondern darüber hinaus wertvolle Beiträge zur Kenntnis der griechischen Vulgärsprache gegeben'. *Nohl.*

Meyer-Lübke, W., Romanisches etymologisches Wörterbuch: *D. Neuer. Spr.* XXVIII 7/8 S. 367 f. 'Bietet sicheres Material und gibt zugleich die Wege und Mittel zur Mitarbeit an den noch zu lösenden Fragen in die Hand'. *W. Küchler.*

Münzer, Fr., Römische Adelsparteien und Adelsfamilien: *N. Jahrb.* 45, 10 S. 438 ff. 'Das Studium des Buches wird reich belohnt durch die vielfältige Belehrung und wird geradezu zu einem Genuß durch die vornehme Form, in der sie geboten wird'. *M. Gelzer.*

Paulys Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Hrsg. v. W. Kroll. 20. Halbb.: *Woch. f. klass. Philol.* 47/48 Sp. 433 ff. Besprochen von *Fr. Harder.*

Seneca, Brieven aan Lucilius. Eene bloemlezing van inleiding en aanteekeningen voorzien, door H. Wagenvoort Jr.: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 183 f. 'Gutes Hilfsmittel'. *P. Faider.*

Sommer, F., Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen: *N. Jahrb.* 46, 10 S. 309 f. 'Für die Umgestaltung des Grammatikunterrichts durch lebendige sprachwissenschaftliche Durchdringung hervorragend geeignet'. *A. Debrunner.*

Streng, G., Das Rosettenmotiv in der Kunst- und Kulturgeschichte: *Orient. L.-Ztg.* XXIII 9/10 S. 226. 'Sehr dankenswerte Einzeluntersuchung'. *Th. Dombart.*

Tobac, E., Les prophètes d'Israël. Études historiques et religieuses: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 224 ff. Anerkannt von *L. Bellon.*

Traube, L., Vorlesungen und Abhandlungen: *Th. L.-Ztg.* XLV 17/18 S. 203. 'Neben Philologen werden Historiker und Theologen die Sammlung dankbar begrüßen'. *F. Vigener.* — III. Bd. Kleine Schriften. Hrsg. v. S. Brandt: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 230 ff. 'Ausgabe, würdig eines wegen seiner gewissenhaften Forschung angesehenen Gelehrten'. *J. P. W.*

Trüdinger, K., Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie: *Geogr. Z.* 26, 11/12 S. 335 f. 'Inhaltreiche, aber nicht leicht lesbare Schrift. Der Schwerpunkt liegt weit mehr auf der literargeschichtlichen Seite'. *Oberhummer.*

Vergilius. R. Pichon, Virgile. Oeuvres complètes: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 9 S. 192. 'Der Schriftsteller ist in sein Milieu versetzt'. Auch im übrigen anerkannt von *A. Willem.*

Waldis, J., Sprache und Stil der großen griechischen Inschrift vom Nemrud-Dagh in Kommagene: *Sokr.* 8, 9/10 S. 280 f. 'Es galt, das Besondere zu beleuchten, nicht, wie Verf. tut, das Normale in endlose, unfruchtbare Listen aufzulösen'. *P. Maas.*

Whittaker, Th., The Neo-Platonists. Second edition, with a Supplement on the Commentaries of Proclus: *Journ. of Hell. Stud.* XXXIX S. 239. 'Unterscheidet sich von der ersten Ausgabe hauptsächlich durch die Behandlung des Gnostizismus; das Supplement ist ein neuer, sehr wichtiger Beitrag zur Philo-

sophengeschichte über die Neuplatoniker, unter denen Proklos mit seinen zum Teil sehr modernen Anschauungen am eingehendsten behandelt ist'. *J. H. S.*

Mitteilungen.

Zur Deutung der vierten Ekloge Vergils.

In der 16. Epode, Horazens ältestem und kraftvollstem Gedicht, macht der pessimistisch gestimmte Dichter bekanntlich den Vorschlag, hinaus in den weiten Ozean nach den Inseln der Seligen zu segeln auf Nimmerwiedersehen. Darauf antwortet Vergil (ob aus eigenem Antrieb oder in höherem Auftrag, sei dahingestellt) mit der vierten Ekloge, die ja zum Teil wörtliche Anklänge an Horaz enthält[1]). Das feierliche Gedicht geht zurück auf ein uraltes Sibyllenorakel[2]) (ähnlich dem der jüdischen Sibylle, das uns im 3. Buch der oracula Sibyllina überliefert ist); die sibyllinischen Bücher wurden ja damals anläßlich der Säkularspiele befragt[3]). Der dort verheißene Heiland sollte im Jahre 41/40 eintreffen. Darum widmet Vergil das Gedicht dem Consul designatus des Jahres 40, Asinius Pollio. Für die Deutung auf einen Sohn des Pollio spricht nichts in dem Gedicht; Pollio ist nirgends als der glückliche Vater, sondern nur als der Konsul des Jahres 40 angeredet. Und wenn uns Servius zu v. 11 überliefert: *Asconius Pedianus a Gallo audire se refert, hanc eglogam in honorem eius factam*, so liegt darin eben eine maßlose Überhebung des Asinius Gallus[4]), der ja bekanntlich im Jahre 33 n. Chr. in der Untersuchungshaft ein wenig rühmliches Ende fand (Tac. ann. VI 23). Als Vergil im Jahre 41 oder 40 das feierliche Gedicht (und zwar vs. 1—59) dem Pollio überreichte, kann er unmöglich an einen bestimmten puer gedacht haben. Ich kann mir nicht denken, daß sich der Dichter der Blamage aussetzte, daß seine Weissagung schon hinsichtlich des Geschlechtes des zu erwartenden Kindes, geschweige durch das Ausbleiben der Nachkommenschaft überhaupt Lügen gestraft werde. Es wäre ebenso müßig, für Vergils puer nach einer bestimmten historischen Persönlichkeit zu suchen, wie für Jesaja c. 11, wo sich unter den Theologen seit alters dieselbe Streitfrage erhoben hat, wenn die Schlußverse 60—63 nicht dastünden[5]).

Als das Gedicht (ohne die Schlußverse) bekannt wurde, scheint es Octavian[6]), der eben für das Jahr 40 einen Sprößling erwartete, auf sein Geschlecht bezogen zu haben; wie groß aber war die Enttäuschung, als ihm Scribonia ein Mädchen, die später so berüchtigte Julia, gebar! Dieser Verlegenheit half der Dichter etwas nach, indem er — nicht zum Schaden des Gedichtes — die Schlußverse anfügte:

Incipe, parve puer, risu cognoscere matrem
(matri longa decem tulerunt fastidia menses),
incipe, parve puer: qui[7]) *non risere parentes,*
nec deus hunc mensa, dea nec dignata cubili est.

Danach ist also der Knabe bereits geboren. Besondere Huldigung empfängt die Mutter, deren lieber im Gedicht garnicht gedacht war. Das kann nur auf Octavians Schwester Octavia gehen. Der puer ist der von dem späteren Kaiser so hochgeschätzte Marcellus. Diese Deutung ist meines Erachtens die einzig mögliche. Sie findet sich zum ersten Male in den Scholia Bernensia[8]): *alii hanc eglogam scriptam esse aiunt in laudem Caesaris sive Marcelli, filii Octaviae.*

Dieser scheint Ende 42 oder Anfang 41 geboren zu sein. Vgl. Serv. zu Aen. VI 861: *Significat autem Marcellum, filium Octaviae, sororis Augusti, quem sibi Augustus adoptavit. Hic sexto decimo anno incidit in valetudinem et periit octavo decimo in Baiano, cum aedilitatem gereret. huius mortem vehementer civitas doluit: nam et adfabilis fuit et Augusti filius. Ad funeris huius honorem Augustus sescentos lectos intra civitatem ire iussit: hoc enim apud maiores gloriosum fuerat et dabatur pro qualitate fortunae; nam Sulla sex milia habuit; igitur cum ingenti pompa adlatus et in campo Martio est sepultus; ergo modo in Augusti adulationem quasi epitaphion ei dicit; et constat hunc librum tanta pronuntiatione Augusto et Octaviae esse recitatum, ut fletu nimio imperarent silentium, nisi Vergilius finem esse dixisset. Qui pro hoc aere gravi donatus est, id est massis: nam sic et Livius argentum grave dicit, id est massas.*

Ich habe absichtlich das ganze Scholion ausgeschrieben, um zu zeigen, daß es den Eindruck historischer Glaubwürdigkeit erweckt. Damit scheint nun in Widerspruch zu stehen Properz III 18, 5: *occidit et misero steterat vigesimus annus.* Man könnte sagen, das sei eine runde Zahl. Aber was heißt denn *steterat*? Doch wohl: „es hatte sich ein-

1) Vgl. Skutsch, N. Jb. 23 (1909) S. 29 ff. Siebourg, Ebd. 25 (1910) S. 275.

2) Vgl. v. 4: *Ultima Cumaei venit iam carminis aetas.*

3) Diese Zusammenhänge hat R. C. Kukula, Röm. Säkularpoesie, Leipzig 1911, richtig erkannt. Freilich die Umstellung der vs. 60—63 der Ekloge hinter v. 25 und die Deutung auf Oktavian als σωτήρ sind indiskutabel.

4) Vgl. Tac. ann. I 13 *principis loci adipiscendi avidus.*

5) Daß die Verse 1—59 und 60—63 verschiedene Situationen voraussetzen, darauf hat zum ersten Male K. Kunst (diese Wochenschr. 1920 S. 694 ff.) aufmerksam gemacht.

6) Ebenso Asinius Pollio auf seinen Saloninus! Nachdem Vergil aber die Schlußverse angefügt hatte, war diese Deutung nicht mehr möglich. Er starb ja gleich nach der Geburt, die Kinder aber lachen den Eltern vom 40. Tage an entgegen, wie die Scholien hervorheben.

7) So mit Quintil. IX 3, 8: vgl. diese Wochenschr. 1918 S. 186 ff., 760 f.

8) E. H. Hagen, Fleckeis. Ib. Suppl. IV (Leipzig 1861—67) S. 775. Nebeneinander stehen dort zu v. 7 die Deutungen: *Saloninus vel Augustus vel Christus vel Marcellus, Octaviae filius* (nirgends *Asinius Gallus*).

gestellt. Bedenkt man ferner, daß die Alten beim Zählen immer eins mehr zählten als wir (vgl. den röm. Kalender, auch in unserem Gedicht v. 61 *decem menses*), so scheint sich für die Geburt des Marcellus das Jahr 41 zu ergeben[9]).

Man hat noch einen anderen Weg eingeschlagen, die Deutung auf Marcellus probabel zu machen. Karl Frey (a. a. O. S. 178 ff.) weist auf die Stellung des Gedichts in der Sammlung hin; indem er nun die fünfte Ekloge vom Tode und der Apotheose des jungen Daphnis auf Marcellus deutet, ergibt sich für ihn die Identität mit dem puer der vierten Ekloge; „nur daß der Verstorbene den Frieden vom Himmel her den Menschen sendet, während der Heranwachsende ihn dereinst als Kaiser bringen soll".

Dann müßte allerdings die Endredaktion der Bucolica sehr spät fallen. Jedenfalls haben wir mit mehr als einer Ausgabe zu rechnen. Die erste scheint nur die rein bukolischen und auf Pollio bezüglichen (mit Ecl. VIII als Prooemium) enthalten zu haben; in der zweiten Auflage, die der Dichter dem Octavian widmete, kamen vielleicht I, IX, X, VI, IV (mit den Schlußversen) hinzu[10]). Auch eine spätere Herausgabe, die mit der jetzigen Fassung identisch wäre, ist an sich denkbar. Doch das läßt sich alles nur vermuten, nicht beweisen[11]).

Um zur vierten Ekloge zurückzukehren, man kann jenen Asinius Gallus nur bedauern, daß er sich mit Unrecht für den Besungenen hielt und damit bei den Philologen Beifall fand.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

---

[9]) Vielleicht ist damit das Bedenken Peter Burmanns aus Amsterdam († 1778) beseitigt: „Wenn bewiesen werden könnte, daß das Konsulat Pollios mit dem Geburtsjahr des Marcellus übereinstimmte, so wäre ich eher für Marcellus." Vgl. K. Frey, Schweiz. Rundschau 1893, 1 S. 178. Für die Deutung auf Marcellus sind eingetreten: 1. Der Pariser Buchdrucker Badius, genannt Ascensius; 2. Franciscus Nansius, Professor in Dordrecht (1595); 3. der französische Jesuit Catrou (Catröus) 1659—1735 (vgl. ebd. S. 56).

[10]) Frey (a. a. O. S. 59) sieht in dem Eccl. I 65 erwähnten Creta keine Symbolik, sondern denkt an das allerdings nach 36 liegende Ereignis der Ackeranweisungen in der Nähe von Knossos, von der uns Dio Cassius (49, 14) berichtet.

[11]) Von den Georgica wissen wir zufällig, daß Vergil zwei Ausgaben gemacht hat. Sollten wir nicht auch bei den Bucolica mit dieser Möglichkeit rechnen? Übrigens ist meines Erachtens am Schluß der Georgica (IV 566) nicht die erste Ekloge als Einzelgedicht, wie K. Frey (a. a. O. S. 180) will, sondern die ganze Sammlung zitiert.

Eingegangene Schriften.

W. Puttfarken, Das Asyndeton bei den römischen Dichtern der archaischen und klassischen Zeit. Diss. Kiel.

A. Meillet, Geschichte des Griechischen. Übers. v. H. Meltzer. Heidelberg, Winter. 22 M. 50.

P. Gardner, A History of ancient Coinage 700—300 B. C. Oxford, Clarendon Press. 18 sh.

G. Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Leipzig, Kabitzsch. 12 M.

E. W. Bredt, Ovid: Der Götter Verwandlungen mit Radierungen und Bildern neuerer Meister. I. II, München, H. Schmidt.

A. Kurfeß, Curae Constantinianae (3 Sonder-Abdrücke.)

Th. Litt, Berufsstudium und „Allgemeinbildung" auf der Universität. Leipzig, Quelle und Meyer. 3 M.

Chr. Gaehde, Das Theater. 3. A. Leipzig u. Berlin. Teubner. 2 M. 80, geb. 3 M. 50 + 100% Zuschl.

E. Vischer, Der Apostel Paulus und sein Werk. 2. A. Leipzig und Berlin, Teubner. 2 M. 80, geb. 3 M. 50 + 100% Zuschl.

L. Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom. 4. A. Leipzig und Berlin, Teubner. 2 M. 80, geb. 3 M. 50 + 100% Zuschl.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 12. Februar. 1921. № 7.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Luise Reinhard, Die Anakoluthe bei **Platon**. (Philologische Untersuchungen, herausgegeben von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff, 25. Heft.) Berlin 1920, Weidmann. VI, 207 S. 20 M.

Die Verf. hat die Anakoluthe bei Platon im weitesten Umfange behandelt: nach Ausweis des Registers sind über 400 Stellen verzeichnet und besprochen, darunter eine aus dem ersten Alkibiades und zwei aus dem ersten Hippias, die sie also für echt hält. Allerdings gibt sie bei nicht wenigen Stellen zu, daß die besprochenen Erscheinungen nicht Anakoluthe sind, ob auch das von ihr übergangene Gorg. 456 a, das ihr Lehrer Wilamowitz, Platon II 417, an erster Stelle behandelt? Daß der Kunstausdruck fließend ist, wird man ohne weiteres zugestehen; es will mir aber scheinen, daß die Verf. noch zu freigebig mit ihm gewesen ist. Eine exakte Erklärung gibt sie nicht, am häufigsten spricht sie von Abweichung von der grammatischen Regel (S. 1, 33, 46, 61, 101, 104, 152, 187) oder von der logischen Konstruktion (S. 84, S. 65 von der logischen Ordnung), einmal (S. 65) von den Freiheiten des griechischen Sprachgebrauchs. Wir wollen mit ihr nicht darüber streiten, ob für die moderne Auffassung der Sprache überhaupt noch eine so schroffe Gegenüberstellung von logischen Regeln und psychologisch bedingten Freiheiten berechtigt ist, zumal bei der griechischen Sprache, deren Genius die Freiheit ist; aber auch wenn wir uns ihre Erklärung gefallen lassen, können wir nicht alles, was sie als Anakoluth faßt, dazu rechnen, ja nicht einmal unter die auffallenden Erscheinungen, so nicht den Gebrauch des Akkusativs vom Partizipium als prädikative Apposition beim Infinitiv (S. 102 ff.) oder die gewöhnliche Prolepsis (S. 167), noch weniger Wortstellungen wie ἀνδρεία τί ποτ' ἐστίν (S. 168) oder τῶν ἀνθρώπων ἐν ὅλαις ταῖς πόλεσιν (S. 167). Die Wiederholung eines Wortes, die die Verf. S. 152 als Palindromie bezeichnet, kann wohl mit einer Anakoluthie verbunden sein, aber nicht wenige Beispiele, die im 10. Kapitel besprochen werden, sind harmloser Art zur Erleichterung des Verständnisses eines zu lang geratenen Satzes. Die Unterscheidung der Palindromie von der Epanalepsis wird der Verf. nicht leicht (S. 152), auch nicht die der constructio κατὰ σύνεσιν von der Anakoluthie im Numeruswechsel (S. 134); in den Fällen, in denen sich der Plural auf ein vorausgehendes τὶς oder ἕκαστος bezieht, wird man vorziehen, von ersterer zu sprechen. Ein Asyndeton, durch das der Rhythmus der Rede gehemmt wird, kann als Anakoluth gelten, ohne daß eine Abweichung von der grammatischen Regel vorliegt: in diesem Falle genügt eine Pause, die wir in der Schrift mit der Interpunktion kennzeichnen, ein Mittel, das auch die Verf. mehrfach vorschlägt (S. 46, 47); dagegen scheint mir der Kunstausdruck verschwendet bei Aufzählungen im Nominativ, die von der Konstruktion gelöst sind (S. 55 ff.).

Nicht nur die definitio, auch die divisio erregt einige Bedenken. 10 Gruppen werden unterschieden, von denen wiederum 1—3, 4—7 und 8—10 zusammengefaßt werden. Ein Rätsel bleibt mir das Stichwort der 7. Gruppe: Tempuswechsel (S. 5), das S. 116 und 191 wiederholt wird: die in dem 7. Kapitel behandelten Fälle beziehen sich auf den Übergang vom Partizipium zum Infinitiv oder umgekehrt, auf den Wechsel zwischen Partizipium und verbum finitum und zwischen den Ausdrücken der Aufforderung (Infinitiv, Adiectivum verbale und Imperativ), endlich auf ὡς und ὅτι mit dem Infinitiv. Die Verf. gibt selbst zu, daß die Grenzen der Gruppen ineinanderfließen (S. 3 f. 159): so namentlich zwischen den Gruppen 5 und 6. Falsch ist die Bezeichnung: doppelter Komparativ (S. 164) in Sätzen, wie τίς ἂν αἰσχίων εἴη ταύτης δόξα ἢ δοκεῖν; denn nicht der Komparativ wird doppelt gesetzt, sondern das mit dem Genetiv ausgedrückte oder durch ἤ eingeleitete Vergleichsglied; nicht einmal als doppelte Komparation könnte man das bezeichnen. Das wertvollste Material steckt in den Gruppen 1, 3, 4 und 7: Subjunktion unter den Zwischensatz, Sejunktion, Wechsel der Partizipial- und Infinitivkonstruktion und der Imperativformen gehören zu den bemerkenswertesten Anakoluthen.

Offenbar kommt es der Verf. weniger auf eine genaue Einordnung an, als auf die psychologische Erklärung der dem platonischen Stil eigenen Erscheinungen in der Satzbildung, auf den Nachweis der am Schluß S. 187 aufgestellten Behauptung: „Es besteht überall eine vollständige Entsprechung zwischen dem Vorstellungsverlauf des Redenden und dem sprachlichen Ausdruck desselben.“ Das Charakteristische ist der Gesprächsstil, in dem die sinnliche Vorstellung (S. 74, Phantasie- und Erinnerungsbild 163, 6 ff.), das Individuelle (197), das Konkrete (151) „einen starken Gefühlston auslöst“, „in den Vordergrund tritt“, „sich vom Hintergrund plastisch abhebt“. das bewirkt den Wechsel in der Satzfügung; dieselbe Wirkung hat aber auch die Stimmung, die „gesteigerte Stimmung“ (S. 151, 167) in Freude, Wohlgefühl, Spannung, Unwillen, Schauder (καὶ ἐπιρρεῖ δὲ ὄχλος τοιούτων Γοργόνων . . . Phaidr. 229 d e): das Anakoluth im Gefühlsausdruck (S. 81). Mit Recht kann da die Kunst Platons (S. 1) gerühmt werden, die bald unbewußt, bald bewußt zum Ausdruck kommt (S. 194 f.). „Bewußt war ihm einmal im allgemeinen, daß er die Sprache des Lebens geben wollte, d. h. also, daß er seinem Empfinden den natürlichen, unmittelbarsten Ausdruck zu geben suchte. Sodann wird es ihm auch im einzelnen bewußt gewesen sein, wo eine Schönheit in dem sprachlichen Ausdruck lag . . . Der Künstler sucht nach einem adäquaten Ausdruck für den Empfindungskomplex, den er sprachlich wiedergeben will. Dieser stellt sich je nach dem augenblicklichen persönlichen Befinden entweder unmittelbar in vollkommener Weise ein, wenn die Disposition gerade eine sehr glückliche ist, oder er muß auch suchen, verwerfen, anderes probieren und schließlich sich mit bewußt Unzureichendem begnügen. Daß der Künstler dabei über das technische Wissen verfügt, trifft wohl zu, aber er wird nur in den seltensten Fällen dazu kommen, daß er zu diesem seine Zuflucht nimmt, und das werden nicht die Augenblicke sein, in denen er Großes schafft. Er hat das εἶδος dessen, was er schaffen will, vor seinem inneren Auge und sieht und denkt bei seinem Schaffen nichts als die volllkommene Übereinstimmung mit diesem εἶδος zu erzielen.“ Die Verf. findet in dieser Kunst ein musikalisches Element und zieht sogar die Meisterreliefs attischer Grabmäler zum Vergleich heran (S. 143). Anderseits kann sie nicht leugnen, daß die Fülle der Vorstellungen und das Ringen mit ihr, ja eine gewisse Unklarheit des Denkens zu Unregelmäßigkeiten in der Satzbildung geführt hat (S. 61 u. a.), wenn sie auch nicht gern von Lässigkeit, Nachlässigkeit redet, wohl aber von „mangelnder Überarbeitung“, von „Härten“ besonders in den Gesetzen und schließlich auch von dem Altersstil des Timaios (S. 191 f.). Parallelstellen aus anderen Schriftstellen hat sie fleißig gesammelt. Aber freilich Homer, Herodot und Thukydides stehen noch in der Freiheit der Parataxe, und die Dichter aller Zeiten und Nationen genießen diese weiter: bei den Griechen hat erst die Rhetorik eine straffere Satzbildung zur Regel gemacht. Platon steht für sich allein, und es fragt sich, ob seine Anakoluthe das alles in sich enthalten, was die Verf. darin sucht. Wir erkennen gern an, daß sie an nicht wenigen Stellen das Richtige trifft; nur ein Beispiel ist es, wenn ich die Behandlung von Symp. 177 ab (S. 67 ff.) hervorhebe; an anderen Stellen hat sie das Streben, alles zu erklären und die Kunst des Schriftstellers in das hellste Licht zu stellen, zu gesuchter, spitzfindiger, überschwenglicher oder gar verkehrter Auslegung der Anakoluthe verführt.

Gleich ihr Debüt mit dem Sätzchen Phaidr. 230 a ἆρ' οὐ τόδε ἦν τὸ δένδρον; Hier ist kein Anakoluth, sondern das Imperfektum zu er-

klären: den Baum hat Phaidros seinem Meister schon aus der Ferne gezeigt. Aber nicht das harmlose ἦν, sondern die ganze Szene schafft „das wundervolle Stimmungs- und Situationsgemälde“, das „die Mittagshitze malt, wo die Götter ihr Wesen treiben und alles unter ihrem Zauber steht“ (S. 7). So wird auch anderswo von der Verf. die Wirkung, die vom Ganzen ausgeht, auf das Anakoluth übertragen. Polit. 500 b c (S. 140) wechselt der Dativ ἔχοντι mit dem Akkusativ μαχόμενον und danach dieser Singular mit den Pluralen ὁρῶντας καὶ θεωμένους. Dazu die Verf.: „Dann wird aus dem Singular der Plural: den Kampf mit der irdischen Kleinheit muß der einzelne aufnehmen und durchhalten, aber angesichts der ewigen Dinge weitet sich der Blick und sucht alle gleich empfindenden Menschen, hier also die Philosophen, als Schauende zu umfassen.“ Umgekehrt wird mit mehr Recht S. 196 f. an Symp. 217 a/18 b und 210 a/17 b gezeigt, wie in der Darstellung der höchsten Dinge die Anakoluthe nicht nur vermieden werden, sondern eine geradezu rhetorische Responsion erscheint. In derselben Diotimarede Symp. 208 a/09 b (S, 144) veranlaßt der Numeruswechsel οἱ κατὰ τὴν ψυχὴν ἐγκύμονες und τούτων δ' αὖ ὅταν τις ἐκ νέου ἐγκύμων ᾖ τὴν ψυχήν die Verf. zu der Bemerkung: „Der Plural könnte hier in der Tat nicht stehen, denn er würde die Strahlen, die jetzt auf das Bild des einen Jünglings konzentriert sind, zerstreuen und alles matt und farblos erscheinen lassen.“ Tim. 28 b (S. 169) wird in der Schöpfungsgeschichte zuerst die Frage erörtert, ob das Himmelsgewölbe von Anfang an gewesen oder erschaffen worden ist. ὁ δὴ πᾶς οὐρανός . . . wird als Hauptbegriff dem Satze vorangestellt und nachher fortgefahren σκεπτέον δ' οὖν περὶ αὐτοῦ πρῶτον . . . Das ist ein nicht ungewöhnliches Anakoluth. Was aber sucht die Verf. darin? „Die starke Prolepsis gibt für das Empfinden geradezu den Abstand zwischen der Majestät des Himmelsgewölbes und dem Tun und Treiben der Menschen.“

Ich habe schon oben über den Gebrauch des Partizipialakkusativs beim Infinitiv bemerkt, daß sein Wechsel mit dem Genetiv oder Dativ nichts besonderes an sich hat; der Akkusativ ist der neutrale Kasus beim Infinitiv, der überall zulässig ist. Die Verf. aber nennt ihn vorzugsweise den Kasus der „Aktion“, der die „Verselbständigung der Handlung“ (S. 103) ausdrückt. Soll man aber wirklich glauben, daß Symp. 167 d (S. 105) der Akkusativ κραιπαλῶντα durch die Übersetzung erklärt wird: „zumal wenn einer am Rausche des vorhergehenden Tages laboriert?“ Wir dürfen wohl annehmen, daß die Verf. sich niemals im Zustand des Katzenjammers befunden hat; sonst würde sie ihn nicht in eine Handlung verwandeln. Apolog. 41 a b (S. 103) wechselt der Dativ ἀντιπαραβάλλοντι nach einer Zwischenbemerkung mit den Akkusativen ἐξετάζοντα καὶ ἐρευνῶντα. „Als Sohrates von der Freude spricht, die ihn erwartet, wenn er erst sein Schicksal mit dem des Palamedes, Aias oder sonst eines zu unrecht Verurteilten wird vergleichen können, schwebt ihm noch nicht ein Handeln vor, und der Dativ ἀντιπαραβάλλοντι bezeichnet nur den Seelenzustand bei der Begegnung. Als Sokrates dann aber davon spricht, wie er daran gehen würde, die Schatten in der Unterwelt in derselben Weise zu prüfen, wie er es mit seinen Mitmenschen im Leben immer gehalten hat, sieht er sich selbst in dieser Tätigkeit wirken. Dem entspricht das dem Infinitiv subjungierte Akkusativpartizip.“ In Wirklichkeit steht es so: Das regierende ἔμοιγε θαυμαστὴ ἂν εἴη ἡ διατριβή zieht den Dativ nach sich; die entfernteren Akkusative werden durch den mit ihnen eng verbundenen Infinitiv διάγειν bestimmt. Und so noch in vielen anderen Fällen, z. B. Nom. 796 c d (S. 101), wo nicht der Akkusativ, sondern der Gehalt der Worte die lebhafte Vorstellung der Verf. angeregt hat von dem Schmucke der Waffen und Pferde bei den Festzügen, in dem sich die Jünglinge bei dieser Gelegenheit zeigen. Auch Kratyl. 395 c d (S. 92) werden wir das überlieferte ὁρῶν nicht in ὁρῶντα ändern, weil es nur um des Gegensatzes zu προιδεῖν τῶν πόρρω willen dem ἡνίκα προεθυμεῖτο, zu dem es gehört, vorausgeschickt ist, aber nicht, wie die Verf. meint, weil „die bekannte Sage (von Tantalos) inzwischen mit voller Lebendigkeit das Bewußtsein erhellt hat“. Nicht glücklich ist die Verf. in der Behandlung der Wiederholung, die sie Palindromie nennt. In den meisten Fällen genügt zu ihrer Erklärung, daß sie dem Verständnis namentlich in langen Sätzen zu Hilfe kommen oder ein bedeutsames Wort unterstreichen soll. Wenn Apolog. 40 c d e (S. 156) das κέρδος ὁ θάνατος am Anfang des Satzes am Ende noch einmal wiederholt wird, in dem langen Zwischensatz δέοι zweimal zu lesen ist, so erklärt sich das hinreichend durch den Satzbau, ebenso das zurückweisende εἰ οὖν τοιοῦτον ὁ θάνατός ἐστιν, für die Verf. dagegen durch die „Intensität des Wohlbehagens“, das die Erinnerung an traumlos durchschlafene Nächte in Sokrates erweckt. Ich glaube, diese Beispiele genügen, um die unschuldigen Ana-

koluthe vor der Empfindungsstärke der Verf. zu schützen.

Ihr Verdienst aber bleibt es, daß sie die Anakoluthe gesammelt hat und damit an vielen Stellen die von der Kritik angegriffene Überlieferung schützt. Mit Recht stellt sie sich auf den Standpunkt, daß es nicht angängig ist, Anakoluthe durch Korrektur zu beseitigen, es sei denn, daß „die Steigerung in der Lebendigkeit des Ausdruckes . . . unpassend erscheint" (S. 70). Es ist ja leicht, ein δεῖν in ein δεῖ oder umgekehrt zu ändern, ein λέγοντες in ein λέγοντας, ein αἰσθανόμενος in ein αἰσθανόμενον, und ich gestehe, daß ich Polit. 538 b (S. 183) zu letzterem geneigt bin, weil die falsche Beziehung auf μαντεύομαι zu nahe liegt. Auch Symp. 203 a (S. 108) lasse ich mich von der Verf. nicht überzeugen, daß die Überlieferung θεοῖς πρὸς ἀνθρώπους καὶ ἐγρηγορόσι καὶ καθεύδουσι ohne die Einschiebung von καὶ ἀνθρώποις πρὸς θεούς zu halten ist. Dagegen stimme ich ihr bei, daß Symp. 207 a b (S. 70) καὶ ἕτοιμά ἐστιν nicht durch Streichung von ἐστιν abzuschwächen ist; es liegt hier in der Tat ein charakteristischer Beitrag zu der Erscheinung der Loslösung des Gedankens von der Subjunktion vor, ein Musterbeispiel für die Sejunktion, die von der Verf. gut behandelt ist.

Es sind zum Teil schwierige Stellen, die in Frage kommen; begreiflich daher, daß die grammatische Erklärung hier und da auf Widerspruch stoßen wird. Euthyphron 4 d (S. 23) und Charmid. 164 d e (S. 119) bin ich geneigt, mit Usener das δεῖν für ein altes Partizip (= δέον) zu nehmen und damit die Anakoluthie zu beseitigen. Gorg. 457 b und Phaid. 98 c (S. 83) verschwindet das Anakoluth, wenn man κᾆτα und κἄπειτα als verstärktes εἶτα und ἔπειτα faßt und damit die kopulative Partikel beseitigt (s. Gercke zu Gorg. 457 b). Tim. 56 b (S. 176) scheint die Verf. συνηρμόσθαι als Passivum zu nehmen; ist es Medium, so ist τὸν θεόν Subjekt dazu, nicht als proleptischer Akkusativ zu erklären. Nom. 931 c d (S. 109) gebe ich Engelhardt recht, wenn er παρακαλοῦντος unter den Einfluß des folgenden ἀκούειν stellt; den Genetiv διανεμόντων in Nom. 967 b c (S. 110) erkläre ich als absoluten zeitlich: „beim Verteilen"; das ἐθελόντων in Pol. 459 c (S. 112) erklärt sich am einfachsten, wenn man es von σώμασι abhängig macht: Körper von solchen, die Diät halten wollen. Tim. 88 a (S. 113) scheint γιγνομένων durch δι' ἐρίδων καὶ φιλονικίας beeinflußt, vielleicht sogar dazu gehörig, nicht zu ἐν λόγοις. Auch die anakoluthen Genetive ἀποδιδόντων in Nom. 829 d (S. 111) und δοκιμασθέντων in Nom. 755 d verschwinden, wenn sie als Imperative gefaßt werden. So kann die Zahl der anakoluthen Genetivpartizipe beträchtlich verkürzt werden. Nom. 751 b c (S. 116) halte ich an der Überlieferung fest; die Verf. streicht τοῦ vor πόλιν und schiebt nach ἀνεπιτηδείους ein εἴ τις ein, akzentuiert demnach ἐπιστῆσαι als Optativ. Vielmehr ist der substantivierte Infinitiv τοῦ πόλιν εὖ παρεσκευασμένην (Subj.) ἀρχὰς ἀνεπιτηδείους ἐπιστῆσαι τοῖς εὖ κειμένοις νόμοις zu dem folgenden ein Genetivus der Ursache (des Ursprungs), abhängig von συμβαίνοι bezw. γίγνοιντ' ἄν, braucht also auch nicht durch ἐκ verstärkt oder mit τῷ statt τοῦ in einen Dat. instrum. verwandelt zu werden. Gorg. 481 d e (S. 129) scheint die Verf. das ὅτι nach δεινοῦ für die Konjunktion zu halten, mir unverständlich: ὅτι ἄν kann doch nur das Pronomen (quidquid) sein. Endlich Pol. 618 b—c (S. 161): „Also ist διαγιγνώσκοντα dem Infinitiv αἱρεῖσθαι subjungiert, der wiederum von δυνατὸν καὶ ἐπιστήμονα abhängt, und das folgende ἀναλογιζόμενον dem Infinitiv εἰδέναι, der die nähere Erklärung gibt zu dem vorhergehenden τούτου τοῦ μαθήματος καὶ ζητητὴς καὶ μαθητὴς ἔσται. Formal bildet also dieser Acc. c. inf. die Apodosis zu der Protasis ἐάν ποθεν αἱρεῖσθαι." Ich konstruiere anders: εἰδέναι τί κάλλος usw. gehört als Subjekt in den Satz πῶς ἔχει πρὸς ἀρετὴν βίον, der von ἀναλογιζόμενον abhängt; das ganze mit ἀναλογιζόμενον beginnende Gefüge ist eine weitere Ausführung von διαγιγνώσκοντα . . . αἱρεῖσθαι, das von δυνατὸν καὶ ἐπιστήμονα abhängt; ἐάν ποθεν οἷός τ' ᾖ ist keine Protasis, sondern von τούτου τοῦ μαθήματος καὶ ζητητὴς καὶ μαθητὴς ἔσται abhängig „ob er von irgend einer Seite imstande ist . . ." Ein Anakoluth ist bei dieser Konstruktion ausgeschlossen. Leicht freilich hat es Platon seinen Lesern nicht gemacht.

Die Verf. schließt mit einer Verteilung der verschiedenen Arten der Anakoluthe auf die einzelnen Dialoge, die in einer Tabelle auf der letzten Seite übersichtlich zusammengestellt ist. Ihre Verwertung für die Chronologie der Dialoge weist sie S. 193 selbst zurück. Ein gewisser Altersstil läßt sich aber auch in dieser Beziehung nicht verkennen, ihm gehören Timaios, Philebos und die Gesetze an. Sicher ist, daß sich die künstlerischen Anakoluthe am meisten im Gorgias, Symposion, Phaidon, Phaidros und der Politeia finden, die härtesten in den Gesetzen. Man kann sich das nicht bloß aus dem Stoffe, insbesondere aus der Gesetzessprache erklären; eine gewisse Lässigkeit des Schriftstellers ist

nicht zu verkennen, Verf. selbst ist (S. 192) geneigt, sie der mangelnden Überarbeitung zuzuschreiben, also jedenfalls nicht einer bewußten Manier. (Das müßte man annehmen, wenn Fr. Blaß, Attische Beredsamkeit II² S. 458 mit seiner Feststellung recht hätte, daß in den Gesetzen der Hiatus mehr vermieden werde als in den älteren Schriften; aber die 100 Hiaten, die sich allein im ersten Buche finden sollen, stellen die ganze Verhältnisrechnung in Frage.)

Zur Echtheitsfrage äußert sich die Verf. S. 194: „Für die Echtheit der Dialoge könnte natürlich ebensowenig aus einem Fehlen von Anakoluthen etwas geschlossen werden, dagegen würden vorhandene Anakoluthe, wenn sie in dem ihnen zu Grunde liegenden psychologischen Prozeß eine starke Übereinstimmung zeigten, doch ein sehr wichtiges Argument für die Echtheit abgeben." Eine Anwendung von diesem Satze macht sie nicht.

Ausgezeichnet ist die Korrektheit des Druckes. Ich habe einen großen Teil der in der Schrift angeführten Platonstellen nachgeschlagen und bin von dem Zitat niemals im Stich gelassen worden. Von den wenigen unbedeutenden Druckfehlern, auf die ich gestoßen bin, verzeichne ich nur S. 141 Z. 2: γενόμενοι (ebenso Hermann in der Textausgabe) für γευόμενοι.

Loschwitz. Konrad Seeliger.

Hans Kreller, Erbrechtliche Untersuchungen auf Grund der Gräcoägyptischen Papyrusurkunden. Berlin und Leipzig 1919, Teubner. XII, 425 S. 8.

Das Buch wurde am 22. Juli 1913 der Leipziger Juristenfakultät als Inaugural-Dissertation vorgelegt. Die drei ersten Kapitel (S. 1 bis 136) wurden als Dissertation im Frühjahr 1915 veröffentlicht. Der Verfasser stand von Beginn des Krieges bis zu seinem Ende im Felde. Mit Hülfe von Freunden, die sich an der Korrektur beteiligten, gelang es, den Druck des ganzen Werkes bis zum Jahre 1919 zu vollenden. Die neuere, während des Krieges erschienene Literatur, namentlich die Rylandpapyri, wurden in das Manuskript, soweit es noch nicht gedruckt war, noch eingearbeitet; für den bereits gedruckten Teil wurde sie in Nachträgen verwertet.

Es dürfte nicht viel Dissertationen von solcher Bedeutung und solchem Umfange geben. Das Buch ist eine vorzügliche, musterhafte Leistung. Der Verf. rückt damit ohne weiteres in die Stellung eines Forschers von Rang ein. Sein Werk verdient uneingeschränktes Lob in jeder Beziehung; die Benutzung des weit zerstreuten Materiales weist, soweit ich sehe, keine Lücke auf, Verf. kennt die gesamte Literatur, er verfährt durchweg umsichtig, besonnen und gründlich, er ist ein scharfsinniger Jurist, der seine Wissenschaft beherrscht und verfügt über solide philologische Kenntnisse. Kurz, er besitzt alle Eigenschaften, die zur Bewältigung einer so großen, schwierigen Aufgabe erforderlich sind. Bescheiden nennt er sein Werk: Erbrechtliche Untersuchungen. In Wahrheit ist es mehr; es ist eine Darstellung des Erbrechts der Papyri, soweit sie nach dem heutigen Stande der Quellen möglich ist. Freilich ist es sehr schwer — und der Verf. ist sich darüber völlig klar —, eine Rechtsordnung aus den Urkunden zu rekonstruieren. Man tappt da vielfach im Dunkeln, ist meist im Zweifel, ob man aus einer Rechtsübung auf einen Rechtssatz, sei er nun auf Gesetz oder auf Gewohnheitsrecht gegründet, schließen darf. Die Sache liegt eben hier ganz anders, wie z. B. im römischen Recht, wo uns die Juristenschriften im Original oder im Auszug vorliegen. Aber dafür hat diese Art der Forschung auch ihre besonderen Reize, und niemals läßt der Verf. die nötige Vorsicht und Behutsamkeit vermissen. Er stellt aus den kritisch beleuchteten Urkunden, die oft nur trümmerhaft überliefert sind, die Tatsachen zusammmen und knüpft daran seine Vermutungen.

Die Einteilung ist folgende: Das Werk zerfällt in fünf Kapitel: 1. Gegenstand des Erbrechts. 2. Die Personen des Erbrechts. 3. Die Rechtsstellung des Erben. 4. Die gesetzliche Erbfolge. 5. Die erbrechtlichen Verfügungen. Im ersten Kapitel werden in zwei Abschnitten die Aktiven und Passiven des Nachlasses behandelt. Im zweiten Kapitel wird zunächst die Terminologie, κληρονόμος, διάδοχος, διακάτοχος festgestellt, sodann die Mehrheit der Erben, Erbengemeinschaft und Erbteilung erörtert. Im dritten Kapitel gelangt der Erwerb der Erbenstellung und ihre Übertragung zur Darstellung. Auch das vierte Kapitel ist, wie seine Vorgänger in zwei Abschnitte gegliedert; der erste enthält die Erbfolgeordnung, der zweite die Wartrechte der gesetzlichen Erben (κατοχή der Kinder). Das fünfte Kapitel ist das umfangreichste. Es zerfällt in eine Einleitung und in zwei Abteilungen, deren erste drei, die zweite fünf Abschnitte enthält, im ganzen 19 Paragraphen (§§ 25—43 des Werkes). Hier werden zuerst die erbrechtlichen Verfügen ohne Testamentsform, insbesondere die elterlichen Teilungen, behandelt, sodann die Testamente, die testamenti

factio, die Formen der Testamente, die einzelnen Verfügungen, die Aufhebung der Testamente, die Testamentseröffnung. Diese wohldurchdachte Einteilung verdient nicht minderen Beifall als die gesamte Ausführung im einzelnen. Man wird nie im Zweifel sein, wo man die gewünschte Belehrung über eine erbrechtliche Frage zu suchen hat, und wird nie im Dunkeln tappen. Außerdem aber kommen dem Benutzer des Werkes sehr sorgfältig gearbeitete Indices zu Hilfe, nämlich ein deutsch-lateinisches und ein griechisches Schlagwörterverzeichnis und ein Quellenverzeichnis.

Den Inhalt der Schrift auszugsweise wiederzugeben, erscheint zwecklos. Wer sich für den Gegenstand interessiert, muß das Buch selbst studieren. Ich beschränke mich daher darauf, an einigen Beispielen meine obigen Bemerkungen zu erläutern. Das gesetzliche Erbfolgerecht der Gräko-Ägypter ist eine Parentelenordnung, wie im griechischen Recht. In der ersten Parentel werden die Abkömmlinge des Erblasses berufen; ob nach Köpfen oder Stämmen, ist fraglich. Die Kinder haben ein Erbrecht nicht nur am Vermögen des Vaters, sondern auch an dem der Mutter. Der Erstgeborene hat ein bevorzugtes Erbrecht. Bei Vorempfängen besteht Ausgleichungspflicht. Die Töchter erben im römischen Recht mit den Söhnen zu gleichen Teilen, im griechischen sind sie entweder mit der Dotierung abgefunden oder sie erhalten doch nur einen kleineren Erbteil als die Söhne (in Gortyn die Hälfte). Im gräkoägyptischen Recht beseitigt die Dotierung nur das Noterbrecht der Töchter; ab intestato erben sie trotz der Dotierung neben den Söhnen. Es besteht ein Kompromiß zwischen ägyptischem, die Frau prinzipiell gleichstellenden und griechischem Recht, wonach die Tochter mit der Dos abgefunden ist. Ob sie aber neben Söhnen den vollen Erbteil erhielt, ist fraglich. Über die Stellung der unehelichen Kinder läßt sich nichts sicheres sagen. Adoptierte Kinder erbten wie natürliche. Bei den ferneren Parentelen ist hervorzuheben, daß auch die Parentelenhäupter zur Erbfolge berufen waren, und zwar vor ihren Abkömmlingen. Der überlebende Ehegatte hatte kein Erbrecht. Die Witwe wurde gewöhnlich mit einem Nießbrauch oder mit einzelnen Nachlaßgegenständen geringeren Wertes, insbesondere den Mobilien bedacht, aber einen gesetzlichen Anspruch darauf hatte auch sie nicht. Im Anschluß an das gesetzliche Erbrecht behandelt Verf. die Wartrechte der gesetzlichen Erben, d. h. das Noterbrecht, die κατοχή der Kinder und ihr Beispruchsrecht. Die κατοχή gehört eigentlich nicht in diesen Zusammenhang, denn sie tritt nicht kraft Gesetzes ein, sondern wird durch Rechtsgeschäft begründet. Ihr Wesen ist unklar: die Hauptquellenstelle, das Edikt des Präfekten Mettius Rufus (Oxy. 237), leidet an Mängeln des Ausdrucks. Es ist zweifelhaft, ob die Kinder an dem Vermögen, das der κατοχή unterlag, Eigentum oder nur Anwartschaft hatten. War die κατοχή durch Ehevertrag der Eltern begründet, so wird man das letztere annehmen. Eigentum würden die Kinder dann frühestens mit dem Tode eines der beiden Eltern erwerben. An Fällen, bei denen das Kindesrecht auf andere Weise begründet wird, scheint es in unserem Urkundenmaterial zu fehlen. Wenn, wie Verf. selbst annimmt, die Kinder ein gesetzliches Erbrecht der Mutter gegenüber haben, so erlangen sie mit dem Tode der Mutter Eigentum an deren Vermögen, die Verwaltung und Nutznießung aber hat doch wohl während der Minderjährigkeit der Kinder der überlebende Vater. Passen nun auf ein solches Rechtsverhältnis auch die Worte des Mettius Rufus οἷς ἡ χρῆσις τετήρηται, ἡ δὲ κτῆσις μετὰ θάνατον τοῖς τέκνοις κεκράτηται? Natürlich muß διὰ δημοσίων χρηματισμῶν dann weggelassen werden, falls man nicht annehmen will, daß die χρῆσις dem Vater durch öffentlichen Akt bestellt werden mußte. Der Satz des Ediktes würde klarer sein, wenn hinter θάνατον angegeben wäre, wessen Tod gemeint ist. Doch ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß einer der beiden Eltern derjenige sein soll, nach dessen Tode den Kindern das Vermögen verfangen ist. Dann ist aber auch οἷς in gleichem Sinne zu verstehen, nämlich: dem überlebendem Elternteil. Der Präfekt denkt also in seinem Edikt an den Fall, daß einer der Eltern verstorben ist. Dann behält der Überlebende die Nutznießung, das Eigentum des Verstorbenen geht auf die Kinder über. Dies ist auch die Erklärung des Verf. S. 185. Nur meint er, die von Mettius Rufus den Eltern zuerkannte χρῆσις stimme schlecht überein mit dem Eindruck, den wir aus Oxy. 173 von dem Rechte der überlebenden Mutter gewinnen. Ich sehe nicht ein, weshalb. Die zweite Erklärungsmöglichkeit, die Verf. angibt, ist mir, wie ich offen gestehe, nicht klar geworden. Es wäre wohl der Mühe wert, zu untersuchen, ob die κατοχή der Kinder nicht ein Vorläufer ist des unfreien Kindesvermögens oder peculium adventicium des späteren römischen Rechts. Ich stimme dem Verf. darin zu, daß mit dem Worte κτῆσις im Edikt des Mettius Rufus das Eigentum, nicht der Besitz,

auf den das Wort eigentlich deutet, gemeint ist. Denn daran, daß die Kinder den Besitz haben, ist nicht zu denken, und die χρῆσις der Eltern setzt wohl nach griechischer Rechtsauffassung Besitz voraus. Dann enthält aber der Satz des Ediktes einen Widerspruch: παρατιθέτωσαν τὰ τέκνα ταῖς (ὑποστάσεσιν) τῶν γονέων κτλ. Die Kinder sollen eine Angabe machen bei der Substanz des Vermögens der Eltern, d. h. doch wohl bei deren Eigentum, während sie selbst doch das Eigentum haben. Der Widerspruch kann nur dadurch beseitigt werden, daß die Angabe der Kinder schon bei Lebzeiten beider Eltern gemacht und dann auch verbucht werden muß, obwohl sie das Eigentum erst nach dem Tode eines der beiden Eltern erlangen. Die Angabe bezieht sich also auf das künftige Eigentum, auf die Anwartschaft. Verf. meint zwar, daß eine Verbuchung der κατοχή zu Lebzeiten beider Eltern nicht möglich war. Aber auch hier kann ich ihm nicht zustimmen. Zu einer einwandfreien Auslegung des Ediktes kann man aber, das ist dem Verf. zuzugeben, bei der mangelhaften Fassung desselben nicht gelangen. Vielleicht rührt die Unklarkeit des Ausdrucks daher, daß das Edikt ursprünglich lateinisch abgefaßt war und schlecht übersetzt wurde; es ist aber auch möglich, daß es fehlerhaft überliefert ist.

Sehr sorgfältig untersucht Verf. die Formen des Testaments. Regelmäßig ist es notariell. Von Privattestamenten aus hellenistischer Zeit finden sich nur ganz schwache Spuren, die aber auch nicht die Existenz dieser Testamentsform erweisen, sondern nur ihre Möglichkeit allenfalls erschließen lassen. Wirkliche Belege fehlen. Bei der notariellen Errichtung ist die Hinzuziehung von Zeugen erforderlich. Ihre Zahl betrug sechs. Es „findet sich in den gräko-ägyptischen Testamenten die Sechszahl der Zeugen mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß wir sie fast mit Gewißheit als gesetzliches oder gewohnheitsrechtliches Gültigkeitserfordernis ansehen können“ (S. 315). Hier liegt einer der wenigen Fälle vor, in denen die Menge der Urkunden den Rückschluß auf eine Rechtsnorm gestaltet. Die Zeugen mußten die testamenti factio besitzen. Verlangt wurde nach unserem Material männliches Geschlecht und Volljährigkeit, vielleicht auch gleiche Gemeindeangehörigkeit mit dem Erblasser.

Es mag bei diesen Proben aus dem Inhalt der Schrift sein Bewenden haben. Hervorzuheben sind die Verbesserungsvorschläge zu Lesungen von Papyri, die durch das ganze Werk verstreut sind. Es ist dem Verf. manch schöner Treffer gelungen. Sehr ansprechend zum mindestens ist die Ergänzung von BGU 326 I 7—9: προσερχέσθωσάν τε τῇ κληρονομίᾳ μου ἑκάστη ὑπὲρ τοῦ ἰδίου μέρους, ὁπότ[α]ν [φαίνηται ἑκάστη μα]ρ[τύ]ρασθαι ἑαυτὴν ἐμοῦ κλ[η]ρονόμον εἶναι, d. h. sie sollen die Erbschaft antreten, sobald nachgewiesen ist, daß sie eine testatio über ihre Erbeneigenschaft abgelegt haben. Diese testatio ist nichts anderes als eine cretio. Die Ergänzung stützt sich auf die beiden Kairener Diptycha No. 29 808 und 29 810 (Bruns Fontes p. 319 f.) mit Cretionsformeln und P. Oxy. 1114, 23. Man muß die Begründung des Verf. bei ihm selbst nachlesen. Für so absolut sicher, wie P. M. Meyer diese Ergänzung anzusehen scheint, halte ich sie übrigens trotzdem nicht. Die Kairener Cretionsformulare sind doch ganz anders, und daß testari griechisch μαρτύρεσθαι heißt, dafür bedarf es nicht des Zeugnisses von Oxy. 1114.

Von anderen Textverbesserungsvorschlägen seien erwähnt S. 129 zu Lond. 905 (III 219), S. 132 zu Oxy. 268 = Chrest. II 299, S. 159 zu Oxy. 248, S. 268, 350 zu Oxy. 491 = Chrest. II 304. Bei der Besprechung des Testamentes des Longinus Castor (BGU 326), in welchem bei der Freilassung der beiden zu Erbinnen eingesetzten Sklavinnen Marcella und Kleopatra bemerkt wird, daß sie über 30 Jahre alt seien, sagt Verf.: „Der Hinweis auf das Alter der Sklaven entspringt natürlich der Rücksicht auf die lex Aelia Sentia“, und er zitiert dazu in der Note Gai. I 18. Ulp. Reg. I 12. Er folgt dabei der Erklärungsweise aller Herausgeber dieser Urkunde. Doch ist sie nicht korrekt. Die betreffende Bestimmung der lex Aelia Sentia handelt nur von der Freilassung unter Lebenden. Auf die testamentarische Freilassung ist sie erst durch einen von Gai. II 276 erwähnten Senatsbeschluß ausgedehnt worden. Auf S. 236 werden zwei Stellen aus P. Cair. Masp. 67 006 Verso abgedruckt; dabei kommt beide Male die Form ἀποκερδάναι vor. Dazu bemerkt Verf. in der Note: „Die Zitate sind in verbesserter Orthographie wiedergegeben“. Dann hätte er aber ἀποκερδᾶναι drucken sollen. Allerdings findet sich derselbe Fehler auch bei seinem Lehrer Mitteis, Sav.-Z. 31, 393. Aber das α im Aorist ἐκέρδανα ist lang. Das Zitat von Partsch, Gött. gel. Anz. 1911, 306 ff. hätte sich Verf. sparen können. Partsch sagt dort über diesen Papyrus gar nichts, und dem Leser wird durch ein solches Zitat, das ihm, wenn er ihm nachgeht, nicht das geringste bietet, ein unnützes Zeitopfer auf-

erlegt. Diese Kleinigkieten nebenbei. Im allgemeinen verdient die Sauberkeit der Arbeit bis ins Detail und die sorgfältige Überwachung des Druckes die gleiche Anerkennung, wie das Werk im ganzen. Es ist nicht abschließend und kann es nicht sein, da von weiteren Publikationen noch viele neue Aufschlüsse zu erwarten sind; aber es wird jeder künftigen Forschung eine wertvolle Grundlage sein.

Erlangen. B. Kübler.

Auszüge aus Zeitschriften.

American Journal of Archaeology. XXIV, 1—3.

(1) **C. W. Blegen**, Corinth in Prehistoric Times. Die neueren Ausgrabungen haben an verschiedenen Stellen uralte Siedelungsreste nachgewiesen, so daß Korinth, im Widerspruch zu neueren Theorien, als seit den ältesten Zeiten bewohnt gelten muß. Dazu reizte die günstige geographische Lage und die Fruchtbarkeit der Gegend. — (14) **Ch. T. Seltman**, Two Heads of Negresses. Darstellungen von Negerinnen in der bildenden Kunst der Griechen sind selten. Verf. beschreibt zwei Stücke aus seinem Besitze, einen Weinkrug aus Attika, erste Hälfte des 5. Jahrh., und einen Achat mit drei Köpfen, in Alexandria erworben, der wohl nach einem Bilde in dem Tempel zu Messawrat geformt ist und die Königin Candace (22 v. Chr. oder 54 n. Chr.) darstellt. — (27) **St. Bl. Luce**, Archaic Antefixes from Cervetri. Beschreibt eine größere Zahl dieser Terracottaköpfe, die das Dach des Tempels schmückten und in verschiedene Sammlungen gekommen sind — (77) General Meeting of the Archaeological Institute of America. Unter den Vorträgen sind zu nennen: **H. H. Tanzer**, The Roman Mariage Custom as Described in Lucan (nach Pharsalia II 352—371); **C. G. Harcum**, Roman Cooking Utensils in the Royal Ontario Museum (27 Bronzegeräte des 1. und 2. Jahrh, in Ägypten gefunden); **D M. Robinson**, A Roman Terracotta Savings-Bank at the John Hopkins University (wertvolle Nachträge zu dem Aufsatze von Graeven, Die tönerne Sparbüchse); **M. E. Blake**, A Suggestion to Teachers of Epigraphy (schlägt vor, die Rückseite des Abklatsches zu photographieren); **W. N. Bates**, Recent Theories on the Origin of the Alphabet; **R. A. MacLean**, Some Ancient Sites in Mesopotamia (Hit = Charmande, nahr Adaim = Physkos bei Xenophon); **W. B. Dinsmoor**, The Monument of Agrippa at Athens (der Unterbau mag 178 v. Chr. errichtet worden sein). — (85) **W. N. Bates**, Archaeological News.

(146) **C. D. Curtis**, Sappho and the „Leucadian Leap". Deutet ein Stuckrelief in der unterirdischen Basilika bei der Porta Maggiore in Rom (sicher ein Heiligtum des 1. christl. Jahrh.) als Darstellung des Romans der Dichterin. — (151) **R. B. O'Connor**, The Mediaeval History of the Double-Axe-Motif. Zeigt die Entwicklung dieses uralten Motivs bis zum 13. Jahrh. — (173) **W. N. Bates**, Archaeological Discussions.

(226) **F. B. Tarbell**, Centauromachy and Amazonomachy in Greek Art; the Reasons for their Popularity. Diese Darstellungen sind nicht, wie man gemeint hat, im symbolischen Sinne zu verstehen, sondern geben Vorgänge aus der sagenhaften Vorgeschichte wieder und dienten deshalb dazu, Vaterlandsliebe und Nationalstolz rege zu erhalten. — (232) **L. M. Wilson**, Contributions of Greek Art to the Medusa Myth. Bespricht verschiedene Kunstwerke, die zunächst nur als dekorative Masken gedacht waren, aber doch das Fortleben des Mythos beweisen. — (241) **M. C. Waites**, The Nature of the Lares and their Representation in Roman Art. Bestreitet Wissowas Meinung, daß die Laren ursprünglich nicht die Seelen der Ahnen gewesen seien, und verweist auf die Verwandtschaft mit den Kabiren. — (262) **E T. Merrill**, Further Note on the Eruptions of Vesuvius in 79 A. D. Entgegnung auf einen Aufsatz von A. W. van Buren im Classical Journal XV (1920) No. 7. — (271) **St. Bl. Luce**, Notes on „Lost" Vases. Nachträge zu dem Aufsatz in XXI (1917) S. 405 ff. — **C. W. Blegen**, Supplementary Note to A. J. A. XXIV, 1920, Pp. 1—3 (s. o.) — (275) **W. N. Bates**, Bibliography of Archaeological Books. — (291) **W. N. Bates**, Archaeological News.

Das humanistische Gymnasium. XXXI, 5/6.

(145) **P. Cauer**, Die Reichsschulkonferenz. Was hat sie gebracht? und was fordert sie von uns? — (154) **Golubeck**, Ansprache auf der Reichsschulkonferenz. — (157) **F. Charitius**, Bei den entschiedenen Schulreformern. — (167) **F. B(ucherer)**, Das Gymnasium in den Voranschlagsberatungen des badischen Landtags am 22.—25. Juni 1920. — Aus Versammlungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums. (170) Deutscher Gymnasialverein, Ortsgruppe Duisburg. Bericht über den Vortrag von H. Schaefer „Spartakus". — (172) Bericht über den Vortrag von Wiesenthal. — (173) Schoenberger, Ortsgruppe Ingolstadt d. Vereinig. d. Fr. d. h. G. Darin Hinweis auf den Vortrag von Bauerschmidt: „Aus welchen Gründen müssen wir für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums eintreten?" — Vereinig. d. Fr. d. h. G. in Gießen. Darin Bericht über den Vortrag von Herzog: „Was lehren uns die Griechen und Römer über die deutsche Einheitsschule?" und den von W. Gundel über Vorschläge zur Reform der Gymnasien. — (174) Vereinig. d. Fr. d. h. G., Ortsgruppe Rosenheim. Darin Bericht über den Vortrag von Stemplinger über die Bedeutung des Historismus für die Gegenwart. — **E. Brey**, Humanitas, Vereinig. d. Fr. d. h. G. zu Magdeburg. Darin Bericht über den Vortrag von Reichstein über die Entwickwicklung der Fabeldichtung. — (175) **E.**, Marburger Ortsgruppe des deutschen Gymnasialvereins. Darin Bericht über den Vortrag von v. Oettingen über

„Goethe als Arbeiter und Sammler". — (177) **R. Rast**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. für Mittelfranken. Darin Hinweis auf vier Vorträge von Heusel, Schunck, Drerup, Staehlin. — **Frankfurter**, Berichte über Versammlungen des Wiener Vereins d. Fr. d. h. G. Darin Bericht über den Vortrag von W. Jerusalem über „Die alten Sprachen und die neue Zeit" und den von Martinak über Schulreform und humanistisches Gymnasium. — (180) **E. Sachs**, Bericht über den Vortrag von Boll in Karlsruhe über „Sinn und Wert humanistischer Bildung in heutiger Zeit". — (182) Lesefrüchte. — (183) **Gaede**, Übersetzung von Horatius Ode II, 3. — (191) **Ostern**, Gründung eines „Badischen Landesverbandes der Vereinigungen d. Fr. d. h. G.".

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Vom Altertum zur Gegenwart: *Naturw. Woch.* 19, 27 S. 429 f. Einem jeden Gebildeten angelegentlich empfohlen von *v. Wasielewski.*

Boisacq, E., Dictionnaire étymologique de la langue grecque: *Indog. F. A.* 38/39 S. 3 ff. 'Das in jeder Hinsicht beste, den Anforderungen der Gegenwart am vollommensten gerecht werdende zusammenfassende Werk auf dem Gebiete der griechischen Etymologie. *K. Brugmann.*

Boll, Fr., Sternglaube und Sterndeutung. *Naturw. Woch.* 19, 12 S. 191 f. 'Wertvoll'. *Riem.*

Brugmann, K., Zu den Wörtern für 'heute', 'gestern', 'morgen' in den indogermanischen Sprachen: *Indog. F. A.* 38/39 S. 25 f. *Selbstanzeige.*

Brugmann, K. u. Delbrück, B., Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 2. Bd. Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch v. **K. Brugmann.** 3. T. 2. Lief. 2. Bearb.: *Indog. F. A.* 38/39 S. 2 f. Selbstanzeige v *K. Br.*

Catullus: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 183 S. 1—72. Bericht über die Literatur zu Catullus für die Jahre 1905—1920 von *K. P. Schulze.*

Cicero: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 183 S. 73—123. Bericht über die Literatur zu Ciceros Reden aus den Jahren 1912—1917 von *J. K. Schönberger.*

Crusius, O., *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 185 B S. 1—48. Nekrolog von *K. Preisendanz.* I.

Deklamationen *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 183 S. 204—256. Bericht über die Literatur zu den lateinischen Deklamationen bis 1914 von *G. Lehnert.* I.

Diels, H., Antike Technik. 2. A.: *Z. f. d. phys. u. chem. Unt.* 33, 4 S. 155. 'Sei von neuem auch als Lektüre für reifere Schüler empfohlen'. *P.* — *Z. f. math. u. nat. Unt.* 51, 11/12 S. 286 f. 'Wir Lehrer sind dem Verf. sehr dankbar für seine Gabe'. *W. Lietzmann.* — *Naturw. Woch.* 19, 27 S. 431 f. 'Reizvoll ist es, das griechische Altertum von einer Seite her kennen zu lernen, die zu seinem vollen Verständnis unerläßlich ist'. *Miehe.*

Enzyklopädie des Islām. Geographisches, ethnographisches und biographisches Wörterbuch der muhammedanischen Völker. Hrsg. von M. Th. Houtsma, T. W. Arnold, R. Basset u. R. Hartmann I. A—D: *Gött. g. A.* 7/9 S. 189 ff. 'Monumentales Werk'. *C. F. Seybold.*

Friedrich, F., Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts in höheren Schulen. 2. A.: *N. Jahrb.* 46, 9 S. 279. Die reich vervollständigte 2. A. regt ungemein an; eine Umgliederung einzelner Teile und die Behandlung von Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit verwandten Fächern wünscht *H. Schmidt-Breitung.*

Gustafsson, F., Paratactica Latina III: *Indog. F. A.* 38/39 S. 28 f. 'Eine neuerliche Aufarbeitung des altlateinischen Materials nach methodisch besseren Richtlinien' scheint 'unumgänglich' *J. B. Hofmann.*

Heinichen, F. A., Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. 9. A. v. H. Blase, W. Reeb, O. Hoffmann: *Indog. F. A.* S. 30. 'Weist auch inhaltlich fast auf jeder Seite die bessernde und erneuernde Hand auf'. *J. B. Hofmann.*

Homer: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 182 S. 1—160. Bericht über die Literatur zu Homer (Höhere Kritik) für die Jahre 1912—1919 von *D. Mülder.* I.

Keller, C., Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. 2. A.: *Naturw. Woch.* 19, 39 S. 623 f. 'Für den Fachmann eine wertvolle Gabe, aber einseitig'. *R. Zaunick.*

v. Kiesling, H., Rund um den Libanon: *Naturw. Woch.* 19, 51 S. 814. 'Frisch und anschaulich'. *Miehe.*

Lambeck, G., Philosophische Propädeutik im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften: *Naturw. Woch.* 19, 27 S. 430 f. 'Dem Buche und der Sache, d r es zu dienen bestimmt ist' wünscht von Herzen Erfolg *v. Wasielewski.*

Lubosch, W., Die Bedeutung der humanistischen Bildung für die Naturwissenschaften: *Naturw. Woch.* 19, 39 S. 620. 'Die wesentlichsten Punkte scheinen getroffen'. *V. Franz.*

Mader, A. Ev., Altchristliche Basiliken und Lokaltraditionen in Südjudäa: *Gött. g. A.* 7/9 S. 169 ff. 'Wertvolle und lehrreiche Gabe'. *E. Littmann.*

Mittelalter: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 184 S. 1—80. Bericht über die Literatur zur Geschichte des Übergangs vom Altertum zum Mittelalter (V. und VI. Jahrhundert) aus den Jahren 1894—1913 von *E. Stein.* I.

Neuburger, A., Die Technik des Altertums. *Naturw. Woch.* 19, 5 S. 78 f. Abgelehnt von *H. Mötefindt.*

Phädrus: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 183 S. 195—203. Bericht über Phädrus und die römische Fabelliteratur für die Jahre 1909—1919 von *H. Draheim.*

Reichhold, K., Skizzenbuch griechischer Meister. Ein Einblick in das griechische Kunststudium auf Grund der Vasenbilder: *N. Jahrb.* 46, 9 S. 394 ff. 'Glückliche Vereinigung von Praxis und Theorie'. *H. L. Urlichs.*

Sallust: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 183 S. 124—194. Bericht über die Literatur zu Sallust aus den Jahren 1899—1918 von *A. Kurfeß.*

Uhle, H., Laien-Latein: *Naturw. Woch.* 19, 35 S. 560. 'Wird dem des Lateinischen Unkundigen sehr gute Dienste leisten'. *V. Franz.*

Vroom, H. B., De Commodiani metro et syntaxi annotationes: *Indog. F. A.* 38/39 S. 30. Der erste Teil wird abgelehnt. 'Der zweite Teil bietet eine brauchbare Zusammenstellung des Sprachgebrauchs Commodians'. *J. B. Hofmann.*

Walde, A., Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern: *Indog. F. A.* 38/39 S. 8 ff. 'Markstein der Geschichte der keltischen und italischen Sprachwissenschaft'. *J. Pokorny.*

Weniger, L., Altgriechischer Baumkultus: *Naturw. Woch.* 19, 38 S. 608. 'Die Ethnobotaniker werden ihre helle Freude an der Schrift haben'. *R. Zaunick.*

Windisch, E., Geschichte der Sanskrit-Philologie und Indischen Altertumskunde I: *Indog. F. A.* 38/39 S. 1 ff. 'Groß angelegtes Werk'. *H. Oertel.*

Ziegler, H. E., Der Begriff des Instinktes einst und jetzt: *Naturw. Woch.* 19, 36 S. 575 f. 'Erweitert und vertieft ist der umfangreiche historische Abschnitt'. Jedem Biologen sehr empfohlen von *V. Franz.*

Mitteilungen.

Ein neues Wort bei Thukydides.

Im Eingang der Rede zur Empfehlung der sizilischen Expedition läßt Thukydides (VI 16) den Alkibiades sich all dessen rühmen, was er trotz seiner Jugend schon für Athen geleistet hat. Dies Eigenlob schließt mit dem Satze (17, 1): καὶ ταῦτα ἡ ἐμὴ νεότης καὶ ἄνοια παρὰ φύσιν δοκοῦσα εἶναι ἐς τὴν Πελοποννησίων δύναμιν λόγοις τε πρέπουσιν ὡμίλησε καὶ ὀργῇ πίστιν παρασχομένη ἔπεισε κτἑ. So der Text bei Hude nach der im wesentlichen einheitlichen Überlieferung (nur statt καὶ ὀργῇ in C καὶ γεοργῇ, C 2 καί γε ὀργῇ, in G καί γε ὀργῆς, G 2 καὶ ὀργῇ γρ. — In M παρασχομένη ohne Jota, Hudes Zusatz in Klammer: praeter C G ist unverständlich); daß er fehlerhaft überliefert ist, bezweifelt sonst niemand. Steup schreibt in der Neubearbeitung des Classenschen Kommentars des VI. Buches (3. Aufl., Berlin 1905) im Anfang des Satzes κἀνταῦθα statt καὶ ταῦτα. Damit wird zwar die Schwierigkeit beseitigt, daß ταῦτα mit ὡμίλησε sich in keiner Weise verbinden läßt — die vorgebrachten Umschreibungen (ταῦτα ὁμιλήσασα ἔπραξε Arnold, ταύτην τὴν ὁμιλίαν ὡμίλησε Stahl) beweisen nur die Unmöglichkeit der Verbindung —, aber das ἔπεισε verliert dadurch sein notwendiges Objekt ταῦτα, und das ἐνταῦθα selbst ist in Wahrheit ohne alle Beziehung und unverständlich. Classen erklärte seinerzeit im Kommentar (2. Aufl. 1881): „ταῦτα frei mit ὡμίλησε verbunden und beides in ungewöhnlicher Weise zu ἐς τὴν Πελοποννησίων δύναμιν konstruiert“, er sah aber, wie er im kritischen Anhange ausführte, diese Erklärung lediglich als unbefriedigenden Notbehelf an, eben weil Thukydides das Verbum ὁμιλεῖν entweder in Verbindung mit Personen (I 77, 3 πρὸς ἡμᾶς. III 11, 1 ἡμῖν) für „verkehren, umgehen“ oder mit sachlichen Dativen (VI 55, 3 τῇ ἀρχῇ, VI 70, 1 πολέμῳ) im Sinne von „sich gewöhnen“ braucht. Und Classen hat recht, alles wäre klar und verständlich, wenn ὡμίλησε fehlte, wie der Scholiast den Satz, ohne das ὡμίλησε zu berücksichtigen, paraphrasiert: καὶ ταῦτα ἐγένετο δι' ἐμὲ τὸν νέον καὶ παρὰ φύσιν ἀνόητον λογιζόμενον (= δοκοῦντα), λόγοις τε χρησάμενον πρέπουσι πρὸς Ἀργείους καὶ Μαντινέας καὶ ἀπειλήσαντα μετ' ὀργῆς αὐτοῖς, εἰ μὴ θέλοιεν προσχωρεῖν ἡμῖν. Aber ὡμίλησε darf natürlich nicht einfach gestrichen werden (wie z. B. L. Herbst wollte), nur der Besserung bedarf es. So haben Badham und Herwerden vorgeschlagen, es in das Part. ὁμιλήσασα zu ändern, das nicht mit λόγοις zu verbinden, sondern als allgemeiner Zusatz zu fassen wäre; dieser stände aber sehr ungeschickt im ersten Gliede der beiden instrumentalen Dative, statt vor oder hinter beiden. Classen schlug vor, ὡμίλησε durch ὁμίλῳ oder ὁμίλοις zu ersetzen; λόγοι πρέποντες ὁμίλῳ wären Worte, die für die große Masse in der Volksversammlung passend sind. Aber offenbar muß, wie das auch die Paraphrase des Scholions anzeigt, durch die beiden Dative nicht zweimal das Einwirken auf die athenische Volksversammlung bezeichnet sein, sondern eine doppelte, verschiedenartige Tätigkeit des Alkibiades, entsprechend der früheren Darstellung des Thukydides selbst (V 45): mit λόγοι πρέποντες hat Alkibiades zunächst die spartanischen Gesandten dazu beredet, sich nicht als unbedingt bevollmächtigt vor dem athenischen Volke einzuführen, mit ὀργῇ πίστιν παρασχομένῃ hat er dann diese Zurückhaltung der spartanischen Gesandtschaft gegen sie selbst in der athenischen Volksversammlung ausgenutzt — λόγοι πρέποντες — wozu? Der Sinn verlangt ohne Zweifel an Stelle des ὡμίλησε ein den vertraulichen Verkehr bezeichnendes Substantivum. Man denkt zunächst an ὁμιλία, das bei Thukydides zweimal im Sinne von „Verkehr“ steht (I 3, 2 u. 68, 1). Und als Bestätigung für das einzusetzende ὁμιλίαις könnte es erscheinen, daß der Antiattikista (in Bekkers Anecdota Gr. I 110) unter dem Lemma ὁμιλία zunächst sagt: Θουκυδίδης ἕκτῳ καὶ λόγοις ὡμίλησα πρέπουσιν (sic), ἀντὶ τοῦ συνεγενόμην, dann erst zitiert er Demosthenes (epist. I 12) und verweist auf Platos Politeia τετάρτῳ (IV 431 A) für ὁμιλία selbst im Sinne von συνεῖναι und läßt dann das neue Lemma ὁμιλεῖν τὸ συγγενέσθαι ἄνδρα γυναικὶ folgen. Wie es scheint, hat der Grammatiker zur Erläuterung des Substantivs ὁμιλία zunächst vom Verbum ὁμιλεῖν gesprochen und dabei die Thukydidesstelle angeführt, in der er schon das Fehlerhafte ὡμίλησε vorfand, das auch unsere Hss bieten. Daß ursprünglich etwa im Antiattikista, dessen Arbeit uns ja nur in einem dürftigen Auszuge vorliegt, die Thukydidesstelle für das Wort ὁμιλία selbst angeführt gewesen sei, der Antiattikista bei Thukydides also ὁμιλίαις gelesen hätte, wird man doch nicht annehmen dürfen: das Zitat bestätigt nur das falsche ὡμίλησε, nicht das durch den Sinn geforderte ὁμιλίαις. Leichter ver-

ständlich wäre die Entstellung zu ὡμίλησε, wenn das Substantivum, das verdrängt wurde, ὁμιλήμασι gewesen wäre, welche Wortform bei Platon (Legg V 730 B) vorliegt, noch leichter aber, wenn man — und dahin geht mein Vorschlag — das Verbalsubstantivum, das überaus passend lediglich die Tätigkeit des ὁμιλεῖν bezeichnet, einsetzt: ὁμιλήσει; außer der Umwandlung des ο in ω ist dann nur eine hasta am Schluß, das ι, geschwunden, und wie oft ein Jota falsch zugesetzt oder zu Unrecht fortgelassen wurde, wissen wir ja aus den Papyri.

Überliefert ist freilich dies Verbalsubstantivum ὁμίλησις sonst nirgends, aber gerade für die Bildung solcher Verbalia auf σις hat Thukydides eine unleugbare, schon im Altertum beobachtete und getadelte Vorliebe. Dionys von Halikarnaß rügt als ein Thukydideisches ἰδίωμα (5) seine Art τὰ ῥηματικὰ μόρια τῆς λέξεως ὀνοματικῶς σχηματίζειν mit Anführung eines Satzes aus I 41, 1, in dem τὸ παραινεῖν καὶ ἀξιοῦν ῥήματα ὄντα ὀνοματικὰ γέγονεν παραίνεσις (vgl. Hesych. u. Suid. s. v) καὶ ἀξίωσις (vgl. Suid. s. v. Thom. Mag. p. 32, 9 ff. Zonaras 228) und weiteren Verweisungen auf die ἀποτείχισις τοῦ Πλημμυρίου in Buch VII (wo tatsächlich das Substantivum nicht von Thukydides gebraucht wird, wohl aber I 65, 3 τῆς Ποτειδαίας τὴν ἀποτείχισιν; ein Scholion zu Dionys verweist auf τῆς Λευκάδος τὴν οὐ περιτείχισιν ἐν τῇ τρίτῃ 95, 2) und auf ὀλόφυρσις in Buch I (143, 5; desgl. II 51, 5), τὸ γὰρ ἀποτειχίσαι καὶ τὸ ὀλοφύρασθαι ῥηματικὰ ὄντα ὀνοματικῶς ἐσχημάτικεν ἀποτείχισιν καὶ ὀλόφυρσιν. Auch de Thuc. 29 p. 374 fg. U.-R. tadelt Dionys die σχηματισμοί, die ταῖς ἀκοαῖς nicht ἡδεῖς seien, und bezeichnet in einem Zitat aus III 32, 3/4 die Worte ἐπιτέχνησις (bei Thuk. steht, wie Dionys vorher selbst zitiert hat, τῶν τ' ἐπιχειρήσεων περιτεχνήσει, ἐπιτέχνησις aber I 71, 3), εἰωθυῖα τῶν ὀνομάτων ἀξίωσις und εἰς τὰ ἔργα ἀντηλλαγμένη δικαίωσις (Zonaras 519; vgl. VIII 66, 2) als περιφράσεως ποιητικῆς . . . οἰκειότερα. Man findet bei Thukydides, wenn ich recht gezählt habe (in Bétants Lexicon Thucydideum) nicht weniger als 100 Verbalsubstantiva auf σις, die er nur an einer einzigen Stelle braucht, und außerdem nicht ganz wenige, die geradezu ἅπαξ λεγόμενα in der griechischen Sprache überhaupt zu sein scheinen, die also von Thukydides einmalig beliebte Wortbildungen sind. Solche sind: (ἀπαρίθμησις V 20, 2, erscheint wieder als terminus technicus bei den Rhetoren der Kaiserzeit, vgl. Ernesti, Lexicon techn. Gr. rhet. p. 34); ἀντιμίμησις VII 67, 2; αὔχησις VI 16, 5 (vgl. Hesych. αὐχῆτις [= αὔχησις ?] σεμνότης); διαμέλλησις V 99; διαπολέμησις VII 42, 5 (angeführt bei Pollux IX 142); ἐγκατάληψις V 72, 4 (bei Hippokr. epid. VI 2, 7, wie in Stephanus' Thesaurus bemerkt ist, wahrscheinlich verwechselt mit ἐγκατάλειψις, vgl. den Eingang des Abschnitts: τὰ ἐγκαταλιμπανόμενα μετὰ κρίσιν ὑποστροφώδεα; epid. II 3, 8 im gleichen Zusammenhang das einfache κατάληψις = κατάλειψις. Lukian paras. 4 in einem Teil der Überlieferung ἐγκαταλήψεων statt ἐκ κατηλήψεων); ἐπεξέτασις VI 42, 1; ἐπίπλευσις VII 36, 6; νόμισις V 105, 1 (im Zitat des Dionys. de Thuc. 40 p. 394, 4 U.-R. νεμέσεως; vgl. Pollux V 126 ἡ γὰρ νόμισις σκληρότερόν τε καὶ ἀμφίβαλον); ξένισις VI 46, 3 (Pollux VI 7 ξενισμόν· ἡ γὰρ Θουκυδίδου ξένισις τραχύ. Photios ξενίσεις· ξενοδοκίας Θουκ. Thom. Mag. p. 252, 9 καὶ ξένισις ἡ ξενοδοκία ὡς Θουκ. ἐν τῇ ἕκτῃ); περικύκλωσις III 78, 1; προάγγελσις I 137, 4; προαναχώρησις IV 128, 4; ὑποτείχισις VI 100, 3. Pollux gibt im VI. Buche seines Onomastikon (177—179) eine reichhaltige Sammlung von mehr als 50 Verbalia auf σις, die Gerichtsreden entnommen sind und sich nur zu einem Drittel und mitunter in ganz anderer Bedeutung auch bei Thukydides finden; diese sind: στάσις εἰκόνων (bei Thuk. nur im Sinne von seditio, factio, vgl. Hesych. u. Suid. s. v.); βούλησις ἀνδρῶν (vgl. Suid. s. v.); πρόκλησις ἐν δίκῃ (Harpokr. u. Suid. s. v., bei Thuk. condicio proposita); κατάστασις ἀρχῆς (vgl. Harpokr. Hesych. Suid s. v.); παραίτησις τιμωρίας (I 73, 3 vgl. Thom. Mag. p. 274, 11 ff. Hesych. s. v.); ἀπόβασις ἐκ νεῶν; ἀνάπαυσις καμάτων (IV 20, 2 κακῶν, vgl. Hesych. ἀνάπαυλις· ἀνάπαυσις κατάπαυσις; Thom. Mag. p. 35, 16 ff. ἀνάπαυλα ἡ ἀνάπαυσις); ὑπόσχεσις χάριτος (vgl. Hesych. ὑποσχέσεις ἐπαγγελίαι); ἀγανάκτησις γνώμης (II 41, 3. Photios S. 12 Reitzenstein; vgl. Zonaras 24 ἀγανάκτησις· βάρος ἄχθος); ἐπιτήδευσις σοφίας (II 36, 4. VII 86, 5; vgl. Lex. χρησ. p. 232 Bachmann. Suid. s. v. Zonaras 805); ἀπόστασις ὑπηκόων vgl. Suid. s. v.); ὄψις χρωμάτων (vgl. Lex. χρησ. p. 323 Bachmann. Hesych. u. Suid. s. v. Zonaras 1494. Thom. Mag. 268, 16); ἐγχείρησις τόλμης (VI 83, 3); τέρψις ἀκοῆς (II 38, 1 Hesych. τέρψις· τερπνότης); μέλλησις πράξεων (Hesych. μέλλησις· βραδυτής; Zonaras 1344); ἀπόλαυσις τύχης (II 38, 2. 42, 4); αἵρεσις φρουρίου (vgl. Suid. s. v. Zonaras 81 fg., Hesych. αἵρεσις· βούλησις nach Thuk. II 61, 1). Dagegen bietet das Lexicon Seguerianum λέξεων χρησίμων (Bekker, Anecd. Gr. I 438; Bachmann, Anecd. Gr. I 135) unter dem Worte ἀπότριψις eine kleine Sammlung von 20 solchen σις-Substantiven (wiederholt bei Suid. s. v. ἀπότριψις unter Auslassung von ἄνοιξις, die ersten 7 auch im Zonaras-Lexikon 245), die ganz überwiegend aus Thukydides zu belegen sind: μέλλησις (im Lex. Segu. μελέτησις, I 69, 4 und öfters, siehe oben); ἀγώνισις (V 50, 4, von Pollux III 141 angeführt, neben ἀγωνία wieder beliebt bei Prokop, s. Index bei Haury III 2, 331); προάγγελσις (s. oben); τέκμαρσις (II 87, 1); κάθεξις (III 47, 5; Antiatt. p. 105 Θουκ. τετάρτῳ; Thom. Mag. 216, 1 ff. Θουκ. ἐν τῇ τρίτῃ); πλάνησις (VIII 42, 1); διάφευξις (III 23, 5; Antiatt. p. 90 Θουκ. τρίτῳ.); ἄνοιξις (IV 67, 3 u. 68, 5); ἐφόρμησις (II 89, 9 u. öfters); ὅπλισις (III 22, 2; V 8, 3); ξένισις (s. oben); κούφισις (VII 75, 6). Auch die übrigen Worte sind sämtlich aus altattischer Literatur zu belegen (βλάψις Plato legg. IX 862 C. XI 932 E; ἐπαίνεσις Eur. Tro. 418; ψόφησις Cratin. frg. 323; γυναίκισις Aristoph. Thesm. 863, Suid. s. v. Zonaras 459; λάλησις Aristoph. frg. 803) bis auf drei (das Lemmawort ἀπότριψις selbst, ἀπάγγελσις und διάρπασις), so daß Lobeck (Phrynichus p. 351) mit vollem Rechte diese Sammlung nicht als *farrago vocabulorum temere corrasa* ansah, sondern als *scitamenta antiquiorum Atticorum vulgo ignara*: dazu wäre auch ὁμίλησις zu rechnen,

wenn es bei Thukydides VI 17, 1 richtig hergestellt ist.

Münster (Westf.) Karl Münscher.

Zwei philosophische Preisaufgaben.

Die neugegründete „Vereinigung der Freunde und Förderer des Positivistischen Idealismus“ (in der Richtung der Philosophie des Als-Ob) veröffentlicht soeben in ihrem Organ, den „Annalen der Philosophie“ Bd. II, Heft 4, zwei Preisausschreiben. Thema der ersten Preisaufgabe: „Die Rolle der Fiktionen in der Erkenntnistheorie von Friedrich Nietzsche“. Preis 3000 Mk. Preisrichter: Prof. Dr. Bergmann, Privatdozent Dr. Brahn und Reichskommissar Bibliothekar Dr. Oehler (bekanntlich ein Verwandter des Philosophen Nietzsche), alle drei in Leipzig. Thema der zweiten Preisaufgabe: „Das Verhältnis der Einsteinschen Relativitätslehre zur Philosophie der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die Philosophie des Als-Ob“. Preis 5000 Mk. Preisrichter: Prof. Dr. v. Aster in Gießen, Prof. Dr. v. Laue in Berlin und Prof. Dr. Schlick in Rostock. Die näheren Bestimmungen der Preisausschreiben erhalten die Interessenten kostenfrei zugesendet durch den Schriftleiter der „Annalen der Philosophie“ Dr. Raymund Schmidt in Leipzig, Fichtestraße 13. Derselbe ist auch Schriftführer der obengenannten neuen Philosophischen Gesellschaft, deren Programm unentgeltlich von ihm zu beziehen ist.

Eingegangene Schriften.

J. Cohn, Führende Denker. 4. A. Leipzig u. Berlin, Teubner. 2 M. 80, geb. 3 M. 50 + 100 % Zuschl.

S. Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. I.: Vom Altertum bis zur Neuzeit. 3. A. Leipzig u. Berlin, Teubner, 2 M. 80, geb. 3 M. 50 + 100% Zuschl.

Fr. Kramer, Repetitorium der Psychologie. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 6 M.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 19. Februar. 1921. №. 8.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

Ottomar Wichmann, Platon und Kant. Berlin 1920, Weidmann. 202 S. 16 M.

Ähnlichkeiten in den Philosophien Platons und Kants gelegentlich aufgedeckt zu haben, ist nicht neu; vgl. z. B. Cohen, Platons Ideenlehre und die Mathematik, 1878, Gomperz, Griech. Denker II 296, Natorp, Platons Ideenlehre, 1914, Hartmann, Platons Logik des Seins 1909, Laas, Idealismus und Positivismus, Hönigswald, Philosophie des Altertums, 1917. Was aber von allen diesen Werken die vergleichende philosophische Studie Wichmanns unterscheidet, ist das Bestreben, Einheitlichkeit eines solchen Vergleiches zu erzielen, indem er durch eine gründliche Analyse der wichtigsten in Betracht kommenden Dialoge Platons und der philosophischen Schriften Kants dem Grundgedanken der beiden Philosophen nachspürt und diesen in dem Streben der beiden Denker nach unbedingter Gewißheit als erster Bedingung ihres Philosophierens findet.

Im Phädon (S. 12—22) kommt Platons Streben, das Wissen im Sinne der unbedingten Gewißheit zu erreichen, vorläufig zu einem negativen Ergebnis, zu einer Scheidung der Gebiete des Meinens und Wissens; zum ersteren rechnet er die ganze Naturerkenntnis, deren sichere Grundlegung für Kant die Hauptaufgabe ist. Einen Fortschritt zeigt das Gastmahl und der Staat (S. 23—52) mit ihrer Wendung zur Idee des Schönen und Guten, welche freilich auch unerreicht bleibt, während sie bei Kant (Kritik der reinen Vernunft, S. 878, 753f., 491f.) als unerreichbar hingestellt wird. Der Verfasser wendet sich unter Berufung auf Staat 534BC gegen Wilamowitz, nach dem Platon in der Idee des Guten eine Offenbarung sehe und glaube, daß man zu ihr nur durch Glaube und Erleuchtung gelangen könne, nicht aber durch begriffliches Denken; W. schließt sich nur teilweise den rationalistischen Anschauungen Natorps an, indem er es ganz glaubhaft zu machen versteht, daß Platon keine zuverlässige Erfahrungswissenschaft schaffen wollte; das höchste Ziel der platonischen Philosophie ist nicht Gewißheit im einzelnen, sondern unbedingte Gewißheit über Wesen und Zwecke der menschlichen Vernunft. Platon ist „rationalistischer Metaphysiker". Auch Kant, der Rationalist im höchsten Sinne des Wortes, bezeichnet doch als das letzte Ziel der Philosophie die Metaphysik (Kr. d. r. V. 866ff.). Die Erreichung der Idee des Guten soll und muß also nur durch begriffliches Denken geschehen.

Auch in den vorausgegangenen ethischen Dialogen (von Protagoras bis Menon, S. 53—99) wird vom Verf. dieser Standpunkt festgehalten, daß die Idee des Guten die Forderung un-

bedingter Gewißheit für die Sittlichkeit enthalte. Worin allerdings dieser höchste Zielpunkt des Handelns besteht, kann wieder nicht gesagt werden. Was aus Kants Freiheitslehre als Inhalt der Sittlichkeit gewonnen wird, gelingt dem Verf. in den Philosophien Platons nachzuweisen.

Die Idee des Seins wird in den Dialogen Theätet, Parmenides und Sophist untersucht, nachdem in der Idee des Guten auch die Forderung der vernunftgemäßen Ableitung eines Welterklärungsgrundes gelegen ist (S. 100–154). Doch auch hier zeigt sich, daß der höchste Begriff der Philosophie, der Begriff des Seins, nicht erreicht ist und Idee bleibt. Der Verf. vergleicht die Grundsätze, die Platon für die Forschung nach den Beziehungen der Ideen untereinander aufstellt, mit denjenigen, welche Kant für das Verhältnis der Gattungs- und Artbegriffe untereinander aufstellt. — Auch der Timäus (S. 155—202) kommt zum Ergebnis, daß auf dem Gebiete des Werdens kein Wissen, sondern nur Meinung geboten werden könne. Platon erkennt eine Vereinigung des teleologischen und mechanistischen Erklärungsprinzipes für notwendig, wobei er die mechanische Kausalität der Ideenlehre unterordnet. Er geht überall von der Idee aus und kommt von der idealen Kausalität zur Naturnotwendigkeit, von dem göttlichen Welterbauer zum Mechanismus, während umgekehrt bei Kant, dem ursprünglichen Mathematiker, das Streben nach der Idee, nach dem Unbedingten, zu erkennen ist. Es ist reizvoll, zu verfolgen, wie sich die beiden großen Denker gegenseitig ergänzen und ihre Philosophien ineinander hineinwachsen.

Nach dieser kurzen Inhaltsübersicht seien nur einige philologische Kleinigkeiten ausgestellt. Neben dem wohl ausgefeilten klaren Wortlaut des Textes sticht die Übersetzung bisweilen durch undeutsche Wendungen und Fügungen recht unangenehm ab, so z. B. S. 49 (Staat 533 A), S. 73 (292 DE). — Noch eine etymologische Notiz will ich beifügen. Während die moderne Philosophie mit einem großen Vorrat von termini arbeiten kann, ist das bei Platon nicht der Fall; daraus ergeben sich nun allerhand Schwierigkeiten und Mißverständnisse. So hat Wichmann ganz recht, wenn er darauf hinweist, daß im griechischen ἀγαθός die einzelnen Bedeutungen noch nicht so erstarkt sind wie etwa im Deutschen g u t mit seinen verschiedenen Bedeutungen, guter Schütze, gute Tat, das Gut als Besitz. Doch unrichtig ist es, wenn W. in ἀγαθός als Urbedeutung das „Wertvolle" sieht. Zwar wird neuerdings das Wort in Zusammenhang gebracht mit got. g ô d s = ahd. guot; doch scheint mir die seit dem Altertum gangbare Ableitung vom Stamme ἀγα-, wie er in ἄγαμαι, ἀγαστός, ἄγαν zu finden ist, sinnfälliger und glaubhafter, so daß also ἀγαθός eigentlich „b e w u n d e r n s w e r t" heißt. Von dieser ursprünglich sinnlichen Bedeutung lassen sich viel leichter Brücken schlagen zu den anderen Anwendungen im weiteren Sinn. Dazu kommt, was gerade für Wichmanns Abhandlung von Wichtigkeit sein dürfte, daß ja Platon selbst in seinem Kratylos p. 412 dieselbe Deutung des Wortes ἀγαθός aufstellt. καὶ μὴν τό γε ἀ γ α θ ό ν, τοῦτο τῆς φύσεως πάσης τῷ ἀ γ α σ τ ῷ βούλεται τὸ ὄνομα ἐπικεῖσθαι.

Doch diese kleinen Mängel sollen die scharfsinnige, lesenswerte Arbeit nicht schmälern.

Eger. A l f r e d H e r r.

R. Neumann, Q u a r a t i o n e **Ovidius** i n A m o r i b u s s c r i b e n d i s **Properti** e l e g i i s u s u s s i t. Göttinger Diss. 1919, Dieterich. 125 S. 8.

Die Beobachtung, daß Ovid in seinen Liebeselegien vielfach den Spuren seines verehrten Freundes Properz folgt, drängt sich jedem aufmerksamen Leser auf, und auf Übereinstimmungen und Anklänge im einzelnen ist seit Zingerle wiederholt hingewiesen worden. Aber eine zusammenhängende und vollständige Darstellung des Verhältnisses der beiden Dichter, die bisher fehlte, gibt erst R. Neumanns fleißige Arbeit. Dabei werden die verschiedensten interessanten Probleme gestreift, manche auch erfolgreich behandelt. So sind richtig und lehrreich dargelegt die Beziehungen zwischen Am. I 11 u. 12 und Prop. III 23 (das Schreibtafelmotiv, vgl. S. 59 f.), zwischen Am. II 18 und Prop. I 7 (Epos und Liebeselegie, vgl. S. 85 f.), zwischen Am. III 10 und Prop. II 33 (Ceres und Isis als Feindinnen der Liebe, vgl. S. 89 f.). Ganz besonders möchte ich aufmerksam machen auf die Behandlung des berühmten Dirnenbreviers in der Rede der Kupplerin (Am. I 8 und Prop. IV 5, vgl. S. 106 f.). Wie Ovid den Vorgänger variiert und auf seine Weise verbessert, wie er die Motive schärfer herausarbeitet, wie er die Situation, im Stile der Komödie, anschaulicher und wahrscheinlicher gestaltet, — all das ist treffend ausgeführt.

Anderes fordert freilich zum Widerspruche heraus. So ist Verf. der bei Aufzeigung von

Ähnlichkeiten und Anklängen naheliegenden Gefahr, das Gras wachsen zu hören, nicht entgangen. Der übereinstimmende Gebrauch eines einzigen Wortes wie *nequitia* (S. 23), *convenire* (S. 45), *lenia carmina* und *lenia verba* (S. 49) berechtigt doch noch nicht zur Annahme einer Nachahmung. Auch dem Urteile über ganze Gedichte kann ich öfter nicht zustimmen. So wird S. 68 f. behauptet, Am. III 11 a und 11 b seien ein Gedicht, dem als Vorbild Catulls *Odi et amo* gedient habe, und zwar behandle 11 a das *Odi*, 11 b das *Amo*. Ganz unrichtig. Vielmehr variiert 11 b allein das Thema *Odi et amo*. Vgl. im Anfange *hac amor*, *hac odium . . . Odero*, *si potero*, *si non*, *invitus amabo*. Ist denn das nicht deutlich genug? Also gerade die Tatsache, daß in 11 b Catull unverkennbar Vorbild ist, in 11 a dagegen nicht, spricht dafür, daß die Gedichte 11 a und 11 b nicht zu einem verbunden werden dürfen. Daß überdies der Übergang von V. 32 zu 33 in einem Gedichte sehr hart wäre, liegt auf der Hand. Er ist aber auch unovidisch. Aus den Heroidenbriefen und verschiedenen Monologen der Metamorphosen wissen wir ganz genau, wie fein und sanft hinübergleitend bei Ovid die Skala zwischen entgegengesetzten Affekten abgetönt ist. Dagegen ist 11 a durchaus nicht auf *Odium* gestimmt. Dieses Gedicht ist eine Palinodie, bei der dem Poeten mehrfach Prop. III 24 vorschwebte, aber nicht auch, wie Verf. will, III 25. Der Versuch, Prop. III 24 u. 25 zu verbinden, kann also durch eine Nachahmung Ovids nicht gestützt werden. Ebenso möchte ich gegen die etwas langatmigen Ausführungen S. 79 f. einfach bemerken, daß die evidenten Übereinstimmungen zwischen Prop. II 22 und Am. II 10 es durchaus wahrscheinlich machen, daß Ovid auch zu dem dort behandelten Thema (*uno posse aliquem tempore amare duas*) durch die markante Stelle Prop. II 22, 35 *adspice ut in caelo modo sol modo luna ministret: sic etiam nobis una puella parum est* usw. angeregt worden ist.

Die Lektüre der nützlichen Arbeit wird leider durch ihre ungenießbare Form erschwert. Verf. hält sich zwar von groben Schnitzern gegen die Elementargrammatik frei (denn S. 44 se amoris inflammatum esse, S. 106 carmen dividenda est sind offenbar Schreib- oder Druckfehler), aber die Sprache ist zum Erbarmen unlateinisch, die Darstellung schwerfällig, breit, stammelnd. Dinge wie die folgenden stehen fast auf jeder Seite: S. 29 Corinnam docet eam magno incommodo affectum iri, S. 44 Propertius ad commodum suum spectat Cynthiam monens, S. 50 cui nunc puella imperat et eum cohortatur, S. 63 dulciter cantantem, S. 73 condicio, in qua poetae hoc loco sunt, similis est, S. 97 maiore colore, S. 98 singulas res certas, quas Propertius affert, S. 101 reditum Corinnae Ovidium rationem propemptici componendi secutum et affectum magnae laetitiae respicientem illustravisse cogitare licet, S. 115 Propertium et Ovidium inter se pendere, S. 118 oratio bis tanta est quanta Propertiana. Nein, Latein schreiben — für die Öffentlichkeit wenigstens — sollte wirklich nur, wers kann!

Hier noch ein paar sachliche Bemerkungen, die mit der besprochenen Schrift in einem gewissen Zusammenhange stehen.

S. 31 f. wird Am. I 9, 33 ff. etwas konfus behandelt. Ovid hat da mit den Worten *Ardet in abducta Briscide magnus Achilles: Dum licet, Argivas frangite, Troes, opes!* sein Vorbild, das propertische *Quid? cum e complexu Briseidos iret Achilles, Num fugere minus Thessala tela Phryges?* (Prop. II 22, 29 f.) wahrhaftig nicht durch stumpfe Interpretation verdorben, sondern wohlüberlegt, zu seinem Thema passend, umgeformt und in entgegengesetztem Sinne verwendet (in demselben Verhältnisse stehen Am. II 16, 49 f. und Prop. IV 8, 15 f.). Ovids Thema aber ist *Amor est militia* (nicht ein verschwommenes, nichtssagendes „amorem et virtutem in iisdem hominibus inveniri posse“ S. 33). Da nun die obigen Pentameter bei Properz und Ovid gerade den entgegengesetzten Sinn haben, so muß das auch von den Hexametern gelten. Achill, der selig aus den Armen der Briseis (*e conplexu Briscidos*) kommt, ist doch nicht derselbe, der in Sehnsucht nach der geraubten Briseis vergeht (*ardet in abducta Briseide*): der eine besitzt die Geliebte und erfreut sich an ihr, der andere muß sie entbehren. Ovid hat also den Gedanken „Wer sich in der Liebe betätigt, ist auch im Kampfe ein Mann“ umgebogen zu einem „Wer in der Liebe feiert, feiert auch im Kampfe“. Achilles Propertianus exercet amorem, ergo idem militat etiam in bello, Achilles Ovidianus cessat in amore, ergo idem cessat etiam in bello. Das Gegenstück bei Ovid folgt sogleich (v. 35): *Hector ab Andromaches conplexibus ibat ad arma*, d. h. militavit et in amore et in bello. Auch die übrigen amantes bei Ovid sind milites, indem sie lieben: Agamemnon ist der von der schönen Feindin Kassandra überrumpelte Feldherr (*obstipuisse*), Mars ist der im Stahlnetze

des Vulkan gefangene und gefesselte Krieger. Und endlich Ovid selbst glich ohne Liebe dem feiernden Achill, war *segnis discinctaque in otia natus*, erst die Liebe machte ihn *agilem nocturnaque bella gerentem*. Alles klar und durchsichtig.

S. 51 f. In dem besprochenen Gedichte Am. III 14 muß meines Erachtens das Distichon 19/20 hinter v. 25 stehen. Es unterbricht an seiner Stelle die mit v. 17 begonnene Schilderung der *nequitia* und stört die Beziehung des *illic* (v. 21 f.) auf 17/18. Dagegen nach 26 gestellt, bildet es den jetzt fehlenden Übergang zu 27 (vgl. 20 *in lecto crimina pone* mit 27 *indue cum tunicis metuentem crimina vultum*). Ein indicium, daß an der Überlieferung etwas nicht in Ordnung ist, scheint mir auch die hier durch die verschiedene Bedeutung störende Wiederholung *pone-posuisse* in 20/21.

S. 117 f. In allen Ovidtexten ist die köstlich-freche Rede der Kupplerin an einer Stelle (Am. I 8, 35) durch einen häßlichen Fehler entstellt. Ich habe früher (N. Jahrb. 1894, 778 f., Hermes 1904, 52) zwei Reden in den Metamorphosen, die der Scylla und die der Byblis, von angeblichen Zwischenbemerkungen des Dichters gesäubert und diese für die Reden selbst reklamiert: VIII 67/69 *coepta placent . . . parum est* und IX 517 *hoc placet, haec dubiam vicit sententia mentem.* Ein ganz ähnlicher Fall liegt hier vor. Da steht in unseren Texten, die Rede der lena unterbrechend, das eine Wort *Erubuit* als referierende objektive Zwischenbemerkung des Dichters, auf die sich die Fortsetzung der Rede beziehen soll — sehr häßlich, sehr ungeschickt und vor allem ganz unovidisch; es mußte etwa heißen decet alba quidem pudor ora (erubescebat enim). Vielmehr ist *Erubuit!* natürlich ein Ausruf der alten Hexe, ein wohlgefällig schmunzelnder Ausruf angenehmer Überraschung: „Sieh da! die Kleine kann noch rot werden! Unbezahlbar!" Aber sogleich kommt der welt- und männerkundigen Alten ein Bedenken. Unter Umständen steht gerade züchtiges Erröten dem Abschluß des Handels im Wege und bringt sie um ihren Kuppelpelz: *Pudor iste, si simules, prodest, verus obesse solet!*

Berlin-Pankow. Hugo Magnus.

Georges Méautis, Le mythe de Prométhée, son histoire et sa signification. Université de Neuchatel, leçon d'ouverture. Neuchatel 1919, Attinger frères. 16 S.

Auf die im Titel verheißene Betrachtung über die Bedeutung des Prometheusmythos geht Méautis nicht ein; diese zu erkennen hält er für ebenso unmöglich wie die Lösung einer Gleichung mit 10 Unbekannten. Er begnügt sich mit der Bemerkung, daß Prometheus, „der Voraussehen" ursprünglich wohl ein Beiname war, der den wirklichen Namen verdrängte und daß das Feuer nicht nur materiell, sondern als die göttliche Einsicht zu fassen sei, deren partieller Besitz die Menschen gegen die Vernichtung durch Zeus geschützt habe. Aischylos, der aus den Lehren samothrakischer Mysterien geschöpft haben soll, wollte nach M. in der Prometheustrilogie wie in der Orestie die Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen der alten und der neuen Gottesauffassung zeigen. Das Mittelalter konnte den Prometheusmythos nicht verstehen, weil er den Menschen, das Individuum, verherrlicht. Das 19. Jahrh. mit seinen egozentrischen Tendenzen und seinem überspannten Individualismus hat sich wieder dem Stoff zugewendet, aber ganz unantike Gedanken hineingelegt. Das war nur möglich, weil dasjenige Aischyleische Drama, das die Versöhnung darstellte, verloren ist. — Der kurzen Übersicht über die Prometheusdichtungen, unter denen die Goethische an unrichtiger Stelle erscheint und mißverstanden ist, fügt die Antrittsvorlesung gut gemeinte, aber nicht ganz neue Betrachtungen hinzu, z. B. über die Mythen als Völkerspiegel und über die Kontinuität der Geschichte, in der es nur fortgesetzte Anpassungen, keine eigentlichen Perioden des Verfalls gebe.

Charlottenburg. O. Gruppe.

Lucien Guenoun, La cessio bonorum. Paris 1920, Geuthner. 101 S. 8.

Die cessio bonorum war eine Rechtswohltat, die darin bestand, daß der zahlungsunfähige Schuldner durch Abtretung seines Vermögens an den oder die Gläubiger die Personalexekution und die Infamie abwenden konnte. Sie wurde eingeführt durch eine lex Julia. Verf. handelt davon in 4 Kapiteln, die folgende Überschriften tragen: I. Die cessio bonorum und die Lex Julia. II. Die cessio bonorum und das Edikt. III. Die Funktion der cessio bonorum im klassischen Recht. IV. Die cessio bonorum im Recht der späteren Kaiserzeit.

Im ersten Kapitel wird untersucht, ob vielleicht die lex Julia Vorläufer hatte. Als ein solcher könnte in Betracht kommen die lex Poetelia Papiria v. J. 326 v. Chr., nach welcher die nexi qui bonam copiam iurarunt befreit wurden. Bonam copiam iurare wird nach Prüfung der verschiedenen darüber aufgestellten Ansichten erklärt als beschwören, daß man genügende Mittel habe zur Befriedigung des Gläubigers. Verf. vermutet, daß Cäsar eine ähnliche Bestimmung in das Gesetz aufnahm, durch welches er i. J. 705/49 die Lage der Schuldner erleichterte. Das bonam copiam iurare begegnet bekanntlich vier Jahre später in dem julischen Gesetze, das auf der Tafel von Heraklea erhalten ist; an dieser Datierung der Inschrift oder des Gesetzes scheint Verf. nicht zu zweifeln, da er auf die Streitfrage darüber nicht eingeht. In der Kontroverse, ob die lex Julia de cessione bonorum dem Cäsar oder dem Augustus zuzuschreiben ist, entscheidet sich Verf. nach genauer Prüfung für den letzteren, und zwar nimmt er an, daß es nicht ein besonderes Gesetz war, sondern ein Kapitel der lex Julia iudiciorum privatorum.

Im zweiten Kapitel wird festgestellt, an welchen Stellen des prätorischen Edikts die cressio bonorum erwähnt wurde. Das geschah erstens im 6. Titel de postulando, sodann im 37. Titel qui neque sequantur neque ducantur, ferner im 38. Titel quibus ex causis in possessionem eatur uud endlich im 44. Titel de exceptionibus. Zweifel bestehen bezüglich der zweiten Stelle. Lenel hat in der französischen Ausgabe und in der zweiten deutschen Auflage des Edikts seine in der ersten Auflage aufgestellte Ansicht, wonach Ulp. Dig. 42, 3, 4 (lib. 59 ad ed.) auf den 37. Titel zu beziehen sei, unter dem Einflusse Wlassaks aufgegeben. Verf. hält mit seinem Lehrer Girard die frühere Ansicht Lenels für die richtigere. Lenel meint qui neque sequantur neque ducantur sei nicht gleichbedeutend mit quos neque sequi neque duci oporteat. Die Rubrik bezeichne wahrscheinlich nicht diejenigen, für die keine Folgepflicht bestehe und die der ductio nicht unterworfen seien, sondern lediglich diejenigen, die nach erfolgter addictio sich weder freiwillig der Haft ergeben noch auch zwangsweise festgenommen werden, also trotz der addictio frei von der Haft bleiben. Die rechtliche Lage dieser Personen hätte zu mancherlei Fragen führen müssen. Wenn Verf. dagegen einwendet, nach dieser Annahme hätte der Titel lauten müssen qui neque secuti neque ducti sint, so scheint mir das nicht begründet. Die übrigen Argumente, die Verf. gegen Lenel anführt, sind stichhaltiger. Aber die Sache bleibt ganz unsicher. Lenel sagt selbst, er gebe, was er vorbringe, als bloße Hypothese.

Das dritte und vierte Kapitel sind in je zwei Abteilungen gegliedert; in der ersten wird von den Bedingungen der cessio bonorum gehandelt, im zweiten von ihrer Wirkung. Die cessio bonorum setzt nicht Verurteilung des Schuldners oder Schuldanerkenntnis in iure voraus, trotz Ulp. Dig. 42, 3, 8 (wo die Worte debitum adgnoscat interpoliert sind, wie schon Jak. Gothofredus erkannte). Verf. nimmt an, daß nur solchen Schuldnern die Wohltat der cessio bonorum gewährt wurde, welche ohne ihre Schuld in Not und Zahlungsunfähigkeit geraten waren. Ich möchte das für die klassische Zeit nicht glauben, obgleich eine Stelle aus Seneca (de benef. 7, 16, 3) dafür zu sprechen scheint. Aber Bethmann-Hollweg Zivilpr. II 689 n. 123 gibt die richtige Erklärung dieser Stelle. Verf. führt eine Reihe von Stellen an, um zu beweisen, daß die Personalexekution trotz cessio bonorum fortbestand, woraus er dann den Schluß zieht, daß die cessio bonorum nicht jedem Schuldner zugute kam. Die Tatsache ist richtig, und Verf. hätte als Beleg auch das Straßburger Fragment der Disputationen des Ulpian 47 (Iurisprud. Anteiust. ed. Seckel et Kübler I 499) anführen können. Aber die Schlußfolgerung ist nicht zwingend, wie Bethmann-Hollweg a. a. O. gezeigt hat. — Der Schuldner mußte seine Erklärung vor einem Magistratus abgeben; ein Eid wurde in klassischer Zeit nicht erfordert. Durch die cessio bonorum erwarb der Gläubiger das Recht, sich durch venditio bonorum aus dem Vermögen des Schuldners zu befriedigen. Bis dahin konnte der Schuldner noch dem Gläubiger zahlen oder durch Verteidigung die venditio abwenden. Zession an e i n e n Gläubiger wirkte zugunsten aller. Der Schuldner entging durch die Zession der Personalexekution und der Infamie. Reichte sein Vermögen nicht zur Befriedigung der Gläubiger aus, so konnte er, wenn er wieder zu Gelde kam, aufs neue in Anspruch genommen werden, aber nur wenn er reichliche Mittel erworben hatte; andernfalls war er durch die Einrede nisi bonis cesserit geschützt. Bei einer zweiten Venditio bonorum genoß er das beneficium competentiae.

Für die spätere Kaiserzeit wirft Verf. die Frage auf, ob vielleicht der Schuldner bei der Zession einen Teil des Vermögens behalten

durfte. Auf diese Frage wird er durch den von Mitteis Chrest. II No. 71 edierten und ausführlich erörterten Pap. Lips. Inv. No. 244 aus d. J. 462 geführt, wo l. 10 steht δέο[μαι τό] γε ἔχ[τον] με ἔχειν; aber die Lesung und Deutung ist, wie schon Mitteis hervorgehoben hat, ganz unsicher. Justinian gestattete auch eine außergerichtliche cessio bonorum. Aber der Schuldner mußte seine Angaben beschwören, d. h. einen Offenbarungseid leisten. Die viel behandelte Nov. 135 wird vom Verf. ausführlich erörtert, ohne daß es ihm jedoch gelingt, das Dunkel, das über ihr liegt, zu erhellen. Die Gläubiger konnten anstatt der cessio bonorum auch ein fünfjähriges Moratorium wählen. Justinian Cod. 7, 71, 8 gibt sehr genaue Bestimmungen, wie zu verfahren sei, wenn die Gläubiger darüber verschiedener Ansicht waren. Die Wirkungen der cessio bonorum waren im wesentlichen dieselben wie in der klassischen Zeit.

Die Schrift verdient das Lob großer Sorgfalt, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; aber über die Resultate des ausgezeichneten Artikels von Wlassak in der Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa kommt sie nicht hinaus. Anerkennung verdient jedoch, daß Verf. die Papyri über die cessio bonorum, die Wlassak bei Abfassung seines Artikels noch nicht bekannt waren, berücksichtigt hat. Auffallend ist, daß der französische Verleger ein Referat von einem deutschen Barbaren gewünscht hat, da es doch in Deutschland nach Ansicht der Franzosen keine Wissenschaft gibt. Er hat das Buch glänzend ausgestattet. So schönes Papier erhalten hunnische Schriftsteller von ihren Verlegern längst nicht mehr.

Erlangen. B. Kübler.

Ludwig v. Sybel, Frühgeschichtliche Kunst. Leitfaden ihrer Entwicklung. München 1920, Beck. IV, 56 S., Tafel. 4 M. 50.

Es gehört nicht nur umfassendste Sachkenntnis, sondern auch entschiedener Wagemut und Geschick für knappe Zusammenfassung dazu, auf einem halben Hundert Seiten die Entwicklung der altchristlichen Kunst zu schildern. Alles findet sich bei dem Verf. in glücklichster Form vereinigt. Was er bietet, hat Hand und Fuß und zwingt mit seiner scharfen Fassung den Leser auch da, wo er vielleicht nicht ganz zuzustimmen vermag, zum Nachdenken und Weiterforschen, wozu die erstaunlich reichen Literaturangaben die beste Hilfe bieten. Ebenso wohlgelungen ist das Gesamtbild der Entwicklung, das in raschen Strichen gezeichnet wird und sich in vier Epochen (bis Hadrian, bis Valerian, bis Konstantin, bis Theodosius) gliedert. Er zeigt, daß nicht künstlerischer Gegensatz zur vorchristlichen Antike die Neubildungen veranlaßt, sondern daß in ihnen immer dieselbe Antike weiterlebt. In der Streitfrage: Orient oder Rom? verzichtet der Verf. auf ein abschließendes Urteil; erfreulicherweise berücksichtigt er aber den Osten an verschiedenen Stellen, wenn auch gerade zu diesen verschiedene Bemerkungen möglich wären. Daß z. B. die Basilika in Bethlehem durchaus ein Werk Konstantins sei (S. 32), läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten.

Dresden. Peter Thomsen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Hermes LV, 4.

(337) **A. Rosenberg**, Die Entstehung des sogenannten foedus Cassianum und des latinischen Rechts. Hat das sogenannte foedus Cassianum überhaupt existiert, und in welcher Form? Läßt die Urkunde, soweit ihre Rekonstruktion möglich ist, Schlüsse auf ihre Entstehungszeit zu? Es gab nur ein einziges foedus zwischen Römern und Latinern; die Inschrift stand bis einige Zeit vor der Rede des Cicero für Balbus hinter der Rednerbühne in Rom. Die Sätze des foedus Latinum gelten bis zum Bundesgenossenkriege für den größten Teil der latinischen Kolonien sowie für die urlatinischen Kantone. Es zerfiel in die Regelung des Verhältnisses der lat. Staaten zu Rom und in die des Verhältnisses des einzelnen Latiners zu Rom. Der Text bei Dionysios VI 95 ist nur ein dürftiger Auszug der alten Urkunde von minderer Glaubwürdigkeit, entlehnt aus einem Annalisten. Ebenso stammt aus der Annalistik Liv. II 33, 9. Festen Boden schafft der Forschung erst die Untersuchung des realen latinischen Rechts vor dem Bundesgenossenkrieg. Verf. behandelt das tatsächlich bestehende Recht, daß die Latiner in Rom in der Volksversammlung mitstimmen konnten, sowie eventuell durch bloße Übersiedlung mit Zurücklassung eines Sohnes in der Heimat das römische Bürgerrecht gewinnen konnten. Das Vorrecht des Mitstimmens für die Latiner galt in Rom nur für die Tribus. Die sogenannten zwölf latinischen Kolonien seit 268 v. Chr. Geb. haben einfach das Recht von Ariminum — Auferlegung einer bestimmten Verfassung — erhalten. Das Stimmrecht der Latiner in Rom ist jünger als 287 v. Chr. Geb. Es liegt hier die Isopolitie als „bundbildendes Prinzip“ vor, wie es in hellenistischer Zeit zuerst 272 v. Chr. Geb. nachweisbar ist; die Römer entlehnten dies Verhältnis aus Griechenland. Somit wird das foedus Latinum auch als jünger als 287 bestimmt; es wird aber als älter als 268 nachgewiesen. Es ist Ab-

schluß einer langen Entwicklung aus der Zeit der zwölf Tafeln her. Die Anlage des foedus Latinum stammt aus griechischen Vorbildern: hier kehren alle seine Unterteile: Defensiv-Allianz, Isopolitie, Personalprivilegien, Beuteteilung, Erledigung von Prozessen, wieder. Der Auszug bei Dionysios ist also echt. Das foedus Latinum galt auch für die Herniker. Mit dem angeblichen Konsul Sp. Cassius hat der Latinervertrag nichts zu tun. — (364) **R. Philippson**, Zu Philodems Schrift über die Frömmigkeit (s. ob. S. 225 ff.). IV. Die Philosophenkritik. Die Reihenfolge der Bruchstücke ist mit Hilfe der stichometrischen Punkte und der Angaben bei Cicero, de nat. deor. I 25/41 festzustellen. Der Verf. stellt nun mit vielen Ergänzungen und Bemerkungen über die Anordnung und den Ausfall von Kolumnen den Text her, der die Kritik der Lehren des Anaximenes, Alkmaion, Pythagoras, Xenophanes, Empedokles, Prodikos, Protagoras, Xenophon, Herakleides, Platon, Zenon, Kleanthes enthält. — (373) **C. Robert**, Die Hera von Tiryns. Wendet sich energisch gegen die Annahme eines alten Herakults in Tiryns (gegen Frickenhaus, Ergebnisse der Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen I); wirkliche Zeugnisse, deren Zusammenhänge und Bedeutung geprüft werden, liegen nur für das berühmte Heraion bei Argos vor. Wer der Herr des auf den Trümmern des tirynthischen Megarons aufgedeckten Tempels war, läßt sich noch nicht sagen; vielleicht war es Demeter. — (388) **E. Preuner**, Honestos. Das Epigramm des Honestos (Bull. hell. XXVI 1902, S. 153 No. 4) stand auf einem dreiteiligen Statuenwerke, das etwa 3/2 v. Chr. Geb. im helikonischen Museutale für Julia, Augusti f. und ihre Söhne C. und L. Julius Cäsar errichtet wurde. Weiter befaßt sich Pr. mit dem Stammbaum der Attaliden anläßlich eines anderen Epigramms des Honestos auf einem Weihgeschenk des 3. Jahrh. v. Chr. Geb. Dann behandelt Pr. die Epigramme des Honestos, die sich auf den Standbildern der neun Musen befanden. Sie gehören in dieselbe Zeit wie das Epigramm auf Julia und die Καίσαρες. Im Epigramm für Melpomene wird vermutet λεῦσσ' εἰς ἓν statt λεύσσεις ἐν; in dem für Kalliope l. Σ]κῆπτρα λόγου, σκήπτρων δὲ δίκῃ πέλας· οἷς μ[εγάλ' αὐχῶ] | [Κα]λλιόπη, π(ε)ιθοῦς τὸ κράτος ο[ὕνεκ' ἔχω]. Dem Honestos sind auch ein Epigramm auf eine 2. Polymnia und das auf eine 2. Euterpe zuzuteilen; ferner eins auf Mnemosyne, die Mutter der Musen. Honestos verlieh mit seiner Poesie alten Schmuckstücken des Musentales neue Zier. Die Musengruppe wird in einem der ersten Jahrzehnte des 2. Jahrh. v. Chr. Geb. geweiht sein; die Statue der Mnemosyne und der etwa zu ihr gehörigen zweiten Musengruppe erfolgte später als jene der ersten Musengruppe. Vielleicht fand die Weihung der ersten Gruppe im Zusammenhang mit der Reorganisation der Museia seitens der Thespier statt (vielleicht 210/5). Die von Mummius 146 v. Chr. Geb. entführten Thespiades waren keine Musengruppe: es ist dies ein Gattungsname wie Caryatides und Appiades. Mit Praxiteles haben diese Thespiades erst recht nichts zu tun. Weiter behandelt Pr. das Relief des Archelaos von Priene: der Dichter des Reliefs ist Hesiod, die Köpfe des Chronos und der Oikumene zeigen die Züge des Ptolemaios IV Philopator und der Arsinoe; Entstehungszeit also um 210 v. Chr. Geb. (gegen Sieveking). Eine Betrachtung der literarischen Stellung des Honestos Βυζάντιος oder Κορίνθιος schließt den Aufsatz. — (427) **F. Münzer**, Die Fanniusfrage. Behandelt den Brief Ciceros an Atticus XII 5. 3 vom Juni 45. Cicero fragt hier nach dem Tribunatsjahr des P. Scaevola, dann nach dem Tribunatsjahr des L. Scribonius Libo, endlich nach der Persönlichkeit des Historikers Fannius. Die Textüberlieferung des Briefes wird eingehend betrachtet: es ist mit dem Mediceus zu lesen c o n t u r b ⟨a b⟩ a t e | n i m m e e p i t o m e B r u t i F a n n i a n a; in Bruti epitome Fannianorum scripsi (dies eine Wort ist verderbt: vielleicht legi, vidi, quaesivi, repperi) quod erat in extremo. Am Ende von Brutus epitome de Fanniis, der die Geschichte seiner Zeit bis 130 v. Chr. Geb. herabführte, standen Angaben über die Persönlichkeit des Fannius. M. behandelt weiter die Familie des Fannius: der Historiker C. Fannius, M. f., ist derselbe, wie der Politiker, der 146 als erster mit Ti. Gracchus auf den Mauern Karthagos stand, dann im Anschluß an die Scipionenpartei seine Laufbahn machte, aber auch mit der Gracchenpartei sich zu Zeiten vertrug. Endlich wird der Gang der Diskussion über die Fanniusfrage, die zwischen Cicero und Atticus stattfand, von M. rekonstruiert. — (443 Ein Register schließt den Band LV.

Sokrates. VIII, 9/10.

(241) **W. Willige**, Über Hölderlins Empedokles. — (268) **L. Reinhardt**, Herkommen und Höflichkeit in Homers Ilias. Der geniale Dichter weiß sich über Sitte und Gesetz zu erheben, wenn er es für höhere Zwecke für notwendig erachtet. Verglichen werden die Heeresversammlung in A, das Verhalten Hektors gegenüber Alexandros (Z), das des Patroklos gegenüber Achilles (Π), die Einführung des Phoinix neben den zwei üblichen Gesandten (I). — (271) **Draheim**, Der Ursprung des iambischen Fünfhebers. Dantes Vorgänger entlehnten den Vers der lateinischen Poesie. In jedem Falle muß man annehmen, daß aus einem quantitierenden Verse ein akzentuierender und silbenzählender wurde. Nicht der Anfangsvers der in der Hymnendichtung sehr bevorzugten sapphischen Strophe oder ein stichisches Metrum des Ambrosius ist maßgebend geworden, wie man denken könnte, sondern der phaläcische Vers, an den die von Dante für sein Versmaß regelmäßig gebrauchte Bezeichnung Hendekasyllabus haftete. — Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin: (65) **A. Kurfeſs**, Ciceros Briefe. 1918—1920. I.

Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins XLIII 3/4.

(93) **A. Alt**, Aus der Kriegsarbeit der deutschen Wissenschaft in Palästina. Schildert anschaulich die Fortschritte, die trotz aller Schwierigkeiten und des Mangels an Organisation erreicht worden sind, z. B. auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, Geologie, Meteorologie, Kartographie, die auch für die Kenntnis des Altertums wichtig sind; für die Archäologie sind bedeutsam Inschriftenfunde und die genauere Untersuchung der byzantinischen Ruinen im Süden des Landes, ferner Forschungen in Petra, Palmyra, Damaskus. — (138) **P. Thomsen**, Die lateinischen und griechischen Inschriften der Stadt Jerusalem und ihrer nächsten Umgebung. Stellt nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Forschung die Inschriften bis zum Jahre 1500 n. Chr., also auch die der byzantinischen und der Kreuzfahrerzeit, mit Erläuterungen zusammen, da eine solche Sammlung bisher fehlt.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Acta Conciliorum Oecumenicorum edid. E. Schwartz. T. III. Concilium universale constantinopolitanum sub Justiniano habitum. vol. II: *Hist. Z.* 123, 2 S. 321 f. Inhalt angegeben von *W. Bauer.*

Bandeier, A. †, Untersuchungen zu Xenophons Hellenika: *D. L.* 47/48 Sp. 731 ff. 'Eine gute Arbeit, die trotz mancher Fehlschlüsse im einzelnen und ganzen von guter Beobachtungsgabe und selbständigem Urteil zeugt'. *E. von Stern.*

Bergmann, E., Das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns: *Sokr.* 8, 11/12 Sp. 330. 'Recht lesenswert'.

Brandt, W., Die Mandäer, ihre Religion und ihre Geschichte: *D. L.* 49, Sp. 747 f. 'Beste Einführung und bequemste Zusammenfassung'. *H. Greßmann.*

Diels, H., Antike Technik 2. A.: *Sokr.* 8, 11/12 S. 297. 'Die erfreulich rasch nötig gewordene Auflage ist erweitert vor allem durch den Vortrag über die antike Uhr'.

Dittenberger, Sylloge inscriptionum Graecarum. III 3. A.: *Sokr.* 8, 11/12 S. 314 f. 'Das unentbehrlich gewordene monumentale Werk in verjüngter und vollkommnerer Gestalt wiedergeschenkt'. *P. Stengel.*

Dittrich, P., Plautus und Terenz in Pädagogik und Schulwesen der deutschen Humanisten: *Hist. Z.* 123, 2 S. 308 ff. Reiches und belehrendes Tatsachenmaterial, doch ungenaue Fragestellung hebt hervor *P. Joachimsen.*

Eisler, R., Die kenitischen Weihinschriften der Hyksoszeit im Bergbaugebiet der Sinaihalbinsel und einige andere unerkannten Alphabetdenkmäler aus der XII.—XVIII. Dynastie: *Hist. Z.* 123, 2 S. 303 ff. 'Die Arbeitsweise hat in philologischer Beziehung etwas ungemein Dilettantisches'. *P. Kahle.*

Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums: *Sokr.* 8, 11/12 S. 315 ff. 'Äußerst wertvolle zusammenfassende Darstellung der äußeren Geschichte vom Abbau des Heidentums'. *K. Gronau.*

Glaeser, F., De Pseudo-Plutarchi libro περὶ παίδων ἀγωγῆς: *Sokr.* 8, 11/12 S. 320 f. 'Gediegene Abhandlung'. *A. Kurfeß.*

Howald, E., Friedrich Nietzsche und die klassische Philologie: *Sokr.* 8, 11/12 S. 306. 'Recht lesenswerte Schrift'.

Kunst, C., De S. Hieronymi studiis Ciceronianis: *Sokr.* 8, 11/12 S. 321 f. 'Gründliche und lehrreiche Erstlingsarbeit'. *A. Kurfeß.*

Kunst, K., Studien zur griechisch-römischen Komödie mit besonderer Berücksichtigung der Schlußszenen und ihrer Motive: *D. L.* 45/46 Sp. 708. 'Krankt an dem völligen Mangel innerer Einheit trotz literarischer Kenntnis, Scharfsinnes und Geschmacks des Verf.'. *A. Körte.*

Lenz, M., Geschichte der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. 2. Bd. 2. Hälfte: *D. L.* 45/46 Sp. 704 ff. 'Bewunderswertes Werk'. *G. Kaufmann.*

v. Lippmann, E. O., Entstehung und Ausbreitung der Alchemie mit einem Anhange: Zur älteren Geschichte der Metalle: *Hist. Z.* 123, 2 S. 299 ff. 'Ein Denkmal für alle Zeiten'. *Sudhoff.*

Meyer-Benfey, H., Sophokles Antigone: *Sokr.* 8, 11/12 S. 300. 'Tief eindringende Analyse'.

Netzhammer, R., Die christlichen Altertümer der Dobrudscha: *D. L.* 45/46 Sp. 697 ff. Die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt gerühmt von *G. Stuhlfauth.*

Sallust. C. Sallusti Crispi Bellum Catilinae. Hrsg. v. J. H. Schmalz. 10 A. und De bello Jugurthino liber. 10. A. *Sokr.* 8, 11/12. S. 318. 'Gehört zu den besten erklärenden Schulausgaben'. *A. Kurfeß.*

Sallust. C. Sallusti Crispi Catilina, Jugurtha, orationes et epistulae excerptae de historiis. Ed. A. W. Ahlberg. Ed. maior u. ed. minor: *Sokr.* 8, 11/12 S. 318 ff. 'Wird für die Zukunft das Handexemplar jedes Philologen und die Grundlage unserer Schulausgaben bilden'. *A. Kurfeß.*

Schomerus, H. W., Indische Erlösungslehren: *D. L.* 44 Sp. 684 ff. 'Will dem Indologen nichts Neues bringen. Gut und klar geschrieben'. *R. Garbe.*

Slatarski, W. N. und **Staneff, A.**, Geschichte der Bulgaren, 1. 2: *Hist. Z.* 123, 2 S. 326 ff. Einige Ausstellungen macht trotz Anerkennung *E. Gerland.*

Stemplinger, E., und **Lamer, H.**, Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung: *Sokr.* 8, 11/12 S. 297. Nachzuweisen gesucht, 'wie tief gerade die deutsche Kultur dem Altertum verschuldet ist'.

Supplementum Lyricum. Neue Bruchstücke von Archilochos, Alkaios, Sappho, Corinna, Pindar, Bakchylides, ausgew. v. E. Diehl. 3. A.: *Sokr.* 8, 11/12 S. 306. 'Musterhafte Sammlung'.

Tacitus. Die Germania des Tacitus. Erl. v. K. Müllenhoff. Neuer verm. Abdr. Bes. d. M. Roediger: *D. L.* 49 Sp. 750 ff. 'Vermehrt, abgesehen von sehr bedeutender Erweiterung und

Vervollkommnung der Register, um zwei neue Zusätze im Kommentar und zwei neue Anhänge'. *G. Wissowa.*

Veith, G., Die Feldzüge des C. Julius Caesar Octavianus in Illyrien i. d. J. 35—33: *Sokr.* 8, 11/12 Sp. 330. 'Frucht einer glücklichen Verbindung von wissenschaftlicher Durchbildung und militärischem Blick'.

Mitteilungen.

Glossen in der aristotelischen Poetik.

Im Philologus LXXVI (1920) S. 239—265 habe ich wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß eine Anzahl Stellen, die starken sachlichen Bedenken unterliegen, sich als in den Text eingedrungene Glossen jetzt auch dadurch erweisen, daß sie in der vorzüglichen alten Majuskelhs (Σ), die der syrisch-arabischen Übersetzung als Vorlage diente, fehlten. Hier sollen nun einige wenige, nicht minder zweifellose Eindringlinge besprochen werden, bei denen uns aber jene Übersetzung nur selten dieselbe Hilfe leistet, und zwar handelt es sich meistens um Fälle, die längst mit Recht beanstandet, aber der einstimmigen Überlieferung zu Liebe aus dem Text nicht entfernt worden sind.

I.

3. 1448 a 33 ἐκεῖθεν γὰρ ἦν Ἐπίχαρμος [ὁ ποιητὴς] πολλῷ [1]) πρότερος ὢν Χιωνίδου (so Σ allein) καὶ Μάγνητος.

Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Aristoteles dem allbekannten Dichter nur hier den gerade in diesem Zusammenhange ganz besonders überflüssigen und unmotivierten Zusatz ὁ ποιητής beigelegt haben sollte, zumal ein solcher bei den so gut wie verschollenen Dichtern Chionides und Magnes fehlt. Waren doch deren Komödien, wenn überhaupt, damals nur in gefälschten Exemplaren zu lesen. Und was würde man wohl zu einer heutigen Erörterung über das deutsche Drama sagen, in der etwa folgendes stünde: „Goethe, der Dichter, war um vieles älter als Raupach und Kotzebue?"

Der Zusatz ist zuerst von Ritter beanstandet worden, aber er erkennt in ihm nicht etwa eine ursprüngliche Randglosse, sondern nur einen weiteren Beweis (?) für die Interpolation der ganzen Darstellung! Von Späteren hat, so viel ich sehe, nur Stahr ὁ ποιητής verdächtigt, während Baumgart ad loc. das Epitheton als Subjekt zu ὢν glaubt nehmen zu dürfen, „der viel früher dichtete", was die Worte garnicht bedeuten können. Aber selbst das zugegeben, würde diese Erklärung schon an dem Artikel scheitern, da wir es mit einem prädikativen Zusatz zu tun hätten.

[1]) Nur nebenbei sei bemerkt, daß dieses πολλῷ, das seit Bentley oft zu Schwierigkeiten Anlaß gegeben hat, garnicht buchstäblich genommen zu werden braucht, da es sich hier doch offenkundig um eine tendenziöse Beweisführung, die auch vor Übertreibungen nicht zurückschreckt, handelt.

Daß es sich lediglich um eine in den Text geratene Glosse handelt, zeigt nun der identische Zusatz in der syrisch-arabischen Übersetzung in 1. 1447 b 10: „Die Mimen des Dichters Sophron und des Xenarchos". Hier ist die Bezeichnung nicht nur überflüssig, sondern dem ganzen Zusammenhang nach geradezu unmöglich, und auch hier würde man, wenn überhaupt, einen derartigen Zusatz viel eher bei Xenarchos erwarten, der sonst nirgends als Mimograph erwähnt wird, wie oben bei Chionides und Magnes. Der alte Leser, der ὁ ποιητής am Rande notierte, kannte eben nur Sophron. Dieser schrieb zwar in Prosa (s. auch Suidas s. n.), vielleicht in einer rhythmisierenden, aber bereits im Altertum wurde er als Dichter, entgegen der Meinung anderer, bezeichnet, wie aus Philodem περὶ ποιημάτων Fragm. 53. 72. 73 hervorgeht, und schon im Jahre 1856 konnte Botzon, De Sophrone et Xenarcho mimographis, S. 21 ff. allein 42 Schriften aufzählen, die sich mit dieser eigentlich gegenstandslosen Kontroverse beschäftigten. Der Unterschied zwischen den beiden Stellen besteht also nur darin, daß in dem ersteren Falle die ursprüngliche Randglosse ὁ ποιητής in allen Hss sich fortpflanzte, während in dem letzteren sie nur in der alten Vorlage des syrischen Übersetzers sich erhalten hatte.

Waren es innere Gründe, die in den eben besprochenen Stellen auf die Spur eines Glossems führten, so verrät in der folgenden alten crux allein schon die Satzfügung, daß wir es mit einem Eindringling zu tun haben. In der bisherigen Überlieferung lautet die Stelle ohne jede Variante also:

5. 1449 b 6 τὸ δὲ μύθους ποιεῖν Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις· τὸ μὲν ἐξ ἀρχῆς ἐκ Σικελίας ἦλθε, τῶν δὲ Ἀθήνησιν Κράτης πρῶτος ἦρξεν usw.

Da Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις vollständig in der Luft schweben, hatte schon die Aldina ἦρξαν eingeschwärzt, und, um nun die Syntax zu retten, Gryphius und Reiz τὸ δὲ noch in τοῦδε geändert. Andere schlugen μνημονεύονται (Gräfenhan), ἀπέδωκεν (Ritter) oder εἰώθεσαν (Spengel) vor. Wieder andere schoben noch ein οἷον oder οἵους nach ποιεῖν ein. Bywater ging noch kühner vor, indem er ἦλθεν, ἐκεῖθεν γὰρ ἦσαν Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις schrieb, obwohl Aristoteles doch erst kurz vorher 3. 1448 a 33 ἐκ Σικελίας, ἐκεῖθεν γὰρ ἦν Ἐπίχαρμος vermerkt hatte, sich also hier in lästiger und ganz unmotivierter Weise wiederholt hätte. Susemihl endlich strich die Eigennamen als ein in den Text gedrungenes Glossem und ebenso Usener. Diese Vermutung wird nun durch die arabische Übersetzung glänzend bestätigt, die von Ἐπίχαρμος oder Φόρμις keine Spur aufweist. Dagegen bietet sie in einer jetzt allerdings sinnlosen Fassung einen Zusatz, der sehr wohl die hier klaffende Lücke im Gedanken, die ebenfalls Susemihl erkannt hatte, ausgefüllt haben dürfte. Wenn im Arabischen von ganzen und kurzen Erzählungen die Rede ist, so steckt darin vielleicht μικροὺς καὶ συνεχεῖς, wovon letzteres Wort bereits Susemihl vermutet hatte. Sollten die eingedrungenen Eigen-

namen den Verlust der hier vermißten Erläuterung veranlaßt haben, so hätten wir ein weiteres Beispiel für die unten besprochenen Fälle. Die Randnotiz selbst stammt aber zweifellos, schon wegen der Erwähnung von Phormis, von einem sehr kundigen, alten Leser, auf dessen Spuren wir auch sonst in jener syrischen Vorlage stoßen[2]). Diese selbst hat sich aber auch hier wieder als eine erstklassige Textesquelle erwiesen.

II.

Aristoteles pflegt, wo er auf eine Szene eines Dramas oder des Epos anspielt, die Namen der beteiligten Personen zu unterdrücken, da er die genaue Kenntnis des Inhalts bei seinen Lesern bezw. seinen Zuhörern voraussetzen zu können glaubt. Bei Homer, der griechischen Bibel, ist dies nun ohne weiteres begreiflich. In einigen Fällen, wo der Titel des Dramas unmittelbar vorangeht, sind selbst wir, ohne den Inhalt zu kennen, wohl noch imstande das Subjekt zu ergänzen, in anderen dagegen sind wir nur auf mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen angewiesen. Daß nun Aristoteles etwa mit Rücksicht auf Spätere dennoch hier und da einen Namen hinzugesetzt habe, ist nach seiner sonstigen Gepflogenheit nicht anzunehmen. Da dieses Verfahren aber bisher verkannt worden ist, so hat man bei einhelliger Überlieferung nirgends Verdacht geschöpft, daß es sich im gegenteiligen Falle um eine eingedrungene Glosse handeln dürfte. Ehe ich nun die beiden Ausnahmen, die ich im Auge habe, bespreche, muß ich die Beispiele aufzählen, die das oben Gesagte beweisen.

11. 1452 a 25 ἐν τῷ Οἰδίποδι ἐλθὼν (der Hirt) ὡς εὐφραίνων τὸν Οἰδίπουν; 14. 1454 a 7 ff ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ ἡ ἀδελφὴ τὸν ἀδελφόν . . . ἐν τῇ Ἕλλῃ ὁ υἱὸς τὴν μητέρα; 16. 1455 a 1 ff. ἡ (ἀναγνώρισις) ἐν Κυπρίοις τοῖς Δικαιογένους ἰδὼν γὰρ τὴν γραφὴν ἔκλαυσεν (vermutlich Teukros) καὶ ἡ ἐν Ἀλκίνου ἀπολόγῳ, ἀκούων (Odysseus) γὰρ τοῦ κιθαριστοῦ . . . ἐδάκρυσεν . . . ὅμοιός τις (sc. μοι, Ἐλέκτρα oder Ὀρέστῃ) ἐλήλυθεν, ὅμοιος (ebenso) etc. . . . ἐν τῷ Θεοδέκτου Τυδεῖ, ὅτι ἐλθὼν (?) ὡς εὑρήσων υἱὸν (?) αὐτὸς ἀπόλλυται καὶ ἡ ἐν τοῖς Φινείδαις ἰδοῦσαι (?) γὰρ τὸν τόπον etc. . . . ἐν τῷ Ὀδυσσεῖ τῷ ψευδαγγέλῳ ὁ μὲν γὰρ[3]); 24. 1460 a 16 τὰ περὶ τὴν Ἕκτορος δίωξιν . . . οἱ μὲν ἑστῶτες . . . ὁ δὲ ἀνανεύων (sc. Achilles) 1460 a 32 ἐν Μυσοῖς ὁ ἄφωνος (sc. Telephus) ἐκ Τεγέας εἰς τὴν Μυσίαν ἥκων[4]).

Gegen dieses Verfahren verstößt nun 11. 1452 a 28 ἐν τῷ Λυγκεῖ (daß ein Drama des Theodektes überhaupt gemeint ist, erkennen wir nur aus 18. 1455 b 29) ὁ μὲν ἀγόμενος (Lynkeus oder das Kind Abas s. c. 18 l. c.) ὡς ἀποθανούμενος, ὁ δὲ [Δαναὸς] ἀκολουθῶν ἀποκτενῶν, τὸν μὲν . . . τὸν δέ. „Danaos“ war am Rande vermerkt, da Lynkeus zu ὁ μέν aus dem vorhergehenden Λυγκεῖ sich scheinbar als selbstverständliche Ergänzung ergab.

Weit interessanter, weil die arabische Übersetzung mit entscheidender Beweiskraft in die Wagschale fällt, ist die zweite Stelle, 17. 1455 a 27 ὁ γὰρ Ἀμφιάραος ἐξ ἱεροῦ ἀνῄει[5]) etc. Worin eigentlich der verhängnisvolle Irrtum des Karkinos bestand, ist aus der knappen Notiz nicht mehr klar ersichtlich. Der Araber bietet hier ein jetzt zwar sinnloses Plus, das aber wenigstens die Vermutung nahelegt, daß in der alten Vorlage der Verstoß des Dichters etwas genauer erläutert wurde. Doch dies nur nebenbei. Die Hauptsache für uns hier ist, daß sich in jener Übersetzung von dem Eigennamen keine Spur vorfindet, was durchaus dem oben nachgewiesenen Verfahren des Aristoteles entspricht.

III.

Aber nicht nur sind in Hss häufig Eigennamen vom Rande versehentlich in den Text geraten, sondern sie haben dabei auch oft ein Wort, dessen Erklärung sie ursprünglich dienen sollten, verdrängt. Einige Belege, die mir gerade zur Hand sind, mögen dafür genügen: Ovid, Heroid. VIII 77 *flebat avus* (sc. Tyndareus) *flebatque soror fratresque gemelli* (sc. Dioscuri). So Planudes und alle Hss außer dem Parisinus (P) und dem mit ihm auch sonst oft übereinstimmenden Frankfurtensis (s. XIII), die, statt flebatque P h o e b i q u e (d. i. Phoebe, die wenig bekannte Schwester Helenas) bieten. Über die Entstehung der Variante kann ebensowenig ein Zweifel sein, wie daß *flebatque* die ipsissima manus des Dichters wiedergibt. XIII 140 *imponet galeam barbaraque arma dabit.* Hier hat P *Dardanaque*, was man ebenfalls kaum als eine Verbesserung ansehen dürfte, wenn auch B e n t l e y ebenso vermutete, und zwar allein darum nicht, weil *barbara*, die Lesart aller anderen Hss, wie auch die des Planudes, sich sonst nicht erklären ließe, falls *Dardana* das Ursprüngliche gewesen wäre. Dieses dagegen ist als eine erklärende Randbemerkung in einer einzigen Hs, die auch sonst, wie wir sahen, ähnliche bot, sehr wohl verständlich.

Selbst eine ganz sinnlose Randglosse hat zuweilen das Ursprüngliche verdrängt. So z. B. Tac. Ann. 4, 55 *missis in Graeciam* (statt *insulam*) *populis cui mox a Pelope* nomen (U r l i c h s).

Ganz besonders schlagende Beispiele für diese Art von Verderbnissen sind aber diejenigen Fälle, wo der Eigenname nicht nur das Ursprüngliche verdrängen, sondern dabei auch noch das Versmaß in Mitleidenschaft ziehen konnte, eine Tatsache, die ceteris paribus überhaupt erst den Verdacht einer Verderbnis aufkommen ließ, falls auch die Überlieferung keine Variante aufwies. Dieser Art sind

---

[2]) Siehe Philologus l. c. S. 259, 262.

[3]) Dieser „locus conclamatus“ hat jetzt durch Σ eine überraschende Aufklärung erfahren. S. meine Übersetzung der Poetik ad loc. (Meiner, Lpz. 1920).

[4]) Nur scheinbare Ausnahmen sind: 14. 1454 a 1 ἐν Ἀντιγόνῃ τὸν Κρέοντα ὁ Αἵμων ibid. ἐν τῷ Κρεσφόντῃ ἡ Μερόπη μέλλει τὸν υἱὸν ἀποκτείνειν 29. 30. 16. 1454 b 32.

[5]) So richtig Σ, Ricc. 46 Guelph., Laurent. LX 14 in marg., Victorius, dagegen Ac und die übrigen Hss ἂν εἴη, was sinnlos, und wohl durch Itacismus entstanden ist.

nun folgende Stellen des Terenz: Im Eun. 267 haben alle Hss *Thaidis* und in der Andr. 685 *Pamphilam* überliefert, beides metrisch unmögliche Lesarten. Mit glänzendem Scharfsinn ersetzte nun bereits Muretus das erstere durch *meretricis* und Kauer dieses durch *amicam*, womit wieder tadellose Verse hergestellt wurden. Daß die Versuchung nahe lag, die beiden Worte durch die betreffenden Eigennamen zu erläutern, leuchtet ein.

In diese Fehlerkategorie gehört nun auch eine einstimmig überlieferte Lesart in der Poetik, deren Unzuträglichkeit zuerst von Vahlen, Ges. Philol. Schriften I 34, erkannt, und von vielen auch wohl anerkannt wurde; aber kein Herausgeber, außer M. Schmidt, hat es seltsamerweise bisher gewagt den Text dementsprechend zu verbessern, während man doch sonst gerade in der Poetik vor ganz gewaltsamen Änderungen nicht zurückgeschreckt ist. In 17. 1455 b gibt Aristoteles einen skelettartigen Umriß der Odyssee, nachdem er unmittelbar vorher eben einen solchen der taurischen Iphigenie gegeben hatte. Μετὰ ταῦτα δὲ, heißt es daselbst, ἤδη ὑποθέντα τὰ ὀνόματα ἐπεισοδιοῦν. Dagegen verstößt nun in auffallender Weise παραφυλαττομένου ὑπὸ τοῦ Ποσειδῶνος, wofür M. Schmidt δαίμονος, Vahlen und Friedrich wohl passender θεοῦ vorschlugen. Über die Entstehungsweise der Korruptel brauchen wir nach den obigen Analogien kein weiteres Wort zu verlieren. Nur könnte immerhin jemand die Frage aufwerfen, warum denn nicht auch τινος, τὸν υἱόν, αὐτός, τινάς durch die entsprechenden Namen verdrängt wurden, da doch gewiß nicht angenommen werden kann, wie eben Ποσειδῶνος beweist, daß man die Notwendigkeit der Unterdrückung der Namen erkannte, zumal bei der Iphigenia-Fabel sich ja ebenfalls kein Eigenname eingeschlichen hatte. Dem ist zu entgegnen, daß gerade bei Ποσειδῶνος statt θεοῦ ein ganz besonderer Grund für die Ersetzung maßgebend oder mitbestimmend war. Wir haben es hier nämlich mit einer jener auch sonst häufigen Änderungen in maiorem dei gloriam zu tun. Für die frommen Abschreibermönche ist θεός schlechthin der christliche Gott, und da schien es denn nicht angebracht, von ihm zu sagen, daß er einen Menschen feindlich verfolge (παραφυλάττειν). Daß der Zusammenhang die Redewendung nur auf eine heidnische Gottheit zuließ, wurde dabei, wie stets, ganz außer acht gelassen. Die syrisch-arabischen Übersetzer bieten dafür zahlreiche, zum Teil ergötzliche Beispiele. So gleich unmittelbar vorher in der Iphigenia-ὑπόθεσις lesen wir ὅτι ἀνεῖλεν ὁ θεὸς διά τινα αἰτίαν, nämlich daß Apollo dem Orestes dahin zu gehen befohlen hatte. Da der Syrer nun ἀνεῖλεν im Sinne von „sündigen" nahm, geriet er zunächst in einige Verlegenheit, beschwichtigte aber alsbald sein religiöses Gewissen, indem er „Gott" einfach durch „der Präfekt" übersetzte. Doch es kommt noch besser. 16. 1455 a 13 οἷον ἐν τῷ 'Οδυσσεῖ τῷ ψευδαγγέλῳ. Für unseren Nestorianischen Mönch bedeutete natürlich ἄγγελος schlechthin oder zunächst „Engel" und da mußte dann freilich ein ψευδάγγελος hart an Blasphemie grenzen. So übersetzte also der gottesfürchtige Mann, ohne mit der Wimper zu zucken, wie folgt, „in der Geschichte des Odysseus, jenes heiligen Evangelisten"! Harmloser, weil zum Teil halb unbewußt, sind christliche Umdeutungen des Textes in folgenden Fällen: 9. 1452 a 8 ὁ ἀνδριὰς ὁ τοῦ Μίτυος, „Andreas, der Sohn des M."; 17. 1455 b 5 ἐν ᾗ νόμος ἦν τοὺς ξένους θύειν τῇ θεῷ, „wo es Gesetz war, dem Gott ein Morgenopfer darzubringen", mit Unterdrückung von τοὺς ξένους; 18. 1456 a 3 Προμηθεὺς καὶ ὅσα (sc. δράματα) ἐν ᾅδου, „Prometheus und das andere wird im Hades geprüft"; 23. 1459 a 30 θεσπέσιος ἂν φανείη Ὅμηρος, „auch darin erscheint Homer als ein Anhänger des religiösen Gesetzes"; 25. 1461 a 12 οὐρῆας μὲν πρῶτον, „Urias zuerst", und dieser Bibelname wird dann direkt aus dem Griechischen mit „Mäuler" oder „Wächter" erklärt! 25. 1461 a 30 Γανυμήδης Διὶ οἰνοχοεύει, mit Tilgung von Διί[6]).

Mögen auch die späteren griechischen Abschreiber sich derartige Verballhornisierungen des Textes nicht zuschulden haben kommen lassen, so erkennt man doch deutlich, warum gerade an unserer Stelle die alte Ergänzung von θεοῦ durch den vom Rande eingedrungenen Eigennamen sich so fest behaupten konnte, daß das Ursprüngliche sich auch nicht in einer einzigen Hs mehr erhalten hat.

IV.

In 22. 1458 b 31 ff. wendet sich Aristoteles gegen eine hämische Kritik, die ein uns sonst unbekannter Ariphrades dem Stil der tragischen Dichter zuteil werden ließ, weil sie angeblich Ausdrücke, die der Umgangssprache fremd seien, anwendeten, so z. B.: τὸ δωμάτων ἄπο, ἀλλὰ μὴ ἀπὸ δωμάτων καὶ τὸ σέθεν καὶ τὸ ἐγὼ δέ νιν καὶ τὸ Ἀχιλλέως πέρι, ἀλλὰ μὴ περὶ Ἀχιλλέως καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα.

Schon Spengel wollte die beiden Beispiele der Anastrophe aneinander rücken. Wenn Vahlen Beitr. ad. loc., unter Zustimmung von Susemihl und anderen, gegen diese Umstellung einwendete, daß die Beispiele nicht gemacht und möglicherweise in ein und derselben Tragödie unmittelbar nacheinander stehen konnten, so ist dieser Einwand nicht stichhaltig. Selbstverständlich waren die Belege nicht erfunden, und zwar nicht etwa deshalb, weil wir zwei von ihnen zufällig noch nachweisen können, sondern weil sonst der Tadel des Ariphrades, dem Aristoteles doch diese Belege in einer kleinen Auswahl entnimmt (ὅσα ἄλλα τοιαῦτα) ganz gegenstandslos gewesen wäre. Und daß nun Ariphrades die hier erwähnten Ausdrücke einer einzigen Tragödie entnommen haben sollte, ist durchaus unwahrscheinlich, jedenfalls eine völlig in der Luft schwebende Vermutung. Das zweite Beispiel mag sehr wohl

[6]) Ganz besonders häufig hat Suidas, worauf mich Dr. Rupprecht (München) aufmerksam machte, θεός durch den entsprechenden Eigennamen des heidnischen Gottes ersetzt.

von Aristoteles selbst aus jener Quelle nachgetragen worden und dann an eine falsche Stelle in den Text geraten sein, ein späteres Glossem brauchen wir daher darin nicht zu erblicken.

Der Grund, warum ich diese Stelle hier bespreche, bezweckt auch etwas anderes, das seltsamerweise noch von niemandem beanstandet worden ist. Ich halte es nämlich für schlechterdings unglaublich, daß Aristoteles, selbst wenn dies Ariphrades getan haben sollte, seinen Zuhörern die Anastrophe der Präposition zweimal umständlich erklärt hat, während σέθεν und νιν, die viel eher einer Erklärung bedurften, leer ausgingen. Denn daß ἀπὸ δωμάτων und περὶ Ἀχιλλέως das gewöhnliche war, wußte doch jeder griechische Schulbube. Das kann also nur ein viel späterer Leser am Rande vermerkt haben und, wenn er seine Weisheit bei den beiden anderen Ausdrücken nicht ebenfalls an den Mann brachte, so geschah dies in aller Wahrscheinlichkeit darum, weil sie ihn selbst hier im Stich ließ [7]). Ich bin daher der Überzeugung, daß Aristoteles die Stelle so geschrieben hat: οἷον τὸ δωμάτων ἄπο καὶ τὸ Ἀχιλλέως πέρι καὶ τὸ σέθεν καὶ τὸ ἐγὼ δέ νιν).

München. Alfred Gudeman.

[7]) Sollte jemand den Einwand erheben, daß Aristoteles ja auch sonst, und gerade in der Poetik, recht elementare Dinge ausführlich bespricht, so namentlich in den grammatischen Kapiteln, so wäre darauf zu erwidern, daß alle diese Dinge nur für uns jetzt elementar erscheinen, für die Zeit des Aristoteles waren sie es aber keineswegs, sondern noch Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Erörterung. Dahin gehörte aber schwerlich auch die Anastrophe der Präposition.

Eingegangene Schriften.

Fr. Kramer, Repetitorium der Geschichte der Philosophie des Altertums und des Mittelalters. Berlin und Leipzig, de Gruyter u. Co. 8 M.

Fr. Kramer, Repetitorium der Logik. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 8 M.

Fr. Kramer, Repetitorium der Geschichte der neueren Philosophie. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 8 M.

J. Sundwall, Zur Deutung kretischer Tontäfelchen. Åbo Akademi.

G. Thörnell, Studia Tertullianea. Uppsala, Akad. Buchh.

J. Sajdak, Catullianum (Carm. XLIX). Posnaniae, Unio juv. Polon. (S.-A. aus Eos XXIII).

A. Rosenberg, Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte. Berlin, Weidmann. 20 M.

Die Vögel des Aristophanes. Deutsch v. C. Robert Berlin, Weidmann. 7 M.

C. Siegel, Platon und Sokrates. Leipzig, Meiner 10 M.

S. Simonyi und E. Lewy, Heinrich Winkler zum 70. Geburtstage. Mellrichstadt, Banner (Komm. Breslau, Priebatsch).

H. Ehrenberg, Tragödie und Kreuz. I. II. Würzburg, Patmos-Verlag.

J. Hasebroek, Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus. Heidelberg, Winter. 13 M. 20.

A. v. Blumenthal, Griechische Vorbilder. Freiburg i. Br., Fischer 32. M.

B. Meißner, Babylon und Assyrien. I. Bd. Heidelberg, Winter. 48 M. + Zuschl.

A. Wiedemann, Das alte Ägypten. Heidelberg. Winter. 30 M. + Zuschlag.

L. Laurand, Manuel des études greques et latines. Fasc. III. Grammaire historique greeque. 2. éd. Paris, Picard. 7 fr. 50, geb. 9 fr. 50.

A. Ernout, Historische Formenlehre des Lateinischen. Deutsche Übersetzung von H. Meltzer. 2. u. 3. A. Heidelberg, Winter. 11 M. 20 + Zuschl.

K. H. Meyer, Slavische und indogermanische Intonation. Heidelberg, Winter. 8 M. + Zuschl.

A. St. Pease, The Attitude of Jerome towards Pagan Literature. (Extracted from Transact. of the Amer. Philol. Assoc. Vol. L.)

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 26. Februar. 1921. №. 9.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Greek Tragedy by **M. A. Gilbert Norwood.** London 1920, Methuen & Co. Ltd.

Das umfangreiche Buch bildet ein zusammenfassendes Werk über die griechische Tragödie und soll nach der Absicht des Verf. den Studenten der Philologie und auch allen Gebildeten, die sich für das griechische Altertum und seine Kunst interessieren, eine genauere Kenntnis und ein tieferes Verständnis der klassischen Dramen eines Aischylos, Sophokles und Euripides vermitteln. Mir scheint das Buch zu diesem Zwecke sehr geeignet, denn es gibt dem Leser einen guten und umfassenden Überblick über das ganze Gebiet des griechischen Theaterwesens und verschafft ihm auch einen Einblick in alle griechischen Tragödien. Zugleich bietet es aber auch dem Fachmann manche neuen und anregenden Gedanken zur Lösung der noch schwebenden Theaterfragen und zum Verständnis der einzelnen Dramen.

Nachdem im ersten Kapitel die Entstehung der Tragödie und ihre allmähliche Weiterentwicklung geschildert ist, wird im zweiten die Aufführung der Dramen besprochen, wobei die Dionysosfeste, die Theatergebäude, die bei den Aufführungen tätigen Personen und die Zuschauer nacheinander vorgeführt werden. So tritt der Leser mit erweiterten Kenntnissen über das griechische Theater und seine Einrichtungen an die drei Hauptkapitel des Buches heran, in denen die Dramen der drei großen Tragödiendichter einzeln besprochen werden. Den Schluß des Buches bildet ein Abschnitt über den Versbau und den Rhythmus der Dramen und besonders ihrer Chorgesänge.

Gegenüber ähnlichen deutschen Werken, wie z. B. dem neueren Buche von Eugen Petersen (Die attische Tragödie als Bild- und Bühnenkunst, 1915), muß lobend hervorgehoben werden, daß Norwood auf denjenigen Gebieten, wo die Fachgelehrten noch nicht zu einer übereinstimmenden Ansicht gelangt sind, die verschiedenen Ansichten ohne Vorurteil nebeneinander stellt und so den Leser zu eigenen Studien anregt, ihm selbst aber die Entscheidung überläßt. Dies geschieht z. B. bei der viel behandelten Frage nach der Gestalt des griechischen Theaters des 5. und 4. Jahrh. und bei der nach dem Standplatze der Schauspieler und des Chors im griechischen Theater der verschiedenen Jahrhunderte. Während Petersen in diesen Fragen seine eigene, sehr veraltete Ansicht darlegt und die neueren Theorien, ohne ihre Grundlagen zu erwähnen, selbst da verwirft, wo sie fast allgemeine Zustimmung ge-

funden haben, teilt N. möglichst unparteiisch die verschiedenen Ansichten mit und legt dann dar, weshalb er sich selbst für die eine oder andere Ansicht entscheidet. So werden z. B. die wichtigsten Beweise für das Vorhandensein einer erhöhten Bühne als des gewöhnlichen Standplatzes der Schauspieler hauptsächlich nach Haigh-Pickard (The Attic Theatre, 1907) angeführt und ihnen die Beweise gegen eine solche Bühne, wie ich sie dargelegt habe (Das Griech. Theater, 1896), gegenübergestellt. Er selbst tritt dann für die Zeit der großen Tragiker auf meine Seite und entscheidet sich für das gemeinsame Spiel in der Orchestra, glaubt aber für die hellenistische Zeit eine hohe Bühne als gewöhnlichen Standplatz der Schauspieler annehmen zu müssen.

Es ist hier nicht der Ort, auf diese wichtige Frage näher einzugehen und Norwoods Ansicht als unhaltbar zu widerlegen. Ich möchte aber wenigstens erwähnen, daß N. merkwürdigerweise meine jetzige Ansicht über das griechische Theater Vitruvs für schlechter hält als meine frühere (S. 59, A. 2). Ich hatte früher (Das griech. Theater 1896, 169) dem römischen Architekten einen schweren Irrtum zugetraut, habe aber bald erkannt (Athen. Mitt. 1897, 439), daß der Irrtum ganz auf meiner Seite lag: Vitruv redet gar nicht vom älteren griechischen oder vom hellenistischen Theater, sondern vom griechisch-römischen Theater seiner eigenen Zeit, das uns aus zahlreichen Bauten wohl bekannt ist und seinen Angaben vollkommen entspricht. Daß bei dieser Sachlage meine neuere Ansicht den Vorzug vor der früheren verdient, kann nicht zweifelhaft sein.

In bezug auf die Aufführung der Dramen würde ich gerne noch manche Einzelheit der Darlegungen Norwoods besprechen, weil ich öfter seine Meinungen nicht teilen kann, doch würde mich das zu weit führen. Ich will aber wenigstens einen Punkt berühren, der mir besonders wichtig zu sein scheint, nämlich seine Annahme, daß die als Ekkyklema bezeichnete Maschine den Zuschauern das Innere eines Hauses gezeigt habe. Er verwechselt hier, ebenso wie andere Forscher, das Öffnen der Tür des Hauses, wodurch das Innere wenigstens dem Schauspieler sichtbar wurde, mit der Flugmaschine, auf der in der Tragödie zuweilen Götter erschienen. Was das Ekkyklema in Wirklichkeit war, lehrt uns seine Parodie bei Aristophanes: Es war eine im Oberstock angebrachte, dem Schiffskrahn ähnliche Maschine, auf der in der Tragödie einige Götter aus dem mit Wolken verdeckten Obergeschoß des Hauses hervorflogen. In der Komödie läßt Aristophanes zuweilen einen Menschen auf derselben Maschine sich in die Lüfte erheben, um ihn zur Wohnung der Götter fliegen zu lassen, wie z. B. den Trygaios im „Frieden". Oder er läßt einen anderen auf der Flugmaschine aus seiner Wohnung herauskommen, um so anzudeuten, daß dieser Mann sich nicht mit irdischen Dingen beschäftige und sich in höheren Regionen aufhalte. So wird Euripides in den Acharnern, damit er sein hohes Dichten nicht zu unterbrechen braucht, aus dem Oberstock seines Hauses auf einer am Krahn hängenden Kline sitzend herausgedreht (daher ἐκκυκλεῖν und εἰςκυκλεῖν). Und ähnlich wird auch Sokrates in einem Hängekorb (κρεμάθρα) sitzend herausgedreht, weil seine Philosophie sich in höheren Sphären zu bewegen pflegte, und kann daher mit Recht von sich sagen: ἀεροβατῶ, ich wandere in den Lüften. In zahlreichen Tragödien, wo N. eine Benutzung des Ekkyklemas annimmt, ist nur eine Tür geöffnet worden, damit der Schauspieler ins Innere des Hauses hineinsehen und dann berichten konnte, was er dort wirklich sah oder auch nur zu sehen vorgab.

Zum Schlusse möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß das Buch leider wie alle fremden Bücher für uns Deutsche wegen des geringen Wertes unseres Geldes fast unerschwinglich ist. Wir wollen hoffen, daß dieser bedauerliche Zustand nicht allzulange dauert.

Jena. Wilhelm Dörpfeld.

Gudeman, Kallias und Kallistratos. (S.-A. aus Pauly-Wissowa-Kroll, Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.)

Der erste Artikel erbringt den überzeugenden Nachweis, daß der nicht unbedeutende Grammatiker und Kommentator der lesbischen Dichter (ὁ τὴν Σαπφὼ καὶ τὸν Ἀλκαῖον ἐξηγησάμενος) Kallias von Mytilene ein Zeitgenosse des Aristophanes von Byzanz war. Warum schreibt aber Verf. τέλλινα Gen. τελλίνας statt τελλίνη, τελλίνης? — Noch mehr Neues bringt der zweite Artikel. Kallistratos ὁ Ἀριστοφάνειος war nach dieser eingehenden Untersuchung wohl „mehr eine Famulusnatur . . ., die, im wesentlichen auf Selbständigkeit und Originalität verzichtend, sich damit zufrieden gab, in den vorgezeichneten Bahnen des Aristophanes zu wandeln und dessen gewaltige Lebensarbeit zeitgemäß zu erneuern . . . Ausgestattet mit reichem Wissen, methodisch geschult auf allen Gebieten der damaligen philologischen Her-

meneutik und Kritik, von nüchternem und vorsichtigem Urteil, nicht ohne Scharfsinn, zuverlässig, gewissenhaft und fleißig.". Gudeman weist nach, daß K. auch λυτικός — mit der Lösung schwieriger Fragen beschäftigter Grammatiker —, nicht bloß Textkritiker und Exeget, war. Im einzelnen ist die Rede von seinen Ausgaben des Homer, des Komikers Aristophanes (mit kritischen Zeichen versehen), des Sophokles (fraglich) und seinen Schriften (συγγράμματα) und Kommentaren (ὑπομνήματα). Von den homerischen kennt man etwa 40 Stellen, davon 25 zur Odyssee. Weitere Kommentare: zu Hesiod (mindestens zu den Erga), Pindar („eingehende sachliche Exegese" wird festgestellt, doch fehlt diesem Abschnitt die Übersichtlichkeit), Aischylos (nicht unzweifelhaft erwiesen! Athenaios sind auch sonst manchmal Irrtümer begegnet! S. Christ-Schmid II 2[5] § 714 S. 627 A. 4), Kratinos (wahrscheinlich zu allen Stücken), Eupolis (wahrscheinlich), Sophokles (wahrscheinlich, jedenfalls zum Ajas), Euripides (jedenfalls zu Orestes und Medea) und Aristophanes. Dazu kommen die Schriften Πρὸς τὰς ἀθετήσεις Ἀριστάρχου, περὶ Ἰλιάδος (mindestens zwei Bücher) und wohl auch περὶ Ὀδυσσείας, endlich Διορθωτικά (wenn nicht = der Διόρθωσις oder Ἔκδοσις), ferner Περὶ ἑταιρῶν — interessante Abschweifung über die Literatur der „Prosopographie der Komödie" (Κωμῳδούμενοι) — und Σύμμικτα (Miscellanea, Kollektaneen) in mindestens sieben Büchern, vielleicht in sachliche Rubriken eingeteilt. Andere Kallistratoi waren die Verfasser von Schriften über Herakleia (Domitius K.), über Samothrake, über den Bernstein und die Kohle und über Athen (falsche Lesart Kallikrates; auch einem Menekles zugewiesen). Wir bemerken Gudemans Hinweis auf den Sprachgebrauch Φ. καὶ K. (γράφουσι) = Ph. apud C. (scribit); vgl. Woch. 1917, Sp. 93 f. — Leider ist an den griechischen Wortformen einiges auszustellen. Um von einigen Druckfehlern wie προηθέ-τητει statt προηθε-τήκει und dem Wechsel zwischen πρὸς ἀθετήσεις und πρὸς τὰς ἀθετήσεις abzusehen, so sollte nicht εἵλκυσθαι geschrieben sein, sondern εἱλκύσθαι, nicht ὄβελος, sondern ὀβελός, nicht Φιλητὰς, sondern Φιλητᾶς oder Φιλίτας — ebendort steht „φριχ' ὑπαλύξει" st. „φρίχ' ὑπαλύξει". Nachher müßte es heißen: ἐν τῷ περὶ Ἰλιάδος (Il. II 111. 131) — einmal ἐν τῷ α' περὶ Ἰλιάδος (Il. II 435) —, ἐν τοῖς Διορθωτικοῖς usw. Schwerlich richtig ist das Zitat: K. ἐν τῇ ἐκ Μουσείου . . . Κάστωρ φησὶ γεγράφθαι: vielleicht Κάστορί φησι γεγράφθαι, wie nachher Φυλακίδᾳ . . γεγράφθαι. Ferner lies Διὰ τί . . st. Διὰ τὶ . . und ὄλυρον st. ὄλλυρον. Auch das Zitat aus Steph. Byz. über Εὔπολις befriedigt nicht: Εὔπολις Χρύσῳ Γένει· ὁρῶ. θεῶ νῦν τήνδε Μαρυανδυνίαν; es war doch wohl mindestens in Χρυσῷ und Μαριανδυνίαν zu ändern. In der Phryne-Geschichte steht τειχνιεῖν st. τειχιεῖν. Auch die Formen γνώμα und Ἰδαρναίοι konnten geändert werden. Von zwei kleinen Unsauberkeiten des deutschen Ausdrucks wollen wir absehen. Inhaltlich befriedigen beide Artikel.

Eßlingen a. N. Reinhold Wagner.

Edwin Flinck, De Octaviae praetextae auctore. Dissertation. Helsingfors 1919. 4 Bl., 101 S. 8.

Die angesehensten Darstellungen der römischen Literaturgeschichte geben ausnahmslos die Praetexta Octavia, die von der Überlieferung dem jüngeren Seneca zugesprochen wird, für ein Pseudepigraphon aus. Vor einigen Jahren nun hat Anton Siegmund den Kampf gegen die herrschende Anschauung aufgenommen; vgl. meine zustimmenden Bemerkungen Bursians Jahresb. CLVIII (1912) S. 19.

Den gleichen Standpunkt vertritt auch Flinck in seiner recht tüchtigen, eine ziemlich eingehende Kenntnis der Fachliteratur bekundenden Arbeit. Zuvörderst handelt er De auctore Octaviae (S. 1—12), indem er die gegen die Verfasserschaft des Philosophen geltend gemachten Gründe betrachtet und sich mit Erfolg bestrebt, ihre Unzulänglichkeit darzutun. Das Fehlen des Stückes im Etruscus erklärt auch er durch die sehr einleuchtende Annahme, daß es nachträglich aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht worden sei; vgl. auch Wochenschr. f. klass. Philol. 1915, 243. Das größte Gewicht in der ganzen Frage ist aber begreiflicherweise denjenigen Stellen beigelegt worden, welche scheinbare Anspielungen auf das unglückliche Ende Neros enthalten, vor allem V. 618—631. Schon Ranke hatte in der Abhandlung über die Tragödien Senecas (Werke 51, 65) hervorgehoben, daß, was darüber gesagt werde, zu allgemein sei, um ein vaticinium ex eventu vorstellen zu können; Siegmund erkannte, daß jene Stelle im Grunde eine Imprekationsformel nach alexandrinischem Muster ist, wofür Ovid Ibis 159–180, 191–194 das Vorbild geliefert hat, und führte zugleich einige Züge und formelle Besonderheiten auf Seneca zurück. Solcher Übereinstimmungen hat F. noch mehr aufgedeckt und namentlich auf die große sprachliche Ähnlichkeit mit Herc.

Oct. 934 ff. aufmerksam gemacht; es wäre wohl angebracht gewesen, wenn F. etwas über die Herkunft dieser Tragödie bemerkt hätte; vgl. Burs. a. a. O. S. 5 ff. Die übrigen angeblichen Hindeutungen auf Ereignisse, die nach Senecas Tode liegen, erweisen sich bei näherem Zusehen erst recht als illusorisch.

Einige Gelehrte, wie Ladek, Diss. phil. Vindob. III S. 6 und Birt, Handb. d. kl. Altertums I 3³ S. 226 haben an dem Auftreten des Philosophen Anstoß genommen: er könne sich nicht selbst so als Theaterfigur dargestellt haben. Dagegen ist bereits von mir Wochenschr. f. klass. Philol. a. a. O. eingewendet worden: „Das Stück war jedoch ebenso wie die anderen Dramen Senecas schwerlich für die Bühne bestimmt; vgl. Burs. Jahresb. CXXXIV (1907) S. 202 und CLVIII (1912) S. 7 und auch im gegenteiligen Falle wäre doch kein Grund einzusehen, weshalb Seneca sich nicht selbst als handelnd hätte einführen sollen in einer Dichtung, die die Geschichte einer Zeit betraf, in der er selber eine hervorragende Rolle gespielt hatte." Diesen Punkt berührt F. in dem nächsten Abschnitte De hominum moribus in fabula describendis (S. 13—29). Danach steht die Charakteristik der handelnden Personen durchaus im Einklang mit der historischen Überlieferung. Besonders fällt auf, daß Nero frei von den Zügen erscheint, die ihm nachmals anhaften und die ein späterer Autor sich keinesfalls hätte entgehen lassen.

Die folgenden drei Abschnitte beziehen sich auf sprachliche Dinge: De synonymis vocabulis (S. 30—57), De similitudinibus continuatae orationis (S. 58—67) und De verborum collocatione (S. 68—85). Es ergibt sich aus diesen statistischen Aufstellungen, daß die sprachliche Form der Octavia kein wesentlich anderes Bild zeigt als die der anderen Dramen. Das ist die Hauptsache. Die Resultate früherer Forschung werden von F. vielfach ergänzt und auch neu gewonnen. Dabei fällt manche hübsche Einzelbeobachtung ab. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, das Schwanken im Gebrauch von et und que aus metrischen Gründen klar gemacht. Wenn ferner gegen die Echtheit der Octavia mit Vorliebe die Tatsache ins Feld geführt worden ist, daß retro in ihr fehlt, während es in allen übrigen Dramen begegnet, so stellt F. die Fadenscheinigkeit derartiger Beweise ins rechte Licht, wenn er betont, daß dann auch die Medea Seneca abzusprechen sei, weil wir in ihr allein nempe vermissen, und es bliebe zu überlegen, ob ein ähnlicher Zufall nicht vielfach auch sonst bei Erscheinungen mitgespielt haben dürfte, für die F. eine andere Erklärung zu suchen sich bemüht hat. Ich denke da unter anderem an die Erörterungen über die Verwendung der Pronomina personalia und possessiva, der Partikel mox, der konzessiven Konjunktionen oder über die Stellung von nam und atque. Daß vollends das in der Praetexta verhältnismäßig häufige Vorkommen der Bezeichnung genetrix für Mutter eine Folge der am Kaiserhofe üblichen gewählteren Ausdrucksweise sei, klingt doch nicht recht glaublich. Was wir über die Wortstellung zu hören bekommen, wäre wohl zum Teil besser unter den allgemeineren Gesichtspunkten des Chiasmus und der Anaphora zusammengefaßt worden. Die Möglichkeit, daß manche Abweichungen der Octavia von den anderen Stücken auch durch die verschiedene Abfassungszeit verursacht sein könnten, wird meines Erachtens nicht in hinreichender Weise erwogen.

Über den Gegenstand des letzten Abschnittes De rebus metricis (S. 86—91) ist schon viel geschrieben; daher wird hier auf eine ausführliche Untersuchung verzichtet und nur an einigen Erscheinungen der Prosodie und Metrik gezeigt, daß auch diese Gebiete der gegnerischen Ansicht keine Unterstützung zu gewähren vermögen. Dabei stellt sich heraus, daß der von Leo Observ. crit. S. 58 formulierte Satz: „in Octavia vero et creticorum usus varior et non coalescentes. prorsus evitati sunt" dem Tatbestande widerspricht und der von ihm behauptete Unterschied nicht vorhanden ist.

So hat auch F. an seinem Teile mit zur Erschütterung des über die Octavia verbreiteten Vorurteils beigetragen und Siegmunds Auffassung durchaus bestätigt, daß die Praetexta „nach ihrem ganzen Wesen, nach Ideengehalt und Sprache, in das corpus der annäanischen Werke zwanglos und notwendig sich einfügt". Wir dürfen darin mit Ranke a. a. O. „ein Produkt der allgemeinen Stimmung sehen, welche nach der Vermählung Neros mit Poppaea eintrat."

Angehängt sind Animadversiones criticae (S. 93—101). Da setzt F. zunächst auseinander, daß die in Vs. 387 f. der Octavia nach Delrios Vorgange von Leo und Richter eingeklammerten Worte „solis et cursus sacros — mundique motus" unentbehrlich sind und beseitigt die unerträgliche Wiederholung von „solis" Vs. 388 durch die Konjektur „*siderum* alternas vices".

Im Zusammenhange damit nimmt er die von Einar Heikel, Adversaria ad Ciceronis de consulatu suo poema (Helsingfors 1912, S. 78 f.) angefochtene Überlieferung einer Stelle aus Ciceros Gedicht frgm. 2, 6—10 C. F. W. Müller in Schutz. Auch an den übrigen sieben Octaviastellen zeigt F. sich meist als Anhänger eines vernünftigen Konservativismus. Nicht recht befriedigend erscheint sein eigener Vorschlag Vs. 761 „maneat“ durch „cedat“ zu ersetzen.

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

Wilhelm Gaerte, Die Beinschutzwaffen der Griechen. Inaug.-Diss. d. Philos. Fak. d. Univ. Königsberg i. Pr. Dresden 1920, Buchdruckerei der Wilhelm u. Bertha v. Baensch Stiftung. 47 S. 8°.

Die vorliegende Arbeit, ein Teildruck aus der Zeitschrift für historische Waffenkunde und identisch mit dem ebd. Band VIII, Heft 9 (Erscheinungsdatum: 25. Mai 1920), S. 265/280 wiedergegebenen Textstück, das Band VIII, Heft 10/11 (Erscheinungsdatum: 15. September 1920), S. 301/5 abgeschlossen wird, behandelt die griechischen Bein- oder Unterschenkelschienen, Oberschenkel- und Fußschienen, also denselben Gegenstand, den Arnold Hagemann, Griechische Panzerung 1, 1919, 127/140, untersucht hatte[1]). Wenn auch diese von Freiburg i. B. ausgegangene Arbeit als die wertvollere zu bezeichnen ist: sie zeigt eine gründlichere und erfolgreichere archäologische Schulung und Praxis, so darf doch auch die Königsberger Dissertation, der die früher erschienene Untersuchung unbekannt geblieben ist, nicht ohne Anerkennung genannt werden. Es ist eine fleißige Studie, die nur ihre Aufgabe bisweilen zu wenig in Zusammenhang mit verwandten Stoffgebieten setzt und der Polemik gegen Andersmeinende zu viel Raum offen läßt. Fördernd wäre wohl für die Schrift die Benutzung von H. Ostern, Über die Bewaffnung in Homers Ilias, Diss. München 1909, 36/40, gewesen. Die unbelegt vorgetragene Anschauung (S. 25), man habe sich in Griechenland allmählich daran gewöhnt, fast alle nennenswerten Neuerungen der Bewaffnung den Karern zuzuschreiben, geht viel zu weit. Zutreffender dürfte es wohl auch erscheinen, als Ausgangsgebiet für die Oberschenkelschienen nicht ganz allgemein die Argolis, sondern speziell Korinth mit seiner Industrie zu nennen (so schon Hagemann a. a. O. 129, 4).

Hamburg. B. A. Müller.

[1]) Vgl. auch zur vorliegenden Arbeit meine Besprechung: Woch. XLI, 1921, 29/37; die dort erwähnte Vase des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe zeigt unter den dargestellten Waffen nicht nur Helm und Panzer, sondern auch Beinschienen mit plastischer Wiedergabe der Muskulatur, muß also dem Denkmälerapparat auch bei G. zugefügt werden. Es muß auch, wenn sich einmal die Gelegenheit dazu bietet, geprüft werden, was sich für die Geschichte der griechischen Beinschienen aus dem reichen genau auf 605/4 datierten Waffenfund in einem Hause der Außenstadt von Karchemisch ergibt (vgl. darüber einstweilen M. Maas, Kunstchronik und Kunstmarkt 55, 1919/20, 980/1 nach einem Bericht von C. Leonard Woolley in der Times vom 11. Aug. 1920).

Valentin Weber, Des Paulus Reiserouten bei der zweimaligen Durchquerung Kleinasiens. Neues Licht für die Paulusforschung. Mit Karte (nach Ramsay u. a.). Würzburg 1920, Becker. 41 S. 3 M.

Weber baut hier auf den Ergebnissen weiter, die er in seiner Schrift über die antiochenische Kollekte (bespr. in dieser Wochenschr. 1918 Sp. 852 f.) vorgelegt hat. In der Hauptsache ist es ihm darum zu tun, die Reisenotizen von Apg. 16, 6 und 18, 23 klarzustellen, und er bringt in der Tat zu den Reisen des Paulus Gedanken bei, die beachtenswert sind. Man beachte z. B. die Fragestellung: Was hat Paulus während der Zeit getan, die Timotheus brauchte, um nach der Beschneidung wieder marschfähig zu werden. W. kommt auch in dieser Untersuchung zu dem Schlusse, daß die Südgalatientheorie in Verbindung mit der Frühabfassung des Briefes die einzigbefriedigende Lösung des Galaterbriefproblems bietet.

Hiddensee b. Rügen. A. Gustavs.

Kaukasische Märchen. Ausgewählt und übersetzt von **A. Dirr.** (Die Märchen der Weltliteratur von v. d. Leyen und Zaunert.) Jena 1920, Diederichs. XI, 294. Pappband, 18 Mk.

Auch dieser neue Band der bekannten Sammlung enthält des Wertvollen und Interessanten viel. Freilich originale Märchenschöpfungen wird man bei den 60 Kaukasusvölkern, deren wechselvolle Geschichte von den Hethitern bis zu den Russen der Herausgeber S. VII kurz skizziert, nicht suchen und auch der Stil hat wenig Eigenartiges. Charakteristisch ist gerade die phantastische Märchenklitterung, die die Motive willkürlich häuft — oft geradezu sinnwidrig, so in No. 8 — und sich in orientalischer Steigerung des Wunderbaren gar nicht genug tun kann. Die Antike

hat reichlich beigesteuert, von den Prometheusgeschichten, die ja am Kaukasus haften, gibt Dirr 5 Varianten (60—64), vom Polyphemmärchen 2 (65 und 66), ebenso 3 Sagen von Alexander (71—73), der auch sonst vorkommt (z. B. Iskenders Trommel 59). Von antiken Märchenmotiven notiere ich dankbare Tiere (1), Symplegaden (11), das οὖτις-Motiv klingt an bei dem „Eisen vergewaltigt uns" des Schlosses, das mit einem Nagel geöffnet wird, usw. (14), dankbarer Toter (17), Helena und Paris (26), Odysseus bei Demodokos' Lied von seinen eigenen Taten weinend (26 S. 127), Gefahransagender Wegweiser wie im Alexanderroman (27), Horn der Amalthea (29), Schatzhaus des Rhampsinit (14). Deutsche Märchenmotive kehren wieder: Gestiefelter Kater (12), Marleneken (16), 7 auf einen Streich (21), Knüppel aus dem Sack (25), Brunhilde (26 S. 129/30), Aschenputtel (30), Blaubart (31). Von orientalischen Wandersagen nenne ich Turandot (13), die Salomonerzählungen (67, 68), die einander überlistenden Gauner (76, stark an die Vorlage von Hebels Zundelfrieder und Zundelheiner erinnernd). Die Schnurre 68 stammt aus dem syrischen Achikarroman (Ausgabe von Rendel-Harris[2] S. 120), daher darf man auch vielleicht 43 das Tiergespräch zwischen Dachs und Wolf mit dem zwischen Panther und Gazelle in der aramäischen Fassung dieses Romans (Aramäische Papyrus . . . aus Elephantine herausgegeben von Sachau Tafel 46, 8—9) in Parallele setzen.

Aber weit wichtiger als die Märchen (1—30, 60—66), Tierfabeln (31—45), Schwänke (67—70, 74—76), Anekdoten und Witze (77—84, XI, 1—14) sind die prächtigen Heldensagen von den Narten (46—57), Rustam (58—59) und Alexander dem Großen (71—73). Die Nartensagen handeln von Riesen und stecken voll der interessantesten mythologischen Beziehungen, die Rustamsagen haben, wie der Herausgeber in den allzu knappen Quellennachweisen S. 291 hervorhebt, „vom Helden des Schahnahme mehr den Namen, weniger die Stoffe entlehnt". Namentlich die Nartensagen sind glänzende Beispiele für den Stil der heroischen Sage, mit einer fast unheimlich gesteigerten Phantasie und gewaltigem Schwung der Darstellung, so z. B. in 49, wo Gott selbst schließlich den starken Batras erschlagen muß, um seinen mörderischen Heldentaten ein Ziel zu setzen. Auch tolle Laune findet sich in diesen Nartengeschichten, namentlich in sexuellen Motiven, wobei die Darstellung bald an die Naivetät Herodots und des Alten Testaments, bald an den grotesken Humor von Rabelais erinnert — so in 55, wo die schöne Satána Ehebruch begeht, um von einem Dämon Zaubergeschenke zu erhalten. Wie ihr Gatte sie deshalb verläßt, geht sie ihm als Mann verkleidet nach und bewegt ihn durch eben diese Zauberdinge, sich von ihr gebrauchen zu lassen. Wie sie dabei als ἐνεργῶν die Männerrolle durchführt, ist in der Übersetzung nur durch . . . angedeutet. Dann sind sie quitt und leben vergnügt miteinander weiter. Also dasselbe Motiv wie bei Ariost, Orl. fur. 43, 72—144, Arezia und Anselmo: ch'alla medesima rete fe cascallo — in che cadde ella, ma con minor fallo. Ähnliche Derbheiten 52 u. 54 (Belegung von Weibern durch Pferde, Esel und Hunde, Leichenschändung), 51 (Schwängerung eines Felsens, der dann einen Helden gebiert). In der so dringend wünschenswerten Forschung zum Stil der Heldensage können diese Nartensagen noch eine wichtige Rolle spielen. — Eigenartig mutet in den abchasischen Prometheussagen (63) an, daß der Held alle Menschen mit hellen Haaren und blauen Augen ausrottet, weil sie den bösen Blick hätten und Menschen und Tiere verhexten. Wie er dann in der dunkeln Höhle gefesselt ist, fragt er den Besucher, ob es noch Hellhaarige mit blauen Augen gebe, und als dieser das bejaht, stöhnt er: „Unglückliches Abchasien, du gehst zugrunde!"

Die Übersetzung liest sich sehr gut. Ein Druckfehler steht S. 223 Zeile 4 v. u. eine Welle statt eine Weile. Der hochverdiente Herausgeber, der die Stücke teils selbst gesammelt, teils uns hier und jetzt fast unzugänglichen Quellen entnommen hat, hat kurze Bemerkungen geographischer und ethnographischer Natur beigefügt.

Wertheim. Hausrath.

Auszüge aus Zeitschriften.

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. XVIII.

S. 150—254. **Ph. Schmidt,** Die Bibliothek des ehemaligen Dominikanerklosters in Basel. Geschichte, Bücherverzeichnis, Personenregister.

The geographical Journal. LVI.

S. 347ff. und S. 426ff. **L. Myres,** The Dodecanese. Vorgetragen am 15. März 1920 in der Royal geographical society. Venizelos und Zervos danken dem Vortragenden für seine geschichtliche und erdkundliche Belehrung über die Inseln, die immer griechisch gewesen sind.

Giornale della società asiatica italiana. XXVIII.

S. 65—79. **L. Pareti**, Tyrrha in Lidia e le leggende sull' origine tirrena di Pitagora. Zu Herod. IV 95 und Diog. Laert. VIII 1. Nachweis der Verwechslungen.

Philologus. LXXVI 3/4.

(239) **A. Gudeman**, Die syrisch-arabische Übersetzung der aristotelischen Poetik. Die in einer Pariser Hs des 10./11. Jahrh. (882 A) erhaltene arabische Übersetzung der Poetik, herausgegeben in Proben von Margoliouth 1887 (Analecta Orientalia ad Poeticam Aristoteleam mit Symbolae orientales ad emendationem poetices), vollständig dargeboten in Margolliouths Ausgabe der Poetik, London 1911. G. entdeckte, daß die zugrunde liegende griechische Originalhs eine in scriptura continua verfaßte Majuskelhs des 5./6. Jahrh. war, die einem syrischen Übersetzer als Vorlage diente, und deren vorzügliche Lesarten aus der arabischen Übersetzung des Abi Bashar (980—1037) aus dem Syrischen noch z. T. zugänglich sind. Sie ist eine Textquelle allerersten Ranges. Zum Beweis des gibt G. eine reiche Blütenlese von Stellen, wo der aus codex Σ (= codex Graecus Syri interpretatio) zurückgewonnene Text der bisherigen Vulgata zweifellos überlegen ist. Nach G. bestätigt die Hs an 150 Stellen die Konjekturen Moderner, stimmt an mehr als 100 Stellen mit einer oder der anderen Hs überein, bringt etwa 170 neue, den Text meist verbessernde Lesarten. — (266) **R. Asmus**, II. Kaiser Julians Misopogon und seine Quelle. Die Abhängigkeit des Misopogon von dem größeren Gespräch Alkibiades, einem aus platonischen und xenophonteischen Stücken zusammengesetzten Flickwerke, wird eingehend dargelegt (Schluß folgt). — (293) **L. Gurlitt**, III. Tulliana. I. Epistulae ad Atticum: V 4, 1: l. Sed tua profectio spem meam debilitat, ac ne illud quidem laboro, quod inopia cogimur eo contenti esse . . . vereor adduci ut nostra⟨e⟩ possit et tuis δυςδιάγνωστον esse. Equidem sum facilis, sed tu ⟨si⟩ aberis, et me absente res habebit (für habebis) mirationem. V 11, 6: l. Tu praefectis excusationes, quas voles, deferto. V 11, 7: nam illam μοναρχίαν (sc. Caesaris) excusationem ne acceperis. VII 7, 1: Für putato l. φιλικόν oder perusitatum. VIII 11, 4: l. aestate ⟨aut alterius⟩ aut utriusque imman⟨ibus⟩ copiis. X 12a 4 (7): l. modo aliquod ἦθος sit ἀκριβολόγον (sparsam). X 13, 3: l. κέλητα ἄοκνον = ein rüstiges Segelboot. X 17, 1: l. scripta epistula velle me κέλητα eius . . . Qua quidem cogito uti . . . Deinde epistula lecta cumulatissime κέλητα. XI 6, 2: l. Quos (sc. lictores) ego Non(is) paulisper . . . fieret; recipio: tempore me domi tenere ad oppidum et quonam iis placeret . . . Außerdem l. ipsum hoc me non angeret Brundisi iacere. In omnibus portibus est molestum. XI 9, 1: Für die iam l. ⟨a.⟩ d. IV Non. XI 14, 3: l. Te a. d. V Idus tamen exspecto, quem videre, si ullo modo potes venire, pervelim. Iam extremum concluditur. Ibi facile est (quid?) quale sit illius γραφαῖς (?) existimare (vgl. ad fam. IX 2, 5: l. ad aedificandam rem publicam et patriam [oder πόλιν] . . . et libris, ut doctissimi veteres fecerunt, γράφειν rem publicam). XI 17 a, 1 (= 17, 1) l. ἡματίαν (bei Tage) statt ematiam; epist. 17 endigt mit . . . remissurus. pr. Id. (für proea); 17a beginnt mit Quae ad modum . . . Dieser Anfang ist etwa dem Sinne nach so herzustellen: Quod ad modum consolantis scripsisti P(omponiam?) tantum de me scripsisse, ⟨respondeas ei quaeso⟩, quae tu ipse intellegis responderi posse oder ähnlich. XI 7, 6: cur T⟨ulliam⟩ statt te. XI 7, 5: l. sed totum ἦθος (statt ut hoc). XI 23, 3: audimus enim testaturi eludi: generum, ne nostrum potissimum ἦθος (sc. sequeretur), vel tabulas novas (sc. promulgare). XII 44, 3: l. φιλομαθής für fuluimaster. XIII 19, 5: l. eiusque partes für easque partis. XIII 25, 3 fin.: l. Male mi sit, si unquam quicquam tam ἐν παρέργῳ (mit Bücheler). Ne Tironi quidem . . . (at ego ist zu tilgen! vgl. VIII 11, 7 wo scio zu streichen ist). XIII 40, 2: l. ad quem, ut audio, pater hodie. ἀπάξεται ἀφρονοῦντα (für ad Saxa acrimonia), mirum quam inimicus ibat. XIII 41, 1: der Inhalt des Paragraphen wird erklärt; l. significari me Non(is) fore. Tum enim mentis Canae (sc. fit). XIII 41 ist am 4. August geschrieben, am selben Tage XIII 40. Dagegen stammt 38 vom 3. August. XIII 40 sub fine l. Cras igitur, nisi quid a te commutatur. XIII 42, 3: l. eatur μία ἔξοδος (oder μιᾶς ἐξόδου?). (Dazu Korrekturzusatz von K. Rupprecht, S. 330 n. 20: l. eatur μιᾶς ὁδοῦ videbimus te igitur.) XIV 14, 1: l. de αἱρέσει Vestoriana et de Φαιάκων more Puteolano. XV 4, 1: Interpungiere: Ad recentiorem prius et leniorem. Laudo (= bravo!). Lies Cui quidem ista credo. Weiter ist zu interpungieren: spectare videtur. Si quidem . . . eripitur, quoquo modo . . . L. vides ἄπορον? Doleo non . . . XV 15, 1: item ist aus einer griechischen Zahl verdorben. Ebenso steht § 4 id für ιδ' = 14. XV 17, 1: l. ego de itinere nisi explicato (ins Reine bringen, abtragen; sc. sestertio) λ' nihil cogito. II. Epistulae ad Quintum fratrem. Auf Grund des Textes von Sjögren macht Gurlitt folgende textkritische Bemerkungen: I 2, 13: Der Text wird verteidigt: ὀρθάν bis potius sind wörtliche Anführungen aus dem Briefe des Quintus, durch Gedankenstriche voneinander zu trennen. II 3, 5: l. Stati⟨um⟩ für ista ei. II 5, 1 (= 4, 3): l. ἀμφιλαφίαν αὐθαίμ(ονο)ς für autem. II 9 (8), 2: Gurlitt gibt verschiedene Möglichkeiten. II 9, 3: l. habemus hanc philosophiam non ἀλύπητοι, sed ἀτάρακτοι ⟨ira?⟩ oder non ἀλυπίας sed ἀταραξίας. II 14, 1: l. mit Tucker ἀναπληρώσεις. III 1, 7: l. ὄψει statt quasi (vgl. in Att. XVI 2, 1: et Oviae, quibus). Kurz vorher l. mit Sjögren nihil te recordari de sc., de epistulis. — (331) **H. Blümner** †, IV. Kritisch-exegetische Bemerkungen zu Petrons Cena Trimalchionis. Es

werden behandelt: Kap. 27, 4: l. principem für principium. 29, 5: l. levatum adiumento. 30, 1 finiebat wird erklärt; l. imam für unam mit Lipsius. sub eodem titulo heißt „mit derselben Inschrift“. 35, 3 ff.: Es wird der Tafelaufsatz mit den zwölf Zeichen des Tierkreises besprochen mit den passenden Speisen darauf; für oclopeta l. vielleicht octopoda. 39, 5 ff.: l. consules für colei. 43, 4: iuvolare übersetze einstecken; illi relictum est geht auf Chrysanthus, den Bruder des Erben. 44, 6 ff.: tractabat ist als Glossem auszuscheiden; für vel pilabat schreibe ventilabat, schütteln, zerren, placken. 44, 12: über den Kälberschwanz und seine humoristische Rolle. 45, 11: l. de placenta equites. 46. 5: l. scit quidem litteras statt sed venit, dem litteras. 58, 8 ff.: Behandelt Form und Lösung der drei Rätsel (die Auflösung soll Fuß, Zeiger an der Sonnenuhr, Schatten sein). 64, 1: Über die Heiligkeit des Eßtisches bei Germanen, Griechen und Römern. 65, 2: ova pilleata und gallinas exossatas esse wird erklärt. 69, 6 ff.: l. omnia ista de ⟨cera⟩ facta sunt aut certe de luto. — Miscellen: (349) **R. Foerster**, Ἐλλόβιον, nicht ἐλλέβορος. In Aristophanes' Thesm. II (1078 M. 320 K.) V. 6 l. ἐλλόβιον für ἐλλέβορον, ebenso im Fragm. des Komikers Nikostratos (III 289, 7 M. II 228, 33 K.). Die Verderbnis geht bei Pollux, Clemens, Hesych auf eine Quelle zurück. — (351) **H. Rubenbauer, G. Dittmann**, Fulmen = Stütze? Dies ist abzulehnen; Manilius 892 ist zu lesen culmina. — (355) **E. Hoppe**, Die Entwicklung des Infinitesimalbegriffs. Das Cavalierische Verfahren ist nicht von Demokrit angewandt worden. Der Infinitesimalbegriff findet sich zuerst bei Platon im Philebos an verschiedenen Stellen; völliges Verständnis dafür hatte erst wieder Archimedes in seiner ἔφοδος; ob er Platons Ideen kannte, ist ungewiß. — (359) **Wecklein**, Zur Medea des Euripides. Bespricht einzelne Stellen des Medeadramas im Anschluß an Bethes „Medea-Probleme“. — (362) **Th. Birt**, Zu Marius Maximus. Ergänzung zu Birts Untersuchungen zum antiken Buchwesen durch eine Besprechung zu Marius Maximus, auf den sich bezieht eine Stelle in den Script. Hist. August. (Spartianus' Geta 2, 1). Das Relativ cuius ist hier auf avus paternus zu beziehen; in der Severusvita des Marius Maximus gab es einen Anfangsteil, der (liber) primus septenarius hieß. Die Adjektiva dieser Form wie binarius, centenarius drücken die Zahl der Einheiten aus, aus denen der betreffende Gegenstand besteht. Die vita Severi bestand aus mehreren Büchern; jedes der Einzelbücher muß aus je sieben Sachabschnitten bestanden haben: also libri septenarii „die Bücher aus sieben Bestandteilen“. Es handelt sich um Zahlenaberglauben: um die heilige 7-Zahl der Astrologen. Septimius Severus, der 7-Mann, war der gläubigste Astrolog. B. vergleicht ähnliche Bucheinteilungen bei Diogenes Laertius, Cassiodorus, Pherekydes. Zuletzt wird eine Zuteilung des Stoffes auf zwei Bücher der vita Severi in je sieben Teilen versucht. — Indices für Band LXXVI befinden sich im Hefte.

Zeitschrift für Rechtsphilosophie. III 2/3. S. 89—224. **H. Anderhub**, Platons Politeia und die kritische Rechtsphilosophie. I. Rechtslehre. Dikaiosyne und Verfassung. Politeia bedeutet Verfassung. Platon will diejenige Verfassung darstellen, die sich aus dem „richtigen Recht“ ergibt. Zuletzt werden platonische und kritische Rechtsphilosophie gegenübergestellt. Idee = richtiges Recht.

Nachrichten über Versammlungen.

Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philos.-philol. u. hist. Klasse. Sitzung am 4. Dez.

Herr von Bissing gibt eine neue Erklärung der von Sethe, Sotas behandelten, von Steindorff gefundenen Inschrift auf den Kauf eines Hauses. Danach würde der Text zu übertragen sein: Gebracht wurde dies Haus gegen Entgelt von dem Schreiber Çenti. Ich habe 10 Maaß Kuchen dafür gegeben. Das Siegel ist aufgedrückt auf den Vertrag vor der Behörde der Pyramidenstadt des Cheops. (Der Schreiber Çenti) sagt: So wahr der König lebt, ich lasse es wahr sein, daß Du damit zufrieden bist in Betreff dessen, daß alles vorhanden ist, was zu diesem Haus gehört. Du hast diese Zahlungen durch Stiftung erfüllt.

(Erläuterung zu dem Kaufpreis:) (die 10 Maaß Kuchen sind) eine Decke? hergestellt aus der Inipflanze = 3 Maaß Kuchen, ein Bett, hergestellt aus bestem Eschholz = 4 Maaß Kuchen. Ein? hergestellt aus Sykomorenholz = 3 Maaß Kuchen.

Zahlreich waren die Zeugen aus dem Dienstbereich des Çenti und der Phyle des Ka-em-ipu. (Als Zeugen sind unterschrieben) der Steinmetz Mehe und der Totenpriester Sabni von der einen, der Totenpriester Jini und der Totenpriester Hir-n-onch von der anderen Partei.

Die Anordnung der Inschrift erklärt sich daher, daß der Schreiber in den groß geschriebenen Horizontal- und Vertikalzeilen das für den Vertrag wesentliche, in den abschließenden Horizontalzeilen die Namen der Zeugen aufgeführt hat, in den kleiner geschriebenen Vertikalzeilen und in der kleineren abschließenden Horizontalzeile aber die genaueren Ausführungen. Eine Mittelstellung nimmt die Vertikalzeile links am Rande ein. Es ist also das bisher wohl älteste Beispiel von großem und kleinem Druck, oder Text und Anmerkungen. Im einzelnen bleibt leider auch jetzt noch manches in der Erklärung grammatisch und semasiologisch unsicher.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Akten der ephesinischen Synode vom Jahre 449. Syrisch mit G. Hoffmanns deutscher Übersetzung und seinen Anmerkungen. Hrsg. v. J. Flemming: *D. L.* 51/52 Sp. 781 f. 'Der Neudruck ist ein Verdienst'. *J. Leipoldt.*

Beazley, J. D., Attic Red-Figured Vases in American Museums: *The Class. Weekly* XIV 6 S. 44. 'Eine Geschichte der aitischen rotfigurigen Vasenmalerei von ihrem Ursprunge bis zum Ende des schönen Stils. Eine ungeheure Menge Vasen der ganzen Welt ist zusammengebracht, ihren vermutlichen Malern zugeteilt und in Stil und geschichtlicher Stellung behandelt. Abbildungen sind reichlichst beigegeben. Die früheren Arbeiten Beazleys in Journal of Hellenic Studies, Annual of the British School at Athens, Römische Mitteilungen des deutschen Archäologischen Instituts in Rom, American Journal of Archaeology sind unbedingt mit zu benutzen'. *St. Bl. Luce.*

Benedetto, L. F., Le origini di „Salammbô": *L. Z.* 3 Sp. 59f. 'Ein sehr bedeutsames Werk'. *O. Hachtmann.*

Boak, A. E. R., The Master of the Offices in the later Roman and Byzantine Empires: *The Class. Weekly* XIV 5 S. 39. 'Eine Spezialstudie über Geschichte, Pflichtenkreis, Titel, Ehren und Privilegien des Magister officiorum. Die Stellensammlung ist fleißig, aber nicht vollständig. Die klare Gliederung der Studie lobt' *W. A. Oldfather.*

Budde, K., Das Lied Mose's Deut. 32. Erklärt u. übersetzt: *D. L.* 51/52 Sp. 782f. 'Mit sorgfältigster Genauigkeit ausgearbeitet'. Bedenken äußert *H. Gunkel.*

Ferrero, G., and Barbagallo, C., A Short History of Rome, Translated by G. Chrystal, 2 Bde.: *The Class. Weekly* XIV 3 S. 20. 'Eine Epitome von Ferreros Werk: Größe und Verfall Roms. Einwendungen erhebt' *G. A. Harrer.*

Finsler, G., Homer². 2. Teil: Inhalt und Aufbau der Gedichte: *The Class. Weekly* XIV 7 S. 55. 'Diese Analyse der Ilias und Odyssee ist tief und ausgezeichnet, nur wird der Verf. immer wieder durch das unlösbare Problem, die Quellen Homers zu erkennen, gestört. Die Interpretationen sind oft nur mit Vorsicht zu benutzen'. *S. E. Bassett.*

Frank, T., An Economic History of Rome to the End of the Republic: *The Class. Weekly* XIV 8 S. 61. 'Kap. I—IV, VI—VIII bringen die römische Wirtschaftsgeschichte bis ins 1. Jahrh. v. Chr. Geb., Kap. V einen Überblick über das republikanische Münzwesen, Kap. IX—XVI enthalten die sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen am Ende der römischen Republik. — Ein außerordentlich nützliches Buch'. *A. R. E. Boak.*

Geffcken, J., Griechische Menschen: *L. Z.* 2 Sp. 38. 'Niemand wird das Buch ohne Gewinn aus der Hand legen'. *Fr. Geyer.*

Grenfell, B. P., and Hunt, A. S., The Oxyrhynchus Papyri. Part. XIII: *The Class. Weekly* XIV 2 S. 14. 'Enthält theologische, neue klassische Fragmente und Bruchstücke aus erhaltenen klassischen Autoren (Teile von Pindar, Ol. 1, 2, 6, 7; Sophokles' Ajax, Euripides, Aristophanes, Theokrit, Herodot, Thukydides, Plato, Aeschines). Neu sind Teile von Pindarischen Dithyramben, Lysias' Reden, einer Rede für Lykophron (Hypereides?) und von Ephorus'. *La Rue van Hook.*

Herford, Mary A. B., A Handbook of Greek Vase-Painting: *The Class. Weekly* XIV 6 S. 47. 'Ein Handbuch, das auf eingehenden Studien beruht, die neuesten Ergebnisse berücksichtigt, wohl geeignet, in die Vasenkunde einzuführen. Einige Ausstellungen macht *St. Bl. Luce.*

Hoh, J., Die Lehre des hl. Irenäus über das Neue Testament: *L. Z.* 1 S. 1f. 'Gediegener Inhalt'. *J. M. Pfättisch.*

Hoppin, J. C., A Handbook of Attic Red-Figured-Vases: *The Class. Weekly* XIV 6 S. 46. 'Ein ganz unentbehrliches, sich immer wieder bewährendes Buch. Es faßt die Ergebnisse von Hartwig, Furtwängler, Hauser, Pottier, Beazley zusammen. Fast alle signierten Vasen sind abgebildet. Das Werk ersetzt Klein und Reinach'. *St. B. Luce.*

Kern, O., Orpheus. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung: *D. L.* 51/52 Sp. 788ff. 'Überreich an wissenschaftlichem Gehalt'. *J. Geffcken.*

Latin Poetry from Catullus to Claudian. An easy Reader. Edited by C. E. Freemann: *The Class. Weekly* XIV 3 S. 22. 'Enthält Auswahlen mit kurzen erklärenden und das Übersetzen erleichternden Anmerkungen von Catull, Virgil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, Lucan, Statius, Claudian. Für rasches Lesen sehr geeignet'. *J. R. Crawford.*

Titi Livi ab urba condita. Recogn. et adn. crit. instrux. R. S. Conway et C. F. Walters T. II. Libri VI—X: *L. Z.* 3 Sp. 59. 'Jedenfalls kann jetzt die sichere Arbeit beginnen. Ein Teil davon ist von den beiden Herausg. getan'. *A. Klotz.*

Titi Livi ab urbe condita liber XXI. Edited by J. Piper: *The Class. Weekly* XIV 3 S. 23. 'Eine für rasches Lesen bestimmte und mit einfachen Anmerkungen versehene brauchbare Schulausgabe' *J. R. Crawford.*

Mader, A. Ev., Altchristliche Basiliken und Lokaltraditionen in Südjudäa. *D. L.* 50 Sp. 770f. 'Für das, was M. geleistet und für die Forschung gerettet hat', ist dankbar *K. Schmaltz.*

Meinhold, J., Einführung in das Alte Testament: *L. Z.* 3 Sp. 49. 'Lesbar'. *Fr. Baumgärtel.*

Meleagros von Gadara, Der Kranz, Auswahl und Übertragung von A. Oehler: *L. Z.* 2 Sp. 32f. Auswahl der charakteristischsten Epigramme und treffliche Übersetzung gerühmt von *E. v. P.-G.*

Nilsson, M. P., Die Entstehung und religiöse Bedeutung des griechischen Kalenders: *D. L.* 50 Sp. 767f. 'Die Altertumswissenschaft ist N. für diese Gaben zu größtem Danke verpflichtet'. *O. Weinreich.*

Paulsen, Fr., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 3. A., hrsg. v. R. Lehmann. 1. Bd.: *D. L.* 51/52 Sp. 785ff. 'Überschaut die Frage unseres Schul- und Universitätswesens im großen'. *G. Kaufmann.*

Rostagni, A., Poeti alessandrini: *L. Z.* 1 Sp. 11ff. 'Enthält eine Fülle neuer, anregender Gedanken und fördert das Verständnis der alexandrinischen Poesie in hohem Maße'. *M.*

Schäfer, H., Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst: *D. L.* 51/52 Sp. 792f. 'Eigenartiges, durch und durch selbständiges Buch, das unsere Erkenntnis um ein ganz Beträchtliches vertieft und erweitert. *H. Ranke.*

Söderblom, N., Einführung in d. Religionsgeschichte: *L. Z.* 2 Sp. 25f. 'Denkend durchdrungen alles, überlegt gegliedert'. *H. Haas.*

Sweet, L. M., Roman Emperor Worship: *The Class. Weekly* XIV 1 S. 7. 'Sucht die römische Kaiserverehrung zu sehr nur vom religiösen und moralischen Standpunkt aus zu erfassen; behandelt, ohne die Literatur eingehend genug heranzuziehen, inwieweit die Kaiserverehrung hervorgegangen ist aus Tendenzen bei Nichtrömern und im römischen Staate und wie weit die übrigen heidnischen Kulte im Kaiserkult schließlich aufgegangen sind. Manche Ausstellungen macht' *A. E. R. Boak.*

Traube, L., Vorlesungen und Abhandlungen. Hrsg. von F. Boll. Bd. 3: Kleine Schriften. Hrsg. von S. Brandt: *L. Z.* 1 Sp. 13f. 'Außerordentlich mannigfaltig'. *H. Ostern.*

Warren, H. L.†, The Foundation of Classic Architecture: *The Class. Weekly* XIV 1 S. 6. 'Behandelt klar, anziehend und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse die Architektur von Ägypten, Mesopotamien, Persien, Ägäa, Griechenland. Es schließt mit dem Höhepunkt der Baukunst in Attika'. *A. D. F. Hamlin.*

Wiegand, Th., Sinai: *L. Z.* 1 S. 15f. 'Glänzender Beweis des Wollens und Könnens deutscher Wissenschaft'. *V. S.*

Mitteilungen.

Kritische Bemerkungen zu Juvenals Satiren. II.

Sat. II, 150 schreibt K. F. Hermann mit der Überlieferung richtig et contum und füllt auf diese Weise die Lücke im Pithoeanus ... tum zutreffend aus. Dagegen irrt Jahn, wenn er das unnötige cocytum in den Text setzt, zumal wir auch bei Verg. Aen. VI, 302 Ipse (s. Charon) ratem conto, also mit der Ruderstange subigit velisque ministrat finden. Ebenso hat K. F. Hermann in V. 159 das Richtige getroffen, wenn er mit der Mehrzahl der Herausgeber die Lesart Illuc, heu, miseri traducimur gegen Madvig, Opusc. alt., p. 171 und Jahn, der illic schreibt und dies Wort mit dem vorhergehenden Verse verbindet, wiederherstellt und sich dabei auf den ähnlichen Gebrauch von traducere bei Juvenal VII, 16; VIII 17; XI, 31 bezieht. Denn gerade dieser Gebrauch des Wortes zeigt, daß traducimur hier nicht, wie Jahn will, in spöttischem, sondern in bitter ernstem Sinne, worauf auch schon heu und miseri hinweisen, verstanden sein will.

III, 12 glaubt Verfasser mit Wagner, Opusc., p. 212 unbedingt Hinc schreiben und dies Adverbium unter Streichung der überflüssigen, auch von K. F. Hermann in seiner Ausgabe mit Klammern eingeschlossenen Verse 15—16:

Omnis enim populo mercedem pendere iussa est
Arbor, et eiectis mendicat silva Camenis

sofort mit In vallem Egeriae descendimus in V. 17 verbinden zu müssen. Der mit ubi beginnende Nebensatz würde alsdann erst bei supellex aufhören, hinter welches Wort gegen K. F. Hermanns Interpunktion ein Komma zu setzen wäre. Die von Jahn vorgeschlagene Versetzung der Verse 17—20 hinter V. 11 würde dagegen zu einer Nebeneinanderstellung der beiden ganz entgegengesetzten Begriffe substitit und descendimus führen und dem richtigen Verständnis nur schaden. Der Hain und das Tal der Egeria lagen links östlich von der porta Capena; über derselben befand sich eine alte Wasserleitung, von der nach V. 11 öfter Wasser herabfloß, daher madidamque Capenam. Wo früher die Ratgeberin des Numa weilte, wohnen jetzt Juden, an die man die Räumlichkeiten verpachtet hat, und die nur je einen Tragkorb mit darin befindlichen Kleidern und Speisen, sowie je ein Heubündel, um darauf zu schlafen, besitzen, auch keine festen Wohnsitze haben. Sic transit gloria mundi! ist also der Sinn. Daß das Tal der Egeria erst nach der genauen Beschreibung der traurigen Zustände, in die es zur Kaiserzeit geraten ist, wirklich genannt wird, kann nicht besonders auffallen, da der Name des Freundes Juvenals Umbricius auch erst in V. 21 und nicht schon im Anfang des nach Inhalt und Form übrigens gleich trefflichen Gedichtes angeführt wird.

III, 94 ist C. Barths von Haupt aufgenommene Konjektur pullo, die auch Jahn in den Text gesetzt hat, unnötig, da das handschriftlich überlieferte nullo in Verbindung mit amictu, also „ohne Mantel“, hier, wo von einer Darstellung der Thais, einer Ehefrau oder eines dorischen Mädchens im Theater die Rede ist, einen vortrefflichen Sinn gibt. Anderseits kann pullo nur von einem Trauermantel oder einem solchen gebraucht werden, den entweder Arme und Handwerker oder besser gestellte Leute lediglich zu dem Zwecke trugen, um ihre weiße Toga nicht zu besudeln.

III, 168 schreibt K. F. Hermann mit Grangaeus und Ferrarius richtig negabit, wie auch XIV, 134, für negavit, weil sich der Dichter an beiden Stellen irgend jemanden, aber keine bestimmte Person denkt, die zu den Sabinern oder Marsern bezw. auf die Brücke geht und bei ersteren die tönernen Schüsseln wiederfindet und auf letzterer einen Bettelmann bemerkt. Als falsch ist daher die Lesart des Valesius, dem sich Jahn anschließt, negabis zu bezeichnen, denn die betreffende Person brauchte hier ebensowenig näher bezeichnet zu werden wie Pers. II, 5, wo K. F. Hermann ebenfalls richtig libabit in den Text gesetzt und diese Form in den Lect. Pers. II, p. 23 in Übereinstimmung mit Madvig a. a. O. p. 117 begründet hat.

III, 237 schreibt Fleckeisen, Rhein. Mus. VIII, S. 228 mit dem Scholiasten, aber gegen die Überlieferung zutreffend für convicia die Form convitia, welche K. F. Hermann unbedingt hätte in den Text setzen können.

IV, 9 dürfte vitiata sacerdos mit Jahn und dem Scholiasten für angemessener, weil der Situation mehr entsprechend, erachtet werden als die Überlieferung vittata, die auch K. F. Hermann in den Text gesetzt hat, denn gerade die Verdorbenheit der Vestalin, die kein Bedenken trägt, sich mit Crispinus in geschlechtlichen Verkehr einzulassen, obwohl sie wußte, daß sie im Falle der Entdeckung ihres Vergehens lebendig eingemauert und ihr Verführer totgeschlagen werden konnte, mußte hervorgehoben werden. Crispinus wird schon Sat. I, 26 f. genannt; er war ein Sklave aus Canopus und lebte als Schmarotzer am Hofe Domitians. Unsere Satire schildert erst seine Laster, namentlich seine Habsucht und Wollust, und geht dann zur Charakterisierung seiner unsinnigen Verschwendungssucht über, bei der er trotz seines Reichtums nie glücklich werden kann. Vitiare virginem findet sich auch bei Terenz im Sinne von stuprare und sonst; vittata, also mit einer Priesterbinde angetan, wäre in unserem Zusammenhange zu allgemein und bei der sacerdos ein selbstverständlicher Zusatz, während der Sinn ein epitheton significans verlangt.

V, 51 kann nicht mit Jahn und Heinrich bezw. Pinzger, de versibus spuriis et male suspectis in Juvenal. sat., Vratislaviae 1827, für unecht erklärt, sondern muß mit K. F. Hermann nach Einsetzung eines Fragezeichens schon wegen der nötigen Entsprechung von eadem vina einerseits und aliam aquam anderseits unbedingt beibehalten werden.

V, 66 und 140 könnten zwar mit Heinrich und Jahn wegen der Allgemeinheit ihres Inhaltes für entbehrlich gehalten werden, doch braucht man sie nicht gleich zu streichen, weil derartige kurze Reflexionen bei den römischen Dichtern überhaupt oft vorkommen und auch bei Juvenal nicht selten sind.

V, 142 glaube ich mit K. F. Hermann nicht nach der Überlieferung, die semel bietet, also simul schreiben zu müssen, weil nach dem Zusammenhange der Stelle nicht die einmalige Geburt von Drillingen gemeint, sondern die gedachte große Kinderzahl der Mygale, der Frau des, wie aus dem Vorhergehenden zu schließen ist, plötzlich reich gewordenen Trebius. Mygale ist nach dem Pithoeanus unbedingt zu schreiben, nicht Mycale, was als Name eines Vorgebirges durchaus unpassend zur Bezeichnung einer Frauensperson ist. Ein armer Freund, will der Dichter sagen, mag er kinderlos sein oder Kinder haben, ist für den andern ohne jeden Wert. Trebius ist ein willkürlich angenommener Name für einen Schmarotzer, Virro für seinen Beschützer.

VI, 65 hat K. F. Hermann unter Benutzung von Gell. XIX, 9 gegen Jahn, der nach dem Pithoeanus erster Hand subito liest, und gegen die meisten Herausgeber, die subitum schreiben, mit Berücksichtigung des Vorschlages von C. Barth und P. Burmann subat zutreffend subidum, d. h. vor Liebe schmelzend, in den Text gesetzt, das, wie miserabile „kläglich“ mit gannit „kost“ im Sinne eines Adverbiums zu verbinden ist, doch ließe sich auch, dem Zusammenhange entsprechend, meine Konjektur sicut in amplexu subido et miserabili, indem subido auf die geile Frau und miserabili auf den Mann, der erstere in geschlechtlicher Beziehung nicht befriedigen kann, geht, wohl rechtfertigen.

VI, 347 bietet der Pithoeanus prohibe, das auch K. F. Hermann, allerdings wohl mit Unrecht, beibehalten hat. Die andern Handschriften haben cohibe, was auch Jahn billigt, da es hier im Zusammenhange auf die Hervorhebung des Einschließens und Bewachens, also einer guten Beaufsichtigung der wollüstigen Weiber ankommt.

VI, 589 ist Madvigs auch von K. F. Hermann aufgenommene Konjektur armum, d. h. die Schulter, für aurum mit Bezug auf die dabeistehenden Worte longis cervicibus allein richtig, longum aurum natürlich höchst ungewöhnlich, ja fast sinnlos.

VIII, 8 paßt fumosos, wie schon K. F. Hermann gesehen, weit besser in den Text als famosos, was die schlechteren Handschriften haben, denn man braucht nur auf das ähnliche fuligo in VII, 227 bezug zu nehmen, um diese Frage zu entscheiden. Dagegen irrt K. F. Hermann, wenn er die Verse 5—6 einklammert, weil diese gerade die Verstümmelungen der Bilder des Corvinus und des Galba an der Schulter bezw. der Nase und den Ohren, die ein besonders deutliches Bild der Wertlosigkeit von Stammbäumen und Ahnenbildergalerien abgeben, in scharfer und drastischer Weise kennzeichnen. Tatsächlich kommt es auch oft vor, daß sich Bilder im Laufe der Zeit mit Ruß bedecken. Die Wiederholung des Namens Corvinus in V. 7 kann nicht auffallen, da sie bei römischen Dichtern aller Perioden nicht selten ist; famosos würde nur ein ganz allgemeiner, hier wenig passender Ausdruck sein.

IX, 55 und 106 sind Haupts Verbesserungen lassos und face eant, wofür übrigens auch ruhig fac eant stehen könnte, weil das Zusammentreffen der beiden e in face und eant immerhin auffallend ist, unbedingt anzunehmen, denn lassos läßt sich leicht auf milvos beziehen und iaceant würde bei dem folgenden prope nemo recumbat nur eine lästige Wiederholung des Sinnes enthalten.

Über Sat. XV und XVI urteilt schon Bernhardy, Grundriß der römischen Literatur. Zweite Bearbeitung, 1850, S. 504 im allgemeinen richtig, daß die erstere mindestens schwach und die letztere, wie auch schon die alten Scholien angeben, unecht sei. Diesem Urteil glauben wir uns, wenigstens im allgemeinen, anschließen zu müssen, denn daß, außer manchen Kritikern, besonders Karl Kempf, der verstorbene hochverehrte Direktor des Friedrichs-Gymnasiums in Berlin, entschieden zu weit geht, indem er Observat. ad Juven. aliquot locos Berolini 1843, p. 60

und 81—86 die fünfzehnte Satire dem Juvenal ganz abspricht, haben schon A. L. Döllen, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Juvenal, Kiew 1846, S. 321 ff., K. F. Hermann, Zeitschr. f. d. Altertumswissenschaft 1844, Nr. 10 und Teuffel, Jahns Jahrbb. XLIII, S. 118—120, ja schon lange vor Kempf G. Pinzger, De versibus spuriis et male suspectis in Juvenal. sat., Vratislaviae 1827, p. 20 unzweifelhaft dargetan. Man erkennt jedenfalls in dem Gedichte ein starkes, durch das hohe Alter Juvenals veranlaßtes Nachlassen seiner dichterischen Kraft, wie namentlich B. Lupus in seiner tüchtigen Schrift „Vindiciae Juvenalianae, Bonn 1864" genau nachgewiesen hat, aber weiter nichts und braucht die Satire daher nicht für des Dichters unwürdig zu erklären, zumal er in V. 45 seinen Aufenthalt in Ägypten ausdrücklich erwähnt. Dagegen muß man Heinrich in seinem Kommentar, Bd. II, S. 515 ff. und 542 ff., sowie Karl Kempf a. a. O. p. 60 unbedingt gegen W. E. Weber, Jahns Jahrbb. XXXII, S. 151 ff. recht geben, wenn ersterer die Echtheit der XVI. Satire ganz leugnet und Kempf ihm in seinen Beweisgründen beistimmt. Denn das Gedicht behandelt ein ganz allgemeines, mit den Grundtendenzen seiner anderen Gedichte gar nicht im Zusammenhange stehendes Thema, nämlich den Vorrang des Kriegerstandes vor allen anderen Ständen, wobei der Dichter in gesuchter rhetorischer Form Beispiele aus dem römischen Leben zu seinem Zwecke künstlich aufbauscht.

Hettstedt. Karl Löschhorn †.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

W. A. Oldfather, Notes on the text of Asklepiodotos. (Reprinted from Amer. Journ. of Philol., Vol. XLI, 2.)

S. E. Bassett, ὕστερον πρότερον Ὁμηρικῶς. (Printed from Stud. in Class. Philol. Vol. XXXI.)

A. Seidel, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachen. Wien und Leipzig. Hartleben. 10 M. + 20% Zuschl.

A. Seidel, Sprachlaut und Schrift. Wien und Leipzig, Hartleben. 10 M. + 20% Zuschl.

A. v. Domaszewski, Der Staat bei den Scriptores historiae Augustae. (Sitzungsber. d. Heidelberger Ak. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1920, 6.) Heidelberg, Winter. 3 M. 60 + Zuschl.

H. Koch, Kallist und Tertullian. (Sitzungsber. d. Heidelberger Ak. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1920, 22.) Heidelberg, Winter. 8 M. 10 + Zuschl.

F. Hrozný, Über die Völker und Sprachen des alten Chatti-Landes. Hethitische Könige. Leipzig, J. C. Hinrichs. 8 M.

F. Sommer, Hethitisches. Leipzig, J. C. Hinrichs, 6 M.

Flinck, E., De Octaviae praetextae auctore. Diss. Helsingforsiae, Soc. Litt. Fennica.

F. Kramer, Repetitorium der philosophischen Systematik. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 6 M.

N. T. Πολίτης, Γνωμοδοτήσεις περὶ μετονομασίας συνοικισμῶν καὶ κοινοτήτων. Ἀθῆναι, Μ. Δελῆ.

N. T. Πολίτης, Λαογραφικὰ σύμμεικτα. Τόμος Α΄. Ἀθῆναι, Λεώνη.

H. Kees, Studien zur ägyptischen Provinzialkunst. Leipzig, J. C. Hinrichs. 15 M. 20.

J. Hönig, Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom. Stuttgart u. Berlin, Cotta. 55 M.

The Rhetorica of Philodemus. Translation and commentary by H. M. Hubbell. New Haven, Connecticut, Yale University Press.

Archaische Plastik der Griechen. Berlin, Wasmuth. 16 M. 50.

R. Philippson, Zu Philodems Schrift über die Frömmigkeit. (S.-A. aus Hermes LV, 3/4.)

O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie. 2. A. Stuttgart, Violet. 10 M.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 5. März. 1921. №. 10.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

A. Rostagni, Giuliano L'Apostata. Saggio critico con le operette politiche e satiriche tradotte e commentate. Torino 1920, Fratelli Bocca. 399 S. 8. 28 L.

Die vorliegende Untersuchung verdient das Prädikat einer „kritischen" im besten Sinne des Wortes sowohl, was den historischen Sinn als was die Behandlung der einschlägigen Texte angeht. Das Neue an ihr ist der mit wissenschaftlichem Ernst und Eifer unternommene Versuch, Julian darzustellen, wie sich sein Bild und sein Leben ergibt aus seiner Schriftstellerei und aus der in ihr zutagetretenden literarischen Kunstfertigkeit. Eine derartige, im wesentlichen auf den Gedankenausdruck gegründete Kennzeichnung seiner Eigenart hat uns bisher gefehlt, so zahlreich auch die Einzelforschungen über Julians literarisches Wirken sind. Die Kenntnis des unmittelbaren wie des mittelbaren Forschungsmaterials ist namentlich auf dem Gebiet der neueren Literatur umfassend, wenn auch nicht durchweg erschöpfend. Vor allem verdient aber das feinsinnige Verständnis für die künstlerisch-psychologisch-ästhetische Seite des kulturgeschichtlich so ungemein interessanten Problems alles Lob. Schon wegen dieser Betrachtungen ist Rostagnis Buch als eine bedeutsame Förderung der Julianstudien mit aufrichtigem Dank zu begrüßen.

Die Parte prima behandelt L'Uomo e lo Scrittore: Kap. I. Preliminaria. II. Vita attiva e vita contemplativa. Il profilo dell' uomo. III. La coltura intellettuale. IV. L'arte. — In der Parte Seconda werden nacheinander übersetzt und erklärt: 1. Lettera al filosofo Temistio; 2. Mesaggio al Senato e al Popolo di Atene; 3. I. Cesari o la festa dei Saturnali; 4. Misopogone o il nemico della barba; 5. Contro i Cristiani. Zahlreiche textkritische und exegetische Anmerkungen ergänzen jeweils den abhandelnden wie den julianischen Text. In diesen Noten ist die Selbständigkeit des Verf., der sehr oft seine Vorgänger mit richtigen Emendationen unstreitig überholt, sehr zu loben, Nicht umsonst leitet der Brief an Themistius den Reigen der Übersetzungen ein. Mit Recht sieht R. in ihm das vor (bezw. beim Beginn) dem Cäsarat und nicht vor der Alleinherrschaft abgelegte Glaubensbekenntnis des Prinzen, worin er das P. I Kap. II erörterte Problem vom tätigen und vom beschaulichen Leben behandelt. Die Betonung der Selbsterkenntnis in diesem Schreiben hätte den Verf. auf die ganz auf diese Frage eingestellte Hauptfundgrube für Julians Schriftstellerei führen können. Es ist dies der Alkibiadeskommentar des Jamblichos, d. h. die Erklärung des Chalkidiers zum sogenannten ersten Alkibiades, den man früher für ein platonisches Werk gehalten hat. Hierüber handelt unsere Spezialschrift in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Kl. 1917, die von Julian Or. VI und VII ausgehend seine ganze litera-

rische Hinterlassenschaft beizieht, und das Schwergewicht auf die theologisch-philosophische Mystik des Apostaten legt. Auf diese geht die Arbeit des italienischen Forschers im einzelnen nicht weiter ein; daher entgeht ihm manches, was Julian nicht als Exo- sondern als Esoteriker geschrieben hat. Erst die Einbeziehung von Jamblichs mystischem Kommentar neben den unmittelbaren Parallelen mit dem Alkibiadestext selbst läßt uns den tieferen Sinn von dem entdecken, was der gekrönte Mystiker manchmal sagt. Eine Einzeluntersuchung, die wir demnächst über den Misopogon veröffentlichen (siehe jetzt Philologus LXXVI, 266 f.) wird dies an diesem Werke Schritt für Schritt noch klarer aufzeigen, als dies an den beiden antikynischen Reden möglich war. Im Sendschreiben an die Athener gemahnt das Sichverbergen und Wiederauftauchen Julians vor seiner Proklamation deutlich an das Mysterium seines göttlichen Doppelgängers Attis, mit dem er sich in dem Mustermythus offensichtlich vergleicht. Bei der Besprechung der Caesares hätte die Berührung mit dem Mustermythus genauer und schärfer dargelegt werden können. Dies war allerdings nicht möglich ohne Aufzeigung des Aufbaus im einzelnen. Das Fehlen dieser Seite der künstlerischen Würdigung ist namentlich bei der Analyse des Misopogon, des kunstvollsten Werkes aus Julians Feder, zu bedauern. Unter der von R. angeführten Literatur vermissen wir u. a. unser Tauberbischofsheimer Programm über Julian und Dion Chrysostomos 1895, wo wir u. a. auch über die Caesares einiges bemerkt haben. Unser Freiburger Programm (1904) über Julians Galiläerschrift hätte da und dort mehr ausgenützt werden können. Auf Einzelheiten des Rostagnischen Buches, aus dem Julianfreunde und -feinde sehr viel Nützliches lernen können, gehen wir hier nicht ein. Was Julians Quellenbenutzung angeht, verweisen wir grundsätzlich auf unsere Akademieabhandlung; daß er Lukian und Seneca in den Caesares verwertet habe, können wir nicht glauben. Eher käme für derartige Dinge etwa Menippos in Frage, den ihm der Jamblichoskommentar vermittelt haben könnte. Hierüber gibt unsere Misopogonuntersuchung demnächst einen Fingerzeig.

Wir empfehlen das Werk Rostagnis aufs angelegentlichste.

Freiburg i. B. Rudolf Asmus.

Leo Wiener, Tacitus' Germania and other forgeries. (Contributions toward a history of the Arabico-Gothic Culture Volume III.) Philadelphia 1920. XX, 328 S. 8 u. 5 Tafeln handschriftlicher Alphabete.

An der Stelle des Titelblattes, an der vor einem Jahrhundert die Autoren neben ihrer offiziellen Stellung ihre Zugehörigkeit zu gelehrten Gesellschaften, den Besitz hoher Orden u. dgl. anzuführen gewohnt waren, stellt sich der Verf. vor als „Professor of Slavic language and literature at Harvard University, Author of a Commentary to the Germanic laws and mediaevel documents, Contributions etc. (s. oben), History of Yiddish literature, History of the contemporary Russian drama, Anthology of Russian literature, Interpretation of the Russian people, Translator of the works of Tolstoy, Contributor to German, Russian, French, English and American philological periodicals etc. etc.". Gewiß eine staunenswerte Vielseitigkeit wissenschaftlicher Arbeit, der im Texte dieses Buches eine ebenso staunenswerte Belesenheit auf den Gebieten antiker und mittelalterlicher, besonders orientalischer Literaturen entspricht, welcher der Berichterstatter, um es von vornherein zu gestehen, nicht auf allen Gebieten gerecht zu werden imstande ist. Wenn er trotzdem der Aufforderung zur Besprechung des Buches nachkommt, so geschieht es mit Rücksicht auf den Charakter dieser Wochenschrift, deren Leser wohl, dem Titel des Werkes entsprechend, in erster Linie fragen werden, mit welchem Rechte nun auch die Germania wieder auf die Liste der Fälschungen gesetzt werde, die auf dem Gebiete unserer Frühgeschichte eine so verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Eine Beschränkung oder Konzentration in dem angedeuteten Sinne ist aber auch deshalb angezeigt, weil von den sechs Kapiteln mit Namen angeblicher oder wirklicher Fälschungen das mit dem Titel „The Germania of Tacitus" zwar fast den geringsten Raum einnimmt (nur 36 von 338 Seiten), der Kampf gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit des Buches aber sich durch alle übrigen als der rote Faden hindurchzieht. Diese Kapitel mit den Überschriften: „Ulfilas", „Jordanes", „Pseudo-Berosus", „Hunibald" und „Pseudo-Venantius" machen vielfach den Eindruck, daß sie nur die allgemeine Grundlage und Analogien bieten sollten zu den Ausführungen, durch welche W. den Nachweis zu erbringen unternimmt, daß die ganze „Germania des Tacitus eine Fälschung und daß seine Annalen und Historien zum

mindesten gesagt voll von Interpolationen seien" (S. 80) oder, wie er am Schluß des der Germania speziell gewidmeten Kapitels es ausdrückt, „daß die germanische Geschichte und verwandte Gegenstände beruhen auf der Germania (des Tacitus) und den Getica (des Jordanes), zwei Denkmälern bewußten Betruges und unbewußter Dummheit (conscious fraud and unconscious stupidity)". Als Entstehungszeit dieser und der übrigen von ihm, wie er meint, zuerst nachgewiesenen Fälschungen und Interpolationen bezeichnet er das 8. und 9. Jahrh., als ihr Zweck scheint ihm vorzuschweben die Befriedigung gotischen, fränkischen und langobardischen Nationalismus, der sich in der ruhmvollen Vergangenheit der Germanen bespiegelte. Die literarische Impotenz der Fälscher zeigt sich ihm in der Entlehnung von parallelen Erscheinungen und Namen verwandten Klanges aus der persischen, jüdischen, griechischen und besonders der arabischen Literatur. Es müßten immerhin recht gewandte Fälscher gewesen sein, die in der Zeit des Tiefstandes abendländischer Literatur vor der Wirksamkeit der karolingischen Renaissance — die Fälschung der Germania wird (S. 150 u. a. O.) ausdrücklich ins 8. Jahrh. gesetzt — ein Sprachdenkmal zustande gebracht hätten, wie es Jahrhunderte vorher und nachher nicht geleistet haben.

Über den psychologischen Entwicklungsprozeß, der ihn in umgekehrter Reihenfolge aus einem Paulus zu einem fanatischen Saulus gegenüber der antiken Literatur über die germanische Urzeit gemacht hat, berichtet W. in naiver Weise im Vorwort. Nachdem er erzählt hat, wie er zum Zweifel an der Glaubwürdigkeit der griechisch-gotischen Berichte gekommen sei, fährt er (S. X) wörtlich fort: „Ich hielt immer noch fest an Tacitus. War ich doch erzogen in der Verehrung von Tacitus, besonders seiner Germania. Die mehr als 700 Seiten von A. Baumstarks „Ausführlicher Erläuterung des allgemeinen Teils der Germania des T." und die mehr als 300 Seiten seiner „Ausf. E. des besonderen völkerschaftlichen T. d. G. d. T." erfüllte mich mit Ehrfurcht. Aber eines Tages, während ich durch einen Anfall von Grippe ans Zimmer gefesselt war, griff ich zur Germania, um sie als schmerzstillendes Mittel zu gebrauchen. Jetzt, nachdem ich mit dem literarischen und linguistischen Mischmasch („balderdash") der „Hispericisten" bekannt geworden war und eingehend den Grammatiker Vergilius Maro und den Aethicus studiert hatte, war ich betroffen von der erstaunlichen Ähnlichkeit der Methode in der Germania und den Schriftstellern, die unter arabischen Einfluß gefallen waren, und ich erkannte im Augenblick, daß die Germania nichts anderes als eine Bearbeitung von Cäsars „de bello Gallico" war, wo er sich beschäftigt mit den Sitten der Gallier und Germanen und den rätselhaften Tieren. Die folgende Untersuchung bestätigte diese Annahme bis in die kleinsten Einzelheiten." Da haben sich die schwerfälligen deutschen Gelehrten die Sache allerdings etwas schwerer gemacht. Von ihnen hätte W. u. a. lernen können, daß sachliche Übereinstimmungen mit älteren Quellen und sprachliche Anklänge uns nicht berechtigen, zumal bei antiken Schriftstellern, ohne weiteres von „plagiarism" oder gar von „forgeries" zu sprechen, statt den Quellen der Autoren und den Quellen ihrer Gewährsmänner sorgfältig nachzugehen. Charakteristisch für die Fälscher-Manie des Verf. und sein Verfahren bei ihrer Befriedigung ist die Art, wie er unter dem Titel „Jordanes" (S. 164 ff.) wichtige und ausgedehnte Partien auch der Annalen des Tacitus als „mindestens interpoliert" nachzuweisen sucht. Er zitiert dort, wie er (S. 164 Anm. 3) angibt, nach A. Murphy, The Works of Cornelius Tacitus, London 1811 vol. 1. Da mir das Buch nicht zugänglich ist, kann ich nicht entscheiden, ob die Freiheiten der 5 Druckseiten (164—171) füllenden Paraphrasen und Übersetzungen (mit Anführungszeichen) aus Tacitus ann. I 55—59 auf Rechnung Wieners oder seines Gewährsmannes zu setzen sind. So, wenn Tacitus' Angabe über die Spaltung der Germanen, speziell der Cherusker, in die Parteien des Arminius und Segestes S. 165 auf die (ann. 55) nebenbei erwähnten Chatten bezogen und Flavus konsequent Flavius genannt wird. Zweifellos Wieners Eigentum aber ist die geistreiche Bemerkung, daß Flavius der erste Name des Kaisers Julianus sei, „who is no other than Ahriman, Arminius" (S. 172). Mit dieser Gleichstellung Flavus und Julianus aber fällt der Satz S. 171: „The relation of the Arminius story in Tacitus to the Syrian Julian-Harman romance and the Persian Ahriman cycle is perfectly plain", und damit die wesentliche Stütze der langen Ausführungen, durch welche die berühmte Szene zwischen den beiden germanischen Brüdern an der Weser, die unbefangenen Lesern, wie die Schilderung der Schlacht von Idistaviso überhaupt nach ihren Vorzügen und Schwächen so echt taciteisch

erscheint, als eine arabisch-gotische Fälschung des 8. Jahrh. erwiesen werden soll. Wenn andere Gleichstellungen orientalischer und germanischer bezw. „pseudogermanischer" Namen und Geschichten auf gleichschwachen Füßen stehen, so muß das ganze Gebäude bedenklich ins Wanken geraten, durch das der amerikanische Gelehrte mit dem deutschen (oder deutsch-österreichischen?) Namen eine ähnliche „stupidity", wie er sie bei den Fälschern der „Getica" und der „Germania" rügt, auch der deutschen Wissenschaft vorzuwerfen scheint (vgl. S. 206 und besonders S. 142), die, wie er selbstgefällig sagt, eine große Zahl von Fälschungen bisher als echte Überlieferung angesehen hat, „welche in dem Lichte seiner Untersuchung zusammenfallen werden wie ein Kartenhaus". An derselben Stelle (S. 142) spricht er von dem „enormen Einfluß, welchen das Nachbeten so wertlosen Zeugs (wie die genannten Fälschungen) auf die Germanische Geschichte, Mythologie und Literatur gehabt habe". Das berechtigt zu der Frage, ob der Verf. sich als berufener Beurteiler der neueren wissenschaftlichen Literatur über die von ihm behandelten Fragen legitimiert hat.

Unter den mehr als 200 zitierten Werken gehören kaum 30 dem laufenden Jahrhundert an. Auffallender ist, zumal bei der mehr als polemischen Stellung, die der Verf., wenn auch mehr oder weniger verschleiert, gegenüber der bei aller teilweise scharfen Kritik hohen Wertung der Germania seitens der deutschen Gelehrten einnimmt, das fast vollkommene Fehlen aller Hinweisungen auf die doch recht reichhaltige und nicht ganz wertlose deutsche Tacitus-Literatur. Von allen Ausgaben der Germania ist nur die zu ihrer Zeit viel benutzte, heute aber doch antiquierte Sacherklärung von Baumstark angeführt. Müllenhoffs Deutsche Altertumskunde, mit der sich der Verf. doch in erster Linie hätte auseinandersetzen müssen, ist überhaupt nicht erwähnt. Von ihm wird nur die Germania antiqua von 1873 genannt. Die Namen deutscher Philologen, die sich um die Herausgabe oder Bearbeitung der Germania verdient gemacht haben, sucht man vergeblich. Hätte W. sie erwähnt, so hätte er freilich auch, wie Müllenhoffs D. A. gegenüber, die Tatsache erklären müssen, daß Cassiodorius die Germania gekannt und als Tacitus' Werk angeführt hat, und zwar in seinen Variarum (epistularum) libri XII (5, 2), die er wohl nicht als Fälschung aus dem 8. Jahrh. bezeichnen könnte. Vielleicht hätte er sich aber, wie bei solchen Stellen der Historien und Annalen, die ihm für seine Fälschungshypothese gegenüber der Germania nicht paßten, mit der Annahme später Interpolationen helfen können.

Gegenüber der Enthaltsamkeit, die der Verf. in der Anführung neuerer Werke, besonders deutscher, betätigt, fällt um so mehr der Umfang der wörtlichen Zitate aus der in Betracht kommenden griechischen, lateinischen und orientalischen Literatur auf. Von den 314 Seiten des Textes fallen auf sie außer 8 Seiten englischer Übersetzungen mindestens 75 Seiten Urtext, wobei vielfach der letztere der im laufenden Haupttext stehenden Übersetzung in Anmerkungen nochmals hinzugefügt ist, eine Raumvergeudung, die einen deutschen Gelehrten in dieser papierlosen Zeit mit Neid erfüllen könnte. Die „Defloratio Berosi" des „Ioannes Nannius", die bisher allgemein als ein Machwerk des Dominikaners Annius von Viterbo aus dem 15. Jahrh. angesehen wird, ist sogar (S. 175—200) auf 25 Seiten im lateinischen Urtext abgedruckt, diesmal allerdings, um Annius von Viterbo gegen seine „Verleumder" zu verteidigen, indem er als Opfer von Fälschern des 8. Jahrh. (S. 206 u. a.), also wohl als „betrogener Betrüger", dargestellt wird. Orientalisten, Germanisten und Linguisten muß es überlassen bleiben, sich in dem Mischmasch (‚Hodgepodge' ist ein Lieblingsausdruck des Verf. für die Germania and other forgeries) gotischer, deutscher, lateinischer, chaldäischer, arabischer u. a. Zitate zurechtzufinden, durch die S. 200—218 W. unter dem Titel „Pseudo-Berosus" diesen Satz zu beweisen sucht. Inzwischen wird ihn der freudige Beifall unserer westlichen Nachbarn und seiner amerikanischen Landsleute dafür trösten, daß wir unseren bewährten Führern durch das Labyrinth der Kontroversen über den Wert und Unwert der Quellen unserer Vor- und Frühgeschichte lieber folgen als dem uns im fernen Westen so überraschend aufgesteckten „Licht".

Der Zufall will es, daß in demselben Jahre 1920, in dem dies geschehen ist, der lange Zeit schmerzlich entbehrte Neuabdruck von Müllenhoffs Deutscher Altertumskunde und Eduard Nordens Buch über „Die Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania" (Leipzig, Teubner, 505 S.) erschienen sind. Das erstere Buch ist in dieser Wochenschrift 1920, No. 33, Sp. 778 ff. besprochen, wo auch seine Mängel, die nicht auf quellenkritischem, sondern auf archäologischem Gebiete liegen, hervor-

gehoben sind. Es wird in beiden Richtungen, besonders natürlich nach der philologischen Seite hin, glücklich ergänzt durch das zweite. Norden ist aber — abgesehen von der soeben erscheinenden Schülerausgabe von W. Reeb — auch der erste philologische Erklärer der Germania, der die Ergebnisse der römisch-germanischen Altertumsforschung wie ihrer Vorgängerin, der Limesforschung, nicht nur gelegentlich einmal erwähnt, sondern auch prinzipiell als hochbedeutend besonders für die Sacherklärung anerkannt und dem entsprechend eingehend und sachkundig verwertet hat.

Frankfurt a. M. Georg Wolff.

Alois Mager, Die Staatsidee des Augustinus. Vortrag. München 1920, J. J. Leutner. 15 S. 50 Pf.

Für das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staat in Theorie und Praxis ist das großartige Werk Augustins de civitate Dei von grundlegender Bedeutung gewesen. Diese Bedeutung hat es bis heute behalten. Aber nicht jedem Gebildeten ist es möglich, sich in Augustins Darlegungen selbst zu vertiefen und sie richtig zu verstehen. Dazu gehört vor allem genauere Kenntnis der zeitgeschichtlichen Umstände, unter denen jenes Werk geschrieben wurde, und der eigenen Entwicklung Augustins, der sich „per tot discrimina rerum" hindurchkämpfen mußte, ehe er Frieden und Ruhe im Glauben der katholischen Kirche fand. Über beides verfügt der Verf., und darum ist es ihm gelungen, ein anschauliches, auch Laien verständliches Bild zu zeichnen, in dem allerdings die Gedanken, die im Mittelalter zur schärfsten Unterordnung des Staates unter die Kirche geführt haben, etwas zu sehr in den Hintergrund geschoben zu sein scheinen.

Dresden. Peter Thomsen.

Armin Ehrenzweig, Biblische und klassische Urgeschichte. S.-A. aus der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft. 38. Jahrg. (1919/20) Heft 2, S. 65—86. Gießen, Töpelmann.

Es werden in der biblischen und der klassischen Urgeschichte Motive herausgestellt, die beiden gemeinsam sind, also Entlehnung oder gemeinsamen Ursprung vermuten lassen. Einbezogen ist auch die babylonische Urgeschichte. Die Geschichte von Romulus und Remus ist nur eine andere Fassung der biblischen Brudermordsage; die Erzählung von Romulus' Entrückung stimmt in den wesentlichen Zügen mit der babylonischen Sintflutsage überein usw. Man wird gut tun, diesen Vergleichen vorsichtig gegenüber zu stehen, zumal das benutzte Material nicht überall einwandfrei ist. Als Gewährsmann für die sumerische Urgeschichte führt E. öfter das Buch von Landersdorfer an: die sumerischen Parallelen zur biblischen Urgeschichte. Dies Buch ist insofern nicht ganz zuverlässig, als es sich weitgehend auf Langdon, Sumerian Epic of Paradise, the Flood and the Fall of Man stützt. Was aber Langdon aus seinem Text über Paradies usw. herausgelesen hat, steht zum allergrößten Teil überhaupt nicht da. Man vergleiche die vernichtende Kritik Ungnads in der Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Gesellsch. Bd. 71 (1917) S. 252 f.; ferner Maurus Witzel, Keilinschriftliche Studien. Heft 1, S. 51—95: „Die angebliche sumerische Erzählung von Paradies, Sintflut und Sündenfall. Ein Dilmunmythus;" auch die Abhandlung desselben in der Theologischen Quartalschrift 100, S. 199—224.

Hiddensee b. Rügen. A. Gustavs.

Johannes Jeremias, Der Gottesberg, ein Beitrag zum Verständnis der biblischen Symbolsprache. Gütersloh 1919, Bertelsmann.

Der durch religionsgeschichtliche Forschungen rühmlichst bekannte Verf. geht hier der Symbolik des Berges nach. Es ist an sich erfreulich, daß auch diese Studien unter den obwaltenden Verhältnissen nicht leiden, zumal sie kurz vor dem Kriege durch Siecke und seine Schule in besondere Blüte geraten waren. Johannes Jeremias betrachtet den Gottesberg den har godeš, als Symbol. Er stellt die Erhabenheit des Ewigen dar. Gott wohnt auf ihm, dem Abbild des Himmels. Es wird nun das altorientalische Weltbild mit der Duplizität von Himmels- und Erdenwelt entworfen, wie Hugo Winkler es mit Alfred Jeremias und Eduard Stucken verarbeitet hatten. Dann rücken die Weltbergvorstellungen im Alten Testament auf; Sonne und Mond sind für ihn symbolisch, der Sinai wird speziell dem Mond gleichgesetzt. Der aber, der Durchgang zwischen zwei Bergen, spiegelt sich im Blutritus am Passah, Bileams Ritt zwischen den Mauern, David an den Furten und manchem anderen Bibelzug, und hier muß ich bekennen, dem Verf. am wenigsten folgen zu können; er begibt sich hier auf luftige Phantasiepfade und verliert den festen Boden. Als Weltberge werden der Turm zu Babel, Moriah, Bethel, Mispa-Gilead u. a. angesprochen, und wir müssen

die Verantwortung für alles Behauptete dem Verf. überlassen. Auch das Neue Testament steuert reiche Motive bei; so soll Kapernaum, Kafarnaum, als Zeugin der Wunder Jesu, die Sodom gegenübergestellt dem Garten Gottes verglichen wird, soll Golgatha und das himmlische Jerusalem dieselbe Symbolik aussprechen.

Es ist eine ganz große Menge von Gelehrsamkeit, die J. hier aufwendet. Wenn auch die Betonung des Berges im Kult verdienstlich und fördernd ist, so mußte das Gebiet doch wohl etwas weiter auf die Ethnologie ausgedehnt werden. Wir sind jetzt an großzügige Induktionen gewöhnt und glauben nur der Mathematik des Analogieschlusses.

Dann aber ist der Berg wohl zunächst als Sitz des Altars oder Tempels zu betrachten. Man will die Menge der Laienwelt durch die symbolische Höhe der Anlage schrecken und in Ehrfurcht halten. Es ist ein gut Teil hierarchischer Berechnung dabei; ebenso wie wenn man die Tempel möglichst gewaltig, die Heiden ihre Fetische möglichst schrecklich und drohend ausgestalteten. Das ist eine Ansicht, die aus langjähriger vergleichender Betrachtung der Kulte sich ergeben hat. Natürlich wird das nie ausgesprochen, es wäre eine gefährliche Demaskierung, wird vielmehr so fein in die Mythen und Legenden eingewoben, so daß man den Untergrund nicht mehr erkennt. Diesen Gesichtspunkt darf man nicht ganz außer Acht lassen.

Andererseits bestehen die Aufstellungen von Jeremias, von einigen Romantikern abgesehen, zu Recht, und es ist von großem Wert, daß der Berg im biblischen Weltbild hier in den Mittelpunkt einer Sonderbetrachtung gerückt wird. Möchten weitere Bergforschungen bei anderen Ländern das Gebiet runden und die mythologischen Studien wieder in Fluß bringen. Schmerzlich z. B. muß es jedem Mythenfreund berühren, daß die Berliner „Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung" und die von ihr herausgegebene „Mythologische Bibliothek" aus den Kriegsschrecken noch nicht zu neuem Leben erwacht sind*). Es bedürfte doch wahrscheinlich nur des rechten Anstoßes, um diese Arbeiten neu zu erwecken und einer feindlichen Außenwelt zu zeigen, daß Deutschlands wissenschaftliche Kräfte auch auf diesem Gebiete ungebrochen, seine Stellung an der Spitze der europäischen Forschung unerschüttert geblieben ist. Die alten Rufer im Streit, Ernst Siecke, die Brüder Jeremias und mancher andere müßten ihre Stimme erheben und zum Sammeln blasen. Wir sind jetzt über manchen Irrtum hinweggekommen, der Weg zur Wahrheit ist gangbarer geworden als je zuvor!

Berlin-Grunewald. C. Fries.

*) [Korrekturnotiz. Ist inzwischen erfreulicherweise geschehen.]

Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher. XXIII, 9.

(I) (361) **F. Oertel**, Der Niedergang der hellenistischen Kultur in Ägypten. In diesem im Verein für klassische Altertumswissenschaft zu Leipzig gehaltenen Vortrage behandelt O. das Problem des Niedergangs der antiken Kultur für Ägypten, wo ein reiches Urkundenmaterial gut ein Eindringen in den Stoff erlaubt. Das makedonisch-griechische Militär, z. T. stets alarmbereit angesiedelt auf Lehnland, κλῆροι, bildete den Fels, auf dem die ptolemäische absolute Monarchie ruhte. Die vorzügliche Finanzpolitik wurde möglich durch einen gut gesicherten, bureaukratisch durchorganisierten Verwaltungsapparat von Beamten und Pächtern. O. schildert die Auswirkung des verkehrs- und geldwirtschaftlichen Prinzips im früher ganz unfreien Ägypten. Weiter zeichnet er die Lage der unteren, mittleren und oberen Schicht der Bevölkerung, die im allgemeinen wirtschaftlich nicht ungünstig war. Das geistige Leben konzentrierte sich in den ägyptischen Tempeln und in den griechischen Gymnasien. Der Beginn des Verfalls dieses wohlgeordneten Reiches liegt in dem Aufkommen des ägyptischen Volksteils seit dem schwächlichen Philopator. Durch Bildung einer gräkoägyptischen Mischrasse setzt ein Zersetzungsprozeß ein, der das Reich nur durch die Freundschft mit Rom bis 30 v. Chr. Geb. bestehen läßt. Heer und Beamtentum ist zerrüttet, das Judentum tritt bestimmend hervor. Den Niedergang hielt die römische Besetzung seit dem 1. August 30 auf: die auf Hebung des Landes zielende Politik der staatsklugen Römer wird eingehend dargestellt. Das Land war jetzt für die römischen Kaiser, wie früher für die Lagiden, eine ergiebige Finanzquelle. Für die Ägypter galt Augustus als Pharao. In der ersten Kaiserzeit ist das Land durchaus im Aufschwung begriffen; aber bereits um 100 n. Chr. Geb. sind bereits wieder Verfallserscheinungen zu bemerken. Erhöhung der Abgaben, Einführung des Zwanges bei der Übernahme von Beamtenstellen, Untergrabung der Leistungsfähigkeit des römischen Heeres. Wieder macht sich das Übergewicht des heimischen Elements verderbenbringend gegenüber den Siegern bemerkbar: Caracalla schloß im Jahre 212 n. Chr. Geb. nur noch die Fellachen vom Bürgerrecht aus! Im 3. Jahrh. n. Chr. Geb. wurde die Steuerschraube noch mehr angezogen: die Einbringung der Steuern konnte nur noch auf dem Wege der Dezentralisierung, der Munizipalisierung geschehen. Im 4. Jahrh. n. Chr. Geb. muß der

Staat zur gebundenen Wirtschaftsform übergehen, jede Tätigkeit wird zwangsmäßig und erblich. Der Verf. betrachtet weiter die Gestellungspflicht, die cessio bonorum, die Denarentwertung, die enormen Preissteigerungen und das Heraufschnellen der Arbeitslöhne. Das geistige Leben auf dem flachen Lande erstarrt: das Gymnasial- und Ephebenleben hört um die Wende des 3. und 4. Jahrh. n. Chr. Geb. ganz auf. Diokletians umfassende Reformen halten den Verfall des Reiches und somit auch Ägyptens nochmals auf: lateinische Amtssprache, römische Münze wird eingeführt, das Steuersystem umgestaltet. Freilich die Dezentralisation hat so zum Verderb Ägyptens ihren Abschluß gefunden. Der Kleinbesitz wird im 2. und 3. Jahrh., größere Teile des mittleren und größeren Besitzes im 3. und 4. Jahrh. n. Chr. Geb. vernichtet. Die Geldentwertung geht soweit, daß das Talent schließlich 7 Pfennige gilt! Die Folge des wirtschaftlichen Kampfes ist das Hinwenden der großen Masse zum Christentume mit seinen beglückenden Ideen und seiner Hilfsbereitschaft. Zunahm sozial ungemein die Latifundienbildung und der Kolonat. Das schlechtbezahlte Beamtentum verfiel immer mehr in Abhängigkeit von den Reichen und in Bestechlichkeit. Immer mehr bildet sich im 4. Jahrh. n. Chr. Geb. das Patrozinium aus, das die Auflösung der Staatsgewalt bedeutet. Im Jahre 415 n. Chr. Geb. wurde dieser gesetzwidrige Zustand gar legalisiert. So sind die Pagarchen — die Großgrundbesitzer byzantinischer Zeit — zu Staaten im Staate geworden, daneben steht die Macht der Kirche — auch sie eine Großgrundherrin. Die Masse des Volkes ist rechtlos, die Kultur zerstört: 639 wird das Land mit Leichtigkeit von den Arabern überrannt. — (381) v. **Brunn**, Die Bedeutung Salernos für die Medizin. Gibt einen Überblick über Entstehen, Blühen und Vergehen der Salernoer Mediziner-Universität bis 1224, dem Jahre des medizinischen Gesetzes des Kaiser Friedrichs II. Eine Übersicht über die moderne Literatur über diese Universität schließt den aufschlußreichen Artikel. — A n z e i g e n u n d M i t t e i l u n g e n: (396) **E. Wendling**, Mörus, Dorothea, Götz. Verfolgt das Motiv des einen, der sich gegen mehrere wehrt, von Schillers Ballade durch Goethes Epos und Drama bis zu seinem Endpunkt — einem Mißverständnis Goethes bei einem Worte in der Selbstbiographie des Götz! — (399) **E. Leumann**, Die Urform des Hexameters entdeckt? Beharrt gegen Weller, S. 183, auf seiner Ableitung des Hexameters und weist auf sein Beweise bringendes Buch Neue Metrik I 1920 (Berlin) hin. — (400) **K. Heinemann**, Zur Medea des Euripides. Gegen Körte S. 300 über das Motiv des Kindermordes der Medea bei Euripides. — (II) (233) **F. Strohmeyer**, Wert und Bedeutung der grammatischen Termini. Mit besonderer Berücksichtigung des Französischen. Vortrag, gehalten im Zentralinstitut für Unterricht und Erziehung zu Berlin. Untersucht die einzelnen Termini auf ihre eindeutige Verwendbarkeit und strebt eine praktische Lösung der Frage an. Das von ihm als praktisch Erkannte ist in einer Übersicht zusammengestellt. — (255) **J. Binder**, Das Gymnasium und die deutsche Kultur. In diesem Vortrag von dem Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Hannover wird auf den Geist des unhistorischen Radikalismus in der durch die Revolution entfesselten Schulreform kräftig hingewiesen. Das Gymnasium wird von ihr angegriffen als Hemmnis einer schematischen Gleichheit und als Träger der geschichtlich erwachsenen Kulturwerte. Aber der älteste und gefährlichste Gegner der humanistischen Bildung ist der platte Nützlichkeitssinn der Zeitgenossen. Es gilt zu verteidigen den deutschen Humanismus; das Gymnasium ist das wichtigste Mittel zur Verwirklichung dieser Idee. Ihm ist wieder die wesentlichste Hilfe das Griechische, dessen Bedeutung nicht hoch genug anzuschlagen ist. B. arbeitet den Zweck des Gymnasiums aus der geschichtlichen Entstehung dieser Schule heraus: die bildsamen Seelen der Jugend sollen sich mit dem Geiste der Antike vermählen: das Faustische im Deutschen mit dem plastischen, durch den unbewußten Besitz der Schönheit verklärten Geist der Griechen. So handelt es sich um das Kulturerbe des Griechentums, um seinen Geist, nicht allein um die Sprache. In dieser Beziehung tut auch nichts der Bedeutung der Sache und Schule Abbruch, daß der Neuhumanismus sich eine I d e e nur vom Griechentum gemacht hatte: für uns ist das zu hütende Erbe der Inbegriff alles dessen, was uns an K u l t u r w e r t e n aus dem Altertum hinterlassen ist. Eine Schule, die sich auf diesen aufbaut, fordern unzählige Wissenschafts- und Lebenszweige, fordert vor allem der durch die Revolution nur gesteigerte materielle Zug der Zeit, den es mit einem Idealismus, der aus dem neuhumanistischen Studium des Altertums stammt, zu überwinden gilt. Die klassischen Studien müssen im humanistischen Gymnasium wieder größeren Raum einnehmen. — A n z e i g e n und M i t t e i l u n g e n: (271) **F. Boll**, Ein Plato-Ferienkurs im Schwarzwald. Bericht über den neuartigen, wohlgelungenen Versuch, einen vierzehntägigen Ferienkurs für Oberlehrer auf e i n Gebiet, Platon-Dialoge, zu beschränken. Der Ort der Zusammenkunft war eine einsame Mühle im Schwarzwald. — (274) **H. Uhle**, Zum Lehrbetrieb in der lateinischen und griechischen Grammatik. Gibt verständige Vereinfachungen an, z. B. beim Vokativ und Inf. Fut. im Lateinischen, verlangt quantitativ richtige Aussprache, will die Beschäftigung mit den griechischen Akzenten und das Übersetzen ins Griechische bis ins zweite Halbjahr verschoben wissen, verlangt überhaupt im Griechischen statt der systematischen eine mehr heuristische Methode, die an der Hand eines freieren Lesebuches voranschreitet. — (278) **O. Vogt**, Coepi, memini, odi. Coepi ist von den andern Verba didaktisch zu trennen!

Rheinisches Museum. LXXIII, 3.

(243) **W. Kroll**, Quintiliaustudien. I. Das Kapitel über die Synthesis (IX 4). Es werden die Verknüpfungen des Inhalts mit seinen Quellen aufgesucht. In § 99 interpungiere cum anapaestus et creticus, iambus quoque; die Lücke in 101 ist vielleicht mit ⟨c h o r e o⟩ auszufüllen; § 109 schlägt K. vor: qui non optime est . . . sonent, melior fiet; § 114 l. s p i r i t u für peritu oder impetu; § 140 l. tragoediae, ubi uecesse est, a d f e c t a t u s etiam tumor rerum et ⟨v e r b o r u m⟩ spondeis atque iambis maxime continetur; § 147 l. v a r i e t a t i s statt veritatis oder severitatis. II. Das Kapitel über das Prepon (XI 1). Die Beziehungen zu Cicero und zu den übrigen Quellen (Celsus) werden untersucht; eine Entscheidung, ob aus Caecilius oder Celsus das meiste stammt, wird nicht gewagt. III. Das Kapitel über die Actio (XI 3). Über die Quelle ist nichts zu sagen, außer daß Plinius und Popillius Laenas benutzt sind. § 2 tam firma est . . . ⟨et⟩ adfectus omnes languescant uecesse est; 19: neglegentia vel inscitia minuuntur; in 24 ist quam desideratura sit beizubehalten; ein Infinitiv wie perdere oder amittere ist ausgefallen. — (273) **E. Preuner**, Aus Heinrich Nicolaus Ulrichs' Nachlaß. Aus diesem handschriftlichen Nachlaß, der sich in dem Besitze des Enkels, Geheimrat Adolf Passow (Berlin), befindet, werden Beobachtungen bekanntgegeben, die sich an die Band- und Nummernfolge der Inscriptiones Graecae anschließen. Behandelt werdeu IG IV Aegina No. 7, 54, 127; Troezen No. 790. IG V 1 Sparta No. 114. IG VII Tanagra: zwei von Ulrichs abgeschriebeue Steine werden unter den archaischen Grabschriften vermißt. Ebenso nicht iu die IG aufgenommen sind verschiedene Grabinschriften aus Thespiae. IG VII 1910, 2008, 2036, 2152. In die IG Nichtaufgenommeues aus Thespiae und Theben. Dann Theben No. 2509, Akräphia No. 2710 (Preuner macht einen Ergänzungsversuch); Ptoïon No. 2723. Angaben über ein Normalmaß für Flüssigkeiten in Kopae (Ziebarth, Eine Inschriftenhandschrift der Hamburger Stadtbibliothek, 1903, S. 10 No. 22) l. τὰ μέτρα (ἐ)λ η ρ ά τε καὶ σ(ι)νηρά) und zwei Inschriften aus Haliartos, die nachdem verschollen sind. IG VIII: Aus Krisa liegt Ulrichs' Originalzeichnung des δίδυμος βωμός (Hoffmann, Syll. epigr. Graec. 287) vor. Zu einer rätselhaften delphischen archaischen Inschrift (Le Bas 968) vgl. die Abzeichnung von Ulrichs von 1841. Zum delphischen Epigramm Kaibel Epigr. Gr. 849 und Homolle (BCH XXIV 1900 S. 170) vgl. Ulrichs' Abschrift von 1838. Eine Weihinschrift an Asklepios, abgeschrieben 1838 von Ulrichs vor der Καθολική in Chryso, dürfte aus dem delphischen Asklepios-Heiligtume stammen. Zum doppelsäuligen, von Bourget-Replat (BCH XXXV 1911 S. 476 Fig. 3) wiederhergestellten Denkmal, das SIG³ 513 vorliegt, vgl. Ulrichs, R. u. F., I. S. 37f. Weiter gibt Pr. die Abschrift Ulrichs' von der Proxenieerklärung aus dem Archontate des Kallieres. Zur Syll.³ 612 vgl. Ulrichs' Veröffentlichung, R. und F. I S. 110, 115 A. 36. IG IX 1: Zu No. 233. IG XII 8: No. 633 (Skiathos). Übrigens hat Ulrichs auf Skiathos nur die Inschrift No. 634 (= CIG Add. 2154b; Syll.³ 875), nicht 635 (= CIG 2154) gesehen. IG XII 9: Zu 946: Pr. schlägt Z. 8 vor [ἐπὶ ἡγεμόνος]; Z. 4 streiche τὸν vor λαβόντα. Zum Chalkidischen Grabepigramm 954 schlägt Preuner V. 8—11 vor: ἀ]λλὰ σὺ μ[ὴ λείβ]ων πάριθι, ξένε, δάκρυα κανθοῖς· | οὐχ ὁσίη τ[οίας· τ]ῶιδε νέμειν χάριτας. | ἀλ]λὰ προ[σαυδή]σας ὄνομα κλυτὸν ἔννεπε χαίρειν, | κα]ὶ τὸ παρ[ηγορίη]ς ξυνὸν ἀμειβόμενος. — (290) **O. Hense**, Zu Antipatros von Tarsos. Geht aus von dem Bruchstück aus Antipatros' Περὶ δεισιδαιμονίας bei Athenaios VIII 346c. Die χάριτες des Meleagros von Gadara waren dialogisch angelegt. Iu dem Fragment des Antipatros bei Athenaios XIV S. 643f. l. οὐχ ὡς τοῦ ⟨ὑπ'⟩ Ἀλκιβιάδου πεμφθέντος· ⟨τοῦτ⟩ον Ξανθίππης καταπατησάσης γελάσας ὁ Σωκράτης . . . Die Schrift περὶ ὀργῆς ist trotz Cohn dem Antipatros von Tarsos zuzuschreibeu. Bei Epiktet III 21, 7 l. προσθήσω, ἄν που ⟨καιρὸς ᾖ⟩, καὶ . . . Auch das Fragment in Philodems Περὶ ὀργῆς, col. XXXIII 28ff. gehört dem Antipatros von Tarsos, wie wohl auch die Anekdote über seinen Lehrer Diogenes aus Babylon bei Seneca, De ira, III 38, 1. Die bei Stobaios IV 22a, 25 (Περὶ γάμου) und IV 22d, 103 (Περὶ γυναικὸς συμβιώσεως) überlieferten Stücke sind ebenfalls dem Tarsenser zuzusprechen; H. handelt eingehend über die Titel dieser Stücke und die Eigentümlichkeit Stobäischer Lemmata. Schließlich behandelt H. den Stil des Antipatros iu seiner Fülle, Suchen nach dem bezeichnenden Ausdruck, Häufung von Synonymen. So hat also Cic., De offic. III 52 Sinn wie Form des Originals mit Treue wiedergegeben. — (306) **Th. Birt**, Eine Siegesinschrift und geographische Karte des Tuditanus. Bei Plinius, nat. hist III 129 l. Tuditanus, qui domuit Histros, iu t a b u l a sua ibi inscripsit ab Aquileja ad Titium flumen: stadia M. tabula = Landkarte (vgl. Propert. IV 3, 37 cogor et e tabula pictos ediscere mundos). Eine ähnliche Irrung Plin. 14, 58, wo l. s i c u t i hominis venenum est c i c u t a, et vinum. B. wendet sich dann dem Siegesmonument des C. Sempronius Tuditanus (CIL I² No. 652) vom Jahre 129 v. Chr. Geb. zu: B. liest [H o c e s t G a i S e m p r o n i c o n s u l i s m o n u m e n t u m.] | [I n H i s t r i a pugnavit, Jápudum victor.] | 1. [H o s a d m a]re et Tauriscos C a r n o s q u e e t Liburnos] | 2. [S u b A l p i]bus coactos, ma[xímas l e g i o n e s]. | 3. [D i e b u s te[r quiueis quá[t e r i b e i f u g a]rit. | 4. [S u e i s] signeis consi[l i c i s c ó n t u s]ós Tuditanus. | 5. [R o m a]e egit triumpu[m, ludós] dedit Timavo. | 6. [S a c r a]ria ei restitu[i t, a e s m a g i s t]reis tradit. Die Lesungen werden eingehend besprochen, wobei über Auflösung einer Hebung des Hexameters bei Ennius, über die monopodische Messung der Saturnier, über aes = Geld u. a. von B. gehandelt wird. Die Siegesinschrift stand auf etwa vier Quadersteinen, die das Postament bildeten zu dem Siegesdenkmal; doch was dies darstellte, bleibt ungewiß. Als Anhang wird

das Orakel bei Livius V 16, 9, das ursprünglich aus Saturniern bestand, durch Ausscheidung der Livianischen Modernisierungen wiederhergestellt. Bei Juvenal 9, 120 l. cav sis; in Plaut. Cas. 627 cav tibi; Rhet. ad Herennium IV 51 l. leo e cavea missus. — (324) **H. Kallenberg**, Bausteine für eine historische Grammatik der griechischen Sprache. 5. Deklination von δύο. Verfolgt die Formen δύο, δυοῖν, δυεῖν, δυσίν durch die Jahrhunderte und klärt vielfach den Sprachgebrauch der Schriftsteller auf. — (342) **N. Hoefer**, Zu alten Geographen. 1. Pomponius Melas Einleitung. Der Satz 1, 2 dicam autem alias . . . strictim bedeutet: meine Darstellung wird bald eingehender sein, bald nur clarissima strictim berühren. Eine erweiterte Chorographie hat Mela nie geschrieben. 2. Die Donauspaltung bei Ps.-Skymnos. V. 776 l. δύσιν δὲ πέρι σχιζόμενος εἰς τὸν Ἀδρίαν. 3. Κήτη bei Ps.-Skymnos. V. 161 f. wird das Wort κήτη auf die Thunfische gedeutet. 4. A. v. Gutschmid zu Agatharchides. Bei Phot. bibl. cod. 213 S. 171 a Bekk. l. Gutschmid περὶ συναγωγῆς θαυμασίων νομίμων (statt ἀνέμων). — (350) **C. Clemen**, Zu Firmicus Maternus. Behandelt Stellen, die von Mysterienreligionen berichten (Kap. 5, 10, 18). — Miszellen: (359) **H. Kallenberg**, Kleine Interpolationen bei Dionys von Halikarnaß. Dionys Ant. I 35, 2 streicht K. τὴν ὀνομασίαν; I 89, 3 stellt K. um: ἀπέμαθεν. ἐγένοντο σὺν χρόνῳ. Mehrfach ist mit B ein Wort aus dem Texte zu entfernen, um einen Hiat zu vermeiden (III 28, 9 ἐγώ; III 66, 1 ὁ). III 23, 5 streicht K. mit B εἴη; III 23, 12 γῇ; I 18, 2 streiche αὐτοῖς, ebenso I 18, 4; II 29, 1 ἐν ἀγορᾷ; II 27, 4 τὸν νόμον; III 23, 1 ἐπιτήδεια; III 33, 1 χρημάτων; I 53, 4: καὶ Ἀργίσου; I 50, 1 l. ⟨ἕτερον⟩ ἱερόν; dafür tilge ἑτέραν vor νῆσον; I 40, 1: tilge εὐτύχημα; I 65, 1 u. 71, 5 tilge τὴν in μετὰ τὴν Ἰλίου ἅλωσιν. — (362) **A. Debrunner**, Zum Gesetz von Gortyn Schlägt eine neue Deutung vor für Collitz-Bechtel No. 4991 (= Solmsen Inscr. Graec.³ No. 33) V. 1—9. αἱ ὄκα ist sprachlich ganz in Ordnung, seitdem. — (366) **E. Fraenkel**, Zur Form der αἶνοι. Macht aus der Form der Streitreden des Menelaos und des Teukros in Sophokles Aias am Ende der Stichomythie, die in zwei αἶνοι gipfeln, klar, wie sehr oft bei den Schriftstellern typische Wendungen jener alten „Äsopischen" Fabeln vorliegen, z. B. das fabula docet: οὕτω δὲ καὶ σὺ . . . oder die Weiterführung mit καὶ εἶτα; der Anfang einer Geschichte mit ἦν ποτε; die vielen kurzen Asyndeta.

Nachrichten über Versammlungen.

Sächsische Akademie der Wissenschaften.

Herr Professor Böhmer sprach in der Sitzung der Philol.-histor. Klasse vom 15. Januar „Über Loyola und die deutsche Mystik". Der Vortragende erläuterte die Bedeutung des Begriffes der deutschen Mystik als der Gesamtheit der religiösen Erbauungsliteratur der alten deutschen Reichskirche und schilderte sodann die gewaltige Macht dieser Strömung auf das kirchliche Leben der Zeit und die fast unglaubliche Bedeutung der hauptsächlichsten literarischen Erzeugnisse dieser Richtung. In Spanien, wohin die deutsche Mystik Ende des 15. Jahrh. Eingang gefunden hatte, wurde auch Loyola mit ihr bekannt, auf dessen religiösen Ideen und Lehren sie nachhaltigst einwirkte, wodurch sie auch bei der Gründung des Jesuitenordens, namentlich bei der Ausgestaltung des Exerzitienwesens, von größtem Einfluß wurde.

In der Sitzung lagen wiederum verschiedene Gesuche der Ententestaaten, darunter auch Frankreichs, um Wiederaufnahme des Schriftenaustausches vor, auch waren mehrere neue Anträge auf Eröffnung des Tauschverkehrs eingegangen. Beides ist wegen der sonst schwierigen Erwerbungen der wertvolleren wissenschaftlichen Literatur des Auslandes als erfreulich zu begrüßen. Zum Vertreter der Akademie auf dem um Ostern in Wien abzuhaltenden Kartelltage der deutschen Akademien wurde der vorsitzende Sekretär, Herr Geheimrat Sievers, gewählt. Diese Tagung wird für die deutsche Wissenschaft hochwichtige Fragen behandeln, unter anderen über die Fortführung bedeutender wissenschaftlicher Werke zu entscheiden haben, die nach der Sprengung der bisherigen internationalen Assoziation durch die Gelehrten der feindlichen Länder von den Akademien der Mittelmächte allein in die Hand genommen werden müßten.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Berghoeffer, Chr. W., Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken des deutschen Sprachgebiets bei der Freiherrlich Carl von Rothschildschen öffentlichen Bibliothek: *L. Z.* 4 Sp. 77. 'Wertvolles Auskunftsmittel für gesuchte Bücher'. *Chr. Ruepprecht.*

Burdach, K., Reformation, Renaissance, Humanismus: *Verg. u. Geg.* X 3 S. 115. 'Enthält eine Berliner Akademierede von 1910 und einen Vortrag vor der Marburger Philologenversammlung 1913. Die moderne geistige Entwicklung ist nach B. aus der Renaissance erwachsen, die selbst eine geistige Revolution aus allgemeinen seelischen Motiven war, deren Quellen weiter untersucht werden'. *P. Joachimsen.*

Busolt, G., Griechische Staatskunde. Dritte, neugestaltete A. der griechischen Staats- und Rechtsaltertümer. I. Hauptteil: Allgemeine Darstellung des griechischen Staates: *L. Z.* 4 Sp. 67 f. 'Ein für den Geschichtsforscher unentbehrliches Rüstzeug'. *Fr. Geyer.*

Casel, O., De philosophorum Graecorum silentio mystico: *L. Z.* 4 Sp. 80. 'Ergebnisreiches Buch'. *Pr.*

v. Christ, W., Geschichte der griechischen Literatur. 6. A. Bearb. v. W. Schmid. II. Teil. 1. Hälfte: *Mon. f. höh. Sch.* XX 1/2 S. 51. 'Gehört zum unentbehrlichen Handwerkszeug'. *M. Siebourg.*

Erman, W., Weltbibliographie und Einheitskatalog: *L. Z.* 4 Sp. 76 f. 'Beachtenswerte Bereicherung

unserer bibliothekwissenschaftlichen Literatur'. *Chr. Rueppreclit.*

Ernout, A., Recueil de textes latins archaïques: *Museum* 28, 4 S. 73 ff. 'Ein sehr brauchbares Werk'. *F. Muller Jzn.*

Frels, W., Die biblothekarische Titelaufnahme in Deutschland: *L. Z.* 4 Sp. 77 f. 'Beachtenswerte Bereicherung unserer bibliothekwissenschaftlichen Literatur'. *Chr. Rueppreclit.*

Gronau, G., Der Staatsbegriff vom Altertum bis zur Gegenwart: *Verg. u. Geg.* X 6 S. 263. 'Zu breit geratenes Schriftchen eines Dilettanten, wenn auch eines recht selbständigen'. *P. Rühlmann.*

Grosse, R., Römische Militärgeschichte von Gallienus bis zum Beginn der byzantinischen Themenverfassung: *L. Z.* 4 Sp. 68 f. Für diese zusammenfassende Arbeit ist von Herzen dankbar *E. Gerland.*

Guthe, H., Die griechisch-römischen Städte des Ostjordanlandes: *Petermanns Mitt.* 66 S. 174. 'Ein anschauliches Bild der Geschichte und der politischen Verhältnisse der Dekapolis. Die geographischen Bedingungen werden gut berücksichtigt'. *R. Hartmann.*

Hartmann, A., Untersuchungen über die Sagen vom Tod des Odysseus: *Mon. f. höh. Sch.* XX 1/2 S. 49 f. 'Reicher, vielseitiger Inhalt' hervorgehoben von *R. Pappritz.*

Hegel, G. W., Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Vollständig neue Ausgabe von G. Lasson. II. Bd: Die orientalische Welt. III. Bd.: Die griechische und die römische Welt: *Mon. f. höh. Sch.* XX 1/2 S. 48 f. 'Die Ausgabe ist ein wissenschaftliches Verdienst ersten Ranges'. *P. Lorentz.*

Hertel, J., Indische Märchen: *Petermanns Mitt.* 66 S. 175. 'Macht das nichtbuddhistische indische Volkswesen mit seinem Glauben an die Seelenwanderung allen leicht verständlich'. *H. Fehlinger.*

Kharoṣṭhī Inscriptions discovered by A. Stein in Chinese Turkestan. P. I. Text of Inscriptions discov. at the Niya Site 1901, transscr. and edit. by A. M. Boyer, E. J. Rapson and E. Senart: *L. Z.* 4 Sp. 78 f. Gewissenhafte und treffliche Art der Erstausgabe anerkannt von *O. Stein.*

Konow, Sten, Das indische Drama (Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde II. Bd. 2. Heft D): *Museum* 28, 4 S. 75 ff. 'Durch Klarheit und Vollständigkeit ausgezeichnet'. *J. Ph. Vogel.*

Kreichgauer, P. D., Die Klapptore am Rande der Erde in der altmexikanischen Mythologie und einige Beziehungen zur alten Welt. *Petermanns Mitt.* 66 S. 229 f. 'Es handelt sich um den Mythus von den Symplegaden. Zu weitgehende Folgerungen des Verf. weist zurück' *E. Seler.*

Kühn, J., Der beste Staat: *Verg. u. Geg.* X 6 S. 262 f. 'Eine dankenswerte Auswahl der wichtigsten Staatsanschauungen vom Altertum bis zur Gegenwart'. *P. Rühlmann.*

Lamer, H., Die altklassische Welt. Neubearbeitung v. M. Wohlrabs Altklassischen Realien im Gymnasium. 10. A. (1. A. d. Neubearb.): *Mon. f. höh. Sch.* XX 1/2 S. 51 f.: 'Reichhaltig und praktisch'. *E. Ziebarth.*

Leuken, E., Der Einfluß Ägyptens auf Palästina auf Grund der in Palästina gemachten Ausgrabungen: *Petermanns Mitt.* 66 S. 174. 'Geistig überwog der Einfluß Babylons, in der materiellen Kultur der des Nillandes'. *R. Hartmann.*

Meyer-Benfey, H., Sophokles' Antigone: *Mon. f. höh. Sch.* XX 1/2 S. 60 f. 'Von hervorragender Bedeutung'. *Ch. Caemmerer.*

v. Mžik, H., Afrika nach der arabischen Bearbeitung der Γεωγραφικὴ ὑφήγησις des Claudius Ptolemäus von Muhammed ibn Muse al-Hwarizmi: *Petermanns Mitt.* 66 S. 179. 'Die erweiterte Bearbeitung der Araber geht nicht auf die griechischen Originale, sondern auf eine syrische Bearbeitung des Ptolemäus zurück'. *K. Kretschmer.*

Quilling, F., Die Juppitersäule des Samus und Severus und

Quilling, F., Die Nerosäule des Samus und Severus. Nachtrag dazu: *L. Z.* 4 Sp. 80 f. 'Gibt mancherlei Anregungen, aber auch mancherlei Anlaß zum Widerspruch'. *A. R.*

Schulz, A., Die Getreide der alten Ägypter: *Petermanns Mitt.* 66 S. 180. 'Der Emmer (die ζειά der Griechen) war in Babylonien und Ägypten das wichtigste Brotkorn und wurde zu einem Weihe- und Tempelgetränk verwendet'. *Ed. Hahn.*

Streck, A., Seleucia und Ktesiphon: *Petermanns Mitt.* 66 S. 175. 'Für weitere Kreise bestimmte Geschichte und Topographie der Doppelstadt Seleucia und Ktesiphon mit z. T. neuen Ergebnissen'. *E. Herzfeld.*

Tacitus, Die Germania des Tacitus. Erläut. v. K. Müllenhoff. Neuer vermehrter Abdr. Bes. v. M. Roediger. *Mon. f. höh. Sch.* XX 1/2 S. 51. 'Ein Wort der Empfehlung bedarf das Buch nicht'. *M. Siebourg.*

Thomsen, P., Die römischen Meilensteine der Provinzen Syria, Arabia und Palästina: *Petermanns Mitt.* 66 S. 175. 'Fleißige lückenlose Zusammenstellung nach Straßen'. *W. Ruge.*

Mitteilungen.

Xenophon und das Völkerrecht.

Der erste, welcher das Völkerrecht unter die Rechtssatzungen aufnahm, war Gaius Inst. I § 1 (= Dig. I 1, 9. Justin. Inst. I 2, 1). Omnes populi, qui legibus et moribus reguntur, partim suo proprio, partim communi omnium hominum iure utuntur. Nam quod quisque populus ipse sibi ius constituit, id ipsius proprium ⟨civitatis⟩ est vocaturque ius civile, quasi ius proprium ipsius civitatis: quod vero naturalis ratio inter omnes homines constituit id apud omnes ⟨populos⟩ peraeque custoditur vocaturque ius gentium, quasi quo iure omnes gentes utuntur.

Es war ein langer Weg, ehe die griechisch-römische Welt dahinkam, aber am Anfang dieses Weges steht Xen. Mem. IV 4, 19 Ἀγράφους δέ τινας οἶσθα, ἔφη, ὦ Ἱππία, νόμους; Τούς γ' ἐν πάσῃ, ἔφη, χώρᾳ κατὰ ταὐτὰ νομιζομένους. Ἔχοις ἂν οὖν εἰπεῖν, ἔφη, ὅτι οἱ ἄνθρωποι αὐτοὺς ἔθεντο; καὶ πῶς ἄν, ἔφη, οἵ γε οὔτε συνελθεῖν ἅπαντες ἂν δυνηθεῖεν οὔτε ὁμόφωνοί εἰσι; Τίνας οὖν, ἔφη, νομίζεις τεθεικέναι τοὺς νόμους τούτους; Ἐγὼ μέν, ἔφη, θεοὺς οἶμαι τοὺς νόμους τούτους τοῖς ἀνθρώποις θεῖναι· καὶ γὰρ παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις πρῶτον νομίζεται θεοὺς σέβειν. Zu bemerken ist nur, daß der Grieche dies allgemeine Menschenrecht von den Göttern ableitet, während der praktische Römer zwar die göttliche Vorsehung dabei nicht ausschaltete (Justin. Inst. I 2, 11 naturalia quidem iura, quae apud omnes gentes peraeque servantur, divina quadam providentia constituta eqs.), im übrigen aber den menschlichen Ursprung anerkannte (ib. § 2 Nam usu exigente et humanis necessitatibus gentes humanae quaedam sibi constituerunt; bella etenim orta sunt et captivitates secutae et servitutes eqs.).

Der in der Xenophonstelle angeschlagene Ton klingt fort bei Aristoteles (Rhet. I 13, 2 Λέγω δὲ νόμον τὸν μὲν ἴδιον, τὸν δὲ κοινόν. ἴδιον μὲν τὸν ἑκάστοις ὡρισμένον πρὸς αὑτούς· καὶ τούτων τὸν μὲν ἄγραφον, τὸν δὲ γεγραμμένον· κοινὸν δὲ τὸν κατὰ φύσιν· ἔστι γάρ, ὃ μαντεύονταί τι πάντες, φύσει κοινὸν δίκαιον καὶ ἄδικον, κἂν μηδεμία κοινωνία πρὸς ἀλλήλους ᾖ μηδὲ συνθήκη) und bei seinem Zeitgenossen Demosthenes (κ. Ἀριστοκράτους 61 εἶτ' οὐ δεινόν, ὦ γῆ καὶ θεοί, καὶ φανερῶς παράνομον, οὐ μόνον παρὰ τὸν γεγραμμένον νόμον, ἀλλὰ καὶ παρὰ τὸν κοινὸν ἁπάντων ἀνθρώπων κτλ. cf. § 85)[1]). So tief ist zu ihrer Zeit schon die Überzeugung von einem allgemeingültigen Recht in die Seele des griechischen Volkes eingedrungen, daß die athenische Volksversammlung von den aufgefangenen Briefen des Königs Philipp von Makedonien die Vorlesung desjenigen verhinderte, den er an seine Gemahlin Olympias gerichtet hatte, praeferendum rati fas commune propriae ultioni (Apuleius Apol. 86). Die römische Welt eroberte sich dieser Grundsatz zu Ciceros Zeit, fand aber definitive Anerkennung bei den klassischen Juristen Roms erst im 2. Jahrh. n. Chr.

Es fragt sich nun, wem von den griechischen Denkern wir die Schöpfung oder wenigstens Ausprägung dieses hohen und weittragenden Grundsatzes zusprechen sollen. In der Xenophonstelle disputieren Sokrates und Hippias aus Elis miteinander, und aus ihrem Zusammenwirken sehen wir die Idee des Völkerrechts entstehen. Aber die Sophisten lehnten ein Naturrecht ab cf. Plato Leg. X S. 889 E τὰ δὲ δίκαια οὐδ' εἶναι τοπαράπαν φύσει (von Heindorf zu Plat. Prot. 337 c mit Recht auf d. Sophist. bez.), Hippias selbst spricht bei Xen. (Mem. IV 4, 14 νόμους . . πῶς ἄν τις ἡγήσαιτο σπουδαῖον πρᾶγμα εἶναι ἢ τὸ πείθεσθαι αὐτοῖς, οὕς γε πολλάκις αὐτοὶ οἱ θέμενοι ἀποδοκιμάσαντες μετατίθενται;) und Plato (Prot. 337 d ὁ δὲ νόμος τύραννος ὢν τῶν ἀνθρώπων πολλὰ παρὰ τὴν φύσιν βιάζεται) sehr geringschätzig vom Gesetz. Sokrates wiederum war zu wenig aus Athen herausgekommen, um an Gesetze für alle Menschen und jegliches Land zu denken. Auch Plato kann nicht in Frage kommen, denn seine Definition des νόμος ἄγραφος bei Diog. La. III 86 ὁ κατὰ ἔθνη γενόμενος betrifft, wie die Beispiele zeigen (nicht nackt auf den Markt gehen, keine Weiberkleidung anziehen), nur das jedem innewohnende Schicklichkeitsgefühl. Übrigens sind νόμος γεγραμμένος und ἄγραφος nur Teile des νόμος ἴδιος und stehen dem κοινός gegenüber (s. Aristot. Rhet. I 13, 2). Fragen wir endlich bei den Kynikern an. Der Gegensatz zwischen ius civile und ius gentium ist im Grunde nur ein spezieller, wenn auch unendlich wichtiger Fall des Gegensatzes zwischen νόμος und φύσις, der in der griechischen Philosophie um die Wende des 5./4. Jahrh. aufkam. Letzteren betonen die Kyniker oft cf. D. L. VI 38 (Diogenes) ἔφασκε δὲ ἀντιτιθέναι . . νόμῳ δὲ φύσιν, ib. 71 μηδὲν οὕτω τοῖς κατὰ νόμον ὡς τοῖς κατὰ φύσιν διδούς. Daß aber auch die Kyniker den Begriff des Naturrechts noch nicht herausgearbeitet haben, zeigt D. L. VI 11 (Antisthenes) καὶ τὸν σοφὸν οὐ κατὰ τοὺς κειμένους νόμους πολιτεύεσθαι, ἀλλὰ κατὰ τὸν τῆς ἀρετῆς, denn hier fehlt die Hauptsache: quod vero naturalis ratio inter omnes homines constituit (Gaius oben).

So bleibt nur Xenophon übrig, „der langweilige Glücks- und Nützlichkeitsapostel der Memorabilien" (Maier, Sokrates S. 308), eines Buches, „das der dürftige, bornierte Gesichtskreis des selbstsüchtigen und selbstzufriedenen Philisters ist" (Maier S. 306).

Allerdings vorgearbeitet haben der Erkenntnis des allgemeinen Menschenrechts mehrere Momente am meisten wohl der Kosmopolitismus der griechischen Philosophen. Schon Anaxagoras antwortet auf die Frage, ob er sich denn gar nicht um sein Vaterland kümmere, bei D. L. II 7 „εὐφήμει, ἔφη, ἐμοὶ γὰρ καὶ σφόδρα μέλει τῆς πατρίδος", δείξας τὸν οὐρανόν. Und nun erst die Kyniker! Diogenes nennt sich einen κοσμοπολίτης D. L. VI 63 (τοῦ κόσμου πολίτην ὁρᾷς Lucian Vit. auct. 8), πᾶσα γῆ πατρὶς ἦν ἐκείνῳ μόνῳ, ἐξαίρετος δ' οὐδεμία Epictet III 24, 66, μόνην τε ὀρθὴν πολιτείαν εἶναι τὴν ἐν κόσμῳ D. L. VI 63, Krates dichtete nach D. L. VI 98 die Verse

> οὐχ εἷς πάτρας μοι πύργος, οὐ μία στέγη,
> πάσης δὲ χέρσου καὶ πόλισμα καὶ δόμος
> ἕτοιμος ἡμῖν ἐνδιαιτᾶσθαι πάρα,

und der Vers, den Diogenes im Munde führte, ἄπολις, ἄοικος, πατρίδος ἐστερημένος, ist gewissermaßen das Bundeslied dieser ganzen Sekte geworden, denn noch Julian erwähnt ihn zweimal (Or. VI 195 B. Ad Themistium 256 D).

Eine Vorstufe für den in Frage stehenden Begriff finden wir ferner bei den griechischen Dichtern cf. Hes. Theog. 66 Μοῦσαι . . μέλπονται πάντων τε νόμους καὶ ἤθεα κεδνά, Pindar ap. Herod. 3, 38 κατὰ φύσιν νόμος ὁ πάντων βασιλεὺς θνατῶν τε καὶ ἀθανάτων, Soph. Antig. 462

[1]) Vgl. Fr. Norden, Apuleius von Madaura und das römische Privatrecht 1912 S. 58.

Οὐ γάρ τι νῦν γε κἀχθές, ἀλλ' αἰεί ποτε
Ζῇ ταῦτο, κοὐδεὶς οἶδεν, ἐξ ὅτου 'φάνη,

Emped. ap. Arist. Rhet. I 13, 2

ἀλλὰ τὸ μὲν πάντων νόμιμον διά τ' εὐρυμέδοντος
Αἰθέρος ἠνεκέως τέταται.

Nun, das sind Dichter, wird man einwerfen. Doch auch im Verkehr der Staaten untereinander hat sich allmählich ein humanerer Brauch herausgebildet, wenn wir Dionys. Hal. glauben wollen: Antiq. Rom. IV 25 νόμους καταστησάμενος (Amphiktyon) ἔξω τῶν ἰδίων, ὧν ἑκάστη πόλις εἶχε, τοὺς κοινοὺς ἅπασιν, οὓς καλοῦσιν Ἀμφικτυονικούς. Indessen handelt es sich in allen solchen Fällen nur um interkantonalen Verkehr der griechischen Staaten, nicht um internationalen von Volk zu Volk, wie es bei Dionysios gleich weiter heißt: φίλοι μὲν ὄντες ἀλλήλοις .. λυπηροὶ δὲ τοῖς βαρβάροις καὶ φοβεροί, cf. Thuk. III 59, 1 τὰ κοινὰ τῶν Ἑλλήνων νόμιμα, IV 97, 2 τὰ νόμιμα τῶν Ἑλλήνων, Plut. Pericl. 29 παρὰ τὰ κοινὰ δίκαια καὶ τοὺς γεγενημένους ὅρκους τοῖς Ἕλλησιν. Diese Exklusivität herrscht auch bei den Dichtern, vgl. Pind. Isthm. 2, 55 ἐν Πανελλάνων νόμῳ, Eur. Hik. 526 τὸν Πανελλήνων νόμον σῴζων. Die Griechen fühlen sich eben als bevorzugte Rasse, wie schon Pausanias nach dem Siege von Platää sagte: τὰ πρέπει μᾶλλον βαρβάροισι ποιέειν ἤπερ Ἕλλησι (Mißhandlung eines Toten) Herod. IX 79. Für die Römer kommt noch ein Moment hinzu, das sie zur Anerkennung eines allgemeingültigen Rechts veranlaßte, die societas hominum, ein Begriff, der sich im letzten Jahrhundert der Republik gebildet hat [2]).

Über diese Vorstufen führt uns ein gerader Weg von Xenophon, Aristoteles und Demosthenes zu Gaius. Die Frage, wie gerade Xenophon zur Prägung eines so wichtigen Rechtssatzes kam, ist müßig. Der Begriff des Völkerrechts lag damals in der Luft, und Xenophon war weit genug in der Welt herumgekommen, um die Notwendigkeit eines solchen Rechts würdigen zu können. Erinnern wir uns doch, daß derselbe Mann Vectig. 3, 3 ein „vereinfachtes und beschleunigtes Gerichtsverfahren bei Handelsstreitigkeiten“ und ib. 4 die „Einräumung von Ehrensitzen im Theater an hervorragende Kaufleute und Schiffsherren“ (H. Stephan, Das Verkehrsleben im Altertum. Raumers Histor. Taschenbuch 1868 S. 6) empfiehlt. Vielleicht war er doch nicht der junkerliche Trottel, als den man ihn heutzutage hinzustellen beliebt.

Liegnitz. Wilhelm Gemoll.

[2]) Vgl. Norden a. a. O.

Chumstinctus.

Zu dem als einfaches Verbum seltener gebrauchten lat. *stinguĕre* 1. „stechen“, 2. „löschen“, bei Stowasser 3. Aufl. 696 mit Recht auf ein Lemma eingeschränkt, verzeichnen die Wörterbücher die Zusammensetzungen mit *di-*, *ex-*, *in-*, *inter-*, *prae-*, *re-* und das zweifache Compositum *subdistinguere*, während * *substinguere* durch das Hauptwort *substinctio* „ὑποστιγμή, der Beistrich“ vorausgesetzt wird.

Diesem Bestande entsprechen die Participia *distinctus*, *interstinctus* „unterschieden“, *instinctus* „angetrieben“, *exstinctus*, *restinctus* „ausgelöscht“. Die Grundbedeutung des Zeitwortes ergibt sich aus got. *stiggan* „stoßen“, woraus die Begriffe „stechen, unterscheiden“ und trans. „auslöschen“, metaph. auch „töten“, in durchsichtiger Weise entwickelt sind. Der Sinn der ersten Reihe beherrscht die Composita mit *di-* und *sub-*, der der zweiten jene mit *ex-*, *prae-*, *re-*, beide Werte vereinigt *inter-*, eine selbständige Reihe bildet *instinguere* „antreiben“.

Als Participium * *constinctus* eines nicht weiter bezeugten Verbums * *constinguere* erkläre ich nun den bei Livius Periochae ed. Otto Roßbach, Lipsiae 1910, S. 131, 10 in der Form *Chumstinctus* überlieferten Namen eines tribunus ex ciuitate Nerviorum, dem der genannte Herausgeber in dieser Wochenschrift No. 44 1919 germanische Herkunft zuzuschreiben geneigt war. Die Schreibung *cum-* für *com-*, *con-*, *co-* findet sich auch anderwärts: *cumedificari*, *cumfuturum*, *cumloqui* F. Neue Formenlehre II³, 753, 749, 752, *cumelecta*, *cunbixi*, *cunere* (*coheres*) Thesaurus 4, 1341; sie ist hier außerdem mit gelegentlicher Aspiration der Gutturalis kombiniert. Aus dem einschlägigen Material bei Seelmann 253—260 vergleicht sich am genauesten die von Catullus dem Arrius zugeschriebene Aussprache *chommoda*.

Hinsichtlich der Bedeutung dieses lat. Cognomens sind natürlich mehrere Möglichkeiten offen.

Wien. Theodor Grienberger.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

Das Schiedsgericht. Komödie in fünf Akten von Menandros. (Übers. v. A. Körte.) Leipzig, Insel-Verlag.

V. Sennig, Die kretisch-mykenische Kultur. Graz-Wien-Leipzig, Leuschner u. Lubensky. 17 M.

A. Marty, Gesammelte Schriften. II, 2. Halle a. S. Niemeyer. 28 M.

H. Diels, De Alcaei voto. Scheda gratulatoria, quam ad U. de Wilamowitz-Moellendorff . . . misit. Berlin, Weidmann. 1 M.

R. Ganszyniec, Die biologische Grundlage der ionischen Philosophie. (S.-A. a. d. Arch. f. d. Gesch. d. Naturw. u. d. Technik. 9. Bd., 1. Heft.)

Verzeichnis der Mitglieder der Sächsischen Ges. d. Wiss. Verz. d. eingeg. Schriften. Sitzungs-Protokolle. (Berichte üb. d. Verh. d. S. Ak. d. W. zu Leipzig. Philol.-hist. Kl. 71, 10.) Leipzig, Teubner. 80 Pf.

V. Roppo, Caeliae. Manuale di Storia antica e moderna di Ceglie del campo. Bari, Casini e figlio. 3 L.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

A B

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 12. März. **1921. № 11.**

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Θουκυδίδου τὸ πρῶτον βιβλίον κατ' ἐκλογὴν ἐκδοθὲν μετ' εἰςαγωγῆς, σημειώσεων, περιλήψεων τῶν ἱστορικῶν μερῶν, ἀναλύσεων τῶν δημηγοριῶν καὶ γεωγραφικοῦ πίνακος ὑπὸ Κυριακοῦ ΚΟΣΜΑ. Athen 1915, Collaros. 216 S. 8. 2 M. 40.

Diese Auswahl umfaßt die für die 2. und 3. Gymnasialklasse amtlich bestimmten Stücke des ersten Buches des Thukydides: C. 24—87, 119—128, 139—146, zuerst den Text, dann eine Einleitung über das Leben, das Werk, die eingeschobenen Reden und den Sprachgebrauch des Thukydides, darauf die sprachlichen und sachlichen Erläuterungen (kurz und klar). Der dritte Teil enthält die Inhaltsübersichten über die einzelnen Kapitel und die Gliederung der Reden. Die Karte stellt den Kriegsschauplatz dar. Von nichtgriechischen Ausgaben sind benutzt: Tillmanns Kommentar zu den Reden (1876), Classen (1876), Sitzler (1891), Franz Müller (1893), Ed. Lange (1904), nicht Hude. Es ist mir aufgefallen, daß der Herausgeber in C. 40, 2 zu μὴ τοῖς δεξαμένοις im Text einklammert den Zusatz οὐ δεξομένοις mit εἰ σωφρονοῦσι. Für die griechische Schule ist die Ausgabe jedenfalls brauchbar.

Münster. S. P. Widmann.

Thukydides, Der Peloponnesische Krieg. Deutsch von **August Horneffer**. (Antike Kultur. Bd. XXX—XXXIII.) Leipzig, Klinckhardt. IV, 414 S, 8. (Jedes Bändchen 1 M.) 4 M. 50.

Die Übersetzung, nur die vier ersten Bücher enthaltend, gehört der von den Brüdern Horneffer veranstalteten Sammlung der „Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache“ an. Außer einer kurzen Einleitung bietet die Übersetzung keinerlei Beigaben. Der Leser wird also oft die notwendigen Erklärungen sich anderwärts holen müssen. Die Übersetzung, nicht überall einwandfrei, liest sich im ganzen angenehm. Gleich auf S. 2 aber fällt der fehlerhafte Satz auf: „Denn niemand wußte, wenn ein anderer kommen und ihm — Mauern hatte man nicht — den Ertrag wegnehmen würde, glaubte (wer denn, niemand?!) sich den täglichen Lebensunterhalt auch leicht verschaffen zu können.“

Münster. S. P. Widmann.

Denkmäler deutscher Geschichte. Volkstüml. Sammlung der ältesten Urkunden. Neu hrsg., übers. u. erläut. v. Ludwig Wilser. IV: C. Velleius Paterculus u. die ältesten Nachrichten über die Varusschlacht. (2 Bl., 88 S.) — V: Des P. Cornelius Tacitus Jahrbücher u. Geschichten (2 Bl., 93 S.). Leipzig 1920, Weicher. Je 3 M., gbd. 5 M. 8.

Die Fortsetzung von Wilsers Werk ist, was Übersetzung und Kommentar betrifft, im gleichen Stil gehalten und von gleicher Qualität, wie die früher (in dieser Wochenschrift 1919, 961—964 u. 1920, 841) von mir angezeigten Bändchen 1—3. Doch haben wir es diesmal nur mit Auszügen zu tun, ganz ähnlich wie in dem als Bd. 1 u. 2 der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ erschienenen Buch „Die Römerkriege des Plutarch, Cäsar, Velleius, Suetonius, Tacitus, Tacitus' Germania“ von J. Horkel (jetzt in 3. Aufl. von W. Wattenbach bearbeitet, Leipzig 1919); nur hat Horkel auch den Plutarch und Cäsar bloß bruchstückweise, und Wilser gibt bedeutend mehr Anmerkungen. — Die Titel der Bändchen IV und V führen insofern irre, als IV neben den Auszügen aus Velleius vor allem auch diejenigen aus Tacitus Ann. 1 und 2 enthält, V also die Annalen erst von Buch 3 ab. Außerdem stehen im IV. Bändchen: einige Kapitel aus Strabo VII; aus Florus IV, 12; Sueton Augustus Kap. 23 u. Teile aus 25 und 49, Tiberius 17 und 18, Caligula aus 3; Dio Cassius 56, 18—23; 57; einiges aus Kap. 18. Wilser druckt aus Velleius bedeutend mehr ab als Horkel, aus allen anderen Schriftstellern etwas weniger; doch wird Dio Cassius auch in den Anmerkungen Wilsers, besonders zu Seite 12 ff., stark herangezogen. Endlich bringt W. einiges aus den Res gestae Divi Augusti (aus Kap. 26, 31 f., 35) mit einer ebenso kurzen als unklaren Einführung. Eine „Schlußbemerkung“ in Bdch. IV, S. 82 f., fügt etliche „Leitsätze als Endergebnis“ über die Varusschlacht bei, ihr schließt sich eine Zeittafel über die Jahre 4—375 n. Chr. an. Im V. Bändchen folgen Ann. Buch 3 ff. und die Historien; abgesehen von Ann. 3 ist hier wieder Horkel ausführlicher. Dem Schlußwort (S. 91—92), das nochmals kleine Ergänzungen, hauptsächlich aus Dio Cassius, beifügt, entnehmen wir auch, daß W. im VI. Bändchen den Agricola und die Germania, doch wohl ganz, abdrucken wird. In dem Druckfehlerverzeichnis zu Bdch. IV und V (S. 93) wäre für IV, S. 70 noch nachzutragen, daß die Kapitelnummer auf Zeile 3 nicht 67, sondern 62 heißen muß.

München. Friedrich Bock.

Oiva Joh. Tallgren, De sermone vulgari quisquiliae. I. Ex Annalium Academiae Scient. Fennicae ser. B tomo XI. Helsinki 1920. 11 S. gr. 8.

Der Verf., Dozent der südromanischen Sprachen in Helsingfors, behandelt in dieser ersten Quisquilienreihe „fui = 'ivi, me contuli'“ in lateinischer Sprache. Er geht dabei vom Spanischen aus, wo in der Tat fueron a Roma, auch se fueron a Roma, bedeutet: sie begaben sich nach Rom; also fui ist die Vergangenheit zu ir. Diese seltsame Erscheinung ist lateinischen Ursprungs und nicht spanische Erfindung. Compernaß vergleicht in der Glotta V (1914) S. 216—218 aus CIL XI 3614,3: in curiam fuerunt und beruft sich auf Altindisch, Avestisch, Russisch und Spanisch. Von den Fällen bei Compernaß scheidet Tallgren zwei aus, wo zwar auch fuisse mit in und dem vierten Falle vorkommt, aber das Hilfszeitwort seine echte Bedeutung behalten hat: in provinciam fuerunt (Cic. ad fam. 8, 8, 8) und ad Numidas fuisti . . . negotiari illo fui (Acta Purgationis Felicis cap. 9 bei Ducange). Er fügt noch bei: CIL XI 3614,13: in Mediam fui saepius, fui enim hodie in funus usw. Als ersten sicheren Fall nennt er bei Paulus Diaconus von Emerita in Spanien (610 n. Chr.) die Stelle bei Migne, Patrolog. Lat. LXXX 129 C (aus De vita patrum Emeritensium cap. 4), an der dum fuero durch ein vorangehendes ut iret und ein folgendes proficisci in der Bedeutung des Hingehens erwiesen wird. Zahlreiche andere Paulinische Belege aus späteren Kapiteln unterstützen diese Behauptung durch synonymische Ausdrücke. Nicht ganz sicher scheint ihm und mir zu sein Plaut. Stich. 337: ita celeri curriculo fui propere a portu (vgl. Loefstedt, Kommentar zur Peregrinatio [nämlich Silviae ad loca sancta] 1911 S. 172), beweisend aber Peregr. XX 2 und XXIII 1: ibi ergo cum venissem, id est in Charra, statim fui ad ecclesiam und: ubi cum perveuissem, fui ad episcopum vere sanctum. Die Cicerostelle epist. ad Att. 15, 4, 2: quo die in Tusculanum essem futurus ist umstritten (Loefstedt a. a. O.). Tallgren vermutet noch mehr Stellen aus der Zeit des Thesaurusbereichs, kann sie aber wegen des Mangels an Hilfsmitteln nicht finden. Als Ersatz bringt er Beispiele für das Provenzalische (1), Altfranzösische (1, unsicher), Neufranzösische (6) und Italienische (4), die uns nicht berühren. Französisch il s'en

fut mit Ziel hätte auch untersucht werden sollen; dazu wäre eine Beispielsammlung nötig, auf die ich bisher nicht bedacht war.

Das Latein ist richtig, freilich etwas nüchtern, trocken, fast hölzern, aber es ist besser so, als die Verwendung des wenig bekannten Finnischen gewesen wäre. Solcher lateinischer Quisqnilien sind aus den mehr abgeschlossen entwickelten romanischen Sprachen, dem Spanischen und dem Portugiesischen, sicher noch mehr zu gewinnen.

Dresden. Robert Fuchs.

Vittorio Macchioro, Zagreus. Studi sull' Orfismo Bari 1920, Laterza e figli. 269 S.

Macchioro will nachweisen, daß der westliche Teil der berühmten Villa Item bei Pompeji, der sich der fast feststehenden pompejanischen Bau- und Wohnweise nicht fügt, einer orphischen Gemeinde diente, die sich in dem Saal versammelte, und daß dessen vielbesprochene Gemälde deren Mysterien darstellen. Die Voraussetzungen, auf denen diese ziemlich nahe liegende, auch früher schon (z. B. von Miß Mudic Cook Journ. Hell. Stud. 1913 170) vorgeschlagene Dentung beruht, lassen sich ohne Autopsie nicht endgültig prüfen, sind aber an sich nicht unwahrscheinlich; die Deutungen selbst werden, wie sich von dem Kenner der griechischen Kunst und der Geheimweihen erwarten ließ, durch viele archäologische und literarische Parallelen gestützt und dürften zunächst Beifall ernten; erst allmählich wird sich herausstellen, daß die scheinbar überwältigende Fülle der Beziehungen nur durch geschickte, aber unkritische Verwertung von Zeugnissen zustande kommt, die verschiedenen Zeiten entstammen und sich nicht ohne weiteres vergleichen lassen, daß aber dafür Wichtiges übergangen ist, was nach anderer Richtung weist.

M. glaubt an eine große orphische Sekte, deren Mitglieder bei der Aufnahme, in einen magnetischen Zustand versetzt, die Leiden des Zagreus zu erleben und dadurch mit ihm eins zu werden glaubten. Die Lehren dieser Gemeinde sollen während des ganzen Altertums fortbestanden und zur Entstehung des Christentums geführt haben, indem Jesus an Zagreus' Stelle trat. Diese Ausgleichung erfolgte in Kleinasien, doch bestanden, wie M. z. B. aus der essenischen Bewegung folgert, schon innerhalb des Judentums Bestrebungen, die nach dieser Richtung drängten. — Die Beweisführung beruht meist darauf, daß M. altchristliche Ideen in den Zagreuskult hineinlegt. Daß der orphische Neophyt und sogar — infolge einer Massensuggestion — die ganze Gemeinde die mystische Vereinigung mit dem Gott vollzogen, indem sie, unter die Bewußtseinsschwelle hinabgedrückt, dessen Passion durchlebten, ist nirgends bezeugt und auch nicht zu erschließen, am wenigsten ans einem Bilde unseres Saales, wo ein nach M. als Medium dienender Knabe infolge künstlicher Aufstellung in einem Hohlspiegel statt seines Bildes das umgekehrte und verzerrte einer bewegten Dionysosmaske erblicken soll. Daß in dem Versammlungsraum das Mittel, durch das der fromme Betrug zustande kam, so rücksichtslos aufgedeckt wurde, ist nicht anzunehmen.

Auch die Wunder, die bei der Aufnahme in andere Weihen berichtet werden, erklärt M. aus Einbildungen, die dem Initianden suggeriert wurden. Der Gedanke ist nicht neu: unter Vergleichung der Aufnahmeriten bei wilden Völkern, auf die sich auch M. beruft, ist er bereits von mehreren Seiten ausgesprochen worden. In der Tat hatte die Phantasie bei dergleichen Phänomenen sicher den Hauptanteil. Aber es fragt sich, wie weit dabei die Einbildungskraft durch Vorführung wirklicher Bilder unterstützt wurde. Anf die antiken Angaben über derartige Nachahmungen ist im allgemeinen nicht viel zu geben; rein sakramentale Akte wie die Zerreißung des Stieres in Kreta (Firm. Mat. err. prof. rel. 6. 5) konnten als Nachahmnngen eines mythischen Vorgangs erscheinen. Unzweifelhaft ist eine größere nachahmende Darstellung nur für Elensis bezeugt, und auch für dieses, dessen Weihen geheim waren, nur bei christlichen Schriftstellern: doch liegt kein Grund vor, ihnen hier zu mißtranen, soweit ihre Angaben nicht den Zweck haben, die Mysterien verächtlich zu machen; auch werden die wichtigsten ihrer Zeugnisse durch Anspielungen älterer Schrifsteller bestätigt, die, nur für Eingeweihte bestimmt, durch die Angaben der Kirchenväter verständlich werden. Danach war der heiligste Vorgang in der Weihenacht die Geburt des göttlichen Kindes, das wahrscheinlich in der hellerleuchteten Grotte des Plutonions der davor im Finstern harrenden Gemeinde in einer Schwinge liegend gezeigt wurde. Ein Sakrament, wie M. es fordert, war dies freilich, denn für den Gläubigen wurde die Gottesgeburt nicht nachgeahmt oder dargestellt, sondern erneuert: der Gott wurde wirklich geboren. Aber nichts weist darauf, daß die Gläubigen sich dem göttlichen Kinde

gleichsetzten. Die Kommunion erfolgte, wie es auch die Bezeichnung Epopteia ausspricht, durch die Augen. Der Gläubige, dessen Nerven schon durch die lange Wanderung nach Eleusis, dann durch das andächtige Warten im dämmerigen Weihetempel und die dort wahrscheinlich vom Empor herabschallende Musik, ferner bei Anbruch der Nacht durch das Irren in der Finsternis, endlich durch das plötzliche Aufflammen des Lichtes mächtig erregt waren, trug die Gewißheit seiner Erlösung davon, wenn er den Heiland im Liknon erblickte und der Hierophant mit lauter Stimme den draußen Harrenden das Evangelium verkündete: Geboren hat die Starke den Starken.

So bestimmt wie über die eleusinische Weihenacht, die als eins der berühmtesten heidnischen Mysterien die Aufmerksamkeit der Christen besonders auf sich zog, lauten die Angaben über die Zagreusweihe nicht. Wahrscheinlich wurde auch hier nicht ein mythischer Vorgang dargestellt, vielmehr war dieser Ritus ebenfalls ein Sakrament, wie M. es will, aber anderer Art, als er meint. Das Ursprüngliche, das hier, wie in der Religionsgeschichte öfters, sicherer zu erschließen ist als die abgeleiteten Formen der Begehung, war, daß „schimmernde“ Männer, Titanen in vorgriechischer Sprache genannt — dasselbe Wort bezeichnete in anderem Sinn auch den schimmernden Gips, die schimmernde Sonne und die schimmernden Götter —, d. h. Männer, die sich mit Gips beschmiert hatten, ein Stierkalb, das als Verkörperung des Gottes galt, zerrissen und die Stücke der Festversammlung zur Verschlingung darboten. Die Mysten wurden Gott, nicht, indem sie sein Leiden durchmachten, sondern indem sie das göttliche Fleisch verzehrten. D i e s e Zagreusweihe stellen die Wandbilder der Villa nicht dar. Daß der Kult in Sizilien, wo sich in Syrakus eine Spur von ihm findet (Nonn. D. VI 128), und in Tarent, wo Rhinton ihn erwähnt zu haben scheint (Klem. στρ. II 16. 3; Firm. Mat. 26; C r u s i u s, Rh. M. 1890 265) andere Formen annahm, ist zwar nicht auszuschließen, aber noch weniger zu beweisen. Wenn die Wandgemälde wirklich Weihen darstellen, entziehen sich diese bisher unserer Kenntnis. Zur Erforschung der orphischen Weihen können sie keinesfalls beitragen.

Von diesen hat M. irrige Vorstellungen. Eine große orphische Sekte hat es nie gegeben. Wohl nannten sich einzelne religiöse Klubs orphisch, sei es, daß sie ihre Gesänge oder sonstige Überlieferungen auf Orpheus zurückführten, sei es, daß sie vegetarisch lebten oder andere dem Orpheus zugeschriebene diätarische Regeln befolgten. Orphiker hießen auch Dichter, die in einem angeblich von Orpheus begründeten Stil wirkten, und marktschreierische Sühnepriester. Ein Zusammenhang zwischen den so verschiedenen Klassen der Orphiker ist unerweislich und unwahrscheinlich; sicher gab es keine Organisation, die diese einander so unähnlichen Bestrebungen zusammenschloß. Daß sich in dem literarischen Werken, die zum Teil von Orpheus selbst verfaßt sein wollten, wie hinsichtlich des Stils so auch in den Lehrmeinungen eine gewisse Konstanz ausbildete, begreift sich; aber sie reichte nicht weit. Die vom Dichter der Ilias und von Platon gelesene orphische Theogonie war materiell und dem Gedanken nach von den Rhapsodien völlig verschieden, die den Neuplatonikern vorlagen. Diese stellten, wie es scheint, orphische Mythen, die im Laufe der Jahrhunderte in sehr verschiedenem Sinne gedichtet waren, zusammen, soweit sie vereinbar erschienen; hauptsächlich wohl aus diesem Grunde haben die Neuplatoniker in ihnen eine Offenbarung des göttlichen Sehers gefunden. Eine zusammenfassende Dogmatik der orphischen Sekte, wie M. meint, konnten sie ihrer Entstehung nach nicht enthalten.

Noch ungebundener als in der Theogonie fühlten sich die „orphischen“ Dichter in der Eschatologie. Seit dem 6. Jahrh. lehrten Lieder, die dem Orpheus zugeschrieben wurden, die Erlösung der Seele durch das Aufgehen in das All-Eine, d. h. durch die Beendigung des Fluches der Seelenwanderung. Aber vorher hatten auch orphische Gedichte etwas anderes, nämlich die Bestrafung der Frevler im Jenseits ausgemalt. Man pflegt sogar diese Schilderungen als den Orphikern eigentümlich und die solche Beschreibungen enthaltenden homerischen Verse als orphische Interpolationen zu betrachten. Das geht zwar zu weit, denn derartige Stellen stehen zu den übrigen Vorstellungen des Epos nicht in größerem Widerspruch, als ein solcher sich in ihm auch sonst findet; es ist sogar zweifelhaft, ob die aus diesem Grund ausgeschiedenen Verse der Odyssee und der Ilias zur Zeit, da sie gedichtet wurden, überhaupt als orphisch gefühlt wurden. Aber sicher gab es auf die Frage nach dem Schicksal der Seele im Jenseits innerhalb der orphischen Literatur mehrere Antworten, die zwar später, z. B. bei Vergil, verbunden werden, ursprünglich und innerlich aber mindestens in ebenso starkem Gegensatz

standen wie die eschatologischen Vorstellungen in den homerischen Gedichten. Von einer einheitlichen Dogmatik der orphischen Sekte kann auch in dieser Beziehung nicht die Rede sein.

Da es eine einheitliche orphische Lehre demnach nicht gegeben hat, müßte dem Nachweis einer orphischen Gemeinde in Pompeji die genauere Bestimmung des engeren Kreises innerhalb der Orphiker vorhergehen, dem die behauptete pompejanische Kultgenossenschaft angehört haben soll. Diese Bestimmung hat M. nicht einmal versucht; sie wäre ihm auch nicht gelungen. Am nächsten läge es, die Unterweltsdarstellungen der Vasenbilder, namentlich der apulischen, die unteritalischen Goldplättchen und die durch römischen Senatsbeschluß verbotenen Bakchanalien zu vergleichen. Auch M. erinnert gelegentlich an sie, zieht aber mit Recht daraus nicht weitergehende Schlüsse. Tatsächlich finden sich trotz des verhältnismäßig reichhaltigen Vergleichsmaterials nur vage Übereinstimmungen in Einzelheiten, die auch für andere Kulte bezeugt sind. Schon weil eine Bestimmung in dieser Beziehung unmöglich ist, können die Wandbilder der Villa unsere Kenntnis vom Mysterienwesen nicht vermehren.

Noch weniger dürfen die orphischen Vorstellungen, wie M. will, nach urchristlichen oder gar nach den Gebräuchen „wilder" Völker rekonstruiert werden. Nur infolge mangelhafter Beobachtung kann die uns so fremdartig anmutende Vorstellungswelt der „Primitiven" als gleichartig erscheinen; in Wahrheit ist sie gerade so vielgestaltig wie die Natur überhaupt. Zudem war die ältere Bevölkerung, die nach Ausweis der Sprache mit indogermanischen Zuwanderern zum Volk der Griechen zusammengewachsen ist und deren Kult im altgriechischen Mysterion fortlebt, keineswegs „primitiv"; schon deshalb können ihre religiösen Vorstellungen nicht mit denen von Negervölkern oder Indianern verglichen werden. Überhaupt sind Vergleiche nur da fruchtbar, wo nähere Beziehungen bestehen: solche werden durch die allgemeine anthropologische Verwandtschaft, die noch niemand erklärt oder bestimmt hat, nicht gegeben. Griechische Einrichtungen, Gebräuche und Überlieferungen lassen sich mit anderen griechischen, in beschränktem Maß auch mit italischen und orientalischen vergleichen; dagegen ist die antike Religionsgeschichte bisher fast stets fehlgegangen, wenn sie sich statt durch literarische oder archäologische Zeugnisse des Altertums oder außer ihnen durch Vergleichung der religiösen Vorstellungen fremder Völker hat leiten lassen.

Berlin-Charlottenburg. Otto Gruppe.

Leben des h. Bonifazius (von Willibald bis Otloh), der h. Leoba (von Rudolf von Fulda), des Abtes Sturmi (von Eigil) nach den Ausgaben der Monumenta Germaniae übersetzt von Michael Tangl. 3., vollständig neu bearbeitete Aufl. Leipzig 1920, Dyk. XXX, 144 S. 8. 6 M. 50, geb. 10 M. (Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe. Bd. 13. Achtes Jahrhundert. Zweiter Band.)

Seinen zahlreichen und großen Verdiensten um die Bonifaziusforschung hat Tangl ein weiteres hinzugefügt, indem er den 13. Band der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, der in der ersten und zweiten Auflage von W. Arndt bearbeitet worden war (1863 und 1888), einer gründlichen Neugestaltung unterzog. Folgende Texte sind in dem Bande ganz oder teilweise übersetzt, durch Anmerkungen erläutert und in der Einleitung gewürdigt: 1. Wilibalds Leben des hl. Bonifazius. Die gleich den sonstigen Vitae Bonifatii am besten von W. Levison 1905 edierte Biographie ist das Werk eines Angelsachsen, der zwischen 754 und 768 in „Mainz unter den Augen Luls gearbeitet" hat. Sie ist „das älteste erhaltene biographische Werk auf deutschem Boden". 2. Die zweite Lebensbeschreibung des hl. Bonifazius. Von dieser in Utrecht, vielleicht von Bischof Radhod (899—917) mit Benutzung eines älteren Werkes verfaßten Vita ist nur die einen gewissen Wert besitzende Schilderung der letzten Friesenfahrt des Heiligen aufgenommen worden. 3. Das vierte Leben des hl. Bonifazius [1]). Zu Mainz im 11. Jahrh. entstanden, sucht diese Biographie, von der „alles Wesentliche . . . in Übersetzung festgehalten" ist, „bei aller Hochschätzung für Bonifazius auch der alten Mainzer Tradition (d. h. den von Bonifazius bekämpften Mainzer Bischöfen Gerold und Gewilip) zu Ehren zu verhelfen". 4. Leben des Bonifazius von Otloh. Otloh, Mönch in St. Emmeram zu Regensburg, wurde in Fulda, wo er 1062—1066 weilte, um eine völlige Neubearbeitung der Wilibaldschen Biographie ersucht und entsprach diesem Ansuchen, indem er eine zwei Bücher umfassende, auf der erreichbaren biographischen Literatur und haupt-

[1]) Die dritte, zwischen 917—1075, und die fünfte, im 11. Jahrh. entstandene vita sind wegen ihrer Unselbständigkeit weggelassen worden.

sächlich auf der Briefsammlung des Bonifazius fußende Vita lieferte. Für die Übersetzung wurden „nur die Einleitung und einzelne Kapitel von selbständigem Erkenntniswert ausgewählt". 5. Rudolfs von Fulda Leben der hl. Leoba. Eine im Auftrag des Abtes Hraban und auf Grund von Aufzeichnungen des Priesters und Mönches Mago 836 verfaßte Biographie der ersten Äbtissin von Tauberbischofsheim, einer Verwandten des hl. Bonifazius mütterlicherseits. 6. Eigils Leben des Abtes Sturmi von Fulda. Die auf Anregung der Nonne Angiltrud zwischen 791 und 814 geschriebene Vita (ed. Pertz, Monum. Germ., Script. II) ist trotz ihrer erbaulichen Tendenz und trotz des in ihr stark hervortretenden Antagonismus gegen Lul „ein auch als Geschichtsquelle ungewöhnlich wertvolles Werk". Tangl hat die Arbeiten seines Vorgängers Arndt und Külbs (des letzteren für No. 2—4) dankbar benutzt, aber besonders bei No. 1 und 6 so stark eingegriffen, daß man von einer neuen Übersetzung der Stücke sprechen darf. Auch der größte Teil der Anmerkungen und die Einleitung stammen aus seiner Feder.

München. C. Weyman.

Christian Wilhelm Berghoeffer, Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken des deutschen Sprachgebietes bei der Freiherrlich C. v. Rothschildschen Öffentlichen Bibliothek. Vom Bibliotheksdirektor. Frankfurt a. M. 1919, Baer. 61 S. 8.

Der Sammelkatalog der Rothschild-Bibliothek in Frankfurt [1]) soll über die Bestände nicht der genannten Anstalt selbst, sondern einer großen Zahl anderer Bibliotheken Auskunft geben. Berghoeffer hat das dadurch zu erreichen versucht, daß er eine Menge gedruckter Bibliothekskataloge und Zugangsverzeichnisse aus Deutschland und der Schweiz (denen Holland noch folgen soll) zerschneiden und die einzelnen Titel auf Katalogzettel aufkleben ließ, die dann nach einer festen Instruktion alphabetisch geordnet wurden; bei jedem Titel sind die Namen der Bibliotheken vermerkt, die das betreffende Buch besitzen.

Entstanden aus einem Gesamtkatalog der Bibliotheken Frankfurts, auch solcher, die keine Druckkataloge führen und statt dessen Titelkopien in Maschinenschrift einsenden, im Jahr 1891, ist dieser Katalog erst 1906 auf auswärtige Anstalten ausgedehnt worden. Er dient vor allem den Bedürfnissen des lokalen und interlokalen Leihverkehrs. Gleichzeitig erfüllt er den heute besonders wichtigen Zweck, unnötige Anschaffungen an mittleren und kleinen Bibliotheken zu verhindern.

Einen ausführlichen Bericht über Entstehung und Herstellung dieses Katalogs und sein Verhältnis zu ähnlichen Unternehmungen gibt das vorliegende Buch, aus dem Fachmänner und Laien viel Belehrung und Anregung schöpfen können. Letztere wird hauptsächlich auch interessieren, was der Verf. über verwandte Bestrebungen mitteilt, besonders über den preußischen Gesamtkatalog, der zunächst über die Bestände der Berliner Staatsbibliothek und der preußischen Universitätsbibliotheken Auskunft geben soll (seine Herstellung, vor etwa 20 Jahren begonnen, ist schon weit fortgeschritten), und über das gleich ihm der Berliner Staatsbibliothek angegliederte Auskunftbüro der deutschen Bibliotheken.

Das führt uns auf den zweiten, weiter ausschauenden Zweck des Berghoefferschen Unternehmens: es soll einmal neben dem preußischen Gesamtkatalog die Grundlage für einen allgemeinen deutschen Gesamtkatalog bilden [2]) und B. denkt sich das etwa so, daß der Frankfurter und Berliner Katalog zusammengearbeitet und provisorisch gedruckt werden und dann die deutschen Bibliotheken in dem so entstandenen Katalog bezeichnen, was sie von den aufgeführten Werken besitzen, und das noch nicht Vermerkte aus ihren Beständen beifügen; das gäbe dann erst die Grundlage für den endgültigen Gesamtkatalog. Freilich ein Plan, dessen ungeheuere Kostspieligkeit seine Ausführung zunächst unmöglich macht, ganz abgesehen von der Frage, ob überhaupt der zu erreichende Vorteil so groß ist, daß die Herstellung jemals wirtschaftlich sein wird; vor allem wird ein solcher Katalog mit der Verzeichnung gerade der meistbegehrten Bücher, der Erscheinungen der jeweils letzten 10 bis 20 Jahre, immer nachhinken, sie bestenfalls in Nachtragsbänden unvollständig angeben, und

[1]) Die scheinbar unverhältnismäßige Ausführlichkeit meiner Besprechung bitte ich damit zu entschuldigen, daß der besprochene Gegenstand den Lesern etwas ferner liegt und dabei doch, besonders für Leiter von Anstaltsbibliotheken, von hohem Interesse ist.

[2]) Vgl. zu der wichtigen Frage der Gesamtkataloge das grundlegende, ausgezeichnete Werk von F. Milkau, Centralkataloge und Titeldrucke (20. Beiheft zum Centralblatt f. Bibliothekswesen) Leipzig 1898.

das wären erfahrungsgemäß fast überall 90 % aller verlangten Bücher.

Ein großer Vorzug der von B. bisher geleisteten Arbeit ist ihre — verhältnismäßig — erstaunliche Billigkeit; die reichlich angeführten Berechnungen und Zahlen interessieren im einzelnen nur den Fachmann. Der Katalog umfaßt heute schon 2—2½ Millionen Titel. Nicht ohne — sehr berechtigten — Stolz weist sein Schöpfer darauf hin, daß dies eben nur dank der besonders glücklichen Organisation möglich geworden ist.

Allerdings hat der Frankfurter Sammelkatalog mancherlei Fehler, teils unvermeidliche, in seiner Natur begründete, teils auch solche, die sich hätten umgehen lassen. Zu den ersteren gehört der zufällige Charakter des zusammengebrachten Titelmaterials nach Inhalt und Herkunft: Bibliotheken, die keine Kataloge gedruckt haben, können natürlich auch nicht vertreten sein (ausgenommen, wie erwähnt, die sämtlichen Frankfurter Bibliotheken). Demgegenüber müssen wir Berghoeffers Einwand gelten lassen, daß man, wenn das Ganze nicht erreichbar ist, auf das Halbe und leicht zu Ermöglichende nicht verzichten soll. Aber man wird dieses Halbe, Behelfsmäßige andererseits nie vergessen dürfen, besonders wo die damit verbundenen Absichten über die nächsten, lokalen Zwecke hinausgehen. — Eine weitere, recht große Schwäche liegt darin, daß die verarbeiteten Titelaufnahmen nach ganz verschiedenartigen Grundsätzen gemacht sind, besonders wo es sich um Titel ohne Verfassernamen handelt; ein einwandfreies Ausgleichen derartiger Unebenheiten, etwa beim Einordnen in das Katalogalphabet, wird sich oft ohne Einsichtnahme in die Bücher selbst gar nicht ermöglichen lassen. — Zur anderen Art von Fehlern scheint mir vor allem zu gehören, daß die hier wörtlich abgedruckten Instruktionen Berghoeffers den „Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken" nicht näher angeglichen sind; denn das in den letzteren gegebene System hat unter allen ähnlichen im deutschen Bibliothekwesen die größte Zukunft, abgesehen von seiner heute unbestrittenen Güte auch wegen des äußeren Übergewichts der Anstalten, die es schon zum ihrigen gemacht haben. Und hauptsächlich werden diese Diskrepanzen einmal beim Zusammenarbeiten des „Sammelkatalogs" mit dem „Gesamtkatalog" eine Menge aufhaltender Umordnungsarbeiten nötig machen — wenn es überhaupt je so weit kommen sollte. — In der Auswahl der zunächst verzettelten Druckkataloge (sie werden alle zweimal aufgeführt, einmal nach dem Hauptinhalt, dann nach den Orten, was sehr dankenswert ist) läßt sich eine gewisse Inkonsequenz da und dort nicht verkennen; z. B. ist die Zurückstellung der Reichstagsbibliothek gegenüber der des Reichsgerichts ungenügend begründet usw.

Aber diese Einwände sollen uns und dem Verf. die Freude an den mit so bescheidenen Mitteln geschaffenen positiven Werten nicht verderben und wir dürfen ihn zu seinem Werk und die Bibliothekbenützer Frankfurts, denen doch gewiß der Katalog jederzeit zu Verfügung steht, zu diesem praktischen Hilfsmittel nur beglückwünschen.

München. Friedrich Bock.

Auszüge aus Zeitschriften.

Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. XIX 5.

(305) **Sudhoff**, Das Stelzbein von Capua. Den Besprechungen in Bd. XV S. 76 und Bd. XVI S. 291 wird eine genaue Beschreibung hinzugefügt, aus der sich ergibt, wie die Bronzehülse mit ihrem Holzkern nach oben hin den Beinstumpf aufnahm und nach unten hin mit dem Stiefel verbunden wurde. — **Ferkell**, Zu 'Cor ultimum moriens'. Nachweis, daß diese Anschauung auf Aristoteles zurückgeht, der an zahlreichen Stellen die Tätigkeit des Herzens beschreibt und sich auf Beobachtungen von lebenden und toten Körpern beruft.

Orientalistische Literaturzeitung. XXIII 11/12.

(241) **O. Schroeder**, Ein Bericht über die Erneuerung des Ašur-Tempels unter Sanherib. Aus KAV 42 und 74. — (246) **B. Meissner**, Die altassyrische Schwagerehe. — (248) **F. E. Peiser**, Zur altassyrischen Schwagerehe. — (249) **A. Ungnad**, Zur Akkadischen Weisheitsliteratur. Bessere Übersetzung von CBM 4507. — (250) **H. Hein**, Die ältesten indogermanischen Sprachreste. Nachweis von erheblichem indog. Sprachgut im Sumerischen, Ähnlichkeit in der Konjugation des Verbums mit dem Griechischen wird behauptet. — (258) **W. Spiegelberg**, Die Begräbnisstätte der heiligen Kühe von Aphroditopolis (atfiḥ). Die Angaben bei Strabo XVII 35 werden durch einen Grabfund und einen Papyrus bestätigt. — (260) **O. G. v. Wesendonk**, Die Herkunft der christlichen Reiterheiligen. Weist gegen Strzygowskis Versuch, die Vorstellung aus dem Mazdaismus abzuleiten, auf Indras Besiegung des Drachens, Reiterdarstellungen in Syrien und China hin.

Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρείας 1914.

S. 81—124. **P. Kastriotes**, Das Odeion des Perikles, mit Grundriß und Abbildungen. Fundstücke verschiedener Art; Marmorkopf des Ariobarzanes II, Weihinschrift für A., Marmorkopf eines römischen Kaisers u. a. — S. 127—148. **P. Oikonomos**, Pella, mit Abbildungen. Pella, vorher Bunomos. später Colonia Julia Augusta Pella, Diokletianopolis, jetzt Postol (= Ἅγιος Ἀπόστολος) genannt; Ausgrabungen, Münzfunde, Geräte. — S. 149—218. **S. Arvanitopullos**, Ausgrabungen in Thessalien und Makedonien. 1. Oloosson (Hom. Il. II 740), das Μουσεῖον Περραιβίας. 2. Ὄρθη Κορσέα, Funde aus mykenischer Zeit und mit vorgeschichtlicher Schrift, Kuppelgräber. 3. Chyretiai. Volkslied von der Liebe eines Türken und einer Christin; Bestätigung der Homerstelle Il. II 752 von dem Einfließen des Titaresios in den Peneios; der häufige Flußname Mati (ὄμμα, nämlich θεοῦ), der Beiname Εὐρύοπα. 4. Metropolis, Mylai, Mondaia. 5. Azoros, Doliche, Pythion, Neolithische Funde. 6 Gonnoi und Atrax. Lapathus am Askurissee (Liv. 44, 6). — S. 219—242. **A. Philadelphus**, Ausgrabungen in Nikopolis. Christliche Denkmäler von Preveza. Mit Abbildungen; runder Stein auf dem Kirchhof des h. Nikolaos mit Doppeladler, 15 Jahrh. Inschrift von 1815 in politischen Versen an der Pforte des Kastells von Joanuina.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. XLI.

Romanistische Abteilung S. 1—14. **P. Krüger**, Beiträge zum Codex Theodosianus. IX. Zusammenfassung der Ergänzungen aus dem Justinianus. — S. 15—43. **B. Kübler**, Das Intestaterbrecht der Frauen im alten Rom. Gegen L. Kooiman, Fragmenta iuris Quiritium. In der Zeit nach dem zweiten punischen Kriege ist das Intestaterbrecht der Frauen nachweisbar. — S. 44—185. **Fr. Haymann**, Textkritische Studien zum römischen Obligationenrecht. II. Periculum est emtoris. — S. 186—194. **A. Ungnad**, Fragmente eines altbabylonischen Gesetzeskodex in sumerischer Sprache. — S. 195—251. **E. Stein**, Untersuchungen zum Staatsrecht des Bas-Empire. — S. 262—272. **H. Kreller**, Zur Lehre der klassischen Juristen über das Gesetzgebungsrecht des Prinzeps. — S. 273—278. **B. Schwarz**, Προσαγγελία und Ἐπίσταλμα, Anmeldung für das Grundbuch und Bestätigung der Anmeldung.

Nachrichten über Versammlungen.

Académie des Inscriptions.

J. des sav. IX/X S. 238f. 9. Juli: **Picard**. Eine in Thasos gefundene archaische Statue. — 23. Juli: **P. Girard**, Der Ausspruch des Perikles 'Das Jahr hat seinen Frühling verloren'. — 6. August: **Clermont-Ganneau**, Der jüdische Aufstand unter Barkochba. **Carton**, Ein in Karthago entdeckter Brunnen. — 13. August: **Cumont**, Der Dialog Axiochos eine Schrift des 3. Jahrh., in der die orientalische Anschauung von der Unterwelt bekämpft wird. **Cagnat**, Die karthagische Brunneninschrift. **Poinssot**, Inschriften aus Tunis. — 20. August: **P. Monceaux**, Christliche Inschrift aus Djemila. — 27. August: **Homolle**, Der delphische Omphalos und seine Ähnlichkeit mit ägyptischen Darstellungen. — 3. September: **Cagnat**, Drei Grabinschriften aus Montignoso. **E. Hébrard**, Die Rotunde des h. Georg in Saloniki. **Albertini**, Raummaße auf Inschriften aus Djemila. — 17. September: **Carton**, Bericht über Ausgrabungen in Bulla Regia: unterirdischer Saal mit Ehreninschrift, 2. Jahrh. n. Chr. **P. Monceau**, Christliche Inschrift aus Madaura.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aetheria, Pilgerreise, übs. von H. Richter: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 256. Gut, auch die Einleitung und der Kommentar. *R. Zaunick.*

Bees. N. A., Kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Eulaliosfrage: *Theol. Rev.* 14/16 S. 282. Gründlich und lehrreich. *M. Kaufmann.*

Bezold, C., und **Fr. Boll**, Eine neu-babylonisch-griechische Parallele: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 251. Wertvoll für die Geschichte der Astrologie. *R. Zaunick.*

Bitterauf, E., 1. Der Schlußteil der Aristotelischen Biologie; 2. Neue Textstudien zum Schlußteil der Aristotelischen Biologie: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 2 S. 263f. Wertvolle Vorarbeiten zur kritischen Ausgabe. *R. Zaunick.*

Bréhier, L., A'art chrétien: *J. des sav.* IX/X S. 223f. Lehrreich, mit ausgezeichneten Abbildungen. *P. Monceaux.*

Daniels, E., Das antike Kriegswesen. 2. Auflage: *Zeitschr. f. hist. Waffenk.* VIII 12 S. 394f. Die nationalen Eigentümlichkeiten sind gut dargestellt, die bildlichen Altertümer sind auch in dieser Aufl. zu wenig berücksichtigt. *Fr. Behn.*

Diels, H., und **E. Schramm**, Herons Belopolika: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 258. Gründlich und umfassend. *R. Zaunick.*

Fischer, J., Pappus und die Ptolemaeuskarten. *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 255f. Neue Ergebnisse. *Günther.*

Forrer, R., Das römische Zabern: *J. des sav.* IX/X S. 222f. Sorgfältig, umfassend, ergebnisreich. *A. Piganiol.*

Gsell, St., La civilisation carthaginoise: *J. des sav.* IX/X S. 193—203 Gründlich und anregend; neue Ergebnisse. *Merlin.*

Heiberg, L., Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. 2. Aufl.: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 275. Ist ausführlicher geworden. *Sudhoff.*

Heibotter, Fr., 3000 Jahre Medizin: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 270f. Bahnbrechend. *G. Sticker.*

Löfstedt, E., Kritische Bemerkungen zu Tertullians Apologeticum: *Theol. Rev.* 17/18 S. 306f. Beachtenswert. *A. Feder.*

Lulofs, J., Geographie in den spiegel der oudheid (Polybius, Strabo, Ptolemaeus, Eustathius): *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 255. Wohlgelungen. *Günther.*

Matthew, D., Platos Atlantis: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 256f. M. hält die Erzählung für eine Fabel. *R. Zaunick.*

Memoirs of the American Academy in Rome. III. 1919: *J. des sav.* IX/X S. 222. Hervorzuheben ist die Beschreibung der etruskischen Tomba Bernardini in Palestrina. *R. C.*

Moulé. L., Les fraudes pharmaceutiques dans l'antiquité: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 276. Vorsichtige Untersuchung; es hätten bessere Texte benutzt werden sollen. *Sigerist.*

Müller, N., Die Inschriften der jüdischen Katakombe am Monteverde zu Rom, herausg. von A. Bees: *Theol. Rev.* 14/16 S. 279—281. Mustergiltig. *M. Kaufmann.*

Neuburger, M., Antike Grundgedanken in der modernen Heilkunde: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 276f. Geistvoll. *Sudhoff.*

Sachs, Eva, Die fünf platonischen Körper: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 241. Klare Darstellung des Einflusses, den Theaitet auf Platon hatte. *Günther.*

Schmiedeberg, O., Über die Pharmaka in der Ilias und Odyssee: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 275f. Lehrreich. Moly ist Helleborus niger. *Marzell.*

Schramm, E, Erläuterung der Geschützbeschreibung bei Vitruvius: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 258. Ausgezeichnet. *R. Zaunick.*

Schramm, E., Μονάγκων und Onager: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 259. Lehrreich. *R. Zaunick.*

Schuchhardt, C., Alteuropa: *Z. f. deutsches Alt.* LVIII 1/2 S. 1—6 des Anzeigers. Reich an Gedanken und Beobachtungen. *R. Much.*

Schütz, R., Der parallele Bau der Satzglieder im Neuen Testament: *Theol. Rev.* 17/18 S. 303. Ein neuer Weg für Textkritik und Erklärung. *Th. Soiron.*

Sethe, K., Die Zeitrechnung der alten Ägypter im Verhältnis zu der der anderen Völker: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 251f. Reicher Inhalt. *M. Meyerhof.*

Singer, Ch., Greek science and modern science: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 277. Anregende allgemeine Betrachtungen. *Sudhoff.*

Smith, G. Elliot, Egyptian mummies: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 274f. Bietet reiche Belehrung. *M. Meyerhof.*

Stemplinger, E., Das Rezeptbuch des Marcellus Empiricus: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 276. Wertvoll für Kulturgeschichte. *Marzell.*

Stemplinger, E., und H. Lamer, Deutschtum und Antike: *Z. f. deutsches Alt.* LVIII 1/2 S. 90 des Anzeigers. Besonders gelungen ist die Darstellung der kulturellen Beziehungen. *R.*

Thörnell, G., Studia Tertullianea: *Theol. Rev.* 17/18. S. 306f. Wertvoll für Textkritik und Sprachgeschichte. *A. Feder.*

Weniger, L., Altgriechischer Baumkultus: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XIX 5 S. 261. Reichhaltig und anregend. *R. Zaunick.*

Mitteilungen.

Keine Götterbilder bei Homer.

Der Gottesdienst entbehrt bei Homer noch der Kultbilder. Abbildungen von Göttern in der Flächenkunst, auf dem Schild des Achill, kennt der Dichter zwar, aber keine freistehenden Statuen in Vollplastik, die im Tempel Aufstellung hätten finden können. Gegen diese These, die W. Reichel verfocht („Über vorhellenischen Götterkult"; derselbe „Homerische Waffen", 2. Aufl. S. 153), ließe sich nur eine Stelle in der Ilias 6, 294 ff. geltend machen. Reichel schwankte, wie diese Stelle aufzufassen sei; daß sie gegen jene These nichts beweise, ist dagegen von O. Stengel, Ed. Meyer und anderen Gelehrten längst dargelegt (vgl. Stengel, „Die griechischen Kultusaltertümer" S. 26 und die dort angegebene Literatur), und ich würde nicht darauf zurückkommen, wenn die Iliasstelle nicht neuerdings wieder falsch verstanden und zu irreführenden Schlüssen benutzt worden wäre. Es heißt dort, daß die Trojanerinnen ein Prachtgewand zum Tempel der Athene bringen, und die Priesterin Theano betritt dann den Tempel und legt es auf Athenes Knien nieder (Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν), also wohlgemerkt, auf den Knien der Göttin, nicht ihres Stand- oder Sitzbildes. E. Bethe benutzt diese Szene nun wieder (s. diese Wochenschr. 1920 No. 14), um die Zeit der Abfassung der Ilias auf das 6. Jahrh. herabzudrücken; denn „lebensgroße Statuen fingen die Griechen erst um 650 an zu bilden". Als ob Homer von einer Statue spräche!

Von sakralen Handlungen privaten oder auch öffentlichen Charakters im Feldlager oder in der Stadt Troja redet Homer oft genug; stets ist da nur ein Altar vorhanden; ein Tempelhaus wird bisweilen erwähnt, ein Gottesbild nie. Wäre in diesem einen Fall ein solches trotzdem vorhanden gewesen, so würde Homer diese bemerkenswerte Tatsache unbedingt hervorgehoben haben; er hätte mindestens gesagt: auf den Knien des ἄγαλμα wurde das Kleid niedergelegt. Dazu kommt nun noch das Prinzip der homerischen Dichtkunst, bei allem Bemerkenswerten beschreibend zu verweilen; das gilt gerade besonders von Dingen der Kunst und des Kunsthandwerks, seien es Waffen oder Bettstellen oder gar die Metallpuppen in des Hephästos Werkstatt. Handelte es sich hier also um ein Schnitzbild der Göttin im Athenatempel, der Dichter hätte uns wiederum einen so seltenen, kostbaren und denkwürdigen Gegenstand auf das eingehendste geschildert. Schon dieser Schluß ex silentio zeigt, wie unhaltbar Bethes Auffassung ist. Wer an ein Palladion denkt, legt dem Text unter, was nicht dasteht. Daß diese Unterlegung schon früh im Altertum eintrat, beweist nichts. Wir sollen den Homertext nur aus ihm selbst erklären.

Um die Stelle richtig zu verstehen, muß man sich in die homerischen Göttervorstellungen einleben (vgl. meinen Aufsatz in der Deutschen Rundschau 1920, Oktoberheft S. 66 ff.). Voraussetzung ist, daß der Mensch in den verschiedensten Situationen die Möglichkeit hat, mit dem Gott selbst in Verkehr, ja, in körperliche Berührung zu treten — das sehen wir bei den verschiedensten Gelegenheiten, auch die Tragödie zeigt es uns so oft —, sowie daß der Gott nicht allezeit nur auf dem Olymp weilt, sondern immer just da anwesend gedacht wird, wo man ihn braucht. Insbesondere hat er dazu seine irdischen Wohnräume; das sind die νηοί. Es kann ein Gott also sogar auch gleichzeitig einmal an mehreren Stellen auftreten. Diese Vorstellung muß sogar immer gegolten haben; wenn man z. B. dem Zeus in Olympia und in Dodona gleichzeitig Opfer brachte, so war er eben gleichzeitig an beiden Orten zugegen, um das Opfer anzunehmen.

Der νηός war noch kein durch Schmuck ausgezeichnetes Gebäude; andernfalls würde Homer ihn uns einmal rühmend schildern. Er nennt ihn nur gelegentlich fett oder reich (πίων), womit nur gesagt ist, daß es da reiche Speiseopfer gibt (so auch der οἶκος πίων Od. 9, 35). Er ist nichts anderes als eine gemauerte Stube, in der der Gott Aufenthalt nimmt. So wohnt Apoll in seinem νηός in Chryse (Il. 1, 39); kein Gottesbild Apollos, nur sein Altar existiert dort (1, 440). Auch bei den Phäaken werden den Göttern nur solche Tempelräume gebaut (Od. 6, 10). In der Odyssee 7, 81 begibt sich Athene von Scheria nach Athen und betritt dortselbst das „Haus" des Erechtheus (δόμος Ἐρεχθῆος), um da zu weilen; das ist also ihre dortige Unterkunft, die Il. 2, 549 νηός heißt. Dem Erechtheus hat sie diesen ihren Tempel zur Behausung angewiesen, und Erechtheus oder auch sie selbst wird dort mit Schlachtopfern verehrt (ebenda), wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß Athena oder Erechtheus das Opfer auch verzehrt, ganz so, wie Athena von der trojanischen Priesterin das Gewand persönlich in Empfang nimmt.

In Troja aber hat zunächst Apoll sein Wohnhaus (νηός), in dem sogar, wie wir Il. 5, 446 sehen, mehr als ein Gott sich heimisch fühlt; denn der verwundete Aeneas wird in dies Wohnhaus Apolls getragen; Artemis und Leto aber halten sich eben zu dieser Zeit in dem Raume auf und übernehmen sogleich die Pflege des Verwundeten. Also ein Familienwohnhaus: Apolls Mutter und Schwester sind mit darin, und der Sterbliche kommt dort mit ihnen in leibliche Berührung.

Ganz ebenso steht es nun also auch mit der Iliasstelle 6, 294 ff. Nicht die anderen Trojanerinnen, nur die Priesterin Theano allein [1]) betritt hier geheimnisvoll Athenes Wohnhaus; sie findet die Göttin anwesend und legt ihr das Gewand auf ihre Knie. Die Priesterin kann mit ihrer Göttin selbst in Berührung treten. Das ist nach homerischer Denkweise völlig begreiflich; schon die Szene im Apollotempel, die ich eben erwähnte, beweist das. Überdies aber ist die Priesterin ja die Gottesvertraute, und wie Mutter und Sohn, Thetis und Achilles, intim verkehren, so auch Göttin und Priesterin; denn letztere ist nach bekannter Vorstellung gleichsam das irdische Abbild ihrer Göttin. An das Verhältnis Iphigeniens zur Artemis und ähnliches will ich nicht erinnern, wohl aber daran, daß die Trojaner ihren Zeuspriester ja geradezu wie einen Gott oder wie den Gott verehren (θεὸς δ' ὣς τίετο δήμῳ, Il. 16, 605); ebenso gilt ihnen ihr Skamandrospriester dem Gotte selbst gleich (5, 78). Nicht anders also gewiß auch Theano; schon der Name Θεανώ ist — wie Κλεινώ — durchsichtig genug gebildet und rückt seine Trägerin so nahe wie möglich an die θεά heran, der sie dient. Homer konnte nicht deutlicher sein.

Aber er ist noch deutlicher; denn nachdem Theano zur Göttin gebetet hat, nickt Athene verneinend: ἀνένευε δὲ Παλλὰς Ἀθήνη (v. 311). Dies Nicken sollte einer Holzfigur denn doch wohl schwer fallen. Die Göttin tut es selber; und zwar nickt sie hier nur, „winkt ab" [2]) und spart jedes Wort, um ihre Unversöhnlichkeit gegen Troja nicht erst noch motivieren zu müssen, eine Motivierung, die dem Dichter an dieser Stelle durchaus unbequem war. Jene schroff ablehnende Geberde wirkt energisch und gibt den wirkungsvollsten Abschluß der ganzen Handlung. Sie entspricht dem ἐπινεύειν σιωπῇ des Achill (9, 620), ist aber natürlich dazu bestimmt, von Theano wahrgenommen zu werden. Es ist die Antwort, die Theano von ihrer Göttin erhält.

Übrigens ist nicht zu glauben, daß etwa seit dem Ausgang des 7. Jahrh., als die griechische Plastik endlich freistehende Götterbilder zu schaffen begann, nun sofort in alle Tempel ein Gottesbild gestellt worden wäre. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sich das ganz allmählich vollzog. Daß z. B. Polykrates in dem großen Tempel, den Rhoikos auf Samos baute, ein Herabild aufstellen ließ, erfahren wir nicht (Herodot 3, 60); wohl aber stellte Amasis darin seine Porträtstatuen aus Holz auf (Herodot 2, 182). Das Herabild des Smilis kennt Herodot nicht oder hält es nicht der Erwähnung wert. Jedenfalls wissen die homerischen Hymnen gleichfalls noch nichts von Kultbildern, und was ich für die trojanische Athene dargelegt habe, wird noch durch folgende Parallelen auf das beste erläutert. Denn auch der Demeterhymnus zeigt uns den bilderlosen Tempel. Der gleichsam heimatlosen Göttin wird in Eleusis zunächst νηός und βωμός errichtet (v. 297 f.); dann bezieht Demeter das für sie bestimmte Haus (v. 303), und sie verläßt es vorläufig nicht, da sie um ihre Tochter trauert, und weigert sich, den Olymp zu besuchen; dagegen sucht Iris sie dort in ihrer Behausung auf (v. 319). Das ist so anschaulich wie möglich. Ganz ebenso auch der Aphroditehymnus,

[1]) Dies ist gewiß vorauszusetzen, wennschon der Text es v. 298 f. nicht ausdrücklich sagt.

[2]) So gibt E. Wörner im Mythol. Lexikon III S. 1301 das ἀνανεύειν treffend wieder.

wo wir lesen, wie Aphrodite sich nach Paphos auf Cypern begibt und dort ihren leeren Tempel betritt, um da wiederum persönlich Wohnung zu nehmen (v. 58). Ein Altar ist da, aber wiederum kein Gottesbild. Das stimmt im wesentlichen zur Odyssee 8, 363, wo zwar kein Tempel, aber doch Aphroditens Hain und Altar in Paphos erwähnt wird. Sehen wir bei Hygin fab. 9, wie Apollo in Theben seinen Tempel gegen den König Amphion, der ihn in seine Gewalt bringen will, verteidigen muß, so ist gewiß auch da Apolls Verhältnis zum Tempel ebenso gedacht. Dazu nehme man dann noch das volkstümliche Gebet an Dionys (Carm. popular. 5; Usener, Altgriech. Versbau S. 80): ἐλθεῖν, ἥρω Διόνυσε, Ἀλεῖον ἐς ναὸν ἁγνὸν σὺν Χαρίτεσσιν, ἐς ναὸν τῷ βοέῳ ποδὶ θύων κτλ. Der Stiergott soll daherbrausen und so in seinen Tempel kommen. Die Vorstellung ist auch hier dieselbe. Ganz anders dagegen das Fragment des jungen Dionysoshymnus Nr. 34 (aus Diodor III 66), wo wir im v. 10 über die ἀγάλματα ausdrücklich Mitteilung erhalten. Die Sagen, die vom trojanischen Palladion aus Holz erzahlen (vgl. z. B. Strabo, S. 264) sind also wesentlich jünger als die Homerstelle.

Wir aber können noch fortfahren; abgelehnt geradezu werden die Götterbilder in dem volkstümlichen Gedicht Carm. popular. 50, 15 ff: ἄλλοι μὲν ἢ μακρὰν γὰρ ἀπέχουσιν θεοὶ . . ., σὲ δὲ παρόνθ᾽ ὁρῶμεν οὐ ξύλινον οὐδὲ λίθινον, ἀλλ᾽ ἀλήθινον· εὐχόμεσθα δή σοι. Den θεὸς ἀλήθινος glaubt das Volk da leibhaftig zu sehen und will nur ihn. Ganz so war es, als Pisistratus ein als Athene verkleidetes Weib auf seinen Wagen nahm; die Athener jauchzen dem Weibe zu, und Herodot 1, 60 findet darin garnichts erstaunliches, daß das Volk da wirklich die Göttin zu sehen glaubte. Ich frage wieder: warum soll die Göttin bei Homer ihrer Priesterin sich nicht gezeigt haben, wenn sie bei Herodot zu einem Pisistratus auf den Wagen steigen kann?

Dieselbe Glaubensfreudigkeit blieb dann auch noch später lebendig. In der Apostelgeschichte 14, 11 ff. lesen wir ja, wie die Athener den Paulus und Barnabas, die vor ihnen auftreten, als Hermes und Zeus verehren wollen. Übrigens sei noch die Geschichte von der Acca Larentia erwähnt, die in des Ancus Marcius Zeit verlegt wird (Macrob. I 10, 12 f.), wonach Herkules mit seinem eigenen Tempelhüter Würfel spielt und dieser ihm dann die Acca Larentia zuführt, die im Tempel eingeschlossen mit Herkules speist und für eine Nacht ihm beiwohnt: ein concubitus wie der in fano Minervae bei Hygin fab. 37. Man kann wieder den Vergleich anstellen: so wie der Tempelhüter mit Herkules verkehrt, so Theano mit Athene.

Wenn Stengel a. a. O. S. 27 fragt: was war der Zweck der Tempel? so antwortet Homer: die Götter kehrten eben darin ein, wenn sie sich zu den Menschen herabließen. Sie waren zeitweilig persönlich darin anwesend, um die Gaben in Empfang zu nehmen, seien es nun Brandopfer, Waffen, goldene Schalen oder Gewänder. Sie empfangen sie persönlich, wobei es nur dem Begnadeten beschieden ist, sie mit Augen zu sehen. Denn niemand außer dem Priester selbst ist Zeuge solcher Handlung; er ist mit dem Gott bei der Überreichung völlig allein. Es genügt also nicht, für die besprochene Iliasstelle anzusetzen, daß die Erwähnung der Knie so bildlich gemeint sei wie bei dem γουνάζειν Il. 11, 130 oder wie Odysseus, als er im Meer schwimmt, die Knie des Gottes anruft (Od. 5, 449); denn dies sind nur Wendungen der in Erregung gesprochenen Rede, dort dagegen liegt eine wirkliche Handlung, die der Dichter uns schildert, vor. Das Gewand wird von Theano in den Tempelschatz gelegt (mutmaßlich soll sie selbst es hernach als Vertreterin oder Abbild ihrer Göttin tragen); der Gott aber hat es nach Ansicht der Gläubigen zuvor auf seinen Knien von ihr in Empfang genommen. Es ist dieselbe Imagination, wenn die Götter das dargebotene Opfermahl verzehren: ein Altar ist da; auf diesem Altar soll der Gott bei der Mahlzeit sitzen (Reichel S. 39); er tut es angeblich, aber man sieht es nicht; es geschieht auch hier ein körperliches Annehmen, das niemand wahrnimmt, das nur gedacht und doch geglaubt wird. Die Analogie ist klar. Es fehlte nur, daß uns die Hände oder die Kinnladen der speisenden Götter so erwähnt würden, wie hier die Knie Athenens, die das Gewand erhält.

Eine gute Verdeutlichung für alles Gesagte gibt auch noch die religiöse Reliefkunst. Dem Asklepios und der Hygieia z. B. bringt man Opfer und Weihgaben; die Menschen aber treten da nicht etwa vor Götterbilder, sondern vor die Götter selbst, und diese sind im Bilde, das uns die Szene vorführt, nur durch ihre Größe von den gewöhnlichen Menschen unterschieden (Relief im Nationalmuseum Athens). Vor allem erinnere ich an den Parthenonfries. Die Prozession zieht heran, um die zwölf Götter zu ehren. Die Priester sind in Funktion; die Hauptfigur unter ihnen, der Archon Basileus, hält ein sorgfältig gefaltetes gewandartiges großes Tuch, als wollte er es überbringen. Auch hier sind wieder die Götter anwesend; wir sehen sie auf Stühlen sitzen; ihnen gilt der Festzug; ihnen nahen sich die Priester. Der Künstler aber gibt auch hier nicht Götterstatuen; er gibt auch hier vielmehr die lebendigen Götter selbst. Ganz so denkt es sich Homer. So wie die Priester im Festzug des Parthenonfrieses sich den sitzenden Göttern des Olymp selber nahen, so naht sich auch Theano in der Ilias der göttlichen Person der Athene.

Auch noch im Perikleischen Zeitalter sind die Statuen also keine Ersatzvertretung der Götter; diese selbst müssen kommen, um die Gaben zu nehmen. Ich wüßte auch nicht, daß einem Tempelbilde je wirklich Weihegaben auf die Knie oder in den Schoß gelegt worden wären[3]).

---

[3]) In späterer Zeit wurden die Anatheme mit Beischriften versehen; eine solche Beischrift, die

Wenn bei Homer nun auch Telemach goldene Geschenke zu weihen verspricht (Od. 16, 185), so muß sich Homer das Verfahren der Darbringung ähnlich gedacht haben, wie er es für Theano voraussetzt; nicht anders, wenn Waffen geweiht werden sollen (Il. 10, 571), die dann übrigens an der Außenseite des νηός aufgehängt wurden (Il. 7, 82).

Daß endlich der Gott die Gaben sitzend empfängt, ist eine Vorstellung, die seiner Würde entspricht. Die Frage, ob wir mit Reichel (S. 33f.) für die νηοί Homers anzunehmen haben, daß leere Throne für die unsichtbaren Götter in ihnen standen, lasse ich hier auf sich beruhen.

Und das Palladion Trojas? Wann wird dies berühmte Bildnis zuerst erwähnt? und wer hat zuerst von ihm geredet? Es waren die kyklischen Epen, des Lesches Ilias mikra und des Arktinos Iliupersis. Aus dem Vorgetragenen ergibt sich mit Evidenz, woran auch sonst nicht zu zweifeln, daß diese Epen erheblich jünger sein müssen als die Ilias; sie können schwerlich viel vor dem Jahre 600 entstanden sein. Dazu stimmt, daß sie unter sich uneins waren, denn in dem einen Epos wurde das Palladion vor Trojas Zerstörung, in dem anderen erst später, während Trojas Zerstörung, von griechischen Helden geraubt: ein Zeichen dafür, daß die Sache damals noch eine frische Erfindung war; man schwankte noch, was man über das vorauszusetzende Bildwerk fabulieren sollte. Nach Lesches und Arktinos beginnt dann erst im 5. Jahrh. bei Äschylus das weitere Erwähnen von Götterbildern in der griechischen Literatur, und auch bei diesem Tragiker sind es noch durchgängig Holzbilder, βρέτη; vgl. Suppl. 463, Septem 95, Eum. 80, 242, 409, 439.

Marburg. Theodor Birt.

---

die Weihung eines Gewandes betrifft, ist das Epigramm 3, das bei Bergk unter Anakreons Namen steht. Waren diese Verse nun etwa am Kleid befestigt oder aufgestickt und wurden so mit auf den Schoß einer Statue gelegt? Das ist durch nichts angedeutet, wäre also eine ganz müßige Unterlegung. Übrigens wird dem Apoll ein Gewand geweiht: Herodot II 159. Vgl. auch Athenaeus S. 541 A.

Eingegangene Schriften.

R. Meister, Die Bildungswerte der Antike und der Einheitsschulgedanke. Wien, Selbstverlag des Verf. (Bestellungen bei J. Zellmayer, Wien 13, Penzingerstr. 67.) 5 M.

Fr. Schnaß, Lehren und Lernen, Schaffen und Schauen in der Erdkunde. II. Prag-Leipzig, Wien, Haase. 15 M., geb. 17 M. + 50% Zuschl.

D. Magie, Augustus' war in Spain (26—25 B. C.). Reprinted fr. Class. Philology XV, 4.)

B. L. Ulmann, The Present Status of the *Satura* Question. (Reprinted fr. Stud. in Philology XVII.)

J. Bayer, Baustudien und Baubilder. Jena, Diederichs. 18 M + 10% Zuschl., geb. 28 M. + 10% Zuschl.

O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 6. Bd. Stuttgart, Metzler. 20 M. + 10% Zuschl., geb. 27 M. + 10% Zuschl.

Fr. W. v. Bissing, Die Datierung der Petrieschen Sinaiinschriften. (Sitzungsber. d. Bayer. Ak. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1920, 9.)

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 19. März. 1921. №. 12.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

W. v. Christ, Geschichte der griechischen Literatur. Unter Mitwirkung von Otto Stählin bearbeitet von **Wilhelm Schmid**. 6. Aufl. Zweiter Teil: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur. Erste Hälfte: Von 320 vor Christus bis 100 nach Christus. München 1920, Beck. VII, 662 S. Lex. 8. Geh. 35 M., geb. 55 M.

Dem 1912 erschienenen ersten Teile, von mir besprochen Wochenschr. 1914 Sp. 394 f., folgt nun nach langer Pause, die durch die 5. Aufl. von II 1 und II 2 ausgefüllt ist (vgl. Wochenschr. 1914, 370 f.; 1916, 594 f.), die erste Hälfte des zweiten Teiles in 6. Aufl. Die äußere Ausstattung steht hinter der des ersten Teiles in nichts zurück, eine rühmliche Leistung des Verlages. Inhaltlich fällt zunächst eine weitere Stoffvermehrung auf: die 506 Seiten der älteren Auflage sind nunmehr auf 662 angeschwollen. Das wird zunächst manchen bedenklich stimmen. Aber wer überlegt, wie gerade diesem Teile der griechischen Literatur durch die glücklichen Papyrusfunde und die von ihnen belebte wissenschaftliche Arbeit besonders viel Neuland hinzuerworben ist, wird sich freuen, diesen neuen Ertrag hier so gut wie völlig in die Scheuern gebracht zu sehen. Ein großer Teil des Zuwachses fällt auf die Anmerkungen; vgl. z. B. S. 573 ff. zur Septuaginta mit S. 435 f. der 5. Aufl; daß trotzdem auch hier Zusätze mit Leichtigkeit gemacht werden könnten, weiß jeder Kundige. Aber daneben hat doch auch der Text weitgehende Veränderungen erlebt. Nicht nur im Stilistischen, z. B. im Bestreben, die früher zu sehr vorherrschenden Fremdwörter durch gutes Deutsch zu ersetzen, und manchem andern. Fast jede Seite zeigt Spuren der bessernden Hand, die hier Vergessenes einfügt, dort ein Urteil berichtigt, dann wieder durch neue Einzelzüge das bisherige Gemälde belebt oder auch ganz neue allgemeine Übersichten entwirft. So ist S. 23 ein ganz neuer Abschnitt über den Geist der neuen Wissenschaft dieses Zeitalters eingefügt; S. 32 ein einführendes Kapitel über das eigene literarische Leben Attikas; S. 204 ff. ein gleiches über die Prosa u. a. m. Stark erweitert sind die Abschnitte, die von Menander, Kallimachos, Lykophron, Heron handeln; oder diejenigen über die Taktik, die Geoponika, den Roman in seinen mannigfachen Spielarten, die rechtswissenschaftliche Literatur, den Mimos, über Poseidonios und vieles andere. Besonders stark sind auch stellenweise die Änderungen, die St. in seiner Darstellung der jüdisch-griechischen Literatur vorgenommen hat, z. B. bei der Weisheit Salomonis, bei den Makkabäer-

büchern, den apokalyptischen Schriften. Ich habe manche Einzelheiten nachgeprüft und kann nur mein früheres Urteil wiederholen: die Herausgeber haben mit größter Sorgfalt die neuen Ergebnisse der Wissenschaft in ihr Handbuch verarbeitet und sich dabei mit Erfolg bemüht, nicht nur ein zuverlässiges Nachschlagewerk literaturgeschichtlicher Notizen zu schaffen, sondern ein Buch, das man besonders in den allgemeinen Übersichten mit Vergnügen liest. So wird ihm denn auch der Erfolg treu bleiben.

Halle. Karl Fr. W. Schmidt.

Hermann Richter, Pilgerreise der Aetheria (oder Silvia) von Aquitanien nach Jerusalem und den heiligen Stätten (vom Jahre 385 n. Chr.). Ins Deutsche übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Essen 1919, G. D. Baedeker. VIII, 102 S., 2 K., Plan und 8 Abb. 5 M.

Dem Philologen ist die Reisebeschreibung der aquitanischen Nonne des 4. Jahrh. wegen ihres eigentümlichen Sprachgutes, das verschiedentlich (z. B. von Löfstedt) behandelt worden ist, wohl bekannt. Für die Palästinaforschung ist die Schrift von größter Bedeutung, weil sie nicht nur die Orte mit ihren Merkwürdigkeiten, sondern vor allem das kirchliche Leben höchst anschaulich schildert. Die gottesdienstlichen Feiern werden mit größter Genauigkeit beschrieben, so daß wir nicht nur ihren Verlauf, die Liturgie, die biblischen Vorlesungen verfolgen, sondern auch Lage und Ausgestaltung der Heiligtümer erkennen können. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß sich der Verf. der mühevollen Arbeit unterzogen hat, das Werk zu übersetzen und zu erläutern. Soweit man nach Stichproben urteilen darf, ist ihm die Übersetzung wohl gelungen. Sie ist im allgemeinen zuverlässig und lesbar. Leider hat sich der Verf. stark von der englischen Übersetzung Wilsons beeinflussen lassen, deren topographische Bemerkungen er im 2. Anhange deutsch wiedergibt. Sie sind, wie so viele englische Arbeiten, ungenügend und oberflächlich. Philologische Genauigkeit lassen auch die eigenen Anmerkungen und das Literaturverzeichnis des Verf. vermissen. Die Bilder mögen vor 60 Jahren einen Leser befriedigt haben; den heutigen Zustand lassen sie jedenfalls nicht erkennen! Auch die Karten mit zum Teil englischen Namen und der Plan der Konstantinskirchen in Jerusalem genügen nicht wissenschaftlichen Anforderungen. Das ist um so mehr zu bedauern, als der Verf. mit wahrer Lust und Liebe gearbeitet hat, was ihm ausdrücklich anerkannt werden möge.

Dresden. Peter Thomsen.

Friedrich von Velsen, Die legis actio per iudicis postulationem im alten Rom. Düsseldof 1919, Voß & Co. 69 S. 8.

Der Bericht des Gaius über die legis actio per postulationem ist nicht erhalten. Das Blatt des Veroneser Palimpsestes, auf dem er stand, ist verloren. Wir wissen nur aus Gai. IV 20, daß man de eo quod nobis dari oportet per iudicis postulationem agere konnte. Außerdem haben wir in den Noten des Probus 4, 8 folgende Abkürzung mit ihrer Auflösung: T. PR. I. A. V. P. V. D. = te praetor iudicem arbitrumve postulo uti des. So wird die Stelle in allen Ausgaben wiedergegeben. Aber die Lesung te praetor ist nicht ganz sicher. Die besten Handschriften haben temptor, Marcanova: tentor, die Einsidler Handschrift tē pr̄ cor. Verf. hat bereits im Jahre 1909 in einer Schrift, betitelt: Beiträge zur Geschichte des edictum praetoris urbani, behauptet, daß statt te praetor zu lesen sei: temere praetor. Temere soll heißen: „schnell, leicht, ohne weiteres, ohne Vorbereitung.“ Er fand das Wort in dieser Bedeutung wieder bei Gai. III 222: non proponitur ulla formula nec temere petenti datur. Daraus leitete er eine besondere Art des Gerichtsverfahrens her, das Temereverfahren, das darin bestehen soll, daß der Prätor den Richter ohne Prüfung der Klage oder ohne Befragung eines Consilium bestellt. Eine weitere Bestätigung seiner Ansicht fand er in Plaut. Cas. 966 nunc ego tecum aequom arbitrum extra considium captavero, wo er annahm, daß considium = consilium sei, und extra considium so viel als sine consilio. Die Aufnahme dieser Arbeit in die Zeitschrift der Savigny-Stiftung lehnte die Redaktion (Mitteis) unter der Bezeichnung als „geistreiche Einfälle“ ab, und nachdem sie der Verf. daraufhin in Buchform veröffentlicht hatte, wurde sie von Lenel in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1911, 52 abfällig beurteilt. Verf. hat sich aber dadurch in seiner Überzeugung nicht wankend machen lassen. Er tritt jetzt mit einer neuen Schrift auf den Plan, in der er seine Lehren wiederum vorträgt und gegen Lenel verteidigt. „Die jetzt über uns hereingebrochene, neue Zeit will alles auf seinen wahren Gehalt prüfen. Da möchte ich annehmen, daß bei einer sachlichen, unvoreingenommenen Neuprüfung aller Gründe das Ergebnis sein wird:

omnis illa iurisprudentiae professoralis antiquitas lege Papiria recreata consopita est. Ich glaube nicht, daß dann die Manen Lenels an seiner Besprechung Freude haben werden." „Ich weiß nicht, ob man die hier vorgetragenen Ansichten", heißt es am Schluß des Büchleins S. 69, „in der bisherigen Art bekämpfen oder die einzelnen Gründe eingehend prüfen wird, eins aber weiß ich, daß das Temereverfahren der lex Poetelia Papiria nicht mehr aus der römischen Rechtswissenschaft zu verdrängen ist. Es ist ein Ergebnis konservativer Quellenbehandlung und Forschungsmethode. Dieser Methode gehört die Zukunft."

Der Glaube macht selig. Aber es wäre traurig um die Rechtswissenschaft bestellt, wenn der Methode des Verf. die Zukunft gehörte. Ritschl hat einmal zehn Gebote für Philologen aufgestellt; davon lautet eins: Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen und sie anbeten. Von Velsen ist nicht der einzige moderne Jurist, der an die gewöhnlichsten Kopistenfehler die tiefsinnigsten Vermutungen knüpft. Die Mönche, die in ihren Klosterzellen mit rührendem Fleiß die alten Handschriften abschrieben, ahnten gar nicht, wie sie manchmal die Wissenschaft bereicherten, wenn sie sich verschrieben. Ich möchte dem Verf. und denen, die seiner Methode anhängen, empfehlen, einmal den Kommentar Lachmanns zum Lukrez oder wenigstens ein Stück davon durchzulesen. Das Temereverfahren der lex Poetelia Papiria wird vielleicht in der Rechtswissenschaft fortleben, dort aber die Rolle von Huschkes Bovigus spielen. Die neue Schrift des Verf. hat jedenfalls ihre Position nicht verbessert. Viel neue Gründe dafür werden überhaupt nicht vorgebracht, und die neuen sind nicht besser als die alten. Aliquam rem te postulare soll ganz ungewöhnlich sein, was auch schon von anderer Seite hervorgehoben sei. Aber in der alten von Probus erhalten Formel der legis actio: „te praetor iudicem arbitrumve postulo uti des" regiert postulare gar nicht den doppelten Akkusativ; denn iudicem arbitrumve hängt von des ab. Eher könnte man an dem Akkusativ te Anstoß nehmen; die klassische Latinität würde a te verlangen. Man darf sie aber nicht zum Maßstab für die Sprache alter Formeln nehmen.

Durch die lex Poetelia Papiria vom J. 428/326 wurde nach dem Berichte des Livius VIII 28 das Nexum abgeschafft, was durch Varro de l. l VII 105 bestätigt wird, nur daß Varro die Neuerung dem Diktator Poetelius Libo Visolus zuschreibt. Verf. macht nun aus diesem poetelisch-papirischen Gesetze eine ganze Gesetzgebung über Schuldrecht und Gerichtsverfahren. Er bezieht darauf die Bestimmung über sponsio, die Gaius IV 95 erwähnt, wo gewöhnlich gelesen wird propter legem Creperiam, wofür aber Verf. einer Vermutung Huschkes, Blumes, Dirksens und Unterholzners folgend Papiriam lesen will, ferner die von Dionys von Halikarnaß dem Servius Tullius zugeschriebenen Gesetze περὶ συμβολαίων und eine Menge anderer gesetzlicher Bestimmungen, die gewöhnlich auf die zwölf Tafeln zurückgeführt werden. Er stellt neue Theorien über die Mancipatio auf, über das bonam copiam iurare (es soll dem Schuldner eine Art beneficium competentiae und einen Schutz gegen Pfändung gewähren; bona copia soll der notdürftige Vorrat sein), über fides und bona fides, über pecunia nuncupata und constituta, über den Cognitor (er soll zugleich Arbiter gewesen sein; das wird aber einige Seiten darauf als irrtümlich wieder zurückgenommen) und manches andere. Eine Widerlegung des einzelnen ist nicht der Mühe wert. Was der Verf. vorbringt, sind z. T. unbegründete Phantasien, z. T. ist es unverdaut und unüberlegt (S. 60). Man kommt bei der Lektüre des Buches aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Verf. arbeitet viel mit Wörterbüchern; es fehlt ihm aber die Sicherheit der Sprachbeherrschung, die nötig ist, um richtig urteilen zu können. Cic. p. Rosc. 26 satisfecisti, quod temere commisisti, in iudicium ut denuntiaret wird übersetzt: „weil du temere zum Zwecke der denuntiatio ad iudicem capiendum vorgegangen bist" (S. 59), und als Belege für committere werden in der Note angeführt: Cic. p. S. Rosc. 11 iudicium inter sicarios hoc primum committitur. Gell. 5, 19, 5 arrogationes non temere nec inexplorate committautur. Dem Verf. ist also das committere ut „es darauf ankommen lassen, daß" unbekannt. Weiter heißt es bei Cicero iudici hic denuntiavit; hic ist Roscius, hic = „mein Klient" ist der übliche Sprachgebrauch Ciceros. Verf. meint, es müßte „ille" heißen. Nach ihm ist hic Adverbium und heißt „unter diesen (veränderten) Umständen". Wer solche Schnitzer macht, mit dem ist überhaupt nicht zu streiten. Vielfach werden bekannte Dinge aufgetischt, aber untermischt mit allerlei halbrichtigen oder falschen Behauptungen, so S. 52 und 53 über Aquilius Gallus, die Bankiers Scapula und den Castortempel in Ciceros Quinctiana. Das propter aerariam rationem Cic. p. Quinct. 17 soll bisher unklar gewesen sein, und Verf. schreibt dann wunderbare Dinge

darüber zusammen. Der Sinn der Stelle, um die er sich müht, ist einfach der: Es genügte nicht, die ziffernmäßige Höhe der Schuld aus den Schuldurkunden festzustellen; man mußte auch an der Börse den Kurs ermitteln, nach dem zu zahlen war. Das bedeuten die Worte propter aerariam rationem non satis erat in tabulis inspexisse, quantum deberetur, nisi ad Castoris quaesisses, quantum solveretur. Quaerere soll nach Verf. hinterlegen heißen! Er schreibt wörtlich: „Quaerere durch Hinterlegung einer Summe ist aber gewiß nichts anderes als das quaerere der legis actio sacramento, welches uns Gaius 4, 95 im Zusammenhang mit dem Sponsionsverfahren schildert.“ Dieses quaerere der legis actio sacramento ist in den Gaiustext erst durch eine Konjektur des Verf. hineingebracht, deren Sinn ich ebensowenig verstehe wie den des soeben angeführten Satzes. Richtig erklärt werden die weiteren Worte der Quinctiana: quid iis ad denarium solveretur. Aber dies ad denarium solvere wird vom Verf. gleichgestellt mit p. Rosc. 11: hic nisi planum facit HS IↃↃↃ ad libellam sibi deberi, causam perdit, wo doch ad libellam heißt: bis auf den letzten Aß. Was Verf. über das aere percutere libram bei der Manzipation, über das Zahlungsmittel und die Bedeutung der Wage dabei, über die Gründe, weshalb bei actio certae creditae pecuniae der Schuldner im Falle des Unterliegens ein Drittel der geschuldeten Summe, bei pecunia constituta die Hälfte, im Falle der sponsio nach Gai. IV 95 ein Viertel zu zahlen hatte, möge der Leser bei ihm selbst nachlesen; bisweilen möchte man glauben, er scherzt. Die durch die lex Poetelia Papiria geschaffene Neuordnung bildet für ihn den Schlüssel zum Verständnis der römischen Rechtsentwicklung, die (sic!) Änderung des nexum und mancipium (S. 25). Sie hat vielleicht auch das Klagrecht der Sklaven eingeführt, das wir auf S. 17 finden. Jedenfalls entstammt ihr die tabularum fides, d. h. „der Eid über die Geschäftsbücher“, und Cic. p. Rosc. com. § 12 „quaero abs te quid ita de hac pecunia, de his ipsis HS IↃↃↃ tuarum tabularum fide compromissum feceris“ heißt nach Verf. (S. 55): „durch den Eid über die Geschäftsbücher hast du das Kompromiß zustande gebracht“. Das soll der gleiche Sprachgebrauch sein wie Paul. V 5 a, 1 „si poena inter eos promissum sit“ „wenn durch die Leistung der Strafsumme das Kompromiß zustande gekommen ist“, was mir als vollkommener Unsinn erscheint; es ist mit P. Krüger zu lesen: si ⟨sub⟩ poena inter eos compromissum sit. Philologische Sünden könnte ich dem Verf. mancherlei vorhalten. Auf S. 11 z. B. begegnet eine Lenoniana der Attikusbriefe Ciceros; gemeint ist wohl die Jensoniana. Dergleichen kann jedem passieren. Aber umso mehr muß man sich wundern, wenn nun Verf. andere hofmeistert. In der siebenten Auflage von Bruns Fontes II 79 ist Serv. ad Ecl. 4, 43 versehentlich zweimal abgedruckt, nämlich zuerst unter VIII C „in Bucolica“ und dann nochmals unter VIII D „in Eclogas“. Es wird niemandem peinlicher sein als dem Herausgeber Gradenwitz selbst, daß er bei der Korrektur diesen Irrtum übersehen hat. Aber unser Verf. hält es für nötig, ihm seine Nachlässigkeit mit folgender weisen Bemerkung unter die Nase zu reiben (S. 43 Anm. 70): „Bei der nächsten Auflage der Fontes muß Gradenwitz in Bd. 2 Seite 79 sein D. In Eclogas wieder entfernen, überhaupt mehr modern-philologische Grundsätze anwenden“. Gradenwitz wird ihm für diesen guten Rat sicherlich sehr verbunden sein.

Daß Verf. keinen Grund hat, sich andern gegenüber in bezug auf philologische Sorgfalt auf das hohe Pferd zu setzen, das sei noch an einem Beispiele erläutert. Er schreibt S. 33: „Man beobachtet nun einerseits wohl auf Grund des bonam copiam iurare im Interesse der Landwirtschaft eine Einschränkung des der alten Haftpflicht unterliegenden Vermögens (boves et iumenta werden unterschieden Liv. und Colum.; muli, equi, asini sind nach Cato de a. c. 38 [anders Gaius 1, 120] keine res mancipi), andererseits im Interesse des Handels eine Ausdehnung der res mancipi (Plinius zitiert nach Girard Man. 289 n. 2; Bruns Fontes 335 (339).“ Boves und iumenta werden nicht bloß bei Livius und Columella unterschieden, sondern ganz allgemein; vgl. Archiv für lateinische Lexikographie VII 321 f. 591 f. Was das aber für ihre Zugehörigkeit zu den res mancipi bedeuten soll, weiß ich nicht. Daß nach Cato muli, equi, asini keine res mancipi sein sollen, ist eine merkwürdige Behauptung, die geprüft werden muß. Doch das Zitat stimmt nicht. Da nachher Plinius nach Girard zitiert wird, so ist ihm vielleicht auch das Catozitat entnommen. So ist es in der Tat, denn auch bei Girard steht das falsche Zitat Cat. 38, sowohl in der vierten Auflage S. 248 n. 1 wie in der fünften S. 250 n. 1, wie auch in der deutschen Übersetzung von v. Mayr S. 274 n. 3. Man sollte meinen, eine so wichtige Nachricht hätte doch verdient, an der Quelle eingesehen zu werden. Gemeint ist Cato de agric c. 138.

Was aber steht da? Boves feriis coniungere licet. haec licet facere: advehant ligna, fabalia, frumentum; quod non daturus erit. mulis, equis, asinis feriae nullae, nisi si in familia sunt (Text nach Keil). Wo steht da ein Wort davon, daß muli, equi, asini keine res mancipi sind? Girard behauptet das allerdings: „Caton, de r. r. 38, met aussi à part les muli, equi, asini qui sont de la familia." Aber das ist unverständlich. Unter familia versteht man neuerdings ja gerade die res mancipi. Girard folgt vielleicht Karlowa, Röm. Rechtsgesch. II 385. Der stellt aber eine solche Behauptung gar nicht auf, sondern sagt ganz richtig: „Cato aber spricht auch von den Ferien der Ochsen (132, 1; 138). Nach demselben Cato nahmen aber die iumenta, nämlich Pferde, Maultiere, Esel, nur an den häuslichen Festen teil (138 Mulis equis asinis feriae nullae nisi si in familia sint)." Mit der Einschränkung der res mancipi ist es also nichts. Für die Ausdehnung der res mancipi beruft sich Verf. auf Plinius, den er aber nach Girard zitiert. Auch hier hätte es sich doch gehört, an der Quelle zu schöpfen. Verf. unterläßt es, anzugeben, nach welcher Ausgabe er Girard zitiert. Ich schlage die fünfte (1911) auf, vergeblich! Nun hole ich die vierte (1906); zum Glück habe ich sie noch nicht verschenkt. Da finde ich die Stelle, Plin. n. h. 69, 9, 35, so in der vierten und fünften Auflage wie auch in der deutschen Übersetzung. Aber die Naturgeschichte des Plinius hat bekanntlich nicht 69, sondern nur 37 Bücher. Jetzt begreife ich, warum Verf. den Plinius nach Girard zitiert. Doch wozu gibt es Wörter- und Nachschlagebücher? Die Stelle des Plinius soll von der Manzipation von Perlen handeln, und nun belehrt uns jedes lateinische Wörterbuch, wenn wir im Werke des Plinius nicht Bescheid wissen, schnell darüber, daß von Perlen im neunten Buche gehandelt wird, und da finden wir denn auch das gesuchte Zitat, Buch 9 § 117, nach der Ausgabe von Detlefsen, dicht neben der bekannten Geschichte von der Perle der Kleopatra. Plinius sagt, er habe Lollia Paulina, quae fuit Gai principis matrona über und über mit Smaragden und Perlen besetzt gesehen, im Werte von 40 Millionen Sesterzien, ipsam confestim paratam mancupationem tabulis probare, d. h. nach Forcellini-De Vit: ostendere tabulas, in quibus earum gemmarum venditio et pretium descriptum erat. Es ist, wie mir scheint, bedenklich, aus der geschraubten Ausdrucksweise des Plinius den Schluß zu ziehen, daß Edelsteine durch Manzipation übereignet wurden. Übrigens bemerkt Forcellini-De Vit, daß manche nuncupationem statt mancupationem lesen. Ich lasse das dahingestellt. Was Verf. ferner mit dem Zitat Bruns Fontes 335 (339) meint, kann auf den ersten Blick kein Leser verstehen. Durch Vergleich mit Girard erst findet man, daß er die Mancipation von Graburnen (ollai) im Sinne hat, die auf zwei Inschriften, CIL. VI 2211. 10 241, bezeugt ist; diese Inschriften stehen in der siebenten Auflage von Bruns Fontes S. 335 und 339. Girard, dem das alles entnommen ist, sagt aber nicht, daß im Interesse des Handels eine Ausdehnung der res mancipi stattfand. Welches Interesse sollte auch der Handel daran gehabt haben? Der Handel erstrebt immer Befreiung von der Form. Girard sagt vielmehr, daß die Manzipation, wo sie m i ß - b r ä u c h l i c h auf res nec mancipi angewendet wurde, nichtig war, daß man sie aber als Tradition gelten ließ. Also auch die Ausdehnung der res mancipi ist nicht erwiesen. Was nützen so flüchtig hingeworfene Bemerkungen, gestützt auf Quellenstellen, die aus zweiter Hand ohne Nachprüfung genommen werden, der wissenschaftlichen Forschung? Dieses beliebig herausgegriffene Beispiel ist typisch für die Arbeitsweise des Verf.

Aber auch auf juristischem Gebiete kommen die tollsten Dinge vor. Auch dies sei wenigstens mit e i n e m Beispiel belegt. Von besonderer Bedeutung für die Thesen des Verf. ist Gaius III 222. Hier wird gesagt, daß dem Sklaven in seiner Person eine iniuria nicht zugefügt werden kann, wohl aber seinem Herrn in der Person des Sklaven, doch nur cum quid atrocius commissum fuerit, quod aperte in contumeliam domini fieri videtur, veluti si quis alienum servum verberaverit, et in hunc casum formula proponitur; at si quis convicium fecerit vel pugno eum percusserit, non proponitur ulla formula, n e c t e m e r e p e t e n t i d a t u r. Also wenn jemand einen fremden Sklaven gegeißelt hatte, so war dessen Herrn im Edikt eine Klage gegeben. Hatte er ihn nur geschimpft oder mit der Faust geschlagen, so stand zwar keine Klage im Edikt, konnte aber vom Prätor auf begründetes Verlangen gegeben werden. Lenel erklärt das wie folgt: „Ich denke, ich bin nicht der einzige, der den Passus auch jetzt noch dahin versteht, für den fraglichen Fall stehe keine Formel im Edikt und wenn dennoch einer eine verlange, so werde sie ihm nicht leichthin und ohne weiteres gewährt." Dazu bemerkt Verf.: „Von vornherein wirkt

es eigen, daß der Prätor, wenn ein Sklave beschimpft wurde oder einen Stoß mit der Faust erhielt, erklären sollte, ich kann nicht so leichthin und ohne weiteres eine Formel gewähren. Soll er eine Entscheidung von der Stärke des Stoßes oder von der Derbheit des Schimpfwortes abhängig machen?" Die Frage klingt sonderbar im Munde eines Praktikers. Die Antwort gibt Ulpian D. 47, 10, 15, 44. Verf. fährt fort: „Aus später zu erörternden Gründen stand das römische Recht auf dem Standpunkt, ipsi servo facta iniuria inulta a praetore relinqui non debuit (Ulp. D. 47, 10, 15, 35) oder adversus eos, quos in mancipio habemus, nihil nobis contumeliose facere licere: alioquin iniuriarum tenebimur (Gaius 1, 141)." Hier traut man seinen Augen nicht. Ulpian spricht, wie Gaius III 222, von der dem fremden Sklaven zugefügten Injuria. Gaius I 141 dagegen handelt von der dem eigenen Gewaltuntertänigen zugefügten Kränkung, wie auch, was Verf. mit besserem Grunde hätte anführen können, I 53. Denn dort ist wenigstens von Sklaven die Rede. I 141 dagegen handelt es sich um den liber homo in causa mancipii. Wie kann man diesen aber mit dem Sklaven zusammenstellen! Er ist, wenigstens zu Gaius' Zeiten, prozeß- und parteifähig (Mommsen Jur. Schr. III 7. Karlowa, Röm. Rechtsgesch. II 241. Girard Manuel[5] 132), der Sklave niemals. Sollte das Verf. wirklich nicht wissen? Ich habe den Abschnitt wohl zehnmal gelesen, weil ich es nicht glauben wollte. Aber es ist so, es steht wirklich da: „Man sieht offenbar, Gaius trachtet danach, die obigen Sätze einzuschränken, den Sklaven nicht in Bagatellsachen ein Klagrecht zu gewähren usw." Wer über die elementarsten Dinge des römischen Rechts so im unklaren ist, der sollte doch nicht mit der Prätention auftreten, Männer wie Mitteis und Lenel eines besseren belehren zu wollen! Verf. sagt, wenn Lenel mit seiner Auslegung der Stelle recht hätte, so könnte man sich den Zusatz petenti nicht erklären und man verstehe nicht, weshalb sich Gaius negativ ausdrücke und den ungewöhnlichen Ausdruck „nec temere . . . datur" verwende; mit Rücksicht auf das Edikt (D 47, 10, 15, 34 item si quid aliud factum esse dicetur, causa cognita iudicium dabo) hätte es doch heißen müssen: „sed causa cognita . . . datur". Weshalb sich Gaius lieber negativ als positiv ausdrücken wollte, das wird sich kaum ermitteln lassen (vgl. z. B. B. G. B. § 904). Aber ebensowenig kann man behaupten, daß die positive Ausdrucksweise besser wäre. Alle Einwände des Verf. aber werden gegenstandslos, wenn man temere mit petenti verbindet. Diese Erklärung hält zwar Verf. in seinen Beiträgen zum Edikt S. 59 keiner Erörterung für wert. Sie ist aber die einzig mögliche. Verbindet man temere, wie Verf. will, mit datur, so ist allerdings petenti überflüssig; denn anders als auf Antrag wird eine actio überhaupt nicht gegeben. Dann hätte sich also Gaius das petenti sparen können, und es wird auch bei der Erklärung des Verfassers nicht besser. Temere petere entspricht dem temere litigare, das vielleicht in der Lücke der Institutionen des Gaius vor IV 171 stand. Ganz abwegig ist schließlich noch die Heranziehung von Ulp. D. 47, 10, 7, 2. Da handelt es sich um die Beleidigungsklage des Freigelassenen gegen den Patron. Bekanntlich wird dem Freigelassenen schon die in ius vocatio des Patrons nur mit besonderer Erlaubnis des Prätors gestattet. Hier liegt also ein Spezialverhältnis vor. Was aber das temere petere bei Gai. III 222 betrifft, so bedeutet es: „leichthin, unüberlegt ohne genügend Grund verlangen". Nur in dieser Bedeutung kommt temere bei Gaius vor, non est temere dictum II 33, si temere damnosam hereditatem susceperint II 161, si temere neget IV 13. In den Digesten steht es einige Male im Gegensatz zur causae cognitio, darin hat Verf. recht; die Stellen sind aber alle stark der Interpolation verdächtig, wie schon Seckel in seiner Bearbeitung des Heumannschen Wörterbuches s. v. temere bemerkt hat. Verf. hat in den Beiträgen S. 59 ein Verzeichnis von Stellen gegeben, an denen das Wort „ohne tadelnden Charakter" gebraucht wird. Sie sind nicht alle einwandfrei, einige auch fehlerhaft. Prop. 2, 21, 16; Liv. 24, 6, 6. 28, 6, 12. 35, 29, 7. 38, 21, 8. 39, 15, 11. 41, 2, 7; Dig. 42, 6, 1, 17 (interpoliert) steht das Wort im Sinne der Mißbilligung, namentlich in den beiden zuletzt angeführten Liviusstellen in der Verbindung forte temere; so auch 25, 38, 12. Aber allerdings gibt es auch Stellen, wo temere etwa in der Bedeutung „eilends" vorkommt, z. B. Liv. 2, 33, 7. 21, 26, 8. Es hat überhaupt recht verschiedene Bedeutungen. Servius im Vergilkommentar ist freilich kein besonders „guter" Erklärer; wenn er z. B. im Anschluß an den Vergilvers Aen. 9, 327 (329), den er interpretiert, für temere die Bedeutung humi angibt, so ist das mehr als töricht. Auf ihn hätte sich Verf. nicht berufen sollen. Mag nun aber auch ausnahmsweise einmal temere wirklich „schnell, eilends" bedeuten können,

so beweist das für das angebliche Temereverfahren gar nichts. Denn dessen einzige Stützen sind Gai. III 222, wo eben temere die erforderte Bedeutung nicht hat, und die Formel der legis actio in den Noten des Probus, wo die Lesung temere nur durch eine, gelinde gesagt, unsichere, in Wahrheit höchst unwahrscheinliche Vermutung des Verf. gewonnen wird. Das sind die Grundlagen des stolzen Gebäudes. Denn den Vers aus der Casina des Plautus kann man doch, auch wenn man die Deutung der Worte extra considium = sine consilio für richtig hält, nicht zum Beweise der Existenz des Temereverfahrens anführen.

Nach diesen Proben, denen wir noch eine stattliche Liste von Druckfehlern hinzufügen könnten, scheint uns der Verf. nicht der Mann zu sein, der berufen ist, die herrschenden Lehren umzustürzen und die iurisprudentiae professoralis antiquitas in ewigen Schlaf zu versenken. Seine stolzen Worte stehen im Mißverhältnis zu seiner Leistung. Denn das muß doch gesagt werden: Wer mit dem Anspruch auftritt, bewährter Wissenschaft und Lehre neue Bahnen weisen zu wollen, und genaue Prüfung seiner Entdeckungen begehrt, von dem darf wohl verlangt werden, daß er sich die Mühe nimmt, seine Untersuchungen sorgfältig auszuarbeiten und seine Vermutungen und Behauptungen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu begründen. Daran fehlt es aber in dieser Schrift gar sehr. Sie ist ein flüchtig hingeworfenes Machwerk. Fehlte dem Verf. wegen seiner Berufsarbeit die Zeit zur Durcharbeitung (S. 55), so konnte er mit der Veröffentlichung warten. Niemand drängte ihn und die Wahrheit kommt nie zu spät. Nonum prematur in annum ist ein beherzigenswertes Wort des Horaz. Ich habe vielleicht auf die Widerlegung der „geistreichen Einfälle“ des Verf. mehr Zeit und Papier verwendet, als sie wert sind. Aber nachdem ich einmal das Referat über diese Schrift übernommen hatte, hielt ich es für meine Pflicht, meine Meinung darüber ungeschminkt und gründlich zu sagen. Ich bedaure sehr, daß ich nicht anders urteilen konnte; ich stecke eben auch in der Verdammnis der professoralis iurisprudentia und kann aus meiner Haut nicht heraus. Aber die Vorrede, das beste an dem ganzen Buch, hat mir das Herz warm gemacht. Verf. wendet sich da mit wundervollen, tief empfundenen Worten an seinen ehemaligen Regimentskommandeur, unter dessen Befehl er am Kemmelberg gekämpft hat und zu dem er offenbar in einem reizenden Verhältnis gestanden hat. Hier spricht er mir aus der Seele; ich möchte ihm in Gedanken fest die Hand drücken. Wolle er meiner Versicherung glauben, daß, wenn in dieser Besprechung vielleicht scharfe Worte gefallen sind, sie nur der Sache galten, die ich nicht billigen kann, nicht der Person des Verf., die ich verehre und hoch schätze!

Erlangen. B. Kübler.

Nikos A. Bees, Kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Eulaliosfrage und den Mosaikschmuck der Apostelkirche zu Konstantinopel. Berlin 1917. S. 64. gr. 4.

Die meisterhaften Untersuchungen, die in diesem Buche vorliegen, führen zu Ergebnissen, die für die ganze Erforschung der byzantinischen Kunst, insbesondere der Wandmalerei, von überaus großer Bedeutung sind. In eindringlicher, langwieriger und scharfsinniger Kritik des einschlägigen Quellenmaterials erarbeitet sich der um die byzantinischen Studien hochverdiente Verf. seine Resultate über die Stellung, die dem von mittelalterlichen Dichtern gepriesenen Maler Eulalios innerhalb der byzantinischen Kunst einzuräumen ist. Man setzte den Künstler früher in das 6. Jahrh. unter Justinos II. (565—578 und betrachtete ihn als alleinigen Schöpfer der Mosaikbilder in der berühmten Apostelkirche zu Konstantinopel. Diese zum ersten Male auf Befehl Konstantins des Großen, zum zweiten Male von Kaiser Justinian I. erbaut, galt in künstlerischer Hinsicht als eins der hervorragendsten Erzeugnisse des byzantinischen Zeitalters; sie ist uns leider nicht erhalten, denn bald nach dem Fall Konstantinopels (1453) wurde sie auf Befehl Mohammeds II. von den Eroberern abgebrochen und an ihrer Stelle von einem griechischen Architekt Christodulos eine Moschee errichtet. Was wir heute über die Apostelkirche und vor allem über ihren Mosaikzyklus wissen, verdanken wir hauptsächlich einer Beschreibung in Versen von Konstantinos Rhodios, die zwischen 931 und 944 zu setzen ist, sowie einer Prosa-Ekphrasis von Nikolaos Mesaritis, die zweifellos um 1199—1203 entstanden ist. Dieser zweite Text, leider nur fragmentarisch erhalten, berichtet u. a., daß auf der östlichen Wand des östlichen Kreuzschiffes der Kirche eine musivische Darstellung der Frauen am Grabe des Herrn vorhanden war, bei welcher der Künstler, Eulalios, sich selbst, aufrecht stehend, unter den schlafenden Wächtern des Grabes abgebildet hat. Nun ergibt die Beweisführung des Verf., der alle Punkte des

Problems mit seltener Gewissenhaftigkeit prüft und nirgends eine Lücke läßt, daß der Maler Eulalios ein Meister des 12. Jahrh. ist, der nicht den gesamten Mosaikzyklus der Apostelkirche geschaffen haben kann, sondern bei ihrer Ausstattung nur ergänzungsweise gewirkt hat. Gesichert als Werke des Eulalios in der Kirche sind nur das Pantokratorbild der Hauptkuppel, die schon erwähnte Darstellung der Frauen am Grabe und vermutlich noch einige andere musivische Bilder (Gang Jesu auf dem See Genezareth, Eucharistie, Himmelfahrt, Pfingstfest, Thomasszene, Jesu Gefangennahme, Erscheinung des Auferstandenen bei den Frauen im Garten Gethsemane, Bestechung der Kriegsknechte, Beschwichtigung des Pilatus).

Reiches Material zur Geschichte des Porträts in der byzantinischen Periode und der folgenden Zeit bietet der Verf. gelegentlich der Widerlegung einer Behauptung, das Selbstporträt eines Künstlers auf einer religiösen Darstellung sei in der nachikonoklastischen Zeit undenkbar. Das Material ist aus zirka 70 Kirchen und Klöstern des 11.—18. Jahrh. fleißig gesammelt und sachgemäß erläutert. Endlich sei auf die Ausführungen des Verf. über die byzantinische Terminologie der Verkündigungsdarstellung und die Entstehung des Bildes Christi als Weltherrscher besonders hingewiesen.

Wien. R. W. Sare.

Ernst Bergmann, Das Leben und die Wunder Winckelmanns. Eine Studie. Sonderdruck aus der Festschrift für Johannes Volkelt. München 1920, Beck. 36 S. 8. 4 M.

In einem Romschreiben 8. Dezbr. 1762 an einen alten Hallenser Universitätsgenossen Marpurg schließt Winckelmann den in Schlichtheit ergreifenden Bericht über seinen Werdegang mit berechtigtem Selbstgefühl durch gewichtige Worte ab: „Dieses ist das Leben und die Wunder Winckelmanns". Sie haben den Verfasser zum manierierten und irreleitenden Titel seiner Schrift veranlaßt, deren Inhalt mit jenem Ausspruch nur lose sich deckt, da des Menschen W. Wesen, wie es namentlich in köstlicher Freundekorrespondenz sich erschließt, nur teilweise mit seinen Schriften zusammenhängt. Deshalb würde etwa „Beiträge zur Psychologie Winckelmanns" eine richtigere Bezeichnung sein. Denn diese wird vom kenntnisreichen und erfahrenen Fachmann nach Kategorien griechischer Philosophie verfolgt. Reiner Stoizismus tritt zurück vor stark realem Hedonismus, die Fähigkeit zum Empfinden des „καλόν", die Erziehung der männlichen Jugend zum „καλόν", wie Winckelmann sie sich denkt. ist von sokratisch-platonischem Ideale unmittelbar beeinflußt und findet im Dogma „mens pulchra in corpore pulchro" Vollendung. So werden antike Geistes- und Gefühlselemente im Römer Winckelmann lehrreich entwickelt, sie stehen in Kontrast zum Norddeutschtum eines Kant und Fichte. Winckelmanns εὐδαιμονία hat ihren Ausdruck in „Freiheit, Schönheit, Freundschaft", jener sittlich erhabenen Männer starren Grundsatz bilden unerschütterliche Pflicht, harte Arbeit. Und der in erschütternder Tragik ringende Heros wird in wirkungsvollen Vergleich gesetzt zu Goethes vornehm heiterer Ruhe. Beide sind in bestem Alter durchgedrungen nach dem heißersehnten Rom. Dort genießt Goethe in behaglicher Seligkeit, in Winckelmann zittern trotz hohen Glücks noch die Leiden der Jugend nach. Nur langsam erkennt man in Bergmanns Schrift den gesunden Kern wertvoller Gedanken, die umkleidet sind von allzu schwärmerischem Stil: er bleibt weit entfernt von „edler Einfalt, stiller Größe". Auch haftet den Ausführungen der Fehler sehr vieler Biographien an, welche gewissermaßen in „praesumptio" ihrer Helden Vortrefflichkeit annehmen, deren Schwächen unbewußt unterdrücken oder mildern. Winckelmanns Charakter erscheint keineswegs einwandfrei; sein Epikureertum ist nicht selten zum Egoismus geworden, der aus seiner bedrückten Lage und seinem hohen Ziele erklärbare Übertritt zum Katholizismus wird durch frivole Äußerungen über dessen Kultus jedem toleranten Christen verächtlich. Gerade in dieser Hinsicht kann Justis in Inhalt und Form ausgereiftes Meisterwerk, das nicht immer hinreichend beachtet wird, reinigend aufklären. Daraus erlangt man manche Anregung zu völliger Lösung der von B. ins Auge gefaßten Probleme. Schon durch seine Studie wird das Interesse an Winckelmanns außergewöhnlicher Persönlichkeit wesentlich vertieft; es werden Bausteine zum Aufbau eines Systems seiner Ethik und Pathetik gewonnen.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

Auszüge aus Zeitschriften.

Korrespondenz-Blatt f. d. höheren Schulen Württembergs. XXVII, 9—10.

(169) Evangelisches Landexamen 1920. — (170) Katholisches Landexamen 1920. — (172) **Teuffel**, Zur Frage der lateinischen Komposition. Der Wegfall wäre ein Nutzen. — (175) **G. Sigwart**, Zur lateinischen Lektüre an Klasse IV. Das Beste wäre

ein lateinisches Lesebuch, sonst sollte man zu Eutrop, Phädrus, Nepos zurückkehren.

Monatsschrift f. höh. Schulen. XX, 1/2.

(10) **Neubauer**, Rede zur Vierhundertjahrfeier des Städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. — (18) **B. Kumsteller**, Die Neuordnung des Geschichtsunterrichts, eine Kritik.

Sokrates. VIII, 11/12.

(289) **Fr. Koepp**, Zum Monumentum Ancyranum. Einen Grund zu der Annahme allmählicher Entstehung des ganzen Schriftstücks, wie sie Kornemann vertritt, kann man nicht anerkennen, und der vielerörterte Satz über Germanien scheint in der richtigen Auffassung die eigene Aussage des Schreibers über die Zeit der Abfassung eher zu bestätigen als zu erschüttern. — (301) **O. Morgenstern**, Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1920: **Levy**, Die Gestalt des Kallikles in Platons Gorgias. Die Gestalt des Alkibiades hat Platon bei der Gestaltung des Kallikles mitbeeinflußt. Kallikles und Sokrates weisen Züge und Spuren der eigenen Entwicklung Platons vor und während des Sokrateserlebnisses auf. **Hoffmann**, Platon und die Medizin. Der aus der Medizin entnommene Dualismus technischer und empeirischer Tätigkeit tritt als zweiter bundesgenössicher Dualismus zu dem ersten grundlegenden zwischen ideeller und materieller Welt. Unter Zugrundelegung dieser beiden Dualismen findet die bisher unerklärte Zahl, Auswahl und Reihenfolge der Seelen ihren Sinn. Was Platon der Medizin verdankt, wird nachgewiesen. **Draheim**, Über das Areslied Hom. ϑ 266—366. Das Lied, kein späterer Zusatz, sondern der Höhepunkt der Phaiakenrhapsodie, ist ein Gegenstück zum Thema der Odyssee und geht auf ein vorhomerisches Tanzlied mit strophischem Bau zurück. Der zweite Teil (die Gespräche der Götter) ist Zutat des wiedererzählenden Dichters, der aber auch hier den Eindruck des Strophenbaues wahrt. **Morgenstern** erklärt *adrasus* Hor. ep. I 7, 50 als „glatt rasiert". **Corssen**, Die Entstehung des christlichen Apostolats. Die Grundform der Apostelverzeichnisse gibt Aufschluß über Entstehung und Zusammensetzung des Apostelkollegiums. **Maas** tritt für Housmans (Class. Quart. 9, 229) Deutung von Catull 64, 324 ein. **Rothstein**, Catull und Lesbia. 55 zeigt, daß die gesunde Natur des Dichters seinen Liebeskummer völlig überwunden hat. Die in der Alliuselegie gefeierte Geliebte ist schwerlich Lesbia Der 83 genannte *vir* ist wohl, selbst wenn die Identität der Clodia Metelli mit Lesbia feststünde, der anerkannte Liebhaber. Das Verhältnis zu Lesbia ist also nicht vor die Reise nach Bithynien zu setzen. Die nach Catulls Tode zusammengerafften Gelegenheitsgedichte sind wohl alle in den 1½ bis 2 Jahren entstanden, die Catull nach seiner Rückkehr aus Bithynien noch gelebt zu haben scheint. **A. Kurfeſs**, Über Cic. ad Att. I 16, 18. Es ist an der bisherigen Auffassung festzuhalten: „Ich habe Lust, dergleichen oder etwas Ähnliches auf meinem arpinatischen Gute zu veranstalten". Cicero wollte sich nach den Geschichten und Gedichten über die Amalthea, die Attikus an Cicero senden sollte, Reliefs und Statuen herstellen lassen. Aus Geldschwierigkeiten scheint nichts daraus geworden zu sein (II 1, 11). **Kurfeſs** verteidigt Hor. c. I 32, 15 das überlieferte *mihi cumque* gegen Heinze. **M. Pieper**, Helena und Menelaos bei Homer und Euripides. Die Annahme einer Parodie (H. Steiger) wurde in der Erörterung abgelehnt. **Levy**, Über ein textkritisches Problem in der Rede des Lysias gegen Epikrates (27). Die Bezeichnung als ἐπίλογος weist wohl auf ein „Schlußwort" in dem ganzen Prozeß hin. Ende § 15 ist wohl καταδιῶξαι (Anecd. Gr. I 103) in den Hss durch τιμωρεῖσθαι verdrängt. **Maas**, Wer singt bei Euripides Hippol. 58 ff. 1102 ff.? 58—60 sind entweder dem ganzen Chor oder den zuerst auftretenden Choreuten zu geben. 1102 ff. sind die Männer des Chors das herbeigerufene Volk von Troizen. Für die Epode ist ein Chor von Mädchen anzunehmen, also im ganzen drei Chöre; von 1152 an sind wieder nur noch Frauen auf der Bühne. **W. Jaeger**, Über Aristoteles' philosophische Entwicklung. Περὶ φιλοσοφίας wurde nach Platons Tode als erstes öffentliches Dokument einer selbständigen Philosophie herausgegeben. Der astro-theologische Charakter der spätplatonischen Metaphysik waltet auch in der früharistotelischen Philosophie vor. Das religiöse Erlebnis, das sich in Περὶ φιλοσοφίας spiegelt, hat seine beiden Quellen in dem Bewußtsein der irrationalen Erkenntniskraft der menschlichen Seele und im Anblick der gesetzmäßigen Bewegungen des gestirnten Himmels. Diese Formulierung ist aus Platons Gesetzen (XII 966 D) abgeleitet und kehrt ähnlich noch einmal wieder am Schluß der Kantischen Kritik der praktischen Vernunft, wo jedoch das moralische Gesetz in uns an die Stelle des „dämonischen" Urgrundes der περὶ ψυχὴν συμβαίνοντα tritt, während Platon die ἀέναος οὐσία der Seele als das große Wunder (= das Göttliche) preist. In dem Gedanken der kosmischen Gesetzmäßigkeit stimmen die drei Denker überein. — Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin. (81) **A. Kurfeſs**, Ciceros Briefe. 1918—1920. II. — (90) **A. Kurfeſs**, Vergils vierte Ekloge in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung (wird besonders besprochen).

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Achelis, H., Der Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst: *Th. L.-Ztg.* XLV 21—22 Sp. 248 ff. 'Die Aufgabe, die Hauptlinien aufzuzeigen, ist ausgezeichnet gelungen'. *G. Stuhlfauth.*

Bacon, B. W., Is Mark a Roman Gospel?: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 220. 'Originelle Studie'. *E. von Dobschütz.*

Bernoulli, C. A., Die Kultur des Evangeliums I: *Th. L.-Ztg.* XLV 21—22 Sp. 244 f. 'Hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck'. *M. Dibelius.*

Bonnett, H., Ägyptisches Schrifttum: *Orient.-L.-Ztg.* 23, 11—12 Sp. 271. 'Frisch und anregend geschrieben'. *W. Wreszinski.*

Busse, Br., Das Drama. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. 2. A.: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* XLII 1/2 Sp. 1 ff. 'Die alten Vorzüge des Buches kommen auch in der Neubearbeitung zur Geltung'. *W. Wurzbach.*

Cadbury, H. J., The Style and literary Method of Luke: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 220 f. 'Sehr sorgfältige, beachtenswerte Untersuchung'. *E. von Dobschütz.*

Connolly, R. H., The so-called Egyptian Church Order and derived Documents: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 225. 'Die Untersuchungen sind hier an dem Hauptpunkte zum Abschluß gebracht'. *A. v. Harnack.*

Dölger, F. J., Die Sonne der Gerechtigkeit und der Schwarze: *Th. L.-Ztg.* XLV 23—24 Sp. 269 ff. 'Durch gediegene Gelehrsamkeit und gesunden Scharfsinn ausgezeichnet'. *F. Kattenbusch.*

v. Harnack, A., Zur Abhandlung des Hrn. Holl: Zur Auslegung des 2. Artikels: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 223. 'Weiß eine Fülle von Perspektiven zu erschließen'. *F. Kattenbusch.*

Hoh, J., Die Lehre des hl. Irenäus über das Neue Testament: *Th. L.-Ztg.* XLV 21—22 Sp. 247 f. 'Übersichtliche und vollständige Zusammenstellung des Materials'. *H. Windisch.*

Holl, K., Zur Auslegung des 2. Artikels des sog. apostolischen Glaubensbekenntnisses: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 222. 'Belangreicher Beitrag zur Forschung'. *F. Kattenbusch.*

Lietzmann, H., Die liturgischen Angaben des Plinius: *Th. Lit.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 224. 'Bleibt zweifelhaft'. *F. Kattenbusch.*

Lietzmann, H., Die Urform des apostolischen Glaubensbekenntnisses: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 222 f. 'Erweist die Forschung als lebendig fortschreitend'. *F. Kattenbusch.*

Mager, A., Die Staatsidee des Augustinus: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 226 'Kurz, gemeinverständlich, zutreffend'. *O. Scheel.*

Mentz, A., Geschichte der griechisch-römischen Schrift bis zur Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern: *L. Z.* 5 Sp. 99. 'Der bescheidene „Versuch" erweckt den Wunsch, ihn baldigst zu einer umfassenden Gesamtdarstellung erweitert zu sehen'. *Lfd.*

Mercer, S., Growth of religious and moral ideas in Egypt: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 217. 'Anregend und klar geschrieben'. *A. Wiedemann.*

van Nes, H. M., Paulus brieven aan de Galatiers: *Th. L.-Ztg* XLV 19—20 Sp. 221 f. 'Die Erklärung ist lichtvoll'. *H. Windisch.*

Pallis, A., To the Romans: *Th. L.-Ztg.* XLV 21—22 Sp. 246 f. 'Übertrifft an Verachtung aller Traditionen alles frühere'. *A. Jülicher.*

Paton, D., Early Egyptian Records of Travel I—III: *Orient. L.-Ztg.* 23, 11—12 Sp. 269. 'Überall zeigt sich das Bestreben, nur die Quellen selbst sprechen zu lassen'. *W. Wreszinski.*

Pauli, J., 'Enfant', 'garçon', 'fille' dans les langues romanes. Essai de lexicologie comparée: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* XLII 1/2 Sp. 18 ff. 'Eine vorzügliche und gediegene Erstlingsarbeit'. *L. Spitzer.*

Perry, A. M., The Sources of Lukes Passion Narrative: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 221. 'Gegen die Rekonstruktion erheben sich schwere Bedenken'. *E. von Dobschütz.*

Rohlfs, G., Ager, Area, Atrium. Eine Studie zur romanischen Wortgeschichte: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* XLII 1/2 Sp. 41 ff. 'Nach allen Seiten hin erfreulich und mehrfach abschließend'. *W. Meyer-Lübke.*

Ruska, J., Griechische Planetendarstellungen in arabischen Steinbüchern: *Th. L.-Ztg.* XLV 19—20 Sp. 217 f. 'Willkommener Beitrag'. *J. Goldziher.*

v. Soden, H., Frhr., Palästina und seine Geschichte, 4. Aufl.: *Th. L.-Ztg.* XLV 21—22 Sp. 244. 'Wird sich gewiß viele neue Freunde erwerben'. *H Schuster.*

van Wijngaarden, W. D., Die sociale positie van de vrouw bij Israel: *Orient. L.-Ztg.* 23, 11—12 Sp. 271. 'Man wird zustimmen können'. *M. Löhr.*

Zachariae, Th., Kleine Schriften zur indischen Philologie, zur vergleichenden Literaturgeschichte, zur vergleichenden Volkskunde: *L. Z.* 5 Sp. 99 f., 'Dem weiten Kreis seiner Fachgenossen hat Z damit eine große Freude gemacht'. *A. Hillebrandt.*

Mitteilungen.

Zu Demosthenes' Rede XIII περὶ συντάξεως.

§ 3 ἐγὼ δέ φημι δεῖν (καί μοι μὴ θορυβήσητ᾽ ἐφ᾽ ᾧ μέλλω λέγειν, ἀλλ᾽ ἀκούσαντες κρίνατε), ὡς περὶ τοῦ λαβεῖν ἐκκλησίαν ἀπεδώκαμεν, οὕτω καὶ περὶ τοῦ συνταχθῆναι καὶ παρασκευασθῆναι τὰ πρὸς τὸν πόλεμον, ἐκκλησίαν ἀποδοῦναι.

Zu den mancherlei Ausdrücken, die zu Zweifeln an der Echtheit der Rede περὶ συντάξεως Veranlassung gegeben haben, gehört unter andern auch die an vorliegender Stelle zweimal gebrauchte Wendung ἐκκλησίαν ἀποδιδόναι, die sich bei Demosthenes sonst nicht wieder und, abgesehen von einer Stelle bei Aischines (II, 84 ἀποδοθῆναι γὰρ περὶ τούτων ἑτέραν ἐκκλησίαν), erst im späten Griechisch wiederfindet, so zweimal bei Lukian Θεῶν ἐκκλησία c. 1 ἀλλ᾽ ἐπείπερ ἀποδέδοται περὶ τούτων ἐκκλησία, λεγέτω ἕκαστος ἐς τὸ φανερὸν τὰ δοκοῦντά οἱ καὶ κατηγορείτω, und Ζεὺς τραγῳδός c. 12 ἐσαῦθις ἀποδοθήσεται περὶ τούτων ἐκκλησία. Nach W. Levy (de Demosthenis περὶ συντάξεως oratione, Berlin 1919, S. 18 f.) bedeutet die Redensart nicht einfach „eine Versammlung veranstalten oder abhalten", wofür Demosthenes ἐκκλησίαν ποιεῖν, ποιεῖσθαι, συνάγειν, συλλέγειν, ἐκκλησία γίγνεται und ähnliches sagt, sondern „eine Volksversammlung gestatten oder erlauben, daß in ihr etwas verhandelt werde (concedere contionem vel permittere, ut aliquid in contione agatur)". Wenn Levy die genannte Redensart für

Demosthenes als ein „rarum ἅπαξ εἰρημένον“ bezeichnet, so ist doch noch auf eine Stelle bei ihm hinzuweisen, an der dieselbe als Variante in cod. S erscheint und möglicherweise in den Text aufzunehmen ist, gegen Timokr. § 25 καὶ πρῶτον μὲν ἐφ' ὑμῖν ἐποίησαν διαχειροτονίαν, πότερ' εἰςοιστέος νόμος ἐστὶν καινός, ἢ δοκοῦσιν ἀρκεῖν οἱ κείμενοι· μετὰ ταῦτα δ' ἂν χειροτονήσητ' εἰςφέρειν, οὐκ εὐθὺς τιθέναι προςέταξαν, ἀλλὰ τὴν τρίτην ἀπέδειξαν ἐκκλησίαν, καὶ οὐδ' ἐν ταύτῃ τιθέναι δεδώκασιν κτλ. Statt ἀπέδειξαν ἐκκλησίαν bietet hier S γρ ἀπέδωκαν ἐκκλησίαν, was vielleicht in dem oben angegebenen Sinne „die dritte Versammlung für Einbringung eines neuen Gesetzes einräumen“ besser paßt als die Vulgata ἀπέδειξαν, um so mehr, als auch das gleich darauffolgende δεδώκασιν mehr für ἀπέδωκαν als für ἀπέδειξαν zu sprechen scheint. Blaß in seiner Ausgabe vergleicht hierzu noch Hypereid. für Euxenipp. 22, 12 τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων ἀδικημάτων ἁπάντων καὶ νόμους καὶ ἀρχὰς καὶ δικαστήρια τὰ προςήκοντα ἑκάστοις αὐτῶν ἀπέδοτε.

§ 5 ἵν' ὑμῖν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, μὴ τοιαῦθ' οἷάπερ νυνὶ συμβαίνῃ· τοὺς στρατηγοὺς κρίνετε, καὶ περίεσθ' ὑμῖν ἐκ τῶν πραγμάτων „ὁ δεῖνα τοῦ δεῖνος τὸν δεῖν' εἰςήγγειλεν“, ἄλλο δ' οὐδέν. ἀλλὰ τί ὑμῖν γένηται; πρῶτον μὲν οἱ σύμμαχοι μὴ φρουραῖς, ἀλλὰ τῷ ταὐτὰ συμφέρειν ὑμῖν κἀκείνοις ὦσιν οἰκεῖοι κτλ.

Die Worte ἀλλὰ τί ὑμῖν γένηται; enthalten ebenso wie die folgenden Konjunktive ὦσιν, ἄγωσι καὶ φέρωσι, ὁρῶσιν, ποιῶσι die Fortführung des Absichtssatzes ἵν' ὑμῖν . . . μὴ τοιαῦθ' οἷάπερ νυνὶ συμβαίνῃ. Unterbrochen wird die Konstruktion durch den ziemlich langen Zwischensatz τοὺς στρατηγούς . . . ἄλλο δ' οὐδέν, wozu schon G. H. Schaefer bemerkt: „Notabilis constructio propter cohaerentiam per interiecta τοὺς στρατηγοὺς κρίνετε κτλ. solutam.“ Der größeren Klarheit wegen dürfte es sich empfehlen, statt ἀλλὰ τί γένηται mit geringer Änderung zu schreiben ἀλλ' ἵνα τί γένηται; wie in einigen ähnlich gebauten Sätzen, in denen eine Frage von ἵνα oder einer anderen Konjunktion abhängig gemacht wird, z. B. Andok. 3, 26 ἵνα ἡμῖν τί γένηται; ἵνα ἡττώμενοι κτλ., oder mit Auslassung des Konjunktivs γένηται Demosth. 19, 257 καὶ πάλιν ἐν τῷ δήμῳ γραφὰς ἀποίσειν καὶ τοιαῦτ' ἠπείλει. ἵνα τί; ἵν' ὡς μετὰ πλείστης συγγνώμης . . . κατηγορῶ. 4, 10 πότ' οὖν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, πόθ' ἃ χρὴ πράξετε; ἐπειδὰν τί γένηται; 23, 214 ὑμεῖς δ' ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι . . . ἔτι καὶ τοῦτ' αὐτῷ προςθήσετε; ὅτι τί (sc. ἐποίησεν;). Wenn Levy (a. a. O. S. 24 zu § 9) bemerkt, daß die nach Fuhr (Rhein. Mus. 33 (1878), S. 578) von Demosthenes vermiedene unmittelbare Nebeneinanderstellung von τε καί sich in Rede XIII nicht finde, während τε . . . καί fünfmal vorkommt, so ist zu beachten, daß an unserer Stelle statt τῷ ταὐτὰ συμφέρειν ὑμῖν κἀκείνοις in einigen Hss F Y O ὑμῖν τε κἀκείνοις steht.

§ 10 ἐρῶ πρὸς ὑμᾶς καὶ οὐκ ἀποκρύψομαι, ὅτι πολλῶν καὶ μεγάλων καὶ καλῶν ὄντων τούτων [ἁπάντων] τῶν μὲν ἄλλων οὐδενὸς οὐδεὶς μέμνηται, τοῖν δυοῖν δ' ὀβολοῖν ἅπαντες. καίτοι τοὺς μὲν οὐκ ἔστι πλείονος ἢ δυοῖν ὀβολοῖν ἀξίους εἶναι, τἄλλα δὲ [μετὰ τούτων ὧν εἶπον] τῶν βασιλέως ἄξι' ἐστὶ χρημάτων. Zu der Häufung der Genitive plur. im Anfang dieses Satzes bemerkt Levy (a. a. O. S. 24), daß vielleicht mit Absicht vom Redner drei Genitive auf -λων, dann drei auf -των und schließlich je einer auf -τῶν und auf -ων verwendet sind, und fügt zweifelnd hinzu: „Nescio an talia homoeoteleuta in Demosthenis orationibus non inveniantur.“ Doch kann außer auf die von ihm selbst angeführte Stelle I, 24, an der eine Häufung von Akkusativen plur. stattfindet, hingewiesen werden auf XIX, 132 ὡς ἀσεβῶν καὶ δεινῶν ὄντων τῶν πεπραγμένων καὶ οὔτε δικαίων οὔθ' ὑμῖν συμφερόντων. Im allgemeinen pflegt allerdings Demosthenes das ὁμοιοτέλευτον zu meiden; vgl. Rehdantz, Indices I S. 23. Blaß hat ἁπάντων in seiner Ausgabe eingeklammert, nachdem schon Weil daran Anstoß genommen hatte. In der Tat kann dasselbe gut entbehrt werden. Die Scholien bieten ὧν συμβουλεύω für τούτων ἁπάντων; letzteres könnte aus dem eine Zeile vorher stehenden ἁπάντων oder aus dem bald danach folgenden ἅπαντες entstanden sein. Blaß hat außerdem die Worte μετὰ τούτων ὧν εἶπον beanstandet und im Texte eingeklammert, während Fuhr die Klammern hier wie oben bei ἁπάντων in seiner Ausgabe wieder entfernt hat. Die Vulgata lautet hier τἄλλα δὲ ἃ μετὰ τούτων ὧν εἶπον. Für τἄλλα δέ (so S und γρF) haben die Hss F A Y τὰ δὲ ἄλλα, nur μετὰ steht in S, γρ F A Y corr, ἃ μετά in F Y[1]. Wolf bemerkt zu der Stelle: „Pro ἃ μετὰ τούτων ὧν εἶπον lege aut τὰ μετὰ τούτων ὧν εἶπον aut ἃ μετὰ τούτων εἶπον.“ Sinnstörend scheinen mir besonders die Worte μετὰ τούτων zu sein. Was soll in diesem Zusammenhange die Präposition μετά? Ich würde vorschlagen, falls man nicht μετά, das alle Hss bieten, ganz streichen will, mit geringer Änderung zu schreiben: τὰ δὲ ἄλλα μεγάλα τούτων ὧν εἶπον („die übrigen wichtigen Dinge unter denen, von welchen ich gesprochen habe“) mit Beziehung auf die kurz vorherstehende Aufzählung πολλῶν καὶ μεγάλων καὶ καλῶν ὄντων τούτων ἁπάντων, aus der dann der eine besonders wichtige Begriff μεγάλα hier wieder aufgenommen würde. Gemeint sind unter den wichtigen Dingen die Hopliten, die Schiffe, die Reiter, auf deren Ordnung und Ausrüstung es dem Redner vor allem ankommt, vgl. den Schluß von § 10 πόλιν τοσούτους ὁπλίτας ἔχουσαν καὶ τριήρεις καὶ ἵππους καὶ χρημάτων πρόςοδον συντετάχθαι καὶ παρεσκευάσθαι und § 9 διελέχθην δ' ὑμῖν περὶ τούτων καὶ πρότερον καὶ διεξῆλθον ὡς ἂν συνταχθείητε, οἵ θ' ὁπλῖται καὶ οἱ ἱππεῖς καὶ ὅσοι τούτων ἐκτός ἐστε.

Dresden. Conrad Rüger.

Lat. nômen.

Vor sechs Jahren hat sich H. Güntert in seiner Schrift „Über Reimwortbindungen“ S. 168 mit dem Artikel Name in der 7. Auflage meines Etym. Wbs. beschäftigt, um zu beanstanden, daß ich lat. nômen wieder, wie es vor 50 Jahren gern geschah, mit der Verbalwz. gnô von lat. nôsco (gr. γιγνώσκω) zusammenstelle. Die Erwägungen, die mich früher geleitet haben und noch jetzt leiten, zielen in erster Linie auf eine vorurteilslose Betrachtung von lat. nômen.

Erst wenn die internlat. Beurteilung geklärt ist, kann man zu der auswärtigen Verwandtschaft vorschreiten. Nun deutet man den Zusammenhang von nômen mit cōgnōmentum so, daß man sekundäre Beeinflussung durch lat. cōgnôsco annimmt. Das darf man aber bezweifeln: die Ztw. āgnôsco cōgnôsco stehen inhaltlich zu āgnômen cōgnômen in keinem noch so geringen Zusammenhang, während das Sprachgefühl āgnômen und cōgnômen im Zusammenhang mit nômen empfindet. Und vollends îgnôminia, das allgemein als „Unnamigkeit“ gedeutet wird, ist ein schlagender Beweis dafür, daß nômen ein ursprgl. *gnômen gewesen ist. Nicht anders erschließt man ein textliches Original aus den verschiedenen Lesarten einer Hs. Erst wenn das Interne erledigt ist, darf die Sprachvergleichung ihr Recht verlangen. Allerdings stimmt got. namô ahd. asächs. namo mit dem gleichbed. altind. nâman so ganz überein; auch gr. ὄνομα, wenn man dafür nach früherer Anschauung sekundäres Anlauts-o annimmt. Aber schon längst hat man diese Sippe von der idg. Wz. gnô getrennt: man meinte, ein Anlauts-g könnte nicht geschwunden sein. Das Zeitalter der Lautgesetze hat mit manchen Etymologien aufgeräumt und oft genug mit Recht. Aber es gibt doch noch viele alte Etymologien, die man neuerdings schützen muß. Die Anlautsverbindung gn der ältesten Grundsprache konnte bleiben oder fallen, konnte lautgesetzlich zu n erleichtert werden oder durch Systemzwang festgehalten werden (vgl. gr. ἔγνων, lat. îgnôtus für *in-gnôtus). Der Inhalt eines Worte. spricht bei der Etymologie mit. Unser nhd. Name mit unserm nehmen in einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zu bringen, ist unmöglich und noch niemandem in den Sinn gekommen. Worteinheit und Wortbildung sprechen, wenn man die übrige Verwandtschaft mit in Anschlag bringt, gegen jede rein germanische Deutung, für die allerdings auch noch niemand eingetreten ist. So ist für Name eine Grundbedeutung „Kennung, Erkennung, Kennzeichen“ durchaus annehmbar. Nun liegt in gr. γνῶμα „Kennzeichen“ (bei Herodot) eine verständliche Zwillingsform vor, die den alten Zusammenhang mit der Wz. gnô bestätigt. Meine Ansicht geht also dahin, daß lat. nômen aus urlat. *gnômen und gr. ὄ-νομα neben γνῶμα alte Zwillinge sind.

Freiburg i. B. Friedrich Kluge.

Eingegangene Schriften.

C. Döttling, Die Flexionsformen lateinischer Nomina in den griechischen Papyri und Inschriften. Diss. Lausanne, „La Concorde“.

Tertullien, Apologétique. I. Apparat critique et traduction littérale revue et corrigée par J. P. Waltzing. Liège, Vaillant-Carmanne u. Paris, Champion. 10 Fr. II. Commentaire analytique, grammatical et historique par J. P. Waltzing. Ebenda. 15 Fr.

Le Codex Fuldensis de Tertullien par J. P. Waltzing, Liège, Vaillant-Carmanne u. Paris, Champion. 15 Fr.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 26. März. 1921. №. 13.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Thomas Fitzhugh, The old-latin and old-irish monuments of verse. University of Virginia. Bulletin of the school of Latin No. 10. 1919. 134 S. 5 Dollar.

Die vorliegende Arbeit stellt den Abschluß einer Reihe von Untersuchungen dar, deren Ziel es ist, die Übereinstimmung des altkeltischen und altlateinischen Verses als eines akzentuierenden Verses nachzuweisen und so einen indogermanischen Vers zu gewinnen. Soweit die Untersuchungen das Gebiet der keltischen Philologie berühren, steht mir natürlich kein Urteil zu; ich kann sie nur soweit berücksichtigen, als das Gebiet der lateinischen Rhythmik berührt wird. Das betrifft also nur die eine Hälfte. Aber die Voraussetzung für die Richtigkeit der vom Verf. vertretenen Auffassung ist doch, daß beide Teile in sich wohl begründet sind. Mit einer beinahe leidenschaftlichen Energie tritt der Verf. für die akzentuierende Auffassung des altlateinischen Verses ein, die allein dem lateinischen Sprachcharakter entspreche. Man sieht: die Entscheidung hängt mit zwei Fragen zusammen, die für die Geschichte des Lateinischen von grundlegender Bedeutung sind: mit der Frage nach dem Wesen des Saturniers und der nach dem Wesen des lateinischen Akzents. Da stellen sich gleich gewisse Bedenken ein. Der Verf. sieht als urlateinisch die Betonung der ersten Silbe an. Er hält in iambischen Wörtern und Silbenfolgen die iambische Messung *mărī* und die pyrrhichische *mărĭ* für ohne weiteres gleichberechtigt. Dabei ist verkannt, daß diese nur im Satzzusammenhang unter gewissen Voraussetzungen möglich ist (Iambenkürzungsgesetz) und daß die Übertragung der Kürzungsmöglichkeit auf Formen wie *marīque*, *Camēnae* nicht zulässig ist. Für eine allgemeine Anfangsbetonung gibt es im Lateinischen keinen Anhaltspunkt, obgleich diese Auffassung seit Corssen verbreitet ist. Sicher ist die Anfangsbetonung für zusammengesetzte Bildungen (*conficio* neben *facio*, *cecidi* zu *caedo*, *undecim* aus *uno decim*) [1]. Hier ist sie durch den Sinn bedingt. Daß Wörter wie *amícus* je anders als auf der mittleren Silbe betont gewesen seien, ist eine durch nichts begründete Annahme. Die Lehre der alten Grammatiker ist sehr verworren, weil sie griechische Akzentgesetze einmengen, was bei der Abhängigkeit der lateinischen Grammatik

[1]) Hier dürfte der Weg so gewesen sein: auszugehen ist von **unos + decem; úno-décem* wurde zu *ún-décem* und dies zu *úndecim*. Der Trochaeus *uno-* verliert seine zweite Silbe, wie *atque*, *ille* u. ä. im Satzzusammenhang; ebenso ist ja *quindecim* aus *quínque décem* entstanden, vgl. auch *undeviginti*.

von der griechischen erklärlich ist. Sicher falsch zieht der Verf. Rhet. Her. IV 20, 27 in diesen Zusammenhang, wo *dinumeratio* das Abzählen der Silben beim ἰσόκωλον bedeutet. Auch Wörter vom Typus *facilia* lassen sich nicht als Belege für urlateinische Anfangsbetonung verwenden, obgleich die Neigung dazu, so viel ich weiß, allgemein herrscht. Hat doch sogar Lindsay, Philol. LI (N.F.V) 1891 S. 364—374 (nach teilweisen Vorgang von anderen Gelehrten) behauptet, daß diese Wörter zur Zeit des Plautus stets *fácilia* gesprochen seien. Es läßt sich aber nachweisen, daß diese Betonung bei Plautus ein Gräcismus ist. Bekanntlich ist ein Versschluß, wie etwa *occupat domum* bei den Scenikern verpönnt, weil durch ihn der letzte Fuß so abgetrennt wird, daß auch vor ihm Verschluß möglich ist. Wenn Ennius scaen. 228 *lŏcō* | *lĭcĕt.* 340 *cogitat parat putat* zuläßt, so kennzeichnet ihn dies als Griechen. Zulässig ist aber bei Plautus als Schluß *reveniant domum* (Beispiele: R. Klotz, Grundzüge altrömischer Metrik 1890 p. 242), obgleich *reveniant* ebenfalls Versschluß sein kann. Dies ist aber nicht eine italische, sondern eine griechische Erscheinung (bei App. Claud. sent. 1 ist *oblíscĕrĕ* | *misĕrias* zu messen). Daraus folgt, daß auch die Betonung *fácilia* bei Plautus als Gräcismus zu bewerten ist. Neben ihr steht ja, obgleich seltener, aber doch gleichberechtigt *facília*, und es ist nicht erlaubt, die doch recht zahlreichen Fälle dieser Betonung mit den früher beliebten Hausmittelchen plautinischer Textkritik, in denen nach Ritschl besonders C. F. W. Müller Meister war, zu beseitigen. Wäre *fácilia* italisch, erklärte es sich aus der Anfangsbetonung der Wörter, so müßte man sich wundern, daß *mōbilia* anders behandelt wird.

Damit erweist sich aber auch die Saturnierauffassung des Verf. als unhaltbar. Ich will nur andeuten, daß manches als Saturnier aufgeführt wird, wobei die Herkunft sehr zweifelhaft ist. Aber wenn er den Vers akzentuierend mißt: *málum dábunt Métélli* | *Naévió poétaé*, so ist das ebenso unmöglich wie die Lindsaysche Messung: *málum dábunt Metélli* | *Naévio poétae*, in der ich überhaupt keinen Vers erkennen kann. Daß der uns erhaltene saturnische Vers quantitierend zu messen ist, scheint mir nach anderen Leo sicher erwiesen zu haben. Freilich komme ich für den Vers nicht ganz mit der quantitierenden Messung aus. Es bleiben Erscheinungen, die sich bei dieser Auffassung nicht erklären. Daher scheint mir die Annahme unvermeidlich, daß wir vor dem quantitierenden Saturnier einen akzentuierenden anzunehmen haben. Aber nicht erst Livius und Ennius haben die quantitierende Messung eingeführt; sie muß in der allgemeinen Sprachentwicklung begründet gewesen sein, und deswegen kann ich sie auch nicht bloß durch griechischen Einfluß, am allerwenigsten durch den einer hellenisierenden Clique, erklären. Denn auch die Scipioneninschriften, deren älteste in Livius' Jugendzeit fällt, haben denselben Vers wie die Literatur. Der Übergang vollzieht sich also in vorliterarischer Zeit und ist daher nur in seinen Nachwirkungen zu erkennen. Es ist wohl kein Zufall, daß die Gelehrten, die vom Lateinischen aus den Saturnier betrachtet haben, ihn fast durchweg als quantitierend ansehen, während diejenigen, die vom sprachvergleichenden Standpunkt an ihn herangetreten sind, ihn vorwiegend als akzentuierenden Vers auffassen. Mit der Annahme der ursprünglichen Betonung der Anfangssilbe im Lateinischen hängt es auch zusammen, daß der Verf. einen steigenden Rhythmus im Saturnier nicht anerkennt. Dies ist ebenfalls durch die obigen Bemerkungen erledigt. Aber ich glaube, wir kommen seiner Auffassung nahe, wenn wir als Urvers einen Doppelvers von 2 × 4 Hebungen ansehen, aus dem die uns vorliegenden Formen sich durch Katalexe erklären. Dieser Doppelvers entspräche dann 2 × 2 Doppelschritten der Schritt- bzw. Tanzbegleitung, die wir bei den Prozessionsliedern anzunehmen haben (vgl. in dieser Wochenschrift 1919 p. 678).

Eine andere Frage ist, ob von den vorliterarischen akzentuierenden Formen Verbindungsfäden zur spätlateinischen Rhythmik (besonders der kirchlichen Verskunst) und zu den romanischen Versen hinüberführen. Das hängt hauptsächlich davon ab, wie stark man sich die Einwirkung der Bewegung zu denken hat, die zur Umgestaltung der saturnischen Verskunst geführt hatte. Jedenfalls beweist auch das romanische Betonungssystem nichts für die Anfangsbetonung des Lateinischen. So weit ich sehe, wirft hier der Verf. ganz verschiedenartige Dinge durcheinander, wenn er den Übergang zu *filiólum* ebenso auffaßt, wie den zu *cadére*. Hier sind nicht lediglich Akzentverhältnisse bedingend, da ja neben dem Übergang von der dritten zur zweiten Konjugation auch der umgekehrte steht.

Der Verf. hat versucht, in kühner Beweisführung ein übersichtliches Bild der Ent-

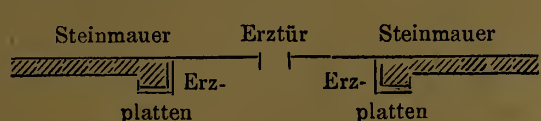
wicklung der lateinischen Rhythmik im Zusammenhange mit der keltischen zu entwerfen. So wenig ich seine Auffassung für das Lateinische als bewiesen anerkennen kann, so bestreite ich doch nicht, daß sich Fäden spinnen lassen vom Saturnier zu den Versen anderer indogermanischer Völker. Aber diese vergleichende Metrik baut sich erst dann auf sicherem Grunde auf, wenn für die einzelnen Gebiete fester Boden gewonnen ist.

Erlangen. Alfred Klotz.

E. Kornemann, Mausoleum und Tatenbericht des Augustus. Leipzig 1921, Teubner.

Es gibt wohl kaum einen Text des klassischen Altertums, der einen so sorgfältigen, gelehrten und ausführlichen Kommentar besitzt, wie das Monumentum Ancyranum in der zweiten Ausgabe von Mommsen. Das vorliegende Buch will und kann ihn nicht ersetzen, sondern höchstens fortsetzen durch eine raisonnierende Verwertung der neueren Untersuchungen teils vom Verf. selbst, teils von anderen. Es fragt sich nur, ob die Zahl der gesicherten Resultate groß genug ist für ein neues Buch.

Nach dem Vorwort behandelt der Verf. I. Das Mausoleum d. Aug., II. Die Aufstellung des Tatenberichts vor dem Mausoleum, III. Die Entstehungsgeschichte des Tatenberichts: 1. Das Resultat der Forschung Mommsens, 2. Die Schlußredaktion d. Tiberius, 3. Das Urmonument, 4. Die Entstehung der Gesamtinschrift, IV. Der literarische Charakter der Inschrift (fehlt bei Mommsen). — Um mit Kleinigkeiten zu beginnen, so habe ich zunächst persönlich für einige Liebenswürdigkeiten zu quittieren: S. 7—8 spricht der Verf. von der Umgebung des Mausoleums: „Gardthausen erweckt hier ganz falsche Vorstellungen.“ Ich sprach von einem Wäldchen, Strabo dagegen sagt μέγα ἄλσος. Einen großen Wald hat es damals unmittelbar vor den Toren Roms nicht gegeben; der Ausdruck ist also relativ, das heißt groß für die nächste Nähe der Großstadt; absolut genommen war es doch nur ein Wäldchen, das sich nur nach N. etwas ausbreiten konnte. Der Versuch ferner, den der Verf. zum zweiten Male macht, ein ägyptisches oder afrikanisches Vorbild für das Mausoleum nachzuweisen (s. m. Aug. 1, 980; 2, 864), ist wiederum mißlungen; wir brauchen kein fremdes Vorbild. Wenn Strabo bei der Beschreibung des Grabmals von weißem Stein redet, so ist das nicht der gelbliche Travertin (S. 5), sondern im Munde eines Griechen: Marmor (s. m. Aug. 1, 980); das zeigen die griechischen Inschriften bei Larfeld, Handb. d. gr. Epigr. 1, 181. Ferner sucht der Verf. die Aufstellung des Tatenberichts in Rom zu bestimmen (S. 13). Ich hatte in m. Aug. 1, 1297 angenommen, daß der monumentale Rundbau des Grabes, durch eine hohe oder niedrige Ringmauer getrennt war von den Wegen der Spaziergänger; und das scheint mir auch heute noch für ein Grabmal durchaus sachgemäß; Kornemann nennt das Phantasien. „Alle diese Aufstellungen der Neueren sind falsch;“ er denkt sich den Tatenbericht eingegraben in zwei besonderen ehernen Pfeilern vor dem Mausoleum. Dort standen aber zwei ägyptische Obelisken, und es ist nicht anzunehmen, daß man zwei steinerne und zwei eherne Pfeiler dort zusammengestellt habe. Diese Obelisken müssen also entfernt werden! K. beruft sich dabei (S. 7) auf Richter, Röm. Topogr.,[2] 250; der sagt aber nur: „ungewiß seit wann, aber jedenfalls erst seit Augustus Tode errichtet“; das ist aber gerade die Zeit, in der die Inschrift eingemeiselt wurde. Wenn die beiden Erzpfeiler zuerst standen, so hätte man sich gescheut, ihnen zwei Steinpfeiler gegenüberzustellen; und umgekehrt. Die Annahme Kornemanns von freistehenden Pfeilern verträgt sich namentlich nicht mit dem Ausdruck Suetons tabulae, den K. (S. 17) nicht zu erklären vermag. Nach meiner Annahme sind tabulae die Erzplatten an den Pfeilern des Eingangstores — sei es nun der Ringmauer oder des Mausoleums selbst — das ist beides möglich.



Diese Anordnung an beiden Seiten des Eingangstores erklärt: 1. die Zweiteilung der Inschrift; nach Kornemanns Auffassung hätte ein freistehender Pfeiler genügen müssen; 2. die Anordnung der Inschrift ist dieselbe wie in Ancyra, wo die lateinische auf den Wänden der Anten r. u. l. vom Eintretenden angebracht ist; 3. der Tatenbericht ist sowohl auf Pfeilern wie auf Erzpfeilern eingegraben, in duobus aeneis pilis; 4. die Inschrift auf den beiden vorspringenden Eckpfeilern der Tür ist sowohl vor dem Grabmal (ante Mausoleum) als auch an dem Denkmal selbst πρὸς τῷ ἡρῴῳ. Die Analogien, die der Verf. heranzieht S. 15 mit den acta ludorum und S. 16 mit dem Cenotaphium Pisanum können für die Verteilung

der Schrift nichts beweisen, denn dort fehlt der große Rundbau mit seinem Eingangstor.

Wir kommen nun zu dem Herzstück des neuen Buches, das jedenfalls dem Verf. am meisten am Herzen liegt, zu der Frage, ob sich am Monum. Ancyranum die Spuren seines Werdegangs und die Fugen seiner Entstehung noch nachweisen lassen. Es ist das eine prinzipielle Frage, und auch der Verf. wird einräumen, daß, wer sie verneint, nicht eine einzelne Kontroverse, sondern das ganze ablehnt. Schon in meinem Augustus mußte ich dazu Stellung nehmen; ich kam zu dem Resultat, daß unser Material nicht ausreiche für unanfechtbare Resultate, und daß der Verf. einem Ziele nachjagt, das sich nicht erreichen läßt. Andere werden anders urteilen; aber das ist auch heute noch der einzige Standpunkt, den ich für den richtigen halte.

Mommsen hatte diese Frage bereits aufgeworfen, und der Verf. hat schon in zahlreichen Aufsätzen der Klio 2, 3, 4, 5, 14, 15 diesen Gedanken von Mommsen weiter ausgeführt und mit großem Scharfsinn, aber auch mit großer Hartnäckigkeit verteidigt gegen die verschiedensten Angriffe von rechts und links. Wie ein roter Faden zieht sich dieser Gedanke durch die einzelnen Zeitschriftenartikel und und durch den Hauptteil dieses Buches. Schon bei dem Streit um die Zeitschriftenartikel sind die Einzelheiten erörtert, und namentlich Wilcken, der sonst mit dem Verf. auf einem Boden steht[1]), hat ihn in der Hauptsache widerlegt.

Niemand wird heute noch behaupten, daß der Tatenbericht des Augustus ein Werk sei, vollständig aus einem Guß; verschiedene Zeiten und verschiedene Hände sind anzuerkennen, wenn sie sich auch nicht genau scheiden lassen. Es sind Momente von größerer oder geringerer Beweiskraft geltend gemacht, aber keines von entscheidender Bedeutung. Bald wird nach Denaren, bald nach Sesterzen gerechnet, bald schreibt man Ti. bald Tib.; das eine ist richtig, das andere nicht falsch; Tiberius ist manchmal privignus manchmal filius des Augustus; die Zahlen werden manchmal durch Zahlzeichen, manchmal durch Worte ausgedrückt, und bei zusammengesetzten Zahlen wird zunächst die kleinere, bei höheren dagegen die große an erster Stelle gesetzt. Es kommt sogar vor, daß derselbe Gegenstand zweimal im Tatenbericht erwähnt wird usw. Das sind alles Momente, die keine definitive Entscheidung bringen können. Schwerer fällt ins Gewicht, daß an einer kritisch nicht sicheren Stelle Germanien zu den römischen Provinzen gerechnet wird (S. 23); das ist richtig für das Jahr 5 n. Chr., aber nicht mehr nach der Varusschlacht; allein daraus folgt noch nicht, daß Augustus diese Stelle vor dem Jahre 5 n. Chr. geschrieben hat; dann hätte doch entweder Augustus später oder Tiberius eine Änderung vornehmen können oder müssen. Beide haben die Änderung vielleicht aus einem gewissen Trotz unterlassen[2]); so wie die Franzosen nach 1871 sich noch vielfach weigerten, Elsaß-Lothringen zu Deutschland zu rechnen. Der Verf. legt allen diesen einzelnen Momenten ein, wie ich glaube, allzu großes Gewicht bei und macht sich (S. 34—35, 62—64) daran, den ersten Entwurf, ein Urmonument, herauszuschälen und wörtlich abzudrucken. Allein dieses Mittel hat doch nur Beweiskraft für den, der schon überzeugt ist. In ähnlicher Weise haben auch Bormann und Koepp den von ihnen zurechtgestutzten Text abdrucken lassen, ohne damit durchzudringen.

Über den schriftlichen Nachlaß des Kaisers erfahren wir nur gelegentlich, daß er teils von der Hand seiner Freigelassenen Polybius und Hilarion, teils von Augustus' eigener Hand herrührte. Das gilt namentlich von dem bürgerlichen Testament des Kaisers, das am 13. Apr. 13 n. Chr. abgeschlossen und besiegelt wurde; nach Sueton Aug. 101, 4 ward es wahrscheinlich damals gleich bei den Vestalinnen deponiert; Sueton erzählt dann weiter, nach dem Tode des Kaisers sei dies Testament mit drei anderen Schriftstücken (darunter dem Tatenbericht) von den Vestalinnen ausgeliefert und im Senate verlesen. Aber aus der Suetonstelle folgt durchaus nicht, wie der Verf. meint, daß der Tatenbericht zugleich mit dem Testament den Vestalischen Jungfrauen übergeben sei; daß also Augustus schon vorher im Jahre 13 n. Chr. seine Arbeit abgeschlossen habe.

Wer das zugeben wollte, müßte auch zugeben, daß alle Ereignisse des letzten Lebensjahres, namentlich die ausführliche Erwähnung des dritten Census (3—4 Zeilen) ein Zusatz des Tiberius sei; und Mommsen hat in der Tat diese Folgerung gezogen (S. 24). Allein

[1] Hermes 38 1903, 618—28; vgl. m. Aug. 1, 1293—94.

[2]) O. Hirschfeld, Kl. Schr. S. 833 redet von einer Verschleierung der Tatsachen, vgl. Kornemann S. 58 A 2.

seine Gründe sind nicht entscheidend. Tiberius hat, wo es nötig war, den Text mit großer Pietät geändert; so große Zusätze hat er dagegen nirgends gemacht. Wie lange diese drei Schriftstücke — im Gegensatz zum Testament — deponiert waren, könnnen wir nicht wissen.

Den Beginn des Urmonuments hält der Verf. für ungefähr gleichzeitig oder wenig jünger als das Mausoleum (S. III u. 40); seine Gründe sind zum Teil negativ und nicht ausreichend. Vielleicht hängt die Sache doch etwas anders zusammen: Augustus hatte Memoiren geschrieben und herausgegeben, die bis zum cantabrischen Kriege reichten. Da er nun noch drei, ja vier Jahrzehnte länger lebte, so fühlte er die moralische Verpflichtung, die Memoiren weiter zu führen; das war für ihn nicht allzu schwer, denn er hatte schon in seinen politischen Anfängen genau Buch führen lassen. Nach der Herausgabe der Memoiren fuhr er natürlich damit fort, Materialien zu sammeln und das Wichtigste aufzeichnen zu lassen als Grundlage des zweiten Teils seiner Memoiren. Als Augustus dann in seinen letzen Lebensjahren daran dachte, diesen Plan auszuführen, schrak er vor der großen Arbeit zurück, nun noch die letzte Hälfte seines Lebens in gleicher Weitläufigkeit zu schildern, wie er es bereits mit der ersten Hälfte getan hatte. Es machte ihm jedenfalls weniger Arbeit, sein ganzes Leben noch einmal, aber ganz kurz, in lapidarem Stil zu schildern; und diese Übersicht über seine Taten, die also für einen ganz anderen Zweck angelegt war, bestimmte er schließlich für sein Mausoleum. Wenn das also wahr ist, so gewinnen wir auch den richtigen Standpunkt für die Hypothese von Bormann, Nissen usw., daß das Monumentum Ancyranum als die Grabinschrift des Augustus aufzufassen sei, die übrigens nicht nur von Mommsen, Hirschfeld usw., sondern auch von dem Verf. S. 18, 81 mit vollem Recht bekämpft wird.

W a n n er diesen neuen Entschluß faßte, wissen wir nicht; vielleicht erst kurze Zeit vor der Abreise nach Nola; denn die letzte Redaktion scheint allerdings etwas rasch vorgenommen zu sein. Wenn wir uns aber bemühen, die Reihenfolge der Entstehung und die Fugen des Werkes nachzuweisen, so ist das ungefähr ebenso aussichtslos, als wenn wir nachweisen wollten, was Augustus, was Polybius und Hilarion von diesen Aufzeichnungen geschrieben habe. Wenn das Original der Materialsammlung erhalten wäre, könnte man sich nach sachlichen, sprachlichen und namentlich graphischen Gründen eine Meinung darüber bilden. Jetzt aber, da wir nur die Marmorinschrift von Ancyra haben, ist es aussichtslos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen; s i c h e r e Resultate, die auch der Gegner anerkennen muß, lassen sich nicht erreichen oder wie Nissen[3]) sagt: „Über die ursprüngliche Abfassungszeit und die nachträgliche Redaktion des Schriftstückes lassen sich keine stichhaltigen Vermutungen aufstellen; für uns datiert es in seiner gegenwärtigen Gestalt aus den letzten Lebensmonaten des Kaisers."

Leipzig. V i c t o r G a r d t h a u s e n.

[3]) Rh. Mus. 41, S. 487.

Sten Konow, D a s i n d i s c h e D r a m a. Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. Begründet von Georg Bühler, fortgesetzt von F. Kielhorn, herausgeg. von H. Lüders und J. Wackernagel. II. Band, 2. Heft D. Berlin und Leipzig, De Gruyter & Co. 138 S. 8. 24 M.

Daß Indien auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur (Tierfabeln und -märchen) überwiegend der gebende Teil für die verwandten Literaturgebiete anderer Länder ist, wird seit Theodor B e n f e y s „Pantschatantra" allgemein angenommen; hingegen ist mehrfach der Versuch gemacht worden — öfter von indologischer Seite —, das indische Drama in seinem Ursprung auf griechischen Einfluß zurückzuführen. Unter diesen Erörterungen war die sachlichste die des 1918 verstorbenen Indologen und Keltisten Ernst W i n d i s c h. Aber nicht die klassische Tragödie zog Windisch heran, sondern die neuere attische Komödie; eine Berührung mit derselben hätte durch die Künstler, die Alexander auf seinem Zuge nach Indien mit sich führte, und durch die an den Höfen der griechischen Fürsten im westlichen Indien wirkenden Künstler stattgehabt. Wenn sich dies durch ein direktes Zeugnis zwar nicht beweisen läßt, ist es dennoch möglich; auf dem Gebiete der bildenden Kunst ist der griechische Einfluß bewiesen. Unter den Kennzeichen, welche das indische Drama mit der neueren attischen Komödie gemein hat, ist das schwerwiegendste der Vorhang, der im Sanskrit y a v a n i k ā heißt; da nun mit Yavana auch die Griechen bezeichnet werden, scheint hier ein deutlicher Hinweis auf den Ursprung des Vorhanges vorzuliegen. Aus Dramen, die ihrer Fassung nach eine ältere Stufe als die des Kālidāsa (5. Jahrh. n. Chr.) darstellen, geht

jedoch hervor, daß jener Ausdruck kein t. t. ist, sondern überhaupt einen Teppich bezeichnet, der von einem der mit Yavana bezeichneten Völker des Westens eingeführt worden ist (so von Persern, wie man glaubt).

In neuerer Zeit ist es Hermann Reich gewesen, der seiner Theorie zufolge den klassischen Mimus zum Ausgangspunkt des indischen Dramas machte.

Es ist nicht genug zu begrüßen, daß Sten Konow in seinem Werke „Das indische Drama“, in dessen § 52 (S 40 f.) er die griechischen Hypothesen behandelt, Gesichtspunkte hervorhebt, die diesen und ähnlichen Konstruktionen wenig Überzeugungskraft belassen. Drei Fehler sind jenen Versuchen gemeinsam:

1. Sowohl Windisch als Reich gehen von der Voraussetzung aus, daß das Mṛcchakaṭikam (in deutschen Übersetzungen als Vasantasenā bekannt) das älteste indische Drama sei, und haben fast nur mit diesem operiert, ohne die übrige Literatur heranzuziehen;

2. verkennen beide Versuche (was bei Reich als Nichtindologen begreiflich ist) die grundlegenden Unterschiede zwischen Komödie und Mimus einerseits und den zehn Arten des indischen Dramas andererseits;

3. sieht heute — und das kann man natürlich jenen Forschern nicht zur Last legen — die Geschichte des indischen Dramas anders aus als vor rund 10 Jahren, da Funde in Ostturkestan und in Indien Manuskripte zum Vorschein brachten, die dramatische Werke von ausgesprochen einfacherer, daher auch älterer Technik, Sprache und solchen Kunstmitteln enthalten. Kommt endlich dazu, daß Ansätze zur dramatischen Literatur in Indien in einer der Invasion Alexanders vorausliegenden Zeit nachweisbar sind, so verschieden auch die diesbezüglichen Ansichten über die Entwicklung sein mögen: daß das indische Drama in seinem Wesen und in der Form ein autochthones Produkt des indischen Geistes ist, kann nicht bezweifelt werden.

Auf dem Gebiete der indischen Astronomie, wo sich ebenfalls das Problem des griechischen Einflusses findet, müssen die Methoden der Berechnung der Daten in den Bereich der Untersuchung gezogen werden. Es ist daher folgerichtig zu fragen, ob die Inder eine Theorie des Dramas besitzen und ob dieselbe Berührungspunkte mit der autoritativen Poetik des Aristoteles aufweist. Diesem Gedankengange dürfte der Versuch Max Lindenaus seinen Ursprung verdanken, das auf alten Bestandteilen beruhende dramaturgische Lehrbuch des Bharata mit Aristoteles' Poetik zu vergleichen (Festschrift Ernst Windisch, Leipzig 1914, S. 38 ff.) Hier wird die größte Vorsicht am Platze sein, um Übereinstimmungen, die sich aus der Natur des Objektes ergeben, nicht dem „Autor“ als Entlehnungen zuzuschreiben; und dabei ist „Autor“ nur ein Begriff, da das Werk des Bharata weder einheitlich noch zeitlich bestimmt ist.

Diese Erwägungen sind es zum Teil, die St. K. in seiner dankenswerten Arbeit anstellt. In kurzer, dabei aber nichts Wesentliches übersehender Weise bietet der Gelehrte ein Handbuch des indischen Dramas, das über alle Fragen unterrichtet und zu näheren Forschungen die Literatur bietet, sei es der Schauspieler oder die Bühne, sei es die Sprache oder die Technik: all dies findet der Leser konzis, aber hinreichend geschildert. Den größeren Teil des Werkes nimmt die Behandlung der Frage nach der Entstehung des indischen Dramas (S. 37—49) und die (äußerst reichhaltige) Geschichte der dramatischen Literatur (S. 50—124) ein, bei welch letzterer auch die Übersetzungen der einzelnen Dramen verzeichnet sind. Vorsichtig in der Aufstellung seiner Ansichten über die Entstehung des indischen Dramas sucht K. im Lande der Śūrasenas um den Beginn der christlichen Ära „das Heimatland des indischen Dramas“ (S. 49).

Doch die Behandlung dieser Fragen fällt aus dem Rahmen des Interessengebietes dieser Wochenschrift.

Prag. Otto Stein.

Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. 1. Teil. Wien 1918, Seidel u. Sohn. 404 S. 80 M.

Das vorliegende Buch von Dopsch, der bisher über die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit sowie die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslaven wichtige Arbeiten veröffentlicht hat, interessiert auch die Leser dieser Wochenschrift, denn D. will zeigen, wie die mittelalterliche Kultur, besonders die deutsche, sich fortentwickelt hat aus der römischen Kultur, wie die europäische Kultur sich als eine einzige, wenn auch wellenförmig verlaufende Linie darstellt, wie deutsches und römisches Wesen gemischt die mittelalterliche Kultur ergeben. Die geschichtliche Entwicklung

kennt also nach D. keine „Zaesuren“, wie sie in unseren Schulbüchern Jahre, wie etwa 476, bezeichnen sollen, sondern die Entwicklung vollzieht sich in einer beständigen Folge. Den wirtschaftlichen Zusammenhang, ja die wirtschaftliche Abhängigkeit des Mittelalters vom Altertum nachzuweisen, das ist die Aufgabe des Buches, die Ausnutzung der Forschungsergebnisse und Grabungsfunde der römisch-germanischen Kommission der neue Weg, den D einschlägt. Man kann sagen, daß D. sich dieser Aufgabe, die er sich gestellt hat, ohne „patriotische Voreingenommenheit“ unterzieht, wie dies leider bei den Vorkämpfern der Frage, ob die deutsche Kultur aus sich selbst heraus erwachsen ist oder ob sie über Gallien von Rom aus kam, ausdrücklich betont werden muß. Und doch bedarf es keiner patriotischen Voreingenommenheit, um zu zeigen, wie verkebrt die weit verbreitete Ansicht ist, die Römer wären die Kulturbringer. Wie hohe Kunst und Kultur verraten die Funde unserer Heimat, wie oft ist der Norden der gebende Teil bereits in vorgeschichtlicher Zeit! Germanisch sind die Rechtsverfassung, insbesondere das Prozeßrecht, die ständische Gliederung, das Lehnswesen, das auf germanischer Treue, nicht auf römischem Gehorsam beruht. Römisch sind nur Religion und Sprache, damit aber Literatur und Wissenschaft. — Im vorliegenden Bande werden von D. die landschaftlichen Beziehungen behandelt, im noch ausstehenden zweiten Band sollen Kirche, Staat und Gesellschaft, Verkehrswesen, Studienwesen und Stadtwirtschaft auf ihre Grundlagen untersucht werden. Es ist erstaunlich, mit welcher Gründlichkeit D. das Material für seine Arbeit gesammelt hat, denn es liegt vielfach in den Aufsätzen berufener und auch unberufener Autoren verborgen, die die zahlreichen Provinzialblätter bringen. Die Kritik dieser „Quellen“ ist D. nicht stets geglückt. Mit Recht betont Philippi in seiner ausführlichen Besprechung in den Gött. gelehrt. Anz. 1920, 45—56, daß die Annahme, Cäsar und Tacitus setzten bereits ein Privateigentum der Germanen an Grund und Boden voraus, irrig ist. Es gibt nur Quellenbelege gegen diese Annahme (z. B. Tac. Germ. c. 31, 20), Stellen für die Ansicht von D., selbst in der die schroffe Stellungnahme von Wittich (Grundherrschaft in Nordwestdeutschlaod 1896) abschwächenden Form, daß nur die Führer infolge ihres Besitzes an Grundeigentum, das die Unfreien bestellen mußten, „auf der Bärenhaut“ liegen konnten, fehlen und sind nur durch allgemeine Betrachtungen von D. ersetzt worden. Auch die Frage, auf welche literarischen Quellen die Cäsar- und Tacitusangaben zurückgehen und deren Beantwortung doch auch für die Zeitfrage wesentlich ist, schneidet D. nicht an. Also die Germanen kannten nur Nutzungsrechte an Grund und Boden, die Übernahme römischen Landbesitzes in Gallien bei Burgunden, Alemannen und endlich auch Franken vermittelte den rechtsrheinischen Stammesgenossen erst den Begriff des Privateigentums an Grund und Boden (vgl. Philippi, a. a. O. 49).

Sehr umfangreich sind auch die Untersuchungen, die D. hinsichtlich der Grenzstädte und ihrer römischen Entstehung anstellt. Ich glaube nicht, daß Philippi völlig recht hat, wenn er soviel Wert darauf legt, daß die Römerstädte in Deutschland zwar die Stürme der Völkerwanderung überdauerten, daß aber die Germanen die neuen Städte, die sich im 9. Jahrh. zu Handels- und Gewerbestädten entwickelten, nur an der Stelle der ehemaligen längst zu kümmerlichen Agrarstädten herabgesunkenen Römerstädte anlegten und dann die neuen Städte ohne Zusammenhang zur ehemaligen Kulturblüte aus der Römerzeit ganz selbständig emporführten. Hier scheint mir das gründliche Material, das D. vorlegt und das ich nachzuprüfen und zu werten in der Lage bin, auszureichen. Auf die Römer (compascua) ist auch zurückzuführen die gemeinsame Mark, ebenso habe auch ich die Tätigkeit römischer Agrimensoren im Westen nachweisen können. Man wird mit Spannung dem zweiten Band, der bereits 1920 erscheinen sollte, entgegensehen; denn die Arbeit von D. bedeutet eine Bereicherung unserer Kenntnisse. Man vermißt ein Sachverzeichnis [1]).

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

---

[1]) Inzwischen ist auch der 2. Band in meinen Besitz gekommen, der die Ergebnisse des derzeitigen Wiener Universitätsrektors besonders eindrucksvoll macht. Leider fehlt auch hier ein Index.

Auszüge aus Zeitschriften.

Byzantinische Zeitschrift. XXIII, 3/4.

S. 365—396. R. Crawford, De bruma et brumalibus festis. Erste Erwähnung bei Tertullian, letzte in einem Konzil vom J. 743. Nachweis der Fortdauer als byzantinisches Fest vom 24. Nov. bis 7. Dez. — S. 397—407. A. Maiuri, Una nuova poesia di T. Prodromo. Text aus Vat. graec. 1823. — S. 419—524. K. Dietrich u. a., Bibliographie bis 1916.

Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts. XXXV 1/2.

S. 1—48. **J. Braun-Vogelstein**, Das Wesen der ionischen Säule. 'Das sachlich Notwendige in organisch künstlerische Form umzuschaffen, war die Aufgabe der ionischen Meister'. — S. 49—59. **W. Amelung**, Archaischer Jünglingskopf in Hannover. Mit Tafeln. Der Kopf stammt aus Kestners Nachlaß; die Herkunft aus Selinus ist zweifellos. — S. 59—82. **E. Preuner**, Archäologisch-Epigraphisches. I. Mikythos von Rhegion (Paus. V 24, 6). II. Kallikles von Megara (Ath. Mitt. XXIX 97). III. Daidalos von Sikyon (Klio XV 63 No. 89). IV. Bakchios von Athen (Beitr. 1909, 40 No. 26). V. Euaukritos von Theben (IG VII 2470). VI. Menandros, Solon, Archilochos. VII. Das Mantheos-Relief in Wilton House. VIII. Homergrab in Chios. — Archäologischer Anzeiger 1920, I/II. S. 1 f. **E. Petersen** († 14. 12. 1919). Nachruf. — S. 3—13. **Br. Schröder**, Ägyptische Helmmodelle. — S. 13—16. **G. Rodenwaldt**, Nordischer Einfluß im Mykenischen? Gegen C. Schuchhardt. — S. 16. **H. Sitte**, Zu E. A. 2533. — S. 16—52. Archäologische Gesellschaft in Berlin. 6. Jan. 1920. **V. Müller**, Gewandschemata der archaischen Kunst. 3. Febr. 1920. **Neugebauer**, Das Lysikratesdenkmal; **E. Aßmann**, Das Auge am Schiff (nur Kriegsschiffe führten das Auge). 2. März 1920. Vorlagen, Besprechungen. 13. Apr. 1920 **H. Schmidt**, Skythisches Kunstgewerbe. 4. Mai 1920. **Regling**, Der Löwe als Münzbild. 1. Juni 1920. **Koldewey** besprach M. Theuer, Der griechisch-dorische Peripteraltempel; **C. Schuchhardt**, Tierornamentik in Südrußland. — S. 52 f. **E. Preuner**, Paus. V 11, 3. — S. 53 f. **W. v. Bissing**, Eine neue Frauenfigur Myrons im Kairiner Museum.

Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung. XXXII 3/4 1917.

(95) **G. Lippold**, Zur Arbeitsweise römischer Kopisten (mit 17 Textabbildungen). Behandelt die Veränderungen, die die Kopisten an überlieferten Bildwerken nach anderen Kunstwerken vornahmen, an ausgewählten Beispielen. Zuletzt wird festgestellt, daß tatsächlich der „Winckelmannsche Faun“ (Glyptothek 261) und ein Kopf in Kopenhagen (Ny-Carlsberg 359) Repliken sind: die Hörnchen des Münchner Kopfes verdanken in der Tat Überarbeitung ihr Entstehen, ebenso sind die Ohren und vielleicht der Mund überarbeitet. — (118) **M. Bieber**, Ikonographische Studien (mit 1 Tafel und 14 Textabbildungen). 1. Das Porträt des Sokrates. Sieht mit Bulle und Loeschcke in dem ältesten (um 400 v. Chr. Geb.) Sokratesporträt ein Abbild nach dem Leben (Bronzekopf in München, gegenübergestellt einer Photographie einer Narke, torpedo narce, Menon 80 A); Lysipp dagegen zeigte das geistige Gesicht des Sokrates; eine Vorstellung von der ganzen lysippischen Statue will die Verf. dem sitzenden Philosophen auf der Schmalseite des Pariser Musensarkophags entnehmen. Die Herme in Villa Albani geht auf das authentische älteste Porträt zurück. 2. Aristophanes. Der mit Menander in der Doppelherme in Villa Albani verbundene Kopf ist der des Aristophanes. 3. Das Relief aus dem attischen Ölwalde (Berlin). Dies Grabrelief stammt aus dem 1. Jahrh. v. Chr. Geb.; es wird in die Entwicklung der Kunst eingeordnet: es steht an dem Punkte, wo die griechische Kunst in die römische übergeht als Denkmal der ältesten klassizistischen Renaissance („neuattische Kunst“). Zu den einzelnen Personen und Motiven werden Parallelen beigebracht. Im oberen Teile war das Grabrelief bemalt; das „Fenster“ am oberen Rande wird als Rahmen gedeutet: der darin dargestellte Gegenstand wird zu einer Ölpresse in Beziehung gebracht. Es wären damit die Dargestellten als ein Ölfabrikant mit seinem Vater, Bruder und seinen Kindern anzusprechen. Aus diesem neuattischen Stile erwächst die trockene, vornehme, zukunftsreiche, augusteische Kunst. Das Relief, ein guter Vertreter einer wichtigen, noch zu wenig bekannten Übergangsperiode, erlaubt, bedeutendere Werke kunstgeschichtlich einzuordnen. — (147) **H. Wollmann**, Retiarier-Darstellungen auf römischen Tonlampen (mit Beilage I—VI und 3 Textbildern). Behandelt 39 Lampen mit Retiarierbildern aus dem 1., 2. und 3. Jahrh. n. Chr. Geb., von denen 18 Stück selbständige Typen, 21 Stück Parallelen zu ihnen sind. Die einzelnen Phasen der Kämpfe in den Retiarierspielen werden dabei eingehend dargestellt. — (168) **J. Sieveking**, Der Sarkophag von Torre Nova und das Aeneasrelief der Uffizien. Im Sarkophagrelief soll garnicht die Aeneassage wiedergegeben werden: es handelt sich nur um die Darstellung der Eheschließung des in dem Sarkophag beigesetzten Römers: diese Darstellung ist die Zutat des mit seinem Typenvorrat wirtschaftenden Sarkophagarbeiters. Aus dieser Erkenntnis werden weitere Folgerungen gezogen für die Sarkophagbilder und das Aeneasrelief der Uffizien, das eine ziemlich getreue Kopie der Renaissancezeit nach einem antiken Vorbild etwa der julisch-klaudischen Zeit ist. — (172) **J. Six**, Theon (mit 1 Tafel und 8 Textabbildungen). Behandelt eingehend die Kunstart des Malers Theon von Samos, namentlich den Begriff der φαντασία (Quintilian); die Bilder, die diesem Maler zuzuteilen möglich ist, werden besprochen; besonders behandelt wird das emungentem bei Plinius, nat. hist. XXXV 144. Endlich wird Theon in seinen Künstlerkreis eingeordnet und sein Name behandelt.

Revue de philologie. XLIV, 2.

S. 89—91. **P. Lejay** † 13. Juni 1920. Nachruf und Lebenslauf. — S. 93—141. **P. Lejay**, Appius Claudius Caecus. I. Lebenslauf; sein Bild bei den alten Schriftstellern und den neuen Geschichtsschreibern. Livius und Diodor lassen sich in Übereinstimmung bringen. II. Schriften; Sententiae in saturnischen Versen bei Prisc. VIII 18 und Festus s. v. stuprum; seine Beschäftigung mit Grammatik; sein Buch De usurpationibus; Rede gegen den

Frieden mit Pyrrhus. — S. 112—170. **L. Parmentier**, Zum Herakles des Euripides. Textkritik.

Revue de théologie. VIII No. 37.

S. 237—278. **Fr. Olivier**, Une correction au texte du N. T. II Petr. 3, 10. Für die überlieferten Lesarten τὰ ἐν αὐτῇ ἔργα κατακαήσεται und τ. ἐ. α. ἐ. εὑρεθήσεται ist als ursprüngliche Lesart anzunehmen ἐκπυρωθήσεται. Nachweis der Annahme einer Weltverbrennung bei Justin.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aeschylus. 1. Agamemnon, transl. by L. Ellis; 2. Les Choéphores, trad. par P. Claudel: *Athen* 4731 S. 884. 1. ist sehr frei und nicht ohne Mißverständnisse, 2. eine achtbare Leistung, die aber doch dem Original nicht durchweg gerecht wird. *F. L. L.*

Beazley, J. D., Attic Red-Figured Vases in American Museums: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 124. 'Enthält die ganze Entwicklung der rotfigurigen Malerei bis zum Schluß des 5. Jahrh. v. Chr. Geb.; besonders eingehend sind die Meister des archaischen Stiles behandelt. Zweck ist der Versuch, für jede Vase den Maler zu finden'. *L. D. C.*

Bell, J., Greek Papyri in the British Museum. V: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 310—319. Bietet vielseitige Belehrung. *H. Lewald.*

Beseler, G., Beiträge zur Kritik der römischen Rechtsquellen. IV: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 319f. Gedankenreich, aber nicht ohne Absonderlichkeiten. *Mitteis.*

Billings, Th. H., The Platonismus of Philo Judaeus: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 134. 'Eine sehr sorgfältige Studie des Einflusses Platonischer Gedanken und Sprache auf Philon Judaeus'. *J. H. S.*

Carcopino, Jérôme, La Loi de Hiéron et les Romains: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 133. 'Eine Einführung zur dritten Verrine Ciceros. Einige Resultate werden nicht anerkannt'.

Costa, E., 1. Profilo storico del Processo civile Romauo; 2. Le Acque nel diritto Romano: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 304—309. 1. Übersichtlich und lehrreich. 2. Gründliche Darstellung des römischen Wasserrechts. *L. Wenger.*

Crump, M. M., The growth of the Aeneid: *Athen.* 4729. S. 834. Sehr beachtenswert. *H. F. F.*

Habris, R., 1. Picus, who is also Zeus. 2. The Ascent of Olympus: *The Journ. of Hell. Stud.* XL, S. 130. '1. beschäftigt sich mit dem Donnergott, der ein roter Specht ist und in einer Eiche wohnt sowie mit den Zwillingssöhnen des Gottes (Dioskuren). 2. Behandelt die Kulte von Dionysos, Apollo, Artemis und Aphrodite und ihrer Ursprünge'.

Harris, R., With the assistance of **Vacher Burch**, Testimonies: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 131. 'Sammlung von Zeugnissen für die Existenz eines Apostolischen Werkes, des ersten bekannten Traktats christlicher Theologie, gerichtet gegen die Juden, geschrieben vor dem Neuen Testamente (I. Teil)'.

Hatzfeld, Jean, Les Trafiquants italiens dans l'Orient hellénique: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 133. 'Besonders dankenswert die Liste der gentes, zu denen die römischen negotiatores gehörten; sie stammten meist aus Süditalien'.

Hoppin, J. Cl., A Handbook of Attic Red-Figured Vases, Signed by or Attributed to the Various Masters of the Sixth and Fifth Centuries B. C. (Vol. II.): *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 135. 'Ein sehr dankenswertes dictionary of red-figure potters and painters und eine Sammlung von Abbildungen der meisten signierten Vasen'.

Kreller, H., Erbrechtliche Untersuchungen auf Grund der Papyrusurkunden: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 340—354. Umfassende Sammlung und Erklärung. *B. Schwarz.*

Linforth, J. M., Solon the Athenian: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 126. 'Enthält eine kritische Biographie, Text, Übersetzung und Kommentar von Solons Gedichten. Der übergroße Skeptizismus, das unklar gezeichnete Bild Solons und die wenig geschickte Übersetzung werden getadelt'.

Maspero, J., Papyrus grecs d'époque byzantine. III: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt., S. 310—319. Wohlgelungen und sehr reichhaltig. *H. Lewald.*

1. **Meleager of Gadara**, transl. by R. Aldington; 2. The windflowers of **Asklepiades** and the poems of **Poseidippos**, transl. by Edw. Storer: *Athen.* 4731 S. 884.. Nicht ganz befriedigt ist von diesen Arbeiten *F. L. L.*

Meyer, M., Juristische Papyri: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 309f. Ausgezeichnet. *Mitteis.*

Müllenhoff, K., Die Germania des Tacitus. Neuer Abdruck, besorgt durch M. Roediger: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Germ. Abt. S. 391—394. Sorgsame Nachprüfung und Ergänzung. *R. Hübner.*

Norden, Ed., Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Germ. Abt. 391—394. Gründliche Untersuchung des Textes und Zurückführung auf ältere Vorbilder. *R. Hübner.*

Oertel, Fr., Die Liturgie. Studien zur Verwaltung Ägyptens: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 300—304. Bringt eine Fülle geschichtlichen Materials und neue Ergebnisse auf Grund exakter Forschungen. *H. Kreller.*

Omont, H., Minoïde Mynas et ses Missions en Orient (1840—1855): *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 127. 'Enthält außer einer Biographie und der Darstellung der Aufgaben des Mynas hauptsächlich eine Liste der von ihm gesammelten Hss, in der eine Identifikation mit den betr. Hss der Bibliothèque Nationale und oft eine Beschreibung gegeben ist'.

Parmentier, L., Recherches sur le Traité d'Isis et

d'Osiris de Plutarque: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 129. 'Bemerkenswert für Philologen und Ägyptologen. Sarapis ist entstanden aus Asar-Hapi, Osirapis (entgegengesetzt der Auffassung deutscher Wissenschaft)'.

Roussel, P, Les Cultes Égyptiens à Délos du IIIe au 1er Siècle av. J. C.: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 127. 'Sammlung alles epigraphischen Materials, das sich auf den Kult ägyptischer Gottheiten in Delos vom 3.—1. Jahrh. v. Chr. Geb. bezieht. Bemerkenswert einige Ergebnisse aus den neuen (1916) Ausgrabungen der drei Sarapieia, besonders die Pläne der drei Tempel (M. Risom)'. *H. R. H.*

Schulz, Th., Vom Prinzipat zum Dominat: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 297—300. Mommsens Ansicht, daß die Proklamation durch das Heer rechtmäßig gewesen sei, bedarf in der Tat einer Einschränkung. *H. Kreller.*

Schwarz, B., Die öffentliche und private Urkunde im römischen Ägypten: *Z. d. Sav.-St. f. Rechtsgesch.* 41, Rom. Abt. S. 320—330. Gelehrt und umfassend; scharfsinnige Durcharbeitung. *Mitteis.*

Trever, A. A., A History of Greek Economic Thought: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 126 'Beruht auf einer eingehenden Benutzung der griechischen Schriftsteller, deren Meinungen er im allgemeinen ins rechte Licht rückt'.

Walker, R. J., The Ichneutae of Sophokles: *The Journ. of Hell. Stud.* XL S. 131. 'Text, englische Übersetzung des Stückes, Behandlung von Stil, Wortschatz, Plan und Metrik, Abhandlungen über das Satyrdrama und die Entstehung der Tragödie, Rekonstruktion von angeblich verlorenen Stücken des Sophokles, Appendix über Tetralogien. Trotz Gelehrsamkeit abgelehnt in vielem, besonders in Behandlung des Textes, von' *J. T. S.*

Mitteilungen.

Zu attischen Inschriften. XII.

(S. Wochenschr. 1911, 853; 1913, 317; 1914, 1597 1915, 1612; 1916, 1067; 1917, 91, 344, 1216, 1342; 1918, 449; 1920, 40.)

Das Fragment CIA I 78 bestimmte von Z 12 ab offenbar eine Belobung zweier Männer, da in Z. 13 noch deutlich Reste des Duals διη]κονησάτη[ν zu erkennen sind. Aus demselben Grunde ist das Fragment eines Proxeniedekrets I Suppl. 116a S. 23 auf zwei Männer zu beziehen. Da auch die sonstige Beschaffenheit ihrer Wort- oder Buchstabenreste dafür zu sprechen scheint, könnte man geneigt sein, beide Fragmente miteinander zu verbinden[1]) und I Suppl. 116a unter Benutzung des Ergänzungsversuchs von Larfeld, Handb. d. griech. Epigraphik II 933/4, ungefähr folgendermaßen zu ergänzen: ἀγαγόντ[ον . . .] αὐτὸ τ[. . .] χόραι· ἐπαιν[έσαι δὲ αὐτὸ . . .] ε ὄντε[2]) ἄνδ[ρε ἀγαθὸ, hότι . . . διε]κονεσάτε[ν . . . τὰς (τὸς) . . .] τας καὶ ε[. . . καὶ] προσά[γεν αὐτὸ τὸς πρυτάνες πρὸς τὸν δε͂μο]ν τὸν Ἀθεναί[ον hίνα hεύρεσθον παρὰ τε͂ς βο]υλε͂ς [hό τι ἂν δύνεσθο]ν ἀγαθὸ͂ καὶ [. . . ἐπειδὲ δὲ . . . . .]ιλο [. . . εὖ] ἐποέ[σ]ατον ἀε[ὶ τὸν δε͂μον τὸν Ἀθεναίον . . . ἐ͂ναι (ἀναγράφσαι) α]ὐτὸ προχσένο usw. Die zweite Person ἐποήσατον läßt wohl nicht auf direkte Anrede schließen, weil dies ganz ungewöhnlich und gegen die Satzkonstruktion wäre, sondern steht wahrscheinlich statt der dritten. Für diesen bisher zwar nur in der Poesie nachweisbaren Gebrauch verweisen Brugmann-Delbrück, Lehre von den Wortformen II 3. 641, auf Homer N 346 ἐτεύχετον und Meisterhans-Schwyzer, Gramm. d. att. Inschr. S. 165, auf ἴτον bei Kaibel, Epigr. gr. 1110, 3 und 5.

Zu dem durch die Ergänzung neu gewonnenen Beleg für die von Larfeld a. a. O. 791 gesammelten Beispiele des Zutritts des Geehrten zu den Staatsfaktoren kann meines Erachtens außer andern auch noch I Suppl. 116f. S. 24 hinzugefügt werden. Ich ergänze nämlich dies Fragment von Z. 3 ab ἐὰν[δέ τινος δέεται, τὸς π]ρυτάνες [προσάγεν αὐτὸν πρὸς τ]ὲν βολὲν [καὶ τὸν δε͂μον ἐπάναγ]κες προ͂τ[ον μετὰ τὰ hιερά, ἐπει]δὰν hε βολὲ ἐχσενέγκει (oder ion. ἐχσενε(ί)κει?) ἐς τὸν δ]ε͂μον.

In dem Fragment CIA II 21 lauteten die Eingangsworte mit der Zusatzbemerkung und der Fortsetzung meines Erachtens etwa ἐπειδὴ Εὐρυτίων καὶ ὁ πατὴρ αὐτοῦ Ποταμόδωρος καὶ οἱ πρόγονοι αὐτῶν πρόξενοί τε εἰσὶν Ἀθηναίων καὶ εὐεργέται καὶ ἄνδρες ἀγαθοὶ ἔν τε τῇ σ[τήλῃ γέγραπται, ὅτι] τὴν πόλιν τὴν Ἀθηναίων κ[αὶ τὸν δῆμον (oder τὴν Ερχομενίων) εὐεργέτησαν ἀεὶ . . . Auch an anderen Stellen wird bei Verweisung oder Hinweis auf Urkunden oder bei einer daraufbezüglichen Maßnahme nur auf die Steinaufzeichnung, nicht auch auf die Originalaufzeichnung auf Schreibmaterial verwiesen oder zurückgegriffen, sodaß, ohne daß hier die Sache genauer untersucht werden soll, der Zweifel geäußert werden könnte, ob zur Zeit der Abfassung der zitierenden Urkunde oder des Hinweises oder der beabsichtigten Maßnahme das Original der zitierten Urkunde noch existiert hat oder ob dies bei Steinaufzeichnung überhaupt aufbewahrt oder dieser für gleichwertig erachtet worden ist. Man vergl. z. B. Nikeinschr. Dittenb. Syll.[3] 63 u. a. τῇ ἱερέᾳ τῆς Ἀθηνάας τῆς Νίκης πεντήκοντα δραχμὰς τὰς γεγραμμένας ἐν τῇ στήλῃ ἀποδιδόναι τοὺς κωλακρέτας. IG II 43 ἐὰν δέ τῳ τυγχάνῃ τῶν πόλεων στῆλαι οὖσαι Ἀθήνησι ἀνεπιτήδειοι τὴμβουλὴν τὴν ἀεὶ βουλεύουσαν κυρίαν εἶναι καθαιρεῖν. 116 τὴν δὲ στήλην τὴν πρὸς Ἀλέξανδρον καθελεῖν τοὺς ταμίας τῆς θεοῦ. IG II 120 ποιήσασθαι δὲ τὸγ

---

[1]) Wilhelm, Jahrh. des österr. arch. Inst. XIV (1911) 215, verbindet aber I 81 mit I Suppl. 116a und Prof. Hiller v. Gaertringen folgt ihm darin nach einer freundlichen Mitteilung aus Athen. Wenn daher auch die obige Verbindung falsch ist, so glaube ich doch wenigstens den beiderseitigen Inhalt der miteinander verbundenen Teile deutlich gemacht zu haben.

[2]) Oder ist ἐόντε zu lesen? Vergleiche τοὺς στρατηγοὺς τοὺς ἀεὶ ἐόντας CIA I 36 + I Suppl. 116[2] S 195 (Wilhelm, Jahresh. d. österr. arch. Inst. I [1898] Beiblatt S. 44).

γραμματέα τῆς βουλῆς ἀντίγραφα ἐκ τῶν στηλῶν[3]) τὰ ἀναγεγραμμένα περὶ τῶν ἐν τῇ χαλκοθήκει. Ebd. τοὺς πρυτάνεις προγράψαι περὶ τούτων ἐν βουλευτηρίῳ . . . ἀκούσασαν δὲ τὴν βουλὴν ἀνταναγιγνωσκομένων τῶν ἀναγεγραμμένων (?) ἐν τῇ χαλκοθήκει πρὸς τὰ ἀναγεγραμμένα ἐν ταῖς στήλαις, ἐάν τινος δέῃ, προβουλεύσασαν ἐξενεγκεῖν εἰς τὸν δῆμον[4]). Thuk. V 56, 3 Ar. Lys. 513 Isokr. Paneg. 176 IG V 2, 344 Plut. Per. 13 Didym. z. Demosth. 1, 73 u. a.[5]). Da unsere Urkunde, wie die oben zitierten Eingangsworte zeigen, kein Primär-Proxeniedekret darstellte, könnte darin auch eine Erneuerung des Dekrets und des Steins beschlossen worden sein, weil dieser auch verschwunden (vgl. IG II 172) oder den Beispielen IG II 6. 9. 52. 66 analog irgendwie vernichtet worden wäre, so daß man also ἐγέγραπτο statt γέγραπται zu ergänzen hätte. In anbetracht dessen jedoch, daß auf den oben oder unten fehlenden Teilen der noch erhaltenen Reste von zwei auf Potamodoros und Eurytion bezüglichen Beschlüssen aus dem 5. Jahrh. (vgl. Köhler, Hermes XXXI [1896] 137 und Wochenschr. 1918, 450/1) die Ernennung zum πρόξενος und εὐεργέτης gestanden haben kann, und diese Urkunde damals gewiß noch nicht verschwunden oder gebrochen war, ist eher anzunehmen, daß der Stein CIA II 21 sich hierauf bezog und nach Analogie von IG 12 und 17 noch eine andere Ehrung oder Vergünstigung für Eurytion enthielt.

In dem Bündnis der Athener mit den Chiern IG II 34 und 35 lauten die Zeilen 4 (1) ff. μέμνηνται οἱ Χῖοι διαφυλάξαι καθάπερ Ἀθηναῖοι τὴν εἰρήνην καὶ τὴν φιλίαν καὶ τοὺς ὅρκους καὶ τὰς οὔσας συνθήκας, ἃς ὤμοσεν βασιλεὺς καὶ Ἀθηναῖοι καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ἄλλοι Ἕλληνες. Mit bezug hierauf heißt es Z. 13/14 (10/11) ὑπάρχειν δὲ τὴν εἰρήνην καὶ τοὺς ὅρκους καὶ τὰς συνθήκας τὰς νῦν οὔσας. Dies soll offenbar bedeuten, daß für die Zukunft der jetzt abgeschlossene Vertrag auch gelten soll, unbeschadet dessen, daß beide Vertragschließenden auf dem Boden des Antalkidasfriedens stehen. Analog diesem Satz und den eben zum Eurytionfragment behandelten Stellen ergänze ich auch IG II 16 in dem Vertrag mit den Eretriern Z. 7/8 ὑπάρχειν [δὲ τὴν] σ[τήλην τὴν νῦν οὖσα]ν, worin implicite ein Hinweis auf die Zugehörigkeit von ganz Euboea zum Korinthischen Bund (Diod. XIV 82) enthalten sein kann, die hiermit durch die Eretrier gelöst wird.

Der Name des Sekretärs der Schatzmeister in dem von Keramopullos, Ἀρχαιολ. Ἐφημ. 1914, 200, veröffentlichten Stück einer Parthenonabrechnung, welches wegen der doppelten Zahlung aus der Schatzmeisterkasse sicher in die ersten Jahre dieser Rechnungen gehört, lautete Ἐξήκεστος Ἀθμονεύς. Es liegt nahe, diesen durch Ergänzung auch in dem Fragment I Suppl. 555 d S. 55 herzustellen und das Fragment selbst für einen Abrechnungsposten zu halten. Wegen seiner Beschaffenheit — oben und unten großer freier Zwischenraum — können aber weder die Parthenon- noch die Propyläenrechnungen, sondern nur die der goldelfenbeinernen Statue in Betracht kommen. Hierfür sprechen auch die Wort- oder Buchstabenreste. Diese lassen sich nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit ergänzen zu λε̄μμα παρὰ ταμιο̄ν (ἐκ πόλεος), hοῖς] Ἐχσέκ[εστος ἐγραμμάτευε . . . Ἀθμονεύς, ἀγάλμ]ατι [χρυσο̄ι (?) . . . ἐπὶ τε̄ς] βου[λε̄ς[6]) hε̄ι . . . προ̄τος ἐγραμμάτευε· τα]μίαι ἦ[σαν[7]) . . . Der Dativ ἀγάλματι (χρυσῷ) ist Dativ des Zwecks oder Rest eines Zweckinfinitivsatzes, abhängig von λε̄μμα. Die Nennung des ersten Ratsschreibers zwischen dem Schatzmeistersekretär und den Schatzmeistern bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Die Statuenrechnungen (vgl. Wochenschr. 1914, 1598) vermehren sich hierdurch um ein neues Fragment. Vielleicht bildete dies die fast unmittelbare Fortsetzung von I 298, welches das Präskript bis λε̄μμα παρὰ enthält und von Kirchhoff in den Bemerkungen zu I Suppl. 298 S. 146 gewiß mit Unrecht als ein unvollendet bei Seite gelegter Entwurf zu dieser Inschrift bezeichnet wird. Die einzelnen Abschnitte und Posten standen in größeren Zwischenräumen untereinander. Eine genaue Reihenfolge und chronologische Fixierung der bis jetzt bekannten Statuenrechnungsfragmente läßt sich allerdings auch jetzt noch nicht geben, aus der Idendifikation des Exekestos ersehen wir jedoch, daß sie wie das obenerwähnte Parthenonrechnungsfragment in die ersten Jahre dieser Rechnungen gehören, also in die 83. und 84. Ol., und daß somit die Haupttätigkeit des Pheidias an dem unvergleichlichen Meisterwerk in diese Zeit fällt (vgl. die umfangreiche Literatur darüber bei Frickenhaus, Arch. Jahrb. XXVIII [1913] 342 ff. u. a.[8])).

[3]) Das sind die z. T. jetzt noch fragmentarisch erhaltenen Übergabeurkunden mit den Notizen über die Gegenstände in der Chalkothek.

[4]) Die Stelle ist zugleich ein besonders geeigneter, seinerzeit leider übersehener Beleg für die Wochenschrift 1918, 454 angeführten Stellen über Vergleichung von Schriftstücken miteinander.

[5]) Erwähnung verdienen auch die Stellen, aus denen hervorgeht, daß dem Urheber der Urkunde bei ihrer Abfassung die Aufzeichnung auf Stein oder Bronze ausschließlich oder mehr als die auf Schreibmaterial vor Augen stand, z. B. Vertrag aus Elis, Dittenb.-Purgold Inschriften aus Olympia 9 (Rohl JIGA XXXIV 2) αἰ δέ τιρ τὰ γράφεα ταῖ καδαλέοιτο und andere alte elische Urkunden. Gesetz aus Elis, Michel Recueil 1334 αἰ δέ τι ταύτων παρ τὸ γράμμα ποιέοι . . . Ebd. αἰ δέ τιρ ἀδεαλτώhαιε τά(ν) στάλαν.

[6]) Für die Schreibung βουλε̄ς statt βολε̄ς in dieser Zeit verweise ich auf Meisterhans-Schwyzer, Gramm. d. att. Inschr. S 26. Das υ kann aber auch ein durch Steinriß undeutlich gewordenes λ sein, wie mir Herr Prof. Hiller v. Gaertringen mitgeteilt hat.

[7]) So ist hier anscheinend zu ergänzen. I 299 steht ταμίαι δὲ, I Suppl. 298 und 299 a S. 146 und 147 ταμίαι.

[8]) Sollte nicht vielleicht auch I 317 zu diesen Fragmenten gehören? Die Reste παρὰ . . . στρατεγο̄ν τὸν . . . [παρὰ hελλενο (?)]ταμιο̄ν . . . ἐπιστάτεσ[ι περιεγέν]ετ[ο (?) bildeten zweifellos den Schluß der Ein-

Zum Schluß füge ich noch einige Bemerkungen über ein mir durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Herausgebers der Wochenschrift bekannt gewordenes neues Fragment zu den Abrechnungen über dieselbe Statue hinzu, welches Woodward Journ. of Hell. Stud. XXXV (1914) 282, veröffentlicht, aber meines Erachtens nicht ganz richtig beurteilt hat. Es enthält drei Ausgabeposten, von denen zwei den Ankauf von ungemünztem Edelmetall, einer den von mindestens 110 Kroisosstateren betrifft. Woodward hält den ersten Posten für Silber. Aber wozu hätte dies bei einer zu vergoldenden Elfenbeinstatue verwendet werden sollen? Er bestand meines Erachtens ebenso wie der zweite ebenfalls aus Gold. Da aber nur zum zweiten das Gewicht notiert ist und am Rande zu beiden Posten nur ein Wertbetrag steht, müssen die Gewichts- und Wertnotiz zu beiden Posten gehören. Da ferner zu den Stateren keine Drachmenumrechnung in gleicher Höhe am Rande steht, sondern eine Wertnotiz erst wieder in der nächsten Zeile nach dem Posten beginnt, bin ich der Meinung, daß die erste Wertnotiz sogar alle drei Posten betrifft und die zweite sich auf den früher vorhandenen vierten oder noch mehrere bezog. Durch die Summierung des Gewichts wurden die beiden ersten Posten zu einer Einheit zusammengefaßt und bei der Summierung des Wertes der drei Posten als eine Einheit betrachtet. Das Ganze ist von den Zahlen abgesehen also etwa so zu ergänzen: [ἀν]αλώμ[ατα· χρυσ]ίον ἐον[έθε· hέτερον (?) χρυσίο[ν ἐονέθε, σ]ταθμὸ[ν (τότοιν) . . .] ·Κροίσ[ειοι στατε̃]ρες . . . τιμὲ [τότο(ι)ν ἀ. oder χσυναμφ]οτέ[ρο(ι)ν . . . Über die unmittelbar aufeinander folgende Aufnahmen, die auch sonst zuweilen die Überschüsse aus dem vorangehenden Jahre nicht an erster Stelle enthalten (vgl. CIA I 285. 288 Suppl I 288a S. 145). Der darauf folgende freie Raum zwischen Einnahmen und Ausgaben würde sehr gut den obenerwähnten großen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Posten entsprechen.

führung von gleichen Posten mit oder ohne Verbindungswörter vgl. Rh. Mus. LXV (1910) 2ff. Ob hier der zweite Posten mit ἕτερον angefügt war, ist fraglich, weil die einzelnen doch gewiß mit einer neuen Zeile begannen. Zum Ausdruck τιμὴ (τούτοιν ἀ. oder) ξυναμφοτέροιν vgl. in dem Inventar aus Delos aus dem Jahre 364, Michel Recueil 815 S. 686, den öfter vorkommenden Zusatz συναμφότερα δὲ εἵλκυσεν u. a. Weshalb man die Kroisosstateren angekauft hat, ist sehr schwer zu sagen. Sollten diese vielleicht eingeschmolzen und auch zur Vergoldung verwendet werden? Ob W. das Fragment richtig mit I Suppl. 298 S. 146 verbindet, scheint mir trotz der gleichen Dicke beider Steine fraglich, weil die Überschrift ἀναλώματα nach den in I Suppl. 298 bereits vorausgegangenen zwei Ausgabeposten ohne Überschrift unwahrscheinlich ist. Es gehört vielleicht doc zu einer der anderen Jahresrechnungen*).

Allach b. München. Wilhelm Bannier.

*) Herr Prof. Hiller v. Gaertringen teilt mir soeben mit, daß I Suppl. 555 d wohl zu I 298 gehören kann, aber nicht I 317. Ich halte aber die obige Deutung dieses Fragments trotzdem nicht für unmöglich, da es zu einem andern Stück gehört haben kann.

Eingegangene Schriften.

E. Bickel, Der altrömische Gottesbegriff. Leipzig und Berlin, Teubner. 5 M. + 120% Zuschl.

Homers Odyssee I 1 Ges. 1—6. Erkl. v. Ameis-Hentze. 13. A. Bearb. v. P. Cauer. Leipzig und Berlin, Teubner. 5 M. 60 + 120% Zuschl.

P. Petersen, Geschichte der Aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland. Leipzig, Meiner. 100 M., geb. 120 M.

A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. II. Teil. Wien, Seidel u. Sohn. 80 M.

G. A. S. Snijder, De forma matris cum infante sedentis apud antiquos. Diss. Vindobonae.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON F. POLAND (Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 2. April. 1921. №. 14.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

Erich Bethe, Griechische Lyrik. Aus Natur und Geisteswelt. 736. Bändchen. Leipzig 1920, Teubner. 106 S. Kart. 5 M. 60, geb. 7 M.

Verf. ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt, weitere Kreise mit der griechischen Lyrik zu befreunden. Trotz der Papyrusfunde ist das Material noch unzureichend und was über die Persönlichkeit und das Leben der Dichter überliefert ist, von wenigem abgesehen, fast wertlos. Wenn er weiter bemerkt, daß uns das Verständnis und die Empfänglichkeit für diese Schöpfungen des griechischen Geistes nicht leicht wird, weil uns die Gesellschaft mit ihren Anschauungen und ihrer Moral recht fremd bleibt, so möchte ich das auf die homosexuelle Erotik beschränken, die sich übrigens in der Dichtung bei aller Glut der Empfindung von gemeiner Sinnlichkeit frei hält. Die Sitte, den Sieger in Turnspielen und Pferderennen durch Hymnen wie einen Heros zu feiern, mag uns wunderlich erscheinen, aber sie hat die Anregung zu den gehaltvollsten Dichtungen gegeben, und wenn wir „das Belauschen jeder zartesten Regung der Seele, ihre leisesten Stimmungen, den künstlerischen Ausdruck des Unaussprechlichen und doch oft bis zur Qual drangvoll Empfundenen" bei den griechischen Lyrikern vergebens suchen, so wird uns anderseits das Wirrsal unklarer oder krankhafter Gefühle und Stimmungen erspart, in dem uns die moderne Lyrik unlösbare Rätsel aufgibt. Derartige Stimmung dürfen wir freilich am wenigsten von der elegischen Dichtung der älteren Zeit erwarten, dafür eine Fülle gesunder Lebensanschauung und Lebensweisheit — und das ist doch auch etwas wert. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß Übersetzungen und Nachdichtungen das Original gerade in dieser Gattung nicht ersetzen können; aber Geibels klassisches Liederbuch, das vom Verf. zu wenig berücksichtigt wird, hat in leider zu knapper Auswahl seit langem die Schönheit dieser kleinen Kunstwerke vermittelt, und wie die Chorgesänge des Pindar und Bakchylides den der Sprache Unkundigen zugänglich gemacht werden können, hat Wilamowitz in trefflichen Proben gezeigt. Übertragungen in Reimversen, die Verf. für die kleinen Einzellieder bevorzugt, möchten wir lieber ablehnen, ebenso wie die rhythmischen Ungetüme älterer Pindarübersetzungen.

Der Plan der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" legt dem Verf. selbstverständlich Beschränkung auf; wir werden ihm dankbar für das sein, was er uns bietet, und nicht vermissen, was er uns vorenthält; ja man möchte eher auf manches verzichten, was nach Maßgabe der Überlieferung doch nur in dürftigen

Andeutungen gegeben werden kann. So ist Stesichoros der Wissenschaft als Vermittler zwischen Epos und Drama auch in dürftigen Bruchstücken wertvoll, weiteren Kreisen aber unzugänglich; soll Kallinos überhaupt genannt werden, so darf seine Elegie von den unter Tyrtaios' Namen überlieferten Schlachtgesängen nicht getrennt werden: so nahe berühren sie sich, wie ja überhaupt in dieser Gattung viel Gemeingut steckt (vgl. die Theognislieder). Schwierigkeiten bereitet aber nicht nur die Auswahl, sondern auch die Anordnung. Verf. teilt I. die Lyrik im Osten, II. die Lyrik im Mutterland und im Westen, III. Chorpoesie, IV. die hellenistische Lyrik, also nach drei Gesichtspunkten, nach Ort, Gattung und Zeit. Dabei sind Stesichoros und Ibykos, die allein den Westen vertreten, nicht unter II, sondern unter III behandelt. Eine Unstimmigkeit begegnet auch auf S. 67, wo zwei Redaktionen mit einander kollidieren: die Epigramme des Simonides sind kurz besprochen und unmittelbar darauf wird fortgefahren: Hier halten wir inne, um uns zu gestehen, daß wir dieser chorischen Lyrik eigentlich verständnislos gegenüberstehen. Gewiß ist die Kunstdichtung auch in der Lyrik von Osten nach Westen gegangen; aber es möchte sich doch empfehlen, an der älteren Einteilung nach der Gattung, die ein Dichter, soweit wir sehen können, vorzugsweise gepflegt hat, festzuhalten und die Gruppen zu bilden: 1. Archilochos, Semonides, Hipponax, 2. Kallinos, Tyrtaios, Mimnermos, Solon, Theognis, 3. Alkaios, Sappho, Anakreon, 4. Alkman, Stesichoros, Ibykos, Simonides, Bakchylides, Pindaros, Timotheos, 5. Lyriker der hellenistischen Zeit. Denn auch der Verf. betrachtet es mit Recht als seine Hauptaufgabe, die Persönlichkeit der Dichter, soweit das möglich ist, aus ihren Schöpfungen herauszuarbeiten und zugleich den Hintergrund darzustellen, vor dem sich diese Persönlichkeit abhebt. So erhalten wir Menschen- und Kulturbilder, Belehrungen über den Stand der Sänger, die Stellung der Frauen, über den Liebesverkehr innerhalb der Geschlechter, über die Parteikämpfe in den Städten, das absterbende Rittertum, über die Kunstpflege an den Höfen der Tyrannen. Musik und Rhythmus werden nur gelegentlich berührt, die Anfänge des Liedes werden mit Karl Bücher im Arbeitslied gefunden: hier erwartet man einen Hinweis auf das Kultlied, das ebenso alt wie jenes mit den rhythmischen Bewegungen der Glieder im Tanz und im Spiel aufs engste verbunden ist. Schwierigen Fragen, wie nach der Entstehung der ältesten Versformen und Liedweisen, auch der nach der ursprünglichen Bedeutung der Elegie, wird der Bestimmung des Büchleins gemäß aus dem Wege gegangen; von den Volksliedern und Trinkliedern (Skolien) werden nur einige Proben gegeben.

Man kann nicht sagen, daß Verf. ein Schönfärber ist, eher hütet er sich vor einer Überschätzung der Antike. Immerhin spürt man seine Zuneigung zu Archilochos, Sappho, Anakreon, ihre Bilder sind ihm am besten gelungen, und wenn er das Danaebruchstück des Simonides und des betrogenen Mädchens Klage aus hellenistischer Zeit zu den köstlichsten Stücken rechnet, so sind wir mit ihm gewiß einverstanden. Daneben sollen Einwendungen im einzelnen nicht unterdrückt werden. Archilochos wird, wie gesagt, von ihm günstig beurteilt — „Sprühendes Leben, vollendete Kunst, wohin man sieht" — er ist ihm „ein ganzer Kerl". Aber einen „Söldner", einen „Landsknecht" möchte ich ihn nicht nennen. Das Archilochosdenkmal auf Paros scheint eher das Gegenteil zu beweisen, nach dessen Inschrift der Lokalhistoriker Demeas den Dichter als Quelle für die Geschichte von Paros benutzt hat. Als Parier, nicht als zielloser Abenteurer zog er nach Thasos; warum sollte er nicht auch mit Heimatgenossen nach Unteritalien gefahren und auf Euboia Bundesgenossen der Vaterstadt zu Hilfe gekommen sein? jedenfalls hat er in heimischen Diensten gegen die Naxier gekämpft und ist schließlich in einem dieser Kämpfe gefallen. Ausgehalten hat er allerdings nirgends lange, ein ruheloser Mann. Alkaios ist dem Verf. „ein rechter Junker, hochfahrend und übermütig, rauflustig und trinkfest, ohne tiefere Empfindung, ohne höheres Streben als nach Aufrechterhaltung der Adelsrechte und einem guten Trunk mit ebenbürtigen Kameraden". Mit dieser Charakteristik vereinigt sich m. E. nicht, daß der Verf. zu der allegorischen Auffassung von ἀσυνέτημι τῶν ἀνέμων στάσιν zurückkehrt. Der Dichter der στασιωτικά soll, wie der den Frieden ersehnende Horaz, die Wirren des Staates, von denen er lebte, mit der Not des Schiffes im Sturmeswetter verglichen haben! Horaz selbst weiß, daß Alkaios die dura navis mala besungen hat (carm. II 13, 27 vgl. I 32, 6 sive iactatam religarat udo litore navim); damit meint er das was uns fr. 18 und 19 erhalten haben; daß er dieses Erlebnis I 14 zu seiner Allegorie verwendet, vielleicht nach älterer Auslegung, ist gewiß nicht im Sinne des Alkaios; die Auffassung der Allegorienspürer, denen wir die Erhaltung der

Bruchstücke verdanken, entscheidet selbstverständlich nicht. Was Sappho betrifft, stellt sich Verf. entschieden auf die Seite derer, die an ihrem vornehmen Stand und ihrer Ehrbarkeit nicht zweifeln. Ich weiß nicht, ob er zuerst aus fr. 75 geschlossen hat, daß sie als Witwe die Liebeswerbung eines jüngeren Mannes abgelehnt hat. Mit Wilamowitz betrachtet er sie als das Haupt eines Kultvereins von jungen Mädchen — „eine entzückende Schar voll Lebenslust und Jugendübermut, voll Hoffen und Sehnen, liebenswürdig und anmutig" — zutreffender, als wenn wir sie als Vorsteherin eines vornehmen Mädchenpensionats würdigen wollten. Warme Worte findet er für die zärtlichen Empfindungen der Dichterin zu ihren Schülerinnen, die sich zur Leidenschaft steigern konnte: um so befremdlicher, daß er nach dem Vorgang von Wilamowitz in der Strophe φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν die erste Hälfte eines Hochzeitsliedes erkennen will, dessen zweite Hälfte den Abschied von der Braut und den Segenswunsch enthalten habe. Catulls Nachbildung kann uns gewiß nicht beeinflussen; aber so weit entfernen sich doch unsere Empfindungen — fast möchte ich sagen unser Taktgefühl — nicht von der lesbischen Dichterin daß wir ihr die Preisgebung ihrer leidenschaftlichen Gefühle vor einer Hochzeitsgesellschaft zutrauen können, und wenn der Verf. sich äußert: „Sappho beginnt nicht ohne Schalkheit wider den Bräutigam, der wie ein Gott so ruhig und würdevoll neben ihrer einstigen Geliebten sitze, um dann ihm und seiner Kälte sich selbst und ihre heiße Liebe entgegenzustellen", so scheint mir dieser Gegensatz erkünstelt, um die „wundersame" Auffassung zu retten. Gewiß hat Sappho viele ihrer Lieder von dem Mädchenchor vortragen lassen oder selbst vorgetragen, wie Anakreon die seinen im Kreise der Zechgenossen sang, und manche von ihnen mögen erst dadurch lebendig werden, daß wir sie in die ihnen angemessene Umgebung versetzen; aber sollen wir stille Selbstbekenntnisse und Geständnisse unter vier Augen grundsätzlich ausschließen? Was zwingt uns ferner, die Liebeslieder des Ibykos uns von „rauschenden Chören" vorgetragen zu denken? kann er nicht auch Einzellieder neben seinen Chorliedern gedichtet haben? Versteifen wir uns nicht allzu sehr auf die Vorstellung, daß die Kunst der griechischen Sänger bezahlte Arbeit gewesen sei. Auch bei Pindar wird geflissentlich das „Handwerk" betont; er wird seines Adels entkleidet; und um sich seine Kundschaft bei den reichen Aigineten zu sichern, soll Nem. VII eine Palinodie zur Ehrenrettung des von ihm früher geschmähten Neoptolemos enthalten, wie etwa die bekanntere des Stesichoros. Wir kennen nunmehr den delphischen Paian, worin der Dichter den Tod des Neoptolemos dem Zorne des Apollon über die Gewalttat gegen Priamos zuschreibt; diese aber ist ein so feststehender Zug der Heldensage, daß die Aigineten dem Dichter darob nicht zu zürnen brauchten: τὸ δ' ἐμὸν οὔ ποτε φάσει κέαρ ἀτρόποισι Νεοπτόλεμον ἑλκύσαι ἔπεσι kann er mit gutem Gewissen sagen. Von Hipponax heißt es: „Schlimm ist er über einen Bupalos hergefallen"; das versteht sich nur mit der Ergänzung: der mit dem Bildhauer nichts zu tun hat. Aber das Zeugnis des Plinius, der selbst kritisch verfährt — oder sein Gewährsmann — ist so leicht nicht zu beseitigen, und wenn man dagegen gehalten hat, daß die Kunst, damals überhaupt nicht im stande gewesen sei, Gesichtszüge darzustellen, Fratzen gelingen auch den Wilden und Kindern; äußere Merkmale (s. Metrodoros bei Athen. XII p. 552c) genügten zur Kennzeichnung. Zuletzt noch ein Versehen S. 89: in dem von Korinna besungenen Sängerwettkampf der Berggötter Kithairon und Helikon unterliegt dieser, nicht Kithairon.

Da der Rezensent das Buch nicht ausschreiben kann, mag er leicht den Schein erwecken, daß er lieber widerspricht als zustimmt. Eines aber unterläßt er: an den zum Teil vom Verf. selbst gespendeten Übersetzungsproben zu mäkeln; das darf nur wer es besser machen kann.

Loschwitz. Konrad Seeliger.

Constantin Ritter, Platons Stellung zu den Aufgaben der Naturwissenschaft. (Sitz.-Berichte der Heidelberger Akademie der Wissensch., philos.-hist. Klasse. Jahrg. 1919. 19. Abhandlung.) Heidelberg 1919, Winter. 119 S.

Der rühmlichst bekannte schwäbische Platonforscher, der uns noch immer auf den zweiten Band seines Platon (I erschienen 1910) warten läßt, hat in letzter Zeit mehrere größere Abhandlungen über Teilgebiete der platonischen Philosophie veröffentlicht: so über Platons Logik im Philologus LXXV (1918) S. 1 ff., 304 ff., über Platons Gottesbegriff im Archiv für Religionswissenschaft XIX (1916—1919) S. 233 ff., 466 ff., und die vorliegende, die sich mit Platon als Naturforscher beschäftigt. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Sachkunde, die sich keineswegs bloß auf den Platonismus, sondern auf die ganze Geschichte der in Betracht kommenden Fragen in Altertum und Neuzeit erstreckt, be-

spricht der Verf. zuerst die Ansichten Platons über die grundlegenden Begriffe der Physik (Stoff, Körper, Masse, Kraft, Bewegung, Raum und Zeit), die Lehre von den Elementen und den Formen der fünf regelmäßigen Körper, die jüngst durch Eva Sachs (Philol. Unters. herausg. von Kießling und v. Wilamowitz XXIV. 1917) wesentlich gefördert wurde, um dann zu Platons astronomischen Theorien und seinen Verdiensten um die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften (Botanik, Zoologie, Anatomie und Physiologie, Theorie der Sinneswahrnehmung) überzugehen, worauf seine mathematischen Entdeckungen folgen und seine Gesamtauffassung des Weltalls die Schrift abschließt.

Aus dieser erschöpfenden Darstellung der platonischen Naturanschauung, für die die Hauptquellen der Timaios, Phaidon, Theaitetos, Philebos und die Gesetze bilden, sei es gestattet, einige Hauptsachen herauszugreifen, die für die Auffassung des Verf. charakteristisch sind. Gegen Zeller und Susemihl verficht Ritter (S. 17 ff., 33 ff.) die Anschauung, daß Platon nicht den Raum selber, sondern den erfüllten Raum der Stofflichkeit gleichgesetzt habe. Diese, die ausgedehnte Stofflichkeit, sei ihm das eigentlich Rätselhafte und sie meine er mit seiner „dritten Gattung des Wirklichkeitsbestandes“. In diesem Zusammenhang werden auch die neuerdings viel erörterten Beziehungen Platons zu Demokrit besprochen (S. 21, 3), wobei die hypothesenreiche Arbeit von Frau J. Hammer-Jensen (Archiv f. Gesch. d. Phil. XXIII 1910 S. 100 ff.) eine scharfe Abfertigung erfährt und nur an zwei Stellen (Phileb. 29 A und Tim. 55 C) eine Bezugnahme auf Demokrit wahrscheinlich gefunden wird. Auch hier bleibt es immer noch unerklärt, warum Platon gegen seine Gewohnheit den Namen des bekämpften Gegners nicht nennt. — In der Astronomie verwarf Platon nach R. später die im Phaidon herrschende Vorstellung, nach der die Erde unbewegt im Mittelpunkt des Weltalls ruht, zugunsten des heliozentrischen Systems. R. geht hier, wenn er Platon geradezu zum Begründer dieses Systems macht, in der Deutung der bekannten, keineswegs klaren Stelle der Gesetze (808 E ff.) über Staigmüller (Beitr. zur Gesch. d. Naturwiss. im Kl. Alt., Progr. des Realgymn. in Stuttgart, 1898/1899, S. 19 ff.) hinaus, der meint, daß hier an das philolaische System gedacht sei und daß erst Platons Schüler Herakleides Pontikos das Tychonische und das Kopernikanische System als doppelte Lösung der von Platon gestellten Aufgabe gefunden habe, die scheinbaren Bewegungen der Gestirne auf gleichförmige Kreisbewegungen zurückzuführen. Ritters Gegenbeweis, es liege sonst kein Zeugnis vor, daß Platon an das pythagoreische Zentralfeuer und die Gegenerde geglaubt habe, scheint aber doch nicht ausreichend, um Staigmüller zu widerlegen. Es ist überhaupt höchst merkwürdig — worüber sich R. nicht ausspricht —, wie Platon die Gestirne und die Planeten im besonderen, die er doch für göttliche, beseelte Wesen hielt (S. 48 f.), zugleich in feste Kreisbahnen bannen konnte, die sie mit mathematischer Notwendigkeit wandeln müssen. Zum mindesten hat hier Platon zwei ganz heterogene Vorstellungen vermengt, während ein Anaxagoras, der aus der Zusammensetzung des Meteors von Ägospotamoi auf die Gleichartigkeit der übrigen Weltkörper mit der Erde schloß, mit der Anschauung von der Göttlichkeit der Gestirne gründlich brach und so die Bahn für die wissenschaftliche Betrachtung frei machte. Oder ist die Bezeichnung „Götter“ nur eine vorsichtige Konzession an den herrschenden Volksglauben? — Etwas zu hoch gewertet scheinen mir Platons Leistungen für die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft, namentlich für die Botanik. Das Bruchstück des Epikrates, das seit Usener (Vortr. u. Abh. S. 83) hierfür herangezogen zu werden pflegt (Ath. II 59 D ff.), scheint doch nicht anders denn als eine Vorübung für die Dialektik aufgefaßt werden zu dürfen in der Art der Διαιρέσεις des Speusippos (vgl. P. Lang, De Speusippi Academici scriptis. Bonn 1911, S. 19 ff.) und nicht als Herstellung eines Systems der Botanik. — Auch gegen die Verachtung der empirischen Forschung, wie sie sich aus der Verwerfung des Experiments (Tim. 68 D) ergibt, scheint mir R. Platon allzu eifrig in Schutz zu nehmen (S. 84). — Den Demiurgen des Timaios will R., wie v. Wilamowitz, nur als mythische Einkleidung verstehen, und wie dieser beschreibt er Platons Gesamtauffassung der Welt in Ausdrücken, die fast an eine pantheistische Terminologie grenzen: „Gott und Welt gehören für Platon zusammen“ (S. 108, 2); „Die Welt lebt Gottes eigenes Leben“ (S. 110); und auch die Teleologie wird entsprechend abgeschwächt (S. 101, 104 f.). Nicht zufällig ist es daher, daß von neueren Denkern besonders Fechner zum Vergleich herangezogen wird (S. 111 f.). Dem gegenüber muß daran festgehalten werden, daß Platon sowohl in Hinsicht auf das Verhältnis von Gott und Welt oder Geist und Materie als auf dasjenige von Leib und Seele immer Dualist blieb; sonst hätte er ja auch keine besondere Weltseele anzunehmen

brauchen. Seine wissenschaftlichen Hauptverdienste liegen unstreitig auf dem Gebiet der Mathematik und Astronomie, wo er pythagoreische Gedanken weiterbildete. Aber er bleibt auch als Naturforscher der spekulative Philosoph und zwar der Dualist, für den „der Stoff oder das Körperliche nie an sich schön ist" (S. 5), der „den Sinneseindruck nur anerkennt, wenn er durch logische und mathematische Erwägungen sich stützen läßt" (S. 30), für den der Stoff immer ein „Hemmnis und eine Trübung" der eigentlichen unsinnlichen Realitäten bedeutet (S. 41 f.) und für den daher die Beschäftigung mit der Natur, die es immer nur zu einer „Wahrscheinlichkeit höheren oder niedereren Grades" bringen kann (S. 4), nicht mehr als „ein empfehlenswertes und vernünftiges Spiel" (Tim. 59 C., S. 32) ist. Darin liegt Platons Größe, aber auch seine Einseitigkeit. Die moderne Naturwissenschaft hat mit Gassendi nicht an Platon, sondern an seinen großen von ihm totgeschwiegenen Antipoden Demokrit angeknüpft.

Aber mag man auch die Gesamteinschätzung Platons als Naturforscher bei R. etwas zu hoch finden, so bleibt seine Schrift doch ein ausgezeichneter Führer durch diesen Abschnitt der platonischen Gedankenwelt, dem jeder Leser mit Nutzen folgen wird.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Index Verborum quae in **Senecae** fabulis necnon in Octavia praetexta reperiuntur a **Guilielmo Abbott Oldfather, Arthuro Stanley Pease, Howardo Vernon Canter** confectus. University of Illinois Studies in Language and Literature. Vol. IV 2—4 1918. 2 + 1,50.

Den Dank für die schöne Gabe, die mir von jenseits des Ozeans zu teil geworden ist, glaube ich auf keine bessere Weise abstatten zu können, als indem ich in dieser Wochenschrift das deutsche Gelehrtenpublikum auf das Erscheinen des verdienstvollen Werkes aufmerksam mache und seinen großen wissenschaftlichen Wert hervorhebe.

Gerade zum Tragiker Seneca benötigten wir aus Gründen, die nicht erst besonders auseinander gesetzt zu werden brauchen, dringend eines erschöpfenden Wörterverzeichnisses; um so erfreulicher ist es, daß nunmehr diesem Bedürfnisse durch eine schlechthin vorbildliche Leistung abgeholfen wird. Die Anfänge des vorliegenden Index gehen bis in das Jahr 1911 zurück, wo Studierende der Universität Urbana das Material zu den einzelnen Stücken zu sammeln begonnen haben, das dann durch das auf dem Titel genannte Konsortium von Philologen seine endgültige Gestaltung erhalten hat. Daß die Octavia, deren annäanischer Ursprung von Tag zu Tag mehr Anhänger gewinnt, in gleicher Weise wie die übrigen Dramen herangezogen worden ist, verdient durchaus gebilligt zu werden.

Über die Anlage des Ganzen gibt die Praefatio hinlänglich Auskunft, zugleich erhalten wir da auch die erforderlichen Fingerzeige für seine Benutzung und ein sehr nützliches Verzeichnis „eorum operum quae post annum 1901 in lucem edita ad Senecae fabularum studium pertinent". Einen entschiedenen Vorzug vor manchen ähnlichen Unternehmungen für andere Schriftsteller weist der Seneca-Index insofern auf, als er nicht bloß die in der Peiper-Richterschen Ausgabe verzeichneten Varianten, sondern auch aus anderen Veröffentlichungen bekannte handschriftliche Lesarten sowie die Konjekturen moderner Forscher in ausgiebiger Weise berücksichtigt. Da, wie ich mich durch eine Reihe von Stichproben überzeugt habe, die Ausführung im einzelnen an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, so steht zu erwarten, daß die Forschung aus diesem Erzeugnis amerikanischen Fleißes einen nicht unbeträchtlichen Gewinn ziehen wird.

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

Charles Upson Clark, Collectanea Hispanica. Transactions of the Connecticut Academy. vol. 24. Sept. 1920. p. 1—243. Paris 1920, Champion. 243 S., 70 Tafeln. 8.

Die beste Sonderbehandlung einer bestimmten lateinischen Schriftart von großer Bedeutung verdanken wir dem amerikanischen Traubeschüler E. A. Loew (The Beneventan script, Oxford 1914). Auch die nunmehr vorliegende Monographie über die charakteristische lateinische Schrift Spaniens stammt von einem Amerikaner, der sich jahrelang L. Traubes Lehre und Freundschaft hat erfreuen dürfen. Die „Collectanea Hispanica" sind im Sommer 1907 bald nach Traubes Tode begonnen, der lebendige Rat des Meisters ist ihnen also unmittelbar nicht mehr zugute gekommen. Dennoch wage ich ohne nationalistische und schulparteiische Anmaßung zu behaupten, daß ohne Traube das Buch nicht zustande gekommen, zu seinen Lebzeiten noch besser geworden wäre.

Clark, der bei dem Leser dieser Wochenschrift als der umsichtige Herausgeber des Ammianus Marcellinus einen guten Namen hat, sammelte das Material für seine Erforschung

der „westgotischen“ Schrift vor allem auf einer nur sechswöchentlichen Reise durch Spanien schon vor 14 Jahren, konnte aber erst im September 1920 seine wissenschaftlichen Reisefrüchte der Öffentlichkeit unterbreiten. Freuen wir uns, daß die Collectanea endlich erschienen sind, — eine Freude freilich nicht ohne Bitterkeit. da viele Bibliotheken und Gelehrte Deutschlands und Österreichs sich das teuere Werk nicht werden erwerben können.

Cl. hat sich mit der Erreichung eines weniger hohen Zieles als sein Landsmann Loew begnügen müssen. Er gibt nicht eine volle Entwicklungsgeschichte der spanischen Schrift, sondern das Material dafür mit einigen Skizzen, die keine ausgeführten, in allen Zügen und Farben Endgültiges gebende Gemälde sein wollen und können. Cl. weiß und sagt das wohl. Ich glaube das vorausschicken zu müssen, damit der mehr Erwartende nicht ungerecht urteilt. Bescheiden, wie es Clarks Art ist, hat er ein Werk geliefert, das nicht den Abschluß, sondern einen Anfang oder einen großen Fortschritt bedeutet, ein rühmliches Hilfsbuch, das allen Theologen, Philologen und Historikern, die sich mit der spanischen Paläographie im ganzen oder besonderer Aufgaben wegen mit einzelnen Handschriften in westgotischer Schrift befassen müssen, sehr viel bieten kann.

Nach einer kurzen Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der spanischen Paläographie gibt Cl. eine Liste und Beschreibung aller ihm bekanntgewordenen „Manuscrits wisigothiques“, von denen 140 — im Laufe der Zeit werden gewiß noch mehr auftauchen — in Spanien und Portugal, 39 in Frankreich liegen, während England nur 18, Italien 12 besitzt, Holland nicht mehr als 2, Deutschland und die Schweiz sogar nur je 1. Daß in der Literatur schon erwähnte Codices mit spanischer Minuskel fehlen, ist mir nicht aufgefallen. Jedoch hätten der von L. Traube u. a. mit zweifelhaftem Recht Spanien zugesprochene Codex Salmasianus der Anthologie Paris lat. 10318 und die Canoneshandschrift Verona LXI, die nach Lindsay Notae Latinae S. 490 auf fol. I^{r} eine Stelle „written in a Visigothic type of rude minuscule“ hat, und wohl noch andere Beispiele spanischer Unciale und Halbunciale aufgeführt werden können. S. 56 fehlt Rom. Reg. lat. 1024 (spanische Halbunciale), von dem der Verfasser selbst auf tab. 8 u. 9 Proben (mit Transkription S. 127 ff.) gegeben hat.

Die begreiflicherweise summarisch angelegten Inhaltsbeschreibungen sind etwas ungleichmäßig, zuweilen ist der literarische Inhalt gar nicht angegeben. Mit geringer Mühe hätten sie übersichtlicher gemacht werden können. Vorzugsweise haben wir es mit Bibelhandschriften, liturgischen Werken, Kirchenvätern, Ordensregeln, Hagiographicis, kurz mit geistlicher Literatur zu tun. Außer Gesetzbüchern, historischen und geographischen Texten erscheinen ferner mehrfach Glossare und Grammaticalia. Die christlichen Dichter sind durch Sedulius, Eugenius von Toledo u. a. vertreten. Den klassischen Philologen interessieren wohl besonders Ausonius, Coripus, Gedichte der Anthologie und der einzige bisher entdeckte Klassiker in westgotischer Schrift: ein Terenz saec. XI in Madrid (S. 229 und pl. 64). Falsch ist, daß S. 37 (u. 72) als Inhalt des Voss. lat. F. 111 in Leiden „Corippe“ notiert ist. Tatsächlich handelt es sich um die besonders für die Textkritik des Ausonius berühmt gewordene poetische Sammlung saec. IX aus Lyon, über die zuletzt mein unvergessener Freund Dr. S. Tafel (gefallen im Westen) einen lichtvollen Aufsatz im Rhein. Mus. LXIX (1914) veröffentlicht hat. Außer in den MG. Auctt. antt. V, worauf Cl. verweist, gibt es Abbildungen einzelner Seiten dieser Hs auch in R. Peipers Ausonius der Bibliotheca Teubneriana (1886) und am Schluß der von St. Gaselee eingeleiteten Reproduktion des Codex Traguriensis der Cena Trimalchionis des Petronius, Cambridge 1915. Clarks Bemerkung S. 72 über die Feststellung des westgotischen Schriftcharakters halte ich für überflüssig. Uns Traubeschülern mußte dieser längst klar sein, zum mindesten seit L. Traube 1900 in „Peronna Scottorum“, 1907 in den „Nomina sacra“, die Handschrift als spanisch angesprochen hatte. — In Kap. III wird die Schrift nach Buchstaben, Ligaturen, Abkürzungen, Orthographie, diakritischen Zeichen und Interpunktionen gekennzeichnet. Bei den Buchstaben ist z, das gar nicht selten auf Clarks Tafeln in verschiedenen Formen vorkommt, gar nicht besprochen, obwohl doch auch x und y behandelt sind und das z gerade in Spanien späterhin für die c-Cédille bedeutungsvoll geworden ist. W. M. Lindsays großes Werk Notae Latinae. An account of abbreviation in Latin Mss. etc., Cambridge 1915, ist noch nicht benutzt. Bei den Orthographicis hat Cl. leider nur eine Auswahl geboten. Merkwürdigkeiten wie guilae für gulae (auf Taf. 16^{d} zweimal), soanctuario (S. 56), Tiziano für Titiano bezw. Ticiano (Taf. 54^{d}) und eziopic für ethiopic (Taf. 22^{d}) hätten verzeichnet werden sollen. Die S. 105 versprochene Arbeit

über antike und mittelalterliche Interpunktion erwarten wir mit Spannung. Die Vorsicht in dem Überblick über die Entwicklung der Schrift (S. 106 f.) billige ich durchaus. Loew ist manchmal zu kühn und bestimmt gewesen.

Den Schluß des Bandes bilden 70 Handschriftentafeln, die leider stark verkleinert und nicht immer ganz scharf sind. Sorgfältige Transskriptionen gehen voraus. Da die Schrift auf den Tafeln oft sehr klein erscheint und man die Umschrift nicht neben die Tafeln legen kann, habe ich noch nicht alle Lichtdrucke mit Clarks Lesung verglichen. Bei der immerhin umfänglichen Prüfung sind mir folgende Lese- oder Druckfehler aufgestoßen: Taf. 10 $_{10}$ hic fratribus statt hic in fratribus, 11 $_{27}$ Stefanem statt Stefanum, 27$^{a}_{19}$ puniant statt puniunt, 27$^{b}_{15}$ te pater statt et pater, 33$^{b}_{1}$ du summitate statt de summitate.

Daß es richtig war, die spanischen Urkunden aus der Untersuchung auszuscheiden, möchte ich bezweifeln. Doch hat ja Cl. selbst zum Ausdruck gebracht, daß für die Geschichte der Schrift das Meiste noch zu tun ist. Auf Grund seines Werkes wird es leichter als zuvor sein, die zeitlichen und örtlichen Unterschiede der „Scriptura Wisigothica“ festzustellen. Andere Aufgaben, die nicht berührt sind, hier aber empfohlen sein mögen, sind: Die Darstellung des Kampfes zwischen westgotischer und karolingischer Minuskel in Spanien und Südfrankreich, das Aufdecken der westgotischen Vorlagen in den karolingischen und späteren Abschriften Spaniens und des übrigen Europas. Paläographie, Überlieferungsgeschichte, Textkritik können noch viel von der Behandlung der spanischen Hss und ihrer Abkömmlinge erwarten. Cl. gute Collectanea werden dabei eine wichtige Rolle spielen.

München. Paul Lehmann.

Hugh G. Evelyn White, The sayings of Jesus from Oxyrhynchus, edited with introduction, critical apparatus and commentary. Cambridge 1920, University Press. 48 S. 8.

1897 und 1903 entdeckten Grenfell und Hunt zwei Papyrusfragmente mit Jesusworten, die nunmehr White, eine ganze Reihe Vorgänger benutzend und die zahlreichen Lücken ergänzend, mit sorgfältigem Kommentar hier herausgibt. Auch eine gründliche Einleitung fügt er bei. Es handelt sich um insgesamt 13 Worte Jesu, die wahrscheinlich einem apokryphen Evangelium entnommen sind und aus der Zeit von etwa 200—300 n. Chr. stammen. Sie sind Matthäus und Lukas verwandt, zeigen auch johanneische Anklänge. Dem rekonstruierten Text gibt W. eine englische Übersetzung bei. Das eine Bruchstück hat einen kurzen Prolog, auch vor einigen Worten Jesu Fragen der Jünger. W. will das Hebräerevangelium als Quelle ansehen. Vielleicht gehören jedoch beide Bruchstücke zu verschiedenen Quellen. Das ausführlichere Bruchstück scheint mir mystische Erlebnisse vorauszusetzen. M. E. können nur neue Entdeckungen die zahllosen Rätsel, die noch bestehen bleiben, lösen.

Leipzig. Fiebig.

S. Augustini vita scripta a **Possidio** episcopo edited with revised text, introduction, notes, and an english version by **Herbert T. Weiskotten.** Dissert. Princeton, University Press, London, Humphrey Milford. Oxford 1919, University Press. 174 S. 8. 1 Karte.

„The purpose of this edition is to present a revision of previous editions in the light of fuller evidence from a larger number of Mss and to arrive at a text which reproduces as nearly as possible what Possidius wrote, rather than what he should have written.“ Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Herausgeber zehn Hss geprüft, mit dem Ergebnis, daß der cod. 112 s. IX—X der Bibliothek von Chartres, mit dem im allgemeinen der cod. Vat. Regin. 1025 s. XI übereinstimmt, dem Archetypus näher kommt, als der Vat. Regin. 541 s. XII, der Hauptvertreter der zweiten Gruppe, und deshalb als der verlässigste Führer zu betrachten ist. Außer den Lesarten dieser zehn Hss werden noch diejenigen von sechs weiteren auf Grund der Mauriner-Edition (5) und der Ausgabe in den Acta Sanctorum (1) und zu einzelnen Stellen die von siebzehn Hss der Pariser Nationalbibliothek nach Mitteilungen von H. Omont verzeichnet. Ein geographisch angeordnetes Verzeichnis sämtlicher dem Herausgeber bekannt gewordener Hss S. 30 ff. Die Einleitung handelt über das Leben des Augustinus und über Leben und Schrift seines Biographen, die Anmerkungen S. 147 ff. sind mitunter etwas elementar gehalten, bieten aber die nötigsten sachlichen und sprachlichen Erläuterungen. Der — nach Weiskotten wahrscheinlich 431 während der Belagerung von Hippo auf Grund der dortigen Bibliothek gefertigte und später mit der zwischen 432—439 verfaßten Vita vereinigte — indiculus der Schriften Augustins ist weggelassen worden. S. 171 f. Register zum lateinischen Texte (Eigennamen, nachklassische und seltene Wörter); S. 173 f. Register zu den Anmerkungen. Die

beigegebene Karte führt die Provinz Afrika vor Augen. Einige Detailbemerkungen s. in meiner ausführlicheren Anzeige Histor. Jahrb. XL (1920) S. 231.

München. Carl Weyman.

Auszüge aus Zeitschriften.

Anzeiger f. Schweizer. Altertumskunde. XXII, 3. 4.

(145) **O. Tschumi**, Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz. I. — (155) **E. Scherer**, Die urgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Altertümer des Kantons Zug. Die jüngere Steinzeit ist durch Pfahlbaustationen vertreten. I. — (166) **L. Franchet**, Etude technique sur la Céramique des palafittes de la Suisse (Fin). Bronzezeitalter. Die seltenen und sehr schwachen Berührungen mit der ägäischen Töpferei sind wohl nur einfache Zufälligkeiten. — (173) **W. Deonna**, Notes d'archéologie suisse (Fin). VII. Amulett von Fins d'Annecy mit der Schlange Knuphis. VIII. Christliche Lampe des Genfer Museums. In der Mitte ist der Christengott, um ihn die zwölf Apostel an Stelle der zwölf Götter der Zodiakalmonumente dargestellt. IX. Grabcippus der Sevva. Die Verwendung der Monde auf gallorömischen Reliefen wird erörtert. — (213) **W. Schmafsmann** u. **Ed. Handschin**, Ausgrabungen in Basellaud: Bubendorf. Zu mehreren alemannischen Gräbern wurden Überreste römischer Bauten verwendet. Durchs Haupttal führt die über den oberen Hauenstein ziehende Römerstraße, wo römische Münzen gefunden werden.

(217) **O. Tschumi**, Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz. II. — (228) **P. Vouga**, Essai de classification du néolitique lacustre d'après la stratification. — (236) **E. Scherer**, Die urgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Altertümer des Kantons Zug. Die Pfahlbauten. II.

Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft. XIX 3/4.

E. Preuschen †, Die Echtheit von Justins Dialog gegen Trypho. Die Echtheit ist von G. Koch 1700 bestritten worden. Der Dialog ist nach Tertullian entstanden und im 3. Jahrh. interpoliert worden. — S. 143—165. **W. Bornemann**, Der 1. Petrusbrief eine Taufrede des Silvanus. Die petrinische Abfassung ist unhaltbar; jede Teilung oder Annahme von Interpolationen unwahrscheinlich. Die Rede des Silvanus ist für den Zweck der Kanonisierung redigiert und mit einem Rahmen versehen worden. — S. 180. **Eb. Nestle** †, Christus. Daß die richtige Aussprache der ersten Silbe nicht Kri-, sondern Chri- sein würde, sagte schon Erasmus zu Matth. I 16.

Nachrichten über Versammlungen.

Bayer. Akademie der Wissenschaften.

(Philos.-philol. u. hist. Kl.)

Sitzung am 8. Januar.

1. Herr von Bissing erstattet folgenden Bericht:

Auf Grund der deutschen und französischen Aufnahmen der Ruinen von Pasargadae und Persepolis wird eine Wiederherstellung des Kyros- und Dariuspalastes vorgeschlagen, die ein Bauwerk mit einer erhöhten säulengetragenen Mittelhalle, niederen Seitenräumen und einer von zwei Türmen flankierten Vorhalle ergibt. Die Grabtürme zu Pasargadae und Persepolis sind nach dem Vorbild dieser Palasttürme errichtet, in denen ursprünglich die Wohnräume des Königs und der Königin untergebracht waren. Es wird gezeigt, wie, anfangend mit dem Königspalast von Ekbatana, eine klare Entwicklung in den persischen Palästen zu erkennen ist, und wie der Typus, wenn auch noch manche Zwischenglieder fehlen, durch die hellenistische Zeit bis in die christliche fortlebt, wo die syrisch-kleinasiatische, neuerdings auch in Armenien nachgewiesene Turmbasilika ihm entstammt. Damit dürfte zum mindesten der Ursprung der ältesten asiatischen Basiliken aufgeklärt sein. Auch der Name Basilika, Haus des Königs, d. h. ursprünglich des Großkönigs der Perser, dann des Königs des Himmels und der Erde, wird so verständlich.

2. Herr Baeumker legt das mit Unterstützung der Akademie veröffentlichte Werk von Hermann Stadler vor: Albertus Magnus de Animalibus (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters XVI, Münster 1921).

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Arnold, C. Fr., Die Geschichte der alten Kirche bis auf Karl den Großen in ihrem Zusammenhang mit den Weltbegebenheiten kurz dargestellt: *Zft. f. d. evang. Rel.-U.* 32 1/2 S. 52 f. 'Prächtig gelungen'. *Clemen.*

Bacher, W., De Pausaniae studiis Homericis: *L. Z.* 6 Sp. 124. 'Gute Arbeit'. *H. O.*

Brillant, M., Les mystères d'Eleusis: *Rev. archéol.* V 12 S. 149 f. Gelehrt und genau. *S. R.*

Heinze, R., Ovids elegische Erzählungen: *Sokr Jahresber. d. phil. Ver.* 46 S. 86 ff. 'Diese Schrift liest man mit reiner Freude und hohem Gewinn'. *E. Fraenkel.*

Jeremias, J., Der Gottesberg. Ein Beitrag zum Verständnis der biblischen Symbolsprache: *L. Z.* 6 Sp. 113: 'Offenbart eine Fülle von Einzelwissen und zeugt von umfassender Belesenheit'. *E. Herr.*

Jullian, C., Histoire de la Gaule romaine V, VI: *Rev. archéol.* V 12. S. 151 f. Wohlgelungen. *S. R.*

Kazarow, J., Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker: *Arch. f. Anthropologie* XVIII 1/2 S. 114. Umfassend und übersichtlich. *Birkner.*

Keramopoullos, D., Thebaika: *Rev. archéol.* V 12

S. 152—154. Reichhaltig; eingehende Durcharbeitung der Altertümer und der Literatur. *E. Pottier.*

Lesquier, J., L'armée romaine d'Egypte: *Rev. de phil.* 44,2 S. 171f. Umfassend, eingehend und ergebnisreich.

Mc Fayden, D., The history of the title Imperator: *Rev. archéol.* V 12 S. 160. Umfassende und eingehende Prüfung der Anwendung des Imperatortitels. *S. R.*

Messer, A., Geschichte der Philosophie. 1. Altertum und Mittelalter: *Zft. f. d. evang. Rel.-U.* 32 1/2 S. 47ff. 'Allen denen zu empfehlen, denen es nicht an Lust und Fähigkeit mangelt, über die höchsten Fragen nachzudenken'. *P. Schwartzkopff.*

Miller, K., Die Peutingersche Tafel oder Weltkarte des Castorius: *Geogr. Zft.* 27 1/2 S. 36. Anerkannt von *K. Kretschmer.*

Müller, E., Der Sohar und seine Lehre. Einleitung in die Gedankenwelt der Kabbalah: *L. Z.* 6 Sp. 115. 'Die nicht leichte Aufgabe ist aufs beste gelöst'. *S. Krauß.*

Neubert, M., Die dorische Wanderung in ihren europäischen Zusammenhängen: *Arch. f. Anthropologie* XVIII 1/2 S. 120. Ein neues kühnes Hypothesengebäude, auf Grund der Verbreitung der Eisenkultur. *Schwantes.*

Novum Testamentum graece, rec. J. Vogels: *Z. f. kath. Th.* 1920 IV S. 582—584. Wohlgelungen und gut ausgestattet. *U. Holzmeister.*

Norden, Ed., Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania: *Sokr. Jahresber. d. Philol. Ver.* 46 S. 96 'Dem Müllenhoffischen Germaniabuch ebenbürtig'. *O. S.*

Pasquali, G., Orazio lirico: *Rev. archéol.* V 12 S. 159f. Beachtenswert wegen der literarischen und geschichtlichen Erklärung. *S. R.*

Poisson, G., Les monuments du cavalier à l'anguipède en Auvergne: *Rev. archéol.* V 12 S. 158f. Beachtenswerte Deutung. *S. R.*

Preller, L., Griechische Mythologie. 2. Bd. Die Heroen. 4. A. Erneuert von C. Robert. 1. Buch: *Sokr. Jahresb. d. Philol. Ver.* 46 S. 89. 'Über aller Kritik'. *O. S.*

Ramsay, W., Studies in the Roman province Galatia. I: *Rev. archéol.* V 12 S. 154—156. Bietet viel Interessantes über den Homanadensischen Krieg. *C. Torr.*

Reinert, H., Eine Römersiedelung vor Verdun: *Rev. archéol.* V 12 S. 156—158. Inhaltsangabe von *R. Lantier.*

Rostagni, A., Ibis: *Rev. archéol.* V 12 S. 158. Wertvoll, besonders durch die Verwendung der Scholien *S. R.*

v. Soden, H. Freih., Die Entstehung der christlichen Kirche und

v. Soden, H. Freih., Vom Urchristentum zum Katholizismus: *Zft. f. d. evang. Rel.-U.* 32 1/2 S. 52. 'Die Hauptlinien treten allenthalben klar und kräftig hervor'. *Clemen.*

Zervos, Chr., Michel Psellos: *Rev. archéol.* V 12 S. 162f. Übersichtliche, brauchbare Zusammenfassung, aber der Verf. überschätzt Psellos. *S. R.*

Mitteilungen.

Nochmals die Homerische Redaktionskommission unter Peisistratos.

In Nr. 46 dieser Zeitschrift Sp. 1097ff. hat K. Löschhorn den Versuch gemacht, die bekannte verderbte Stelle des Cramerschen Anekdoton, das jetzt auch bei Kaibel, Com. Graec. Fragm. (1899) S. 20 abgedruckt ist, zu verbessern. Ich muß diesen Versuch für methodisch verfehlt halten. Denn die Vierzahl der Redaktoren beruht eben schon auf dem Mißverständnis, daß 'Επικογκύλῳ ein Eigenname sei. „Quartum nomen a Byzantinis inepte fictum", bemerkt Kaibel z. St. Außerdem springt die paläographische Gewaltsamkeit in die Augen, daraus ‚Κορινθίῳ Γογγύλῳ' herauszuholen. Es ist vielmehr daran festzuhalten, was schon Cramer gesehen hat, daß in dem verderbten Ausdruck der ἐπικὸς κύκλος steckt. Die Vermutung Ritschls (Opusc. I 66), daß die Stelle etwa gelautet habe: τοῖς καὶ διαθεῖσι τὸν καλ[ούμενον] ἐπικὸν κύκλον, hat daher auch heute noch alles für sich. Ist dies aber richtig, so tritt damit die ganze Überlieferung über die peisistrateische Redaktion in ein neues Licht. Diese erscheint allerdings widersinnig, wenn man bei der Sammlung der homerischen Gedichte durch Peisistratos an unsern Homer, d. h. an Ilias und Odyssee, denkt zumal etwa in Verbindung mit der Lachmannschen Liedertheorie. Demgegenüber ist aber zu bedenken, daß für die Griechen des 6. Jahrh. v. Chr. „Homer" der Verfasser sämtlicher heroischer Epen war, tauchen doch die ersten schüchternen Zweifel an der homerischen Verfasserschaft einzelner Kyklischer Epen, wie der Kypria und der Epigonoi, erst bei Herodot auf. Versteht man die bekannte Stelle Ciceros (de or. III 137), daß Peisistratos confusos antea Homeri libros sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus, in dem Sinne, daß er die unter Homers Namen laufenden Heldengedichte sammeln und kritisch bearbeiten ließ, so schwindet bei dem notorischen Interesse der Peisistratiden an der Literatur alles Befremdliche an der Überlieferung. Peisistratos hat dann nichts anderes getan als was von Karl d. Gr. über die Sammlung der alten deutschen Heldenlieder erzählt wird. Es sei gestattet, hierfür auf einen in Deutschland, so viel ich sehe, zu wenig beachteten Aufsatz des Engländers A. W. Verrall, „The first Homer" zu verweisen, erschienen in der Quarterly Review 1908 (July) und abgedruckt in seinem Buche The Bacchants of Euripides and other essays (Cambridge 1910) S. 164ff.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Zu Pausanias.

V 10, 8 ist in den vielbesprochenen Worten über den Westgiebel des Zeustempels in Olympia τὰ δὲ

ὄπισθεν αὐτῶν (ἐστιν) Ἀλκαμένους, ἀνδρὸς ἡλικίαν τὸ κατὰ Φειδίαν καὶ δευτερεῖα ἐνεγκαμένου σοφίας ἐς ποίησιν ἀγαλμάτων der darin verborgene Pentameter noch nicht erkannt:

ἀνδρὸς ἐνεγκαμένου δεύτερα τῆς σοφίας . . . .

Dem Pausanias oder seinem Gewährsmann wird wohl das vollständige inschriftliche Epigramm vorgelegen haben. Von dem Siege des Alkamenes bei dem Wettbewerb um die Akroterien berichtet bekanntlich die erhaltene Inschrift seiner Nike. — X 21, 5 wird der Anfang der Aufschrift auf dem Schilde eines in den Gallierkämpfen gefallenen Atheners so zu lesen sein:

ἧρμαι (für ἤμαρλα) δὴ ποθέουσα νέαν ἔτι Κυδίου ἥβην
ἀσπὶς ἀριζήλου φωτός, ἄγαλμα Διί.

Der Schild war ursprünglich in der Halle des Zeus Eleutherios aufgehängt. — In der Stelle über den olympischen Zeuskoloß des Phidias V 11, 5 heißt es von den Schranken, welche verhinderten, in den Thronbau hineinzugehen, in der besten Überlieferung (La) τούτων τῶν ἐρυμάτων ὅσον μὲν ἀπαντικρὺ τῶν θυρῶν ἐστιν, ἀλήλιπται κυανῷ μόνον τῶν. Nach τῶν fehlt sicher etwas und das kann in dem eigentümlichen Stil des Pausanias kaum etwas anderes sein als χρωμάτων. Es ist ausgefallen, weil der Abschreiber die Buchstaben zwischen den beiden τῶν übersehen hat. — Ähnlich ist III 18, 10, wo unter den sonst aus mindestens zwei Gestalten bestehenden Reliefs vom Thronbau des Apollon zu Amyklä[1]) die Worte ἐπείργασται δὲ καὶ Ἄτλας καὶ Ἡρακλέους μονομαχία auffallen. Ich ergänze καὶ Ἡρακλῆς nach Ἄτλας und weise u. a. auf die bekannte Metope von Olympia hin, wo Herakles vor Atlas steht.

Anders, d. h. durch Überspringen ganzer Zeilen, entstanden sind die größeren Lücken bei Pausanias, welche wie bei vielen andern Schriftstellern der Länge der Kolumnenzeile in der ältesten Überlieferung entsprechen. Sie beträgt, wie sich aus den mit Sicherheit ergänzten ergibt, ähnlich wie bei Hyperides 10 bis 18 Buchstaben, seltener 20, 23, 24 in je einem Falle 29, 31, 36, 35, wo dann der Ausfall von zwei oder drei Zeilen anzunehmen ist, Man gewinnt also ein Kriterium für die Richtigkeit der versuchten Ergänzungen und tappt bei ihnen trotz des beträchtlichen Spielraumes nicht mehr gänzlich im Finstern, da man ungefähr weiß, wieviel zu ergänzen ist. So wird I 28, 3 Kaysers Supplement τοὺς οἰκοδομήσαντας εἶναι, welches Hitzig nicht aufgenommen hat, dadurch bestätigt, daß es 23 Buchstaben sind. — Dagegen verdächtigt I 41, 5 die von Spiro aufgenommene Ergänzung O. Schröders ἁρπασθεῖσαν τὴν Ἑλένην διαφυλάξαι (nämlich τὸν Θησέα) schon ihre übergroße Länge, ganz abgesehen davon, daß sie auch dem Zusammenhange nach unnötig ist. — Zu wenig Buchstaben hat II 2, 2 eine junge Hand in Lb hinzugefügt ⟨τάφους δὲ⟩ Σισύφου καὶ Νηλέως, wenn sie auch den Sinn richtig getroffen hat. Es ist mindestens τοῦ δὲ τάφους notwendig oder τοῦ δὲ τάφους τοῦ. Gleich im nächsten Satze wird wieder Σισύφου mit dem Artikel verbunden. — II 3, 3 möchte ich die von G. Krüger (Jahrb. f. Philol. LXXXIII, 1861, S. 480) nach χαλκός angenommene Lücke etwa mit den Worten ⟨πλὴν ἢ ὁ τούτῳ βαπτόμενός⟩ γε οὐκ ἔστι Κορινθίοις ausfüllen. Mit τούτῳ ist das Wasser der Quelle Peirene gemeint. — IV 8, 3 paßt besser Schubarts Ergänzung Μεσσηνίους - ἐς ἅπαντα ⟨κατέστησεν⟩ ἐς τὸ ἴσον ἥ τε ἀπόνοια usw. als Spiros ἀνθυπῆρχεν, woneben das handschriftliche Μεσσηνίους noch in Μεσσηνίοις geändert werden muß. — IV 19, 6 ist van Herwerdens τοὺς Κρῆτας oder τοὺς φύλακας dem von Siebelis ergänzten zu kurzen ἐκείνους vorzuziehen. — VII 25, 5 möchte ich die Lücke vermutungsweise so ausfüllen: τοῖς μὲν δὴ ἀγάλμασι ξύλων εἰργασμένοις ⟨πλίνθοι λίθων⟩ εἰσὶν (oder ὕπεισιν) οὐ μεγάλοι. — VIII 13, 1 spricht Pausanias von einem Heiligtum der Hymnia Artemis bei Orchomenos und fährt dann fort μέτεστι δὲ αὐτοῦ καὶ Μαντινεῦσι * * καὶ ἱέρειαν καὶ ἄνδρα ἱερέα. In der Lücke mag etwa ἔχουσι δὲ καὶ αὐτοί ausgefallen sein. — X 38, 2 werden verschiedene Erklärungen des Namens der Ozolischen Lokrer gegeben. Die vierte lautet: τὸν ἀσφόδελον φύεσθαι πολὺν καὶ ἀνθοῦντα * * ὑπὸ τῆς ὀσμῆς. Da die zweite Erklärung, welche den faulenden Leichnam des Nessos mit dem Beinamen der Lokrer in Verbindung bringt, zeigt, daß nur ein übler Geruch gemeint sein kann, so schlage ich die folgende Ergänzung vor: σαπέντα δὲ ἄτλητον εἶναι. Die Blüte der unschädlichen Pflanze (asphodelus fistulosus, Linné), deren Wurzelknollen im Altertum bekanntlich ein bescheidenes Nahrungsmittel waren, kann unmöglich gemeint sein, vgl. von Heldreich, Pflanzen der att. Ebene S. 514. 527, 567; Nutzpflanzen Griechenlands S. 7.

Königsberg i. Pr. Otto Roßbach.

---

[1]) Die Wiederherstellung des Thrones des Bathykles wird wohl trotz des vielen, was wir neuerdings durch Furtwängler und Fiechter (Jahrb. d. arch. Inst. XXXIII, 1918, S. 107 ff.) hinzugelernt haben, wegen der mangelhaften, nach eigener Angabe exzerpierten Beschreibung des Pausanias in wichtigen Punkten immer unsicher bleiben, aber betreffs der Kolossalstatue selbst möchte ich hervorheben, daß man sie sich nicht nach den mit willkürlichen Zutaten versehenen Silberstück von Lakedämon aus dem 3. Jahrh. v. Chr. zu veranschaulichen hat, wie es beide Gelehrte tun, sondern nach der ebenda unter Commodus geprägten Erzmünze (Imhoof-Blumer and Gardner, Numismatic commentary on Pausanias S. 59, Taf. N. 17). Darnach war es eine nach unten sich verjüngende Herme mit Linearornamenten am Schaft. Die Lanze erhob sie hoch im rechten Arm, streckte den linken mit dem Bogen vor und hatte einen Helm ohne Wangenschutz auf dem Haupte.

Pindar, Paean VI 50.

Mit Wilamowitz (Sitzungsber. d. K. Pr. Akad. d. W. 1908, S. 352) müssen wir den Verlust der Verse 19—49 des 6. Paeans lebhaft beklagen. Scharfsinnig

hat er vermutet, daß gerade mit diesen Versen ein „für Pindar und auch für die delphische Religion nicht unwichtiger Gedanke“ ausgesprochen war. „Es erscheint sehr ansprechend“, führt er aus, „dasjenige, was ein Mensch nicht finden, aber die Götter glaublich machen können (vs. 50), eben darauf zu beziehen, daß der delphische Heiland auch ein verderblicher Gott sein könne, den es also zu beschwichtigen gelte.“ Wird uns demnach in der unsern hinweisenden Versen folgenden zweiten Triade das geheimnisvolle Walten der Gottheit vorgeführt, „die feindliche Stellung des Apollon, wie sie die Ilias gab, ausgemalt und der Tod des Neoptolemos in dieses Licht gestellt“ (Wil.), so kann in dem entscheidenden Verse 50 die Ergänzung von Bury καὶ πόθεν ἀθαν[άτων ἔρις ἄ]ρξατο, die nur auf ein untergeordnetes Motiv des folgenden Mythos, die Uneinigkeit der Götter (vs. 87ff.) Bezug nimmt, nicht befriedigen. Kaum passend wird auch Sitzlers Ergänzung γέρας statt ἔρις erscheinen. Soll hier auf den Anbeginn des mächtigen Waltens der Gottheit hingewiesen werden, wie es sich im folgenden enthüllt, so wird πόνος wohl eher das Richtige treffen.

Dresden. Franz Poland.

Zur Octavia des vermeintlichen Seneca.

Durch die Abhandlung von A. Stanley Pease (Classical journal vol. 15 No. 7, April 1920) zur neuen Beschäftigung mit der Octavia des vermeintlichen Seneca angeregt, greife ich einige Stellen heraus, deren herkömmliche Lesung ich glaube berichtigen zu können.

Die Verse 515 ff. erzählen vom dritten Bürgerkrieg; hier ist nichts zu ändern, sondern mit den Hss so zu lesen:

pavere volucres et feras saevas diu
tristes Philippi; hausit et Siculum mare
classes virosque saepe *caedentes* suos.
concussus orbis viribus magnis ducum.

Ich habe nur v. 517 *caedentes* statt *cedentes* geschrieben; das ist keine Änderung; im Bürgerkrieg kämpfen eben oft Brüder gegen Brüder: viri saepe caedunt suos. Das ist klar. Also ist v. 518 ein selbständiger Satz und hinter v. 517 stark zu interpungieren. Der Hiat im v. 517 aber ist unanstößig; vgl. E. Ackermann, De Senecae Hercule Oetaeo, Marburg 1905, S. 32.

Wohl aber könnte im folgenden v. 519 eine Änderung nötig scheinen, der lautet:

superatus acie puppibus Nilum petit
fugae paratis.

Das Subjekt des Satzes soll Antonius sein; das ist aber nicht angezeigt; also könnte man

superatus *alter* puppibus Nilum petit

lesen wollen; nämlich *alter ducum*. Gleichwohl halte ich diesen Vorschlag nicht für nötig und glaube, daß *superatus acie* substantiviert ist: „Der in der Schlacht Besiegte flieht zum Nil“; vgl. das substantivierte *felix* bei Iuvenal 7, 190f. u. a. m.

Gar keiner Änderung bedürfen wir jedenfalls auch im v. 460, wo das *despectus ensis faciet* merkwürdige Schwierigkeiten bereitete. Wir haben statt *despectus* einfach *des pectus* zu schreiben. Das Gespräch Senecas mit Nero lautet demnach v. 458 f.:

Sen.: Iusta impera.
Ner.: Statuam ipse.
Sen.: Quae consensus efficiat rata.
Ner.: Des pectus: ensis faciet.
Sen.: Hoc absit nefas.

Der wilden Sprache Neros scheint mir dies ausgezeichnet zu entsprechen. Das *ensis faciet* bedeutet natürlich: *ensis rata faciet.* Zum *des pectus* aber vgl. das *laceranda dare viscera* bei Ovid. Met. IV 424.

Auch die vv. 590ff. sind gewiß nicht so arg entstellt, wie man bisher annahm, wo Nero sagt:

et ipse populi vota iam pridem moror,
cum portet utero pignus et partem mei
cui destinamus proximum *thalami* diem.

Ich habe im v. 592 nur *cui* für *quin* und *thalami* für *thalamis* eingesetzt. Es ist andeutende Kurzsprache, und *cui* steht für *illa cui.* Bücheler wollte dagegen den v. 590 stark abändern, da er die Erwähnung der Poppaea vermißte. Diese Erwähnung aber ist durch meine Änderung um vieles leichter gewonnen. *thalamus* steht hier für die Hochzeit und Ehe wie bei Vergil Aen. IV 550 *vita expers thalami*; vgl. auch Aen. IV 18. Die *populi vota* aber gehen auf das Verlangen des Volkes nach einem Thronerben. Nero sagt: „Ich selbst habe auch meinerseits schon längst den Wünschen des Volkes entsprochen, da die schon schwanger ist, die ich morgen heimzuführen gedenke.“ Eigentümlich ist dabei der Gebrauch des positiven *moror.* Gewöhnlich sagt man nur negativ *nihil moror* oder *haud moror*: „ich bekümmere mich nicht darum“; daraus ist die Wortbedeutung an unsrer Stelle abzuleiten.

Im v. 696 steht der Name Senecas überliefert, wo er augenscheinlich nicht hingehört. Die Nutrix sagt zur Poppaea:

Caesari iuncta es tuo
taeda iugali, quem tuus cepit decor
et *culpa Senecae*, tradidit vinctum tibi
genetrix Amoris, maximum numen, Venus.

Ich glaubte früher die *culpa Senecae* als neglegentia Senecae interpretieren zu können; aber solche lag, wie schon v. 533 ff. zeigen, gar nicht vor; auch kann Nero nicht durch die Nachlässigkeit Senecas eingefangen sein; das *cepit* paßt zum *decor* (vgl. nur das Properzische *Cynthia me cepit ocellis*), aber nicht zur *culpa.* Um Senecas Namen zu retten, hat man *culpata Senecae* oder *contempta Senecae* vermutet, vokativisch verwendete Partizipien, die hier mindestens äußerst ungeschickt stehen und einer Analogie meines Wissens entbehren. Diejenigen haben also recht, die hier Senecas Namen zu beseitigen versuchten. Im Codex M bei Leo steht vielmehr *et culpa senecte* überliefert. Danach konjiziere ich, und diese Änderung scheint mir leichter als die bisher vorgetragenen:

quem tuus cepit decor
et *culta sancte* tradidit vinctum tibi
genetrix Amoris eqs.

Venus ist von Poppaea fromm verehrt worden und fing nun ihr zum Danke den Nero ein. Das *sancte colere* steht so auch bei Cicero De deor. nat. I 57: *pie sancteque colere naturam deorum.* Vgl. ibid. II 62. Und so ist dann auch das unliebsame Asyndeton der Sätze mit *cepit* und *tradidit* beseitigt.

An eine Corruptel glauben die Herausgeber auch im v. 36, wo die Nutrix v. 34 f. zu reden beginnt:

Fulgore primo captus et fragili bono
fallacis aulae quisquis attonitus stupet,
subito *latentis ecce* Fortunae impetu
modo praepotentem cernat eversam domum
stirpemque Claudi eqs.

Hier ist im v. 36 *subito* jedenfalls Adjektiv und gehört zu *impetu*; vgl. z. B. das *subito flatu* bei Vergil Aen. I 538 und dazu den erweiterten Servius. Das *latentis* hat man beseitigen wollen; mir scheint es dagegen durchaus sinngemäß, und ich schlage demnach den v. 36 zunächst so zu lesen vor:

subito latentis *ante* Fortunae impetu.

Die Glücksgöttin hielt sich mit ihrer unheimlichen Macht bisher verborgen: ante latebat; plötzlich bricht sie hervor. Ihre Macht ist dem mit List verbundenen Zorn verwandt; vom *latens dolus* lesen wir bei Statius Theb. X 242; von der *latens ira* bei Lucan V 256; beides verbindet Vergil Aen. I 134: *nec latuere doli fratrem Iunonis et irae.* Mit der *fortuna* aber selbst wird das *latere* bei Cicero Topic. 63 verbunden, wo er lehrt, daß es erkennbare und unerkennbare Ursachen gibt; die *fortuna* gehört zu den causae latentes; *latent* (causae) *quae subiectae sunt fortunae; cum enim nihil sine causa fiat, hoc ipsum est fortunae eventus* (lies *effectus*), *obscura causa quae latenter efficitur.* Die Emendation würde also im v. 36 der Octavia gewiß nicht bei *latentis*, sondern bei *ecce* einzusetzen haben. Ich halte aber schließlich auch das *ecce* für unanstößig. Es dient zur Steigerung des Ausdruckes der Plötzlichkeit: latentis Fortunae subitus ecce impetus domum Claudii evertit; „siehe, plötzlicher Angriff der Fortuna die in Verborgenheit lauert, vernichtet das Haus des Claudius“. Zu *latere* gibt das *ecce* eben den Gegensatz und ist ihm deshalb pointiert nachgestellt.

Im v. 359 f.

cuius facinus vix posteritas,
tarde semper saecula credent

scheint mir die Variante, die Leo aus M mitteilt, zu beachten: *tardaque* für *tarde.* Damit wird günstigerweise das Asyndeton aufgehoben. Seneca verwendet zwar Herc. fur. 1310, Med. 7 das Adverb *tarde.* Doch herrscht bei den Dichtern den Adverbien gegenüber immer eine gewisse Zurückhaltung, worüber Genaueres bei H. Prieß, Usum adverbii quatenus fugerint poetae latini, Marburg 1910. Das Adverb wird gern durch das Adjektiv ersetzt. Vgl. auch Servius zu Verg. Aen. VIII 30.

Im v. 294 wird man das Plusquamperfekt *expulerant* beibehalten müssen; *expulerunt* zu schreiben ist nicht ratsam, da der Verfasser sonst die vorletzte Silbe in den entsprechenden Formen nicht kürzt, s. v. 746; 776 f.; dazu *texere* v. 889. Die Sache liegt just so wie bei Properz, der daher gleichfalls das Plusquamperfekt auf das freieste gebraucht, worüber H. Spindler, Syntaxeos Propertianae capita duo, Marburg 1888, S. 19 ff. In der Octavia steht so auch *fuerat* für *fuit*, v. 68 und 604; *assuerant* neben *fuit*, v. 401—403. Warum also ändern?

Die Verse 457 f. sind endlich gegen Leos Eingriff schon durch Ladek, De Octavia praetexta S. 102 gesichert; vgl. auch E. Ackermann a. a. O. S. 27 f.

Marburg a. L. Theodor Birt.

Eingegangene Schriften.

P. H. Degen, Die Tropen der Vergleichung bei Johannes Chrysostomus. Diss. Olten, O. Walter, A.-G.

C. Giarratano, Q. Asconii Pediani Commentarii Roma, A. Nordecchia. 25 L.

Aristoteles, Über die Dichtkunst. Neu übers. v. A. Gudemann. Leipzig, Meiner. 10 M., geb. 15 M.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 9. April. 1921. №. 15.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Platons Dialoge, Laches und Euthyphron, übers. u. erl. v. **Gustav Schneider** (†), herausgeg. von B. von Hagen. Philos. Bibl. 178. Leipzig 1918, F. Meiner.

Am 10. Dezember 1917 verschied zu Gera Gustav Schneider und hinterließ als letzte Arbeit die Übersetzung der Dialoge Laches und Euthyphron, die nach seinem Tode von B. v. Hagen in der Apelt'schen Übersetzung platonischer Dialoge herausgegeben worden ist. Der Herausg. dieser Sammlung hätte für die Übersetzung der beiden Dialoge keine bessere Wahl treffen können. Über der ganzen Arbeit, den Einleitungen sowohl als auch der Übersetzung, ruht die besonnene Arbeit des Alters und die tiefe Kenntnis des Platoforschers, die sich besonders beim Euthyphron bekundet, mit dem sich Schneider zeitlebens so gern beschäftigt hatte.

Die Einleitungen bringen beachtenswerte Hinweise auf manche Momente, die bei der Lektüre der platonischen Dialoge betont zu werden verdienen; so wird mit Recht in der Einleitung zu beiden Dialogen darauf hingewiesen, welch guten Blick Platon für die Wirklichkeit besaß und wie notwendig es demnach sei, sich mit dem Leben und Wesen der in den Dialogen auftretenden Personen näher

bekannt zu machen. Daher befaßt sich auch die Einleitung in großer Ausführlichkeit mit den Personen der Gespräche.

Für die Auffassung vom Wesen der Tapferkeit wird, wie es auch schon Bonitz getan, auf die Übereinstimmung zwischen Wissen und Wollen, Denken und Handeln hingewiesen.

Sehr besonnen ist das Urteil über das Wesen des Euthyphron, dessen Hauptzweck doch immer die Bestimmung des Begriffes der Frömmigkeit bleibe, sosehr sonst auch andere Momente in den Vordergrund gerückt würden, die jedoch vom Verf. sehr geschickt um den Hauptzweck gruppiert werden.

So bieten die Einleitungen zu diesen beiden Dialogen dem Leser eine klare und anziehende Einführung in das Verständnis der beiden Schriften; es ist nur zu bedauern, daß sich der Herausg. genötigt sah, die Einleitungen, die so viele lesenswerte Gedanken enthalten, erheblich zu kürzen.

Umso genußreicher ist die Lektüre der Übersetzung selbst, die vollständig aus der Feder Schneiders stammt, dazu die reichen Erklärungen zum Dialoge Euthyphron, die bekunden, wie tief sich dieser heimgegangene Forscher mit diesem Dialoge beschäftigt hat. So bleibt dieser Band, sich würdig reihend an die anderen

Bände dieser Sammlung, ein unvergeßliches Denkmal des hochverdienten Platonforschers Gustav Schneider.

Prag. Adalbert Steiner.

C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Erkl. von Fr. Kraner und W. Dittenberger. 17. Aufl. von H. Meusel, Berlin 1920. II. Bd. IV, 656 S. 15 M. + 60%. III. Bd. 223 S. 9 M. + 60%.

Von der Meuselschen Neubearbeitung des altbewährten Kraner-Dittenbergerschen Cäsar war der erste Teil (B. I—IV) 1913 erschienen (vgl. in dieser Wochenschr. 1914 Sp. 995—1008). Bevor der Rest gedruckt werden konnte, ist der um Cäsar hochverdiente Bearbeiter am 12. Juni 1916 gestorben. Er hatte aber das Manuskript für die ganze Arbeit hinterlassen, so daß Paul Viereck nur den Druck zu überwachen hatte. Man darf mit dem Herausg. einer fremden Arbeit nicht rechten, wenn er sie ohne Eingriffe hinausziehen läßt. Aber man kann bedauern, daß sie in dieser Form erschienen ist, wobei der hohe Preis der Verbreitung sehr hinderlich sein wird. Die äußern Umstände haben auch die dringend nötige Beigabe von Karten unmöglich gemacht, so daß man sich mit diesem Mangel abfinden muß. Es wäre im Interesse der Sache sehr zu begrüßen gewesen, wenn die Erklärungen und besonders der kritische Anhang wesentlich gekürzt wären. Namentlich dieser hätte ohne Schädigung der Sache auf die Hälfte und weniger zusammengestrichen werden können. Erörterungen über das Verhältnis der beiden Handschriftenfamilien, das gerade durch Meusels eigne frühere Arbeiten wesentlich geklärt war, nahmen einen sehr breiten Raum ein und haben eigentlich heute nicht mehr rechte Bedeutung, da doch anerkannt ist, daß beide Handschriftenfamilien gleichmäßig zu berücksichtigen sind. Man kann diese Sachlage bedauern und doch verstehen, daß der Herausg. sich darauf beschränkt hat, den Druck zu überwachen. Meusel selbst würde sicher den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen haben.

Der II. Bd. gibt die Erklärung der Bücher V—VII, der III. die des VIII. und die Register. Hier sei neben dem geographischen Register das zu den Anmerkungen hervorgehoben. Was seinerzeit vom I. Bande gesagt worden ist, gilt auch von den beiden jetzt erschienenen. Mit außerodentlicher Gewissenhaftigkeit hat Meusel alles herangezogen, was ihm zur Erklärung geeignet erschienen ist. Aus Drumann-Groebe, Mommsen, Napoléon III. und besonders C. Jullian und R. Holmes werden beträchtliche Stücke mitgeteilt und so umfangreiches gelehrtes Material aufgehäuft, das natürlich die Benutzung dieser Werke nicht überflüssig macht. So hat sich M. um die sachliche Erklärung mit gutem Erfolg bemüht, und sein gesundes Verständnis hat ihn da meist richtig geleitet. Durch straffere Fassung und Anordnung hätte aber hier viel Raum gespart werden können. Meusels Stärke liegt in der sprachlichen Einzelbeobachtung. Wenn die Fassung seiner Beobachtungen nicht selten etwas äußerlich erscheint, so liegt das wohl daran, daß er die lateinischen Worte nur sieht, nicht hört. Einige Beispiele mögen dies erläutern! V 6, 1 *quod eum cupidum rerum novarum, cupidum imperii, magni animi, magnae inter Gallos auctoritatis cognoverat* wird angemerkt, daß Cäsar auch I 18, 3 *cupidum rerum novarum* stelle, während Cicero *novarum rerum cupidus* und auch Cäsar „im Dativ“ *novis rebus studere* schreibe. Betont ist natürlich immer das Adjektiv, nie *res*. Daher steht es am Ende des Kolons, wenn dessen Anfang mit *cupidus* ein betontes Wort enthält. V 54, 5 schreibt M. mit β: *ut populi Romani imperia perferrent.* Dabei würde ich die Vorausstellung von *imperia* erwarten und halte darum die Lesart von α: *ut a populo Romano imperia perferrent* für unbedingt besser. Auch V 48, 1 *tamen unum communi saluti auxilium in celeritate ponebat* entscheidet in E. die Wortstellung gegen diese von M. gebilligte Lesart von β; α hat richtig *communis salutis auxilium*, und wenn Cäsar anderswo schreibt III 15, 2 *ei rei nullum reperiretur auxilium.* civ. III 9, 5 *cui rei ... auxilium ab eo petebant,* so sind die Betonungsverhältnisse verschieden. Eine äußerliche Sprachbetrachtung zeigt sich als vollkommen hilflos bei Varianten in der Wortstellung. Z. B. V 1, 4 *quae sunt usui* α: *quae usui sunt.* β läßt sich nicht entscheiden durch die Bemerkung, daß im Bell. Gall. Formen von *esse* vor *usui* an drei Stellen stehen, hinter *usui* an sieben Stellen. Nun wird die Statistik fortgesetzt: auch andere Dative des Zwecks finden sich achtmal vor, neunmal hinter *esse.* So wird das Ergebnis gewonnen, daß die Stellung von β „etwas wahrscheinlicher“ sei. Mit solchen Statistiken läßt sich keine Entscheidung gewinnen. Auch VI 29, 4 bedurften die römischen Leser keiner Interpunktion, um richtig zu verbinden: *ipse ... ad bellum Ambiorigis profectus, per Arduennam silvam L. Minucium Basilum cum omni equitatu praemittit.* Daher ist auch an eine Umstellung der Worte

per Arduennam silvam hinter *Basilum* oder gar hinter *praemittit*, die M. empfiehlt, gar nicht zu denken. Dadurch würde der Name des Führers der vorausgesandten Reiterei mehr betont werden, als die Geländebezeichnung, die diese Aufklärung erfordert. Wenn VI 32, 4 *ubi Titurius atque Aurunculeius hiemandi causa consederant* die Familie β *et* statt *atque* bietet, so läßt sich die Wahl dieser Lesart nicht damit begründen, daß „die Namen dieser beiden Männer an sechs Stellen zusammen genannt und jedesmal durch *et*, niemals durch *atque* verbunden werden“ (S. 532). Denn das heißt eine Stelle von außen, nicht aus sich selbst heraus erklären. Allerdings werden beide Namen fünfmal durch *et*, einmal durch *que* verbunden. Aber gerade VI 32, 4 ist die enge Verbindung, die *atque* bewirkt, sehr am Platz, wie an keiner der anderen Stellen, an denen sie teilweise gar nicht möglich wäre. Überhaupt unterscheidet Cäsar im einzelnen sehr fein. Im allgemeinen wird der Name des Sabinus, der offenbar der Dienstältere war, vorangestellt, aber VI 37, 8 heißt es umgekehrt: *plerique novas sibi ex loco religiones fingunt Cottaeque et Titurii calamitatem . . . ante oculos ponunt*: Cottas Tod erscheint den Soldaten als das Schlimmere, weil seine Tapferkeit bekannt war. Und wie unberechtigt ein mechanisches Abzählen ist, lehrt gerade die Verbindung zweier Namen: nur zweimal erfolgt sie sonst im Bell. Gall. durch *atque*: III 8, 2 *ab his fit initium retinendi Sillii atque Velanii*. VII 54, 1 *ibi a Viridomaro atque Eporedorige Haeduis appellatus discit* eqs., wo die engere Verbindung beide Male sich selbst erklärt. Im Bell. civ. heißt es stets *Petreius atque Afranius* außer I 40, 4 *quo cognito a Petreio et Afranio . . . celeriter sua sponte Afranius . . . legiones III traiecit* (außerdem viermal *Afranius Petreiusque*): also ganz ähnliche Verhältnisse. Warum I 40, 4 die normale engere Verbindung der beiden Generale durch *et* gelockert ist, lehrt der Hauptsatz: der gewöhnlich untergeordnete Afranius handelt selbständig. Wenn er vor Petreius genannt wird, ist er auch als der die Handlung führende gekennzeichnet. So lehrt die genaue Interpretation die Feinheiten des cäsarischen Ausdrucks verstehen. Es wäre schade, wollte man sie einer mechanischen Zählung zuliebe opfern. Die Wichtigkeit der Wortstellung lehrt auch VI 29, 1 *minime omnes Germani agriculturae student*, wo ganz sicher ist, daß *minime* nur mit *student* verbunden werden kann, vgl. etwa Luc. quom. hist. conscr. 17 ἥκιστα σοφῷ ἀνδρὶ καὶ πώγωνι καὶ πολιῷ πρέπον. Die Stelle stimmt also durchaus zu VI 22, 1 *agriculturae non student*, es bedarf nicht der Änderung *homines Germani*, die gegen Cäsars Sprachgebrauch ist. VII 9, 3 hat α *suis inopinantibus*, β *omnibus suis impinantibus*. „Mit inopinans kommt weder das einfache *sui* noch *omnes sui* vor“ (S. 553). Das bedarf es auch nicht, um die Lesart von β als echt zu erweisen: in α wäre fälschlich *sui* betont.

Bei einem Schriftsteller, der einen so scharf ausgeprägten Stil schreibt, wie Cäsar, namentlich im Bellum Gallicum, liegt die Gefahr nahe, daß man sich diesen Stil leicht zu starr vorstellt. Dieser Versuchung ist M. nicht immer entgangen. So beseitigt er immer wieder die durch zahlreiche Beispiele im Lateinischen und Griechischen geschützte freiere Wortstellung, die VII 20, 12 vorliegt: „*haec*“ *inquit* „*a me Vercingetorix beneficia habetis*“ (vgl. u. a. H. Schöne, Rhein. Mus. LIV 1900 S. 633. Kieckers, Ind. Forsch. XXX 1912 S. 161), obgleich ihm natürlich die ähnliche Cäsarstelle V 30, 1 gegenwärtig ist. Auch VII 1, 1 wird übersehen, daß die wörtliche Anlehnung an die Schlußworte VI 44, 8 beabsichtigt ist und gewissermaßen eine Verbindung zwischen beiden Büchern herstellt, wie sie gerade in hypomnematischer Literatur nicht selten ist (bei Aristoteles findet sich derartiges öfter) und sich etwa mit den Custoden am Schlusse der Quaternionen der Hss vergleichen läßt. Es ist also gar nichts zu ändern. Aber wo Cäsar ausgesprochene Grundsätze hat und wir sie außerdem unmittelbar kennen, darf man das in den Hss nicht beseitigen, was ihnen entspricht. VI 42, 1 hat α den Dativ *casu*, β *casui*. Cäsar hat wegen seiner analogistischen Sprachauffasung die Dative auf *u* gefordert. Man kann es also verstehen, daß Chacon diese Formen gegen das Zeugnis der Hs streng durchführte. Zum mindesten dürfen jedoch die Spuren der richtigen Überlieferung nicht beseitigt werden. Es ist ja nicht auffällig, daß bei dem erst spät von Grammatikern behandelten Texte meist die Formen eingedrungen sind, die der späteren Grammatik geläufig waren.

Unter den Änderungen, die M. entgegen seiner im allgemeinen konservativen Grundanschauung häufig vornimmt, erscheinen auch jetzt wieder besonders zahlreich die Tilgungen. Die Ansicht, daß der Cäsartext besonders stark durch Interpolationen entstellt sei, läßt sich aber nicht halten. Abgesehen von den geographischen Interpolationen, die auch E. Norden, Die Germanische Urgeschichte in Tacitus Germania 1920 passim anerkennt, sind Zutaten im

Cäsartext äußerst selten. Der Schriftsteller gehörte ja nicht zu den πραττόμενοι. Häufiger sind hingegen Lücken. An vielen Stellen, wo M. Interpolationen annimmt, ist durch Interpretation oder Änderung der richtige Sinn zu gewinnen. VI 39, 3 *nemo est tam fortis quin rei novitate perturbetur.* M. tilgt den Satz nach Vielhabers Vorgang, weil er ihn falsch deutet. Er bezieht sich auf die *barbari* („auch ein tapferer Mann läßt sich verblüffen") und wird gewissermaßen der folgenden Erzählung als Motto vorangestellt. VII 20, 3 *tali modo accusatus ad haec respondit* (es folgt indirekte Rede); M. tilgt *ad*, wodurch *haec* falsch auf das Folgende, statt auf *tali modo accusatus* und das Vorangehende bezogen wird. Vgl. Liv. I 48, 2 *cum ille ferociter ad haec se patris sui tenere sedem* usw. VII 65, 5 *a tribunis militum reliquisque sed et equitibus Romanis atque evocatis equos sumit* ist ein noch nicht überzeugend geheilter Schaden in den Worten *sed et* anzuerkennen, die Tilgung von [*sed et . . . evocatis*] ergibt einen unmöglichen Gedanken, wie auch M. S. 623 anerkennt, und würde die Annahme einer Lücke bedingen (vgl. auch in dieser Wochenschr. 1915 S. 238). Auf weitere Stellen im einzelnen einzugehen, muß ich mir hier versagen. Nur möchte es sich nicht empfehlen, daß die hinzugefügten Wörter oder Satzteile ohne Bezeichnung bleiben.

Schwieriger ist die Behandlung des VIII. Buches, da Hirtius einen weniger klaren Stil schreibt als Cäsar, und besonders von dessen schlichter Natürlichkeit weit entfernt ist. Auch ist dieses Buch bei weitem weniger von der Kritik durchgearbeitet, als Cäsars eigene Bücher. Man muß also hier noch genauer erwägen, was für Hirtius möglich ist. Hier nur wenige Bemerkungen! VIII 19, 17 wird *victi t a m e n . . . profugiunt* beanstandet und *tandem* vermutet. Da wäre die Wortstellung falsch, es müßte *tandem victi* heißen. *tamen* ist ebenso gebraucht, wie z. B. Ter. Eun. 170 *contemptus abs te tamen haec habui in memoria*, wo *tamen* dem Partizipium konzessive Bedeutung verleiht. Auch bei der Konjektur VIII 21, 3 *adflictas opes equestres proelio Bellovacorum esse* hat das Adjektivum einen falschen Platz; das überlieferte *equestri proelio* ist wohl zu verstehen: es ist a potiori gesagt. VIII 20, 2 wird *omnibus adversis* getilgt. Es ist zwar nicht ganz geschickt, faßt aber die folgenden Einzelunfälle gut zusammen und ist darum bei Hirtius sehr wohl möglich. VIII 44, 2 *paucis diebus cibo se abstinuit atque ita interiit* liegt dieselbe Ausdrucksweise vor, wie bei Gell. II 29, 1 (aus Enn. sat.) S. 209 V.² *fac amicos eas et roges* (vgl. Vahlens Anm.). Plaut. Aul. 270 *vascula intus pure propera atque elue.* Gewiß gehört *paucis diebus* dem Sinne nach eher zu *interiit*, aber man darf es deswegen nicht umstellen, wozu M. nach Gertz geneigt ist. VIII 52, 2 ist *quo maiore commendatione conciliaretur ad consulatus petitionem* unmöglich zu entbehren, weil der Satz *T. Labienum Galliae praefecit togatae* sonst inhaltslos wird. Es kann sich nur um Cäsars Bewerbung handeln. Natürlich ist die Begründung kaum die wahre: Cäsar gibt Labienus einen Posten in Oberitalien, um ihn vom Heere fernzuhalten. VIII 52, 4 ist der Plural *exercitus* allerdings auffällig, aber man darf nicht etwa den Singular einsetzen, woran M. denkt. Es liegt die Neubildung eines plurale tantum vor, wie sie die Sprache nicht selten unter dem Einfluß sinnverwandter Plurale gebildet hat: nach *copiae* ist *exercitus* (Plural von einem Heere) gebildet, wie *muri* (von 1 Mauer) nach *moenia* (vgl. Cäsarstudien 1910 S. 168); ähnlich vielleicht auch *portae* von 1 Tür nach *fores* Gall. VII 50, 4; civ. III 67, 5 *obiectus portis ericius; fenestrae* bei Nep. Dio 9, 6; *gratias* neben *grates* bei Plaut. Poen. 134.

Wenn also die Fesstellung des Textes mancherlei Einwendungen unterliegt und auch die Erklärung keineswegs abgeschlossen ist, so ist doch in der neuen Bearbeitung viel gutes Material für die Erklärung gesammelt, vieles Wertvolle hat M. selbst beigesteuert. Nicht berührt sind die literarhistorischen Fragen. Hier dürfte die Erklärung noch manches weitere Ergebnis zutage fördern. Besonders wichtig und förderlich erscheint mir die Anschauung Nordens l. l. S. 91, der zu sondern unternimmt, was bei Cäsar auf Grund der jährlichen Berichte dargestellt, was bei der literarischen Fassung im Winter 52/51 hinzugefügt ist. Norden erklärt auf diese Weise die Fassung des Germanenexkurses im VI. Buche. Auch sonst dürfte diese Auffassung sich als fruchtbar erweisen. Ähnliches bereits über Gall. I 33. 34 Zeitschr. f. österr. Gymn. 1913 S. 886, und manche andere Stelle wird sich wirklich verstehen lassen. Abgeschlossen ist die Arbeit keineswegs. Das dürften schon die Proben lehren, die ich geben konnte. Aber der Herausg. hat uns doch in seiner Art ein *monumentum aere perennius* hinterlassen, für das wir ihm nicht besser danken können als dadurch, daß wir die gebotenen Schätze nützen und mehren.

Erlangen. Alfred Klotz.

Christian Huelsen, Der kleinere Palast in der Villa des Hadrian bei Tivoli. (Sitz.-Berichte der Heidelberger Akademie der Wissensch., philos.-hist. Kl. Jahrg. 1919. 13. Abhandlung.) 26 S., 10 Abb., 1 Taf.

Von jeher hat die Prachtvilla des Hadrian bei Tivoli das Interesse der Archäologen in Anspruch genommen, und die wissenschaftliche Beschäftigung besonders mit den Resten des östlichen Palastes ist durch die Jahrhunderte archäologischer Forschung stets rege gewesen. Was über die Gliederung des kleineren Westpalastes, der sogenannten „Academia", bislang bekannt war, stützte sich im wesentlichen auf Quellen aus dem 17. und 18. Jahrh., die jedoch wissenschaftlich als nicht ganz einwandfrei anzusprechen sind. Die aus jener Zeit bereits bekannten Grundrisse des in Rede stehenden Palastes finden nunmehr ihre Ergänzung und Kontrolle durch einen Plan, den ein glücklicher Zufall dem Verf. der vorliegenden kleinen Studie in die Hand gespielt hat. Er fand sich in einem Sammelbande architektonischer Handzeichnungen (Privatbesitz des Herrn Geh. Max Rosenberg in Schapbach) aus dem Nachlaß des bekannten französischen Architekten Charles-Louis Clérisseau, wo er als „Plan de Fourietti de Villa Adriana ou détail de l'academie" signiert ist. Dieser Plan ist das Ergebnis der Ausgrabungen, die der Prälat Fourietti in den Jahren 1736/37 auf dem Terrain des Westpalastes in größerem Umfange bis zum antiken Niveau hat ausführen lassen. Verglichen mit den schon bekannten Aufzeichnungen verdient nach des Verf. Ansicht der Fouriettische Grundriß in mancher Hinsicht größere Glaubwürdigkeit. Mit seiner Hilfe ist es Huelsen gelungen, die Gliederung des Baues mit hinlänglicher Deutlichkeit vor Augen zu führen. Die endgültige Lösung einiger noch offener Fragen muß indessen einer zukünftigen örtlichen Untersuchung vorbehalten bleiben.

Königsberg i. Pr. Wilhelm Gaerthe.

Johannes E. Kalitsunakis, Mittel- und neugriechische Erklärungen bei Eustathius. Berlin 1919, de Gruyter u. Co. 113 S. 8 M + 100% Zuschlag.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, aus den früher von der klassischen Philologie als vortrefflichstes Hilfsmittel zum besseren Verständnis der homerischen Epen hochgeschätzten und jetzt durch die Untersuchungen A. Römers zu neuem Ansehen gelangten Scholien des Erzbischofs von Thessalonike Eustathios, den „παρεκβολαὶ (Auszügen) εἰς τὴν Ὁμήρου Ὀδύσσειαν καὶ Ἰλιάδα" jenes Sprachgut auszusondern, das als Idiom des einfachen, ungebildeten Mannes, als verachtete Sprache der Gasse (ἀπερινόητος, ἀπερίεργος γλῶσσα) uns ein Bild der Volkssprache des 12. Jahrh. zu bieten vermag. Die vorliegende Arbeit ist eine wünschenswerte Zusammenfassung von Einzelaufsätzen, die in der Abteilung II (Westasiatische Studien) der Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen in dem Jahrgang XII (1909) S. 170—173, XIII (1910) S. 91—106, XVI (1913) S. 99—112 und im Jahrgang XXII (1919) erschienen sind.

Die ausgewählten Vokabeln wurden sowohl nach ihrer sprachlichen Form als auch hinsichtlich ihres semasiologischen Wertes einer bewundernswert gründlichen Untersuchung unterzogen; diese gestaltete sich oft zu einer willkommenen wortgeschichtlichen Studie aus, in der das Entwicklungsbild der vox meist seit deren erstem Auftreten bis zu ihrem Fortleben in der heutigen neugriechischen Vulgärsprache gezeichnet wurde. Besonders wurden dabei die Grammatiker, Scholiasten und Lexikographen gewissenhaft zu Rate gezogen, um eine sichere Grundlage zu schaffen. Wenn der Verf. S. 1 bemerkt, daß eine Zusammenstellung des interessanten Sprachmaterials bei Eustathios und anderen Grammatikern und Scholiasten trotz seines Interesses und seiner Wichtigkeit für das Neugriechische bis jetzt von niemand unternommen worden sei, so darf ich wohl darauf hinweisen, daß ich in meiner Dissertationsschrift („Zur Begriffsbestimmung der Koine usw.", Würzburg 1912) die mit dem Stigma κοινός, κοινῶς usw. als vulgär gebrandmarkten Wörter bei einer Reihe von Grammatikern, Lexikographen und Scholiasten untersucht und nicht zuletzt auch Eustathios herangezogen habe. Es ist nun ein eigentümlicher Zufall, daß von den sieben in meiner Arbeit S. 73 f. behandelten Eustathianischen Vokabeln (χηχίδιον, σίγιστρον, βιτίνα, γένειον, λιβάδιον, γραῖα, μύσταξ) sich keines in vorliegender Abhandlung wiederfindet.

Im Interesse der Sache wäre es gelegen und hätte gewiß unsere Kenntnis von der Volkssprache des 12. Jahrh. noch weiter gefördert, wenn mehr Glossen besprochen worden wären, was leicht auf dem gleichen Raum hätte geschehen können, falls die Untersuchung manche mehr abseits vom gesteckten Ziele liegende Frage weniger eingehend berücksichtigt hätte; in diesem Sinne scheint mir der

Verf. bei aller Anerkennung seiner Gründlichkeit und exakten Arbeitsweise durch die zu häufige Einbeziehung anderer Wörter, „die keine eigentlichen Erklärungen sind“, sich doch oft zu weit „ἔξω τῶν ἐλαιῶν“ begeben zu haben.

Um auf Einzelheiten einzugehen, so weist Kalitsunakis S. 4 die Identifizierung von κολλητζίδα mit ξάνθιον als unzutreffend zurück; doch auch Heldreich-Miliarakis, Τὰ δημώδη ὀνόματα τῶν φυτῶν, Athen 1910, S. 56 erklärt κολλητσίδα als xanthium strumarium. — Der Übersetzung S. 13 von βρωμᾶται: Aristot., Hist. anim. Ζ 29 mit μηκᾶται, βοᾷ kann ich nicht beistimmen; zumal durch die Verbindung βρωμᾶται ὥσπερ οἱ τράγοι scheint mir die Wiedergabe durch „stinken“ gegen jeden Zweifel gesichert: vgl. deutsch: „er stinkt wie ein Bock“; lat. hircus, hircosus! Ferner darf doch die Tatsache nicht übersehen werden, daß die Böcke zur Brunstzeit einen besonders starken Geruch von sich geben. — μώρα „Alp“, „Beklemmungsnot im Schlaf“ S. 19 ist gewiß nicht von serbokroat., kleinruss. mora in gleicher Bedeutung zu trennen, das auf altslav. mora „Hexe, Alp, Trud“ beruht und ahd. mara, mhd. mar „Mahr“ — so ist doch wohl S. 19 statt „Mahl“ zu lesen — entspricht; vgl. auch Berneker, Slav. Etym. Wb. II 76. Gleichbedeutendes σβραχνᾶς, auch σβραχνιᾶς notierte ich ebenfalls in der Umgebung von Smyrna. Zur Erklärung des Wortes Βαρυχνᾶς (S. 20) als Kontamination von βαρύς „schwer“ und βραχνός „heiser“ mit der häufigen Endung -ας (weil die am Alpdrücken Leidenden außer der Last auf ihrer Brust auch das Gefühl, nicht mehr sprechen zu können, haben, da sie heiser seien) würde gut passen, daß σβραχνᾶς, σβραχνιᾶς neben „Alpdrücken“ auch die Bedeutung „heiser“ hat (wie besonders σβραχνιασμένος, v. σβραχνιάζω „bin heiser“) bei Smyrna (Aufzeichnung des Referenten). — Für ngr. ζάρι „Würfel“ S. 22 wird man besonders auch aus semasiologischen Gründen kaum auf ein gr. τὸ ὀζάριον zurückgehen dürfen, trotz Koraes, Ἄτακτα II 141 f. u. Hatzidakis, Einleitung in die neugriech. Grammatik S. 44; arab. zahr (> osman. zar) „Würfel“ wird doch die ursprüngliche Quelle und nicht aus dem Griechischen entlehnt sein; vgl. auch Miklosich, Die türk. Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen II 85; Körting, Lat.-roman. Wb.[2] 1117; Meyer-Lübke, Roman. etym. Wb. 9595. — Wenn S. 25 f. für βράκα, „(Pluder-)hose“ (< lat. brāca) zuletzt altgallischer bzw. keltischer Ursprung angenommen wird, so möchte ich darauf hinweisen, daß die namhaftesten Germanisten für germanische Herkunft des vielumstrittenen Wortes eintreten, so Weigand, Deutsches Wb. I 293; R. Much, Zeitschr. für deutsches Altertum XLII 170 — von K. unrichtig für seine Ansicht zitiert —; Schrader, Reallexikon d. idg. Altertumskunde 379 f. und Kluge, Etym. Wb.[8]: „altgall. brāca ‚Hose‘ beruht auf sehr früher Entlehnung aus dem germ. brôk- (= Bruch, dialekt. Benennung für Hose)“; s. auch Walde, Lat. Etym. Wb.[2] 95 f. — βρακοπόδι hat auch in Smyrna die Bedeutung „unterster Teil des Unterhosenbeines“, so daß sich die Erklärung des Verf. S. 28 bestätigt. βρακᾶτος „behost“ werden im smyrnäischen Dialekt aus der Tierwelt besonders Hühner mit Federn an den unteren Beinen bezeichnet.

Für „Hafer“ (K. S. 28 f.) notierte ich außer mehreren a. a. O. verzeichneten ngr. Formen auch βροχός (Art wilder Hafer) in einem Dorf bei Smyrna, in Kordelió; auch Miliarakis S. 100 vermerkt diese Form als dialektisch für Kythnos; ἀ(γ)έλουπας ist auch gebräuchlich in Tschesmé, Alátsata und anderen Dörfern auf dem Festlande Chios gegenüber, welches sprachlich stark von dem Dialekte der Insel abhängig ist, wie ich auf einer Studienreise 1912 feststellen konnte. ταγάρι 1. „untiefes, hölzernes oder irdenes Gefäß“ 2. „Mantelsack“, ebenso das Augmentativum ταγάρα „großes Tongefäß“ S. 31 f. findet sich auch an der westlichen kleinasiatischen Küste häufig in ersterer Bedeutung, sogar als Flurname τὰ Κρυα-ταγάρα bei Smyrna, ebenso im osman. tagar „irdener Napf“; albanes. tagar; serb. dagara „Kohlenbecken“ und osman. dhaghardjik = „Seitentasche“. — Zu βροῦλλον „Binse“ S. 32 f. wäre die ngr. Form ἡ βούρλα Miliarakis S. 95 u. 97 nachzutragen; venez. brula „Binse“ ist wohl Lehnwort aus dem Griechischen, ngr. βουρλίζω, βρουλλίζω „necke, ärgere, belästige“, pass. „ärgere mich, werde verrückt“ mit γρυλ(λ)ίζω „schreie laut“ — durch volksetymologische Angleichung an βροῦλλον — in Zusammenhang zu bringen, erscheint recht kühn, so daß Heisenberg B Z XX (1911) 302 das ngr. Wort zu ital. glbd. burlare stellt. — γανιάζω S. 37 ist auch smyrnäisch und zwar in der Bedeutung „habe eine trockene, auch belegte Zunge, dürste heftig“; „habe einen satzartigen Belag (von Gefäßen)“; im Peloponnes hat γκανιάζω die Bedeutung „bin in Verlegenheit, Angst; dürste heftig“ und wird

von G. Meyer, Neugriech. Studien IV 23 zu ital. gagno „Intrigue, unangenehme Sache“ gestellt, gewiß mit Unrecht; ich möchte wenigstens für die Bedeutung „dürste heftig“ lieber an ital. gana „heftige Begier“ anknüpfen, obwohl mich auch dies nicht befriedigt, so wenig wie der Vorschlag von K. agr. γανόω „mache glänzend“ bzw. ngr. γανώνω „verzinne“ als Ausgangspunkt zu nehmen. — S. 55 schreibt der Verf.: „καβαλλῖνα hängt mit dem spätlat. caballinus ἵππειος . . . zusammen“, richtiger hieße es: . . . ist aus spätlat. caballinus bzw. dessen fem. caballina > καβαλλῖνα (sc. κόπρος) entlehnt. — S. 60 leitet er ngr. κουβᾶς „Eimer“ mit Foy, Lautsystem d. griech. Vulgärspr. 18 von agr. gleichbedeutend. κύβη, κύββα ab; doch liegt dem Worte echt türk. kuwá „Eimer“ zugrunde: G. Meyer, Türk. Stud. 50; Vámbéry, Etym. Wb. der turko-tartarischen Sprachen S. 64 f.; Ronzevalle, Les emprunts turcs dans le grec vulgaire de Roumélie p. 139; auch hinter τσαγανός, eine Krebsart, würde S. 61 besser der Vermerk: „Ursprung ungewiß“ als die wenig wahrscheinliche Herleitung von agr. σάγη, σαγήνη stehen; vgl. auch Ronzevalle p. 73. — χάβος statt χάδος S. 64 möchte ich nicht als in Anlehnung an χάβος „Kap“ oder „Tau“ entstanden ansehen, sondern auf Grund eines Lautwechsels zwischen δ und β, der auf den Sporaden und auch sonst öfters vorkommt, z. B. δωβά für (ἐ)δωδά, κουρκούβιαλος für κουρκούδιαλος usw.; vgl. K. Dieterich, Sprache und Volksüberlieferung der südlichen Sporaden, S. 55; Pernot, Phonétique des parlers de Chio p. 315; Morosi, Bova § 94. — Das mgr. Wort κάκαρον „Schädel“, welches K. S. 64 für ausgestorben betrachtet, fand ich im smyrnäischen Dialekt und auch sonst im westlichen Kleinasien sehr gebräuchlich, sowohl in κάκαρο n. „Hirnschädel“ als in dessen Augmentativum κακάρα f.; die Ableitung aus κάρκαρον „hart“ ist lautlich unmöglich, doch wird ngr. κάρκανον, das ich auch in Νέα Ἔφεσος als κάρκανου (nordgriech. Dialekt!) und καρκάνα f. „Schädel“ notierte, hieraus durch Dissimilation der beiden ρ entstanden sein. κάκαδου n. und κακάδ n. (= κακάδι) „Schmutz der Nase, Rotz“ verzeichnete ich in Kelebesch (Priene) und Mursali (bei Sokia in Kleinasien), die Wörter κάρκαδο n. 1. „Schorf, Wundengrind“; 2. „trockener Nasenschmutz“, καρκαδιάρης „Mensch, der immer in der Nase bohrt“, ferner die lautlich verwandten κάρκατσο n. „trockene Brotkruste“, καρκάτσι n. 1. „altes, sehr trockenes Brot“; 2. übertr. von „ganz alten Menschen“ in und bei Smyrna. — Mit agr. κάρα n., ngr. κάρα f. „Kopf“ hängt wohl zusammen ngr. κάραφλου n. „hinterer Hirnschädel“ (Kelebesch). — καταρράχτης S. 80 f. ist in Smyrna und dessen Umgebung (ferner in der Gegend von Tschesmé) abgesehen von der üblichen Bedeutung auch noch als Benennung einer großen Säge = „Klobsäge“ gebräuchlich, welche Bedeutung ich nirgends verzeichnet finde. Für „Falltüre“ notierte ich daselbst als übliche Form κλιβανή oder κλαβανή, im Dorfe Νύφιο (= Νύμφαιον, Sommerresidenz des Kaisers Johannes III. Dukas Vatatzes) κλαιβανή. In den Dörfern Domatia (bei Priene) und Mursali (bei Sokia) verzeichnete ich κλαβανή „Fensteröffnung im Erdgeschoß“ mit der mir heute etwas rätselhaften Bemerkung „ähnlich wie am Backofen“. Das würde dann also doch auf die Ableitung des Wortes und seiner verschiedenen Wortformen von κλίβανος „Ofen“ führen, an die vermutungsweise auch der Verf. denkt. Übrigens war auch im Altgriechischen die Bedeutung von κλίβανος nicht so eng begrenzt. Aelian Hist. anim. 2, 22 gebraucht es (wohl wegen der Ähnlichkeit der Gestalt) im Sinne von „Felsenhöhle“ oder „vom Meer ausgenagte, ausgehöhlte Klippen“, Lydus mag. 1, 46 κλίβανα für „σιδηρᾶ καλύμματα“, wie denn κλίβανον bald und ebenso späteres κλιβάνιον den „eisernen Küraß der Reiter“ bezeichnet.

Als weitere (fünfte) Benennung für „Falltüre“ notierte ich außer den vom Verf. aufgeführten auf dem Festlande Chios gegenüber (in Reïsdere) noch καπαντζές m., im smyrnäischen Dialekt καπάντζα f. bzw. καπάντσα = osman. kapándja „Mausefalle“; vgl. Ronzevalle, Les emprunts turcs S. 132. — Die für „Johannisbrot“ S. 84 als smyrnäisch angegebene Form lautet richtig heutzutage κουτουρούδι (nicht κουντουρούδι), daneben findet sich seltener κουτουρύδι; beide Wörter bezeichnen auch ganz allgemein etwas „Knusperiges“, etwas „rösch Gebackenes“.

Das S. 85 verzeichnete σεπέτι notierte ich in der Form σεμπέτι, besonders in der Bedeutung „Mehlkiste“ (Smyrnas Umgebung); es beruht auf einer osmanischen Dialektbildung; vgl. kurdisches sebet „Kasten“ bei Miklosich, Türk. Elemente II 53. — Eine den Bildungen κοίτη, κοιθεά usw. „Hühnerstall“ (S. 91) entsprechende Form hörte ich bei Tschesmé: κοιτάστρα f., in gleicher Bedeutung; auch das Subst. κοίτη bzw. κοίτα „Hühnerstall“, ferner κοιτάζω (von Hühnern) sind dort üblich. — Die S. 96 vermerkte ironische Be-

deutung von κόντος bzw. κόντες als „vornehmer Herr, Gigerl" kommt besonders in λιμο-κοντόρος eigentlich „Hungergraf" > „Geck, Stutzer" zum Ausdruck. — κόρδα (S. 98 = „Darmseite") hörte ich auch im Sinne von „langgestreckter Holzbalken"; zur gleichen Stammsippe und wie κόρδα zur zahlreichen Familie der ngr. „Rückwanderer" (S. 99) zählend gehören: κορδέλλα 1. „Haarband"; 2. „Bandwurm"; 3. „ein Metermaß in der Rolle" (wie es Geometer führen); 4. „Maschinenholzsäge"; κορδόνι „Schnur, Schuhriemen". Als interessante verbale Bildung von κόρδα notierte ich außer den S. 100 angeführten Wörtern bei Smyrna (in Sevdikiöi) κορδοπατῶ = χάνω τὸ παλληκάρι; vgl. κορδώνομαι „spiele den Großen oder Wichtigen, mache mich breit"; die konkrete Bedeutung „großer, breiter Mensch" hat κορδωμένος bei Tschesmé. κορδελλιάζω „fasse mit Band ein, besetze" ist wohl allgemein gebräuchlich. — σκούφια f., σκουφί n. „Haube, Mütze" S. 103 ist jedenfalls ein nach seiner Herkunft schwieriges Wort. Zunächst stammt es gewiß aus gleichbedeutendem ital. scuffia. Diesem legt Thumb, Germanische Elemente, S. 243 ahd. bzw. langob. kupphja „Haube" zugrunde; ebenso Körting, Lat.-rom. Wb. 5339; G. Meyer, Neugriech. Stud. IV 83; mlat. cọfea „Haube" (6. Jahrh.), von dem Meyer-Lübke, Rom. etym. Wb. 2024 ausgeht, wird selbst wieder auf dem german. Worte beruhen; vgl. auch Kluge in Pauls Grundriß der germ. Philologie, I. Bd. S. 332.

Nach diesen Bemerkungen, die im wesentlichen mehr als Ergänzungen denn als Ausstellungen zur Arbeit von K. aufgefaßt werden mögen, darf ich es nicht unterlassen, nochmals mit Nachdruck auf den großen sprachhistorischen Wert vorliegender Schrift hinzuweisen, die sowohl vom klassischen Philologen als auch vom Byzantinisten und Neogräzisten mit größtem Gewinn studiert werden wird. Besonders lesenswert sind die Untersuchungen über ἀνεμόδαρτος, βρῶμα und die Zusammensetzungen mit ἀνεμο- und βρωμα- überhaupt, über βροῦλλον, ἐξάδελφος, κόχλος—χολλᾶς, πούλλεια (< πλειάς), ἐπεύχιον > πεύκι (Gebetsteppich), εἴτουν, richtiger ἤτουν „das heißt, nämlich" — als Kontamination von ἤγουν und ἤτοι erklärt —, über καккάβη, καταρράκτης usw. Interessante volkskundliche (folkloristische) Details bieten die Besprechungen von βαρυχνᾶς (Alp), κάβουροι (Krebse) S. 62, κουρεύω S. 100 f. usw. Recht dankenswert ist das Wortregister S. 111—113, welches die Benutzung der reichhaltigen „Erklärungen" erleichtert. Eine Reihe von Druckfehlern und kleineren Unebenheiten wird der Leser leicht selbst verbessern.

Möge der Verf. die Absicht, seine sprachlichen Studien über die Scholien des Eustathios später zu Ende zu führen, recht bald verwirklichen!

Passau. Maidhof.

Auszüge aus Zeitschriften.

Bayer. Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen. LVII, 1.

(1) **H. Scharold**, Wissenschaftliche Weiterbildung. Übersicht über den Inhalt der „Wissenschaftlichen Forschungsberichte" und zwar zunächst der „lateinischen" Philologie. — (9) **H. Steiger**, Zur Horazlektüre. Vorschläge, die lyrische Lektüre zu vertiefen und zu erweitern. — (16) **J. Borst**, Aus der Unterrichtsarbeit der 4. Klasse. B. Vom lateinischen Unterricht. Aus den lateinisch-deutschen Übungsstücken werden „kleine wissenschaftliche Arbeiten" der Schüler über verschiedene Gegenstände zusammengestellt. C. Von der Lektüre des Cornelius Nepos. Durch Anregung der Selbsttätigkeit der Schüler bei Beantwortung zusammenfassender Fragen läßt sich der Unterricht beleben. — (19) **H. Scharold**, Jahresberichte 1919/20.

The Harvard theological Review. XIV, 1.

S. 53—94. **La Piana, G.**, The tombs of Peter and Paul ad Catacumbas. Die Ausgrabungen „ad catacumbas" am dritten Meilenstein der Via Appia ergaben 1919 zahlreiche griechische und lateinische Graffiti, in denen Petrus und Paulus angerufen werden; diese Graffiti entstanden zwischen 320 und 380. Jedenfalls bestand die für das 5. Jahrh. nachweisbare Überlieferung bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. Bewiesen ist damit noch nicht das Forschungsergebnis Lietzmanns, daß die kirchliche Überlieferung von den Apostelgräbern richtig sei. — S. 95—97. **K. Lake**, Simon, Kephas, Petrus. Es ist nicht erwiesen, daß Petrus und Kephas dieselbe Person sind. — S. 97—103. **F. Moore**, 14 generations = 490 years. Zu Matth. I 17. Die Berechnung stimmt nicht. — S. 103—105. **P. Hatch**, Joh. 16, 8—11. Die christliche Erfahrung der Sündenvergebung ist hier durch den juristischen Ausdruck δικαιοσύνη bezeichnet. — S. 106. **H. Cadbury**, The medical language of Hippocrates. Galenos bezeugt Comm. Hipp. de epidemiis III 32, daß H. sich allgemeinverständlicher Wörter bedient. Dasselbe würde für Lukas gelten, wenn es richtig ist, daß er Arzt war, und man darf nicht erwarten, ärztliche Ausdrücke bei ihm zu finden.

Internationales Archiv für Ethnographie. XXV, 1/2.

S. I—XXVI, **H. Holwerda**, Die Bataverstadt im Lager der 10. Legion bei Nijmegen. Mit Tafeln·

Nachweis des Bestehens des Lagers für 70 — gegen 105. — S. XXVII—XXXIII, W. Goofsens, Forschungen in Melenborg: Wahrscheinlich Anlage eines römischen Wachtturms für die Schiffahrt auf der Maas. — S. XXXIV—XXXVII, M. Daniels, Römischer Münzfund in Strijp (N.-Br.): große Bronzen und Denare von Nerva bis Traianus Decius. Die 1919 gefundenen Münzen sind dem Museum von s'Hertogenbusch überwiesen. — S. XXXVIIIf., H. Holwerda, Römisches Kastell in Heerlen (L.), mit Tafel VIII. Die Entdeckung machte P. Peters, worauf von Gooßens und Holwerda Nachgrabungen veranstaltet wurden.

Nachrichten über Versammlungen.

Académie des inscriptions.

Journ. des sav. XI/XII S. 283f. 1. Okt. A. Merlin, Mosaik in Karthago aus dem 5. Jahrh. mit Darstellung einer Villa und der Tätigkeit ihrer Bewohner. — 8. Okt. Cuq, Die punische Stadt und das Municipium von Volubilis. Eine 1916 gefundene Inschrift läßt die Versuche erkennen, beide Bevölkerungen zu vereinigen. — 15. Okt. Lacau, 400 neue Papyri aus der Zeit des Ptolemaios Philadelphos mit griechischer und ägyptischer Datierung; Ibisnekropole in Der el Medineh. — 22. Okt. S. Reinach, Ein unbeachtetes Zeugnis des Druidismus. — H. Prentout, Die Formel „Dei gratia" in Urkunden Heinrichs II. von 1173.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Autran, C., Phéniciens: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 32 ff. 'Die Kombinationen sind klar vorgetragen und auf eindringende Kenntnisse gestützt'. *L. Malten.*

Beer, G., Die soziale Stellung der Frau im israelitischen Altertum: *L. Z.* 8 Sp. 166. 'Die kleine Schrift entspricht ihrem Zweck vollkommen'. *S. Krauß.*

Beiträge zur alttestamentlichen Wissenschaft, Karl Budde gewidmet: *Theol. L.-Ztg.* 45, 25—26 Sp. 291f. 'Eine Fülle von Anregungen liegt hier vor'. *W. Nowack.*

Bertholet, A., Kulturgeschichte Israels: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 26f. 'Nützliches Nachschlagewerk'. *M. Löhr.*

Budde, K., Das Lied Moses Dt. 32 erläutert und übers.: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 25f. 'Zeichnet sich durch exegetische Kleinarbeit aus'. *M. Löhr.*

Carcopino, J., La loi de Hiéron et les Romains: *Rev. hist.* 45, 1 S. 103—105. Beachtenswerte Erklärung der Rede Cic. in Verr. III (de frumento). *A. Piganiol.* — *J. des sav.* XI/XII S. 278f. Methodisch und ergebnisreich. *A. Piganiol.*

Contenau, G., Trente tablettes cappadociennes: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 34 ff. 'Als Gesamtleistung eine durchaus beachtliche und dankens-Arbeit'. *F. Weidner.*

Göttsberger, Joh., Die göttliche Weisheit als Persönlichkeit im Alten Testamente: *Theol. L.-Ztg.* 45, 25—26 Sp. 292. 'Der beabsichtigte Nachweis ist nicht gelungen'. *W. Staerk.*

Hatzfeld, J., Les trafiquants italiens dans l'orient hellénique: *J. des sav.* XI/XII S. 263—274. Umfassend und ergebnisreich. *M. Besnier.*

Jeremias J., Der Gottesberg: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 27 ff. 'Ein nützliches Buch'. *M. Pancritius.*

Jourdan, P., Notes de critique verbale sur Scribonius Largus: *L. Z.* 8 Sp. 164. 53 Vermutungen betrachtet Ref. als gesichert und 54 als zweifelhaft.

Jullian, C., Histoire de la Gaule. V. VI: *J. des sav.* XI/XII S. 275—277. Wohlgelungen. *R. Cagnat.*

Konow, Sten, Das indische Drama: *L. Z.* 8 Sp. 163f. 'Treffliches Buch'. *R. Schmidt.*

Laurand, L., Manuel des études grecques et latines: *Rev. des ét. hist.* 85 S. 419f. Inhaltsreich und übersichtlich. *A. L. M.*

Lübkers Reallexikon, 8. Aufl. von J. Geffcken und E. Ziebarth: *Byz. Zeitschr.* XXIII 3/4, S. 409f. Die Neubearbeitung ist nicht für Schüler, sondern für Lehrer bestimmt und versagt selten. Leider fehlen Abbildungen. *K. Praechter.*

Meister, R., Die Bildungswerte der Antike und der Einheitsschulgedanke: *L. Z.* 8, 167f. Anerkennend besprochen von *H. Schnell.*

Mengis, K., Ein donatistisches Corpus cyprianischer Briefe: *Theol. L.-Ztg.* 45, 25—26 Sp. 293. 'Die Ausführungen sind durchaus einleuchtend'. *H. Koch.*

Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania: *L. Z.* 8 Sp. 156 ff. 'Hoffentlich findet N. die Muße, um in einer späteren Auflage *in archaeologicis* dieselbe Höhe zu erreichen, die wir *in philologicis* jetzt schon bewundernd feststellen konnten'. *W. Reeb.*

Schmidt, V., Levende og Døde i det gamle Aegypten: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 32. 'Dem Werk vermag ich keinen Geschmack abzugewinnen'. *W. Wreszinski.*

Schütz, R., Der parallele Bau der Satzglieder im Neuen Testament: *Theol. L.-Ztg.* 45, 25 - 26 Sp. 293. Mit lebhafter Zustimmung und Freude begrüßt von *M. Dibelius.*

Schulz, O. Th., Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre: *L. Z.* 8 Sp. 159. 'Von hervorragender Wichtigkeit'. *Steinborn.*

Stange, E., Paulinische Reisepläne: *Theol. L. Ztg.* 45, 25—26 Sp. 293. 'Besonnene Untersuchung'. *Bultmann.*

Theuer, M., Der griechisch-dorische Peripteraltempel: *Z. f. Aesthetik* XV, 3 S. 344—349. Aufbau und Proportionen werden auf ihre Grundformen zurückgeführt. *B. Schweitzer.*

Wulff, O., Altchristliche und byzantinische Kunst. I: *Byz. Zeitschr.* XXIII 3/4 S. 416—418. Vorläufig die beste Darstellung. *J. Strzygowski.*

Zapletal, V.. Jephtas Tochter: *Oriental. L.-Ztg.* 24, 1—2 Sp. 27. 'Kulturgeschichtlich durchaus zutreffend'. *M. Löhr.*

Zur Leukipposfrage.

In meiner Neubearbeitung von Überwegs Grundriß I habe ich im Anschluß an Zeller und Diels an der von Epikur bestrittenen Geschichtlichkeit des Leukippos festgehalten. Dagegen macht Nestle in dieser Wochenschrift 1920 Sp. 1089 zwei Argumente geltend, die er als Hauptgründe bezeichnet und die im Folgenden einer Prüfung unterzogen werden sollen.

Erstens nimmt Nestle daran Anstoß, daß Demokrit sich in Fragm. 5 nicht mit seinem angeblichen Lehrer Leukippos zeitlich in Beziehung setze. Der in Betracht kommende Teil des Fragmentes (Diels Vors. 55 B 5, II[3] S. 58, 14 ff.) lautet: Γέγονε δὲ (sc. Δημόκριτος) τοῖς χρόνοις, ὡς αὐτός φησιν ἐν τῷ Μικρῷ διακόσμῳ, νέος κατὰ πρεσβύτην Ἀναξαγόραν, ἔτεσιν αὐτοῦ νεώτερος τετταράκοντα. συντετάχθαι δέ φησιν τὸν Μικρὸν διάκοσμον ἔτεσιν ὕστερον τῆς Ἰλίου ἁλώσεως τριάκοντα καὶ ἑπτακοσίοις. Hier stehen — so hat man wohl Nestles Gedankengang näher auszuführen[1]) — zwei Fixierungspunkte für Demokrits Lebenszeit und die Entstehungszeit seines Μικρὸς διάκοσμος unmittelbar nebeneinander: nach seinem eigenen Zeugnis war er ein junger Mann, als Anaxagoras im Greisenalter stand, und zwar betrug der Altersunterschied 40 Jahre, und sein Μικρὸς διάκοσμος wurde, wieder nach seinem eigenen Zeugnis, 730 Jahre nach der Einnahme Trojas verfaßt. War nun Leukippos in der atomistischen Welterklärung Vorgänger und Lehrer des Demokrit, warum hat dieser zur Feststellung seiner eigenen Lebenszeit nicht die des Leukippos, sondern die des Anaxagoras benutzt, der seiner Entwicklung jedenfalls weniger nahe stand? Bei diesem Einwande ist übersehen, daß die ausgeschriebenen Worte zu Diogenes Laërtios, der sie IX 41 überliefert, aus Apollodors Chronik gelangt sind, wir es also nur mittelbar mit einem Demokritfragment (bez. deren zwei durch Apollodor vereinigten), unmittelbar mit einem Apollodorfragment (Fragm. 47 a, S. 290 Jacoby) zu tun haben. Apollodor hat aus dem Μικρὸς διάκοσμος ausgehoben, was ihm zur Berechnung der Zeit Demokrits brauchbar erschien. Daraus folgt zunächst, daß die beiden Angaben über das Altersverhältnis des Demokrit zu Anaxagoras und über die Abfassungszeit seines Werkes bei Demokrit selbst nicht so wie es jetzt bei Apollodor — Diogenes der Fall ist, als beabsichtigte und ausgesprochene chronologische Fixierungsmittel nebeneinander gestanden zu haben brauchen. Bei der Datierung des Werkes nach einer troischen Ära ist die chronologische Tendenz unleugbar. Ob sie auch die Angabe über das Altersverhältnis zu Anaxagoras beherrscht, wird zu prüfen sein. Vorerst sind hier die genauen 40 Jahre abzustreichen. Sie gehören auf das Konto des Apollodor, der von seiner bekannten Rechnungsmethode Gebrauch macht[2]). Bleibt also für Demokrit nur die Erwähnung, er sei νέος κατὰ πρεσβύτην Ἀναξαγόραν gewesen, die irgendwo in dem Μικρὸς διάκοσμος stand und von Apollodor in seiner Weise verwertet wurde. Nicht das Mindeste zwingt zu der Annahme, daß es sich dabei nicht um eine gelegentliche, chronologisch völlig harmlose Bemerkung handle, sondern Demokrit damit für den Leser seine Lebenszeit durch Messung an der des Anaxagoras — statt wie man erwarten sollte an der des Leukippos — habe festlegen wollen. Schon die Erwähnung seines bei Anaxagoras genossenen Unterrichtes konnte den Anlaß bieten zu erzählen, er sei mit diesem νέος πρεσβύτῃ zusammengetroffen[3]). Hinzuweisen wäre noch auf die häufige Verwendung solcher Altersvergleichungen in Fällen, in denen lediglich von einem Schülerverhältnis eines Mannes zu einem anderen die Rede ist oder ein sonstiger Anlaß zur Gegenüberstellung von alt und jung benutzt wird, ohne jede Absicht die Lebenszeit des einen durch die des andern zu bestimmen. Zur Hand habe ich folgende Beispiele, die sich wohl leicht vermehren ließen. Plat. Hipp. mai. 282 e: Πρωταγόρου αὐτόθι ἐπιδημοῦντος καὶ εὐδοκιμοῦντος καὶ πρεσβυτέρου ὄντος πολὺ νεώτερος ὢν ἐν ὀλίγῳ χρόνῳ πάνυ πλέον ἢ πεντήκοντα καὶ ἑκατὸν μνᾶς εἰργασάμην (sagt Hippias). Plat. Theaet. 183 e: Παρμενίδης δέ μοι φαίνεται τὸ τοῦ Ὁμήρου αἰδοῖός τέ μοι ἅμα δεινός τε συμπροσέμιξα (sc. Σωκράτης) γὰρ δὴ τῷ ἀνδρὶ πάνυ νέος πάνυ πρεσβύτῃ. Plat. Soph. 217 c: Παρμενίδῃ . . . παρεγενόμην ἐγὼ (sc. Σωκράτης) νέος ὢν ἐκείνου μάλα δὴ τότε ὄντος πρεσβύτου[4]). Cic. Cat. mai. 4, 10: Ego (sc. Cato) Q. Maximum . . . senem adulescens ita dilexi ut aequalem. Cebet. Tab. 2, 2: Καὶ ἐθαύμασά γε . . . αὐτὸν πολυχρονιώτατον νεώτερος ὤν. Eunap. p. 46 Boiss.: Ὁ ταῦτα γράφων οὐκ ἦν ἀθέατος τοῦ ἀνδρός (sc. Μαξίμου), ἀλλὰ νέος ἔτι γηραιῷ συνετύγχανε. Vincent. Lirin. Comm. 17 (Patrol. Lat. L col. 663): Ait namque impius ille Porphyrius excitum se fama ipsius (sc. Origenis) Alexandriam puerum fere

[1]) Vgl. auch Brieger Hermes 36 (1901), 169 f., Nestle Vorsokrat. (übers.) S. 59, Philol. 67 (1908), 550, Zeller Philos. d. Griechen I 2[6] 1042 (Zusatz Nestles).

[2]) Auch Diels, der früher (Rhein. Mus. 42 [1887], 3) den apollodorischen Ursprung der Worte ἔτεσιν αὐτοῦ νεώτερος τετταράκοντα nur als leicht möglich bezeichnete, scheint ihn jetzt, wie Rohde Kl. Schr. I 237, 1 und Jacoby Apoll. Chr. S. 290 f., als sicher anzunehmen: er gibt die Worte in den Vorsokratikern (schon von der 1. Aufl. an) nicht wie das auf Demokrit selbst Zurückzuführende in Sperrdruck und läßt sie in der Übersetzung unberücksichtigt.

[3]) Vgl. über diese Begegnung auch Diels Rhein. Mus. 42 (1887), 3 f.

[4]) Im Prinzip das Gleiche, wenn auch nicht in der formelhaften Fassung, Plat. Tim 21 ab: Ἦν μὲν γὰρ δὴ τότε Κριτίας, ὡς ἔφη, σχεδὸν ἐγγὺς ἤδη τῶν ἐνενήκοντα ἐτῶν, ἐγὼ (Kritias der Enkel) δέ πῃ μάλιστα δεκέτης. Theaet. 142 c: δοκεῖ (sc. Σωκράτης) γάρ μοι ὀλίγον πρὸ τοῦ θανάτου ἐντυχεῖν αὐτῷ (sc. Θεαιτήτῳ) μειρακίῳ ὄντι. Ps.-Plut. Lysias 9: Lysias starb nach einigen ἔτη βιοὺς ὑπὲρ ὀγδοήκοντα ἰδὼν Δημοσθένη μειράκιον ὄντα.

perrexisse ibique eum vidisse iam senem[5]). Suid. (Damasc.) s. v. Δομνῖνος S. 1433, 18: Τούτῳ (sc. τῷ Δομνίνῳ) οὖν ἤδη γεγηρακότι νεώτερος ὢν ἐντυχεῖν ὁ Ἀσκληπιόδοτος λέγεται[6]). Als chronologisch betonte Fälle sind mir — abgesehen von der apollodorischen Verwendung der Demokritstelle — nur die Stellen Aristot. Metaph. A 5, 986a 29f. (mit Diels' Ergänzung Vorsokr. 14 A 3, I³ S. 132, 4) und Suid. s. v. Ἱπποκράτης S. 1058, 18f. (Vorsokr. 55 A 10), s. v. Φιλόχορος S. 1496, 4 bekannt.

Die Altersvergleichung in Demokr. Fragm. 5 läßt sich also nicht in dem von Nestle gewollten Sinne verwerten. Das Fragment an sich würde auch gar nicht ausschließen, daß im Μικρὸς διάκοσμος auch Leukippos genannt war, nur in einem Zusammenhange, der dem Apollodor für seine Zwecke keine Ausbeute lieferte. Erst aus der Leugnung Epikurs wird man, da ihm die Lektüre der demokritischen Schriften in ihrem ganzen Umfange zuzutrauen ist, mit Rohde[7]) und Diels[8]) zu schließen haben, daß der Name bei Demokrit nicht vorkam. Daß auch daraus keine Folgerung auf die Nichtexistenz eines Leukippos zu ziehen ist, hat mit vollem Recht Diels gegen Rohde bemerkt, unter Hinweis auf die in der antiken Philosophenschule übliche Verwertung der Lehren des Meisters als Gemeinbesitzes der Schule[9]) und insbesondere auf das Beispiel des Theophrast, der in den erhaltenen Teilen seines Schrifttums Aristoteles trotz häufiger Anführung seiner Sätze niemals nennt.

Der zweite Hauptgrund Nestles stützt sich auf den Schluß von Demokr. Fragm. 5. Darnach berichtete Favorinus von einer Polemik des Demokrit gegen Anaxagoras, die sich auch auf αὐτοῦ (des Anaxagoras) τὰ περὶ τῆς διακοσμήσεως καὶ τοῦ νοῦ erstreckte. Nestle nimmt an, diese Bekämpfung der anaxagoreischen Nuslehre habe den wesentlichen Inhalt der nach Aëtios I 25, 4 = Diels Vors. 54 B 2[10]) dem Leukippos, nach der Schriftenliste des Thrasyllos Vors. 55 A 33, II³ S. 20, 2; B 5ᵉ dem Demokrit gehörigen Schrift Περὶ νοῦ gebildet und folgert daraus, daß für diese Schrift die Verfasserschaft des Leukippos chronologisch kaum möglich sei. Hier ist zunächst dieses „kaum möglich" zu beanstanden. Demokrits ἀκμή fällt nach Apollodor Fragm. 47a 420/17[11]), die des Leukippos wäre also mit dem gewöhnlichen 40jährigen Abstande[12]) 460/57 anzusetzen. Genau in diese Zeit datiert Apollodor Fragm. 36 die ἀκμή des Anaxagoras. Beide Männer waren also gleichaltrige Zeitgenossen, und rein chronologisch betrachtet stünde nichts im Wege, daß Leukippos das Werk Περὶ νοῦ der Bekämpfung des anaxagoreischen Weltnus widmete. Aber kann und muß denn die Schrift diesen Inhalt gehabt haben? Nestle hatte das früher[13]) als bloße Vermutung bezeichnet, jetzt steht es ihm fest, und er sieht darin auch in seiner Neuausgabe von Zeller I 2, S. 1042 eine sichere Stütze für die Zuweisung von Περὶ νοῦ an Demokrit. Diels' Meinung, daß die Schrift eine Psychologie enthielt[14]), erregt bei ihm schärfsten Widerspruch, den er zunächst damit begründet, daß es fraglich erscheine, ob jemals in der griechischen Literatur eine Schrift über die Seele Περὶ νοῦ betitelt worden ist und betitelt werden konnte[15]). Nicht berücksichtigt ist dabei die von Diels angeführte Stelle Aristot. de anima A 2, 404a 28. 31 (Vorsokr. 55 A 101), wonach Demokrit (und ebenso wohl auch die anderen früheren Atomisten) ταὐτὸ λέγει ψυχὴν καὶ νοῦν (das Gleiche auch für Parmenides und Empedokles Vorsokr. 18 A 45). Für den psychologischen Inhalt von Περὶ νοῦ entscheidend ist aber eine auch von Nestle erwähnte, aber in ihrem Gewicht nicht anerkannte Bemerkung im thrasyllischen Schriftenkatalog Vorsokr. 55 A 33 II³ S. 20, 2f. Hinter den Titeln Περὶ νοῦ und Περὶ αἰσθησίων steht hier: ταῦτά τινες ὁμοῦ γράφοντες Περὶ ψυχῆς ἐπιγράφουσι. Da ist der Sachverhalt mit Händen zu greifen. Die beiden Schriften galten den beiden großen Gebieten psychischer Tätigkeit nach der intellektuellen Seite, der Vernunfterkenntnis und der sinnlichen Wahrnehmung[16]), und wurden deshalb von manchen unter dem Gesamttitel Περὶ ψυχῆς zusammengefaßt. Es ist undenkbar, wie jemand auf diese Zusammenfassung verfallen sein sollte, wenn sich Περὶ νοῦ gegen den Weltnus des Anaxagoras

[5]) Kombiniert aus Euseb. Hist. eccles. VI 19, 5: ᾧ (Ὠριγένει) κἀγὼ (Πορφύριος) κομιδῇ νέος ὢν ἔτι ἐντετύχηκα und 15: κατὰ τοῦτον δὲ τὸν χρόνον ἐπ' Ἀλεξανδρείας αὐτῷ (Ὠριγένει) τὰς διατριβὰς ποιουμένῳ (vgl. Zeller III 2⁴, S. 693, 1; Bidez, Vie de Porphyre S. 11, 2) unter Einmischung der Formel νέος πρεσβύτῃ, wodurch der Anachronismus — Porphyrios wurde 232 oder 233 geboren, Origenes verließ Alexandreia 231 oder wenig später auf immer — noch verschärft wird, da Origenes (geb. 185/6) in Alexandreia das Greisenalter nicht erlebt hat.

[6]) Fixierung der Lebenszeit kommt bei den eingehenden Nachrichten, die Damaskios über beide Zeitgenossen bietet (s. R. Asmus Leben des Philosophen Isidoros, Leipzig 1911, Namenregister), nicht in Frage.

[7]) Verhandl. d. 34. Philolog.-Vers. z. Trier, 1879, Leipzig 1880, S. 76 = Kleine Schriften I S. 224.

[8]) Verhandl. d. 35. Philolog.-Vers. z. Stettin, 1880, Leipzig 1881, S. 102.

[9]) Vgl. darüber außer Diels, a. a. O. S. 99f., 102, jetzt auch W. W. Jaeger, Studien z. Entstehungsgesch. d. Metaph. d. Aristot., Berlin 1912, S. 141ff.

[10]) Nach Theophrast, vgl. Diels Verh. d. 35. Philol.-Vers. S. 100, 15.

[11]) Nach wohl richtiger Berechnung, vgl. Diels Rhein. Mus. 42 (1887), 1ff.

[12]) Vgl. Jacoby Apollod. Chron. S. 48.

[13]) Philol. 67 (1908), 551.

[14]) Verh. d. 35. Philol.-Vers. S. 102, 21.

[15]) Philol. a. a. O. 550.

[16]) Vgl. für die Atomisten Diels Vorsokr. 54 A 30: . . . τὰς αἰσθήσεις καὶ τὰς νοήσεις . . . τὴν αἴσθησιν καὶ τὴν νόησιν.

richtete und daher, wie Nestle[17]) annimmt, vorwiegend kosmologischen Inhaltes war. Unter dieser Voraussetzung wäre auch der Platz des Werkes in der thrasyllischen Liste hinter Περὶ ἀνθρώπου φύσιος unverständlich (trotz Nestles Erklärungsversuch). Auch das einzig erhaltene Fragment der Schrift (Vorsokr. 54 B 2: οὐδὲν χρῆμα μάτην γίνεται, ἀλλὰ πάντα ἐκ λόγου τε καὶ ὑπ' ἀνάγκης), auf das Nestle hinweist, kann, solange uns der Zusammenhang nicht bekannt ist, nichts beweisen. Der Satz konnte sehr wohl auch in einer Psychologie stehen, etwa als Ergebnis der Vernunfterkenntnis oder im Zusammenhange der Einordnung des Nus in die alles beherrschende Notwendigkeit[18]). So schwindet jeder Anlaß, an dem Zeugnis des Theophrast-Aëtios über den leukippischen Ursprung von Περὶ νοῦ zu rütteln[19]), und auch der Ansetzung dieser Schrift vor dem Werke des Anaxagoras steht von dieser Seite nichts im Wege.

Soviel über Nestles beide Hauptgründe. Das ganze Leukipposproblem einschließlich der Frage des von Anaxagoras an Leukippos begangenen Plagiats wieder aufzurollen, ist nicht meine Absicht. Für mich ist die Existenz des Leukippos durch Diels so überzeugend erwiesen, wie sie mit unsern Mitteln nur erwiesen werden kann. Das A und Ω sind und bleiben die positiven Zeugnisse des Aristoteles und Theophrast, die weder durch die ausdrückliche Leugnung eines Epikur noch durch das ihr zugrunde liegende Schweigen des Demokrit und der Vulgärtradition aufgewogen werden, am wenigsten, nachdem dieses Schweigen durch Diels' Annahme eines a potiori nach Demokrit benannten abderitischen Schriftencorpus[20]), in das die Werke des Leukippos eingingen, eine sehr einfache und antiken Schulgewohnheiten entsprechende Erklärung gefunden hat.

Halle a. S. Karl Praechter.

[17]) Philol. a. a. O. 551.

[18]) Vgl. Diels Verh. d. 35. Philol.-Vers. S. 102, 21.

[19]) Wenn Demokrit die kosmologische Nuslehre des Anaxagoras bekämpfte, so brauchte das natürlich nicht in einer Schrift Περὶ νοῦ zu geschehen. Der Μικρὸς διάκοσμος bot dazu Gelegenheit genug.

[20]) Verh. d. 35. Philol.-Vers. S. 100. Vorsokr. zu 55 B, II³ zu S. 9, 34.

Eingegangene Schriften.

P. Dörfler, Der Rätsellöser. Erzählungen und Legenden. Freiburg i. Br., Herder. 7 M., geb. 11 M. + Zuschl.

G. Goepfert, Castellum. Würzburg, Verlagsdruckerei.

P. Vergilii Maronis opera rec. Gualth. Janell. Ed. maior. Leipzig, Teubner. 6 M., geb. 8 M. 60 + 120% Zuschl.

Sallusti Crispi epistulae ad Caesarem senem de re publica. Rec. A. Kurfeß. Leipzig, Teubner. 2 M. + 120% Zuschl.

Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 3. A. Hrsg. v. R. Lehmann. 2. Band. Berlin und Leipzig, de Gruyter u. Co. 65 M., geb. 77 M.

Th. W. Allen, The Homeric Catalogue of Ships. Oxford, Clarendon Press. 16 sh.

Plaute. Les Captifs. Texte revu avec apparat critique, introduction, traduction littérale et commentaire. Par J. P. Waltzing, Liège, Vaillant-Carmanne. Paris, Champion. 20 fr.

P. W. Lampen, Thiofrid von Echternach. Eine philologisch-historische Studie. Breslau, Aderholz. 15 M.

J. Hempel, Untersuchungen zur Überlieferung von Apollonius von Tyana. Stockholm, Bonnier. Leipzig, Voigtländer.

E. Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. Berlin und Leipzig, de Gruyter u. Co. 2 M 10 + 100% Zuschl.

B. Bauch, Immanuel Kant. 3. A. Berlin und Leipzig, de Gruyter u. Co. 2 M. 10 + 100% Zuschl.

F. Koepp, Archäologie IV. Die Zeitbestimmung der Denkmäler. Berlin und Leipzig, de Gruyter u. Co. 2 M. 10 + 100% Zuschl.

Aucassin und Nicolette. 9. A. Bearb. v. W. Suchier. Paderborn, Schöningh. 8 M. + 40% Zuschl.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 16. April. 1921. №. 16.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

R. L. Ulman, Latin Word-order. Class. Journ. XIV 1919 S. 404—417.

Der Verf. untersucht in einer interessanten Studie einige Fragen der Wortstellung bei Cäsar. Er unterscheidet emphatische und nichtemphatische Stellung, wofür man auch einfach betont und unbetont sagen kann. Das Personalpronomen erscheint in beiderlei Stellung: steht es seinem Substantiv voran, so ist es betont, wenn nicht ein betontes Wort vorangeht (z. B. *cógnitis sŭis postulatis* (Gall. I 40, 3), *ómnem sŭam famíliam* (I 4, 2); bei Nachstellung ist es unbetont. Das gilt natürlich nicht nur für Cäsar, wird aber passend zunächst bei ihm festgestellt. *sua sponte* heißt es also nicht zur Vermeidung daktylischen Tonfalles, sondern der Bedeutung wegen. Dann werden die Demonstrative bei Cäsar und Hirtius untersucht und anhangsweise über *ille* bei Cicero gehandelt, wo es oft beinahe Artikel ist. Die Untersuchung des Verf. ergibt eine gute Grundlage. Die Wortstellung ist ja nur bei feinster Interpretation richtig zu würdigen, und so gewinnt man aus ihrer Beobachtung auch die sichere Entscheidung, wenn die Überlieferung verschiedene Wortstellung bietet. Über die in Betracht kommenden Fälle in Cäsars Bell. Gall. handelt der Verf. meist zutreffend. II 9, 4 scheint mir *pártem sŭarum copiarum* vorzuziehen; ebenso VII 77, 1 *de exitu sŭarum fortunarum*. V 27, 10 ist *per súos fines* richtig. Drei Fälle von Vorausstellung sind nicht ohne weiteres verständlich: III 8, 3 *per suos principes* (es bedeutet wohl etwa *per suos quaeque gens principes*, *suos* ist also betont); V 25, 1 dürfte auch *in súa civitate* als betont anzusehen sein. VII 77, 12 *nóstri maiores* ist wohl auch als betont aufzufassen: únsere Ahnen, so daß wir also ähnliches leisten müssen. An Änderung der Wortstellung ist jedenfalls nicht zu denken. Die Untersuchung ist eine gute Grundlage für die weitere Forschung auf einem schwierigen, ziemlich vernachlässigten Gebiete.

Erlangen. Alfred Klotz.

R. Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen nach ihren Grundgedanken und Wirkungen. Vortrag ursprünglich gehalten in dem wissenschaftlichen Predigerverein für Elsaß-Lothringen, den 11. Nov. 1909. 2. umgearbeitete Aufl. Leipzig-Berlin 1920, Teubner. VIII, 268 S. Geh. 9 M., geb. 12 M.

Gegen die erste Veröffentlichung dieses Vortrags mußte in dieser Wochenschr. 1911, 930 ff. hauptsächlich eingewendet werden, daß Reitzenstein zu einseitig die von Ägypten ausgegangenen oder beeinflußten hellenistischen Mysterienkulte ins Auge fasse, von denen er nach den von ihm

unrichtig gedeuteten oder bewerteten Zeugnissen bei Firmicus Maternus und Apuleius ein verzerrtes Bild zeichne, und daß der Ägyptologe Spiegelberg ihm zu willfährig mit dem Hinweis auf altägyptische Entsprechungen entgegengekommen sei. Inzwischen hat R. seine Auffassuug von Apuleius' Metamorphosen in der Freiburger Antrittsvorlesung 1911 (Das Märchen von Amor und Psyche, Leipzig-Berlin 1912) zu begründen versucht. Seine Darlegungen waren anregend und förderlich; aber was sie beweisen sollten, haben sie eher widerlegt als gestützt. Das lange umstrittene Verhältnis der von Photios als Werk des Lukios von Patrai gelesenen Metamorphosen zu der Lukianischen Satire Λούκιος ἢ ὄνος und zu Apuleius' Metamorphosen stellt sich jetzt, z. T. nach Reitzensteins eigenen Ergebnissen, wenn auch sehr gegen seine Meinung, so heraus: Lukios von Patrai hatte in einem Ichroman phantastische Abenteuer erzählt und war dafür — vielleicht durch Lukianos, der auch andere abenteuerliche Erzählungen travestiert hat — in einer Satire verspottet worden, in der eine übermütige milesische Geschichte des Aristeides, die Erzählung von einem zeitweilig in einen Esel verwandelten Menschen, so vorgetragen wurde, daß der Verwandelte der Erzähler, Lukios selbst war. Diese literarische Satire übertraf wie Cervantes' Don Quijote und Immermanns Münchhausen, mit denen sie sich in mehr als einer Beziehung vergleichen läßt, an Wert und Wirkung weitaus die verspottete Literaturgattung; als die literarischen Anspielungen kein Interesse mehr erregten und z. T. unverständlich geworden waren, wurde unter Weglassung vieler von diesen ein gepfefferter Auszug, die unter Lukians Schriften erhaltene Erzählung veranstaltet, und eine freie lateinische Bearbeitung des ursprünglichen Werkes ersetzte den in der römischen Welt weniger bekannten Lukios durch den afrikanischen Wundermann Apuleius, wodurch die Satire umgebogen oder erweitert wurde. Nicht mehr bloß gegen die Wundererzählung richtet sich jetzt der Spott, sondern gegen den Wunderglauben und die Mystik der Zeit, als deren Hauptvertreter der Satiriker die damalige Akademie und insbesondere den Platonicus Apuleius betrachtete. Das naheliegende Kunstmittel, andere Koryphäen der bekämpften Richtung durch eine fingierte leibliche Verwandtschaft als Geistesverwandte des verspotteteten Haupthelden zu stempeln, hatte wahrscheinlich schon die griechische Satire angewendet (vgl. Lukian 55): es ist bezeichnend für die Tendenz der lateinischen Bearbeitung, daß in ihr (1, 2) der platonisierende Plutarch in Thessalien, dem Lande des Wunderglaubens, das Geschlecht des Apuleius begründet haben soll. Nach derselben Richtung weist das Märchen von Amor und Psyche. Auch hierin folgt der Lateiner seinem griechischen Vorbild, wenigstens insofern, als auch dieser gleich Cervantes und Immermann die lange literarische Satire durch eingeflochtene Erzählungen unterbrochen zu haben scheint, in denen er sich zugleich auf dem eigenen Gebiete des Verspotteten als dessen Meister zeigt. Aber die Psychegeschichte selbst stand nicht in dem griechischen Original, wahrscheinlich hat der lateinische Bearbeiter sie überhaupt nicht unmittelbar aus griechischer Quelle geschöpft. Der Scherz 4, 32, daß Apollo propter Milesiae conditorem lateinisch orakelte, wäre zweck- und witzlos, wenn der Bearbeiter selbst die Verse übersetzt hätte, denn das wäre nur das allgemein Übliche gewesen und bedurfte weder der Entschuldigung noch konnte es Gegenstand einer schalkhaften Selbstironie werden. Nur wenn ein lateinischer Vorgänger, der die Geschichte mit urkundlicher Genauigkeit vorzutragen behauptete, statt griechischer lateinische Dokumente angeführt hatte, ist eine Spitze der Bemerkung erkennbar; deshalb kann auch der conditor Milesiae nicht Sisenna, der Übersetzer der milesischen Geschichten des Aristeides, sein, für den die Psychegeschichte und das Streben nach angeblicher Beurkundung der erzählten phantastischen Begebenheiten auch unbezeugt und ebenso unwahrscheinlich sind, wie für den in der Satire verspotteten Platoniker glaublich. — Eine milesische Geschichte im Sinn des Aristeides ist nun freilich dessen Geschichte nicht gewesen, aber sie spielte wahrscheinlich schon in Milet und eben dies brachte den Verfasser der lateinischen Metamorphosen mit auf den Gedanken, der falschen Milesia eine richtige entgegenzustellen und sie seiner Satire einzufügen, die ja mittelbar ebenfalls auf eine milesische Geschichte des Aristeides zurückgeht. Wie Immermann, der den Schwulst des von ihm bekämpften Schrifttums die liebliche Idylle des Oberhofs entgegenstellt, hat der lateinische Autor sich in diesem anmutigen Märchen als echten Dichter beglaubigt; er ist darin noch geistreicher als sein deutscher Nachfolger, daß er den Stoff zu seiner Einlage gerade einem Werke der von ihm verspotteten Literatur selbst entnimmt. Denn unwahrscheinlich ist Helms Vermutung (Phil. Jahrb. XVII 1914, 170ff.), daß die Psychegeschichte ein frei erfundener Götter-

mythos sei und daß der Dichter bloß eine Liebesgeschichte von Amor erzählen wollte, dessen irdische Geliebte er nur deshalb Psyche nannte, weil Eros und Psyche als Paar bereits bekannt waren. Friedländers Ansicht aber ist in ihr genaues Gegenteil umzukehren: nicht ist in ein ursprüngliches Volksmärchen nachträglich ein philosophischer Sinn hineingelegt worden, indem ein verwunschener Prinz Eros, eine Königstochter Psyche und ihre böse Schwiegermutter Aphrodite genannt wurde, sondern eine philosophisch-mystische Allegorie ist nachträglich zur Milesia, zur erotischen Novelle, umgeformt worden. — In religiös-philosophischen Konventikeln, in denen das letzte ganz Große, was der Orient hervorgebracht hatte, die im wesentlichen gleichartig erhaltene Mystik des 6. Jahrhs. in Begriffe gefaßt wurde, die in der griechischen Philosophie, namentlich in der Akademie, ausgebildet waren, sprach man von Psyche, die zur Buße für eine Schuld in die Unterwelt, d. h. die Körperlichkeit niedersteigen muß, aber dann durch Eros geläutert und wieder in den Himmel erhoben wird. Die sehr zahlreichen Darstellungen von Eros und Psyche in der hellenistischen Kleinkunst, namentlich der Ägyptens (vgl. Reitzenstein, Sitzungsber. Heidelbg. AW. V 1914, XII) waren vermutlich besonders für Käufer bestimmt, die solchen Gesellschaften angehörten. Diese Vorstellung hat ein Philosoph, wahrscheinlich ein Platoniker, vielleicht eben der Platonicus Apuleius, gegen den sich die lateinische Satire besonders richtet, und in dessen Ἐρωτικός die Psychegeschichte als Beispiel für die erhebende Macht des Platonischen Eros der Omphalegeschichte (Joh. Lyd. 3, 64), dem Musterbeispiel für das Herabziehende der rein sinnlichen Liebe, entgegengestellt gewesen sein kann, zu einer Allegorie benutzt, deren äußere Vorgänge unter Weglassung des symbolischen Gehaltes in den Metamorphosen zu einem Märchen umgeformt sind, und in dieser Gestalt mit Recht poetische Naturen entzückt haben, in der allegoriefrohen und für Platon begeisterten Renaissance freilich z. T. deshalb, weil hinter dem Märchen aus den stehengebliebenen Namen und einzelnen nicht ganz verwischten Zügen die ursprüngliche Allegorie stillschweigend wiederhergestellt oder wenigstens geahnt wurde.

Der lateinische Bearbeiter ist unbekannt, aber obwohl sein Werk nicht original ist, gehört er zu den geistvollsten Schriftstellern, welche die römische Kultur hervorgebracht hat. Seine Satire ist liebenswürdig und fein; erst am Schlusse, wo er sich gegen den Unfug der Isismysterien wendet, lüftet er die Maske etwas mehr und läßt die Verachtung, die er gegen den Schwindel des Wunderglaubens empfindet, deutlicher hervortreten. Daß ein moderner Religionshistoriker diesen feinen, aber beißenden Spott für echte Frömmigkeit genommen hat, zeigt, wie weit wir noch von einem Verständnis selbst der hauptsächlichsten Religionsquellen entfernt sind. Daß Photios das Original als Werk des Lukios, Augustin die lateinische Bearbeitung als Werk des Apuleius bezeichnen, beide also die Travestie auch nicht gemerkt zu haben scheinen, ist für uns Heutige ein ziemlich schwacher Trost.

Trotz dieses großen Irrtums bringt Reitzensteins Buch — denn zu einem wirklichen Buch ist sein Vortrag erweitert — eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis von den hellenistischen Mysterien, und zwar in der zweiten Auflage noch mehr als in der ersten. R. hat mandäische und manichäische Religionsschriften, die in den letzten Jahren gründlich untersucht und z. T. überhaupt erst bekannt geworden sind, benutzen können und ist dabei von Fachmännern, Andreas, Le Coq, Lidzbarski, unterstüzt und in den Stand gesetzt worden, wichtige Mitteilungen aus noch nicht veröffentlichten Untersuchungen zu machen. Dadurch wird die von R. zwar natürlich nie gewollte, aber doch nicht vermiedene Einseitigkeit gemindert, daß zur Herstellung des Bildes von den hellenistischen Mysterien hauptsächlich Züge der ägyptischen Religion verwendet wurden. Gerade die mandäischen und manichäischen Texte sind von besonderer Wichtigkeit, weil sie zwar auch schon stark verändert, aber doch verhältnismäßig am reinsten assyrische und eranische Lehren fortsetzen, die, sonst verschollen, im 6. Jahrh. zwischen der indischen und griechischen Mystik vermittelten und vielleicht der gemeinsame Ausgangspunkt für beide waren. Wenn es einst möglich ist, die Geschichte der antiken Mystik zu verstehen, kann es nur von den mandäischen und manichäischen Lehren aus geschehen. Dabei ist aber nicht etwa vorauszusetzen, daß hellenistische Mysterien unmittelbar an sie anknüpfen. Reste nationaler Kulte lassen überhaupt, so greifbar sie oft entgegentreten, die Herkunft einer Vorstellung nicht so sicher erkennen, als vorausgesetzt werden zu können scheint und z. T. auch noch von R. vorausgesetzt wird. Sie sind meist nur die zufällig allein erhaltene Form, in welche die Vorstellung nachträglich einmal gegossen worden

ist. Die hellenistische Mystik ist eine Welterscheinung, aber natürlich knüpfte sie überall an die noch nicht abgestorbenen Reste der Religionen an, die, obwohl ihrem Wesen nach ebenfalls gleichartig, sich doch im Ausdruck nach Stamm oder Staat gesondert und verschieden entwickelt hatten. Auch R. betont wiederholt, daß die hellenistische Mystik universal und ihrem Wesen nach einheitlich sei; aber er hat nur halb recht, wenn er diese Erscheinung aus einer nachträglichen Ausgleichung und Abschleifung erklärt. Natürlich erleichterte ein Weltreich wie das assyrische oder persische ebenso den geistigen wie den materiellen Austausch; aber ganz abgesehen davon, bildete die Kulturwelt wie heute und wie zu jeder Zeit, in die das Licht der Geschichte hineinfällt, so schon im fernsten Altertum ein großes Reich. Wohl gab es in diesem immer viele Provinzen, die sich z. T. abzuschließen suchten, um für einzelne Zweige der Kultur besondere — und zwar nicht immer für alle dieselben — Kreise zu bilden. An solchen Absonderungsbestrebungen hat es auch im Altertum nicht gefehlt, wie die Geschichte des Judentums zeigt; aber die antike Mystik, d. h. die Sehnsucht, sich mit dem göttlichen Wesen zu erfüllen, hat, so weit wir schließen können, nie zu diesen Sondererscheinungen gehört. Von den aufeinanderfolgenden Formen, in denen sie sich während zweier Jahrtausende ausgesprochen hat, war keine ganz auf die Grenzen eines Staates oder Volkes beschränkt. Wie die hellenistische Mystik, so war schon die älteste, in welcher der Mensch sich sexuell oder durch ein Speisesakrament oder auch durch die Erneuerung, das Miterleben der Gottesgeburt mit der Gottheit zu vereinigen wähnte, eine Welterscheinung; und von China bis zum Atlantischen Ozean wurde die ganze geistige Welt aufgewühlt durch jene weitaus wichtigste Mystik, die im 6. Jahrh. v. Chr. danach streben ließ, durch Ertötung alles Begehrens, durch Vernichtung der Persönlichkeit in das unpersönliche göttliche Ursein einzugehen. Dem Menschen muß ein tiefer Drang eingepflanzt sein, über die Schranken seiner Natur, sobald er sich ihrer bewußt wird, hinauszugehen. Dieser Drang begünstigte immer wieder das Aufkommen der Mystik, aber geschaffen hat er sie nicht; sonst hätte sie sich nicht immer zur selben Zeit in denselben Formen geäußert. Deren Übereinstimmung erklärt sich nur aus andauernder Kulturgemeinschaft. Ebensowenig sind die sukzessiven Formen der Mystik voneinander abhängig. Wie die hellenistische Mystik ihre Gedanken in Schriften des 6. Jahrh. hineingelesen hat, so haben manche von diesen an die ältesten, wahrscheinlich aus vorgriechischer Zeit stammenden Formen der Vereinigung mit der Gottheit angeknüpft, die sich an mehreren Stellen, z. B. in Eleusis fast rein erhalten hatten. Deshalb hat R. unrecht, wenn er einen früheren Versuch, die Psychegeschichte aus altgriechischen Mysterien herzuleiten, ablehnt. Freilich treten jetzt die Beziehungen zu den hellenistischen Mysterien dank den seitdem erschlossenen Texten und dank den Untersuchungen Reitzensteins viel deutlicher hervor als vor 25 Jahren; sie sind jetzt greifbarer als die zu den altgriechischen Weihen. Aber darum müssen doch auch diese, so dunkel sie meist noch sind, ins Auge gefaßt werden, wenn der ganze Zusammenhang der Erscheinung hervortreten soll. Einzelne Ergebnisse sind für die älteste griechische (und wahrscheinlich auch vorgriechische) Seelenvorstellung zu gewinnen, da sie mancherlei Spuren im Mythos hinterlassen haben. Rohde ist diesen so wenig nachgegangen, wie dem Psychebild in der bildenden Kunst: nach beiden Richtungen sein Werk zu vervollständigen, ist eine Pflicht der Dankbarkeit, die wir ihm schulden.

Mehr als mit dem Verhältnis der hellenistischen Mystik zur altgriechischen beschäftigt sich R. mit dem zum Christentum. Bekanntlich hat er durch die Vergleichung der hellenistischen Mysterienausdrücke mit der Sprache des Paulus in viele von dessen Aussprüchen Gedanken hineingelegt, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob man Paulus überhaupt im Sinn des späteren Christentums einen Christen nennen darf, es jedenfalls unmöglich machen, ihn nicht nur als Verbreiter, sondern, wie das lange geschah, auch in geistigem Sinn als zweiten Begründer des Christentums zu bezeichnen: er soll zwar nicht in bestimmte Mysterien eingeweiht, aber doch von dem mystischen Geist der Zeit erfüllt gewesen sein. Gegen diese Auffassung, gegen die begreiflicherweise die Theologen großenteils Einspruch erheben, sollte nicht eingewendet werden, daß Paulus sich selbst stets als von Christi Geist erfüllt bezeichnet, denn jeder selbständige Denker macht sich sein eigenes Bild von dem, was auf ihn tiefen Eindruck gemacht hat, und wie so viele gnostische Lehren könnte auch das, was Paulus aus Jesu Sprüchen herausgehört hat, von der Kirche verworfen worden sein. Freilich zeigt sich schon hier eine Schwierigkeit: mehrere im ganzen gleichartige Schriften, die mit Recht oder Unrecht als Briefe des Paulus von verschiedenen Gemeinden Klein-

asiens, Makedoniens und Griechenlands bewahrt wurden, siud in den neutestamentlichen Kanon aufgenommen worden. Allein auch das entscheidet nicht unbedingt, denn der mystische Sinn dieser Schriften war nur dem verständlich, konnte also auch nur dem Anstoß erregen, der die hellenistische Mysteriensprache kannte. Eine Analogie würde, falls R. recht hat, die Geburtsgeschichte Jesu bilden, die in das dritte Evangelium aufgenommen ist, obwohl sie wahrscheinlich in gnostischen Kreisen und in einem Geist gestaltet wurde, der zwar von dem der Paulinischen Briefe ganz verschieden ist, aber von dem in der späteren Großkirche herrschenden kaum weniger abweicht, als es Paulus' Briefe nach Reitzensteins Deutung tun würden. Auf diese Weise läßt sich R. also nicht widerlegen. Aber es ist fraglich, ob die lexikalischen Übereinstimmungen zwischen der Sprache der Mysterien und der des Paulus ausreichen, um so weitgehende Vermutungen zu stützen. Jeder sprachliche Ausdruck ändert mit der Zeit seinen Sinn; auch in derselben Periode bezeichnet er innerhalb verschiedener Gesellschaftsklassen und Literaturgattungen, ja bei den verschiedenen Autoren und selbst in verschiedenem Zusammenhange bei demselben Schriftsteller nicht notwendig genau dasselbe. Paulus und das hellenistische mystische Schrifttum reden in derselben Sprache, aber wie weit sie deren Termini in demselben Sinn verwenden, bedarf einer sehr eingehenden Untersuchung, die R. zwar weit über seine Vorgänger hinausgeführt hat, deren bisherige Ergebnisse aber meines Erachtens eine endgültige Antwort noch nicht gestatten. Es handelt sich nicht darum, ob, sondern wie weit R. recht hat.

Charlottenburg. Otto Gruppe.

Alfred Bertholet, Kulturgeschichte Israels. Göttingen 1920, Vandenhoeck und Ruprecht. VI, 294 S. 13 M., geb. 16 M. + Zuschlag.

Vor einigen Jahren hat der rührige Göttinger Verlag ein Bibelwerk herausgebracht, unter dem Titel „Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl übersetzt und erklärt", das neue Bahnen einschlug. Nicht eine fortlaufende Übersetzung wurde geboten, sondern die Stücke wurden nach ihrem Werte ausgewählt, nach ihrer Entstehung geordnet und nach religionswissenschaftlichen Grundsätzen erklärt. Eine Ergänzung zu diesem Werke ist die vorliegende Kulturgeschichte Israels, deren Erscheinen mit lebhaftester Freude begrüßt werden muß. Sie ist die erste größere und zusammenfassende Darstellung, die wirklich diesen Namen verdient. Was bisher auf diesem Gebiete vorlag, waren volkstümliche Schriften oder nur Teile in anderen Büchern, in denen eben darum die Vollständigkeit und der genauere Nachweis aller Einzelheiten fehlte. Die sogenannten „Archäologien" behandelten zwar auch den gleichen Stoff, aber mehr in Kompendienform, so daß die geschichtliche Entwicklung nicht immer ganz klar hervortrat. Auf sie hat hingegen der Verf. mit Recht das Hauptgewicht gelegt. In weitestem Umfange sind daher die Ergebnisse der gesamten Palästinaforschung verwertet worden, sowohl nach der naturwissenschaftlichen Seite mit der Betonung der Abhängigkeit der ganzen Entwicklung von der Bodengestaltung, wie nach der archäologischen Seite mit gewissenhafter Verarbeitung der Ausgrabungsfunde. Besonders wohltuend berührt die dem Ganzen zugrunde liegende kritische Beurteilung der literarischen Zeugnisse, die nicht wahllos aus den einzelnen Schriften herausgegriffen, sondern nach ihrer geschichtlichen Stellung herangezogen werden. Bewundernswert ist es, wie peinlich genau der Verf. jede Angabe aus den Quellen belegt und darüber hinaus mit großartiger Belesenheit auch aus sonstiger Literatur über das Morgenland schöpft, das sich in Jahrtausenden kaum oder nur wenig verändert hat. Allerdings scheint er niemals selbst in Palästina gewesen zu sein, woraus sich die etwas unklaren Angaben über das Zelt (S. 91), den Herd (S. 123 f.), den Ackerbau (S. 144) erklären. Zu Einzelheiten (z. B. die Entstehung der Schrift S. 66 f., bei der Eislers Funde noch nicht benützt werden konnten; das Bauopfer und die Stelenreihe in Gezer S. 72) ließe sich manches einwenden. Genauere Angaben vermißt man bei Verweisen auf semitische Inschriften (S. 76 Anm. 3), die Amarnabriefe (S. 77, Anm. 6 u. 16), die Lebensbeschreibung des Nilus (S. 89 Anm. 7). Aber diese kleinen Mängel treten völlig zurück hinter der Geschlossenheit und Sicherheit des ganzen Werkes. Besonders erfreulich ist die glatte Ablehnung, die der unglücklichen Astralmythologie und der Sucht, über dem geschichtlich begründeten Zusammenhang mit dem alten Babylonien die Eigenart und Selbständigkeit Israels zu vergessen, zuteil wird, ohne daß doch der Verf. das israelitische Volk und seine Kultur aus der allgemeinen Entwicklung zu lösen versucht hätte. Möge darum das Buch denn auch nicht nur bei Theologen und Reli-

gionshistorikern, sondern auch bei Philologen und Kulturgeschichtlern die verdiente Berücksichtigung finden.

Dresden. Peter Thomsen.

Heinrich Joseph Vogels, Beiträge zur Geschichte des Diatessaron im Abendland. In Neutestamentliche Abhandlungen, hrsg. v. M. Meinertz. VIII. Bd. 1. Heft. Münster i. W., Aschendorff. 151 S. 7 M.

Das wichtigste Problem in der Forschung über Geschichte und Kritik des neutestamentlichen Textes wird z. Z. durch den Namen Tatian bezeichnet. In seinem großen Werke hat v. Soden die Hypothese aufgestellt, daß der Urtext, wie er ihn ungefähr als Grundlage der drei großen Rezensionen des 4. Jahrh. hergestellt hat, im wesentlichen einheitlich überliefert ist, und daß fast alle Abweichungen von ihm, besonders die, welche in den griechischen Hss δ 5 und Genossen, in den altsyrischen und altlateinischen Übersetzungen und Kirchenvätern sich so eigenartig finden, von Tatian gemacht und aus seiner Evangelienharmonie, dem Diatessaron, genommen sind. Zu den wenigen Gelehrten, welche dieser scheinbar sehr einfachen, in Wirklichkeit äußerst gezwungenen und in sich widerspruchsvollen Hypothese zugestimmt haben, gehört auch Vogels. Wenn schon jede Arbeit auf diesem Gebiet mit Freude begrüßt werden muß, so sichern dem Verfasser seine bisherigen Studien reges Interesse auch für diese Arbeit, an der kein Forscher dieser Materie vorübergehen wird.

In seinem Werk über die altsyrischen Evangelien in ihrem Verhältnis zu Tatians Diatessaron (Bibl. Stud. XVI, 5; 1911) ist ihm noch das arabische Diatessaron unter allen Textzeugen Tatians der wertvollste; jetzt aber tadelt er im Vorwort (mit Recht) v. Soden, daß ihm T-arab. und nicht T-Ephr. die fast ursprüngliche Form des Diatessaron sei; doch aus dieser richtigen Erkenntnis zieht er nicht im notwendigen Umfang die praktischen Folgerungen. Die Arbeit widmet sich dem Diatessaron des codex Fuldensis (F; § 1) und der Münchener Evangelienharmonie (cod. mon. 23 977 = A und 10 025 = D; § 2). Es folgt eine Kollation dieser M. SS. nach der Oxforder Vulgata in einer sehr praktischen Form, welche die Komposition der Harmonie deutlich hervortreten läßt. Eine dankenswerte Beigabe sind einige Materialien zur Geschichte des Diatessaron, welche die Umschau des Spezialforschers zeigen.

F bietet seinem Inhalt nach im wesentlichen die Harmonie Tatians, seinem Text nach ziemlich reinen Vulgatatext mit starkem altlateinischen Einschlag. Zahn hatte aus der Inhaltsangabe auf ein älteres und zwar lateinisches Stadium der Harmonie geschlossen; V. überzeugt nun dahin, daß auch der Text ursprünglich altlateinisch war. Ebenso hatte Zahn aus der Komposition der Münchener Harmonie bewiesen, daß F nicht der einzige und nicht die ursprüngliche Gestalt des lateinischen T sei; V. bestätigt dies Resultat für den Text. Trotz mancher Abweichungen in Komposition, Text und Beigaben haben A und D einen gemeinsamen Archetyp; dieser zeigt in der Komposition eine jüngere, im Text eine ältere Form als F. Es wird dann eine größere Anzahl Lesarten von A D besprochen, welche bisher gar nicht oder nur von it af syr zu belegen waren.

Hier verläßt Verf. leider die Grenzen seines eigentlichen Themas. Daß Sonderlesarten alten Gepräges in FAD, welche sich in T finden oder finden könnten, aus T stammen (oder stammen könnten), wird man für eine Harmonie, welche ein Abkömmling des Diatessaron ist, gern zugeben. Was aber für eine Harmonie gilt, gilt noch lange nicht für den Text der Einzelevangelien. Für ihn aber eignet sich Verf. die Hypothese v. Sodens uneingeschränkt an. Er fragt die Freunde des, wie ich sage, vorkanonischen Textes: „wer hat die griechische Überlieferung gefälscht? . . . Auf diese Frage versuchen" sie „überhaupt keine Antwort zu geben." Wir haben nie behauptet, daß „der" kanonische Text aus einer „Fälschung" entstanden, und wie wir uns ihn entstanden denken, hätte Verf. z. B. bei Merx auf fast jeder Seite nachschlagen können. So richtet sich auch gegen V., was ich gegen von Soden ausgeführt habe, kurz und populär in der 2. Aufl. von: „Der Text des N. T. nach seiner geschichtlichen Entwicklung" (Teubner, Aus Natur und Geisteswelt 1919, S. 64) und eingehend in Mnemosyne (Leiden und Leipzig 1920 pars III u. IV) de textu evangeliorum in saeculo secundo, wo ich einen Bruch v. Sodens in der Methode dargelegt habe, der in der Rekonstruktion von I und Ia wirkt, und die Unstimmigkeiten in den Listen, deren Berichtigung gerade gegen diese Hypothese entscheidet. Hier will ich mich auf drei Punkte beschränken.

Zuerst ist es methodisch willkürlich, wenn V. wie v. Soden ohne weiteres als erwiesen suggeriert, was er behauptet. Nicht erst z. B. S. 78; aus der Tatsache, daß δ 5 und Genossen in vielen Fällen mit dem Diatessaron überein-

stimmen, folgert V. mit „also", daß sie die Lesart aus T haben; solange es sich nicht um Parallelen handelt, welche in Tatians Tendenz liegen, ist nur auf einen ihnen gemeinsamen Grundtext zu schließen. Schon wo der Gedanke erstmalig vorkommt, S. 17; in die Behauptung, daß gewisse irische Vulgatatexte tatianisch beeinflußt sind, fügt er ein: „wie alle Evangelientexte vor Hieronymus"; das hat selbst v. S. nicht behauptet, und V. hier mit keinem Beweispunkt begründet. Tatian (abgesehen von Parallelen und etwaigen enkratitischen Wendungen) als Urheber einer Lesart zu behaupten, ist gewagt, wenn die Lesart nur bei T arab. (nicht Ephr.) steht; willkürlich, wenn sie allein bei angeblich Tatian verdächtigen Zeugen steht (v. S.: zur Zeit nicht aus T zu belegen!); unmöglich, wenn (wie ich gegen v. S. öfters gezeigt habe) T nach Ephrem anders liest. Nun prüfe man als Stichprobe z. B. die 10 Lukas-Lesarten, welche V. S. 24 „aus dem Versteck des Diatessaron" auf F hervorholt. Nur drei von ihnen sind für T, und zwar von T arab. bezeugt; andere sind von so Tatian unverdächtigen Zeugen wie δ 1 und δ 2 vertreten, daß v. Soden 6, 31 om et vos (δ 1 alii) und 23, 17 om vers 17 (δ 1 multi alii) für fraglichen Urtext erklärt; 8, 48 om illi δ 2 sah; 19, 43 eine Omission durch Homoioteleuton mit dem sicher Tatian-freien Origenes. Selbst wenn diese Lesarten auf F für T angenommen werden sollten, so wären sie noch lange nicht „Tatianika", d. h. von T gemacht.

Sodann müßte textkritisch die Tatianhypothese durch eine Marcionhypothese ergänzt werden. Wie ich in Mnemosyne gezeigt habe, liest dieselbe Textgruppe δ 5 af it syr in Lukas an 323 Stellen mit Marcion mit oder ohne Tatian. Hat nun Marcion die Lesarten aus Tatian durch Vorausahnung? Nein; eine Marcionhypothese neben der Tatianhypothese ist doch wirklich unmöglich; also muß der von (T) δ 5 it af syr patr. vertretene Text schon Marcion vorgelegen haben. Und hier handelt es sich zum Teil um Western = non = interpolations, welche Westcott-Hort für Urtext halten. Z. B. 24, 6 om. ουκ-αλλα Marcion; om. ουκ-ηγερθη δ 5 af it; d. h. Marcion omittierte wie δ 5 af it; dann ist ηγερθη eingesetzt aus Mtth. 28, 6 (V. meint, es hätte wörtlich eingesetzt werden müssen ουκ εστιν ωδε, ηγερθη γαρ aber) auch aeth hat eingesetzt: ηγερθη· ουκ εστιν ωδε.

Endlich sind textgeschichtliche Einwände zu machen. V. fragt rhetorisch gegen H. v. S. S. 33, ob man nach 250 „noch ein Stück echten Evangelientextes gestrichen, um den Worten eines Kirchenvaters Aufnahme in den Bibeltext zu gewähren". Gewiß nur selten; um so mehr ist zu fragen, ob nach 250 noch echter Evangelientext gestrichen ist, um den Worten eines Ketzers wie Tatian Aufnahme in den Bibeltext zu gewähren. Und daß dies bei all den vielen I und Ia Zeugen (δ 5 und Genossen) geschehen sein soll, ist gerade der Kernpunkt der ganzen Tatianhypothese (bei v. S. wie bei V.). Die gegenwärtige Schrift soll eine Vorarbeit sein für den Beweis, daß die lateinische Evangelienübersetzung mit einer Harmonie anhebt. Für diese These könnte zwar sprechen, daß ich gegen v. Soden auf viele altlateinische Lesarten bei Tertullian hingewiesen habe. Aber da die Entstehung von af it sicher im 2. Jahrh. erfolgt ist, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß das Werk Tatians (ca. 170) in den wenigen Jahren seinen Siegeszug nach Italien und Afrika hat halten können, verschiedentlich übersetzt worden ist, und andere Übersetzungen nach den getrennten Evangelien beeinflußt hat. Wenn Verf. die Vorgänge analog denen in Syrien denkt, so scheint mir solche Parallele an sich und um so mehr ausgeschlossen, weil Tatian im Abendland nicht „der" Kirchenvater, sondern „der" Ketzer war. Auch ist auf den vorkanonischen Text der Apostelgeschichte zu verweisen; der zeigt bei fast gleicher Bezeugung denselben Textcharakter wie der des Lukas-Evangeliums und läßt doch eine „Tatianhypothese" nicht zu.

Nochmals: die Arbeit ist recht dankenswert, aber sie zeigt, wie wünschenswert es ist, daß Preuschens Arbeit über Tatian, deren Veröffentlichung begonnen, auch nach seinem Tode fortgeführt wird.

Königsberg i. Pr. Pott.

P. Knötel, Die griechischen Bildwerke in Originalen und Nachbildungen. (Gymnasialbibliothek 58.) Gütersloh 1920, Bertelsmann. 103 S., 36 Abb. 9 M. 75.

Der Verf. will in seinem Buche, das von gründlicher Kenntnis der antiken Kunst zeugt, den Lesern einen Begriff davon geben, wie es möglich gewesen ist, trotz des Verlustes weitaus der meisten Originale den stolzen Bau griechischer Kunstgeschichte aufzurichten, dessen wir uns heute erfreuen. So wird vor allem die Frage der Verwendungsmöglichkeit von Nachbildungen an vielen Beispielen auch aus späteren Zeiten durchgesprochen. Für solche, denen der Verlauf der Entwicklung nicht geläufig ist, vor allem für Schüler, wird das

Buch seinen Zweck erfüllen; neues bringt es nicht.

Darmstadt. Eduard Anthes.

Auszüge aus Zeitschriften.

American Journal of Archaeology. XXIV, 4.

(313) **Th. L. Shear**, A Marble Head from Rhodes. Aphroditekopf aus parischem Marmor, wohl Kopie der Aphrodite von Melos aus dem 4. oder 3. Jahrh. — (323) **L. B. Holland**, Primitive Aegaean Roofs. Bemerkungen zu Washburns Aufsatz im Jahrg. 1919 S. 33 ff. Die mykenische Dachkonstruktion entspricht der des minoischen Kreta, die dorische Art ist ganz anders und aus dem Norden eingeführt. — (352) **St. B. Luce**, Etruscan Shell-Antifixes in the University-Museum, Philadelphia. Aus Cervetri, fünf verschiedene Arten. — (371) **W. N. Bates**, Archaeological Discussions.

Bulletin de Correspondance hellénique. XLIV, 1—6.

(I) **Ch. Picard**, L'école française d'Athènes de 1914 à 1919. — (1) Note pour les collaborateurs. — (5) **E. Hébrard**, Les travaux du Service archéologique de l'armée d'Orient à l'arc de triomphe „de Galère" et à l'église Saint-Georges de Salonique. I. Das Ganze. II. Der Triumphbogen. Konstruktion und Dekoration. Ausgrabungen A, B der Grundmauern. III. Die Rotunde von St. Georg. A) Die ursprüngliche Rotunde. Konstruktion. Ursprüngliche Kuppel. Dekoration der römischen Rotunde. B) Erste byzantinische Umgestaltung. Saal des Ambon. Älteste Mosaiken. Ursprüngliche byzantinische Dekoration. C) Zweite byzantinische Periode. Gemälde der Apsis. Byzantinische Gräber. D) Moschee und mohammedanischer Friedhof. — (41) **Ch. Picard**, Un texte nouveau de la correspondance entre Abgar d'Osroène et Jésus-Christ, gravé sur une porte de ville, à Philippes (Macédoine). Der zwischen der syrischen Übersetzung des Eusebius und der Mitte des 5. Jahrh. abgefaßte Text fügt nichts neues zur Legende über Abgar V. und die Anfänge der christlichen Kirche in Edessa. Die sagenhafte Korrespondenz erscheint hier zum ersten Male als Talisman an einem Stadttore. — (70) **J. Hatzfeld**, Inscriptions de Lagina en Carie. Die Inschriften vom Hekatetempel sind Staatsdekrete, Priesterinschriften, Dedikationen, Monumentalinschriften, Listen von Priestern und Kleidophoren. — (101) **Fr. Poulsen**, Statuette archaïque de style Ionien. Die kleine archaische Bronzestatuette Heilbuth einer nackten Männergestalt stammt wohl aus einer Griechenstadt der Chalkidike. Auffällig ist, daß der linke Fuß nur mit der Fußspitze auf dem Boden aufsteht. Vergleichen läßt sich als zeitgenössisch nur der Apollo von Piombino. — (108) **P. Cloché**, La Grèce de 346 à 339 av. J.-C. Betrachtet werden die griechischen Mächte des Friedens von 346, die Stagnation von 345, der erste athenisch-makedonische Konflikt und die Erfolge der Patriotenpartei von 344—343, Griechenland und Persien im Frühling 343, der athenisch-makedonische Bruch und die Krisis des Herbstes 343, die athenische Erhebung 342, Athens Geschicke und Isolierung 342/1, die Rache der Demosthenischen Partei und der Krieg von 340/339, Philipp und Theben 340/339. — (160) **A. de Ridder**, Le temple d'Athéna Areia à Platées. Der Tempel scheint von mäßigen Dimensionen, aber größer als das Theseion gewesen zu sein. — (170) **A. Philadelpheus**, Un Hermès d'Hérodes Atticus. Eine in Korinth neugefundene Herme des Rhetors Herodes Atticus ist ein interessantes neuattisches Werk.

Klio. XVI, 3/4.

(208) **E. Kornemann**, Die letzten Ziele der Politik Alexanders des Großen. Die großen Ziele der Politik Alexanders, die die großen Ptolemäer zum Teil wieder aufnahmen, erstreckten sich auf die Beherrschung der großen Meereshandelsstraßen mit Hilfe einer Flotte, um die maritime und merkantile Verbindung mit Arabien und Indien zu sichern und gegenüber Karthago eine Kampfstellung einzunehmen. — (234) **F. K. Ginzel**, Die Wassermessungen der Babylonier und das Sexagesimalsystem. Die Babylonier suchten schon in alter Zeit nach einem der Natur entnommenen Maße. Dazu schien ihnen die Ermittlung des Verhältnisses, wie oft der scheinbare Durchmesser des Mondes oder der Sonne im Vollkreise enthalten war, besonders brauchbar. Vielleicht benutzte man beide Gestirne, um so zum Sexagesimalsystem zu gelangen. — (242) **C. F. Lehmann-Haupt**, Berossos' Chronologie und die keilinschriftlichen Neufunde. XI. Zur achten und neunten Dynastie der babylonischen Königsliste. XII. Allgemeines über Berossos' Königsreihen und deren Quellen. XIII. Zu den beiden ersten Dynastien der Königsliste. XIV. Zur dritten und vierten Dynastie der Königsliste. Mit Beiträgen von **W. Del Negro**. XV. Berossos' Gesamtsystem und unsere älteste historische Kunde. — (302) **E. Kalinka**. Der Ursprung der Buchstabenschrift. In jedem Buchstaben ist noch das Bild des Gegenstandes, der durch den Buchstabennamen bezeichnet wird, erkenntlich. Die geschlossene Fülle der Bilder weist auf ein Nomadenvolk. Die Phönizier waren nur die Vermittler, erfunden hat die Schrift ein weiser Mann eines vielleicht im Jordantale umherwandernden Volkes von Viehzüchtern, der in unmittelbarer Anlehnung an ältere Versuche wie den durch die Sinaischrift bezeugten und in mittelbarer oder unmittelbarer an die ägyptischen Hieroglyphen es unternahm, eine seiner Muttersprache angemessene Schrift zusammenzustellen. Ein ungelöstes Rätsel bildet die Anordnung der Buchstaben, in der unverkennbar zwei Grundsätze miteinander in Widerstreit liegen, die Verwandtschaft der Laute und die sachliche Zusammengehörigkeit der Bilder. — (318) **V. Ehrenberg**, Zu Herodot. I. Zu Herodots Angaben über die Gestalt Ägyptens. 1. Zu Herodots Längenangaben. Die Stelle (II, 9) für Sourdilles Grundmaß von 540 Stadien ist für

ein genaues Zahlenergebnis denkbar ungünstig. 2. Die Gestalt Oberägyptens. Kap. II, 8 ist so zu verstehen, daß Herodots Tagesfahrten nicht 80 oder 100, sondern rund 40 km betrugen. Herodots Angaben über eine neue Verbreiterung Ägyptens nach anfänglicher Verengung sind vollkommen richtig. Einzig was die Breitenangabe von 200 Stadien angeht, liegt sicher ein Irrtum vor. 3. Δῶρον τοῦ ποταμοῦ. Kap. 13, 2 l. καὶ τὰ κατύπερθε [ἔτι] ⟨ἐντὸς⟩ τῆς λίμνης κτλ. Herodot hat die zu enge Äußerung seines Vorgängers Hekataios in durchaus richtigem Sinne erweitert. Schon Strabo (Kap. 30) zeigt das Mißverständnis, als habe Herodot ganz Ägypten als Geschenk des Nil bezeichnet. II. Die Quelle der skythischen Stammsage in IV 8—10. Dieser Abschnitt geht nicht, wie gesagt worden ist, auf Hekataios zurück, der gegen die Ansicht, Erytheia sei eine Insel jenseits des großen Meeres, polemisiert. Bei H. haben wir zum ersten Male die Herakles-Geryonsage verquickt mit einer skythischen Stammsage. Es ist eine literarische Quelle perihegetischen oder ethnographischen Charakters anzunehmen, wie sie H. gerade im skythischen λόγος neben Hekataios benutzt hat. Die geographische Hauptquelle im Massageten-λόγος ist Hekataios. — (332) **Fr. Schachermeyr**, Das Ende des makedonischen Königshauses. Nicht Herakles wurde in seinem 14. Lebensjahre ermordet, sondern der junge Alexander. Justin verwechselte die Paare dergestalt, daß nach seiner Darstellung nicht Alexander und Rhoxane, sondern Herakles als Vierzehnjähriger mit Barsine in aller Stille getötet, und, um die Entdeckung der Untat zu verhüten, im Boden verscharrt wurden. — Mitteilungen und Nachrichten: (338) **H. Swoboda**, Γνώμην εἰπεῖν. *Sententiam dicere* in seiner prägnanten Bedeutung als „Beschluß-Vorschlag" der Mitglieder des römischen Senats wird mit dem griechischen Terminus wiedergegeben (Klio XI 462 m. Anm. 3. 4, vgl. 459). γνώμην εἰπεῖν statt εἰπεῖν („Antragstellen") findet sich Thuk. VIII 67, 1, 2; 68, 1. Die Belege für andere Verben in Verbindung mit γνώμη in diesem Sinne werden gebracht. — (340) **C. F. Lehmann-Haupt**, Gesichertes und Strittiges. 7. Zum Tode Sargons von Assyrien. Der Gedanke an einen Untergang Sargons im Süden bei den Chaldäern im Meerlande liegt näher als der bei einer durch die Kimmerier erfolgten Niederlage. — (343) Berichtigungen. Personalien.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Asmus, R., Der Alkibiades-Kommentar des Jamblichos als Hauptquelle für Kaiser Julian: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 413 ff. 'Geistvolles Buch'. *E. Richtsteig.*

Bees, N. A., Verzeichnis der griechischen Handschriften des peloponnesischen Klosters Mega Spilaeon. Bd. I: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 405 f. 'Gründlichkeit und Gelehrsamkeit' gerühmt von *C. Wessely.*

Brentano, L., Die byzantinische Volkswirtschaft: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 410 ff. 'Unterrichtet und veranlaßt zum Nachdenken'. *H. Andréadès.*

Calogirou, G., Die Arrha im Vermögensrecht in Berücksichtigung der Ostraka und Papyri: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 402 f. 'Vortreffliches Buch'. *G. Beseler.*

Czarnecki, R., Ein Aderlaßtraktat, angeblich des Roger von Salerno, samt einem lateinischen und einem griechischen Texte zur 'Phlebotomia Hippocratis': *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 419. Abgelehnt von *R. Ganszyniec.*

Dieterich, K., Das Griechentum Kleinasiens: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 Sp. 404 f. 'Das Beste wohl liegt in der Darstellung des griechischen Schulwesens in Kleinasien'. *J. Vuketić.*

Drerup, E., Die Griechen von heute: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 416 ff. 'Gibt in knapper Form die Hauptsachen aus der ngr. Geschichte und das Wichtigste über die geistige und materielle Kultur der heutigen Griechen'. *A. Steinmetz.*

Egger, R., Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 406 f. 'Legt wichtiges Material vor'. *C. M. Kaufmann.*

Gardthausen, V., Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde. Zwei Bände. *L. Z.* 9 Sp. 185 f. 'Verläßlicher Führer besonders für jüngere Fachgenossen'. *R. Wolkan.*

Glück, H., Das Hebdomon von Konstantinopel und seine Reste in Makriköi: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 423 ff. 'In der sachkundigen Auswertung des Quellenmaterials liegt die hauptsächliche Bedeutung der Schrift'. *W. F. Volbach.*

Haase, F., Die koptischen Quellen zum Konzil von Nicäa: *L. Z.* 9 Sp. 178. 'Dankenswerte Übersetzung und sorgfältige Untersuchung der Hauptpunkte'. *Leipoldt.*

Lohmeyer, E., Christuskult und Kaiserkult: *L. Z.* 9 Sp. 190. 'Wird der Beachtung der Mitforscher wie der Laien sicher sein können'. *B. Schweitzer.*

Meyer, P. M., Griechische Texte aus Ägypten. I. Papyri des neutestamentlichen Seminars der Universität Berlin. II. Ostraka der Sammlung Deißmann: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 403 f. 'Das Buch eignet sich recht gut zu isagogischen Zwecken für vorgeschrittene Adepten'. *C. Wessely.*

Oberhummer, E., Die Balkanvölker: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 407 ff. 'Prächtiger Vortrag.' *J. Sölch.*

Partsch, J., Die Stromgabelungen der Argonautensage: *L. Z.* 9 Sp. 182 f. 'Ebenso gediegene wie fesselnde und wichtige Schrift'. *H. Philipp.*

Peisker, J., Die Abkunft der Rumänen, wirtschaftsgeschichtlich untersucht: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 409 f. 'In den Grundlagen abgelehnt, im übrigen aber in Einzelheiten als überaus fördernd' empfohlen von *E. Gerland.*

Peterson, E., Εἷς θεός. Epigraphische, formgeschichtliche und religionsgeschichtliche Untersuchungen: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 420 f. 'Außer der im Titel genannten Formel werden auch noch mehrere

andere Akklamationsformeln behandelt'. *W. Larfeld.*

Plooij, D., De chronologie van het leven van Paulus: *L. Z.* 9 Sp. 177 f. 'Wohl zurzeit die beste Orientierung über den Stand der Frage'. *G. H—e.*

Schanz, M., Geschichte der römischen Literatur. IV. Teil. 2. Hälfte: Die Literatur des 5. und 6. Jahrh. Von M. Schanz, C. Hosius und G. Krüger. *L. Z.* 9 Sp. 186 ff. Anerkannt von *C. W—n.*

Schmidt, W., Der Ursprung der Gottesidee: *Intern. Arch. f. Ethnogr.* 25 1/2 S. 84 f. Nachweis des ursprünglichen Monotheismus, der später durch Naturmythologie, Zaubergedanken und Animismus verdunkelt wurde. *W. Nieuwenhuis.*

Sommer, F., Hethitisches: *L. Z.* 9 Sp. 186. 'So wenig umfangreich die Abhandlung ist, so wichtig ist sie'. *Th. Kluge.*

v. Sybel, L., Frühchristliche Kunst. Leitfaden ihrer Entwicklung: *Byz.-Neugr. J.* I 3/4 S. 421 ff. 'Das Wichtigste und Neue ist, daß uns hier eine Entwicklungsgeschichte zu geben versucht wird'. *E. Becker.*

Mitteilungen.

Griech. νύξ, ὄνυξ, ὄρτυξ.

Wenn dem lat. octo gr. ὀκτώ, aber dem lat. noctem gr. νύκτα entspricht, so handelt es sich doch wohl um ein noch ungelöstes Lauträtsel. Ich denke für gr. νύκτα an die Möglichkeit eines Velarumlauts: das υ steht für u statt o vor q (Grdf. noqt-). Aber lat. octo gr. ὀκτώ hat bekanntlich keinen Velar, wie ind. aštáu gegen nakt- beweist. — Es handelt sich auch in gr. ὄνυξ um die Stellung vor einem Velar. Zunächst war χ vor velarem kh in ὄνυχ- = ind. nakh (vgl. ind. nakhá „Nagel"). Die Grundform nokh erhielt zuerst den o-Vorschlag wie in gr. ὄνομα = ind. nâma; dann trat in der Lautgestalt onokh der Velarumlaut onukh ein, und schließlich wurde u zu υ. — Mit νύξ und ὄνυξ darf auch wohl ὄρτυξ zusammengestellt werden; der Charakter des υ wird durch got. ahaks „Taube" als ursprgl. o und das γ des Stammes wird durch ind. vartaka- „Wachtel" als velar bestimmt. Hierher gehört auch πτέρυξ = nndd. fetherak. — Für velares g zeugt auch gr. γυμνός für gomnos; eine Vorstufe mognos wird bekanntlich durch awest. magna erwiesen; daß weiterhin idg. nogno- zugrunde liegt, darf als feststehende Tatsache gelten (vgl. ind. nagná „nackt"). Hierher stelle ich auch gr. γυνή mit Velarumlaut vor o. Die niedere Ablautsstufe von böot. βανά und der e-Ablaut von got. qinô = altir. ben läßt einen Ablaut mit o-Stufe (vgl. kypr. βονά) als möglich erscheinen. — Damit gelangen wir noch zu gr. κύκλος, für das man nicht von der in ind. cakrá steckenden e-Stufe auszugehen braucht, wenn wir annehmen, daß oq (Grdf. qoqlo-) lautgesetzlich wie in νύκτα entstanden ist. Dabei kann es gleichgültig sein, ob das Anlauts-q von Grdf. qeqlo- mitgewirkt hat. Daß es sich hier (vgl. ind. cakrá) um eine Reduplikation handelt, ist für ein idg. Erbwort belanglos. Darf man schließlich für gr. ὄρυχ eine Wz. rogh annehmen, bei der in gleicher Weise die Lautverhältnisse zu erklären wären? Aber es fehlen klare, auswärtige Beziehungen, und so bleibt dieser Fall unsicher.

Freiburg i. B. Friedrich Kluge.

Zu Tacitus Annalen 6, 22.

Alii fatum quidem congruere rebus putant, sed non e vagis stellis, verum apud principia et nexus naturalium causarum. Statt congruere, das durch die Hs gesichert ist, hat Nipperdey ingruere geschrieben und Andresen bietet diese Konjektur noch in der letzten (11.) erklärenden Ausgabe der Annalen (1915). Gewiß entspricht die Wendung fatum ingruit dem Sprachgebrauch, aber sie entspricht nicht der stoischen Lehre. Seneca sagt Dial. 1, 5, 6: non incidunt cuncta, sed veniunt. Cicero de divin. 1, 127: non illa quae futura sunt, subito existunt, sed est quasi rudentis explicatio sic traductio temporis nihil novi efficientis et primum quidque replicantis. Ähnlich Seneca N. Q. 2, 35. Ferner paßt ingruere nur zu ungünstigem Geschick, wie auch bei Gellius N. A. 7, 2, 8, worauf Nipperdey verweist, die vis ingruens nachher als incommodum bezeichnet wird; es ist nicht am Orte bei den günstigen Verhältnissen (prospera), von denen Tacitus im folgenden spricht, solche Verhältnisse kommen gewöhnlich nicht plötzlich, sie „brechen" erst recht nicht „herein", pax, salus patriae (Sen. Ep. 66, 5). Fatum congruit rebus will nichts Selbstverständliches sagen, wie Nipperdey meint, sondern durch Feststellung der Übereinstimmung zwischen Fatum und Menschengeschick der stoischen Lehre vom Walten des Schicksals Ausdruck geben. Gellius N. A. 7, 1, 1 sagt allerdings: (vis . . . malorum) minime providentiae congruit, aber Tacitus sieht in fatum den wichtigsten Begriff und macht ihn daher zum Subjekt. Fatum und das Geschick des Menschen sind eins, nicht wegen des Laufes der Planeten, sondern wegen der ersten natürlichen Ursachen und der Verkettung der folgenden. Apud muß dem vorangehenden e nach Tacitus Schreibart entsprechen, es gewinnt wie das deutsche „bei" ursächliche Kraft, so Ann. 15, 20 exempla honesta apud bonos gigni, „gehen von ihnen aus" (Nipperdey-Andresen); 13, 22: validiore apud libidines principis Paride: weil P. wegen der Lüste des Fürsten mächtiger war.

Übrigens äußert sich Tacitus über die Lehre Epikurs und der Stoa bloß wegen seines Themas, der Kunst der Chaldäer, auf die ihn die Weissagung Tibers über Servius Galbas Geschick gebracht hat (6, 21). Nur bei der stoischen Lehre kann es eine divinatio geben, und einzig Panätius hat daran gezweifelt (Cic. de divin. 1, 3, 6), hat die Prophezeiungen der Astrologen verworfen (ib. 2, 88). Hist. 2, 78 bezeichnet der Geschichtschreiber den Glauben an die Astrologie als Aberglauben: nec erat intactus tali superstitione (Vespasianus); hier neigt er selber

ihm zu, weil die „meisten“, (οἱ πολλοί!), gestützt auf clara documenta in alter und neuer Zeit, der Zeichendeutung in der Geburtsstunde vertrauen. Die Zeiten sind andere geworden. Cicero de divin. 2, 99 gedenkt der Aussprüche der Chaldäer über Pompejus Crassus' und Cäsars Leben und Ende: neminem eorum nisi senectute, nisi domi, nisi cum claritate esse moriturum! Da soll einer denen glauben, quorum praedicta cotidie videat re et eventis refelli! Und daß sich der megarische Philosoph Stilpon zum Herrn über seine Leidenschaften machte, das erreichte er durch nachhaltige Willenskraft und Selbstzucht: non id positum in naturalibus causis sed in voluntate, studio, disciplina (De fato 11).

Düsseldorf. Carl Koch.

Über die rechtsrheinischen Alamannenorte des Geographen von Ravenna.

In dieser Wochenschrift 1920, No. 8, Sp. 173 f hat Philipp bei Besprechung meiner im AU (Archiv des hist. Ver. Unterfranken, 60. Bd., S. 1 ff.) erschienenen Abhandlung über die rechtsrheinischen Alamannenorte des Geographen von Ravenna die Richtigkeit meiner Deutungen hinsichtlich der 6 auf Augusta nova folgenden Namen[1]) angezweifelt. Ich will zeigen, auf welchen Grundlagen sich sein skeptisches Urteil aufbaut.

I. Er hat schon meine Methode mißverstanden. Zunächst handelt es sich nämlich gar nicht, wie er Sp. 173, Z. 30—32 von oben meint, um die Gleichsetzung der fraglichen Namen mit bekannten späteren, sondern darum, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen.

II. Betr. die 3 Namen mit schließendem *s*, das ich als ein mißverstandenes Abkürzungszeichen für das deutsche Grundwort *-burg* erklärte: Ich behaupte nirgends, daß -burg in dem Archetypus der 3 (auf uns gekommenen) codd. gekürzt war (Phil. Sp. 173), sondern daß das Kompendium in der Vorlage des Rav. (über dem *i* am Ende eines jeden dieser Wörter) stand und vom Autor selbst irrtümlich (als Buchstabe s) gedeutet wurde. Philipps Berichterstattung erweist sich mithin als falsch[2]) und zwar in einem wesentlichen Punkte. Denn da der Gewährsmann unseres Geographen ein Germane (Gote) war[3]), ist die Verwendung eines Abkürzungszeichens für das deutsche -burg von seiner Seite in keiner Weise auffällig, somit nichts gegen meine Erklärung einzuwenden.

III. AU S. 41 (cf. 65 Ende) betone ich, daß unsere in Rede stehenden Namen (von Solist abgesehen) sämtlich deutsch sind. Da Philipp diese Tatsache nicht würdigt, will ich näher auf ihre Bedeutung eingehen. Von den 3 Namen auf *-s* ist, sobald ich das -s durch -burg ersetze, ein jeder durchgängig deutsch, von Anfang bis zu Ende klar und unverkennbar deutsch; das sieht jeder, der der Germanistik einen Hauch verspürt hat. Das aber ist der springende Punkt. Denn dieser deutsche Charakter der 3 Namen ist der untrügliche Beweis für ihre **Echtheit**[4]). An ihnen ist so wenig zu rütteln, wie wenn ich etwa — aus dem Gebiete des altbayerischen Stammes — die Namen Salzburg, Wazzarburg, Niuwenburg vor mir hätte.

IV. Bei Turig*o*berga nehme ich nur die leichte Änderung *e* für *o* vor; Turig*e*berga aber ist (AU 52 f.) eine tadellose lateinische Transskription des deutschen *þ*urrie berga[5]). Aus dieser Tatsache vermag Philipp keine Folgerung zu ziehen, da er an dem Linguistischen achtlos vorübergeht, im Gegensatz zu Cramer l. c. 306. Es ist aber klar, daß der Nachweis der einwandfreien Transscription unserer Erklärung des überlieferten Namens eine zuverlässige Grundlage gibt. — Bei dem Wort Ascapha brauche ich mich hinsichtlich seiner Form nicht aufzuhalten.

V. Erst nach Feststellung der ursprünglichen Namenformen kommt als zweite Aufgabe die Frage nach der Gleichsetzung. Auch hier referiert Phil. nicht durchweg richtig. Insbesondere identifiziere ich Ascapha nicht speziell mit Mainaschaff, sondern halte an Aschaffenburg fest und sage nur, „daß in dem Ravennatischen Namen außer Aschaffenburg möglicherweise auch Mainaschaff mit inbegriffen ist“ (AU 59)[6]).

---

[1]) Rizinis < Riziniburg = Risenburg, abgegangener Ort bei Dauchingen, erhalten als Flurname.
Turig*o*berga < Turig*e*berga = *þ*urrie berga, jetzt Flurname Dürreberg unterhalb Tübingen.
Ascis < Asciburg, abgegangene Siedelung an oder auf dem Hohenasberg.
Ascapha = Aschaffenburg, vielleicht zusammen mit Mainaschaff.
Uburzis < Uburziburg = Würzburg.
Solist entweder aus Solici(nium) oder wahrscheinlicher aus Solire = späterem Zolre, Zollern.

[2]) Das wurde ihm bereits in der Woch. f. kl. Phil. 37. Jahrg. No. 43/44, Sp. 410 von Stangl vorgehalten. Zutreffend referiert Fr. Cramer (Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 41 (1920), No. 9/10, Sp. 305).

[3]) Näher beschäftige ich mich mit dieser germanischen Quelle in einer im Ms. abgeschlossenen, aber noch ungedruckten Arbeit.

[4]) Wer diesem Satz nicht beistimmen will, hat die Aufgabe, zu zeigen, welchen anderen Schluß man aus dem deutschen Gepräge der 3 Namen ziehen kann oder muß.

[5]) Das einzige, was auffällig ist: *r* statt *rr*, ist — beim Rav. nicht auffällig; vgl. Rav. S. 57, 17 u. 83, 10 Ge*r*a; 83, 2 Apo*l*onia; 277, 5 A*p*ii usw.

[6]) Die Vermutung, daß in Ascapha Mainaschaff mitenthalten sein könne, zuerst in A. Dyroffs Aufsatz: Über Ascapha beim Geographus Ravennas (Bonner Jahrb. 123), allerdings nur leise angedeutet und nicht näher ausgeführt. Der Aufsatz, auf den genauer einzugehen der Raum verbietet, war mir bei Abfassung meiner Abhandlung im AU noch nicht zur Kenntnis gekommen. Er ist großenteils als

VI. Was wendet nun Phil. gegen meine Identifikationen ein? Er macht eine Bemerkung bezügl. Mainaschaff, zeigt aber dabei nur, daß er meine wahre Meinung über Ascapha nicht kennt (s. oben V und vgl. Cramer l. c. 306/7). Im übrigen beschränkt er sich auf bloße Behauptungen, ohne auch nur einen einzigen greifbaren Einwand gegen mich vorzubringen, so daß ich mich nicht weiter mit ihm auseinandersetzen kann.

Die Konstatierungen I—VI tun dar, daß Phil. einerseits wiederholt unrichtig referiert, anderseits wichtige bezw. ausschlaggebende Argumente ganz und gar nicht gesehen hat.

VII. Ohne hier natürlich das gesamte meine Deutungen stützende Beweismaterial vorführen zu können, möchte ich wenigstens auf einen Punkt noch aufmerksam machen: Meinen Gleichsetzungen ist der Umstand besonders günstig, daß, wenn man sie auf der Karte nachprüft, die Ravennatischen civitates klar und wohl verständlich angeordnet erscheinen. Cramer meint bezüglich der 3 abgegangenen Orte, daß erst der Spaten die Richtigkeit meiner Ansichten beweisen könne. Nun sind freilich Ausgrabungen nötig, um die genaue Lage der ehemaligen Siedelungen festzustellen[7]).

verfehlt zu bezeichnen. Ich erwähne nur, daß er es unterläßt, vor der Untersuchung der Namen die paläographischen Verhältnisse zu studieren. Da er aus diesem Grunde in entscheidenden Punkten keine Sicherheit gewinnen kann, gewährt sein Aufsatz das Bild einer hoffnungslosen Herumraterei. Dazu kommt gründliches Mißverständnis der Stelle Rav. 233, 4, ganz unzureichend motivierte Umstellungen des Textes, Dilettantismus in sprachlichen Dingen (so erwägt er die Möglichkeit, daß *st* in Solist mit dem *scht* z. B in „Mürscht" [mundartl. Aussprache von „Münnerstadt"] zu vergleichen sei) u. a. m.

[7]) Immerhin darf nicht vergessen werden, daß die Spuren der alten Niederlassungen, wenigstens in dem einen oder anderen Falle, durch irgendwelche Umstände im Lauf der Jahrhunderte verschwunden sein können.

Aber die Identifikation der Namen ist doch jedenfalls schon jetzt gesichert, besonders durch die in III, IV, VII erwähnten Beweismomente.

Über Solist, worauf ich im Vorstehenden nicht eingegangen bin, möchte ich an anderer Stelle sprechen.

Wenn Cramer 308 beanstandet, daß ich stellenweise längst erledigte Ansichten bekämpfe, so übersieht er, daß ich mir in meiner Schrift über die Alamannenorte wie in der über den Namen Würzburg — aus verschiedenen Gründen — auch zum Ziel gesetzt habe, eine kritische Geschichte aller Deutungsversuche zu geben: vgl. Herkunft d. Nam. Würzb., Vorwort, und AU 61. Bd., S. 94.

München. Joseph Schnetz.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

A. Krumbacher, Die Stimmbildung der Redner im Altertum bis auf die Zeit Quintilians. Paderborn, Schöningh. 7 M + 40% Zuschl.

G. Stail, Über die pseudoxenophontische Ἀθηναίων πολιτεία. Paderborn, Schöningh. 7 M. 60 + 40% Zuschl.

T. Peterson, Cicero a biography. Berkeley, California Press.

E. Jacobs, Untersuchungen zur Geschichte der Bibliothek im Serai zu Konstantinopel I. (Sitzungsber. d. Heidelb. Ak. d. Wiss., philos.-hist. Klasse 1919, 24). Heidelberg, Winter. 9 M.

W. Jaeger, Humanismus und Jugendbildung. Berlin, Weidmann. 3 M.

C. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXXIV. Jahrg., 1919. Berlin, Weidmann. 40 M.

W. Morel, De Euripidis Hypsipyla. Diss. Lipsiae Bornensis, Noske.

T. Frank, Vergil's Apprenticeship I (Reprint. fr. Class. Phil. XV, 1), II (Cl. Phil. XV, 2), III (Cl. Phil. XV, 3).

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends; jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 23. April. 1921. №. 17.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

S. Koperberg, Polybii historiarum liber XXX quoad fieri potuit restitutus. Diss. Amsterdam 1919, Campis.

In seiner Dissertation hat Koperberg das gesamte Material, welches auf das XXX. Buch des Polybius zurückgeführt werden kann, in entsprechender Gruppierung abgedruckt. Das ist allerdings nicht ganz, was der Titel verspricht, nämlich die Rekonstruktion des XXX. Buches, wohl aber eine notwendige Vorarbeit dafür, welche jeder Polybiusforscher dankbar begrüßen wird. Den Grundstock geben die verschiedenen Exzerptensammlungen aus Polybius ab, nächst ihnen zeichnet sich Diodor durch getreuliche Anlehnung an seine Quelle aus; Livius muß mit größerer Vorsicht herangezogen werden, als es vielfach geschieht, ein Urteil, das durch die Gegenüberstellungen bei K. durchaus bestätigt wird. Ich möchte in dieser Richtung eher noch weiter gehen, insofern sich mir bei einer Reihe Einzeluntersuchungen herausgestellt hat, daß Livius durchaus geneigt ist, Anschauungen, welche ihm durch seine annalistischen Quellen übermittelt worden sind, in die Auffassung des Polybius hineinzutragen, dergestalt, daß an solchen Stellen, wo jede innere oder äußere Kontrolle fehlt, nicht mit Bestimmtheit entschieden werden kann, ob reiner Polybius oder auf Grund der Annalistik umgedeuteter Polybius vorliegt. Im allgemeinen führt K. die von Nissen aufgestellten Grundsätze durch, nur daß er annimmt, daß Appian den Polybius nicht unmittelbar, sondern durch ein Zwischenglied benutzt habe.

Neben der Bewertung der verschiedenen Quellen war vor allem die richtige Eingliederung der Auszüge zu beachten; da diese auf den verschiedensten Wegen zu uns gekommen sind, mußte ein Anhalt gewonnen werden, der es gestattete, jedes Exzerpt an die gehörige Stelle zu rücken. Leider hat K. es versäumt, zusammenhängend die Grundsätze darzulegen, nach denen er vorgegangen ist, und ich befürchte, daß er diesem Punkte trotz einzelner Bemerkungen nicht die nötige Aufmerksamkeit zugewandt hat. Auf S. 57 druckt K. ein Diodorfrgt. (XXXI, 12 Di.) ab, läßt dies also aus dem XXX. Buche des Polybius entnommen sein. Aber es kann gar kein Zweifel sein, daß wir bei Diodor einen Auszug aus demjenigen Stücke des Polybius erhalten haben, das uns unter 126 in den excerpta de sententiis überliefert und von dort als Frgt. 22 dem XXIX. Buche einverleibt wurde. Es handelt sich an beiden Stellen um den Sturz des Eumenes, der von der Überzeugung ausgehend (*δόξας γὰρ* = *ὑπολαβὼν γάρ*), daß seine Herrschaft vollkommen gesichert sei (*τὴν ἰδίαν ἀρχὴν ἐν ἀσφαλεῖ βεβηκέναι* = *ἐν ἀσφαλείᾳ κατακεῖσθαι τὴν ἰδίαν ἀρχήν*), da das Königtum

seines Gegners vernichtet war (ἅτε . . . τῆς ἐν Μακεδονίᾳ βασιλείας ἄρδην ἀνῃρημένης = ὡς ἂν τῆς πολεμιωτάτης αὐτῷ βασιλείας καταλελυμένης), plötzlich in die größte Gefahr geriet (τότε μεγίστοις ἐνεκύρησε κινδύνοις = τότε μεγίστοις περιέπεσε κινδύνοις); denn so ist einmal die τύχη, daß sie den Wechsel liebt (ἱκανὴ γὰρ ἡ τύχη τοῖς παρὰ λόγον τὰ κατὰ λόγον ἐπιτρῖψαι κἂν τινι συνεργήσῃ . . . αὖθις οἷον ἐκ μεταμελείας ἀντισηκοῦν καὶ λυμαίνεσθαι τὰ κατορθώματα = ἀγαθὴ γὰρ ἡ τύχη τὰ βεβηκέναι δοκοῦντα ἀσφαλῶς ἀνατρέψαι, κἂν συναγωνίσηταί τι, πάλιν ἐκ μεταβολῆς ἀντισηκοῦν καὶ λυμαίνεσθαι τὰ κατορθωθέντα). Angesichts dieses Materials sind weitere Worte unnötig; das Excerpt de insidiis ist die Quelle von Diod. XXXI, 12. Also mußte K. entweder Polyb. XXIX, 22 nach Buch XXX versetzen, oder das Diodorfragment steht an falscher Stelle und gehört nicht hierher. Nun geht aus der vollständigeren Fassung des Gedankens in den Polybiusexzerpten hervor, daß durch die Sentenz die Einleitung zur Darstellung des gegen Eumenes gerichteten Keltenkrieges gegeben wird, Koperbergs Bemerkung zu der Stelle also unrichtig ist. Dieser Keltenkrieg mußte aber v o r der zu Beginn des XXX. Buches berichteten Gesandtschaft des Attalus nach Rom erzählt gewesen sein, d. h. im Rahmen des Polybianischen Werkes gehört die behandelte Sentenz in das XXIX. Buch, und K. hätte sie darum nicht abdrucken dürfen. Die Umgruppierung der Darstellung, welche Diodor vorgenommen hat, betrifft aber auch nicht dieses Eumenesbruchstück, sondern beruht darauf, daß Diodor zwischen die Niederlage des Perseus und die Ereignisse in Asien die Darstellung von des Ämilius Paulus Rückkehr nach Rom eingeschoben hat, während Polybius und ihm folgend Livius den Triumph des Ämilius Paulus unter den politischen Ereignissen des entsprechenden Jahres gebucht hat. Dieser Fall steht durchaus nicht isoliert da und so möchte mir die Feststellung dieser Tatsachen und ihre eingehende Begründung als unerläßliche Vorarbeit für die Rekonstruktion Polybianischer Bücher erscheinen. Verständlich wird freilich die verschiedene Wertung, welche Polybius und Diodor den stadtrömischen Ereignissen haben angedeihen lassen, nur aus einer Betrachtung ihres Werdegangs: während Diodor von vornherein Welthistoriker war, ist dies Polybius erst im Laufe einer langen Entwicklung geworden, und er hat die Spuren seiner Vergangenheit niemals zu tilgen vermocht.

Auch als Polybius den Inhalt des XXX. Buches zum ersten Male entwarf, war er noch nicht zum Welthistoriker geworden; vielmehr gehört der Kern dieses Buches zu dem einheitlichen Entwurfe, welcher die römische Geschichte der Jahre 167—146 zur Darstellung bringen sollte. Es versteht sich, daß bei dem fragmentarischen Charakter dieses Buches sein Werden im einzelnen nicht aufgezeigt werden kann, wohl aber beweist das Verhältnis des Polybius zu dem Tychebegriff, daß er noch weit von denjenigen Vorstellungen entfernt ist, welche seiner Weltgeschichte ihr charakteristisches Gepräge verleihen sollten. Mit einer fast ermüdenden Breite trägt Polybius in dem XXX. und den damit zusammenhängenden Büchern eine charakteristische Lehre von der Wandelbarkeit der τύχη vor, als deren Quelle er selbst das ὑπόμνημα περὶ τύχης des Demetrius Phalereus (XXIX, 21) bezeichnet. Der Charakter dieser Tyche ist bestimmt durch ihre völlige Unzuverlässigkeit und ihre Freude am Wechsel; sie ist εὐμετάβολος und ἀβέβαιος (XXIX, 21; XXX, 10; Plut., Ämil. Paulus 27) und liebt es daher, wo sie soeben noch zu großen Erfolgen geführt hat, plötzlich οἷον ἐκ μεταμελείας zu ruinieren (XXIX, 22; vgl. ebenda 20, 2). Insofern handelt sie wider die Vernunft und zeigt ihr Wesen ἐν τοῖς παραδόξοις (v. Scala, Studien des Polybius S. 160). Der Mensch ist einem solchen höheren Wesen schlechterdings machtlos ausgeliefert; er kann nur die Grausamkeit ihres launischen Spieles (τὴν ὠμότητα τῆς τύχης, K. S. 51, 10) dadurch zu besänftigen suchen, daß er ihren Zorn und ihre Rachsucht nicht reizt, indem er übermütig sein Glück ausnutzt (ebenda S. 49, 14), sondern daß er sich immer dessen bewußt ist, daß er nur ein Spielzeug in den Händen der Tyche ist. Polybius selbst hat im Sinne dieser Überzeugung gelebt, wenn er gegen Ende seines Werkes, wo er auf seine politischen Verdienste zurückblickt, sich bescheidet in dem angstvollen Gefühl, ὡς ἔστιν ἀγαθὴ (scl. ἡ τύχη) φθονῆσαι τοῖς ἀνθρώποις καὶ μάλιστα κατὰ τοῦτο τὸ μέρος ἰσχύει καθ' ὅ τις ἂν δοκῇ μάλιστα μακαρίζεσθαι καὶ κατορθοῦν ἐν τῷ βίῳ (XXXIX, 8, 2; dazu das persönliche Bekenntnis XXIX, 22, 2). Nicht minder sind die Helden des Polybianischen Werkes, ein Ämilus Paulus und ein Scipio, von diesen Gedanken beseelt, und haben auf der Höhe ihres Erfolges — dieser nach dem Falle Karthagos, jener nach dem Siege von Pydna — vor der Wandelbarkeit des Glückes gezittert.

Schien ihnen doch gerade der Schicksalsschlag, der die Gegner getroffen hat, eine Lehre (παράδειγμα) von der Unbeständigkeit der Tyche zu geben (Plut., Äm. Paulus 27; Polyb. XXXVIII, 20, 2; 21, 3), so daß sie um die eigene Zukunft bezw. die ihres Volkes bangten. Angesichts dieses Materials war es ein Unding, daß Hirzel, Untersuchungen zu Cicero phil. Schriften II, S. 863, um diese Stellen mit der in anderen Partien des Polybius uns entgegentretenden radikalen Ablehnung des Tycheglaubens in Einklang zu bringen, in ihnen nichts anders sehen wollte, als „ein Anbequemen an die Anschauungs- und Ausdrucksweise des Volkes". Wer dies behauptet, hat eine Stelle wie XXXIX, 8, 2 bezw. XXIX, 22, 2, wo Polybius unmittelbar und nicht durch den Mund eines anderen zu uns spricht, nicht im Kopfe gehabt; in Wahrheit beweisen die anderen Stücke aber eben dasselbe; denn gerade diese Lehre ist in ihrem Aufbau durchaus eigenartig.

Vom Wechsel des Glückes hat man vielerorten gesprochen, und auch Polybius hat sich zunächst solchen populären Vorstellungen angeschlossen. Als er die Charakteristik des Philopoimen niederschrieb, da ging er von dem „weitverbreiteten Sprichwort" aus, daß Menschen wohl „Glück haben", aber niemals „immer Glück haben" könnten. Man solle deshalb keinen Menschen als immer vom Glück begünstigt preisen, sondern sich damit begnügen, wenn einer meistens ein gnädiges Geschick erfahren hat, und dann, wenn sich das Glück anders besinnt, ihn mit mäßigen Schlägen bedenkt (XXIII, 12, 4). Auch sonst finden sich in den vor 150 verfaßten Büchern Bemerkungen, welche von einem Wirken der Tyche handeln (vgl. XXVII, 16, 4), ohne daß wir ein besonderes System erkennen könnten, doch immer so, daß die Tyche als reale Macht uns entgegentritt. In den Jahren nach dem Abschluß der bis 167 reichenden römischen Geschichte, d. h. etwa zur Zeit des dritten karthagischen Krieges, hat dann Polybius das Hypomnema des Demetrius kennen gelernt und einen starken Eindruck durch die Lektüre dieses Buches erfahren. Wohl war der Tychebegriff, den Demetrius ausgebildet hatte, gegenüber der populären Auffassung nichts prinzipiell Neues, aber Polybius wird nunmehr dazu getrieben, die Tyche viel mehr in den Vordergrund zu stellen, als bisher, und den Gedanken eine schärfere Fassung zu geben. In der berühmten, noch früher entworfenen Unterredung des Scipio mit Hannibal (XV, 6 ff.) weist dieser seinen Gegner auf die Möglichkeit eines Wandels der Tyche hin und erinnert ihn in diesem Zusammenhange daran, wie sich ihre gegenseitige Lage seit Cannä verändert habe, er möge darum nichts aufs Spiel setzen; bei Ämilius Paulus und dem jüngeren Scipio ist daraus die unmittelbare Furcht vor dem Rückschlag durch den N e i d der Tyche getreten und auch Polybius selbst hat, wie gezeigt, diesem Gedanken nachgehangen, und niemanden, der das Verhältnis des Scipio zu Polybius im Auge hat, wird diese Verwandtschaft in den Ideen der beiden Männer erstaunen. Bislang lebt also Polybius noch durchaus — sei es im Anschluß an populäre Anschauung, sei es unter dem Einfluß des Demetrius — der Überzeugung, daß die Tyche eine reale Macht ist; aber ebenso sollte sich diese Überzeugung ändern.

Bei der Behandlung des spanischen Feldzuges des Scipio findet sich in einer späten Einlage die Behauptung, daß die Schriftsteller, welche von diesem Zuge und der Eroberung Neukarthagos berichten, den Erfolg auf die Götter und die Tyche zurückführen; aber Polybius lehnt diesen Gedanken weit von sich, und führt als Hauptargument an, dies sei χωρὶς εἰκότων (X, 9, 3); in demselben Sinne hebt er hervor, Scipio habe seiner eigenen Entschlußkraft, nicht der Tyche vertraut (ebenda 7, 4), und lehnt die Auffassung ab, als spräche man ein Lob aus, wenn man einen Menschen als ἐπιτυχής bezeichne (2, 6 ff.). Die Stimmung ist also der Tyche gegenüber eine ganz andere als in der Charakteristik des Philopoimen. Aber ganz allgemein verwirft jetzt Polybius jedes Eingreifen der Tyche; die Menschen sind in Wahrheit die Handelnden (Frgt. 83), und in einer methodischen Auseinandersetzung stellt Polybius darum s e i n e Auffassung von der Geschichte denjenigen gegenüber, welche ἐπὶ τὴν τύχην ἀναφέρουσιν τὰ γεγονότα (XV, 34, 2). Für den Pragmatiker Polybius war ja auch keine andere Möglichkeit gegeben; da es für ihn, wie er an zahlreichen Stellen immer wiederholt, darauf ankam, die Gründe der Geschichte darzulegen (τὸ διὰ τί καὶ πῶς καὶ τίνος χάριν), so war es einfach ausgeschlossen, der unberechenbaren Tyche des Volksglaubens und des Demetrius Einfluß zu gewähren; denn logisch schlossen sich Kausalität und Anerkennung der Tyche vollkommen aus, und daß Polybius logisch in diesem Punkte dachte, beweisen zahlreiche

Stellen (vgl. X, 2). Noch klarer werden diese Dinge vielleicht durch die methodischen Auseinandersetzungen XXXVI, 17, wo Polybius sich über das Verhältnis von Pragmatik und Tycheglauben in ausführlichen Darlegungen ergeht. Er muß hier anerkennen, daß es gewisse Tatsachenreihen gibt, bei denen der Begriff der Kausalität nicht genügt. Regen und Sturm, Trockenheit und Mißernte sind Erscheinungen, deren Ursachen wir nicht leicht feststellen können. In diesen Fällen mag man also seine Zuflucht zu einem Gotte und zur Tyche nehmen, und diese tritt daher als Lückenbüßer ein. Aber auch von einigen geschichtlichen Erscheinungen gilt dasselbe: wo es unmöglich ist, die Ursache festzustellen, da möchte wohl einer ein Geschehnis auf die δαιμονοβλάβεια zurückführen (§ 16), und ebenso gibt es beim Menschen wohl einmal einen kleinen Rest (τελέως ὀλίγα), der sich nicht aus Ursachenreihen vollständig erklären läßt, und der daher als Einziger (μόνα) der Tyche zugewiesen werden darf (XXXI, 30, 3); aber Polybius weiß, daß er damit den Wert seiner pragmatischen Geschichte aufhebt, deren Grundgedanke darauf beruht, daß der Politiker aus den in der Vergangenheit wirksamen Ursachenreihen die Schlüsse für die Gegenwart und Zukunft zieht. Wo also die Kausalität nicht erkennbar ist, da gibt es auch keine Geschichte für Politiker, und deshalb mußte der Pragmatiker den Tycheglauben so scharf bekämpfen. An einem Beispiele sei diese völlig neue Geschichtsauffassung im Werke des Polybius klar gemacht. Wo er im Verlaufe des X. Buches Cap. 36 zu der Tatsache kommt, daß die Karthager, welche kurz vorher ganz Spanien erobert hatten, es ebenso schnell wieder verloren, stellt er die Überlegung an, daß noch schwerer als das Siegen die richtige Ausnutzung des Sieges sei, und daß die Karthager nicht die Tatsache erkannt haben, daß man seine Herrschaft nach denselben Grundsätzen festhalten soll, nach denen man sie begründet hat. Dieser Fehler aber werde unendlich oft gemacht. Hier spricht der richtige Pragmatiker zu uns, und wie ganz anders klingt dies als die vorhin behandelten Meditationen aus dem XXIX. und den folgenden Büchern, nach denen die Menschen nur ein Spielball in der Gewalt der Tyche sind! Nach deren Rezept hätte Polybius angesichts der Karthagerkatastrophe etwa einen Satz hingeschrieben, wie er uns XXIX, 22, 2 entgegentrat: ἱκανὴ γὰρ ἡ τύχη κἂν τινι συνεργήσῃ καὶ προσθῆται τὴν αὑτῆς ῥοπήν, αὖθις οἷον ἐκ μεταμελείας ἀντισηκοῦν καὶ λυμαίνεσθαι τὰ κατορθώματα παρὰ πόδας. Wer diesen absoluten Gegensatz nicht empfindet, der hat einen von diesen Gedankengängen nicht verstanden: der Pragmatiker und der Anhänger einer blind waltenden, ständig in das menschliche Geschick eingreifenden Tyche sind Gegensätze, die sich restlos ausschließen. Als Polybius die Fortsetzung seiner Geschichte bis 146 entwarf, da war er noch ein Anhänger der Tyche, die er gerade damals fortgesetzt bemühte, wie Koperbergs Schrift von neuem dartut, und weil er ein Anhänger der Tyche war, ist er kein Pragmatiker gewesen und eben darum auch kein Welthistoriker, der allüberall der Kausalität des menschlichen Geschehens nachgeht, weil es ein natürliches in Vergangenheit und Zukunft gleichmäßig wiederkehrendes ist, das der Politiker eben darum beherrschen muß. Wenn es nicht durch ungezählte andere Argumente von mir dargelegt wäre, die Beobachtungen der Tychevorstellungen allein könnte genügen, um zu erweisen, daß Polybius erst am Ende seiner literarischen Wirksamkeit der Pragmatiker geworden ist, als der er uns entgegentritt, und daß er selbst nach dem Jahre 146 von diesen Vorstellungen noch weit entfernt war. Nur aus dem Werden des Polybius ist sein Werk zu verstehen, mag man darüber spotten, so viel man will.

Gießen. Richard Laqueur.

Anders Gagnér, De hercle mehercle ceterisque id genus particulis priscae poesis Latinae scaenicae. Greifswald 1920. XVI 221 S.

Der Verf. behandelt in eingehender Untersuchung den Gebrauch der zu Versicherungspartikeln gewordenen Götteranrufungen *hercle*, *mehercle*, *ecastor*, *mecastor*, *pol*, *edepol*, *edi*, *medi*, *medius*, *fidius*. Er geht aus von der Herleitung der einzelnen Formen, ohne hierbei wesentlich Neues zu Tage zu fördern. Richtig leitet er *hercle*, dessen iambische Messung Ter. Ad. 578 erforderlich ist (vgl. auch *hercŭlĕ* bei Horaz) von einem -o-Stamm *Herclos* her, der in den italischen Sprachen belegt ist. *pol* erklärt auch er als Kurzform zu *Pollux*. Ob es noch als Länge gebraucht wird, ist zweifelhaft: Truc. 202 beweist dies nicht; *tumpōl ĭsti | est pucro pater Babyloniensis miles* läßt sich mit einem wie mir scheint gesicherten Hiatus messen; Persa 788 kann anapästischer Septenar sein, obgleich C. F. W. Müllers Umstellung *hic quidem*

pol wahrscheinlich ist. Merc. 6 *quos pol ego credo* hat Hiat in der Penthemimeres des Senars. *edepōl* ist überliefert Cas. 326 *edepōl ego illam* eqs. Doch spricht Asin. 140 Truc. 763 für *ego edepol* (so J). Mil. 1255 ist wohl nach einer Verbesserung meines Vaters *quisvis? . . scio, adeo olfacio* zu lesen; *edepōl* hat keinen Platz. Wenig befriedigt die Erklärung von *ĕdĕpol* als *ē-dĕ* (= **deie*) *pol*; die Verkürzung wird durch *quasi* aus **quamsei* nicht erwiesen. Die Bildung bleibt dunkel.

Der zweite Abschnitt handelt von der Prosodie der besprochenen Formen. Methodisch anfechtbar erscheint mir die Behandlung der Hiate vor und nach ihnen. Der Verf. arbeitet mit dem sog. logischen Hiat, der doch wohl mit Recht bestritten wird. Eine ganz unmögliche Messung nimmt er Poen. 1231 *sed illúd quidem vŏlŭi dicĕrere ĭmmo hércle díxi quód volĕbám.* Will man hier nicht *hercle* mit Bentley streichen, was der Sinn empfiehlt — es steht in der Hs an verschiedener Stelle —, so bleibt nur übrig, *hercl(e)* mit Vollmer zu messen.

Überflüssig ist der dritte Abschnitt über die handschr. Verderbnisse der behandelten Wörter. Wichtiger ist der vierte Abschnitt, der den Gebrauch nach den Rollen scheidet. Die alte Regel (Gell. XI 6, 1), daß die Frauen nicht beim Hercules, die Männer nicht bei Castor schwören, bestätigt sich durchaus. Cas. 982, Merc. 722, Rud. 363 erledigen sich durch richtige Personenverteilung. Cist. 52 ist wohl kaum nach Lindströms Vorschlag *equidem *operae addam operam sedulo* zu lesen, sondern in der Rede der Meretrix *hercle* als Zeichen besonderer Dreistigkeit anzuerkennen, woran auch der Verf. denkt. Da die Griechen ohne weiteres auch beim Castor schworen, muß die Beschränkung von *ecastor* auf die Frauen sich wohl aus dem Anklang an *castus* erklären. Lehrreich ist es, daß Parasiten und Kuppler viel weniger schwören, als die Sklaven, Alten und Jünglinge (S. 107): ihr Schwur gilt nicht viel.

Die beiden nächsten Abschnitte geben eine ausführliche Übersicht über die Satzstellen, an denen die behandelten Wörter stehen. Anschließend sind einige Stellen angeführt, an denen die Versicherungsformel pleonastisch wiederholt wird, während der letzte eine vollständige Stellensammlung aus Plautus und Terenz sowie einen Überblick über das Vorkommen der Formeln bei den Späteren gibt. Es ist wohl kein Zufall, daß sie bei Terenz seltener sind, als bei Plautus.

Die Arbeit ist zwar etwas breit ausgeführt, gibt aber das Material für die behandelten Redensarten in bequemer Form und kann daher willkommen geheißen werden.

Erlangen. Alfred Klotz.

Paul Stengel, Die griechischen Kultusaltertümer. Dritte, zum großen Teil neubearbeitete Auflage. Mit 6 Tafeln (Handbuch der klass. Altertumswissenschaft V 3). München 1920, Beck. X, 268 S.

Schon vor dem Kriege war eine Neuauflage dieses im Jahre 1898 in 2. Aufl. erschienenen Buches nötig. Bei Kriegsausbruch war der größte Teil (wie der aufmerksame Beobachter an der Qualität des Papiers und an den Zitaten feststellen kann, bis zum 15. Bogen) gedruckt. Die zwei letzten Bogen wurden erst nach dem Kriege fertig gestellt; daher waren ein paar Nachträge im Anhang nötig. Der Umfang ist um 40 Seiten gewachsen; auch die Tafeln sind bereichert. Die ganze Anlage ist dieselbe geblieben wie in der 2. Aufl., auch die Paragraphenzahlen stimmen im wesentlichen mit denen der 2. Aufl., nur von § 102 ab findet sich eine Vermehrung der Paragraphen, wie überhaupt dieser letzte Teil (Griechische Feste) am meisten gewachsen ist. Aber auch sonst erkennt man allenthalben die bessernde Hand des Verf.; auf Schritt und Tritt stößt man auf Umarbeitungen und Zusätze. Man hätte sie wohl noch reichlicher erwartet, wenn man auf den Umfang der religionsgeschichtlichen Arbeiten der letzten 20 Jahre sieht. Fällt doch in diesen Zeitraum ein großer Teil der Arbeiten von Dieterich, Wünsch, Kroll, Reitzenstein, Roscher, Nilsson und deren Schüler und vieler anderer, auch Gruppes unerschöpfliches und unausgeschöpftes Handbuch, die Neugestaltung des Archivs für Religionswissenschaft und die RGVV. Stengel selbst hat durch zahlreiche Aufsätze und Artikel in der Realenzyklopädie (zum Teil in seinen Opferbräuchen 1910 gesammelt) die Forschung selbständig weitergeführt. Auch vor allem an der englischen Philologen Mitarbeit auf diesem Gebiet ist zu erinnern. Wenn trotzdem der Unterschied zwischen der 2. und 3. Aufl. nicht so groß ist, als man vielleicht erwartete, so mag wohl die Rücksicht auf den Umfang des Buches dabei eine Rolle gespielt haben. Aber auch der Standpunkt des Verf. ließ die Umarbeitungen nicht zu, die man vor allem gerne gesehen hätte. Schon in meiner Anzeige seiner Opferbräuche der Griechen schrieb ich: „Freilich wäre es für eine noch größere Wirksam-

keit der Arbeiten Stengels erwünscht gewesen, wenn er gelegentlich auch außergriechische parallele Gebräuche und Sitten zum Vergleich beigezogen hätte.“ So ist ein Absehen von allem ethnologischen Material ein Kennzeichen auch dieser Neubearbeitung des Handbuchs, das ja auch schon durch seinen Titel auf eine vergangene Epoche der Philologie hinweist. Aber daß es auch so seinem nächsten Zweck entspricht, soll dankbar anerkannt werden. Die Neubearbeitung wird zum Handwerkszeug eines jeden gehören müssen, der sich mit griechischen Kulten beschäftigt.

Einige Einzelbemerkungen seien noch gestattet. Eine große Rolle spielt in dieser und anderen Arbeiten Stengels der Begriff Sühnopfer. Diesen Begriff scharf abzugrenzen, kann gar nicht gelingen, und S. betont selbst zweimal (S. 127 u. 133), daß die Scheidung zwischen Opfern, die man chthonischen Gottheiten darbrachte, und Sühnopfern oft schwer sei. Auch gibt es kein griechisches Wort, mit dem man das bezeichnen könnte, was S. alles darunter versteht; denn etwa καθαρμοί, καθάρσια, μειλικτήρια paßt hierzu nicht. Am liebsten sähe ich das Wort Sühnopfer ganz ausgeschaltet. Statt dessen scheint mir folgendes stark betont werden zu müssen. Die Form des griechischen Kultes wurde in erster Linie durch den Aufenthaltsort bestimmt, den der im Kult Verehrte nach dem Glauben seiner Verehrer einnahm. So haben wir auf der einen Seite die überirdischen Gottheiten, die Götter des Himmels oder die nach einer besonderen Legende entrückten Heroen, auf der anderen Seite die Gottheiten der Erde und Erdtiefe, die Toten und die gewöhnlichen Heroen. Die Opfer für jene mußten sich nach oben richten, die Opfer für diese nach unten, in die Erde und ins Grab. So haben wir uranische und chthonische Opfer, jedes mit fest ausgebildetem Ritual und bestimmt unterschiedenen technischen Bezeichnungen. Bei den chthonischen Opfern wird der Kopf des Opfertieres nach unten gedrückt (καταστρέφειν); ein tiefer Schnitt in die Kehle (τέμνειν) läßt das Blut reichlich fließen, in die Erde, in den βόθρος. Denn das Blut ist die Hauptsache, αἱμακουρία. Das Fleisch wird verbrannt; die ἐναγίσματα sind ὁλοκαυτώματα. Das Verbrennen geschieht auf einem niederen Altar, ἐσχάρα. Von den chthonischen Opfern darf nicht gegessen werden, sie sind ganz *tabu*; denn ἐναγίζειν bedeutet *tabu* machen; vgl. Wochenschr. 1920, 648 f. Dagegen bei den uranischen Opfern wird der Kopf des Tieres nach oben gezogen und das Tier durch einen Beilhieb getötet. Mit dem aus dem Hals spritzenden Blut wird der Altar (βωμός) bestrichen. Nur kleine Teile werden verbrannt, das übrige gegessen. Es sind Speiseopfer.

Diesen beiden Arten des Ritus entspricht der natürliche Gedanke: das Opfer sucht den direkten Weg zum Kultobjekt; hinauf zu den Uranioi, hinab zu den Chthonioi. Es ist sinnlos, den in der Erde wohnenden Toten ein uranisches Opfer zu bringen. Wenn man nun trotzdem vielen Heroen, die ja doch als verstorbene Menschen galten, ein uranisches Opfer brachte, so mußte dies in jedem Fall durch eine besondere Legende erklärt werden, und zugleich läßt diese Erscheinung einen sicheren Schluß auf das Wesen der Heroen zu; vgl. m. Reliquienkult im Altertum II 466 ff.

Zu dem Kultpersonal gehörten u. a. κήρυκες, αὐληταί und μάγειροι. Wir hören öfters, daß diese Ämter in einer Familie erblich waren. Die kürzlich an dieser Stelle (1920, 645 ff.) dargelegte Theorie des Orendismus lehrt uns diese Einrichtung verstehen. In diesen Kultbeamten wirkte eine übernatürliche magische Kraft, ein *Orenda*, wie in jedem θεῖος ἀνήρ und in jedem Priester und König. Diese δύναμις vererbte sich vom Vater auf den Sohn; Herod. VI 60: οἱ κήρυκες αὐτῶν (in Sparta) καὶ αὐληταὶ καὶ μάγειροι ἐκδέκονται τὰς πατρωίας τέχνας. Die spartanischen Keryken führten ihr Geschlecht auf den homerischen Herold Talthybios zurück, dessen Reliquien sie besitzen wollten. Es sind heilige, unverletzliche Personen, Διὶ φίλοι, mit dem Zauberstab, Kerykeion, begabt. Die αὐληταί besitzen die Zauberkraft, mit dem Flötenspiel beim Opfer die feindlichen Dämonen abzuwehren, ein Zweck, der bei Natur- und Kulturvölkern auch durch Trommeln, Glocken, Klappern usw. erreicht wird. Auch sie haben besondere magische Kräfte. Ebenso auch die μάγειροι (vgl. auch Kern, Hermes 52, 1917, 146 f.), die ähnliche Funktionen wie die δαιτροί hatten, die gleichfalls von bestimmten Geschlechtern bestellt wurden. Auch die wunderbaren Kräfte der μάντεις konnten erblich sein. Es ist beachtenswert, daß die ausführlichste Genealogie, die wir aus dem homerischen Epos kennen, den Stammbaum des Sehergeschlechtes der Melampodiden enthält, und daß das „hesiodeische“ Epos, die Melampodie, gerade die Geschlechter des Melampus und Teiresias be-

singt, in denen solche wunderbare Kraft erblich war. Lehrreich ist auch der Bericht des Herakleides (früher Dikaiarchos) frg. 2, 12 (Geogr. Gr. min. I 108) über das Geschlecht des Cheiron, wo der technische Ausdruck (vgl. Philol. N.F. XXIII 1910, 415) παραδιδόναι τὴν δύναμιν gebraucht ist von der Vererbung des *Orenda* vom Vater auf den Sohn. Diese Erblichkeit der Eigenschaft jenes Kultpersonals läßt auch auf sein hohes Alter schließen. Daß Flötenspiel beim Opfer erst in nachhomerischer Zeit üblich gewesen sei, wie St. S. 111, 15 sagt, ist nicht richtig; vgl. den Sarkophag von Hagia Triada (v. Duhn, Arch. f. Rel.-Wiss. XII 170 f.) und den Kult des Hyakinthos in Amyklai (Eitrem bei Pauly-Wissowa IX 13). Dies Kultpersonal der historischen Zeit geht auf die elementare Form des Priestertums zurück, die man als Schamanismus bezeichnet. Seine Angehörigen verfügen über wunderbare, magische Kräfte und Kenntnisse, die sich im Geschlecht weitervererben; sie können Geister bannen, zaubern, heilen, wahrsagen, Wetter machen. Vor allem kennen sie auch die richtigen Worte und Sprüche, Zauberformeln und Gebete; daher ist ἀρητήρ (zu *orare*) im Epos (Il. I 11; V 78) synonym mit ἱερεύς. In dieser Bezeichnung spricht sich eine Haupteigenschaft und -funktion des Priesters aus: Er kennt die richtigen Sprüche und muß sie richtig und ohne Abänderung hersagen, sonst helfen sie nicht. Daher werden auch solche Zaubersprüche geheim gehalten und in der Familie vererbt; Dieterich, Abraxas 161 ff.; Mithraslit. 52 f. Vgl. jetzt auch Heiler, Das Gebet 1918. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in ältester Zeit auch in Griechenland die Priester und Könige als Träger wunderbarer Kräfte gleichsam als Inkarnationen eines Gottes galten und Verehrung empfingen. Auf jeden Fall konnte er Stellvertreter eines Gottes sein, trat in der Maske und Kleidung des Gottes auf, auch in Tiergestalt; Priesterbezeichnungen wie ταῦροι, ἄρκτοι, πῶλοι (Wochenschr. für klass. Philol. 1911, 249 f.) weisen hierauf hin. Die Maske bei primitiven Völkern hat denselben Sinn: sie macht ihren Träger zum göttlichen Wesen, so daß er zu sakralen Begehungen oder Zauberhandlungen befähigt ist. Das übernatürliche *Orenda* des Priesters durfte nicht geschwächt oder verunreinigt werden. Es gelten also besondere Tabuvorschriften für Priester: Sie mußten sich vor Befleckung hüten usw., Vorschriften, wie sie in den Arbeiten von Fehrle und Wächter besprochen sind und auf welche auch S. ausführlich eingeht.

Zum Schluß noch eine Kleinigkeit. Warum wird S. 10 und 15 ausdrücklich in Abrede gestellt, daß im Tempel selbst Opfertiere geschlachtet wurden? Ein solches Opfer widerspricht griechischer Anschauung durchaus nicht. Daß im sechsten Buche der Ilias die Kühe ἐνὶ νηῷ geopfert wurden, läßt sich nicht weginterpretieren und hilft uns Il. II 550 verstehen. Auch bei Paus. II 35, 5 ff. lesen wir ähnliches, wie St. S. 112 im Gegensatz zu S. 15, 4 zugibt. Auch was St. S. 17 anführt, spricht gegen seine Ansicht.

Tübingen. Friedrich Pfister.

G. Krüger, Die Bibeldichtung zu Ausgang des Altertums. Gießen 1919. 32 S. 2 M.

In anmutiger und fesselnder Darstellung schildert der Verf. den allmählichen Aufschwung der christlichen Poesie. Noch im 4. Jahrh. hat eine adlige Dame Roms, Proba, die Schöpfungsgeschichte und die Geschichte Christi aus rein vergilischen Versen zusammengesetzt; auch das erste christliche Epos des spanischen Presbyter Juvencus hat in strengem Anschluß an seine Vorlage in erster Linie das Matthäusevangelium in Verse umgesetzt; und obwohl Juvencus über eine gewisse Leichtigkeit der Versbildung verfügt, ist seine dichterische Phantasie nur sehr gering. Auch der Gallier Cyprian, der den Heptateuch in Verse umgestaltet, wirkt langweilig. Schuld daran war — abgesehen von dem geringen dichterischen Können — die Tatsache, daß die christlichen Dichter es noch nicht wagten, den biblischen Stoff nach ihrer Phantasie freier umzugestalten und Ungefüges zu kürzen oder zu streichen. Etwas freier schon wagt sich Claudius Victor, Rhetor in Massilia, mit seiner Dichtung Aletheia hervor; aber der erste wahre Dichter unter den Christen ist Sedulius, dessen Ostergedicht eine Perle biblischer Dichtung ist.

Auch er muß in seinem Vorwort an Macedonius den Vorwurf widerlegen, daß Umdichtung biblischen Stoffes der Würde der Heiligen Schrift Abbruch tue; vielmehr biete gerade die Dichtkunst ein Mittel, den Glauben zu stärken. Mit echt dichterischem Empfinden hält sich der Dichter an die Taten des Herrn, während er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die langweiligen Reden meidet. — Den Gipfel der biblischen Dichtung bilden die

Epen des Drakontius und des Galliers Avitus. Von der Dichtkunst des letzteren gibt K. ein ausführliches Bild. Auch bei ihm sind Anleihen bei Vergil und anderen klassischen Dichtern bemerkbar, aber sie beschränken sich auf das richtige Maß und haben die selbständige Kunst und die schöpferische Phantasie des Dichters in keiner Weise beeinträchtigt. Es folgt eine Übersetzung des zweiten Buches des Avitus, welche zeigt, wie sehr sich der Verf. in diesen Dichter eingelebt hat.

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

Auszüge aus Zeitschriften.

Hermes. LVI, 1.

(1) **F. Jacoby**, Das Prooemium des Lukretius. I. Die Gedanken. Um das vielbehandelte Problem des Lukretiusprooemiums endlich zu lösen, gibt J. einen Überblick über die Arbeiten der Gelehrten über diesen Stoff. Dann erklärt er das Prooemium als ein zusammenhängendes, zu ein und derselben Zeit entstandenes Ganzes, in dem zwei Motive erklingen, das Memmiusmotiv (V. 1—43; 50—61; 136—145) und das Epikurmotiv (V. 62—79; 80—101; 102—135). Diese beiden Motive sind im Prooemium in künstlerischer Weise miteinander verschlungen und aufeinander bezogen („Aufbau in konzentrischen Bogenwölbungen"): V. 1—43; 50—53; 136—145 = A; V. 54—61; 127—135 = B (die Propositio des ganzen Werkes); V. 62-79; 80—101; 102—126 = C. II. Die Technik. Die Einzigartigkeit des ersten Lukrezianischen Prooemiums erklärt sich aus seinem Zweck als Einleitung des Gesamtwerkes und aus der Notwendigkeit, die Wahl des Themas zu begründen und zugleich die Widmung auszusprechen. Die Technik des Dichters ist noch ganz archaisch; das zeigt eine Vergleichung mit dem von Lukrez abhängigen Prooemium der Vergilischen Georgica, das ein Produkt strengster künstlerischer Beschränkung ist. Bei Lukrez ist V. 1—28 zusammenzunehmen. Die dichterische Konzeption des Prooemiums ging aus von Memmius und den Gedanken an ihn; dazu ist das Gebet an Venus die Vorbereitung. Die Verse 44/49 gehören einem Interpolator. Der Dichter Lukrez schrieb sein Gesamtprooemium ziemlich früh während seiner Dichtarbeit. Schließlich behandelt J. noch V. 50, in dem er die Lesung aus den schol. Veron. Verg. ge. III 3 mit Bernays unter Abweisung anderer Besserungsversuche annimmt und das Fehlen der Anrede an Memmius in diesem Verse zu erklären versucht. Aufmerksam wird noch gemacht auf die archaische Art bei Lukrez, einzelne Gedankenperioden unverbunden nebeneinander zu stellen. — (66) **K. Münscher**, Metrische Beiträge. (S. Bd. LIV 1919 S. 1 ff.; dazu finden sich in Anm. 1 Nachträge.) II. Erstarrte Formen im Versbau der Aiolier. Eingehend werden behandelt Glykoneion, Anakreonteion, Enhoplios, Telesilleion, Reizianum als Versbildner. — Miscellen: (104) **W. Otto** Das „Tor der Audienzen". Zu Χρηματιστικὸς πυλών (s. Bd. LV 1920, S. 222 ff.) führt O. zu den Sitzen, bezw. sogar Thronen im Tore, um öffentliche oder private Angelegenheiten zu erledigen, aus dem Orient Beispiele an, die diese Sitte als im Orient weitverbreitet erweisen. Eine Parallele bietet das „Audienzfenster" im ägyptischen Königspalaste. Die Sitte des Thronens im Tore sucht Verf. aus praktischen Bedürfnissen zu erklären. — (107) **K. Praechter**, Diogenes Laertius X 16 (Usener, Epicurea S. 367, 10 ff.). L. πρῶτος als von Diogenes gesuchte Antithese zu ὕστατον. — (108) **K. Praechter**, Lukretius V 165/180. Der Dichter hat sein ursprüngliches Konzept durch Zudichtungen erweitert. V. 175. 176, die den Zusammenhang unterbrechen, gehören dem Zusatze des Dichters an, wie auch 168/173. Verglichen wird der epikureische Abschnitt bei Cicero, de nat. deor. I 9, 22 f.

Neue Jahrbücher. XXIII, 10.

(1) (401) **E. Kalinka**, Die Herkunft der griechischen Götter. Die Mannigfaltigkeit griechischer Gottheiten wird auf eine Urbevölkerung in Griechenland, ferner auf ein vorgriechisches Volk, das sich von Asien bis vielleicht nach Spanien erstreckte und ebenfalls aus dem Norden eingewandert scheint, und endlich auf die Griechen zurückführt, die vor allem das Verdienst haben, den verschiedenartigen Elementen das geistige Band gegeben zu haben. Verf. verfolgt, welchen Kräften die Indogermanen göttliche Verehrung widmeten: nämlich solchen, die in den Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens wirksam gedacht wurden. Weiter prüft er die Reste des in Griechenland so gleichmäßig verbreiteten Fetischismus, die er der vorgriechischen, z. T. aber auch einer Urbevölkerung zuweist. Schließlich betrachtet K. noch im einzelnen Apollo, Hermes, Artemis, Athene, Poseidon, Hephaistos. — (414) **A. Wenninghoff**, Die Wahl des Staatsoberhauptes in der deutschen Geschichte. — (II) (281) **E. Römermann**, Orient und Okzident. Eine Synthese nach Graf Keyserlings 'Reisetagebuch eines Philosophen'. — (290) **P. Sickel**, Das Wesen der Geistesforschung. Stellt die beiden Richtungen der Geisteswissenschaft, die Historik und Systematik, einander gegenüber und betont die Notwendigkeit, wieder zur systematischen Geistesforschung sich zu kehren, d. h. das Kunstwerk in seinen überzeitlichen Bedeutungszusammenhängen, in seinem eigenen bedeutenden Sein zu betrachten. Beispiele aus Philosophie, Dichtung, Kunst und Geschichte erläutern die sehr zeitgemäßen Betrachtungen. — (296) **W. Lietzmann**, Mathematischer Unterricht und Staatsbürgerkunde. — Anzeigen und Mitteilungen (304) **A. Hedler**, Das humanistische Gymnasium in den Hamburger Einheitsschulplänen. Der berechtigten Eigenart des humanistischen Gymnasiums genügt nur der Hamburger Lehrplan mit vierstufigem Unterbau!

Nachrichten über Versammlungen.

Sächsische Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der Philologisch-histor. Klasse vom 19. Februar sprach Herr Professor Schultze über „Das altkatholische Kirchenrecht und das Dekret Gratians", in welchem nachgelassenen Werke der ehemalige Kirchenrechtslehrer an der Leipziger Universität, Professor Sohm, über die Entstehung des Katholizismus aus dem Urchristentum sich verbreitet und die Unterscheidung zwischen Alt- und Neu-Katholizismus zeitlich und inhaltlich festzulegen versucht, die sich durch Ablösung des ursprünglichen sakramentalen Kirchenrechts, des jus divinum, durch das weltliche Kirchenrecht dokumentierte. Besonders bedeutungsvoll für die Entwicklung der altkatholischen Kirche war das Ämterrecht, das im ersten Teile des Decretum Gratiani ausführlich behandelt wird. Gratian selbst wird von Sohm noch für die alte katholische Kirche in Anspruch genommen. Das Decretum Gratiani systematisiert das kanonische Recht nach den Sakramenten, womit Sohm die bisherige Anlehnung an das römische Institutionssystem aufgibt. In seiner Kritik der Sohmschen Schrift kommt der Herr Vortragende zu teilweise abweichender Auffassung. Er hält die Abgrenzung von kirchlichem und weltlichem Kirchenrecht im allgemeinen für sehr unsicher. Das letztere ist nicht erst nach Gratian geschaffen worden, sondern beide sind vielmehr nebeneinander hergegangen.

Bayerische Akademie der Wissenschaften.

(Philos.-philol. u. hist. Kl.)

Sitzung am 5. Februar.

Herr Hartig sprach über Christoph Schorer von Memmingen (1618—1671) und das Büchlein gen. der „Sprachverderber" von 1643. Diese ernste und würdige Streitschrift gegen die im Dreißigjährigen Kriege überhandnehmende Sprachmengerei, deren ersten Druck die Bayer. Staatsbibliothek besitzt, war wiederholt Gegenstand sprachgeschichtlicher Untersuchungen, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, den Verf. zu ermitteln. Gegen eine Verfasserschaft Moscheroschs, der einmal von „seinem" Sprachverderber spricht, ohne ihn aber jemals unter seinen Schriften aufzuführen, erhoben sich von jeher begründete Bedenken, die auch durch einen neueren Versuch, ihn zu bestätigen, nicht entkräftet wurden. Der Verf. war vielmehr der einer alten Augsburger Kaufmannsfamilie entstammende Straßburger Student Christoph Schorer, später als Stadtphysikus von Memmingen einer der angesehensten Ärzte Schwabens, der sich in der zweiten zu einem „Sprach-, Sitten- und Tugendverderber" erweiterten Auflage (1644) mit den Anfangsbuchstaben C. S. nennt und das Büchlein in seiner Selbstbiographie aufführt. Er handelte offenbar im Auftrage Moscheroschs, ist aber für Text und Inhalt allein verantwortlich. Seine übrigen zum Teil auch unter dem Namen Otho Frischer erschienenen zahlreichen Schriften ethischen, pädagogischen, astronomischen und medizinischen Inhalts erweisen den temperamentvollen süddeutschen Vorkämpfer für die Sprachreinheit auch als einen der gewandtesten Stilisten seiner Zeit.

Herr Vollmer sprach über die Beobachtung des Wortakzents in der römischen Poesie und über die Entstehung und Entwicklung der sog. Iambenkürzung bei den skenischen Dichtern der Römer.

Sitzung am 5. März.

Herr Grabmann berichtet über von ihm neu aufgefundene lateinische Schriften deutscher Mystiker. Auf Grund von mit dem Namen Sterngacius versehener Randnotizen im Cod. lat. 2165 der Wiener Hofbibliothek konnte er im Cod. 102 der Stiftsbibliothek zu Lilienfeld und im Cod. Vat. lat. 1092 den Sentenzenkommentar des bisher bloß durch deutsche Predigtbruchstücke bekannten deutschen Mystikers Johannes von Sterngassen feststellen. Zu dem in zwei Trierer Teilhandschriften (Cod. 589 der Stadtbibliothek und Cod. 126 der Priesterseminarbibliothek zu Trier) erhaltenen lateinischen mystischen Werke Pratum animae des Gerhard von Sterngassen konnte er im Clm. 13587 eine vollständige Hs des ganzen Werkes unter dem Titel Medela animae languentis nachweisen. Außerdem fand er in der ungedruckten, in mehreren Hss erhaltenen Catena entium aurea des Heinrich von Herford 76 Textstücke aus einer unbekannten theologischen Summa des deutschen Mystikers Nikolaus von Straßburg. Es fällt aus diesen lateinischen Werken Licht auf die Persönlichkeit dieser drei Mystiker und auf das Verhältnis der deutschen Mystik zur Scholastik.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Adametz, L., Herkunft und Wanderung der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustieren: *Naturw. Woch.* 36, 10 S. 160. 'Neuartige Forschungswege'. *R. Zaunick.*

Allen, Th., The greek theater of the fifth century; *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 169—171. Beachtenswert. *C. Richards.*

Cook, E., Literary recreations: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 181f. Empfohlen von *B. Apleton.*

Degenhart, Fr., Neue Beiträge zur Nilusforschung: *Th. Lit.-Ber.* 44, 2 S. 22f. Kein endgültiges Ergebnis. *Jordan.*

Epicuro, Opere, tradotti da E. Bignone: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 182. Willkommen, auch für die Textkritik. *G. Bury.*

Euclid in greek, book I, by L. Heath: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 180. Willkommen und sehr brauchbar. *W. H. D. R.*

Flickinger, C., The greek theater and its drama: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 169—171. Gründlich und ergebnisreich. *C. Richards.*

Frank, T., An economic history of Rome: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 178f. Verdienstlich. *W. How.*

Harris, R., Origin and meaning of applecults:

Class. Rev. 34, 7/8 S. 172 f. Anregend, aber nicht überzeugend. *J. Rose.*

Holl, K., Über Zeit und Heimat des pseudotertullianischen Gedichts Adv. Marcionem: *Th. Lit.-Ber.* 44, 2 S. 23. Reichhaltige Arbeit. *Jordan.*

Holland, Fr., Seneca: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 173—175. Wohlgelungen. *W. Duff.*

Horneffer, E., Der Platonismus und die Gegenwart: *Geisteskultur* (*Comeniushefte*) XXX 1/2 S. 22—24. Eine Fülle wertvoller Anregungen. *Z.*

v. Kiefsling, H., Damaskus: *Deutsche Rundschau* 47, 5 S. 251. Gibt ein anschauliches Bild. *E. Banse.*

Lampa, A., Das naturwissenschaftliche Märchen: *Naturw. Woch.* 36, 11 S. 174. Werk eines 'feinfühligen, psychologisch forschenden Naturwissenschaftshistorikers'. *R. Zaunick.*

Martial, Epigrams. With translation, by A. Ker. I: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 176 f. Geschickte Wiedergabe, gute Erklärung. *W. Duff.*

Meyer, Ed., Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus: *Hist. Viertelj.* XIX 4 S. 489—497. Gibt die Grundlage für das Verständnis des römischen Kaisertums. *Th. Schulz.* — *Mitt. aus d. hist. Lit.* VIII 3/4 S. 79—83. Unser Bild von beiden Männern wird wesentlich, aber überzeugend umgestaltet. *Fr. Geyer.*

Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs. I. Niederösterreich, von Th. Gottlieb: *Hist. Viertelj.* XIX 4 S. 513—515. Höchst willkommen für mittelalterliche Philologie und Kulturgeschichte. *G. Leidinger.*

Murray, G., Aristophanes and the war party: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 160. Lehrreich. *R. B. A.*

Novum Testamentum graece, rec. J. Vogels: *Theol. u. Gl.* XII 4 S. 234 f. Selbständige Durcharbeitung des Textes. *H. Poggel.*

The Oxyrhynchus Papyri XIV, by P. Grenfell and S. Hunt: *Class. Rev.* 34, 7/8 S. 179. Die enthaltenen Stücke sind zwar nicht literarisch, aber als Urkunden sehr ergiebig. *W. H. D. R.*

Rachel, H., Geschichte der Völker und Kulturen: *Mitt. aus d. hist. Lit.* VIII 3/4 S. 76 f. Wohlgelungen. *F. Helmolt.*

Robin, L., Études sur la signification et la place de la physique dans la philosophie de Platon: *Class. Rev.* 34 7/8 S. 180 f. Scharfsinnige Behandlung des Timaeus. *G. Bury.*

Schäfer, H., Von ägyptischer Kunst: *Geisteskultur* (*Comeniushefte*) XXX 1/2 S. 16—21. Zwar nicht abgerundet, aber doch eine klare Darstellung der Grundlagen. *Schubart.*

Schwartz, Ed., Kaiser Constantin und die christliche Kirche: *Mitt. aus d. hist. Lit.* VIII 3/4 S. 83—85. Scharfe Zusammenfassung, energische Herausarbeitung der Hauptzüge. *A. Hofmeister.*

Weber, V., Wann wurde Jesus gekreuzigt: *Theol. u. Gl.* XII 4 S. 235. Beweise für das Jahr 31. Die Ansetzungen in die Jahre 33 und 29 sind unrichtig. *H. Poggel.*

Wilcken, U., Beiträge zur Geschichte des korinthischen Bundes: *Mitt. aus d. hist. Lit.* VIII 3/4 S. 78 f. Ergebnisreich. *H. Philipp.*

Mitteilungen.

Zu Aristoteles Politik Buch 8.

Ein Beitrag zum Katharsisproblem.

Bas. Michael hat in dieser Wochenschrift 1919 Sp. 926—931 und 1920 Sp. 1050—56; 1074—80 mehrere Stellen aus Aristoteles' Politik behandelt, die mit dem Katharsisproblem im Zusammenhang stehen. Seine Ausführungen darüber sind, wie ich glaube, sehr anfechtbar. Da Michael nun eine größere Abhandlung „ἡ Ἀριστοτελικὴ κάθαρσις" herausgeben will, der wenigstens zum Teil das Ergebnis seiner jetzigen Untersuchung zugrunde liegen wird, so halte ich es für meine Pflicht, die Bedenken, die gegen seine Beweisführung erhoben werden müssen, auszusprechen und ihn dadurch zu veranlassen, die Fundamente seiner Arbeit umzugestalten oder doch besser als bisher zu sichern.

Politik 1340a 12ff. will M. καὶ χωρὶς ἐκ τῶν ῥυθμῶν... lesen: „Außerdem werden alle Menschen beim Anhören der (musikalischen) Nachahmungen im Einklang mit der Art derselben pathetisch gestimmt, auch getrennt (nur) unter der Wirkung der ῥυθμοί ohne die Mitwirkung der μέλη und wiederum unter der Wirkung der μέλη ohne die Mitwirkung der ῥυθμοί derselben (sc. der Nachahmungen)". „Aristoteles sagt τῶν μιμήσεων statt des erwarteten τῶν Ὀλύμπου μελῶν, von denen immer die Rede ist(!)"; demgemäß setzt M. als ganz sicher „musikalische" zu „Nachahmungen" hinzu. Ich meine, daß auch ohne Änderung des Textes auszukommen ist, freilich muß man dann auch μιμήσεων allgemein als „künstlerische Darstellungen" fassen, was ja auch das Nächstliegende ist. Aristoteles will zeigen, daß die Musik zum Jugendunterricht geeignet sei, da sie auf das sittliche Empfinden einwirke; das bewiesen, meint er, neben manchem anderen die Lieder des Olympos, die, wie allgemein bekannt, Begeisterung in den Menschen erweckten; und außerdem riefen überhaupt die künstlerischen Gestaltungen (nicht bloß die musikalischen) die gleiche Empfindung wie die dargestellte hervor, sogar ohne den Gebrauch von Rhythmus und Melodie. Bei dem Gebrauch von Rhythmus und Melodie ist dies, wie Aristoteles dann weiter ausführt, noch um so mehr der Fall.

Politik 1342a 7ff. schiebt M. αὐτοῖς hinter χρήσωνται, ferner συμπαθεῖς zwischen μέλεσι und καθισταμένους ein und meint, daß Aristoteles den vorangeschickten Begriff τῶν ἱερῶν μελῶν durch αὐτοῖς τοῖς ἐξοργιάζουσι τὴν ψυχὴν μέλεσι wiederhole; denn er hält es für selbstverständlich, daß die heiligen μέλη identisch mit den Olympos-μέλη sind. Wäre das richtig, so müßte man zugeben, daß Aristoteles keinesfalls sagen konnte, „daß gerade der Gebrauch der orgiastischen μέλη, d. h. der Gebrauch eben der

Bewegung selbst, Beruhigung sei", und man müßte mit M. irgendwie den Text zu ändern suchen. Anders ist es aber, wenn wir annehmen können, daß die orgiastischen Lieder (also z. B. die Olympos-Lieder) Erregung bewirken, dagegen die „heiligen" Lieder Beruhigung, wenn wir also das hinnehmen, was dasteht: Wir sehen, daß die dem Enthusiasmus besonders Unterworfenen, nachdem sie die Gesänge angehört haben, die die Seele aufregen, infolge der heiligen Gesänge in einen Zustand versetzt werden, als hätten sie eine Heilung und Katharsis erfahren.

Da ich die Änderung des überlieferten Textes in den beiden angeführten Politikstellen nicht als notwendig anerkennen kann, kann ich M. auch nicht folgen, wenn er die „so hergestellten" Stellen zum Ausgangspunkt „für die richtige Lösung des Katharsisproblems" nimmt. Nach seiner Erklärung ist die Katharsis „eine Art Lust, ein Genuß pathetischer Kunstwerke, und zwar die musikalische der Genuß der in dem αὐλός ausgeführten μέλη (pathetischer Instrumentalmusik), die poetische der Genuß der Tragödie".

Ebensowenig kann ich folgende Sätze Michaels billigen: „Als Kunstgenuß hat die κάθαρσις, die Sache selbst, mit dem Begriffe der Reinheit gar nichts zu tun; jede Spur der etymologischen Bedeutung des Wortes ist völlig verschwunden; die Bezeichnung κάθαρσις ist bloß ein Symbol, ein technischer Ausdruck eines rein ästhetischen Gegenstandes . . . Der technische Terminus κάθαρσις muß als unübersetzbar sowohl in den anderen Sprachen als im Griechischen beibehalten werden". Das sind alles Behauptungen ohne die Spur eines Beweises.

In weiterem Verfolg seiner Erklärung der von ihm geänderten Stelle Politik 1342a 9f. (s. oben) sucht M. nachzuweisen, daß in den folgenden Zeilen 14f. πᾶσι γίγνεσθαί τινα κάθαρσιν καὶ κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς nicht ein „mit Lust verbundenes Erleichtertwerden" bezeichne, sondern „eine pathetische Erhebung und einen Aufschwung der Seele zu der dem betrachtenden Kunstwerke korrespondierenden Vollkommenheit" bedeute, „und zwar den Übergang des Zuhörers, der die ästhetische Wissenschaft des Kunstgenusses hat, aus der Untätigkeit zur Betätigung", daß dies also „ein rein theoretischer (ästhetischer), kein pathologischer Vorgang" sei. Dieser Deutung scheint mir schon das kurz vorher (Z. 10f.) stehende ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως· ταὐτὸ δὴ τοῦτο ἀναγκαῖον πάσχειν . . . mit aller Deutlichkeit zu widersprechen. Vor allem muß ich aber dagegen Einspruch erheben, daß M. immerfort die musikalische Katharsis, von der allein hier in der Politik gesprochen wird, mit der in der Definition der Tragödie vorkommenden κάθαρσις gleichsetzt, daß er es zweimal ohne weitere Begründung als zweifellos bezeichnet, daß nach Aristoteles κάθαρσις die Wirkung der Tragödie und identisch mit ἡδονή (oder μεγίστη ψυχαγωγία oder εὐφροσύνη) ἀπὸ τραγῳδίας sei. Ich meine, man muß von jedem, der das τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν der Definition erklären will, verlangen, daß er sich zunächst mit dem auseinandersetzt, was gegen die Annahme spricht, es handle sich dabei um die oder um eine Wirkung der Tragödie (vgl. meine Ausführungen darüber in der Zeitschrift f. d. österr. Gym. 1917, S. 146).

Sodann hat m. E. Michael die Worte τοὺς ὅλως παθητικούς, τοὺς δ' ἄλλους, καθ' ὅσον ἐπιβάλλει τῶν τοιούτων ἑκάστῳ nicht genügend beachtet; aus ihnen geht doch hervor, daß Aristoteles hier an alle Menschen denkt, die ein Zuviel von irgendeiner Empfindung haben, nicht bloß an die von Mitleid und Furcht Ergriffenen und die Enthusiasmierten, sondern auch an solche, die unter Neid, Haß, Sorge, Liebe, Eifersucht usw. zu leiden haben; alle diese können durch eine bestimmte Art von Musik von dem Druck befreit werden, und diese Erleichterung ist mit einem Lustgefühl verbunden. Indes die οἰκεία ἡδονή der Tragödie hat weder mit κάθαρσις noch mit dem κουφίζεσθαι etwas zu tun (vgl. dazu meine Bemerkungen in den Jahresberichten des Philol. Vereins zu Berlin 1919, S. 108), was übrigens auch M., nach seinen Andeutungen auf Sp. 1054 zu schließen, wenigstens teilweise erkannt zu haben scheint.

Die von M. als äußerst dringend bezeichnete Frage: „Warum sich doch (in der Poetik) keine Spur von dem an die pathologische Klinik erinnernden κουφίζεσθαι findet? Wie ist dieser Ausdruck der Politik mit dem in Einklang zu bringen, was Aristoteles in der Poetik sagt: δεῖ ζητεῖν ἡδονὴν ἀπὸ τραγῳδίας . . οἰκείαν?" ist sehr einfach dahin zu beantworten: Aristoteles spricht nirgendwo in der Poetik von einer kathartischen Wirkung der Tragödie und bezeichnet eben nur einmal nebenbei als Wirkung der Tragödie die οἰκεία ἡδονή, die er sofort als τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως ἡδονήν näher erklärt. Das ist aber weit verschieden von κάθαρσις und κουφίζεσθαι und will und soll gar nicht mit diesen Ausdrücken der Politik im Einklang stehen.

Viertens bespricht M. Politik 1342a 15f. ὁμοίως δὲ καὶ τὰ μέλη τὰ καθαρτικὰ παρέχει χαρὰν ἀβλαβῆ τοῖς ἀνθρώποις. Wenn M. sagt: „Alle Erklärer dieser Stelle und die auf dieselben sich berufenden Katharsisforscher sind wie in keiner anderen Frage des ganzen Katharsisproblems darin einig, daß Aristoteles unter χαρὰν ἀβλαβῆ nichts anderes als die Wirkung der Tragödie, die κάθαρσις, verstehe", so kennt er nicht meine Abhandlung „Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis", Berlin, Weidmann 1912, in der ich ausführlich über Politik 1341b 32ff. gehandelt habe auf S. 35—45. Ich habe dabei festgestellt: an dieser Stelle ist mit keiner Silbe vom Theater und von der Tragödie, oder auch nur von der Poesie überhaupt die Rede, und kein Wort deutet auch nur im geringsten an, daß Aristoteles das, was er von einer bestimmten Art von Musik sagt, auch auf die Tragödie bezogen wissen will. Ich stimme also mit M. überein, wenn er meint, die Behauptung, Aristoteles verstehe unter χαρὰν ἀβλαβῆ die Wirkung der Tragödie und dadurch verteidige er die Tragödie gegen Platons Vorwürfe, sei grundfalsch; aber er

hätte eben noch weiter gehen müssen, und besonders erkennen müssen, daß das Mittel, durch welches eine Wirkung bei den Mitleidigen und Furchtsamen erzielt werden soll, an dieser Stelle (Z. 12) keineswegs die Tragödie ist, sondern ebenso wie bei den andern παθητικοῖς eine bestimmte Art von Musik, und daß demnach in der Politik überhaupt nur von der durch Musik bewirkten κάθαρσις die Rede ist. Wenn ich nun auch gern zugebe, daß M. über den Ausdruck χαρὰ ἀβλαβής bei Platon und Aristoteles richtig urteilt, so muß ich mich entschieden gegen seine Behauptung erklären, daß die καθαρτικὰ μέλη einen Gegensatz zu den ἱερά und den ihnen „gleichartigen περὶ τοὺς ἐλεήμονας καὶ φοβητικούς, d. h. den τραγικὰ μέλη“ bilden sollen, „obwohl die Wirkung dieser letzteren κάθαρσις heißt“; ein Gegensatz besteht nur zwischen den ἠθικὰ μέλη und den καθαρτικὰ μέλη, unter welchen letzteren die πρακτικά und die ἐνθουσιαστικὰ μέλη zusammengefaßt werden (vgl. 1341 b 34 und 1342 a 3 f.). Demgemäß kann ich auch nicht zugeben, daß „die Namen κάθαρσις und καθαρτικά der Art nach als Begriffe unvereinbare Sachen sind, d. h. weder die κάθαρσις paßt da, wo es sich um die καθαρτικὰ μέλη handelt, deren eigene Wirkung die χαρὰ ἀβλαβής, nicht die κάθαρσις ist, noch die καθαρτικὰ μέλη passen zu der κάθαρσις als eigener Wirkung der ἱερά und τραγικά, nicht der καθαρτικὰ μέλη“: vielmehr sind καθαρτικὰ μέλη solche Melodien oder Gesänge, die κάθαρσις bewirken, und diese werden mit καὶ τὰ μέλη τὰ καθαρτικά nicht irgendwelchen anderen μέλη gegenüber oder an die Seite gestellt, sondern den kathartischen Harmonien, von denen vorher gehandelt worden ist. Das geht, meine ich, schon aus den unmittelbar folgenden Worten hervor: διὸ ταῖς μὲν τοιαύταις ἁρμονίαις καὶ τοῖς τοιούτοις μέλεσι χρῆσθαι θετέον τοὺς τὴν θεατρικὴν μουσικὴν μεταχειριζομένους ἀγωνιστάς. Man beachte auch die in diesem Abschnitt auch sonst wiederholt vorkommende Scheidung in ἁρμονίαι und μέλη: 1341 b 33 und 35, 1342 a 23 f., 1342 a 28 f., 1342 b 5 ff., 16 f., 29. Was also Aristoteles in der ganzen Stelle wirklich sagt, ist, wie ich schon in meiner erwähnten Schrift S. 42 ausgeführt habe, folgendes: von den Harmonien sind zur κάθαρσις und zur Ergötzung die praktischen und die enthusiastischen anzuwenden; diese wirken auf alle Menschen, da alle mehr oder weniger πάθος besitzen; und alle, die ein Zuviel von irgendeinem πάθος haben, erfahren durch diese Harmonien eine κάθαρσις τῆς ψυχῆς, wie durch Medikamente eine κάθαρσις τοῦ σώματος bewirkt wird; beide καθάρσεις sind mit einer Erleichterung unter Lustgefühl verbunden; ebenso wie jene Harmonien gewähren auch die kathartischen (d. h. die praktischen und die enthusiastischen) Melodien eine unschädliche Freude; deshalb müssen die Künstler, die in musikalischen Wettkämpfen auftreten, derartige Harmonien und derartige Melodien verwenden.

Das allein ist m. E. der „echte“ Aristoteles, und diesen „statt des verfälschten“ herzustellen, halte ich mit M. für die erste Aufgabe aller, die sich mit dem Katharsisproblem beschäftigen.

Berlin-Lichterfelde. Heinrich Otte.

Eingegangene Schriften.

E. Flinck, Auguralia und Verwandtes. Helsingfors.

T. Frank, Tulliana (Repr. fr. Am. Journ. of Philol. XLI, 3).

T. Frank, Epicurean Determinism in the Aeneid. (Repr. fr. Am. Journ. of Philol. XLI 2).

T. Frank, Rome's first Coinage (Repr. fr. Class. Phil. XIV 4).

T. Frank, Catullus and Horace on Suffenus and Alfenus (Class. Quart. XIV 3/4).

T. Frank, Vergil's *Res Romanae* (Class. Quart. XIV 3/4).

T. Frank, Cornificius as Daphnis? (The Class. Rev. XXXIV 3/4).

T. Frank, Ticidas the neoteric Poet. (The Class. Rev. XXXIV 5/6).

F. Schnaß, Hebbels Lyrik und Epik im Rahmen seines Lebens. Wien-Leipzig, A. Haase. 8 M. 50 + 50% Zuschl.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON F. POLAND (Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 30. April. 1921. №. 18.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

S. Mendelsohn, **Die Funktion der Pulsadern und der Kreislauf des Blutes in altrabbinischer Literatur.** Jenaer medizinhistorische Beiträge. Heft 11. Jena 1920, Fischer, 26 S. 3 M.

Die Arbeit überschätzt die wissenschaftlichen Leistungen der Juden, unterschätzt die der Griechen. Während nach dem Verf. die gesamte griechisch-römisch-christliche Welt bis auf William Harvey im Finstern tappte, indem sie die Arterien für Luftgefäße hielt, hätten die Rabbiner mindestens seit Galens Zeiten eine Vorstellung vom Kreislauf des Blutes gehabt. Bekanntlich kam es ihnen darauf an, sämtliches Blut aus dem Körper des Schlachttieres zu entfernen. Wenn sie nun für die Schächtung vorschrieben, daß dem Tiere die Luft- und Speiseröhre samt den Weridin, d. h., wie Mendelsohn wohl richtig erklärt, den Karotiden (Halsschlagadern), durchschnitten werden sollten, so müßten sie erstens wissen, daß diesen Arterien Blut, nicht Luft entströmte, zweitens aber, „daß alles flüssige Blut im Tiere durch die geöffneten Blutgefäße am Halse seinen Abfluß findet; folglich wußten sie, daß irgendwelche Kanäle existieren, die das Adernblut (d. h. das Venenblut, der Rezensent) in die Weridin hineinführen.“ Demnach war „bereits vierzehnhundert Jahre vor Harvey die den Pulsadern wissenschaftlicherseits zuerkannte Funktion als Blutträger in Palästina und Babylonien genau bekannt.“

Ich will nicht mit M. um die Festlegung des Begriffes der Weridin rechten, da ich nicht imstande bin, die hebräische Literatur im Original nachzuprüfen. Der für den Verf. entscheidende Satz des Talmud: „Die Speiseröhre schließt sich den Weridin an,“ läßt es jedoch meines Erachtens durchaus offen, unter diesen Adern die Karotiden **und** die Jugularen zu verstehen; eindeutig erscheint dagegen die S. 10 Anmerk. 3 angeführte, freilich aus viel späterer Zeit stammende Stelle des Aaron aus Nikomedia (1300—1369) zu sein. Aber vor die Griechen muß ich schützend den Schild halten. Was M. von ihrer Medizin sagt, fordert scharfen Widerspruch; überdies stammt es nicht aus unmittelbarer Kenntnis, sondern ist aus modernen Vorträgen und Handbüchern zusammengetragen.

Es ist eine jedem Physiologen geläufige Tatsache, daß mit dem Stillstand des Herzens sich der hohe Druck in den Arterien mit dem ge-

ringeren in den Venen ausgleicht, und daß auch späterhin, infolge einer vom Herzen aus fortschreitenden Kontraktion der Arterienwände, das in den Arterien enthaltene Blut in die Venen gepreßt wird, so daß man in der Leiche die meisten Arterien blutleer findet. Wenn M. meint, diese Tatsache habe die Entdeckung der wahren Funktion der Pulsadern bis auf Harvey verhindert, so kann ich dies nicht zugeben. Alkmaion von Kroton wurde zwar durch diesen anatomischen Befund zu der Annahme geführt, daß es Adern (φλέβες) gebe, die wenig und zuweilen fast gar kein Blut enthalten (die späteren Arterien), und anderseits Blutadern (αἱμόρροοι φλέβες, Venen). Ihm folgen Empedokles und Philistion: die Arterien enthalten mehr Luft als Blut, bei den Venen ist es umgekehrt (Fredrich, Hipp. Unters. 67 ff., Wellmann, Fragm. der griech. Ärzte I 79 ff.). So alt ist diese Lehre; der von M. zitierte Jude Philon ist sekundär. Praxagoras beschränkt dann die Luft ganz streng auf die Arterien, das Blut auf die Venen, und Erasistratos baut diese Lehre aus. Da nun Erasistratos Venen und Arterien aus dem Herzen entspringen läßt und auch Anastomose der beiden Adernsysteme annimmt, so ist hier allerdings jene Irrlehre des Praxagoras vielleicht der einzige Hinderungsgrund, daß Harveys Entdeckung nicht rund 2000 Jahre eher gemacht wurde. Nach dieser Theorie konnte sich übrigens ebenfalls ein Tier durch eine einzige Arterie verbluten (Gal. IV 709 K); denn dem aus einer Arterienwunde unmerklich schnell entweichenden Pneuma schießt infolge der πρὸς τὸ κενούμενον ἀκολουθία, also des *horror vacui*, das Blut ganz unmittelbar nach (Wellmann, Pauly-Wiss. Realenc. VI 340). Die Schächtungsvorschriften an und für sich beweisen demnach durchaus nicht, daß die Rabbiner die Arterien vor der Durchschneidung der Weridin als Blutträger betrachtet haben müssen. Aber weiter. Diese erasistrateische Lehre, die aus theoretischen Erwägungen hervorging (Gal. IV 721), wurde durch Galen überwunden, der sie mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit bekämpfte. Von anderem zu schweigen, streitet er in einer besonderen Schrift, „Ob in naturgemäßem Zustande in den Arterien Blut enthalten ist“ (VI 703 ff. = Albrecht, Diss. phil. Marburg 1911) mit allen Künsten der Dialektik, aber auch auf Grund von Experimenten am lebenden Tierkörper gegen die Irrlehre des Praxagoras und Erasistratos. Er weiß genau, daß die Arterien Blut enthalten; er unterscheidet zwischen venösem und arteriellem Blut; die anatomischen Verhältnisse der Arterien und Venen sind ihm wohlbekannt; auch Anastomose zwischen beiden Adernarten nimmt er an, und zwar nicht etwa bloß, wie M. aus Garrison, History of Medicine entlehnt, durch die interventrikularen Poren, sondern auch von Arterie zu Vene (vgl. V 165); nicht nur, wenn man viele Arterien ausschneidet, wird das Blut in den Venen mit entleert (a. a. O.), sondern „man nimmt auch wahr, daß durch eine einzige beliebige der nennenswerten Arterien, wenn man ihr Strömen nicht hindert, das gesamte Blut im ganzen Körper entleert wird (IV 714). Galen macht also dieselben medizinischen Feststellungen, wie die alten Rabbiner. Aber trotzdem irrt er in künstlicher Theorie weit ab von den wahren Verhältnissen. Harveys Entdeckung ist auch von ihm nicht gemacht worden; seine Autorität hat dann fast anderthalb Jahrtausend geherrscht und, möchte man hinzufügen, die Auffindung des wahren Tatbestandes verhindert. Auf keinen Fall aber ist es angängig, ohne strikten Beweis die Kenntnisse jener Rabbiner auf diesem Gebiete über die der Griechen zu stellen, zumal wenn man von griechischer Medizin so wenig Ahnung hat wie der Verf. Denn von dieser ganzen, eben kurz skizzierten Entwicklung des Problems hat M. nur ganz trübe, falsche Vorstellungen. Aus dem Vortrage eines Herren J. H. Way (1912) bekommen wir die Weisheit vorgesetzt: „Galens Beschreibung der wichtigsten Arterien im menschlichen Körper ist sehr gut; da er sie jedoch post mortem leer fand, so beharrte er natürlich in seinem Glauben, daß sie bloße Luftröhren seien.“ Zwar wird diese Behauptung, die die geschichtliche Wahrheit geradezu auf den Kopf stellt, in einer Anmerkung in dürftigster und schiefer Darstellung zurückgenommen, aber auf S. 15 wird weiter mit ihr operiert, und auf S. 19 wird dem Leser der logische Unsinn zugemutet, Galen habe den Kreislauf des Blutes nicht entdeckt, weil seine Zeit- und Standesgenossen nur die Funktion einer Hälfte der Blutgefäße kannten, da sie die Pulsadern für Luftröhren hielten. M. scheint die seltsame Ansicht zu haben, daß die Griechen ihre anatomisch-physiologischen Beobachtungen nur an Leichen hätten vornehmen können, bei denen noch dazu stets die Todesstarre eingetreten sein mußte. Ich will nicht von den Opfern reden, bei denen dem Opfertiere —

allerdings nach vorheriger Betäubung — die Kehle durchschnitten wurde (vgl. Daremberg-Saglio s. v. *sacrificium*). Aber hat der Verf. nie von den Vivisektionen gehört, die die Griechen aufs feinste auszuführen verstanden? Der Herausgeber der Jenaer Beiträge hat ja selbst in seinem Büchlein „Ein Tag im Leben des Galen" diese subtile Kunst mit Liebe geschildert. Um so mehr muß man sich wundern, daß der Verf. der vorliegenden Abhandlung mit seiner unwirklichen Auffassung der griechischen Medizin in der Jenaer Sammlung zu Worte kommt. Im Schlußwort zitiert M. einen Ausspruch Huxleys, den er „bewährt zu haben" glaubt: „Die Wissenschaft ehemaliger Tage ist nicht so verachtenswert, wie manche meinen; und so töricht die ungebührliche Verehrung der Weisheit der Alten auch ist, ihre ungebührliche Geringschätzung ist noch tadelnswerter". Ich habe nichts hinzuzufügen.

Leipzig-Gohlis. F. E. Kind.

A. H. Salonius, Vitae Patrum. Kritische Untersuchungen über Text, Syntax und Wortschatz der spätlateinischen Vitae Patrum (B. III, V, VI, VII) = Skriften utgivna av Humanistiska Vetenskapssamfundet I. Lund. II, 456 S. 42 M. + 200% Teuerungszuschlag.

Unter den bei Migne P. L. 73, 1; 74, 2, 9—521 abgedruckten Vitae Patrum (etwa aus der Mitte des 6. Jahrh.) nehmen die von verschiedenen Autoren verfaßten Bücher 3, 5, 6, 7 dadurch eine besondere Stellung ein, daß sie sämtlich *verba seniorum* enthalten. Es war ein glücklicher Gedanke von Löfstedt seinen finnischen Schüler zu einer Untersuchung dieser sprachlich interessanten Denkmäler anzuregen. Wir können die Arbeit von Salonius als einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der späteren Latinität mit Freuden begrüßen, wenn auch manche vom Verf. vertretene Ansicht ergänzt oder berichtigt werden muß.

Ein methodisches Bedenken können wir allerdings nicht ganz unterdrücken, wenn wir sehen, daß die grammatischen Beobachtungen auf die Ausgabe Mignes aufgebaut wurden, der seinerseits die alte Ausgabe von Rosweyd (Antwerpen 1618) einfach ausgeschrieben hat. Wäre es dem neutralen Gelehrten nicht möglich gewesen, durch Heranziehung einiger alten Codices eine handschriftlich gesicherte Unterlage zu gewinnen? Das Fehlen einer solchen Unterlage macht sich dauernd bemerkbar, wenn auch der Verf. nicht eine systematische Grammatik seiner Schriftsteller bietet, sondern — wie Löfstedt in seiner Peregrinatio — im Anschluß an die erwähnten Texte sprachgeschichtliche Beobachtungen macht. Ohne Zweifel hat Migne auch hier manche sprachliche Eigentümlichkeit unterdrückt; andererseits werden sich angebliche Vulgarismen als einfache Druckfehler Mignes herausstellen. — 5, 4, 20: *nisi Nabuzardan archimagirus venisset, non concrematum fuerat templum Domini igne; ita et* n i s i q u i e s g u l a e e t v e n t r i s *venerit in animum, nequaquam mens corruit pugnans contra inimicum* möchte S. (S. 423) das zweite *nisi* in *si* ändern und *quies gulae et ventris* als „das Aufhören mit der Schwelgerei" erklären; aber die Parallele 3, 52: *n i s i desiderium gastrimargiae in animum veniret, sensus hominis non succenderetur impugnatione diaboli* beweist, daß *nisi* nicht zu beanstanden ist; ohne Zweifel haben die Hss: *nisi i n g l u v i e s gulae et ventris venerit.* — 3, 66: *et ita passiones carnales, si in ieiunio et fame velis vivere, deterescunt.* Da das selten belegte *deterescere* = *deteriorem fieri* nicht paßt, vermutet S. S. 374: *detepescunt*; das richtige wird vielmehr *d e f e r v e s c u n t* sein.

Da die Bücher 5, 6, 7, wie erhaltene Fragmente beweisen, Übersetzungen aus dem Griechischen sind, hat der Verf. mit Recht die Möglichkeit griechischen Einflusses des öfteren in Betracht gezogen. Wichtig ist seine Beobachtung (S. 90), daß die nach Verben wie *mittere, tollere* usw. recht verständliche Umschreibung d e s A c c u s a t i v s durch *de* + Abl. (*de raphanelaeo misit in pulmentum* 5, 4, 59) lateinisch häufig belegt ist, dagegen Beispiele für die weitere Entwicklung (*de* + Abl. statt d e s N o m i n a t i v s) äußerst selten sind — im Gegensatz zu der griechischen Sprache. Wenn nun gerade in der Vulgata (vgl. z. B. Joh. 16, 17: *dixerunt ergo ex discipulis eius ad invicem* usw.) im Anschluß an das Griechische (εἶπαν οὖν ἐκ τῶν μαθητῶν αὐτοῦ πρὸς ἀλλήλους) der N o m i n a t i v öfters durch *de* + Abl. ersetzt wird, so haben wir hier mit einem starken Einfluß des griechischen Originals zu rechnen; für die Entwicklung der lateinischen Sprache kommen solche Stellen nicht in Betracht. — Auch aus dem Schwedischen und Finnischen und anderen Sprachen führt S. mit Recht manche Stellen zum Vergleich an. Aber den großen Zusammenhang, in den Stellen wie Acta s. Restitutae c. 15: *pervenit ad locum, ubi dicitur ad Ripas* eingereiht werden müssen, hat weder S. durchschaut noch Compernass, der Glotta V, 117 ähnliche Stellen als Beweise für relativisches *ubi* = *qui* (vgl. Neugriech. ποῦ, ὅπου) anführt. In Wahrheit handelt es sich

um eine in den indogermanischen Sprachen weitverbreitete Ausdrucksweise. Wilh. Schulze hat qu. ep. 286 Anm. 1 Λ 758: Ἀλεισίου, ἔνθα κολώνη κέκληται und Soph. Oed. rex 1452: ἀλλ' ἔα με ναίειν ὄρεσιν, ἔνθα κλῄζεται οὑμὸς Κιθαιρὼν οὗτος mit verwandten Stellen aus germanischen und nordischen Sprachen, wie auch mit Peter Roseggers: „den Bauernhäusern zu, bei welchen es in den Niederaigen heißt“, verglichen. Ein slavisches Beispiel (kadi se zove „V könuchu“) hat dann Ernst Fränkel Glotta IV, 49 hinzugefügt. — Sehen wir uns nun die von Compernass gesammelten Stellen genau an: Acta s. Restitutae c. 15: *pervenitur ad locum, ubi dicitur ad Ripas;* Passio Fidelis usw. c. 1: *dumque venissent in locum, ubi Sylvula vocabatur;* Acta Eusanii c. 4: *in locum, ubi Monticulus dicitur;* Acta s. Floriani martyr. c. 5: *ducente autem ea ad locum, ubi ei designaverat ... ita pervenit ad locum, ubi ei ipse revelaverat et ubi* (c. 2 ist *ubi = in quibus*, s. S. S. 215), so ergibt sich, daß die drei ersten Stellen: „wo est ... heißt“ mit den erwähnten Beispielen anderer indogermanischer Sprachen vollkommen übereinstimmen und beweisen, wie weit diese eigentümliche Ausdrucksweise verbreitet war. Dagegen hat sich anscheinend allein der Verf. der Acta S. Floriani — und nur in der Verbindung mit *ad locum ubi!* — ein relativisches *ubi = quem* erlaubt; es handelt sich hier wohl um eine individuelle sprachliche Freiheit dieses einen Schriftstellers; von einem üblichen relativischen *ubi = qui* kann nicht die Rede sein.

S. 76 ff. bespricht S. in dem Kapitel über den Gebrauch des Plurals auch *carnes*, das P. Maas, Archiv für lat. Lex. 12, 494 durch griechischen Einfluß (σάρκες, κρέατα) erklärte. In Wahrheit hängt die häufige Verwendung des Plurals „Teile, Stücke Fleisch“ — auch bei Ennius ann. 322: *carnibus humanis distentus* belegt — wohl mit der ursprünglichen italischen Bedeutung von *caro = pars* zusammen; vgl. umbr.: *mestru karu fratru = maior pars fratrum* und die Etymologie des Wortes.

Wenn wir den neben dem Ablativus Comparationis konkurrierenden Gen. Comp. einer genaueren Betrachtung unterziehen, so dürfen wir Stellen, an denen Subjekt und verglichenes Prädikat verschieden sind (*sol lunae maior*), nicht zusammenstellen (so Schmalz [4] S. 385) mit Beispielen, wie *miles forti(ssimor)um fortior*, welche auch eine andere Erklärung zulassen: der Soldat, von dem die Rede ist, ist nicht nur tapferer als die übrigen tapferen Soldaten, sondern auch der tapferste der sämtlichen tapferen; es können zwei Gedanken: *miles fortissimis (fortibus) fortior* und *miles forti(ssimor)um fortissimus* vermischt sein und in *miles forti(ssimor)um fortior* kann diese Kontamination ihren Ausdruck finden. Kein Zufall ist es, daß gerade die ältesten Beispiele für den Gen. Comp. sich in der genannten Weise erklären lassen, Plaut. Capt. 825: *regum rex regalior*; Enn. Scen. 56: *mater optimarum multo mulier melior mulierum* und Varro r. r. 2, 5, 10: *transmarini epirotici non solum meliores totius Graeciae, sed etiam quam Italiae.* Besonders an der letzten Stelle zeigt *totius Graeciae*, daß dem Verf. auch *totius Graeciae optimae* vorschwebte und eine Kontamination vorliegt, welche mit Stellen wie A 505: ὃς ὠκυμορώτατος ἄλλων, wo umgekehrt eine Mischung aus ὠκυμορώτερος ἄλλων und ὠκυμορώτατος πάντων (vgl. Niedermann Glotta II, 24) vorliegt, zu vergleichen ist.

In der zweiten Hälfte des Satzes war dagegen vor *Italiae* ein *quam* notwendig, das sicher nicht ἀπὸ κοινοῦ steht. Auch möchte ich nicht mit S. S. 115 annehmen, daß bei Varro die griechische Sprache eine auf dem lateinischen Boden *in nuce* vorhandene Konstruktion zur vollen Blüte befördert hat. Die Schrift über die Landwirtschaft ist in einer volkstümlich gefärbten Sprache geschrieben und die Kontamination, durch welche ich die Erscheinung erkläre, ist ein echt römisches Gewächs. Auch später finden wir beim Gen. Compar. häufig ein *omnis (totus)* — vgl. z. B. Plin. n. h. 7, 117: *omnium triumphorum laurea maior*; besonders Apul. Asclep. 22: *meliorem et diis et omnium mortalium*[1]). Die ersten sicheren Beispiele für den echten Gen. Compar. finden sich beim vulgär gefärbten Vitruv S. 108, 21 R.: *superiora inferiorum fieri contractiora* und S. 22, 1, wie in einer Inschrift aus der Zeit des Tiberius (vgl. Konietzny, Archiv f. lat. Lex. 15, 314): *coniuge, cuius praeclarius nihil fuisse certus (sum):* ist der Gen. Comparationis eine echt lateinische Erscheinung (vgl. auch Marx, N. Jahrbuch 1909, 447) und nicht ein Produkt der gräzisierenden Literatur, wenn auch die häufige Anwendung bei den christlichen Autoren sicher griechischem Einfluß verdankt wird (vgl. S. S. 116)? — vgl. Brugmann, Grundriß d. vergl. Gramm. II, 2 [2] 576:

---

[1]) Für den häufigen gen. Comp. bei *omnis* vgl. auch den Index meiner Origenes-Rufinausgabe Bd. II s. v. Genitivus.

„der Genetiv bezeichnet den Nominalbegriff ... als einen Bereich, zu welchem ... ein durch ein Nomen ausgedrückter Gegenstand ... in Beziehung steht oder tritt“.

Der Dativ Compar. findet sich wie bei anderen Schriftstellern, so auch bei unseren Autoren nur nach *inferior* (nach Analogie von *impar, cedens*). Mit Recht nimmt S. (S. 117) 5, 17, 76: *aliqui maiores tibi aut coaetanei* Einfluß des weiter entfernten *coaetanei* an; vgl. (Ennius) Sat. 50 V.: *amicos eas atque roges*, für weitere Beispiele diese Wochenschr. 1918, Sp. 504 und für Walther v. d. Vogelweide, Harder Glotta X, 138.

Über die Präpositionen *in, de, ex*, welche im Spätlatein bekanntlich zu dem Abl. Instrum. hinzutreten können, hat S. (S. 98 ff.) gründlich gehandelt. Mit Recht hebt der Verf. hervor, daß bei Verwendung von *in* neben der instrumentalen auch die lokale Bedeutung des öfteren noch hervortritt (5, 8, 18: *tollens in manu sua*). Es wäre hinzuzufügen, daß schon viel früher an Stellen wie Celsus de Med. VI 10: *sextarius in leni igni coquitur* und Liv. I 52, 2: *omnes ... in eo foedere teneantur (in* von den Herausgebern getilgt) sowohl ein lokales *in* wie der bloße Abl. Instrum. stehen konnte und gerade von solchen Stellen aus der Abl. Instrum. mit *in* leicht Verbreitung fand; vgl. Phil. S.-B. XII 2 S. 435. — Das dritte Buch, z. T. aus anderen lateinischen Quellen zusammengeschrieben und sicher nicht von Rufin verfaßt, hat einen gehobeneren Stil und weniger Vulgarismen als die übrigen Bücher. Wenn 3, 5: *de itinere fatigati estis, de* beim Abl. causae steht, so möchte ich auf die wenig beachtete Tatsache hinweisen, daß gerade *de via fatigatus* ein im Latein immer geläufiger Ausdruck gewesen ist; vgl. Plaut. Ps. *lassus de via*; Cic. ac. post. I 1: *de via fessus* (Schmalz, Berl. Phil. Woch. 1912, Sp. 553). Und bei Livius 44, 40, 2: *quod nec fessus, ut pridie, ex via neque trepidantes in acie instruenda ... aggressurus erat* verbietet die Symmetrie der Kola mit Herausgebern *ex* zu tilgen.

Ob derselbe Ps. Rufin 3, 7 wirklich: *oportet et ego me ipsum probare* geschrieben hat und eine Mischkonstruktion des persönlichen *oporteo* und des unpersönlichen *oportet* vorliegt (so S. S. 265), möchte ich bezweifeln. Wahrscheinlich ist *oporteo et ego* zu lesen; pers. *oporteo* findet sich schon bei Apuleius an zwei von Thomas mit Unrecht beanstandeten Stellen in den philosophischen Schriften S. 127, 7 ff. und 127, 15 Th.; vgl. Rhein. Mus. 67 (1912), S. 133.

S. 299 ff. bespricht der Verf. die bekannte Erscheinung, daß *quod-, quia-* und *quoniam*-Sätze den Akkus. c. Infin. allmählich verdrängt haben. Gegenüber der verdienstvollen, aber etwas äußerlichen Dissertation von Mayen, *de particulis quod quia quoniam, quomodo ut pro Acc. Inf. ... positis* (Kiel 1889) hebt der Verf. — im Anschluß an Friebel, Fulgentius 1911 — mit Recht hervor, daß in den erwähnten Sätzen meistens der Konjunktiv steht, wenn die Unwahrscheinlichkeit oder Nichtwirklichkeit der Handlung hervorgehoben werden soll oder das Gefühl der abhängigen Rede noch lebendig ist, dagegen der Indikativ, wenn es sich um eine sichere (oder wahrscheinliche) Tatsache handelt. Wenn aber S. (S 302) hinzufügt: „Man muß zugeben, daß die Konjunktion auf den Modus eingewirkt hat oder ... die Wahl des Modus auf die Konjunktion“, so wird sich der erste Teil dieses Satzes nicht halten lassen. Bei Fulgentius ist der erwähnte Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ streng durchgeführt. An scheinbaren Ausnahmen finde ich — unter Benutzung von Friebels Materialsammlungen — nur 204 C Migne: *ostendit quod ... esse non possit; manifestum est quod nemo Deum habere possit, si se homini Deus ipse non dederit*; S. 42, 3 (Helm): *ostendit ergo quod libido ... possit superare virtutem;* 532 B: *nec ignorat quod peccatorum remissionem sola ... possit elicere cordis vera conversio;* 355 C: *ostendit quod nec in peccato debeamus remanere;* 519 C: *sed nec illud siletur quod impii aeternis sint ... deputandi suppliciis*; wir erwarten überall den Indikativ. Die Ausnahmen sind nur scheinbar, denn *possit* = *potest, debeamus* = *debemus, sint ... deputandi* = *sunt deputandi* finden wir vereinzelt auch in Hauptsätzen (vgl. Philol. S.-B. XII 2 S. 501 ff.); aus *potest superare* und *superet* entstand ein *possit superare*, der Begriff des Hilfsverbums „können“ ist mit einem Konjunktiv des Hauptverbums fast identisch, und *posse* konnte daher leicht die Konjunktivform selbst erhalten. — Umgekehrt erwartet man 809 C: *puto autem quod non audebis;* 197 A: *hoc puto quod nec ... audebit;* 493 C: *speramus quia nos in fide perficiet* einen Konjunktiv, aber der Konjunktiv Futuri ist auch sonst spätlat. in auffälliger Weise vermieden und tritt immer mehr zurück, vgl. z. B. Origen.-Rufin hom. in Jos. 10, 3 (S. 361, 10 Baehrens):

ne, si *permanseris in malis tuis . . .*, *eris peccati servus in aeternum*. Fulgentius hat den feinen Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ streng durchgeführt, andererseits aber steht bei ihm *quod* sowohl in Indikativ- wie in Konjunktivsätzen, und *quia*, wenn auch nicht sehr häufig, auch in Konjunktivsätzen. Und mit dieser ziemlich willkürlichen Anwendung von *quod (quia)* stimmt gut die Tatsache überein, daß vor Tertullian *quod*-Sätze den einzigen Ersatz für den Accus. c. Inf. boten, und in den wenigen Beispielen *quod* sowohl Indikativ- wie Konjunktivsätze einleitet (vgl. Bell. Hisp. 36, 1; Sen. contr. 6, 2, 8, 5). Erst seit Tertullian treten *quia* und *quoniam* auf, und da in der Übersetzungsliteratur, wie S. richtig bemerkt, *quia* auch das ὅτι vor der oratio recta wiedergab, konnte man leicht dahin kommen, in Indikativsätzen, welche den Accus. c. Inf. ersetzen, *quia* zu bevorzugen. Aber konsequent durchgeführt finden wir diese Anwendung von *quia* in Indikativsätzen und *quod* in Konjunktivsätzen nur bei Victor Vitensis (vgl. S. S. 301); den anderen Schriftstellern kam es auf *quod*, *quia* oder *quoniam* weniger an, auch wenn sie, wie Fulgentius, den Indikativ und Konjunktiv mit feinstem Sprachempfinden sorgfältig auseinander gehalten haben. Von einer Einwirkung der Konjunktion auf den Modus dürfen wir nicht ohne weiteres reden; das kann höchstens für sehr nachlässige Schriftsteller zutreffen, denen der feine Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ abhanden gekommen war. — Die Arbeit von Mayen muß nach 30 Jahren noch einmal gemacht werden. — S. 278, 1 bespricht S. den auffälligen Gebrauch des Futurums *poterit* = *potest* an Stellen wie Vict. Vit. III, 36: *talis interesse non poterit epulis meis;* Fulg. 38, 12: *quia sapientia nec mori poterit nec corrumpi*. S. glaubt, daß *poterit* eine besonders nachdrucksvolle Behauptung ausdrückt; meinerseits möchte ich glauben, daß ein ähnliches *poterit* leicht entstehen konnte durch eine Kontamination von *sapientia nec morietur nec corrumpetur* und *sapientia nec mori potest nec corrumpi;* auch hier hat das Hauptverbum dem Hilfsverbum seine Form aufgeprägt.

Ich habe aus dem inhaltsreichen Buch nur einige Probleme erörtern können und muß den Leser dieser Wochenschrift, der sich besonders für sprachwissenschaftliche Probleme interessiert, bitten, das anregende Buch selbst zu lesen. Manches Kapitel bedarf zwar der Ergänzung, aber S. hat ein gutes Verständnis für historische Sprachentwicklung und fordert durch seine Auffassung der verschiedenen Probleme stets zu weiteren Untersuchungen auf. Wir hoffen dem Verf. auch später auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik zu begegnen.

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

G. Wolff, Die Bodenformation der Wetterau in ihrer Wirkung auf die Besiedlung in vorgeschichtlicher Zeit. Darmstadt 1920. Histor. Verein. 5 M.

In seinem Buche „Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ hat Wolff die urkundliche Grundlage zur Geschichte der Besiedlung des ihm durch seine Lebensarbeit vertrauten Gebiets gegeben; in der vorliegenden Abhandlung führt er im Zusammenhang aus, wie die Bodengestaltung des Landes in den verschiedenen Perioden für die Art der Besiedlung maßgebend gewesen ist. Die Wetterau in ihrer geologischen Eigenart und ihrer geographischen Lage eignet sich besonders gut zu solchen vergleichenden Studien, denn so gut wie alle Völkerwellen, die in den vorgeschichtlichen Perioden über Mitteldeutschland dahingegangen sind, haben ihre Spuren hier dem Boden eingedrückt. Dabei ergibt sich, daß hier im Herzen des deutschen Landes, von den ältesten Zeiten an im Gegensatz zu der bekannten Schilderung der Römer ein umfangreiches Gebiet gelegen hat, das von jeher im wesentlichen waldfrei stets zu Ackerbau und Viehzucht benutzt wurde. Gerade für die jüngere Steinzeit, deren verschiedene Stufen sich vertreten finden, tritt dies in besonderen Eigentümlichkeiten zutage, die es berechtigt erscheinen lassen, wenn W. einen bestimmten neolithischen Kulturkreis geradezu als den wetterauischen bezeichnet. Neben diesen zahlreichen Resten lang ansässiger Bevölkerung finden sich aber auch nicht wenige Ausstrahlungen fremder Kulturen, die der Scharfblick des gewissenhaften Prähistorikers wohl herauszuschälen versteht. Einschneidende Völkerbewegungen kriegerischer Art treten dann in der mittleren Bronzezeit ein, und hier erhebt sich die wichtige Frage, ob wirklich, wie es so oft gedankenlos behauptet worden ist, nun die ganze alte Bevölkerung vertrieben oder abgeschoben worden ist. Mit Recht hebt W. hervor, daß nicht nur bei solchen Völkerverschiebungen in den meisten Fällen Teile der in Bewegung geratenen Völker im Ausgangsgebiet der Wanderungen, wie in den durchzogenen Landschaften zurückblieben, sondern

daß auch die ansässige Bevölkerung niemals ganz die heimische Scholle verließ. — Schwieriger liegen die Verhältnisse für die Bronze- und erste Eisenzeit trotz der Fülle der vorhandenen Funde, weil in früherer Zeit zwar viele Ausgrabungen gemacht, aber die wissenschaftlich genaue Aufzeichnung der Fundumstände verabsäumt wurde. Doch sind neuerdings in der Umgegend von Gießen auch für diese Perioden wichtige Anhaltspunkte gewonnen worden. Besonders sind es die zahlreichen Hügelgräber, die noch der Erforschung harren; sie liegen fast ausschließlich in den Waldgebieten, die die im offenen Lößland angelegten steinzeitlichen Siedlungen umrahmen. Man soll das Ausgraben der Hügelgräber, das allemal eine Zerstörung ist, nicht übereilen; aber der moderne Zug nach Umwandlung des Waldes in Äcker bedroht gerade in Oberhessen manche Nekropole, und es ist zu wünschen, daß diese in mehr als einer Hinsicht bedauerlichen Dinge ohne Schaden für die Wissenschaft vor sich gehen. Nicht minder wichtig ist die Urnenfelderkultur der Bronzezeit, deren Bevölkerung sich mit der Brandbestattung und dem Zusammenleben in dörflichen Gemeinschaften an die im Lößgebiet allein herrschenden Gruppen der jüngeren Steinzeit anschließt. Trotz mancher Unterschiede in der Siedlungsweise sind die Zusammenhänge so eng, daß W. in den Urnenfelderleuten im wesentlichen die Kulturnachfolger der Bandkeramiker erkennt; in der fruchtbaren Wetterau hätte darnach von der Steinzeit bis zu den historischen Perioden im Kern dieselbe Bevölkerung gesessen, wenn auch zeitweilig vielleicht beeinflußt durch eingedrungene oder durchwandernde Völker. In gleicher Weise werden die sich anschließenden Kulturen behandelt, von denen die römische wegen der ganz besonderen Stellung der Wetterau im System der Okkupation natürlich den breitesten Raum einnimmt. Es sei insbesondere auf die Abschnitte über das Straßenwesen und die eng damit zusammenhängende Aufteilung des Landes in Einzelgüter hingewiesen, ebenso auf das, was aus den Bodenfunden für die Organisation der Civitates geschlossen werden kann. Es ist nicht leicht, aus dem Aufsatz einzelnes herauszulösen, alles hängt vom Anfang bis zum Ende aufs engste zusammen. Wenn in gleich gewissenhafter Art recht viele ähnlich in sich geschlossene Gebiete beschrieben werden, wird es bald wesentlich besser um unsere Kenntnis der Kulturzusammenhänge auch ausgedehnterer Länder stehen.

Darmstadt. Eduard Anthes.

P. Gößler, Vor- und Frühgeschichte von Stuttgart-Cannstatt. Eine archäol. Heimatkunde. 88 S., 7 Taf., Abb. im Text. Stuttgart 1920, Strecker u. Schröder. 10 M.

Wie sich die einheimische Urgeschichte mehr und mehr den Händen des Dilettantismus entwindet, zeigt eine ganze Anzahl von neueren Heimatsgeschichten. Es ist kein Zufall, daß uns hier ein treffliches Buch von P. Gößler vorliegt;, steht doch gerade Württemberg in der archäologischen Erforschung seiner Altertümer und in ihrer Veröffentlichung heute unbestritten an erster Stelle. Der berufene Hüter der schwäbischen Bodenschätze zeichnet uns ein anschauliches, lebensvolles Bild von der Vergangenheit der Hauptstadt, das jedem Freude machen wird, der nach dem Wunsche des Verf. heute in einer Zeit trostloser Verarmung in dem Boden der Heimat und in der Geschichte seiner Vergangenheit den festesten Besitz erkennt, den wir noch haben. Möge das gut ausgestattete von O. Paret mit Abbildungen versehene Büchlein den Weg zur Jugend finden, für die es vor allem bestimmt ist, und möge es auch für andere Gegenden vorbildlich werden.

Darmstadt. Eduard Anthes.

Charles Christophe Mierow, Hugo de Sancto Victore. S.-A. aus den Transactions of the American Library Institute 1917, Princeton 1917. 26 S.

Mierow gibt eine genaue Beschreibung der Hs Garrett Deposit 1450 (s. XII) der Princeton University Library, welche ff. 1a—52b de arca Noe von Hugo de S. Victore enthält. Es folgt nach eingehender Besprechung von Orthographica die Kollation der Hs, welche einem zukünftigen Herausgeber von H. de S. V. nützlich sein kann. S. 26 sind einige charakteristische Abkürzungen abgedruckt; über die Herkunft der Hs oder ihrer Vorlage können sie uns nicht belehren.

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

H. Lamer, Die altklassische Welt. Neubearbeitung von Martin Wohlrabs Altklassischen Realien im Gymnasium. 1. Aufl. der Neubearbeitung. Leipzig und Berlin 1918, Teubner. IV, 154 S. 8. Geb. 2 M. 20 + Teuerungszuschläge.

Dasselbe. 2. Aufl. der Neubearbeitung. Leipzig und Berlin 1920, Teubner. IV, 168 S. 8. Kart. 3 M. 40 + Teuerungszuschläge.

C. Schnobel, Die altklassische Kultur für Realgymnasien, Oberrealschulen und Studienanstalten auf Grund von M. Wohlrabs „Die altklassischen Realien im Gymnasium" im Abriß dargestellt 3. Aufl. Leipzig und Berlin 1919, Teubner. IV, 112 S. 8. Geb. 2 M. 40 + Teuerungszuschläge.

Wohlrabs altklassische Realien wurzeln in einer Zeit, da die Aufmerksamkeit der klassischen Philologen noch überwiegend der Einzelerklärung der Schriftsteller zugewandt war. So steht in ihnen die Literatur im Vordergrunde, die Realien sind anhangsweise behandelt. Eine Menge von Einzelkenntnissen sind knapp nebeneinander gestellt, ohne daß es gelungen wäre, die gesamte Kultur des Altertums darzustellen. Lamer hat die großen Fortschritte, die die Altertumswissenschaft die letzten Jahrzehnte auf allen Gebieten der alten Kultur getan hat, sehr geschickt zur Belebung des überkommenen Materials herangezogen, viele Kapitel ganz neu geschrieben und überall die Verbinduugsfäden aufgezeigt, die das Altertum mit dem Mittelalter und der Neuzeit verbinden. Noch ist nicht überall der Eindruck erzielt, daß wir es mit einem Buche ganz aus einem Gusse zu tun hätten; einzelne Teile zeigen noch die Herkunft aus dem alten Buche. Aber daneben stehen soviel Teile, die sich ganz einheitlich lesen lassen, daß die Neubearbeitung getrost sich als ein neues Buch bezeichnen könnte. Es kann mit gutem Gewissen zur Benutzung in unseren Gymnasien empfohlen werden. Wo der Unterricht in den alten Sprachen den Geist atmet, der in diesen neuen Teilen herrscht, da werden die Schüler ein Gefühl von der Größe des Altertums und seiner Nachwirkung auch in unserer Kultur ins Leben mit hinausnehmen; und das ist wertvoller als alles Einzelwissen. Gewiß setzt auch dieses Buch Lehrer voraus, die es zu gebrauchen wissen, die über dem Stoffe stehen; unter deren Leitung aber wird es den rechten Gymnasiasten eine Quelle vielseitigen Genusses werden. Mir weckt es die Erinnerung an schöne Stunden, in denen zwei unerreichte Meister der Altertumswissenschaft, Ulrich von Wilamowitz und Friedrich Leo, in Göttingen bei der Erklärung griechischer und lateinischer Texte aus ihrer weiten Kenntnis alter und neuer Kultur die Verbindungslinien zogen, die das Altertum mit dem Mittelalter und der Neuzeit verbinden. Diese Kunst zu üben ist die schönste Aufgabe des altsprachlichen Unterrichts. Ihr wird Lamers Buch dienen.

Das Buch von Schnobel tut es im ähnlichem Geiste, wenn auch nicht mit derselben Entschiedenheit, und mit der durch den anderen Lehrplan bedingten Beschränkung für die Realgymnasien, Oberrealschulen und Studienanstalten. Vielleicht ist eine Neuauflage möglich, die in größerem Maßstabe, als es für L. nötig ist, Abbildungen heranzieht. Der Gymnasialunterricht hat Zeit und Möglichkeit, aus größeren Bildwerken das gedruckte Wort zu beleben; in den anderen Schulen hat der altsprachliche Unterricht fast alle Zeit nötig, die Texte sprachlich zu erklären. Da wäre eine Verbindung der Realien mit den nötigsten Abbildungeu besonders wünschenswert.

Halle. Karl Fr. W. Schmidt.

Auszüge aus Zeitschriften.

Archiv für Religionswissenschaft. XX, 1/2. S. 41—78. **L. Weniger**, Olympische Studien. Wann wurde die erste Olympiade gefeiert? I. Oxylos, Iphitos, Koroibos. Der Name Olympia erklärt sich durch thessalische Einwanderung. Iphitos richtete den Festfrieden ein: Koroibos siegte im Wettlauf; seitdem wurde die alte achtjährige Festzeit in zwei vierjährige zerlegt. II. Olympiadenrechnung. Ol. I = 776 ist eine künstliche Konstruktion. III. Die Siegerlisten. Nach Ablauf jeder Feier wurde eine cherne Siegertafel angefertigt. IV. Die Pisatenkriege. Die Pisaten sahen die Altis als ihr Eigentum an; schließlich siegten die Eleier und Pisa wurde zerstört. V. Die große Reform. Elis übernimmt das Fest und trifft neue Einrichtungen in der Zeit von Ol. 48—51 = 588—576. Zugleich wurden nach dem Muster der Olympien die Isthmien um 580 und die Nemeien um 573 neu eingerichtet und 566/65 die Panathenaien gestiftet. — S. 79—81. **A. v. Domaszewski**, Volcanalia. Caracalla setzte den 23. August als Tag seines Germanensieges an. Daraus erklärt sich die Angabe Dios 78, 25, 4. Volcanus als Siegesgott ist altrömische Vorstellung. Das Fahnenbild des Minotaurus ist Volcanus als Heeresgott. — S. 82—134. **F. Schneider**, Über Kalendae Januariae und Martiae im Mittelalter. Fortsetzung folgt. — S. 135—204. **L. Deubner**, Bericht über griechische und römische Religion für 1911—1914. Schluß folgt. — S. 230—232. **A. Wiedemann**, Zum altägyptischen Sternglauben. — S. 232—235. **P. Nilsson**, Die „Traditio per terram" im griechischen Rechtsbrauch. Der Rechtsbrauch, eine Erdscholle oder ein Rasenstück zu übergeben, ist altgermanisch, altrömisch und altpersisch, aber auch altgriechisch: Gründungssage von Kyrene (Pind. Pyth. IV), Sprichwort vom korinthischen König Aletes (Plutarch Prov. 48), Besiedelung Euboias durch die Joner (Plut. Qu. gr. 22). — S. 236. **O. Kern**, Noch einmal Karkinos. Zu Arch. XIX S. 553. Her. Mim. IV 44 καρκίνου μέζον bezieht sich auf das Krebsgespenst Karkinos. — **G. Kazarow**,

Ein Mithrasdenkmal aus Mazedonien bei Prilep unter der Festung Markovi Kuli: Mithras einen Stier tötend. — S. 236f. R. Reitzenstein, Zu Cyprian dem Magier. Die Personen der Erzählung tragen Namen aus der Literatur. Diese Technik beobachtet schon Athenaios im Sophistenmahl. — S. 237–240. A. Jacoby, Das Examen in mensuris (Mon. Germ. hist. Leg. sect. V Form. Mer. et Kar. aevi 639). Gottesurteile durch Losstäbchen.

Deutsche Rundschau. XLVII, 6.

S. 321—331. **U. v. Wilamowitz-Moellendorff** Homer der fahrende Dichter. Aus dem Volksbuch über Homer ergibt sich, wenn man das ersichtlich Ausgedachte wegläßt, daß er ein armer Smyrnaer ist, der sich als wandernder Schulmeister und Dichter Brot verdient, bis er auf Chios durch Ilias und Odyssee zu Ansehen und Wohlstand kommt. Die Dichter des griechischen Epos waren Fahrende, wie dieser Homer; der hat auch Anteil an der Ilias, nur wissen wir nicht, welchen.

The Classical Review. XXXIV, 7/8.

S. 129—136. **W. Garrod**, The Hyporchema of Pratinas (Athen. 617b, 8). — S. 137–141. **H. Macurdy**, The Hyperboreans again, Abaris and Helixoia. — S. 141—146. **J. Rose**, Orientation of the dead in Greece and Italy. Sammlung der Nachrichten über die Lage der Bestatteten. — S. 147—152. **S. Phillimore**, Terentiana. Fortsetzung. — S 152—156. **C. Tucker**, Notes and suggestions. Dichterstellen bei Athenaeus, Erklärungen zu Horaz' Oden, Epoden und Satiren. und Plautus' Pseudolus. — S. 158—161. **C. Anderson**, When did Agricola become governor of Britain? Die Wahrscheinlichkeit spricht für Juli 78. -- S. 161—164. **E. Housman**, De nihilo. Nil und nihil bei Ovid und Juvenal. — S. 164f. **M. Cary**, Appian. bell. civ. I 14. — S. 165f. **W. Lumb**, Hero und Leander. — 166f. **J. W. M.**, Verg. Aen. XI, 309 ursprünglich vielleicht: Ponit spes sibi quisque, von den Herausgebern geändert in Ponite. — S. 167. **M. Lindsay**, Alapari im Thesaurus. — S. 167f. **M. Furneſs**, Punctuation of Livy 27, 40, 10: Per extremum finem agri Larinatis gehört zum vorausgehenden Perveniret, nicht zum folgenden Ducentem. — S. 168. **A. Platt**, On the latin pentameter. Dreisilbige Schlußwörter bei Catull, Tibull und Properz.

The English Historical Review. XXXVI, No. 141.

S. 5—16. **M. Ashley**, The „Alimenta" of Nerva and his successors. Suet. Aug. 41 berichtet von den Congiaria des Augustus, Aurel. Vict. Ep. 12 von den Alimenta, die Nerva für Puellas puerosque natos parentibus egestosis verteilen ließ. Nachweis für Trajan (Plin. Paneg. 26), Hadrian (Spartianus Hadr. 7), Antoninus Pius (Capitolinus 8), Pertinax (Ex instituto Traiani) u. a.

Orientalistische Literaturzeitung. XXIV, 1—2.

(1) **F. E. Peiser**, Psalm 126. Prüfung und Wiederherstellung des Textes. (11) **A. S. Kamenetzky**, Die ursprünglich beabsichtigte Aussprache des Pseudonyms קהלת. Sie soll 'Kehilloth' gewesen sein, vgl. die Mannesnamen auf -oth im A. T. — (15) **A. Ungnad**, Zu den assyrischen Königen. Vier Träger des Namens Puzur Ašir; Illil-Kapkapu, Vater des Šamši-Adad. — (18) **W. F. Albrecht**, Der zweite babylonische Herrscher von Amurru ('Ammîditân'). — (18) **B. Meiſsner**, Eine Inschrift Samsu-ilunas. VAT 1433 berichtet über die Aufstellung eines 11 m hohen Steinblockes. — (19) **O. Schroeder**, Über die lîmu-Liste KAV 21—24. Umfaßte wahrscheinlich die Zeit von Tukulti-Nimurta I bis auf Ašurbânipal. — (21) **W. Schwenzner**, Beiträge zur babylonischen Wirtschaftsgeschichte. Entwicklung der Getreide- und Dattelpreise; vgl. Herodot I 192; Xenophon, Kyropaedie VII 5, 69f. — (43) Altertumsberichte. Aus gelehrten Gesellschaften. Personalien.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aalders, G. Ch., Tij-Kentering in de Oud-Testamentische Wetenschap: *Th. L-Ztg.* XLVI 1—2 Sp. 3. 'In den Hauptgesichtspunkten wird man dem Verf. nur zustimmen können'. *W. Nowack.*

Adametz, L., Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen: *L. Z.* 11 Sp. 228. 'Es ist zu begrüßen, daß das prähistorische Völkerproblem Vorderasiens von einer ganz neuen Seite angefaßt ist, und zwar mit Erfolg'. *Th. Kluge.*

Arnold, C. F., Die Geschichte der alten Kirche: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1–2 Sp. 8f. 'Zeigt Eigenart und Selbständigkeit'. *H. Koch.*

Berch, R., Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik. Mit begleitendem Text, chronologischer Übersicht und Bücherkunde: *N. Jahrb.* 48, 1/2 S. 38ff. 'Das Buch wird als Anfang der Herstellung eines wichtigen Hilfsmittels sehr begrüßt, doch werden eine große Zahl Wünsche für die weitere Ausgestaltung geäußert von' *E. Schwabe.*

Clemen, K., Fontes historiae religionis persicae: *Museum* 28, 5 S. 117. Erster Teil einer Serie: Fontes historiae religionum ex auctoribus graecis et latinis collecti. Schade, daß Cl. aus diesem nützlichen Werke die Inschriften und Papyri ausgeschlossen hat, die Neues hätten bieten können, während von dem Gebotenen vieles schon bekannt war durch Jackson, Zoroaster, the profet of Ancient Iran, 1899. *W. Caland.*

Cohn, J., Geist der Erziehung. Pädagogik auf philosophischer Grundlage: *N. Jahrb.* 48 1/2 S. 36ff. 'Ergebnis einer ernsten und eindringlichen Gedankenarbeit, an der weder Praxis noch Theorie wird vorbeigehen können'. *R. Lehmann.*

Fitz-Hugh, Th., The Indoeuropean Superstress and the Evolution of Verse (University of Virginia Bulletin of the School of Latin No. 9): *Museum* 28, 5 S. 97–201. Ausführliche Anzeige des Buches, in

dem sich Fitz-Hugh der akzentuierenden Richtung anschließt, mit Ausstellungen von *F. Muller Jzn.*

Graf, J., Der Hebräerbrief: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1–2 Sp. 5. 'Aus dem Kommentar kann auch der Nichtkatholik manches lernen'. *E. v. Dobschütz.*

Harris, R. and **A. Mingana**, The Odes and Psalms of Solomon: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1—2 Sp. 6f. 'Hier bleibt nichts mehr zu wünschen übrig'. *A. v. Harnack.*

Hillebrandt, A., Kalidasa. Ein Versuch zu seiner literarischen Würdigung: *L. Z.* 10 Sp. 213f. Besprochen von *R. Schmidt.*

Löfstedt, Kritische Bemerkungen zu Tertullians Apologeticum (Lunds Universitets Arsskrift N. F. Avd. 1. Bd. 14 No. 24): *Museum* 28, 6 S. 128—130. Überall, auch da, wo man ihm nicht folgen wird, kann man von L. lernen. Angenehm berührt der bescheidene, höfliche Ton, auch Gegnern gegenüber. *C. Wilde, S. J.*

M. Manilii, Astronomicon liber quartus. Rec. et enarr. A. E. Housman: *L. Z.* 10 Sp. 214. 'Nicht nur das Verständnis des Manilius, sondern auch die Kenntnis der lateinischen Dichtersprache wird gefördert'. *C. W—n.*

Meyer, A O., Die Universität Kiel und Schleswig-Holstein in Vergangenheit und Gegenwart: *L. Z.* 11 Sp. 228f. 'Gibt in glücklicher Form einen Überblick'. *G. Kaufmann.*

Muller, F. Jzn., Grieksch Woordenboek: *Museum* 28, 6 S. 121—128. Anerkennende Besprechung mit Ausstellungen. Brauchbarer Führer für die sog. klassische Periode, zeugt von riesiger Arbeitskraft und umfangreicher Sachkenntnis. *J. van Izeren.*

Partsch, J., Die Stromgabelungen der Argonautensage. Ein Blatt aus der Entdeckungsgeschichte Mitteleuropas (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. 71. Bd.): *Museum* 28, 5, S. 112—115. Anzeige der interessanten Studie von *H. J. Lulofs.*

Petersen, E., Homers Zorn des Achilleus und der Homeriden Ilias: *Museum* 28, 5 S. 101. Kurze Anzeige von *M. Valeton.*

Praschniker, C. und **Schober, A.**, Archäologische Forschungen in Albanien und Montenegro: *L. Z.* 10 Sp. 216f. 'Treffliche Leistung'. *A. R.*

Schoy, C., Der Gnomon: *Petermanns Mitt.* 67, Jan.-Febr.-Heft, S. 40. Inhaltsangabe von *S. Günther.*

Schwartz, E., Zur Entstehung der Ilias: *Museum* 28, 5 S. 101—104. Stellt sich auf die Basis der Analyse von Wilamowitz. *M. Valeton.*

Stählin, O., Die hellenistisch-jüdische Literatur: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1—2 Sp. 5f. 'Vortrefflich'. *H. Lietzmann.*

Tuxen, P., Forestillingen om Sjælen i Rigveda med nogle Bemaerkninger om Sjæleforestillingens Udformning i de ældste Upanisader (Dat Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser. II 4): *Museum*: 28, 5 S. 115—117. T. sucht gegen Oldenberg, die Religion der Veda, zu beweisen, daß die Inder aus der Vedazeit noch keinen Begriff „Seele" kennen, der sich vielmehr erst in den ältesten Upanisads zu gestalten beginnt. Wenn auch in den Hymnen der Rigveda nicht ein bestimmtes Wort gefunden wird, das in allen Fällen ein Äquivalent ist für unsern Begriff „Seele", so ist damit doch durchaus nicht gesagt, daß der Glaube an eine Seele nirgends in den RV zum Ausdruck kommt. *Martha A. Munsses.*

Ungnad, A., Briefe König Hammurapis: *Th. L.-Ztg* XLVI 1—2 Sp. 1. Angezeigt von *B. Meißner.*

Ungnad, A., Altbabylonische Briefe aus dem Museum zu Philadelphia: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1—2 Sp. 1f. Angezeigt von *B. Meißner.*

Walther, H., Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters: *L. Z.* 10 Sp. 214f. 'Eine der reichsten Spenden auf dem Gebiete der mittellateinischen Philologie, die wir seit langer Zeit erhalten haben'. *R. Wolkan.* — *Germ.-roman. Monatsschr.* IX 1/2 S. 62. Selbstanzeige.

Weber's Allgemeine Weltgeschichte. 3. A. 2. Bd. v. L. Rieß: *L. Z.* 10 Sp. 205f. 'Verrät ein ganz ungewöhnliches Wissen des Bearbeiters und sein Vermögen zu lebendiger, anregender Darstellung'. *—nde.*

White, H. G. E., The Sayings of Jesus: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1—2 Sp. 4f. 'Sehr dankenswert'. *A. v. Harnack.*

Wiegand, Th., Sinai: *Th. L.-Ztg.* XLVI 1—2 Sp. 3f. 'Äußerst wertvolle Untersuchungen'. *H. Greßmann.*

Mitteilungen.

Die Donatscholien des Codex Parisinus 7899 (P) des Terenz.

Der Cod. P des Terenz enthält eine beträchtliche Anzahl von Scholien und Glossen, die zum Kommentar des Donat gehören. Soweit sie seinerzeit von Schopen ausgezogen worden waren, konnte ich sie für meine Donatausgabe benutzen (vgl. Bd. I S. XXXIX). Nach den Mitteilungen von R. Kauer, der sie sämtlich genau verglichen hat, stellt sich aber heraus, daß es weit mehr sind, als nach Schopens Angaben sich vermuten ließ; da Kauer das ganze Material dankenswerterweise gleich veröffentlicht hat (Wien. Stud. XXXIII [1911] 140ff. u. 328ff.), so läßt sich auch beurteilen, welchen Wert diese Eintragungen in der Pariser Hs haben. Kauer selbst schätzt sie sehr hoch ein: nach seiner Ansicht haben sie einen vollständigeren Donattext zur Voraussetzung, als er in unseren Hss des Kommentars vorliegt, so daß unser Bestand eine Bereicherung erfährt; noch wichtiger beinahe erscheinen sie ihm für die Aufhellung der Geschichte des Donatkommentars. Die Scholien haben nämlich kein Lemma wie die unserer Hss, sondern sind durch Zeichen mit den Textworten, zu denen sie gehören, verbunden. Nun läßt sich die Geschichte des Kommentars kurz mit den zwei

Worten „Auflösung“ und „Zusammenziehung“ kennzeichnen: das echte alte Werk des Donat, das ursprünglich selbständig und zusammenhängend war, wurde in Einzelscholien aufgelöst und auf die Ränder von Terenzhss übertragen; von hier wurde es später nebst allem, was sich im Laufe der Zeit angesetzt hatte, wieder abgelöst und zu einem besonderen Kommentar zusammengezogen, der den Archetyp unseres heutigen Donat darstellt. Erst bei dieser Ablösung wurden die einzelnen Scholien mit einem Lemma versehen, natürlich aus der Terenzhs, der sie entnommen wurden; vorher bedurfte es solcher Kennworte nicht, da ja, soweit die kürzeren Anmerkungen nicht zwischen den Zeilen über den erklärten Textworten standen, ein einfaches Zeichen deutlich genug erkennen ließ, worauf sich die Erklärungen bezogen. Kauer nimmt allerdings an, daß der ursprüngliche Donatkommentar nur aus Rand- und Interlinearglossen bestand, daß somit eine zweimalige Ablösung und Zusammenziehung erfolgt sei. Das kann man auf sich beruhen lassen, da es für die vorliegende Frage ohne Bedeutung ist. Denn Kauer spricht die Ansicht aus, daß uns P dasjenige Stadium zeige, in welchem der Kommentar (wieder aufs neue) in die Hs eingetragen wurde, die Donathss dasjenige, in welchem er abermals aus der Terenzhs herausgenommen wurde, d. h. mit anderen Worten: P geht nicht auf unseren heutigen geschlossenen Kommentar zurück, sondern auf den diesem voransliegenden Zustand; seine Auszüge sind also unmittelbar aus einer Terenzhs mit Scholien übernommen. Wäre diese Auffassung richtig, so hätten wir allerdings in P einen Textzeugen, der älter wäre als unsere gesamte Überlieferung, den Archetyp unserer Donathss eingeschlossen; noch mehr: wir dürften wohl mit Recht erwarten, in P auch die Scholien in vollständigerer Form und ursprünglicherer Fassung zu finden, als in unserem Scholionkonglomerat, das den Namen Donats trägt.

Indessen bei der Nachprüfung im einzelnen sind mir doch erhebliche Bedenken aufgestiegen, ob diese Auffassung haltbar ist. Auf die Zeitverhältnisse braucht man kein besonderes Gewicht zu legen. Die Eintragungen rühren von einer Hand des 10. oder 11. Jahrh. her (nach Omont und Chatelain); im 11. Jahrh. ist die älteste unserer Donathss, der cod. Paris, 7920 (A) geschrieben, er ist aber weder mit dem Archetyp derselben identisch, noch ist es sicher, daß er unmittelbar aus diesem geflossen wäre. Die gemeinsame Quelle unserer Hss wird also immerhin ein gut Teil älter gewesen sein als A; bis zum 10. Jahrh. wird man wohl allermindestens zurückgehen müssen, und daraus ergibt sich, daß zur Zeit, als die Eintragungen in P vorgenommen wurden, der Kommentar bereits in seiner heutigen Form vorlag, danach also auch von dem, der die Auszüge in den Parisinus des Terenz übertrug (ich nenne ihn der Kürze wegen auch einfach P), benutzt worden sein kann. Die Frage ist nun, ob er auch wirklich von ihm benutzt worden ist.

Ob bei der Entscheidung der Umstand eine Rolle spielen kann, daß P keine Lemmata hat, erscheint doch sehr fraglich, denn es ist ja ebensogut denkbar, daß P sie weggelassen hat, da sie bei der Eintragung in die Terenzhs wieder entbehrlich wurden und nur unnütze Mühe verursacht hätten. Damit ist also schwerlich etwas zu beweisen. Wir müssen uns also schon die Scholien selbst genauer ansehen.

Die Eintragungen in P. berücksichtigen nicht die Terenzvita, die an der Spitze unseres heutigen Kommentars steht; sie beginnen mit dem zweiten Teil der Praefatio zur Andria (S. 37, 7 meiner Ausgabe). Zwischen die §§ 1 und 2 ist der Schluß des Euanthiustraktats IV 5 (S. 22, 4—11) eingeschoben, dann folgt erst § 2 (S. 38, 6—12), hiernach eine bei Donat in dieser Fassung fehlende Notiz *Omnis comoedia quinquepertito actu dividitur: hinc et Oratius ait „Neve minor neu sit quinto productior actu fabulae“* (vgl. Schlee, Schol. Ter. 171, 31); sodann der Anfang des an Euanthius anschließenden Traktats De Comoedia V 1 (S. 22, 14—16), und dann kommt der dritte Teil der Andria-Praefatio §§ 1—5 (S. 39, 12—40, 16). Dieses letzte Stück erscheint aber teilweise noch einmal in seine Teile aufgelöst, so daß die Inhaltsangaben zu den ersten drei Akten an der Stelle eingetragen sind, wo diese beginnen (für Andr. IV und V fehlen die Angaben bei den Aktanfängen); dabei ist bemerkenswert, daß sich innerhalb der doppelten Stücke kleinere Unterschiede zeigen, auf die ich später noch zurückkommen werde. An die einleitenden Teile schließen sich nun die Scholien zu den einzelnen Versen, und zwar erscheinen sie bis zu V. 245 in ziemlich geschlossener Masse, von da an finden sich meist nur kurze Glossen, abgesehen von den Inhaltsangaben zu den einzelnen Akten. Diese entsprechen den betreffenden Teilen der Donat-Praefatio: also zu Eun. praef. III 1—5 (= S. 268, 20—270, 9), zu Ad. praef. III 1—6 (= vol. II S. 7, 6—8, 19), zu Hec. praef. III 1—6 (S. 191, 1—192, 11), zu Phorm. praef. III 1—5 (S. 348, 14—349, 18). Zum Heautontim. finden sich weder sonstige Eintragungen noch die Inhaltsangaben! Das ist sehr merkwürdig, denn zu diesem Stücke enthält auch unser heutiger Kommentar kein Wort. Da es nun kaum glaublich ist, daß Donat den Heautont. nicht sollte erklärt haben, so hat man angenommen, daß dieser Teil nachträglich verloren gegangen sei, und zwar erst dann, als bereits unser heutiger Kommentar wieder zusammengezogen war, d. h. im Archetyp unserer Hss. Dann würde die nächstliegende Erklärung für die an P beobachtete Tatsache doch wohl die sein, daß er eben auch von diesem Archetyp mittelbar oder unmittelbar abhängt und daß die Auszüge erst dann gemacht wurden, als der betreffende Teil des Kommentars bereits abhanden gekommen war. Sonst bliebe nur die Annahme noch als Ausweg übrig, daß P aus derselben unvollständigen Terenz-Donaths ausgezogen wurde, aus der auch der Archetyp unserer Donathss abgelöst ward. Damit verträgt sich freilich jene

andere Annahme nicht, daß unser Archetyp durch Zusammenschreiben der Scholien und Glossen mehrerer Hss entstanden sei. Deshalb wird man doch den anderen Weg vorziehen müssen, und dann wäre Kauers Ansicht, daß P uns noch in ein Stadium zurückführe, das vor dem Entstehen unseres Donatarchetyps liege, von vornherein hinfällig.

Wenn Kauer nun weiter erklärt, am Beginn der einzelnen Akte sei jedenfalls der ursprüngliche Standort der einzelnen Inhaltsangaben gewesen, so ist dies doch höchst unwahrscheinlich. Diese dritten Kapitel der einzelnen Praefationes bilden ja offensichtlich Ganze mit aufeinander abgestimmten Teilen: man beachte Praef. Andria: *Primus actus . . . continet . . ., secundi actus haec sunt . . ., tertio actui haec attribuuntur . . ., quartum actum per haec intellegimus . . ., in quinto actu . . . est . . .*: der Verf. spielt also hier mit den fünf Kasus, die er der Reihe nach bei den fünf Akten verwendet! Dasselbe Verfahren treffen wir bei der Hecyra und beim Phormio, dagegen beim Eunuchus *In primo actu . . ., secundus actus . . . continet . . ., tertius actus . . . exprimit . . . in quarto actu . . ., quintus actus continet . . .*, und bei den Adelphoe heißt es gleichmäßig: *Primus, secundus* usw. *actus haec continet . . .* Zum mindesten wird man bei den drei erstgenannten Stücken anzunehmen genötigt sein, daß sie als ein Ganzes angesehen werden sollten; sonst hätte ja bei der weiten räumlichen Trennung der Scherz seine Wirkung völlig verloren. Nun hat P allerdings ihn für die ersten drei Akte der Andria beseitigt: ⟨*Ergo*⟩ *primus actus . . . continet . . . Secundus actus* ⟨*in Andria, in quo quidem*⟩ *sunt . . ., Tertius actus* ⟨*in Andria, cui quidem*⟩ *haec attribuuntur . . .*, aber wohlgemerkt nur bei der Wiederholung, während er beim ersten Male ihn beibehalten hat; auch bei den einzelnen Teilen in der Hecyra und im Phormio hat er trotz der Auflösung der Praefationes nichts geändert.

Danach kann kein Zweifel mehr sein: P fand die geschlossenen Vorreden in seiner Vorlage, er selbst hat sie auseinandergezogen und dabei namentlich an der zur Andria Veränderungen vorgenommen, so daß nicht b, wie Kauer die Wiederholungen bezeichnet, sondern a die „richtigere", d. h. ursprüngliche Fassung bieten. Zu demselben Schlusse kommt man, wenn man berücksichtigt, daß P aus der Praefatio zu den Ad. und zur Hec. auch die angehängten Stücke (§ 6) mit vor die fünften Akte gesetzt hat: unmöglich können doch diese Bemerkungen allgemeinerer Natur, die sich auf die ganzen Stücke beziehen, dort, wo sie P untergebracht hat, ihren ursprünglichen Platz gehabt haben.

Weiter: in der Vorlage muß zur Andria dem dritten Kapitel der Praefatio das zweite voraufgegangen sein, aus dem P das Argumentum (§ 1) entnimmt und die allgemeine sich anschließende Bemerkung über die *virtus poetica* (§ 2), nur daß er die verbindenden Worte *Perspecto argumento* wegläßt, weil er ein fremdes Stück dazwischen geschoben hatte.

Endlich ist auch der Umstand nicht zu übersehen, daß die beiden in die Andria-Praefatio eingefügten Stücke in der Überlieferung unseres Donatkommentars unmittelbar aufeinanderfolgen: S. 22, 4—12 und S. 22, 14—16, nur in A durch die Überschrift DE COMOEDIA getrennt (beim zweiten Stück hat P hinter *Comoedia* ein *sane* eingeflickt, um einen Anschluß an das bei ihm Vorhergehende herzustellen, ebenso wie er nachher die Inhaltsangabe mit *Ergo* anknüpft).

Der ganze Befund spricht also deutlich dafür, daß P in seiner Vorlage dieselben Zusammenhänge vorfand, die wir in unserem heutigen Kommentar antreffen; er hat aber die Überlieferung nicht durchweg getreu bewahrt, sondern sich hier und da aus durchsichtigem Grunde Änderungen erlaubt. Das ist eine nicht unwichtige Beobachtung, denn sie rechtfertigt den Zweifel, ob die neu hinzukommende Bemerkung *Omnis . . . fabulae* wirklich in den Donatkommentar gehört oder nicht vielmehr aus anderer Quelle stammt, falls sie nicht eigene Zutat des P ist. Dasselbe Horazzitat findet sich, worauf schon oben hingewiesen wurde, z. B. in der Expositio bei Schlee S. 171, 33, und die in P voraufgehenden Worte verraten, worauf Kauer selbst hindeutet, enge Beziehung zu Euanthius II 2 (S. 16, 4).

(Schluß folgt.)

Eingegangene Schriften.

Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Ausgew. u. übers. v. E. Lüders. Mit e. Einleit. v. H. Lüders. Jena, Diederichs. 20 M.

R. Vagts, Aphrodisias in Karien, Diss. Borna-Leipzig, Noske.

A. Stein, Römische Reichsbeamte der Provinz Thracia. Sarajevo Zemaljska Štamparija.

A. Heisenberg, Aus der Geschichte und Literatur der Palaiologenzeit. (Sitzungsber. d. Bayer. Ak. d. Wiss., philos.-philol. u. hist. Kl. 1920, 10.)

H. Kantorowicz, Einführung in die Textkritik. Systematische Darstellung der textkritischen Grundsätze für Philologen und Juristen. Leipzig, Dieterich. 10 M. 50.

J. Sieveking, Hermeneutische Reliefstudien. (Sitzungsber. d. Bayer. Ak. d. Wiss., philos.-phil. u. hist. Kl. 1920, 11.)

C. Clemen, Religionsgeschichtliche Bibliographie. Jahrg. V und VI. Leipzig-Berlin, Teubner. 3 M. 60.

M. Ninck, Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten. Leipzig, Dieterich. 24 M.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Wettiner Gymnasium, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 7. Mai. 1921. №. 19.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

Kurt Deifsner, Paulus und die Mystik seiner Zeit. 2., neu bearbeitete Auflage. Leipzig 1921, Deichert. 149 S. 15 M.

Es scheint so, als beachte man endlich in weiteren Kreisen, wie wichtig für das Verständnis des Urchristentums es ist, die gleichzeitigen hellenistischen Geistesströmungen zum Vergleich heranzuziehen. Ich schließe das daraus, daß Reitzensteins epochemachendes Buch „Die hellenistischen Mysterienreligionen“ gegen Ende des vergangenen Jahres in 2. umgearbeiteter Auflage erscheinen konnte, und auch daraus, daß Deißners Buch bereits nach zwei Jahren eine Neuauflage erlebt. Leider hat Deißner Reitzensteins Buch in seiner neuen Gestalt nicht mehr benutzen können; das ist deshalb besonders zu bedauern, als der rastlos forschende Göttinger Gelehrte jetzt, wie das nach seinen letzten Veröffentlichungen zu erwarten war, in der neuen Auflage seines Buches überraschende Parallelen aus der mandäisch-iranischen Religion mit in die Betrachtung gezogen hat. Es ist aber zu erwarten, daß sich D. in dem neuen Jahrgang der „Theologie der Gegenwart“ ausführlich mit Reitzenstein auseinandersetzen wird (vergl. Deißners Bemerkung in „Die Theologie der Gegenwart“ 1920, Heft 6, S. 195, Anm. 1). D. hat, wie er in seinem Vorwort schreibt, durchgreifende Änderungen nicht für notwendig gehalten; abgesehen von kleinen Änderungen und Erweiterungen hat er Kap. II, C. ergänzt und am Schluß ein V. Kapitel über „Das Frömmigkeitsbild des Paulus‘, hinzugefügt. Ich hatte in meiner ausführlichen Besprechung der 1. Auflage (vergl. diese Wochenschrift 1918, No. 37/38), die D. neben der von H. Windisch erwähnt und auch bekämpft, meine abweichende Auffassung eingehend begründet und da, wo ich konnte, zugestimmt. Ich werde daher im folgenden, da ich mich zugleich auch im Raum beschränken muß, nur auf die Ergänzungen der 2. Auflage eingehen, für alles übrige muß ich auf die Darlegungen meiner Besprechung der 1. Aufl. verweisen, die ich in allen Punkten aufrecht erhalte.

D. hatte im Kap. II. C. „Der geschichtliche Hintergrund“ nachzuweisen versucht, daß Paulus so wenig von der Mystik seiner Zeit abhängig sei, daß er sie vielmehr an einigen Stellen des 1. Korintherbriefes offenbar entschieden bekämpfe. Er fügt jetzt noch zwei Stellen aus den Briefen an die Philipper und an die Kolosser hinzu. Ich kann mich in der Interpretation beider Stellen nicht mit D. einverstanden erklären und will das kurz begründen.

Es handelt sich zunächst um die Worte Phil. 3, 12 ff. D. ergänzt zu ἔλαβον (Vs. 12) τὴν ἐξανάστασιν τὴν ἐκ νεκρῶν aus Vs. 11 (wie das auch andere Kommentatoren getan haben) und folgert daraus, daß Paulus sich hier gegen das Mißverständnis schützen will, als glaube er jetzt schon „der Bekleidung mit dem Himmelsleib teilhaftig geworden“ zu sein (S. 72). Für Paulus ergäbe sich also ein bewußtes Abrücken von den

Anschauungen der orientalisch-hellenistischen Mystik, da er streng „zwischen den religiösen Erlebnissen der Gegenwart und denen der Endzeit“ scheide. In den folgenden Versen, die ihren Abschluß in Vs. 15 finden, führe Paulus dann aus, was er im Gegensatz zur Mystik, die auch von einigen Christen in Philippi vertreten werde, unter der wahren Vollkommenheit (τελειότης) verstehe. Es sei also diese Stelle ein „markantes Beispiel“ dafür, wie Paulus wohl einen Terminus der mystischen Sprache — τέλειος — verwende, aber doch völlig umpräge. D. glaubt sich gegen meinen Einwand (a. a. O. Sp. 890), daß Paulus durch solche Wortumprägungen seinen Lesern und Hörern unverständlich wird, dadurch schützen zu können, daß er bemerkt, Paulus bringe diese Umprägung ja nicht „ohne nähere Erläuterung“, definiere den Begriff vielmehr geradezu neu. Solche „Neudefinitionen“ von in ihrer Grundbedeutung allgemein bekannten Begriffen würde ich allerdings für schwerverständlich und daher ungeschickt und unwahrscheinlich halten. D. selbst gibt zu, daß das eine „zunächst wohl befremdende (von mir gesperrt) Tatsache“ sei (S. 75). Meines Erachtens hätte Paulus das Verständnis seiner Ausführungen seinen Lesern dadurch nicht erleichtert, auch nicht durch „nähere Erläuterung — und er hätte es doch so leicht haben können, wenn er den Gegensatz zu τέλειος durch einen anderen, neu eingeführten Begriff, nicht aber durch denselben Begriff in „neuer Definition“ zum Ausdruck gebracht hätte. In einem ganz parallelen Falle setzte z. B. Philo statt γνωστικὴ ἐπιστήμη, was bereits eine „technische Bedeutung“ hatte, ὀπτικὴ ἐ. ein (vgl. Reitzenstein H. M. 2. A. S. 169 f.), um jede Unklarheit zu vermeiden. Doch abgesehen von dieser für mich nach wie vor bestehenden Schwierigkeit kann ich Deißners Erklärung von Phil. 3, 12 ff. keineswegs anerkennen. Das Objekt zu ἔλαβον (Vs. 12) kann, wie Dibelius (im Kommentar z. d. St.) richtig sagt, der Responsion κατελήμφθην ὑπὸ Χριστοῦ Ἰησοῦ wegen nur Χριστόν (oder αὐτόν) sein. Die Parallelstelle, die Dibelius anführt, ist meines Erachtens schlagend: Gal. 4, 9: νῦν δὲ γνόντες θεόν, μᾶλλον δὲ γνωσθέντες ὑπὸ θεοῦ. Wie sehr hier sprachliche Gründe zu entscheiden haben, zeigt auch die Tatsache, daß Vs. 12 wenigstens für mein Empfinden kolometrisch gebaut ist (nach den Forschungen von E. Norden und J. Weiß sollte man bei der Erklärung des N. T. auch solche Erwägungen nicht vergessen!):

οὐχ ὅτι ἤδη ἔλαβον
ἢ ἤδη τετελείωμαι,
διώκω δὲ εἰ καὶ καταλάβω,
ἐφ' ᾧ καὶ κατελήμφθην ὑ. Χ. Ἰ.

Solches in sich geschlossene rhythmische Gefüge darf nur aus sich heraus erklärt werden. D. meint nun gegen unsere Auffassung einwenden zu müssen, daß diese Ergänzung sich nicht mit der paulinischen Theologie vertrage, „denn daß er Christus ergriffen habe, würde Paulus mit Nachdruck gerade behaupten“, er müsse das auf Grund seines Damaskuserlebnisses. Das ist ein Irrtum. Eine sprachlich genaue Interpretation belehrt uns eines anderen: Bei Damaskus ist Paulus von Christus ergriffen (κατελήμφθην — passivisch!), nun kommt es ihm darauf an, daß aus dem Passivum ein Aktivum καταλαμβάνω wird. Das aber ist für ihn ein vorläufig noch nicht erreichtes Ziel (vgl. Vs. 9; ἵνα Χριστὸν κερδήσω καὶ εὑρεθῶ ἐν αὐτῷ). „Die durchs ganze Urchristentum hindurchklingende Parole: werdet das, was ihr seid“ (vgl. J. Weiß, Urchristentum S. 401), hat auch für den Apostel Bedeutung. Das τελειοῦσθαι ist zwar von Christus bei Damaskus in die Wege geleitet, aber für Paulus noch nicht abgeschlossen (οὐ τετελείωμαι — Perfektum!). Gewiß sollen die mit οὐχ ὅτι eingeführten Worte einer falschen Deutung vorbeugen, dürfen aber nicht nur auf das unmittelbar vorher Gesagte (τὴν ἐξανάστασιν τὴν ἐκ νεκρῶν), sondern auf die ganzen Ausführungen von Vs. 2 an, also auf Pauli Gegensatz zum Judaismus bezogen werden (so will es auch Ewald in seinem Kommentar). D. bestreitet das, indem er meint, Paulus sei von diesem Gegensatz „inzwischen abgekommen“. Das ist ganz unwahrscheinlich, die Gegner waren dem Paulus viel zu gefährlich und beachtenswert, wie aus den starken Bezeichnungen in Vs. 2 (κύνες = „Kläffer“: κακοὶ ἐργάται = „böse Werkhelden“) hervorgeht. Von solchen Gegnern kann Paulus nicht durch einige eingeschobene Verse „abkommen“. Die ganzen Ausführungen von Vs. 12 bis Vs. 16 stehen vielmehr unter diesem Gegensatz, der sich für Paulus in Vs. 2 u. 3 in folgenden Antithesen darstellt:

οἱ κακοὶ ἐργάται — οἱ πνεύματι θεοῦ λατρεύοντες.
ἡ κατατομή — οἱ οὐκ ἐν σαρκὶ πεποιθότες.

(Vgl. die ähnlichen Gegenüberstellungen in Kap. 1, 21 und Dibelius z. d. St.) Der Gegensatz, unter dem des Paulus Ausführungen stehen, läßt sich etwa so umschreiben: Nicht Gesetzeswerke, sondern Christus und sein Geist! Die Abkehr von dem Gesetzeswerk (τὰ ὀπίσω Vs. 13

ist für Paulus vollendete Tatsache, die Hinkehr zu Christus aber nur insoweit vollendet, als Christus ihn ergriffen hat (Vs. 14 ἡ ἄνω κλῆσις τοῦ θεοῦ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ und Vs. 12 b). Es fehlt aber noch, daß Paulus Christum völlig ergreift, er streckt sich zwar nach ihm aus (ἐπεκτεινόμενος Vs. 13 b), hat ihn aber noch nicht ergriffen (Vs. 13 a). Und so bemüht er sich zwar, vollkommen (τέλειος Vs. 15) zu werden, ist es jetzt aber noch nicht (οὐ τετελείωμαι Vs. 12). Aus dieser Umschreibung erhellt im Gegensatz zu Deißners Worten, daß Paulus τετελείωμαι und τέλειος ohne „Umprägung" ganz im Sinne der Mystik gebraucht: vollkommen ist der, der Gott ergriffen hat (vgl. Reitzenstein H. M. 2. A. S. 191 f.). Daraus aber folgt, daß Paulus sich hier geradezu mit der Mystik verbündet zum Kampf gegen den Judaismus. Das aber ist das Gegenteil von dem, was D. glaubte beweisen zu können. Aus dieser Bundesgenossenschaft des Paulus mit der Mystik erklärt sich auch die Häufung mystischer Ausdrücke in diesem Abschnitt (vgl. Dibelius S. 60).

Die auf S. 76 f. sich anschließenden Darlegungen Deißners über Kol. 1, 25—2, 3 sollen ebenfalls Pauli „diametralen" (S. 78) Gegensatz zur Mystik erweisen. Es handelt sich um den Begriff μυστήριον. D. glaubt auf Grund dieser Stelle des Kolosserbriefes sagen zu können, daß es für Paulus „im Grunde genommen kein „Geheimnis", keine Geheimlehre gibt, sondern nur noch die eine, allen Menschen ohne Unterschied kund zu machende Offenbarungstatsache: Christus". Abgesehen davon, daß die Echtheit des Kolosserbriefes bestritten werden kann, muß man bei solcher Erklärung doch verwundert fragen, mit welchem Recht Paulus dann überhaupt noch von einem „Geheimnis" sprechen darf, ist es doch gerade das Wesen des Geheimnisses, daß es nicht allgemein offenbar ist. Wäre Deißners Beweisführung richtig, dann hätte Paulus den Begriff μυστήριον, der in der Mystik allgemein bekannt war, nicht nur „umgeprägt", sondern geradezu in sein Gegenteil verkehrt und — dennoch beibehalten. Eine unmögliche Auffassung! In Wirklichkeit kommt auch Paulus hier wie an anderen Stellen (vgl. 1. Kor. 2, 6 f. und meine Darlegungen a. a. O. Sp. 874) auf die mystische Bedeutung des Wortes hinaus (vgl. auch autor ad Ephes. cp. 3, 3, 5, 9): Paulus unterscheidet an unserer Stelle (Vs. 26) deutlich die, die das Geheimnis nicht wissen, die αἰῶνες καὶ γενεαί, von denen, die es wissen, von den ἅγιοι θεοῦ. In der hellen.-orient. Mystik wird, wie auch bei Paulus, das Mysterion offenbar nur denen, die zu Gott gehören, die Mystik nennt sie οἱ ἴδιοι (θεοῦ) (vgl. Reitzenstein Poimandres S. 338 und Partheys Ausgabe „Hermetis Trismegisti Poimander" S. 17/18: ἅγιος ὁ θεός, οὗ ἡ βουλὴ τελεῖται ἀπὸ τῶν ἰδίων δυνάμεων· ἅγιος ὁ θεός, ὃς γνωσθῆναι βούλεται καὶ γιγνώσκεται τοῖς ἰδίοις), Paulus nennt sie οἱ ἅγιοι θεοῦ (Vs. 26). Im übrigen aber ist das Geheimnis κεκρυμμένον (Poimandr. I, 16) oder ἀποκεκρυμμένον (Koloss. 1, 26). Ich kann hier keinen „diametralen" Gegensatz zwischen der Auffassung der Mystik und der des Paulus herausfinden (vgl. auch Holtzmann, Lehrb. d. neutest. Theologie, 2. A. 2. Bd. S. 271 f.). Das dreimal gesetzte πάντα ἄνθρωπον (Vs. 28), auf das D. großes Gewicht legt, gilt nur in bezug auf die ἅγιοι (θεοῦ), οἷς ἠθέλησεν ὁ θεὸς γνωρίσαι τί τὸ πλοῦτος τῆς δόξης τοῦ μυστηρίου τούτου (Vs. 27). Ein formaler, keineswegs wesentlicher Unterschied zwischen beiden Auffassungen besteht nur darin, daß es für die Mystik Wissende und Unwissende immer nebeneinander geben wird, daß dagegen für Paulus, dem Christus der Inhalt des Geheimnisses Gottes ist (Kap. 2, 2), nunmehr seit Christi Kommen in die Welt die Zeit der Unwissenheit der αἰῶνες und γενεαί vorüber ist. M. a. W., Mystik und Paulus sind sich über das Wesen des μυστήριον einig, sie gehen auseinander nur bezüglich seiner Dauer.

Ehe ich auf Deißners Schlußkapitel eingehe, will ich aus seinen übrigen Ausführungen nur noch auf eine Bemerkung zu sprechen kommen. Leider hält D. an seiner Erklärung von Gal. 2, 20 fest (vgl. S. 94 ff.). Ich hatte mich in meiner Besprechung entschieden dagegen wenden müssen und hatte besonders darauf hingewiesen, daß das Verhältnis von Vs. 20 a und Vs. 20 b nur als das eines Gegensatzes aufgefaßt werden kann (a. a. O. Sp. 881 f.). Wenn D. nun, doch wohl im Hinblick auf meine Ausführungen, darauf hinweist, daß „δέ keineswegs bloß im adversativen Sinne steht" (S. 96, Anm. 1), so ist das an sich gewiß richtig. Ich muß aber auch jetzt noch bestreiten, daß es hier in Verbindung mit dem Relativum ὅ zur „Erklärung" gebraucht sein kann, es kann nur im korrigierenden Sinn verstanden werden = „soweit ich aber doch noch . . ."

Das V. Kapitel „Das Frömmigkeitsbild des Paulus" S. 131 ff. hat D. deshalb neu hinzugefügt, weil nicht eine Summe terminologischer Erörterungen, sondern erst ein „Gesamtbild der Frömmigkeit" über die religionsgeschichtliche

Stellung eines religiösen Heros, wie es Paulus ist, entscheiden kann. D. hatte dieselbe Auffassung auch schon in der „Theologie der Gegenwart“ 1919, Heft 6, S. 178 f. ausgesprochen. Das ist vollkommen zutreffend. Einem religiösen Heros darf man nicht nur auf den Mund sehen, wie er die Worte formt, man muß versuchen, einen Blick in sein Herz zu tun. Das gilt von Platon, von Plotin, von Poseidonios, von Paulus. Weil Wilamowitz das in seinem Werk über Platon, weil E. Schwartz das in seinen berühmten Charakterschilderungen mit so bewundernswertem Geschick getan hat, werden beider Werke dauernden Wert haben. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Sprache des Herzens erst durch die Sprache des Mundes uns vernehmlich wird, und deshalb muß der Theologe immer auch Philologe sein! Analyse und Synthese! So sehr ich also auch in dem Grundgedanken mit D. übereinstimme, so sehr muß ich es bedauern, daß auch er wie z. B. Heinrici in seinem nachgelassenen Werke (vgl. meine Ausführungen hierüber in dieser Wochenschr. 1919, Sp. 1160 f.) die „Frömmigkeit“ des Paulus als ein theologisches System auffaßt, wenn er sich auch S. 124 dagegen verwahrt. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß Paulus wie ein echter Mystiker sich auch einmal von Stimmungen fortreißen läßt, und so erklären sich die mancherlei Widersprüche und Paradoxien in seiner Frömmigkeit. Das Frömmigkeitsbild, das D. von Paulus entwirft, ist aber durchaus einheitlich und deshalb meines Erachtens nicht richtig entworfen. Einige Beispiele mögen das erläutern. Wenn D. S. 131 f. von dem „Hoffnungscharakter der paulinischen Frömmigkeit“ spricht, so vergißt er, daß die „Hoffnung“ dem Juden, der „Glaube“ dem Mystiker, dem Hellenisten in Paulus entspringt. So wie aber der Jude und der Hellenist in Paulus nie zu einer wirklichen Einheit verschmolzen sind, so sind auch der „hoffende“ und der „glaubende“ Paulus immer Gegensätze gewesen. Paulus hat auf die „Erfüllung“ gehofft (Röm. 8) und hat sie doch schon auf Erden geschaut (2. Kor. 3, 18, vgl. meine Bemerkungen z. d. St. a. a. O. Sp. 885 f.). Paulus war trotz Deißners gegensätzlicher Ansicht (S. 137 f.) „Enthusiast“, der die „Spannung“, unter der er oft gestanden und geseufzt hat, bisweilen ganz vergißt. Am deutlichsten redet hier das Wort 1. Kor. 6, 11; es ist bezeichnend, daß er hier wie ein echter Mystiker gerade dem πνεῦμα die „Heiligkeit und Gerechtigkeit“, die ein Christ schon auf Erden hat, zu verdanken meint. Der Apostel hätte, als er dies Wort schrieb, auch (trotz Deißners Widerspruch behaupte ich das) die Worte der Mithrasliturgie sich zu eigen machen können: ἕσταθι φθαρτῇ βροτῶν φύσι (vgl. Reitzenst. H. M. 2. A. S. 131). „Die Betrachtung ist hier ganz dynamisch“ (J. Weiß, a. a. O. S. 400). In einer ähnlichen enthusiastischen Stimmung schreibt Paulus das Wort Römer 6, 6. D. mag richtig urteilen, wenn er Pauli Gedanken in Röm. 8, 17—39 „nüchtern“ nennt (S. 143), und doch gehen in demselben Kapitel in den Versen 5—9 so durchaus unnüchterne Worte voraus! Das dürfen wir durch Interpretationen nicht hinwegdeuten, auch wenn es uns ungereimt erscheint. Das sind „mystische Paradoxien“, „die den Ereignissen voraneilende Anschauung“ stößt mit der „eschatologischen“ Gedankenreihe zusammen (J. Weiß a. a. O. S. 405 u. 407). Paulus hat nicht gegen G r u n d g e d a n k e n der Mystik polemisiert, er hat vielmehr geglaubt, sie als die glänzendsten Steine seiner Krone einfügen zu sollen (gegen D. S. 79, Anm. 1). Freilich hat er diese Steine schleifen müssen, damit sie nicht nur blendeten, sondern strahlten, aber Edelsteine waren sie ihm. Daß im übrigen Pauli Mystik im Gegensatz zur hellenistischen in trefflicher Weise durch seine Ethik ergänzt wird, habe ich D. schon früher zugegeben; ich gehe deshalb hier nicht wieder darauf ein.

Das letzte Wort über die paulinische Mystik ist noch nicht gesprochen. Wenn D. zu dem Ergebnis kommt, daß Paulus „seine Frömmigkeit in Hauptpunkten scharf gegenüber der Mystik abgegrenzt“ hat (S. 146), und wenn Bultmann, der Nachfolger des viel zu früh verstorbenen Bousset, in den paulinischen Briefen „eine eigenartige Verbindung von ethischer und mystischer Religion“ findet, wenn er sagt, „die Mystik reicht . . in das Zentrum der paulinischen Frömmigkeit“ (vgl. „Die Christliche Welt“ 1920, Sp. 731), so sind wir von einer wissenschaftlichen Verständigung noch weit entfernt. Daß sie dennoch kommen wird, darauf hoffe ich und daran glaube ich. D. aber gebührt aufrichtiger Dank, daß er an seinem Teil bemüht ist, diese Frage, die ich für eine Lebensfrage der Wissenschaft vom Urchristentum halte, zu lösen. Wenn ich auch Deißners Standpunkt nicht überall teilen kann, so ist das für mich keine Frage, daß sein Buch eine unbestreitbare Förderung der Wissenschaft bedeutet, und zwar in vielhöherem Maße als Heinricis nachgelassenes Werk. Mag ein guter Stern auch ferner über ihm stehen und es wie zur zweiten so auch zur dritten Ausfahrt geleiten!

Der Druck des Buches ist gut überwacht. Sinnstörende Druckfehler sind mir nicht aufgefallen. An Kleinigkeiten notiere ich: S. 21, Anm. 1 muß es heißen ἡμῖν statt ἠμῖν; S. 22, Z. 17 v. o. fehlt „steht" hinter πάντα; S. 63, Z. 2 v. u. muß es heißen 204 statt 203. Das am Schluß neu hinzugefügte Namen- und Sachregister ist dankenswert, ich hätte gern auch noch ein Stellenregister gesehen.

Liegnitz. Ernst Posselt.

A. Pott, De textu evangeliorum in saeculo secundo. S.-A. aus Mnemosyne 1920. 71 S.

Noch bevor die weitere Besprechung der Mnemosyne in dieser Wochenschr. 1920 Sp. 600 mit Fug und Recht abgelehnt wurde, war in der holländischen Zeitschrift der Aufsatz von A. Pott gedruckt worden. Es wäre nun sehr zu bedauern, wenn die wertvolle Arbeit des deutschen Gelehrten in unserem Vaterlande nicht die verdiente Beachtung finden sollte. Deshalb möchte ich hier wenigstens mit einigen Worten auf sie aufmerksam machen.

Der langjährige Mitarbeiter v. Sodens begründet die Bedenken, die er schon mehrfach, zuletzt „Der Text des N. T. nach seiner geschichtlichen Entwicklung", 2. Aufl. 1919, S. 64 ff., gegen das von seinem Lehrer in der neutestamentlichen Textkritik beobachtete Verfahren geäußert hat, nunmehr in ausführlicher und überzeugender Weise.

Soden unterschied drei größere Rezensionen, die des Pamphilus und Eusebius für Palästina (I-Typ), die des Hesychius für Ägypten (H-Typ) und die des Lucian für Antiochia (K-Typ), aus denen er den ältesten erreichbaren Text herstellen wollte. Fast alle Lesarten, die von IHK abweichen, gehen nach ihm auf Tatians Diatessaron (T) zurück, namentlich die der Gruppe Iα, unter denen wieder δ 5 und Verwandte einen besonders stark emendierten Zweig bilden sollen (Tatianhypothese). P. zeigt nun zunächst, daß Soden über den Wert von Iα für die Rekonstruktion von I und den von δ 5 für die von Iα in der Hauptausgabe und in der Handausgabe einander widersprechende Behauptungen aufstellt und infolge eines Bruches mit seiner Methode Iα bei der Rekonstruktion von I, δ 5 ff. bei der von Iα zurückdrängt. Der zweite Abschnitt gelangt unter sorgfältiger Abwägung der Lesarten in den altlateinischen und altsyrischen Übersetzungen (it af s^{sc}) zu einer Ablehnung der Tatianhypothese. Dabei deckt P. die Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit der vorgelegten Listen auf, aus denen vielfach das Gegenteil gefolgert werden muß. Im dritten Abschnitt folgt eine Nachprüfung der Ansicht Sodens über die Lesarten der Kirchenväter, des Clemens, Hippolyt, Irenaeus und vor allem des Justinus (J), des Tertullian und Marcion (M). Auch hier stellt sich heraus, daß diese nicht den IHK zugrunde liegenden, sondern den vorkanonischen Text in Händen gehabt haben. Als Endergebnis aber erhalten wir die, wie mir scheint, unumstößliche Gewißheit, daß im 2. Jahrh. der Text im wesentlichen die Form gehabt hat, die sich aus δ 5 ff. it af s^{sc} TM (I) gewinnen läßt.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß die den Aufsatz enthaltenden Hefte in mehreren Universitätsbibliotheken, trotzdem die Mnemosyne dort nicht mehr gehalten wird, vorhanden sind, so daß jedem Interessenten die Ausführungen des Verf. zugänglich sein dürften.

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

Origenes Werke. Sechster Band. Homilien zum Hexateuch in Rufins Übersetzung hrsg. im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der Preuß. Akad. d. Wiss. von W. A. Baehrens. Erster Teil. Die Homilien zu Genesis, Exodus und Leviticus (Griechische christliche Schriftsteller Bd. 29). Leipzig 1920, Hinrichs. XXXVII, 507 S. 8. 31 M. 25 + 60% Teuerungszuschlag.

Hocherfreulich ist es, daß trotz den ungünstigen Zeitverhältnissen es der Preußischen Akademie der Wissenschaften möglich gewesen ist, den ersten Teil der von W. A. Baehrens bearbeiteten Ausgabe der Hexateuchhomilien des Origenes in Rufins Übersetzung schnell und gut herauszubringen. Ein Urteil über die Textherstellung im einzelnen maße ich mir nicht an. Ich habe aus der Einleitung und durch Stichproben den Eindruck gewonnen, daß B. aus der vielfältigen Handschriftenüberlieferung mit Gründlichkeit einen zuverlässigen Wortlaut erarbeitet hat. Die Vorrede des Herausgebers fußt auf den Ergebnissen, die er schon 1916 der Öffentlichkeit vorgelegt hat und ich am 13. Januar 1917 in dieser Wochenschr. Sp. 43—49 besprechen konnte. Einen wichtigen Hinweis habe ich damals leider zu geben versäumt, obwohl ich mir schon vor zwölf Jahren Notizen über die betr. Hss gemacht hatte. B. hat nach wie vor einen der ältesten Textzeugen zu erwähnen und zu benutzen unterlassen. In Leiden Univ.-Bibl. Voss. lat. oct. 88^{A} befinden sich zwei, in Orléans 192 (169) zehn Bll. eines Floriacensis[1]) mit italienischer Halb-

---

[1]) Daß B. auch Hss aus St. Florian bei Linz mindestens dreimal „cod. Floriac." nennt (S. XII u. XVI), ist wohl ein kleines, aber störendes Versehen.

unciale vom Anfang des 7. Jahrh., der einen Teil der Leviticushomilien in vorzüglicher Reinheit enthält. Nachdem Cuissard und S. Brandt die Textbestimmung nicht gelungen war, hat E. Chatelain die Autorschaft und die Zusammengehörigkeit der Bruchstücke festgestellt. Vgl. Journal des Savants 1902 p. 273 ss. u. Chatelains Uncialis scriptura tab. LXXX, enarr. p. 144 sqq.

München. Paul Lehmann.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Weekly. XIV, 1—9.

(1) **C. K.**, Sir Frederick Kenyon on the Classics. Die griechischen und römischen klassischen Studien sind nicht tot, sie bilden eine Hauptquelle für Entwicklung des menschlichen Geistes, des Geschmacks, der Schönheitsgefühle gerade in unserer Zeit. — (2) **M. Dean**, The Catilinarian Orations: A Milestone in the Progress of Democratic Government. Behandelt die Bedeutung, die die Catilinarischen Reden (namentlich 1, 3 und 4) für amerikanische Kinder haben, um Dinge der Staatsregierung für das moderne Leben daraus zu lernen. Kaum ein Kapitel in diesen Reden gibt es, das nicht Dinge böte, die zu einer ergebnisreichen Besprechung der jetzigen Verhältnisse im Vergleich mit den lehrreichen römischen herausfordern. — (3) **E. A. Hahn**, Note on Vergils Use of Anchisiades. Vergil benutzt das Patronymicum Anchisiades immer mit einer besonders gefühlsbetonten Note: 10, 822. 5, 407. 6, 126. 6, 348. 8, 521. 10, 250.

(9) **C. K.**, The Classical Weekly as a „Practical" Aid to Teachers of the Classics. Gibt eine Liste der Artikel aus der Classical Weekly, vol. 10—13, die für den Schulunterricht direkt auswertbare Stoffe oder Gesichtspunkte enthalten: 1. Artikel über den Wert der klassischen Studien. 2. Artikel über das Studium und Lehren von Latein und Griechisch. 3. Artikel über Cäsar, Cicero, Vergil, Homer, Horaz, Ovid, Catull, Juvenal, Lucretius. — (11) **P. H. Edwards**, Arma virumque cano. Über den Gebrauch intransitiver Verben in transitiver Anwendung bei Dichtern (1. verbs expressive of emotion: palleo, paveo, tremo, horreo, erubesco, stupeo, ardeo, fastidio, gravor; 2. verbs denoting the vocal expression of emotion: ploro, fleo, gemo, clamo, sono, crepo, balbutio, spiro, tono, c a n o, fremo, latro, bacchor, iuro; 3. verbs expressive of energetic action: propero, festino, remeo, certo, pugno, eo, milito, nato, evado, curro, vehor, mano, stillo, ruo, plaudo. — requiesco). Verf. geht dem Gebrauch bei englischen und römischen Schriftstellern nach und sucht den Grund für die syntaktische Erscheinung, die sich seit Augustus' Zeit bemerkbar macht, im Gefühl des Dichters für Freiheit und in dem Willen, seine Phantasie dem Hörer möglichst deutlich und einfach nahezubringen. — (14) **E. Riess**, Aeneid 6. 42—44. Vergleicht zur Schilderung bei Vergil die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Malta (W. A. Griffiths, The National Geographic Magazine, 37, 445—478, May 1920: Malta: The Halting Place of Nations. First account of Remarkable Prehistoric Tombs and Temples Recently Unearthed on the Island). Es handelt sich um unterirdische Kultstätten (Hal Saflieni), 1902 ausgegraben bei Casal Paula. An ein zufälliges Zusammentreffen in der übereinstimmenden Schilderung glaubt Verf. nicht, eher daran, daß Vergil eine alte Volksüberlieferung in Campanien in sein Werk aufgenommen hat.

(17) **L. J. Paetow**, The Future of Latin. Latein wird die Universalsprache zwischen den zivilisierten Völkern der Welt werden! P. betrachtet die Geschichte des Lateins im Mittelalter und des mittelalterlichen Lateins in unseren Tagen. — (19) **S. E. Bassett**, Paris-Alexander. B. schließt sich der Hypothese J. A. Scotts (Classical Philology 8, 160 ff.) an, daß der Charakter Hektors die Schöpfung Homers war, und daß Paris in der Überlieferung Führer und Kämpfer der Troer war. B. spricht sich aber dagegen aus, daß Alexander die griechische Übersetzung des Namens Paris sei. Er macht auf die Leichtigkeit aufmerksam, mit der moderne Griechen ihren Namen ändern und führt dafür aus dem Altertum, ja aus Homer Beispiele an. Entweder ist Paris der ihm bei der Geburt gegebene Name und Alexander („Verteidiger") sein ihm von den Bürgern gegebener Zuname, oder Paris ist sein Beiname, während Alexander (nach dem Mitannischen Alakshandu, König von Arzawa, um 1300 v. Chr. Geb. [vgl. D. D. Luckenbill. Classical Philology 6, 85 f.]), sein Geburtsname ist[1]).

(29) **J. D. Warnack**, „None but the brave". Weist die Bedeutung des Latein für die Gegenwart und ihre Praxis nach. — (31) **A. B. West**, Aristophanes and Vocational Studies. Weist zu Aristophanes Thesmophoriazusen 729 ff. auf einen modernen Schmugglerfall und eine Vasenszene hin (Annals of the Instituto di Corrispondenza Archeologica in Rome, 1847, vgl. auch The Classical Weekly 11, 186 ff.). — (31) **H. C. Nutting**, New or Old? Macht auf folgende Stellen aufmerksam, die Probleme oder Zustände der Gegenwart schildern: Cic., de Off. I 87; Sueton., Claud. 18; Caes., bell. civ., I 52, Sueton., Galba 7. — (31) **H. C. Nutting**, Interrupted Sequence. Cic., Cat. 3, 21: duce r e n t u r — statu e r e t u r ist gegen die Regel der Zeitfolge; versehentlich von factum esse beeinflußt. Vgl. Tusc. Disp. 5, 33, wo honestum e s s e t von placuerit abhängig erscheint; 5, 19: p a r u i s s e t, ut e s s e t ist beeinflußt von vocem emissam. Ähnliches noch 5, 17; 5, 37; 1, 88.

(33) **John, Viscount Morley**, on Lucretius. Abdruck der Seiten 118—130 aus Morleys Buch. Recollections, 1917, die über Lukrez und sein Gedicht handeln. — (36) **A. L. Keith**, The Lonely Word in Vergil. Tennyson hatte von Vergil gesagt: All the

[1]) [Vgl. zum Namen Paris diese Wochenschr. 1919, Sp. 95. H. H.]

charm of all the Muses often flowering in a lonely word, und damit cunctantem Aen. 6, 211 gemeint. Verf. beleuchtet den Stil Vergils, in dem oft ein einzelnes Wort mehr zu sagen und zu bedeuten hat, als sein Äußeres verrät, durch Beispiele (I 26: repostum; I 36: servans; I 209: premit; I 418: corripuere; I 719: insidat; II 3: renovare; II 11: breviter; II 19: penitus; II 42: procul; II 51/3: tremens... gemitum; II 237: scandit; II 329: fundit; II 348: frustra; II 363: antiqua; II 674: patri; III 273: execramur; IV 64: inhians; IV 67: vivit; IV 308: moritura; IV 323: hospes; IV 467/8: sola . . . incomitata . . . deserta; IV 473: sedent; IV 598: aiunt; IV 692: ingemuit; V 224: spoliata; VI 260: invade; VI 268: obscuri; VI 269: vacuas . . . inania; VI 425: inremeabilis; VI 429: atra; VI 466: extremum: „nevermore" (Poe). — (37) **M. Dean**, The High School Latin Course.

(41) **H. L. Ebeling**, Anthropology and the Classics. Verdeutlicht an Beispielen, welchen Nutzen für die klassische Philologie Kenntnis der Anthropologie, namentlich der vergleichenden, bringt. Bedeutung der Griechen und des Lukrez auch für diese Wissenschaft wird dargelegt.

(49) **C. K.**, The Love of Nature in Vergil. An der Hand des interessanten und gehaltvollen Buches The Love of Nature Among the Romans During the Later Decades of the Republic and the First Century of the Empire, von Sir A. Geikie (London 1912) stellt der Verf. die liebevolle Versenkung des Vergil in die Landschaft dar (bemerkenswert ist, daß in Hor. Carm. III 30, 10/14 der Satz mit qua zu dicar zu ziehen ist: vgl. Mart. I 61, 1/12; Propert. IV 1, 61/4) (I). — (51) **L. Cooper**, Cicero and Others in „Things New and Old." Der Lehrer ist es, der für die antiken Schriftsteller interessieren können muß. C. gibt das Ergebnis systematischer Umfragen bekannt, die sie über die Beliebtheit lateinischer Schriftsteller unter den Studenten gemacht hat. Hauptgrundsatz sei: man muß auch die antiken Autoren lesen, wie Bücher gelesen werden müssen! — (52) **E. H. Haight**, Notes on Summer Travel in Italy and Dalmatia. Rät den Amerikanern sehr zu einer sommerlichen Reise nach Italien und Dalmatien. Das Museum in Zara gilt der Verf. als besonders sehenswert.

(57) **C. K.**, The Love of Nature in Vergil (Schluß). — (59) **L. B. Mitchell**, Vergils Teachings on Rewards and Punishments in the After Life. Die Theorien über das Verbleiben der Seele nach dem Tode werden dargestellt. Die Annahme, daß die Seele an einen entfernten Platz sich nach dem Tode begebe, war den arischen Völkern gemeinsam mit einigen semitischen Stämmen (Hebräern z. B). Die Griechen glaubten außer an Hades als Ort des Aufenthalts der Seelen auch an die im Westen gelegenen Inseln der Seligen (Verf. gibt hier einen Euphemismus für „sterben" an, den die Kämpfer im Weltkrieg brauchten: going west!). Primitive Religion hat mit Moral in unserem Sinne nichts zu tun; die höher entwickelten Religionen sind dagegen mit Moral aufs engste verbunden. Genauer wird betrachtet, in welcher Weise Vergil die verschiedenen Arten der Seelen für die Unterwelt behandelt (im Vergleich mit Dante).

(65) **C. K.**, Greek in the High Schools. Setzt die praktische und ideelle Bedeutung des Griechischen für moderne Studenten auseinander. — (66) **E. H. Sturtevant**, The Italic Languages. Betrachtet die italischen indogermanischen Sprachen, stellt fest, daß das Keltische die nächste Verwandtschaft mit dem Italischen zeigt, behandelt eingehend die Lateinisch-Faliskische und Oskisch-Umbrische Dialektgruppe sowie die Abstammung und Sprache der Siculi auf Sizilien. — (70) **G. D. Hadzsits**, Media of Salvation. Gibt Wege an, wie man heute die Position der klassischen Studien verstärken kann.

Glotta. XI, 1/2.

(1) **A. Debrunner**, Das hellenistische Nebensatziterativpräteritum mit ἄν, mit Nachträgen S. 84. Von dem iterativen Präteritum mit ἄν im Hauptsatz, bei dem ἄν von der Bedeutung „gegebenenfalls" zu „jedesmal" gelangte, ist diese Konstruktion im Nebensatz völlig unabhängig. Hier ist der iterative Optativ wie jeder Optativ im Hellenistischen im Schwinden, nach dem Vorbild des ἄν + Konjunktiv für die Gegenwart tritt hier ἄν + Präteritum (Indik.) für die Vergangenheit ein. Imperfekt und Aorist sind dabei je nach der Aktionsart verteilt, das Iterative aber steckt dabei allemal nur in ἄν. Die spätere Ausdehnung des ἄν + Indikativ beruht auf verschiedenen Gründen (Zusammenfall von Indikativ und Konjunktiv, Vermischung von Fut. und Konj. Aor., Verdrängung des ὅτε durch ὅταν in der Erzählung und des εἰ durch ἐάν, Imperfekt von εἶναι hinter ἐάν usw.). — (29) **F. H. v. Helle**, Problem der lateinischen Silbentrennung. Die bekannte Schulregel ist erst von Servius formuliert worden und stimmt, wie bekannt, nicht zur römischen Aussprache. Es werden fünf Trennungsgesetze aufgestellt, die für die Aussprache und die Praxis des Schreibers gültig waren; darunter wichtig, daß *s* + Konsonant, *mn*, *gn* zu trennen sind, während Muta + Liquida zusammen auf die zweite Zeile gesetzt werden müssen. — (51) **F. Slotty**, Beiträge zur Kenntnis des Vulgärlateins. 1. Der sprachliche Ausdruck für die drei Dimensionen. Die verschiedenen Möglichkeiten des Ausdrucks werden durch das Lateinische verfolgt. Die Maßangabe steht entweder im Genetiv, der als adverbialer oder adnominaler Gen. qualitatis für das Urindogermanische erwiesen wird und im Romanischen noch fortlebt, *long de dix pieds*, oder in dem ebenfalls uridg. Akk. der Raumerstreckung oder seit Vitruv in dem selteneren instrumentalen Ablativ der Raumerstreckung. Einen Ausdruck der Art der Dimension gab es im Indogermanischen nicht, im Lateinischen ist am häufigsten das Adjektiv (*altus*), so noch im Romanischen, oder der Genetiv der Rubrik (*alti-*

tudinis), im Romanischen noch vorhanden (*dix pieds de long*) oder *in*, sei es mit Akkusativ (*in altitudinem*, seit Cicero *in altum*) oder mit Ablativ (*in altitudine* seit Vitruv *in alto*), ins Romanische fortgesetzt nur im freien Gebrauch wie *mettre ce bois en long*. 2. Typus Châlons-sur-Marne im Lateinischen. Die schriftsprachliche Norm ist *ad*, *apud*; in zweiter Linie kommen *in*, *prope* in Betracht. Der westromanische und italienische Ausdruck, der das Darübersein veranschaulicht, findet sich aber auch schon vor der Kaiserzeit: *supra* im bell. Afr. 80, 3, dann bei Ovid, Livius *super*, das in der späteren Kaiserzeit immer mehr zunimmt. — (75) **E. Schwyzer**, Kleine Bemerkungen zu griechischen Dialektinschriften. Hierunter IG VII 3682 das hocharchaische ἀνέθη = ἀνέθηκε. — (79) **E. Kiekers**, Zur Satzapposition, mit Zusatz von W. Kroll. *Eumenem prodidere Antiocho*, *mercedem scelerum* u. a. will K. aus altem Nominalsatz erklären, also Akk. für ehemaligen Nom. (*merces scelerum*), während K. die Hauptmasse aus Akk. verschiedener Art usw. deuten will. — (85) **R. Munz**, Über γλῶττα und διάλεκτος und über ein posidonianisches Fragment bei Strabo. διάλεκτος ist umfassender als γλῶττα, ersteres bezieht sich mehr auf das sprachliche Übermitteln von Gedanken, letzteres mehr auf das Sprechen. — (94) Literaturbericht für das Jahr 1917: **P. Kretschmer**, Griechisch.; **F. Hartmann**, Italische Sprachen und lateinische Grammatik; **W. Kroll**, Syntax.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Beckh, H., Buddhismus. Bd. 1: Einleitung. Der Buddha. Bd. 2: Die Lehre. 2. A.: *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 108. 'Höchst beachtenswerte Darstellung mit Verbesserungen und Zusätzen'.

v. Bissing, Fr. W., Die Kultur des alten Ägyptens. 2. A.: *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 113. 'Diese Neuaufl. wird dem großen Publikum dieselben trefflichen Dienste leisten wie ihre Vorgängerin'.

Clemen, K., Das Leben nach dem Tode im Glauben der Menschheit: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 22. 'Bringt für die Schule sehr viel anregenden Stoff'. *A. Jegel.*

Dittenberger, W., Sylloge inscriptionum Graecarum. 3. Bd. 3. A.: *D. L.-Z.* 3/4 Sp. 53. 'Klassisches Werk'.

Gardthausen, V., Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde. 2 Bde.: *D. L.-Z.* 6 Sp. 81 ff. 'Ist nur nach der buch- und bibliotheksgeschichtlichen Seite hin einigermaßen brauchbar und wertvoll'. *Kl. Löffler.*

† **Giesebrecht, Fr.**, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. 3. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 31. 'Vorzüglich geeignet, das Verständnis des Alten Testaments, besonders der Propheten, zu fördern'. *A. Rohmeder.*

Heiler, Fr., Das Gebet. 2. A.: *D. L.-Z.* 9 Sp. 121 ff. 'Redet von Religionsgeschichte, aber auch von Religion'. *M. Dibelius.*

Heisenberg, A., Neugriechenland: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 41. 'Klares Bild'. *A. Wagner.*

Helmolt, H. F., Weltgeschichte. 2. A., hrsg. v. A. Tille. IV. Bd. Balkan-Halbinsel. V. Bd. Italien-Mitteleuropa: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 38 f. 'Eine Quelle ernster Belehrung und Anregung'. *E. Stemplinger.*

Kleinpaul, R., Länder- und Völkernamen. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 33. 'Der Lehrer der Erdkunde wird aus dem Büchlein reiche Anregung schöpfen'. *J. Miedel.*

Kroll, W., Lateinische Philologie: *D. L.-Z.* 5 Sp. 69 ff. 'Gibt im allgemeinen ein recht vollständiges kritisches Bild'. *O. Weinreich.*

Lubosch, W., Die Bedeutung der humanistischen Bildung für die Naturwissenschaften: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 26. Besprochen von *H. Stadler.* — *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 106. Inhaltsangabe.

Lucian in Auswahl. Hsgb. v. Frhr. v. Grotthuß. 2 Bde. in 1 Bd.: *D. L.-Z.* 5 Sp. 71. 'Brauchbarer erster Überblick'.

Meinhold, J., Einführung in das Alte Testament: *D. L.-Z.* 6 Sp. 86 f. 'Auch wer auf diesem Gebiete zu Hause ist, liest das Buch mit großem Gewinn'. *O. Eißfeldt.*

Mengis, K., Die schriftstellerische Technik im Sophistenmahl des Athenaios: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 37. 'Gediegene Studie'. *H. Scharold.*

Meyer, H., Natur und Kunst bei Aristoteles: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 36 f. Inhalt besprochen von *L. Dittmeyer.*

Miller, K., Die Peutingersche Tafel oder Weltkarte des Castorius mit kurzer Erklärung: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 35 f. Anerkannt von *M. Bencker.*

Möller, G., Das Mumienporträt: *D. L.-Z.* 9 Sp. 133 f. Anerkannt v. *H. Ranke.*

Norden, E., Die Bildungswerte der lateinischen Literatur und Sprache auf dem humanistischen Gymnasium: *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 109 f. Anerkannt v. *Ed. Stemplinger.*

† **Oldenberg, H.**, Vorwissenschaftliche Wissenschaft. Die Weltanschauung der Brāhmana-Texte: *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 106 ff. 'Höchsten Lobes würdig und von bleibendem Wert'. *R. O. Franke.*

Pasquali, G., Orazio lirico: *D. L.-Z.* 3/4 Sp. 48 ff. 'Die Erklärung ist durchweg kenntnisreich, geschmackvoll und von großem stilistischen Feingefühl'. *F. Jacoby.*

Pott, A., Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwickelung: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 30. 'Wird seiner Aufgabe in trefflicher, auch für den Laien verständlicher Weise gerecht'. *M. Redenbacher.*

Samter, E., Deutsche Kultur im lateinischen und griechischen Unterricht: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 26. 'Kein Lehrer sollte sich diese Anregungen entgehen lassen'. *J. Borst.*

Sarre, Fr. u. **Herzfeld, E.**, Archäologische Reise im Euphrat- und Tigris-Gebiet: *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 97 ff. 'Monumentales Werk'. *E. Littmann.*

Scharr, E., Xenophons Staats- und Gesellschaftsideal und seine Zeit: *D. L.-Z.* 5 Sp. 73 ff. 'Im ganzen und großen verdient die ruhige Besonnenheit und das vorsichtige Abwägen bei der Entscheidung schwieriger Probleme volle Anerkennung'. *E. von Stern.*

Schleußinger, A., Des Q. Horatius Flaccus Oden und ausgewählte Epoden in deutsche Prosa übertragen und erläutert: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 37 f. 'Erfreut durch Pünktlichkeit und Sprachrichtigkeit'. *Fr. Kreppel.*

Sommer, F., Sprachgeschichtliche Erläuterungen für den griechischen Unterricht. Laut- und Formenlehre. 2. A.: *D. L.-Z.* 7/8 Sp. 110. 'Im kleinen vielfach verändert, größere Umgestaltungen waren nicht nötig'.

Steinmetz, G., Führer durch die römische Sammlung im Oberpfälzischen Kreismuseum zu St. Ulrich in Regensburg. 3./4. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 39 f. Anerkannt von *W. Egg.*

Stemplinger, E., Das humanistische Gymnasium und die neue Zeit: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 27. Gehaltreicher Aufsatz. *Fr Klein.*

Thieme, K., Scribisne litterulas latinas? 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 38. 'Schönes Büchlein'. *E. Stemplinger.*

Weise, O., Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. 4. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 1 S. 40. 'Verdient die weiteste Verbreitung'. *W. Heim.*

Mitteilungen.

Die Donatscholien des Codex Parisinus 7899 (P) des Terenz.

(Schluß aus No. 18.)

Wenden wir uns nun den eigentlichen Scholien zu. Hier hat P nur eine Auswahl in die Terenzhss übertragen, aber was er übernommen hat, zeigt nirgends einen Überschuß an Erklärungen gegenüber dem Bestand des geschlossenen Donatkommentars (die Glosse zu Andr. 152, die nach Kauer neu hinzukommt, ist fremden Ursprungs, wie sich später ergeben wird) und verrät andererseits aufs deutlichste, daß dem Exzerptor genau dasselbe Scholionkonglomerat vorgelegen hat, das wir jetzt besitzen. Dem steht nicht entgegen, daß er an ein paar Stellen in der Anordnung von unserm Kommentar abweicht; die Sache erklärt sich aufs einfachste daraus, daß P die einzelnen Anmerkungen an die betreffenden Worte des Terenztextes anschloß, und daß somit ganz von selbst die „richtigere" Reihenfolge entstand. Dabei ließ er sich nicht verführen, das Scholienzeichen einfach dahin zu setzen, wohin das Lemma des Kommentars wies, sondern prüfte die betreffende Stelle genauer, und dabei fand er, daß einige Scholien ein falsches Lemma hatten; die schrieb er dann zu der richtigen Stelle. Insofern hat Kauer ganz recht, wenn er schreibt, der P-Scholiast zeige sich als einen „denkenden Menschen". Das wird ja auch sonst erwiesen durch die ganze Art, wie er den Donatkommentar exzerpiert. Viele Erklärungen, die ihm weniger nützlich erschienen sein mochten, hat er weggelassen, andere zusammengezogen oder gekürzt; namentlich hat er eine Anzahl von Zitaten gestrichen, darunter auch die griechischen. Recht bezeichnend ist Andr. 200: hier schreibt P das erste Scholion ganz aus, das zweite jedoch nur zur ersten Hälfte, dann das dritte eingeschobene und läßt dann den Schluß des zweiten, den er als besondere Anmerkung ansah, aber für entbehrlich hielt, weg. Ferner 203: P gibt No. 1 und von No. 2 das Lemma (!), streicht aber das Cicerozitat, das den einzigen Inhalt des Scholions ausmacht; anscheinend hat er das zweite Lemma nicht als solches erkannt (es ist auch in A nicht als solches kenntlich gemacht: *admonitio. ubi uis facilius. P. S. cicero* usw.). Von den Anmerkungen zu V. 204 hat P alles weggelassen bis auf die Glossen 1. *hic yronia est* (dazu *yronia* noch als Interlinearglosse); 2. . . . *quasi dicat meliora loquere* . . .: 3. *ergo cum admiratione bona uerba inquit rogo te*; 4. *id est non te ignoro non me decipis* . . .; 5. . . . (als Interlinearglosse *ellenis fig̃* eingetragen; bezeichnend die Kürzung, da in A ÷ ΛΛΗΝΙC *a loco.*, in V * * * * *a loco* steht, die Quelle hatte also Ε̄ΛΛΗΝΙC ꞏaLUC̄, d. h. ελληνισμος in zwei Wörter zerteilt, deren zweites zu *a loco* entstellt wurde; dies läßt P beiseite und nahm nur das, was als Graecum erschien, auf, schrieb es aber seiner Gewohnheit nach um!); 6. . . .; 7. *nihil pro etiam nunc.* Zu V. 230 beginnt das erste Scholion in A: *nec satis digna cui. c. P. p̍mū bene in conclusione*, P läßt das Lemma fort und schreibt von *Primum bene* an die Erklärung ab; ohne Zweifel gehört aber *Primum* nicht zum Scholion, sondern zum Lemma (*cui committas primum partum mulieris*: auf diese Fassung führt auch der Schluß des Scholions; vgl. auch das Lemma zu Schol. 3), also ist P hier unachtsam gewesen. In V. 35 setzt P zu *potuisset et* (so = A; *to* richtig TCK) *quid* noch hinzu *panphilus*: die Sache findet ihre Erklärung, wenn wir in A lesen: *potuisset & quid pāfilus. MISIS.*, d. h. beim Ablösen der Scholien aus einer Terenzhs wurde die Überschrift der folgenden Szene versehentlich mit abgeschrieben und dann der erste der beiden Namen äußerlich zum Scholion gezogen! Genug: man mag die P-Scholien prüfen wo man will, sie führen nirgends über unseren Kommentar hinaus, sondern lassen sich restlos aus ihm ableiten, und zwar gerade aus der Form, in der uns jener vorliegt. Dagegen sprechen die Abweichungen im einzelnen, die uns bei P begegnen, nur scheinbar; denn der Scholiast hat keineswegs, wie Kauer anzunehmen scheint, den Text seiner Vorlage unberührt gelassen, sondern sich öfter kleine Änderungen erlaubt, wie schon der Vergleich der doppelt eingetragenen Inhaltsangaben zur Genüge erweist. Wenn er ferner zur Verbindung

der aus der Einleitung entnommenen Stücke sich nicht scheut, hier ein *sane* einzuflicken, dort ein *ergo* zuzufügen, so wird man ihm auch zutrauen dürfen, daß er gelegentlich auch bei den Scholien etwas zusetzte, wie er andererseits dies und jenes ausließ. So z. B. ändert er Andr. 240 den Schluß *id est „uxorem dare“ quod ait* leicht um, indem er die letzten beiden Worte streicht, und fügt aus V. 238 das dort zwischen *uxorem* und *dare* stehende *decreverat* ein, obwohl es hier garnicht am Platze ist. Zu Andr. 172 bemerkt Kauer, daß das Lemma von Schol. 1 fehle, bei Schol. 2 vermerkt er dies nicht, sondern gibt nur an, P schreibe *ad hoc autem inducitur certus;* unsere Hss kennen das *autem* nicht, es wäre ja auch sinnlos bei einem besonderen Scholion mit eigenem Lemma. Ich vermute daher, daß es P hinzugefügt hat, um die beiden Scholien zu verbinden, und daß er vielleicht auch das zweite Lemma gestrichen oder nicht als solches angesehen hat. Ebenso findet sich in den arg zusammengestrichenen Scholien zu V. 55 ein *autem* eingeflickt: aus Schol. 2 und 3 . . *aut erit certe figurata locutio*, *ut est illud* Eun. prol. 1—3) . . . *et alibi* (Ad. IV 4, 26) . . . 3 *PLERIQVE OMNES F.* ἀρχαϊσμός *est . nam errat qui „plerique“* παρέλκον *intellegit aut qui subdistinguit „plerique“ et sic infert „omnes“* usw. macht P folgende Notiz: . . . *aut certe figurata locutio. errat autem qui subdistinguit et sic infert „omnes“* usw. Man sieht also, wie er mit seiner Vorlage umspringt; hat er sich doch auch nicht gescheut, in derselben Scholiengruppe für *haec adiectio dicitur in primo posita loco* kurz zu notieren *in primo loco hic dicitur*. Auch zu V. 200 hat P durch *autem* (*aut* gibt Kauer an) wohl die beiden Scholien miteinander verknüpfen wollen. Solche Wahrnehmungen müssen gegen die Abweichungen der *P*-Scholien von unserer Überlieferung höchst bedenklich stimmen, jedenfalls soweit es sich um ein Mehr oder Weniger handelt, das sich aus dem Verfahren des Exzerptors herleiten läßt; und bei der Umstellung einzelner Wörter liegt die Sache nicht anders, da auch hier P es mit der Wiedergabe seiner Vorlage nicht allzu genau genommen hat.

Von Andria 245 an gibt P außer den Aktinhaltsangaben nur noch kurze Glossen, teils über dem Text, teils am Rande. Wer sie überblickt, bemerkt sofort, daß es dem Exzerptor besonders auf die griechischen Termini technici ankam, die er aus dem Kommentar herausholt und regelmäßig lateinisch schreibt, dabei aber nicht selten auch verändert. Das letztere ergibt sich mit Sicherheit, wenn man vergleicht

Eun. 224	Kommentar:	εἰρωνικῶς,	*P*: *yronia*
228	„	„	„ „
310	„	ὑπερβολικῶς,	„ *yperbole*
356	„	παρελκόντων, *„quaeso“ et „hercle“*,	„ *parelcon*
426	„	ἀλληγορικῶς . . ., τρόπος ἀλληγορία,	„ *allegoria*
431	„	εἰρωνικῶς,	„ *yronia*[1]).

[1]) 457 ist P ein auffälliges Versehen untergelaufen. Im Kommentar heißt es zum Schlusse

Wie er diese Graeca zusammengelesen hat, zeigen folgende Beispiele: Eun. 65 wird im ersten Scholion ἔλλειψις notiert, daran ist mit ganz törichtem *nam* ein zweites angehängt, *amat* ἀποσιωπήσεις *nimia indignatio* (folgt Verg. Aen. I 135), aus beiden zieht P sein *Eclipsis et aposiopesis* (AΠOCIΩΠECIC hat auch der Cod. B). Es kann daher gar keine Rede davon sein, hinter ἔλλειψις im ersten Scholion ein *et* ἀποσιώπησις einzuschieben, wie Kauer vorschlägt, der den Charakter des zweiten Scholions und seine Anknüpfung nicht berücksichtigt hat; vgl. Don. zu Andr. 285, 1, wo unter Berufung auf Eun. 65 ebenfalls nur ἔλλειψις notiert ist; vgl. auch zu Eun. 1050. Ebenso töricht wie an der besprochenen Stelle ist Eun. 89 das zweite Scholion (mit Verg. Aen. IV 93) durch *nam* angeflickt, das im übrigen nur Donat zu Andr. 755 wiederholt (daher jedenfalls auch das *saepe*, das in etlichen Hss in *semper* entstellt ist). Unmöglich kann man behaupten, daß das zweite Scholion bereits eine Notierung von εἰρωνεία voraussetze; P hat vielmehr sein *yronia* dem zweiten Scholion entlehnt, wo *ironiae* steht. Wenn der Exzerptor zu Eun. 325 *Epiteton* und *Enfasis* notiert, so ist das wieder ein Zeichen dafür, daß er das uns vorliegende Scholienkonglomerat benutzt hat, da auch in seiner Vorlage offenbar das Scholion 4 bereits in das Scholion 3 eingeschoben war. Auch Eun. 271 schöpft P aus zwei Nachbarscholien sein *Eclipsis cum yronia:* 1. ἔλλειψις, 2. *haec tota locutio . . . ironiae plena est.* Desgleichen 237 *Tonmeson vel yronia* aus Schol. 3 *ornatus* τῶν μέσων *est* und Schol. 4 *vel simpliciter hoc accipe vel* εἰρωνικῶς.

Wenn an den eben besprochenen Stellen nicht von neuen Scholien die Rede sein kann, so ist das an anderen ebensowenig der Fall, trotzdem die Sache auf den ersten Blick anders aussieht. Zu Andr. 339 gibt P über dem Text die Glosse *deest „post“* (für *propter* wie auch V. 289, eine in den Hss häufige Verwechselung) und setzt noch an den Rand *Eclipsis*, das bei Donat fehlt, wo nach Kauer *figura* ἐλλείψεως zu ergänzen wäre. Ich glaube das nicht, die Einfügung verbietet schon das folgende *ut sit „propter nescio quid“*. Sollte nicht vielmehr P selbst für das *Eclipsis* verantwortlich sein? Zu dieser Annahme führen auch ein paar andere Stellen. Eun. 104 notiert Donat *translatio*, und es heißt dann *translata . . . ab aquario uase fictili*; P aber merkt an *Metafora a uase*; das. 152 schreibt Donat *iam silentium accusat* . . . und P setzt an den Rand *Aposiopesis!* Deshalb will Kauer ein neues Scholion *PESSUMA* ἀποσιώπησις einfügen; aber wieso liegt denn hier eine Aposiopese überhaupt vor? Der Verdacht ist doch sehr groß, daß der P-Scholiast hier seine eigene Weisheit angebracht hat. Zu Eun. 284 *DIGITVLO* notiert er *yperbole*, nach Kauer ein neues Scholion; keineswegs, *et est gravis* εἰρωνεία *„quam uenuste“*: offenbar wollte er hier auch *yronia* notieren, schrieb aber irrtümlich *quam uenuste* an den Rand, d. h. nicht das Lemma des Scholions (so Kauer), sondern die Schlußworte!

es ist einfach aus dem zu 285 entnommen, wo es heißt *mira loquentia*, *in qua utraque* ὑπερβολή *expressissima est* . . . *„uno digitulo“* . . . *„calcibus saepe insultabis“* . . . Gleich darauf bemerkt Donat zu 286 *„nam“* abundat, und daraufhin schreibt P an den Rand *Parelcon*; der Fall ist genau so zu beurteilen wie die obigen, keineswegs aber für *abundat* in den Donattext παρέλκον *est* einzusetzen, wie Kauer vorschlägt. Zu Eun. 281 *PAVLVLVM* vermerkt P am Rand *yronia*, und Kauer meint, es müßte in das Scholion zu 280 (S. 328, 5) ein griechisches Wort eingefügt werden, εἰρωνεία oder εἰρωνικῶς; das ist aber garnicht nötig, denn es steht ja schon *ad irrisionem* da! Mit dem Scholion zu 279, zu welchem Verse P nichts notiert hat, ist es eine Sache für sich; wenn die glossierten Terenzhss (in Übereinstimmung mit Bruns) zu LAVDO vermerken *yronicos*, so folgt daraus noch nicht, daß Donat zu *SIC SOLEO AMICOS* statt *hoc* ἐλλειπτικῶς schrieb εἰρωνικῶς. Sicherlich liegt aber an unserer Stelle eine Ellipse des Infinitivs vor (*deludere* ergänzt die Glosse bei Bruns und Schlee, *beare* die in cod. *E* und ebenso Ashmore z. d. St.), und die Überlieferung in TC (V² hat mit den dett. *est eunuchos* verschlimmbessert *est amicos* führt vielleicht eher auf ΕΛΛΙΠΤΙCΟC als auf ΕΙΡΩΝΙCΟC; freilich läßt sich nicht leugnen, daß auch die Worte *sic soleo amicos* ironisch gefärbt sind, ebenso wie Ad. 923 *sic soleo*, wozu Donat vermerkt *potest* εἰρωνεία *videri*. Dann würde Stephanus recht haben mit seinem εἰρωνικῶς. Nur ist die Notiz in P alles eher als eine Stütze für diese Lesart an dieser Stelle.

Zieht man nun alle die P-Glossen ab, die sich auf diese oder jene Weise leicht aus unserm Donat erklären lassen, so bleiben doch noch eine Anzahl übrig, die wirklich „neu“ sind; es fragt sich aber sehr, ob sie dem Donat angehören. Hierzu sind z. B. zu rechnen Eun. 210 *zeuma*, 259 *Silempsis per casus* 265 *Silempsis per modos*, 417 *Sincope*, Andria 282 *Epizeusis*. Das letztere Wort kommt bei Donat in Ter. überhaupt nicht vor, dagegen schreibt er in der Ars (G L. IV 398, 12) *Epizeuxis est eiusdem verbi in eodem versu sine aliqua dilatione congeminatio*; die συγκοπή notiert er mehrmals, ein entsprechender Fall liegt Phorm. 101 vor (*commorat*), welche Stelle auch in der Ars (396, 10) angeführt wird; σύλληψις *per casus* wird angemerkt Ad. 867, σ. *per modos* kommt nicht vor. Da wir aber in den Terenzglossen (bei Schlee) mehrfach *zeuma* notiert finden, einmal auch *syllepsis per genera*, so ist nicht ausgeschlossen, daß P seine Notizen aus einer Terenzhs entnommen hat. Daß er aber tatsächlich aus einer solchen Nebenquelle schöpfte, ergibt sich aus Kauers Angaben mit voller Sicherheit. Er bemerkt selbst, daß die Eintragungen zum Phormio größtenteils mit dem sogen. Commentarius antiquior (das sind eben jene Terenzglossen) übereinstimmen, und von anderen die er als neue Donaterklärungen in Anspruch nehmen möchte, läßt sich dasselbe nachweisen. So steht die Glosse zu Andr. 152 *adest*] *s. tempus* bei Bruns, 716 *proprium*] *perpetuum* bei Bru 726 *lumine*] *numquid humo apponam* bei Bruns, [illegible] *ferre*] *s. ardores* und *amare*] *illam* sowie *ilicet*] *statim* bei Bruns, 180 *quin perfeceris*] *s. nulla mora (in me) fuit* bei Bruns, 694 *pro adhuc ponitur*: in C und bei Bruns *adhuc*, in anderen Terenzhss *dic adhuc*. Es wäre also ganz unberechtigt, wenn man diese „neuen“ Scholien in den Donatkommentar interpolieren wollte. Woher P sie hat, verrät er wohl selbst bei der zuletzt erwähnten Glosse, indem er davor die tironische Note *vetustus* setzt, die er sonst öfter gebraucht, wenn er Lesarten der alten, von ihm für den Terenztext verwendeten Hs anführt. Über das Alter der Glossen ist damit freilich noch nichts gesagt, denn die können auch erst ziemlich spät in jene Terenzhs eingetragen worden sein. In P standen ursprünglich noch mehr Glossen gleichen Ursprungs, denn Kauer bemerkt, daß die Donatscholien namentlich am Anfange der Andria vielfach auf ausradierten Glossen ständen, die zum sogen. Comm. ant. gehörten.

Was die rhetorischen Notizen zu Eun. 81, 107, 144 und 162 betrifft, so stehe ich auch diesen sehr skeptisch gegenüber; zu 107 merkt nämlich auch Eugraphius an *narratio incipit*, und das Scholion, das Kauer aus cod. v anführt, ist wörtlich aus Eugraphius S. 98, 23 meiner Ausgabe entlehnt. Daß aber zwischen dem Kommentar des E. und den Erklärungen des Comm. ant. allerhand Beziehungen herüber und hinüber bestehen, habe ich bereits im Rhein. Mus. 62, 205 ff. dargetan. Mit der Glosse zu Eun. 116 steht es anders, denn das von P angemerkte *Bassis* ist aus dem Donatscholion z. d. St. entnommen, wo auch unsere Hss *bassis* für *basis* haben.

Nach alledem wird es mehr als gerechtfertigt erscheinen, wenn ich es ablehne, die von Kauer als neue Donaterklärungen bezeichneten Anmerkungen des Parisinus in den Text des Kommentars aufzunehmen. Anders steht die Sache mit den einzelnen Lesarten in solchen Scholien, die nachweislich aus Donat übertragen sind. Hier besitzt P für uns den Wert einer alten guten Hs und ist vielleicht der älteste Textzeuge, den wir für unseren Kommentar besitzen; denn daß dieser und nicht aufgelöste Donatscholien eines früheren Stadiums benutzt sind, bedarf wohl keines Beweises mehr. An vielen Stellen bestätigt P die Lesarten unserer besten Hss, auch da, wo sie Korruptel haben, und vor allem ist es von Wert zu erkennen, daß in den Teilen, wo wir nur junge Hss des 15. Jahrh. zur Verfügung haben, die der Ausgabe zugrunde gelegte Überlieferung volles Vertrauen verdient. Kommt auch im ganzen für die Textkritik nicht viel dabei heraus, so ist doch schon diese Bestätigung ein Gewinn, namentlich da, wo in den jungen Hss nur die eine oder andere einen griechischen Terminus technicus bietet, während die anderen ihn mit oder ohne Lücke ausgelassen haben. Darum muß Kauers Veröffentlichung mit Dank begrüßt werden.

Ein paar Stellen habe ich mir mit Absicht bis zuletzt aufgespart, nämlich die Ergänzung mehrerer

Lücken in den Inhaltsangaben der Praefationes zum Phormio. Hier glaubt Kauer, daß wir mit Hilfe von P die Lücken ergänzen könnten. Das ist richtig, es fragt sich bloß, ob wir damit den ausgefallenen Donattext wiedergewonnen haben. Das erscheint mir aber mehr als zweifelhaft. Wir müssen doch bedenken, daß P unsern Kommentar benutzt, daß seine Quelle also mit unsern Hss auf eine und dieselbe Vorlage zurückgeht; somit ist es an sich wenig wahrscheinlich, daß die drei Textstücke, um die es sich handelt, in P's Quelle sollten gestanden haben, während sämtliche übrigen Hss lückenhaft sind; es ist auch nicht recht ersichtlich, wodurch im geschlossenen Kommentar der Ausfall der betreffenden Teile könnte veranlaßt worden sein. Sodann haben wir gesehen, daß P mit dem Texte seiner Vorlage nicht gerade sehr schonend verfährt, daß er namentlich bei seinen Auszügen aus den Praefationes sich manche Freiheiten erlaubt. Da der Scholiast aber eben kein stumpfsinniger Abschreiber war, so mußte er beim Eintragen bemerken, daß die Inhaltsangaben zum 1., 2. und 5. Akt des Phormio unvollständig waren, und so konnte er unschwer auf den Gedanken kommen, das Fehlende zu ergänzen. Und daß er das wirklich getan hat, dafür scheint mir besonders zu sprechen, was er zum 1. Akt des Phormio zufügte. Wie oben bemerkt, hat Donat bei diesem Stück für die einzelnen Akte den Kasus von *actus* variiert. So beginnt er *Primus actus* (Nominativ) *in colloquio est Davi et Getae per quos discit populus argumentum*, und nun fährt P fort *item Antiphonis et Phaedriae de amore sermocinatio, itemque perturbatio Getae eiusdemque mox cum Antiphone et Phaedria disputatio*: das wäre erträglich, wenn es in der Inhaltsangabe zum 3. Akte stände, wo es heißt *tertio actui attribuitur litigium . . . tum consultatio . . . tum reditus* usw., oder auch in der zum 4. Akte, die eine ähnliche Konstruktion erlaubt, aber nach dem Anfange Donats fällt die Ergänzung völlig aus dem Satzbau heraus. Dazu kommt noch die Anknüpfung mit *item* und *itemque*, die nicht Donats Ausdrucksweise entspricht; dieser verwendet *item* nur einmal in der Praef. zur Hec. (S. 191, 17), aber hier ist das Verhältnis der verbundenen Teile doch etwas anders. Demnach wird man die Ergänzungen in P kaum anders beurteilen können wie irgendwelche Konjekturen, und es erscheint mindestens ebenso zweifelhaft, ob wir in dem Zusatz zur Praef. in Eun. (S. 269, 22) mehr erblicken dürfen als einen Versuch, die Inhaltsangabe des Kommentars zu berichtigen und zu vervollständigen.

Oldenburg. P. Weßner.

Eingegangene Schriften.

J. M. Linforth, Solon the Athenian (University of California Publications in Class. Philol. Vol. 6). Un. of California Press, Berkeley.

W. A. Merrill, Notes on the Silvae of Statius. Book I—IV (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 5, No. 4—7). Un. of California Press, Berkeley.

M. E. Deutsch, The Death of Lepidus, Leader of the Revolution of 78 B. C. (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 5, No. 3). Un. of California Press, Berkeley.

H. C. Nutting, Caesar's use of post tenses in cum-clauses (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 5, No. 1). Un. of California Press, Berkeley.

W. A. Merrill, Parallelisms and Coincidences in Lucretius and Virgil (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 3, No. 3). Un. of California Press, Berkeley.

W. A. Merrill, Parallelisms and Coincidences in Lucretius and Ennius (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 3, No. 4). Un. of California Press, Berkeley.

W. A. Merrill, Lucretius (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 4). Un. of California Press, Berkeley.

W. A. Merrill, Notes on Lucretius (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 3, No. 5). Un. of California Press, Berkeley.

A. Fr. Bräunlich, The indicative indirect question in Latin. Chicago.

Platons Staat. Neu übers. u. erläut. v. O. Apelt. 5. A. Leipzig, Meiner. 28 M., geb. 37 M., Geschenkband 50 M.

Platons Dialog Theätet. Übers. u. erläut. v. O. Apelt. 3. A. Leipzig, Meiner. 15 M., geb. 21 M.

Vorwort und Einleitung zur Gesamtausgabe von Platons Dialogen von O. Apelt. Leipzig, Meiner. 7 M. 50.

Platon-Index als Gesamtregister zu der Übersetzung in der philosophischen Bibliothek von O. Apelt. Leipzig, Meiner. 37 M. 50, geb. 47 M. 50.

Bulletin de la société archéologique Bulgare. VII 1919—1920 (bulgarisch). Sofia, imprim. de la cour.

Heimatkundliche Studienfahrt.

Die Regensburger Volkskurse veranstalten mit Genehmigung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus in der Woche vom 31. Juli zum 6. August eine heimatkundliche Studienfahrt an die nördliche Donau. Durch Vorträge und Führungen sollen die Teilnehmer mit einem Stück deutschen Kulturbodens bekannt gemacht werden. Im einzelnen ist folgendes vorgesehen: Vorträge: „Das römische Regensburg", „Kirchliche und profane Kunst", „Geographische und wirtschaftliche Bedeutung Regensburgs", „Geologie der Landschaft um Regensburg"; Führungen: Städte Regensburg, Abensberg, Kelheim, Burgruinen Donaustauf und Brennberg, Walhalla, Befreiungshalle, Kloster Weltenburg, Römerlager Einig (castra Abusina), Beginn des limes bei Hadersfleck (Hadriani vicus), Keltische Ringwälle bei Kelheim, Mündung des Donau-Main-Kanals, Hafenanlagen, Talsperre bei Wiesent, Donauschlucht bei Weltenburg, Granitblockmeere des Urgebirges bei Falkenstein. Als Lehrkräfte wurden erste Autoritäten gewonnen. Männer und Frauen, die Liebe zur deutschen Heimat hegen, sind herzlichst eingeladen. Die Teilnehmergebühr beträgt einschließlich Unterkunft, Verpflegung und der von Regensburg aus notwendigen Eisenbahnfahrten 350 Mark. Anmeldungen können nur bis einschließlich 30. Juni entgegengenommen werden. Nähere Auskunft erteilt Studienrat Joseph Ostler, Regensburg, Dechbettenerstraße 38.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

Classics

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 14. Mai. 1921. №. 20.

Inhalt.

Auszüge aus Zeitschriften.

W. H. Roscher, Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl und ihr Verhältnis zum Altpythagoreismus. Berichte über d. Verh. der Sächs. Akad. d. Wiss., Philol.-hist. Kl. LXXI, 5. Leipzig 1919, Teubner. IV, 114 S. 8. 3 Fig. im Text. 3 M. 20.

K. Mras, Sprachliche und textkritische Bemerkungen zur spätlateinischen Übersetzung der Hippokratischen Schrift von der Siebenzahl. Wiener Studien XLI (1919), Heft 1/2. S.-A. 26 S.

W. A. Heidel, Hippocratea I. Harvard Studies in Classical-Philology XXV (1914). S. 139—203. S.-A.

Roscher sucht erneut zu erweisen, daß die in der Hippokratischen Schrift Περὶ ἑβδομάδων enthaltene Kosmologie (c. 1—11) in ihren Grundgedanken vorpythagoreisch ist. Er vergleicht zu diesem Zweck besonders den eingeengten und primitiven geographischen, arithmetischen und astronomischen Standpunkt des Kosmologen eingehend mit dem viel weiterblickenden und fortgeschrittenen der Pythagoreer. Dabei bekämpft er die Einwände, die die Beurteiler seiner früheren Arbeiten erhoben haben, und betont, daß wir in diesen elf Kapiteln nur das Exzerpt aus einer vollständigeren Originalschrift vor uns haben, das der Verf. der anschließenden Pathologie „als philosophisches Mäntelchen“ für seine eigene Abhandlung verwendete. Wenn jedoch R. dazu neigt, den Pathologen bereits 500 v. Chr. anzusetzen (S. 106, 17), so greift er jedenfalls viel zu hoch. Eine genaue sachliche und stilistische Untersuchung der gesamten Schrift Π. ἑβδ. wird hier Klarheit schaffen. Freilich ist ihre Durchführung dadurch erschwert, daß der zum Teil stark verderbte griechische Text nur in Bruchstücken erhalten ist und der vollständig überlieferte spätlateinische Text erst in eine Form gebracht werden muß, die das Verständnis ermöglicht. Einen vielverheißenden Anfang zur Lösung dieser Aufgabe macht Mras, der in sachkundigster und besonnener Weise wertvolle Beiträge für die Gestaltung des lateinischen und griechischen Textes liefert. Aber schon das einleuchtend hergestellte 3. Kapitel weist, wie M. hervorhebt, mit seiner παρήχησις im Stile des Gorgias in die Zeit der ersten Sophistik.

Heidels Hippocratea endlich, die infolge des Krieges verspätet eingetroffen sind, sind ein willkommenes Nebenprodukt der Hippokratesstudien, die H. für seine philosophisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten machen mußte. Sie enthalten Beiträge zu 27 Schriften des Corpus Hippocraticum, und zwar sind es nicht nur Späne der Konjekturalkritik, die bei der Arbeit abfielen, sondern auch Ausführungen im Sinne der höheren Kritik; für Π. διαίτης z. B. gehen Heidels Gedanken über Fredrichs „Physiker, Herakliteer, Kompilator“ ähnlich wie die

Reinhardts in seinem Parmenides. Die Arbeit bedeutet eine Förderung der Hippokratesforschung.

Leipzig-Gohlis. F. E. Kind.

Gordon J. Laing, The genitive of value in Latin and other constructions with verbs of rating. Chicago, Illinois, 1920, The University of Chicago Press. 48 S. gr. 8. 75 bezw. 78 $.

Die Aufgabe geht dahin, Ursprung und Anwendung der verschiedenen Fügungen (Gen. Abl., Präpos., Adverb) bei den Zeitwörtern des Schätzens (*of estimating, valuating*) von Plautus bis Gellius möglichst vollständig, von da bis Gregor von Tours in kennzeichnenden Stichproben darzutun, zuerst unter dem Gesichtspunkt der Wertbezeichnungen, an zweiter Stelle unter dem der Verben.

Was den Ursprung betrifft, so wird in sachlicher Abwägung der Gründe die lokativische Deutung verworfen, die geistvolle Parallelisierung des ī von *magnī* usw. mit einem bestimmten Sanskritsuffix-ī durch J. Wackernagel schließlich doch abgelehnt, die partitive Auffassung in einzelnen Fällen wie *aequī bonīque facere, bonī cōnsulere* zugelassen, ebenso wie die als gen. qualit. für Beispiele der Art von *magnī pretī esse*, im wesentlichen aber eine eigene (adverbiale) Gattung des allgemeinen Genitivs des Bereiches aufgestellt, die neben den anderen, wenngleich nicht ohne Übergänge, so doch im großen ganzen selbständig dastehe. Bei einem Landsmann von E. P. Morris ist von vornherein zu erwarten, daß die in dessen Buch über Principles and methods of Latin syntax, New York 1901, gegebenen Anregungen über den Einfluß der Wortbedeutung, des Satzzusammenhanges, der Verneinung usw. auf fruchtbaren Boden fallen werden. Im einzelnen sei hervorgehoben, daß der Verf. die Seltenheit des im Altlatein auf 4 Belege beschränkten Ablativs feststellt und die hergebrachte Unterscheidung, wonach dieser in der Regel den äußeren, der Genitiv aber den inneren Wert bezeichne, gegenüber Wölflin, wie mir scheint, mit Recht verteidigt. Dabei würde ich nur Cic. de off. III, 23, 92 *an emat denario, quod sit mille denarium?* das *denarium* als gen. qual. fassen. Ferner enthält m. E. an Stellen wie Liv. IV, 54, 6 *quaesturamque eam non honoris ipsius fine aestimabant* der Abl. nicht die Angabe des Wertes, sondern des Mittels, diesen zu bestimmen, wie denn Laing selbst bald darauf (auf S. 34 unten) unter Hinweis auf Beispiele mit *dē, ex, per* (vgl. Cic. p. Rosc. com. 10, 29 *ex veritate pauca, ex opinione multa aestimant*) durchaus zutreffend nicht von *valuation* schlechtweg, sondern von *standard of valuation* spricht.

Zum Schluß eine Frage, deren Lösung auch nach der vorliegenden Erörterung noch auszustehen scheint! Wie kommt es, daß die vergleichenden Schätzungswörter so verschwindend selten im Ablativ auftreten (so nach S. 34 f. im Cod. Justin, *maiore valebant*, bei Cic. *plure venit*, bei Lucil. *plure vendunt*, bei Festus *minore taxat*, in der Vulg. *quanto valere potest, tanto aestimabitur*, bei Plaut. *quanto est*), sonst aber fast immer im Genitiv erscheinen als *tantī(dem), quantī, plūris* und *minōris*, und dies sogar bei Verben des Kaufens und Verkaufens, wo unzweifelhaft der äußere Wert gemeint ist? Auch der auffallende Wechsel Sen. epist. 85, 12 *tantique erunt, quanto fient* könnte behandelt sein.

Im übrigen wird durch solche Kleinigkeiten die Untersuchung nicht beeinträchtigt, die zwar keine überraschenden Neuigkeiten bringt, in ihrer nüchternen Gediegenheit aber doch Ergebnisse zeitigt, denen man gerne zustimmt. Insbesondere scheint die Hauptthese bewiesen, daß der eigentliche gen. pret. dem Genitiv des Bereiches einzugliedern und dem gen. partit. sowie dem gen. qualit. beizuordnen sei.

Hannover. Hans Meltzer.

Edmund Weigand. Vorgeschichte des korinthischen Kapitells. Würzburg 1920. III, 78 S., 3 Beilagen. 6 M. 50.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, das Problem der Entstehung des korinthischen Kapitells aufzulösen durch die Verfolgung seiner wichtigen Grundbestandteile in den vorausgehenden Epochen; also, in einer Vorgeschichte darzustellen, wie weit deren Entwicklung zur Zeit des Auftretens des wirklichen korinthischen Kapitells vorgeschritten war. Als diese maßgebenden Grundbestandteile erkennt Weigand den Kalathos und die Eckhelices, während er in den Blattkränzen, den Innenhelices und der Blüte tektonisch minder bedeutsame, schmückende Teile sieht. Der Zusammenschluß all dieser Elemente bedeutet die Schöpfung des korinthischen Kapitells. W. nimmt für sie etwa das Jahr 425 v. Chr. an und nennt den Namen des Kallimachos.

Es wird gut sein, diesen unter der Fülle reichsten Stoffes nicht immer ganz klar hervortretenden Gedanken zu verfolgen, und dann erst kurz Stellung zu nehmen.

Als letzte Quelle sucht W. für die ursprünglich pflanzlichen Formen des korinthischen Kapitells die ägyptische Kunst, hebt jedoch auf das Nachdrücklichste hervor, daß diese zur Zeit, als die griechische ihren Stil bildete, nicht mehr fähig war, aus sich heraus andere Kulturen unmittelbar zu befruchten. Vermittler des überreichen ägyptischen Formenschatzes sind die benachbarten Kulturen des Ostens, und es klingt wie ein Leitmotiv in den ersten Teilen der Untersuchung immer wieder an (S. 24—26), daß die Syrophöniker in erster Linie diese Kulturaufgabe erfüllten. Kraft ihrer Gabe zu geistiger und formeller Abstraktion reduzieren sie die rein ägyptischer Erfindungslust entsprossenen Formen auf ihre linearen Elemente. Keine Kultur ist im Mittelmeer so weit verbreitet als die syrophönikische, mit ägyptischen Formen wirtschaftende der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends. Ihr Ursprungsland, nur noch wenig erforscht, ist Syrien; Kypros die wichtigste Etappe auf dem Wege nach Westen. Kapitelle mit aufsteigenden Voluten und die meist fälschlich „kyprisch" genannten Kesselkapitelle finden sich in salomonischen Schichten Syriens (Arados, Sidon, Megiddo) und sind somit als ursprünglich syrisch-phönikisches Gesamtgut erwiesen. —

Zunächst behandelt W. die Kalathos- oder Kelchform (S. 4—18) und führt sie zurück auf das ägyptische Papyrusdoldenkapitell mit seinen aufgemalten, derselben Pflanze, die die ganze Säule darstellt, angehörenden Blättern. Hier der wichtigste Unterschied gegen die griechische Form, die fremde, stets plastisch ausgeführte Blätter ansetzt. Durms Zusammenstellung, weil mit einem viel zu jungen, bereits wieder durch Griechisches beeinflußten Kapitell gemacht, wird als irreführend verworfen (Bauk. d. Griechen³ S. 346). Der Kalathos, verbunden mit dem am Palmkapitell besonders entwickelten Blattüberfall, ist von der syrophönikischen Kunst unter Betonung des letzteren im Kunstgewerbe verbreitet: Thymiaterion aus Megiddo (Arch. Anz. 1907 Sp. 300), also sicher phönikisch. Der Blattüberfall wuchert zum hängenden Blattkranz, zu dem ein aufsteigender Blatteil erst in Assyrien tritt: Kapitell (?) Perrot II S. 726 Fig. 386. Hier erscheint auch schon der dem korinthischen Kapitell eigene Wulstring unter den Blattkränzen. In phönikischer Kunst wurde diese Form aufgenommen (Beil. I, 4), und so ist zu den Kapitellen aus Tomba Bernardini nur ein Schritt (Beil. I, 6, 7). An ihnen ist das Prinzip der alternierenden Reihung neu. Als nächstverwandte Form bieten sich nun die delphischen sogenannten Palmkapitelle (Beil. I, 8), die so aus ihrer fatalen Vereinsamung befreit werden. (Die Bezeichnung dieser Kapitelle als äolisch bei Dinsmoor, Bull. corr. hell. 1913 S. 19 ist irreführend, wie noch mehr die der Kapitelle am Demeter-Propylon in Pergamon als korinthisch-äolische, Dörpfeld, Ath. Mitt. 1910 S. 359. Man wird sich die Bezeichnung äolisch besser für die Kapitelle des Neandriatypus vorbehalten, Koch, Röm. Mitt. 1915, S. 4 Anm 3.) Von den delphischen Kapitellen führt der Weg zum Kapitell der Stütze der Athena Parthenos (Beil. I, 9), für das W. eine plastische Ausführung der Einzelheiten den delphischen Kapitellen entsprechend annimmt.

Der nächste Abschnitt über das Doppelvolutenmotiv (S. 19—47) gilt den Ahnen der Eckhelices. W. geht vom Kapitell mit aufsteigenden Voluten aus, das er in allen Varianten durchverfolgt. Er gliedert den Stoff in komposites Doppelvolutenkapitell (S. 19 ff. Beil. II, 1, 2), „kyprisches" — eben das phönikische Kessel-Kapitell (S. 22 ff. Beil. II, 3) und aufsteigendes Doppelvolutenkapitell (S. 30 ff. Beil. II, 4, 5), dem dann noch ein Abschnitt über das Sofakapitell (S. 45 ff. Beil. II, 8) folgt. Bis auf letzteres tritt in all diesen Formen der syrophönikische Kunstkreis in den Vordergrund; das aufsteigende Doppelvolutenkapitell wird sogar von W. als das phönikische Kapitell bezeichnet, von dem das Kesselkapitell nur eine Zusammensetzung mit der phönikischen Spirale bedeutet (S. 26), das sich für Verwendung in der Architektur nicht eignet. Das scheint der aufsteigenden Doppelvolute vorbehalten zu sein (Megiddo, Arch. Anz. 1907, 307; Tamassos, Lichtenberg, jon. Säule S. 56; Dugga, Comptes Rendus 1910 S. 785 Anm. 2). So tritt auch mit den äolischen Kapitellen dieser Typus früh in die griechische Architektur ein, doch besteht zwischen ihnen und dem jonischen Kapitell kein Zusammenhang¹), sondern eine äußerliche, durch die Voluten verursachte Ähnlichkeit (S. 40, 41). Am Kapitell mit aufsteigenden Voluten und zwischen ihnen liegendem Dreieck wird die phönikische Umsetzung ins Lineare aus der ägyptischen Pflanzenform besonders deutlich. Weiter nähern

---

¹) Anders Julie Braun-Vogelstein, deren Arbeit über das jonische Kapitell (Jhb. 1920, 1 ff.) ich in dieser Wochenschrift zu besprechen hoffe.

wir uns dem Motiv der Eckhelices bei Formen, die die Voluten getrennt für sich aufsteigen lassen (S. 41 ff. Nimrudschale, Perrot-Ch. II Abb. 399; etruskische Dreifußstütze, Beil. II, 7), bis diese schließlich vertikal als S-Spiralen aufsteigen (Spiegelgriff aus Locri, Arch. Anz. 1913, Sp. 170). Hieran schließen sich die Kapitelle von Megara Hyblaea (Mon. Linc. II Tf. II bis), von Sparta (Jhb. 1918 S. 217), von Selinunt (Hittorff Tf. 77) und das Stelenkapitell von Erythrai (Jahreshefte 1913 Beibl. Sp. 59 Abb. 21). Als Abschluß dieser Reihe bringt W. Terrakottakapitelle aus Olympia (Beil. II, 9), die geneigte S-Spiralen als Träger der Deckplatte zeigen.

Der dritte Hauptabschnitt gilt der Entwicklung des Akanthus (S. 48 ff.). W. entwickelt Riegls grundlegende Anschauungen weiter. Nicht, wie Meurer wollte, ein direktes Abschreiben der Natur, sondern eine „schrittweise Angleichung der Palmette an eine pflanzlich organische Bildung, bis eine ins Auge fallende Verwandtschaft mit dem Akanthus eintrat, der dann die Weiterbildung des Ornaments befruchtete". Weit ausholend verfolgt W. die Entwicklung der Palmette in beiden Arten, der spitzblättrigen und der keuligen. Diese bildet sich, nachdem die archaische konvexe Form durch die spätere konkave ersetzt ist, blattähnlich um. W. führt hier die Bezeichnung Laubpalmette ein: Hüllblatt am Giebelakroter des Parthenon (Beil. III, 3), Säulen der nördlichen Halle des Erechtheions (Quast, Erechtheum I, 7, 2) und Fragment von der Akropolis (Jhb. 1896 S. 137). Es handelt sich hier um Halbpalmetten; der vorauszusetzende Schritt an der ganzen Palmette ist nur an jüngeren Stücken erhalten: Beil. III, 2; Wasserspeier in Olympia, Text II S. 198 und Gruppe der Kapitelle mit dem Kopf des Löwengreifen, die durch den Fund von Mahdia am bekanntesten und als attisch erwiesen wurde (S. 55). Von Akanthus ist hier noch nirgends die Rede, es fehlen die Hauptelemente des natürlichen Blattes: zur Spitze führende, erhöhte Mittelrippe mit davon abzweigenden Seitenrippen. —

Seit archaischer Zeit setzt sich neben der keuligen die spitzblättrige Palmette immer mehr durch, z. T. beeinflußt durch die Lotosblüte; auch sie kennt zwei Arten: eine konvexe, abgedachte, und eine konkave. Ebenso bildet sich hier die naturfernere, konkave zuerst blattmäßig um: Berliner Stele eines Mädchens (Beil. III, 5), zu datieren gegen 460 v. Chr. Bei den Blättern des Kelches laufen die Erhöhungen zu den Einschnitten, nicht zu den Blattspitzen. Also, am frühesten Stück, wo man doch am ehesten Naturnachahmung suchen müßte, ein offenbarer Gegensatz zu ihr. Blattmäßiger, freier, wenn auch noch ebenso naturfern zeigt sich die Stele von Karystos (Berlin 736). Der letzte Schritt ist am Erechtheion getan (Beil. III, 6): Mittelrippe mit Seitenrippen sind vorhanden, wenn auch noch vertieft, doch ein wirkliches Blatt. Am reinsten erkennt man den Fortschritt am lykischen Sarkophag (Ant. Dkm. III Tf. 10), und man tut gut, ihn mit der Berliner Mädchenstele zu vergleichen. Aber schließlich kehrt sich die griechische Kunst von solchen naturalistischen Formen wieder ab, um sie später ganz verschwinden zu lassen. — Hiermit, mit dem Durchverfolgen der einzelnen Motive, Kalathos, Eckhelices und „Akanthus" bis in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. hätte W. sein Ziel, eine Vorgeschichte des korinthischen Kapitells zu geben, erreicht. Aber er geht noch weiter und zeigt an der Entwicklung des Akanthus, welche Formen zu dieser Zeit noch nicht erreicht sein konnten (S. 69 ff.). Es sind das Zähnelung am Blattrand (Staatsdenkmal von 394 v. Chr., Conze, 1175)[2]), dann Bildung von Augen (Tholos von Delphi, Pomtow, Klio XII Tf. V, VI; frühestens 370 v. Chr.)[3]), und schließlich von ganzen Lappen, die für das Akanthusblatt charakteristisch sind und zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. auftreten (Apollotempel in Delphi, Schede, Traufleistenornament Tf. V 33). Hier fällt Licht auf zwei umstrittene Denkmäler: Die Pflanzensäule von Delphi kann ihrer Blattformen wegen nicht vor 350 v. Chr.

[2]) Ich halte die soeben von L. Curtius in dieser Wochenschr. 1920 Sp. 1161 vorgeschlagene Datierung der Parthenonakrotere ins erste Jahrzehnt des 4. Jahrh. nicht für möglich. Praschnikers Datierung (Jahreshefte 1910, S. 31 ff.) muß bestehen bleiben. Seine Ergänzungen freilich des mittleren Kelchblattes des Akroters A, a. a. O. S. 13 und der Kelchblätter von B S. 17 in den Rekonstruktionszeichnungen sind willkürlich und mit der stark ausgeprägten Augenbildung falsch. An den erhaltenen Fragmenten beider Stücke findet sich weder von ihr noch von Zähnelung eine Spur.

[3]) Die Fragmente, Pomtow a. a. O. Tf. V Abb. 34 h, i, k, die Durm Jahreshefte 1906 S. 287 ff. zum Kapitell von Phigalia stellt und in unzuverlässiger Zeichnung abbildet, können nicht zur Tholos gehören, oder man müßte sich doch entschließen, sie später zu datieren, wie ich früher vorschlug (Lesbisches Kymation S. 73).

entstanden sein. W. schlägt vor, sie bis 300 herunterzurücken. Ferner, das Kapitell von Phigalia kann nicht so ausgesehen haben, wie es Cockerell-Donaldson und nach ihnen Durm geben (Bauk. d. Gr.[3] S. 346). W. entscheidet sich für Stackelbergs Fassung (Jahreshefte 1906 S. 288 Abb. 71 e).

Im letzten Abschnitt wird zusammengefaßt, daß die herangezogenen Denkmäler größtenteils nicht der Architektur angehören; so wurde wahrscheinlich auch das erste korinthische Kapitell nicht für die Architektur entworfen. Von korinthischem Stil kann nicht die Rede sein, wie von jonischem oder dorischem, sondern nur von korinthischer Ordnung.

Diesen kurz umrissenen Gedanken Weigands schließe ich mich im Großen an und möchte besonders seine Methode als maßgebend hinstellen. Ebenso halte ich seine Würdigung der syro-phönikischen Kultur für richtig; nur hätten westliche Einflüsse, die gerade in Kypros dem vordringenden Kulturstrom begegnen mußten, mehr hervorgehoben werden können. Ich meine einerseits kretische, andererseits geometrische, aus dem Kreis der Spiralornamentik des Ägäischen Meeres.

Im Abschnitt über den Kalathos weiche ich nur in Einzelheiten ab: S. 5. Der Beweis, daß das von Durm a. a. O.[3] S. 347 Abb. 331 oben rechts abgebildete Kapitell wirklich älter sei als das korinthische, wird schwer zu erbringen sein. Ein Stück wie Schreiber-Sieglin, Kom-esch-Schukafa Text I S. 280 verrät zu deutlich bereits den Einfluß des korinthischen Kapitells. Außerdem ist ein Rundkapitell mit herausgezogenen Eckvoluten, wie eben das von Durm in die Literatur gebrachte, so unägyptisch wie möglich empfunden. Man läßt es besser beiseite. — S. 9. Das Tempelmodell aus Dali, Perrot III S. 277 hat keine Taubenfluglöcher, sondern versteht sich eher als Räuchergefäß, wie auch das Stück Perrot III S. 897; vgl. dazu die späten Stücke Schreiber-Sieglin a. a. O. S. 242, wo es sich freilich um Lichthäuschen handelt. — S. 16. Es geht nicht an, das Kapitell der Parthenos dem delphischen Palmenkapitell gleichzustellen. Das Profil seiner Bosse verträgt nur im oberen Teil Verkleidung mit den delphischen Pfeifen; am unteren verlangt der Kontur ein anderes Ornament. Welches, muß fraglich bleiben. Zu denken ist diese Bekleidung am Original sicher in Metall. Auch das ist im Osten heimisch, vgl. das Kelch-Kapitell aus Assur, für das Andrae eine Bekleidung mit bronzenen Wedeln höchst wahrscheinlich macht (Stelenreihen in Assur S. 30 ff.).

In dem Abschnitt über das Doppelvolutenmotiv ist die Anordnung des Stoffes nicht glücklich. Komposites Doppelvolutenkapitell, „kyprisches“ Kapitell, aufsteigendes Doppelvolutenkapitell, Kapitelle mit S-Spiralen und Sofakapitelle sind weder entwicklungsgeschichtlich gleichwertig, — das Kapitell mit aufsteigenden Doppelvoluten ist die Mutter aller dieser Formen, — noch in ihrer Beziehung zum korinthischen Kapitell. In dieser Hinsicht wären das komposite Doppelvolutenkapitell und das „kyprische“ besser zurückgetreten. Ein Hinweis, daß dem östlichen Altertum solche Kompositformen nicht fremd waren, hätte genügt, den Grundgedanken in diesem ohnehin nicht leicht lesbaren Abschnitt mehr hervortreten zu lassen. — S. 27. Warum das Fragezeichen bei der Basis von Sendschirli? Nach den Fundumständen kann es sich um nichts anderes handeln (Luschan, Ausgrabungen von Sendschirli IV S. 267.). — S. 32. Hagiar Kim ist nicht phönikisch, sondern vorphönikisch; vgl. Mayr, Vorgeschichtliche Denkmäler von Malta S. 666 (Abh. bayr. Akad. I. Cl. XXI 1901). — S. 36. Schmuckstücke wie Dussaud, Civ. préhelléniques [1] S. 105 Abb. 76, 77 sind, wie schon aus dem Verhältnis von Ornament und Fläche hervorgeht, rein geometrisch zu verstehen. Andererseits glaube ich, in dem Ornament der rhodischen Kanne (Sieveking-Hackl, Münchner Vasensammlung I S. 42 Abb. 55) auch kretischen Einfluß zu sehen; Mon. Linc. XIV S. 613 Fig. 81. Weiterbildung dieses Ornaments auf einem Akroter bei Wiegand, Porosarchitektur S. 182. — S. 43 empfinde ich die Einreihung der melischen Tongefäße in die Reihe der S-Spiralen als gewaltsam. — S. 45. Zum Typus des Sofakapitells (Fiechter, Jhb. 1918 S. 209) kommt noch ein Stück aus Pergamon, Text VII 2 S. 388. — Gelegentlich der Terrakottakapitelle aus Olympia (Beil. II, 9) muß ich darauf hinweisen, daß W. wohl mit Unrecht die Innenhelices als tektonisch unbedeutsam aus seiner Behandlung ausscheidet. Sie sind als Gegengewicht gegen den Schwung der Eckhelices unbedingtes Erfordernis. Wenn wir die Bedeutung der olympischen Kapitelle für das korinthische recht erkennen wollen, muß die Reihe dieser Kapitellbildungen mit geschlossen oder offen aufsteigenden S-Spiralen erweitert werden, wobei Erzeugnisse des Kunstgewerbes besser beiseite bleiben. Als archaische Vorstufe bietet sich die Grabstele in New York

(G. M. A. Richter, Classical Collection S. 203, 259; vgl. New York Bulletin VIII 1913 S. 99). Über einem dorischen Kymation erheben sich die Voluten, um ihre tektonische Fähigkeit zu stärken, oben verbunden. Wenn auch das Ornament völlig in der Fläche liegt, folgt das Profil des verzierten Gliedes doch seinem Umriß[4]). Das fehlt an der Stele von Erythrai (Jhfte, Beiblatt 1913 Sp. 57). Auch hier erheben sich die Voluten über einem vegetabilen Fries. Hier, wie an der Grabstele als Zwickelfüllungen Palmetten. Beide Stücke gehören ins 6. Jahrh. Das Kapitell von Erythrai wird älter sein und wahrscheinlich machen, daß das Motiv aus Ionien stammt. Jedenfalls wurde es früh in Attika aufgenommen und dort heimisch. Typengeschichtlich und zeitlich weiter führt das Kapitell von Megara Hyblaea. Die Spiralen treten oben weit auseinander und erheben sich über einem Überfall vom Profil des dorischen Kymations. Als Füllungen Palmetten. Dann folgen, doch wohl in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. zu datieren, die Kapitelle von Olympia. Deutlich spürt man noch die Schwierigkeit, das anfänglich rein flächenhafte Ornament dem Kapitellkörper anzuschmiegen. Die ausladenden Profile, über denen sich das Kapitell erhebt, muß man mit einem Blattschema oder mit Palmetten bemalt denken; nicht mit Akanthus. Von diesem beeinflußte Blätter zeigen erst spätere Kapitelle aus Kertsch, wohl dem 3. Jahrh. angehörig (Rostowzew, Südrussische Dekorationsmalerei Tff. 37, 2, 3; 52). Am Kapitellkörper erscheinen auch hier Palmetten, kein Akanthus; hier hält sich also der ältere Typus. Noch jünger sind dann alexandrinische Stücke (Schreiber-Sieglin a. a. O. S. 284); sie sind völlig akanthisiert, ihrerseits vom korinthischen Kapitell beeinflußt. Es sind das also keine barocken alexandrinischen Neuschöpfungen, sondern höchst ungeschickt verwendete, sitzengebliebene Typen. Endlich als spätantiker Nachläufer ein Kapitell aus Athen, Durm, a. a. O.[3] S. 356. Sind diese S-Spiralen an Kapitellen nicht typengeschichtlich Vorgänger der Eck- und Innenhelices des korinthischen Kapitells? Der Blattüberfall der Vorgänger seiner Blattkränze? Am Kapitell von Phigalia wurde die immer etwas lahme S-Spirale beseitigt, dagegen die innere Volute aufsteigend, nach innen gewandt, verwendet; der so entstehende tote Punkt an der Wurzel der Helices durch einen höher gerückten Blattkranz verkleidet. So erklärt sich auch der Blattüberfall am Kapitellfuß, den Cockerell richtig gibt (s. u.). — Endlich mögen die Kapitelle mit auswärts gewandten Innenhelices eine dunkle Erinnerung an die Kapitelle mit S-Spiralen sein (z. B. Schreiber-Sieglin a. a. O. S. 283 f.). —

Zu dem wichtigsten Abschnitt der Abhandlung über die Entwicklung des Akanthus ist zu bemerken: S. 53 u. 74. Zur Datierung der delphischen Pflanzensäule um 300 v. Chr. mag erwogen werden, ob Homolles Vorschlag, sie als römische Kopie anzusehen, nicht das Richtige trifft (Rev. arch. 1917 V S. 1 ff.; mir nur bekannt aus dem Zitat bei van Buren, Memoirs of the Americ. Acad. in Rome III S. 93). — S. 69, 74 entscheidet sich W. zu günstig für Stackelbergs Zeichnung des Phigalia-Kapitells. Er beruft sich auf Rhomaios, der doch gerade auf Grund der neuen Funde Donaldson und Cockerell den Vorzug gibt (Eph. 1914 S. 57). Der Fall liegt, soweit man nach den ungenügenden Abbildungen urteilen kann, so, daß Stackelberg der richtigen Blattform näher kommt (Apollotempel zu Bassae S. 44), die auch Cockerells Detailzeichnungen geben (The Temples of Jupiter at Aegina and of Apollo at Bassae Tf. 15 Fig. 3); — Fragment Abb. 1 α zeigt ein Blatt mit ausgehöhltem Inneren und zu den Einbuchtungen verlaufenden Erhöhungen. Also Palmettenlaub im Anschluß an die keulige, konkave Form. An der Sima von Phigalia (Schede, a. a. O. Tf. III 17) ist eine andere, aus dem spitzblättrigen Typus entwickelte Form verwendet, bei der die Rippen zu den Blattspitzen laufen. Solche Verschiedenheiten kommen bekanntlich auch am Erechtheion vor. Fragment ζ zeigt über einem Schaftrest mit Stegen ein überfallendes Glied, im Profil wie Cockerells Ergänzung (a. a. O. Tf. 15). Diese am Schaft ansetzende Blattreihe haben die Zeichnungen der Kapitelle in keiner der drei Quellen. Durm gibt hierin Cockerell unzuverlässig wieder (a. a. O.[3] S. 319 Abb. 335 b). Vielleicht kannte dieser ein solches Schaftfragment und ergänzte danach seine Rekonstruktionszeichnung richtig mit zwei Blattreihen übereinander. Weiter ließ sich an den neuen Fragmenten feststellen, daß die Eckhelices sich frei vom Kalathos lösten, was allein Donaldson klar gibt (Antiquities of Athens and other Places, Suppl. Bassae Tf. 9 Fig. 3). Es ist also keine der drei Überlieferungen ganz zuverlässig, keine

[4]) Vgl. dazu Brückner, Attische Grabstelen Tf. I, 1.

ganz falsch. Stackelbergs Zeichnung will nichts anderes sein als eine Ergänzung und ist schon deshalb mit Vorsicht zu benutzen. Doch sind wir W. dankbar, daß auf seine Anregung die unmögliche Rekonstruktion Durm-Cockereil aus der Wissenschaft und aus den Handbüchern verschwinden muß. —

Als Zeit der Schöpfung des korinthischen Kapitells nimmt W. etwa 425 v. Chr. an und nennt getreu der Überlieferung den Namen des Kallimachos. Phigalia, das wir nicht vor 420 datieren können, wird gleichzeitig sein, vielleicht gar noch vorher liegen müssen. Wann ist nun die Haupttätigkeit des Kallimachos zu denken? Wir sehen eine energische Entwicklung im Akanthus vom Beginn des 4. Jahrh. an. Hierzu müssen wir eine weite Verbreitung des Blattes, seine „Modernität" voraussetzen. Also kämen wir für den Urheber dieser Bewegung, wie wir den Sinn der Überlieferung doch wohl verstehen müssen, ans Ende des 5. Jahrh., mit ausstrahlender Wirkung ins 4. Wie sich die sonstige Überlieferung des Kallimachos dazu verhält zu untersuchen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein.

Den Namen des korinthischen Kapitells hat W. nicht zu erklären versucht. Das tut Homolle in einem Aufsatz: L'origine du chapiteau corinthien (Rev. arch. 1916 II S. 56ff.), der W. unbekannt geblieben ist, mir aber vorgelegen hat. Unter korinthisch versteht Homolle Arbeit in Erz und begegnet hierin einer mir mündlich mitgeteilten Ansicht von Wolters (vgl. Plin. nat. hist. 34, 13). Wie gut sich Korinth für eine solche Bezeichnung eignet, ist bekannt (Blümner, Technologie IV S. 183 ff.), wie gut Arbeit in Erz für die Vorstufen wie für das entwickelte Kapitell paßt, ebenfalls (Studniczka, Symposion S. 38); es ist überflüssig, an das Kapitell der Parthenos und an des Kallimachos Lampe im Erechtheion zu erinnern, die, wenn nicht ein wirkliches Kapitell, doch sicherlich Akanthusmotive hatte. — Sonst bietet Homolles Aufsatz gegen Weigands Behandlung keinen Fortschritt. Die Entstehung des Kapitells wird in seinem Aufbau wie in seinem Blatttypus aus der Akanthuspflanze erklärt, und aus dem Brauch, Gräber mit wirklichem Akanthus zu schmücken. Mit dieser letzteren Annahme gibt Homolle doch wohl die einleuchtendste Deutung für die üppig wuchernden, meist so ganz unornamental wirkenden Blattgebilde auf den weißgrundigen Lekythen. Doch übersieht er, daß da, wo es sich um Stelenbekrönungen — also seine vermeintlichen Vorläufer des Kapitells — handelt, doch eben vorhandene architektonische Ornamente mit diesen Blättern ausgeschmückt werden. Und diese gemalten Ornamente entwickeln sich genau wie die plastischen, der von W. behandelten Stelen (a. a. O. Abb. 21, 22), unabhängig von den wuchernden Blättern, die nur vom Maler unter einem ordnenden Stilgefühl mehr oder weniger symmetrisch gezeichnet werden. Homolles Untersuchung zeigt, wie nahe es lag, daß eine ausgereifte Kunstform den aus dem Grabkult gebräuchlichen Akanthus als Vorbild für die weitere Entwicklung wählte. Das ist die Rolle des Akanthus in der griechischen Kunst. Nach einer kurzen, höchst unbedeutenden naturalistischen Epoche gegen Ende des 5. und im Anfang des 4. Jahrh. fügt er sich ihrer streng gesetzmäßigen, abstrakten Entwicklung. Er bricht nicht unvermittelt in sie ein, wie eine materielle Kunstauffassung glauben machen will. Und wenn Homolle seine Beweisführung mit der Behauptung zu stützen sucht, es sei mit dem Beginn des 5. Jahrh. ein naturalistisches Gefühl (sentiment naturiste, S. 52) wieder aufgelebt, wie etwa das der kretischen Kunst, so ist das eine völlige Verkennung der Kunst des Jahrhunderts, das die Aigineten, die Olympiagiebel, den Parthenon hervorbrachte. Wenn man durchaus will, mag man in der archaischen Kunst unter ihrer heftigen Stilisierung Naturalismus entdecken —, zum richtigen Verständnis der griechischen Kunst verzichtet man besser ganz auf diesen Ausdruck; — die Kunst des hohen 5. Jahrh. und ihre Werke sind viel zu sehr edle Gewächse, um Abschriften der Natur sein zu können. Die Entstehung der Akanthusornamentik, wie Weigand sie darstellt, ist ein zwingender, interessanter Beweis dafür. Hoffen wir, daß er uns mit einer Geschichte des korinthischen Kapitells bald eine Fortsetzung dieses Anfangs schenkt.

München. Carl Weickert.

Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher. XXIV, 1/2.

(I) (1) G. Rodenwaldt, Die Form des Erechtheions (mit 1 Tafel und 1 Textabbildung). Behandelt den von aller Regel abweichenden Bauplan des Erechtheions. Weist den Gedanken, daß der Plan aus Rücksicht auf malerischen Eindruck von einem Architekten gegen alle Regel komponiert sei, zurück. Dann erklärt sich R. auch gegen Dörpfelds baugeschichtliche Erklärung, indem er seine vorgebrachten Gründe widerlegt. Endlich erklärt R. den Bau sowohl aus seinen praktischen Zwecken als aus dem architektonischen Stilgefühl der Zeit

heraus. Jeder der drei Teile des Baues ist in sich symmetrisch; der Künstler hat aber keinen Versuch gemacht, diese getrennten Teile miteinander zu verbinden, weil dies nur auf Kosten der absoluten Symmetrie jedes der drei Bauteile in ungriechischer Weise möglich gewesen wäre. Die Fähigkeit der Griechen, plastische Einzelwerke bei der Betrachtung aus ihrem Zusammenhange zu lösen, ist erstaunlich (vgl. die erstaunliche Wirrnis der Statuenbasen am letzten Stück des Weges zum Tempel des Zeus in Olympia). — (14) **G. Wissowa**, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Dies Werk ist ein bei Abfassung der Historien entstandener Exkurs, der wegen Fülle des Materials und Reiz des Gegenstandes verselbständigt wurde. Tacitus arbeitete nach literarischen Quellen (Poseidonios, Cäsar, Livius, ält. Plinius). Die Einreihung des Werkes in den Zusammenhang der gesamten griechisch-römischen ethnographischen Literatur versuchte Trüdinger (Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie, 1918) und neuerdings Norden (Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, 1920). Mit den Ergebnissen des letztgenannten Werkes setzt sich W. eingehend auseinander, indem er auf diejenigen Punkte hinweist, die der Ergänzung und Berichtigung bedürfen. Die Darstellung der germanischen Urgeschichte des Tacitus trägt stark griechische Züge, vermittelt durch das 30. Buch der Poseidonischen Ἱστορίαι. Besonders macht sich auch Typenübertragung inhaltlicher Art bei der Schilderung primitiver Völker geltend. Auch eine gewisse ethnograpische Romantik macht sich bemerklich, die vielleicht auf Sallust zurückgeht. Besonders bemerkenswert ist bei Norden das Kapitel „Auf den Spuren der Bella Germaniae des Plinius“: hier weicht W. in der Erklärung der Stelle 37, 3 utraque ripa castra ac spatia von Norden ab. Daß Timagenes sich eingehender mit germanischen Dingen beschäftigt habe, dafür vermißt Norden jeden Beweis. Die germanische Urgeschichte bei Tacitus, stammt in ihrem wesentlichen Bestande aus Plinius zu dem er mit Kritik Stellung nahm. Für die jüngste Vergangenheit vor Abfassung der Germania muß beim Fehlen literarischer Quellen Tacitus mündliche, unliterarische Tradition benutzt haben: Aussagen von Offizieren und Händlern. Zur Titelfrage der Schrift weist W. auf das seit 1901 bekannte Notizbuch des Pier Candido Decembrio hin, der den codex Hersfeldensis selber vor sich hatte (de origine et situ Germaniae). Im 2. Kap. hat Norden merkwürdigerweise die nötige Konjektur a v e r s u s Oceanus (statt adversus) nicht angenommen. In Kap. 9, 3 ist Herculem et trotz Norden nicht zu streichen. Im Satze Kap. 2 am Ende, der den Namen der Germanen behandelt, hat auch Norden noch nicht das letzte Wort gesprochen. — (31) **J. Ilberg**, Philologische Probleme der Medizingeschichte des Altertums. Stellt den Inhalt eines Vortrags dar, der über die Arbeiten am Corpus medicorum Graecorum am 19. Dezember 1919 in Leipzig gehalten wurde. Nach Aufnahme des gesamten Hs-Materials, deren Ergebnisse die Berliner Akademie bewahrt, wurde durch Diels 1906 der Catalogus auctorum Graecorum herausgegeben. Dann begann man mit der Herausgabe der Hippokrateskommentare des Galenos, von denen vor dem Kriege vier gedruckt wurden. I. spricht dann über das Schicksal der Hippokratischen Schriftenmasse im Altertum, über Erotians Τῶν παρ' Ἱπποκράτει λέξεων συναγωγή, über Galenos und die vier früheren Ausgaben seiner Hippokrateskommentare (zu 17 Hippokratischen Werken in 62 Büchern), deren z. T. bedenkliche Eigenart dargestellt wird. Die Art des Philologen und Mediziners Galenos wird dabei eingehend geschildert und die wichtigen Probleme, die bei der Bearbeitung dieser Teile des Corpus medicorum Graecorum zu lösen sind, klar herausgestellt. Ferner wird der Nachlaß des Soranos aus Ephesos (zur Zeit Trajans) behandelt, dessen Überlieferung trotz weniger erhaltenen Hss besonders verwickelt liegt; hier wird besonders auf die antiken Illustrationen des Textes hingewiesen. Die Arbeiten, die besonders in ihrem Fortgang durch den Krieg und seine Folgen gelitten haben, konnten durch hochherzige Spenden wieder aufgenommen werden. — (45) **W. Holtschmidt**, Dichter und Übersetzer. I. Grundsätzliches. II. Über Berechtigung und Anlage einer neuen Parzivalübersetzung. — (62) **E. Abegg**, W. v. Humboldt und die Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. Humboldt erstrebte allgemeine Vergleichung der grammatischen Strukturverschiedenheiten, die weit über die genealogischen Sprachverbände hinausgreift. Seine Darstellungsweise erschwert leider oft das Verständnis; oft zeigt er auch eine fast unauflösliche Vermengung sprachwissenschaftlicher Gesichtspunkte mit ästhetischen und metaphysischen. A. aber zeigt Humboldts klare Erfassuug des Tatsächlichen auf und hebt die Gedanken heraus, die sich in der Folge fruchtbar erwiesen haben. Vor allem hervorzuheben ist der durchgängige und allseitige Zusammenhang, in den er alle Sprachprobleme gerückt hat. Das Wesen der Sprache ist ihm ἐνέργεια (Tätigkeit): sie ist die „sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“. In der Sprechtätigkeit sind also teleologische Faktoren zu beachten. Jedes Individuum hat seine eigene Sprache und verbindet mit denselben Worten andere Ideen. Dreifach sind die Beziehungen der Laute zu den Begriffen: die unmittelbare Schallnachahmung; die mittelbare (symbolische) Nachahmung; endlich die analogische. Für Sprachänderungen macht Humboldt Völkermischung und fast unmerklich vorschreitende Verschiebung des Sprachusus verantwortlich. Bei der Entstehung der Sprache gehen die Wörter aus dem Ganzen der Rede hervor. Das Wort ist nicht Abbild oder bloßes Zeichen des Objekts, sondern entspricht unserer subjektiven Auffassung davon. Humboldt schuf durch seine Analyse der Wortvorstellung die Grund-

züge einer allgemeinen Semantik. Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus war das Hauptproblem seiner Sprachbetrachtung überhaupt. Eine erschöpfende Klassifikation der Sprachen ist nach ihm unmöglich. Der Grund der Verschiedenheit ist die verschiedene Geisteseigentümlichkeit der Völker selbst; diese ist, trotzdem das Einwirken verschiedener äußerer Faktoren zuzugeben ist, nicht weiter ableitbar. Der Sprachtypus wirkt aber auch auf die weitere Kulturentwicklung eines Volkes ein Schließlich behandelt A. noch eine Anzahl Gesichtspunkte, wo die moderne Forschung Humboldt Recht gegeben hat. — Anzeigen und Mitteilungen: (76) **F. Seiler**, Gevatter über den Zaun. Behandelt aus Luthers Sprichwörtersammlung No. 382: Kuche über den Zaun, kuche herwidder, hellt gute gefatterschaft, nachbarschafft. Aus dem lat. florilegium Gottingense, No. 207 und aus Werners „Latein. Sprichwörtern und Sinnsprüchen des Mittelalters (1912)" No. 77 und 78 ergibt sich, daß das Wort kuche in Mittel- und Süddeutschland eingesetzt ist statt des Niederdeutschen die kruik, die Kruke, der Krug. Wichtig ist bei Sammlung von Sprichwörtern die Feststellung, in welchem Sinne sie die Leute anwenden. — (78) **K. Heinemann**, Ein neuer Goethefund? — (II) (1) **H. Friese**, Wesen und Aufgaben pädagogischer Schriftstellerei. Geht die Arten der pädagogischen Schriftstellerei durch und warnt die Pädagogik davor, um jeden Preis eine reine Wissenschaft sein zu wollen. Der methodischen Literatur der Pädagogik gegenüber möge sich der Leser ja die Auswahl vorbehalten! — (10) **O. Richter**, Schulreform und Bodenreform. 'Die Schule hat die hohe Pflicht und die dankbare Aufgabe, die deutsche Jugenderziehung im Sinne und Geiste der Bodenreform zu fördern'. Überblick über einschlägige Literatur! — (17) **E. Bruhn**, Die oligarchische Denkschrift über die Verfassung Athens als Schullektüre. Empfiehlt, diese unter Xenophons Namen gehende Schrift mit Primanern zu lesen. Entwickelt zuerst den Gedankengang und stellt die Lückenhaftigkeit des Textes und die Unvollendetheit der Schrift fest. Der Autor ist Athener und Aristokrat, schreibt nach dem Beginne des Peloponnesischen Krieges, vor dem Zuge des Brasidas (II 5) und vor der Festsetzung der Athener auf Koryphasion (II 13); er richtet seine Worte an eine Person (vielleicht einen Spartaner?). Das, was er besonders bekämpft, ist die Seemachtstellung Athens. Der Verf. ist ein alter Mann, der nach Scheitern eigner Hoffnungen ein grimmiges Behagen daran empfindet, andern ihre Illusionen zu zerstören. — (25) **W. Lindner**, Beethoven. — Anzeigen und Mitteilungen: (40) **O. Vogt**, Zur Biologie des lateinischen Adverbs. Untersucht, woher die lateinischen Adverbien Form und Inhalt erhalten haben. Die Adverbien entpuppen sich als ehemals lebendige Formen eines Substantivs, Adjektivs, Pronomens, Verbs und als Satz. Manche haben eine Suffixbildung. Zuletzt wird als Einzelerscheinung semper behandelt. — (44) **A. Paul**, Kunstgeschichte im Geschichtsunterricht. Zweck ist, kunsthistorisch denken zu lehren. Ein kunstgeschichtliches Handbuch muß jeder Schüler der Oberklassen besitzen. Kunstformen, Entwicklung, Stilkunde! — (47) **L. Kleeberg**, Eine Reform des Stundenplans. Verlangt statt des jetzt geltenden, zerrüttenden Stundensystems Konzentration im Stundenplan!

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Boelcke, Kriegsvermessungen und ihre Lehren: *Germania* IV 1920 3/6 S. 94f. 'Die Bedeutung dieser Vermessungstechnik für die Archäologie tritt klar hervor. Weitere Forderungen schließt daran an' *F. Behn.*

Diels, H., Antike Technik. 2. A.: *Hist. Zft.* 123, 3 S. 522f. 'Hat gerade dem Historiker sehr viel zu sagen'. *E. Ziebarth.*

Espérandieu, E., Recueil général des bas-reliefs, statues et bustes de la Gaule Romaine. — Tome VI ième: Belgique, II ième partie. — Tome VII ième: Gaule Germanique. I. Germanie Supérieure: *Germania* IV 1920 3/6 S. 91ff. 'Ein teures, aber unentbehrliches Nachschlagewerk, auch für den Besitz deutscher Sammlungen (Herstellung der Denkmäler von Neumagen!). Den Inhalt deutet an' *F. Koepp.*

Fitzhugh, Th., Indoeuropean Superstress and the Evolution of Verse und

Fitzhugh, Th., The Old-Latin and Old-Irish Monuments of Verse: *L. Z.* 13 Sp. 272f. Besprochen von *J. Pokorny.*

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 9. A. Bes. v. G. Wissowa. Bd. 1—3: *Hist. Z.* 123, 3 S. 487—496. 'Die Verjüngung ist dem Werk in glänzender Weise zuteil geworden'. *R. Herzog.*

Kostrzewski, J., Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit: *Geogr. Z.* 27 3/4 S. 90. 'Wertvoll die Karte der ostgermanischen Funde aus der Spätlatènezeit. *E. Wahle.*

Kreller, H., Erbrechtliche Untersuchungen auf Grund der gräco-ägyptischen Papyrusurkunden: *Hist. Zft.* 123, 3 S. 485ff. 'Ist auch für den Nichtjuristen die Quelle mannigfacher Anregung und Belehrung'. *W. Schur.*

Leipoldt, J., Jesus und die Frauen: *L. Z.* 12 Sp. 241f. 'Ein Markstein zu wirklichem Fortschritt'. *Fiebig.*

Lindner, Th., Weltgeschichte in zehn Bänden. I. Bd.: Altertum: *L. Z.* 13 Sp. 268. 'Wirkliche Bereicherung der altgeschichtlichen Literatur'. *Fr. Geyer.*

Loeschcke, S., Lampen aus Vindonissa. Ein Beitrag zur Geschichte von Vindonissa und des antiken Beleuchtungswesens: *Germania* IV 1920, 3/6 S. 89. 'Ein prächtiger und inhaltreicher Band! Die Literaturerscheinungen auf diesem eng begrenzten, aber aufschlußreichen Gebiete, die L. in einem Corpus aller antiken Lampen und

Beleuchtungsgegenstände zusammenfassen will, werden zusammengestellt. Einen wertvollen Einzelbeitrag liefert' *A. Oxé.*

Mahn, G., Der Tempel von Boro-Budur. Eine buddhistische Studie: *L. Z.* 12 Sp. 256. Besprochen von *H. Haas.*

Nitchie, E., Vergil and the English Poets: *The Class. Weekly* XIV 4 S. 25 ff. 'Weist den gewaltigen Einfluß Vergils auf die englischen Dichter überzeugend nach'. *M. B. Ogle.*

Quilling, F., Die Juppiter-Votiv-Säule der Mainzer Canabarii: *L. Z.* 13 Sp. 274. Bedenken geäußert von *H. Ostern.*

Rademacher, C., Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes in fränkischer Zeit; die Entstehung des Dorfes Altenrath: ein Beitrag zur Siedelungsarchäologie des Rheintales: *Germania* IV 1920 3/6 S. 88. 'Besonders interessant die volle Kontinuität der Besiedelung durch alle Perioden hindurch. Einige Wünsche zu der geschickten und hochverdienstlichen Arbeit äußert' *K. Schumacher.*

Schuchhardt, C., Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung: *Hist. Zft.* 123, 3 S. 483 ff. 'Eine zweite Auflage würde durch eine intensive Durcharbeitung sehr viel gewinnen'. *H. Mötefindt.* — *Z. d. V. f. Volksb.* XXX/XXXI 1 S. 23—25. Inhaltreich und anregend. *S. Feist.*

Stein, E., Studien zur Geschichte des byzantinischen Reiches: *L. Z.* 12 Sp. 244 ff. 'Eine Arbeit, die auf Jahre hinaus die Forschung beschäftigen wird und in vielen Punkten als grundlegend zu betrachten ist'. *E. Gerland.*

Teuffel, S., Geschichte der römischen Literatur Bd. 2. 7. A. von W. Kroll: *Hist. Z.* 123, 3 S. 523. Gekürzt und bereichert. *W. Bauer.*

Trendelenburg, A., Der Humor in der Antike: *L. Z.* 12 Sp. 255 f. 'Bietet viel des Anregenden'. *H. Ostern.*

Wahle, O., Feldzugserinnerungen römischer Kameraden. Lagerstudien aus den Zeiten der Republik: *Germania* IV 1920 3/6 S. 94. 'Schildert, ausgezeichnet den Ton treffend und die Stimmung fein zeichnend, drei Tage winterlichen Lagerlebens aus dem Jahre 153 v. Chr. sowie den Feldzug des jüngeren Scipio von Tarraco bis zur Unterwerfung Numantias (133 v. Chr.). Weiteste Verbreitung, auch unter Schülern, wünscht' *P. Kutsch.*

Mitteilungen.

Handschriftliches zur Anthologia Latina, aus der Leidener Bibliothek,

s. Wochenschr. f. klass. Philologie 37 (1920) S. 115 ff. u. 159 ff.

Den V(ossianus Q. 86) aus dem Anfange des 9. Jahrh., welcher fast allein den älteren Teil der Anthologie erhalten hat[1]), konnte ich nach Übersendung aus der Leidener Reichsbibliothek hier vergleichen. Trotzdem er durch die Kollationen von Holder für Riese und von Baehrens (vgl. auch H. J. Müller, symbolae ad emend. script. Lat. II, Berlin 1881) schon gut bekannt ist, so hat sich doch noch manches ergeben. Da nämlich die Angaben von Riese und Baehrens mehrfach voneinander abweichen, so kam es besonders in diesen Fällen darauf an, festzustellen, was tatsächlich in der Hs steht. Auch ist namentlich in dem wohl schon im Mittelalter ausradierten Gedicht 427 einiges zu tun übrig geblieben. Ich bespreche im folgenden die betreffenden Stellen und füge einige kritische Bemerkungen hinzu:

396, 1 hält Riese in seiner zweiten Ausgabe für verderbt; V bietet nach ihm *un amici*, nach Baehrens *unus* (abgekürzt) *amici*. Baehrens hat recht. Denn über dem *n* steht kein gewöhnliches Häkchen, sondern ein bekanntes der Ziffer 9 ähnliches Zeichen, welches auch sonst in V (z. B. 403, 2) wie in vielen anderen Hss als Abkürzung für *us* vorkommt. Es ist also nur *occisum* in *occisi* zu verbessern; *unus* paßt keinesfalls in den Vers, es ist zu entfernen, etwa als die Auflösung eines irrtümlich für ein Zahlzeichen gehaltenen Striches. — 398, 3 feiert der Dichter den Selbstmord des Cato nach den Ausgg. mit den Worten *Altius inseruit gladium: qua spiritus ingens Exiret, magnum dextera fecit iter*, aber *gladium* steht nicht in V, der *digitos* gibt, sondern nur in dem zwei Jahrhunderte jüngeren R(eginensis 1414). Wenn Baehrens und Riese es aufnehmen, so haben sie nicht bedacht, daß der Tod des jüngeren Cato grade ein Gemeinplatz der Rhetorik der Epigramme dieser Zeit ist. So hebt Seneca dial. I 2, 11 (*illam sanctissimam animam - - - manu educit*), epist. 24, 8 (*sibi iratus nudas in vulnus manus egit*) und 67, 7 (*Catonis scissum sua manu vulnus*) hervor, daß Cato seine nicht sogleich tödliche Wunde mit den Händen erweitert. Also ist *digitos* das einzig richtige und *gladium* sicher interpoliert. — Ebenso haben sich 399, 5 ff. Riese und Baehrens durch eine Interpolation in R täuschen lassen. Während nämlich in V steht *Dexteramedubitas? durum est iugulasse Catonem? Sedliber erit: iam puto non dubitas*, fügt R *quia* nach *Sed* ein, in deutlicher Schlimmbesserung. Geht man dagegen von der älteren Überlieferung in V aus, so liegt sehr nahe *Sed* ⟨*si*⟩ oder *sic liber erit.* — Ebd. 8 ist durch die Rasur eines Buchstaben in *Nc*dum* ein *c* getilgt. Auch hier und im Vers vorher sind die Lesarten von V *Fas non est uiuo quemquam seruire Catone, Nedum ipsum: uincit* denen von

[1]) Über die zum Teil sicher, zum Teil höchst wahrscheinlich von Seneca herrührenden Epigramme s. jetzt die tüchtige Dissertation von Gust. Stauber, De L. Annaeo Seneca philosopho epigrammatum auctore, München 1920. Sie gibt gelegentlich auch gute Beobachtungen zur Textkritik. So ist anthol. Lat. 236, 5 *cum primum incanduit aestas* S. 8, 3 richtig herangezogen, um bei Seneca nat. quaest. III 16, 3 das vom Herausgeber zu Unrecht verworfene *aestas suo tempore incanduit* (*incaluit* Φ) zu stützen. S. diese Wochenschr. XL (1920) S. 1109 ff.

R *cuiquam* und *Necdum etiam uiuit*, wovon Riese und Bährens bei ihren Änderungen *vivom cuiquam servire Cat.*; *Quin etiam vivit* und *Rectius et vivit* ausgehen, vorzuziehen. Ähnlich ist wieder Seneca epist. 24, 7, der Cato sagen läßt *nec agebam tanta pertinacia. ut liber, sed ut inter liberos viverem*, ferner de const. 2, 2 *neque - Cato post libertatem vixit nec libertas post Catonem.* — 402, 2 hat die 2. Hand *rursus* aus *russus* gemacht. — Ebd. 3 steht *ro* in *sepulchro* von 2. Hand auf Rasur von zwei Buchstaben. — 405, 11 ff. in dem Epigramm auf (C. Passienus) Crispus wird das letzte Distichum folgendermaßen herzustellen sein: *An tua, qui* (*Antu cui* V) *iaceo saxis telluris adhaerens, mens mecum* (*tecum* V) *est* usw.? Diese leichtere Änderung als die bisher vorgeschlagenen (*En hic qui* Pithou, *Angustae* O. Ribbeck im Rhein. Mus. XLIV, 1890, S. 315, *Incultae* Baehrens, *Intactae* Riese) empfiehlt sich namentlich dadurch, daß sie an den vorhergehenden Pentameter *Quo solo careat siquis, in exilio est* sich gut anschließt. — 407, 2 *non tamen* von 2. Hand aus *nomen* verbessert. — Ebd. 7 setzen in den Worten *Devita et longe vivus cole* für *vivus* Bährens *tutus* und Riese *tenuis* ein. *Vivus* bedeutet jedoch „so lange du lebst" wie bei Scribonius Largus 94 u. 97 *numquam ulli se vivo compositionem eius dedit*, s. auch Cicero pro Mil. 33, pro Sest. 59. — 408, 2 *et fuge.* — Ebd. 3 ist es nicht nötig mit Heinsius und allen Herausgg. das überlieferte *Et mea sors testis* in *Est m. s. t.* zu ändern, da dieser Dichter (z. B. gleich im nächsten Vers und 409, 4) mit Vorliebe die Copula ausläßt. — 410, 9 hätten die Herausgg. in *Res est atra miser* nicht mit Tollius *atra* in *sacra* ändern sollen. Es steht hier in der sehr häufigen übertragenen Bedeutung „unheilbringend", für die ich keine Beispiele anzuführen brauche. — 415, 15 ist in *diuexa* das *a* von 2. Hand in *o* geändert. — Ebd. 38 *parilis* vom Schreiber in *par illis* verbessert. — Ebd. 42 *mendacisque*, über der Zeile nach *i* von 2. Hand ein zweites *i*. — Ebd. 49 *phassiue* (das *h* von 2. Hand aus *b* gemacht). — 416, 2 *odité* von 2. Hand in *audité* geändert. — Ebd. 4 sind durch die Rasur vor *tis* vier Buchstaben getilgt. — Ebd. 7 *animite maximacausa*. — 417, 8 Baehrens hat Riese gegenüber mit der Angabe recht, daß in *edetque* das erste *e* auf einer Rasur von 2. Hand geschrieben ist. — 420, 1 ff. *Victa - - - - - gens* (Britannorum) *iacet intitulos*; da die Vorschläge *patet, cadit, patitur* für *iacet* keinen passenden Sinn ergeben, so wird dies wohl zu halten und zu erklären sein: *ita iacet, ut in titulos tuos transeat.* — 427, 3 ist der Schluß des Verses fast ganz ausradiert; mit Sicherheit läßt sich nur *Solis ad occasus solis s . . . . . ad . . tus* erkennen. L. Müller ergänzt *sic testor ad ortus*, Riese *sic rursus a. o.* Die Überschrift und Vers 1 machen es wahrscheinlicher, daß *s. semper a. o.* zu schreiben ist. — Ebd. 5 sind am Ende nur die folgenden Buchstaben in der Rasur zu erkennen *ricusas*; statt *i* kann man auch *e* lesen; *c* ist sicher; von den drei letzten Buchstaben ist der erste nicht ganz sicher; es scheint also *recusas* dagestanden zu haben. — Ebd. 6 hat L. Müller trotz Holder bei Riese[1] richtig *preda* gelesen, dagegen ist das folgende *tuo . atie* unsicher; darauf folgen *rr . l . . . o . res*, doch können vor *l* auch zwei Buchstaben gestanden haben. — Ebd. 7 ist *Nox* aus *Noc* (nicht *Nec*) von 2. Hand verbessert; das 6. Wort schien mir nicht *hite*, sondern *cito* zu sein und der nächste Buchstabe kein *d*, sondern ein *b*. — Ebd. 8 ist kein Wort auch nur mit annähernder Sicherheit erkennbar; die ersten Buchstaben sind *ambu*, aber *m* und *u* unsicher. — Ebd. 10 standen zu Anfang 6 (nicht 3) niedrige Buchstaben; darauf ist *alisid&* fast, das folgende *d* vollkommen sicher; es folgten 4 niedrige Buchstaben, der letzte ein *o* oder *e*, am Ende ein *d* und 6 niedrige Buchstaben. — Ebd. 11 ist das letzte Wort sicher *tota*, nicht *toto*. — Ebd. 12 ist wieder durch die Rasuren fast völlig unleserlich geworden: im Anfang 2 nicht erkennbare niedrige Buchstaben, dann *b*, weiter wieder nach 2 unleserlichen niedrigen Buchstaben *sat* (nicht *futo*), darauf 6 undeutliche niedrige Buchstaben, oberhalb deren letztem ein *N* steht, zuletzt kein *re*, sondern eine Rasur von 8 niedrigen Buchstaben; zwischen dem 6. und 7. steht ein *d*. — Ebd. 13 erkennt man *Nempe qu . . ad*, nur das *a* ist nicht ganz sicher; also stand wahrscheinlich *N. quod ad* da. Es folgen 9 unsichere niedrige Buchstaben, deren 5. ein *a* ist, während der letzte wohl ein *t* war; am Ende steht *mille*, sicher bis auf das *m*. — Ebd. 14 läßt sich am Anfang *malit* entziffern, dann folgen nach einem *h* (oder *l* oder *d*) 10 unlesbare niedrige Buchstaben und zuletzt *ti* oder *m*. — Ebd. 15 sind nach *Lentus* 6 niedrige Buchstaben ausradiert, weiter nach *pe* (oder *po*) 9, deren 5. ein *l* oder *d* oder *h* war; am Schlusse erkennt man *arte* (oder *arti*); doch ist das *a* nicht sicher. — Ebd. 16 sind nicht bloß alle Buchstaben von *Femina cara* außer *Fe* unsicher, sondern das *c* kann auch ein *a* gewesen sein. — Ebd. 17 scheinen in der zweiten Rasur die Buchstaben *quiet* gestanden zu haben; der ganze Vers wird also so herzustellen sein: *O certe numero vinces me⟨non⟩ requieta[m]*, vgl. 429, 12 *exultet toto non requieta toro.* — Ebd. 18 sind zu Anfang 9 Buchstaben ausradiert; es folgt auf ein *l* (oder *d* oder *h*) *it . . . b . s . . p* (oder *q*) . . *ego* (das *e* ist unsicher). — 429, 11 *ips*o*, der ausradierte Buchstabe scheint ein *a* zu sein. — 431 steckt in der verderbten Überschrift EXCUSSATIO SIHORIS MATERIE offenbar *lascivioris*, vgl. Vers 2 und die Überschrift von 434. — 433, 3 in *trepidas* ist das *a* aus *u* von 2. Hand verbessert. — 435, 3 *figi et* V von 2. Hand in *fugi et* geändert. Den richtigen Sinn hat Riese mit *faciet* besser wiederhergestellt als Baehrens mit seiner gewaltsamen Konjektur *dum gratis, flagret quaedam.* Aber es liegt näher von der Lesart der 1. Hand auszugehen und zu schreiben *dum fient gratis quaedam* und nach *moritur* (2) statt des Punktes ein Komma zu setzen. In den folgenden Worten ist Scaligers Verbesserung *simul atque rogabit* für das überlieferte

simul at quero auit dem von Riese[2] aufgenommenen *s. a. rogaro* (*rogaui* Riese[1]) entschieden vorzuziehen. — 438, 1 zwischen *fortuna* und *uirorum* sind zwei Buchstaben ausradiert. — 443 gibt die anschauliche Beschreibung eines üppig ausgestatteten Hauses des 1. Jahrh. n. Chr. Ich gehe näher darauf ein, weil man einige Stellen als verderbt bezeichnet hat, die nur eine richtige Erklärung bedürfen und meines Wissens in keiner Darstellung der römischen Privataltertümer dies Gedicht berücksichtigt wird. Es ist also ein ausgedehntes Privathaus mit hohen Räumen (1 *alta*) beschrieben, dessen zahlreiche monolithe, nicht wie gewöhnlich aus Ziegeln aufgemauerten Säulen (ebd. *solidas - - columnas*) man sich in dem Atrium und einem oder mehreren Peristylen stehend denken mag[2]). Die Kassettendecke prangt in Vergoldung (3 *aurea-summo splendent laquearia tecto*[3]). Besonders wird der Schmuck mit Marmor und kostbaren Steinen (Mosaiken) hervorgehoben. Gleich am Eingange an den Marmorpfosten (2 *marmoreo ianua poste nitet*) tritt er hervor, nicht minder auf dem Fußboden (4 *imum crusta tegit - pretiosa locum*). Alles ist damit bedeckt (7 *gemmae licet omnia claudant*). Der Dichter hat demnach an Häuser wie die zwar ältere, aber mehrere Jahrhunderte stehende casa del Fauno in Pompeji (Mau, Pompeji[2] S. 300ff) gedacht und Änderungen wie die von *locum* (4) in *lacum* (Scaliger) oder *solum* (Heinsius), oder von *circa dives tegit* (5) in *citro d. tenet* (Heinsius), oder von *claudant* (7) in *condant* (Burmann II), oder *clarent* (Wakefield) sind unnötig. Die letzte Stelle wird noch durch Seneca epist. 86, 6 *vitro* (d. i. Glasmosaik, vgl. Plinius nat. hist. XXXVI 189) *absconditur camera* und ebd. 7 *eo deliciarum pervenimus, ut nisi gemmas calcare nolimus* geschützt. — 444, 8 in *quidquid* das zweite *d* über der Zeile von der Hand des Schreibers. — Ebd. 13 *ille* von der Hand des Schreibers in *illi* verbessert. — 445, 9 in *dimidium* das zweite *i* vom Schreiber aus *e* verbessert. — 450, 3 *Nec ui* von 2. Hand in *Necui* geändert. — 452[4]), 10 hätte Riese (in beiden Ausgg.) nicht in den Worten *auribus admotis condita verba dare* für *condita candida* vorschlagen sollen. Es bedeutet hier „heimliche", vgl. Cicero in Verr. II, 181 *omnia ita condita fuisse atque ita abdita latuisse*, Seneca epist. 68, 4 *multi aperta transeunt, condita et abstrusa rimantur*, 79, 7 *nulla virtus latet - - - - -: veniet qui conditam - - - - - - - dies publicet.* — Ebd. 14 hat die zweite Hand das ursprüngliche *sequura* in *securas* geändert; dadurch wird die Verbesserung des Tollius *queror* bestätigt. — Die nach 453 freigelassene Seite fol. 97 vs. ist liniiert und enthält zweimal 32 Zeilen. Der Schreiber wird sie deshalb ausgelassen haben, weil seine Vorlage hier unleserlich geworden war oder er eine Lücke dieser Ausdehnung in ihr vorfand, die er aus einer anderen Hs ergänzen wollte, vgl. den Parisinus 7701 der Periochae des Livius S. 120, 12 meiner Ausg. — 457, 5 hat H. J. Müller recht, wenn er anders als Holder und Baehrens angibt, daß *discordia* in der Hs steht. — 458 ändert man in der verderbten Überschrift *Interdum et neglectam formi luci* die beiden letzten Worte in *formam placere* oder *decere* oder *valere*. Näher liegt *formam illicere*. — 460, 5 ist im Anfange des ausradierten, aber von Scaliger richtig ergänzten Verses *In* sicher erkennbar. — Ebd. 6 hat Holder *puella* richtig in der Rasur erkannt, während L. Müllers *nichil* oder *nihil* nicht dastehen kann. — 461, 4 steht am Rande von 2. Hand *pom.* — 462, 1 *eo* von 2. Hand auf einer Rasur von 2—3 Buchstaben. — Ebd. 4 in *Hiccapitolino* (so) hat die 2. Hand nichts geändert, sondern nur das undeutlich gewordene *ca* wiederhergestellt. — Ebd. 20 hätten Riese und Baehrens nicht das überlieferte *a* in den Worten *a manibus mittere tela timet* mit Scaliger in *e* ändern sollen. Die Vorliebe des Dichters für jene Präposition zeigt Vers 13 *Maevius, a castris miles melioribus*, wo man gleichfalls *e* hat einsetzen wollen. Ähnlich ist die Stelle des Ovid met. II 311ff. *dextra libratum fulmen ab aure Misit in aurigam.* — Ebd. 25 *rependens* von 2. Hand aus *penates* verbessert; damit ist Scaligers Konjektur bestätigt. — 463 ist mit 462 ohne Zwischenraum und Überschrift verbunden.

Königsberg i. Pr. Otto Roßbach.

[2]) Seneca epist. 86, 8 sagt von dem Bade eines Freigelassenen *quantum columnarum est nihil sustinentium, sed in ornamentum positarum inpensae causa.*

[3]) Vgl. Tibull III 3, 15ff. *in domibus - - - - - - auratae que trabes marmoreumque solum.*

[4]) Den ersten Vers dieses mit Recht von Scaliger gelobten Gedichtchens hat Baehrens nach ihm und der Hs besser so wiederhergestellt als Riese: *Garrula, quid* (*qd* V von Scaliger verbessert), *totis resonas* (*resonant* Riese) *mihi noctibus, auris* (*aures* V)?

Eingegangene Schriften.

L. Castiglioni, Studi Senofontei. IV. Intorno all' „economico". II. Osservazioni al testo (Rivista di filologia. XLVIII, 4). Torino, Chiantore.

Rutilii Claudii Namatiani de reditu suo libri II. Rec. V. Ussani. Florentiae, Fr. Perrella.

J. Braun-Vogelstein, Die ionische Säule. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 6 M.

H. Weimer, Geschichte der Pädagogik. 5. A. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 2 M. 10 + 100% Zuschl.

Über das personifizierte Ohr s. Thesaur. l. L. II, p. 1514fg. u. a. Valerius Probus bei Gellius XIII 21, 2 *non finitiones - - - grammaticas spectaveris, sed aurem tuam interroga - - -; quod illa suaserit, id profecto erit rectissimum* usw. Aus derselben Vorstellung sind die Gemmen, auf denen eine Hand ein Ohr zupft, mit der Beischrift μνημόνευε (Furtwängler, Beschreibung der geschnittenen Steine im Antiquarium No. 8087—8089, Taf. 58 u. Catalogue of the gems in the Brit. Mus. No. 2148—2150) hervorgegangen.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 21. Mai. 1921. №. 21.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

Richard Laqueur, Der jüdische Historiker **Flavius Josephus**. Gießen 1920. VIII + 280 S. 8. 33 M.

Das Buch soll eine Rechtfertigung der Polybiusuntersuchungen desselben Verf. bieten durch die Resultate, die mit der gleichen Methode gewonnen werden. Damals meinte er an einem einzigen Werke seine Entwicklung und Veränderung nach den veränderten Anschauungen des Historikers aufzeigen zu können. Jetzt hat er dazu die inhaltlich gleichen Texte der verschiedenen Werke des Josephus ausersehen. Alles wird flüssig, und keine Schrift bietet ein geschlossenes Ganzes. Die Vita besteht aus Rechenschaftsbericht und Zusätzen, das bellum ist also jünger als dieser Kern und doch älter als die Vita und zeigt auch schon Spuren einer Neubearbeitung nach der Archäologie, die Archäologie ist später als das bellum und früher als die Vita und hat doch Spuren von Zusätzen, die erst der nachfolgenden Zeit angehören. Der Historiker wandelt sich, und seine Wandlungen sollen wir erkennen können. Er ist keine „mechanische Abschreibemaschine", sondern ein Mensch, der sein Wollen und Fühlen in die Erzählung hineingetragen hat, ein „vernunftbegabtes Wesen" (S. 231, 242), wie der Verf. betont; und doch wirft er ihm vor, daß er eine Darstellung einfügt, wo es gar keinen Sinn gibt (S. 267), daß er törichte Einlagen macht (S. 269); sämtliche bei ihm auf spätere Abfassungszeit führenden Stellen treten als „sinnstörende Zusätze" entgegen (Vorrede S. VII). Es findet sich bei ihm „völliger Unsinn" (S. 37), oder die Erzählung ist ohne „Sinn und Ordnung" (S. 45), „sinn- und zwecklos" (S. 173), und ein Einschub hat dazu geführt, daß dem Zusammenhang „jeder vernünftige Sinn" genommen wurde (S. 46) usw. Die Thukydidesforschungen — der Verf. nennt selber Ullrich — haben für diese Untersuchungen das Vorbild abgegeben. Aber gerade ein Werk, wie das kurz vorher erschienene von Eduard Schwartz zeigt den wesentlichen Unterschied. Gewiß zeigen des Josephus Werke verschiedene Tendenz; das ist selbstverständlich je nach dem Stoff. Aber wenn der Verf. selber spricht von dem immer nur an Symptomen verbessernden Josephus oder einräumt, daß der Gegenstand selbst den Spezialforschern ziemlich bedeutungslos erscheinen dürfte (S. 231), so zeigt sich schon darin die Schwäche der Argumente, die mit unglaublichem Scharfsinn herbeigetragen sind. Und wer das Resultat: „Josephus hat sich begnügt, die Einzelbilder als solche umzugestalten und jedem den Zug zu nehmen, der ihm nicht mehr passend schien", zusammenhält mit den in Frage kommenden Stellen, wird die Empfindung haben, daß vielfach belanglose Kleinigkeiten aufgebauscht werden und von einem Einzelbilde überhaupt nicht die Rede ist. Und dabei holt der Verf. gegen den Ungläubigen das schwerste Geschütz herbei (S. 236): „Dieses Ergebnis steht unverrückbar fest, und kein Phrasenschwall wird gegen solche aus nüchterner Quellenkritik ge-

schöpfte Erkenntnis aufkommen können." Ich fürchte, daß auch damit die Kritik an den vorgebrachten Argumenten sich nicht niederdonnern läßt.

Der Aufbau des Buches hat etwas Fesselndes und zunächst vielleicht Zwingendes, zumal es mit einer durchaus richtigen Beobachtung anfängt, nämlich daß Arch. XX 258, 267/68 einerseits und 259—266 anderseits Paralleltexte darstellen, von denen der zweite verfaßt ist, um den βίος anzuschließen. Für die Archäologie ist das Jahr der Veröffentlichung durch Josephus selber auf 93/94 fixiert. Der Vita ging Agrippas Tod und des Justus Gegenschrift voraus. Das erste Ereignis stellt L. ins Jahr 100, obwohl es auch schon in den letzten Büchern der Arch. vorausgesetzt ist; er hält sich dabei an Photius cod. 33, der berichtet, Justus habe die Geschichte bis zum Tode Agrippas geschrieben und dieser sei im dritten Jahre Trajans erfolgt. Wäre das wahr, dann müßte die Arch. natürlich spätere Zusätze erfahren haben. Aber Josephus sagt V. 360 zu seinem Gegner: „Wenn du sicher warst, besser als alle geschrieben zu haben, warum hast du dein Werk dann nicht bei Lebzeiten des Vespasian und Titus und Agrippa herausgegeben; denn es war ja doch schon vor 20 Jahren fertig", eine Behauptung, die doch auf irgendeine Bemerkung des Justus selber zurückgehen muß. Dann muß man schließen, daß Vespasian noch die Möglichkeit gehabt hätte, es zu sehen, d. h., daß es vor 79 geschrieben und vor 99 ediert war. Im übrigen wird man nicht einmal die 20 genau nehmen, da Übertreibung im Sinne der Stelle liegt. Also muß Agrippa vor 99 gestorben sein, und wir kommen zu dem Ansatz zurück, den man immer angenommen hat, vor Abschluß der Archäologie. Wie man den Irrtum bei Photius zu erklären hat, hat schon Luther in seiner Dissertation, Halle 1910, S. 52 richtig vermutet. Daß die Angabe vom dritten Jahr des Trajan auf Justus' eigene Worte zurückgehen muß, der wie Josephus am Ende seines Werkes eine Zeitbestimmung bot, erscheint zweifellos. Photius' Verwechslung beruht darauf, daß er das Datum auf den Tod des Agrippa bezog, während es die Zeit des Abschlusses des Werkes anging. Selbst wenn es sich bei Justus nur um e i n Geschichtswerk handelt und nicht um zwei, liegt nichts im Wege, daß er den jüdischen Krieg, speziell den Anfang, gegen dessen Darstellung sich Josephus wendet, vor 93/4 beendete und Josephus Anlaß gab, sich darauf zu beziehen, während die Fortsetzung bis zum Jahre 100 erschien (man vgl. F. Jacoby, P.-W. R.-E. X 1346). Die Richtigkeit der Angabe des Photius ist aber die Grundlage für Laqueurs Buch. Wäre sie zweifellos, dann müßte die Vita des Josephus, die man bei unbefangener Lektüre von c. 429 unter Domitian verfaßt denken würde, im Gegenteil durch einen längeren Zeitraum von der Arch. getrennt sein, dann wären Zusätze in der Arch. erwiesen. Sonst besteht natürlich die Möglichkeit auch noch, aber die Hauptstütze ist der Annahme entzogen. Auch die Doppelfassung des Schlusses besagt gar nichts, um so mehr, als die Situation, was L. übersieht, in beiden die gleiche ist; denn auch in der ersten (267/8) gedenkt der Verf. schon, den Krieg noch einmal darzustellen, doch offenbar, weil er sich gegen die feindselige Auffassung des Justus wehren will; nach L. allerdings wäre er gerade durch dessen Buch von der Ausführung abgeschreckt worden.

Die Beziehungen zu diesem und die literarhistorischen Grundlagen der Schriftstellerei des Josephus behandelt L. im 2. Kapitel. Der Gegensatz zu Justus soll nahezu ein rein literarischer gewesen sein, er behauptet ἄμεινον zu schreiben, Josephus aber deutet das als ἀκριβέστερον und sucht ihm sachliche Fehler nachzuweisen. Aber gerade der Ausgangspunkt V. 338: Justus hat über mich und seine Vaterstadt gelogen ὑπὲρ τοῦ δοκεῖν φιλόπονος, zeigt doch, daß die aufgewandte Mühe sich auch in der Genauigkeit zeigen sollte. Daß auch in c. Apion. I 46 ff. der Gegner Justus ist, hat L. aufs neue mit Wahrscheinlichkeit erwiesen. Die weitere Anschauung von dem stilistischen Streit ist sehr bedenklich. Verstärkt wird sie durch die fehlerhafte Interpretation von c. Ap. I, 51, wo Josephus sagt, er habe sein Werk zuerst den Kaisern Vespasian und Titus gegeben, hernach auch vielen Römern, die am Kriege teilgenommen, schließlich auch vielen Juden, ἀνδράσι καὶ τῆς Ἑλληνικῆς σοφίας μετεσχηκόσιν; indem L. übersetzt, als ob καὶ αὐτοῖς da stände: „Männer, die e b e n f a l l s die hellenische Bildung besessen haben", gewinnt er die mit Nachdruck betonte Behauptung des Justus, daß er allein für gebildete Leser schreibe. In Wahrheit aber soll der ganze Satz, wie ja c. 50 ausdrücklich sagt (τοσοῦτόν μοι περιῆν θράσος τῆς ἀληθείας und c. 52: οὗτοι ἅπαντες ἐμαρτύρησαν ὅτι τῆς ἀληθείας προύστην ἐπιμελῶς), nur erhärten, daß die

Darstellung wahrheitsgetreu, also die des Gegners unrichtig ist; darum zählt er die verschiedenen Zeugen auf, schließlich auch die Juden, bei denen hervorgehoben werden muß, daß sie auch griechisch verstehen, also ein Urteil über des Josephus griechisch geschriebene Darstellung haben. In dem Epaphroditos, dem Gönner des Josephus, dem er Arch. und c. Ap. gewidmet hat, will L. nicht den von Domitian hingerichteten Freigelassenen Neros, sondern den Grammatiker sehen. Von diesem sagt Suidas allerdings auch nur ἤκμαζεν ἐπὶ Νέρωνος καὶ μέχρι Νέρβα, so daß der Ausdruck erst gedehnt werden muß, um ihn mit der Tatsache zu vereinen, daß er nach Agrippas ins Jahr 100 gesetztem Tode noch gelebt haben soll. Die gleiche Hervorhebung der Körperkraft oder -größe, wie der Bildung bei Josephus und Suidas läßt die Identifizierung, die schon Bernoulli vorgenommen hatte, möglich erscheinen, obwohl das μεγάλοις αὐτὸς ὁμιλήσας πράγμασι Arch. I 8 stutzig macht. Aber das Hauptargument, das dann weiter dazu führt, in diesem Epaphroditos einen Verleger großen Stiles zu sehen, ist doch recht zweifelhaft. Nach Arch. I 9 half er τοῖς χρήσιμον ἤ καλόν τι πράττειν δυναμένοις, und Suidas sagt: ὠνούμενος ἀεὶ βιβλία ἐκτήσατο μυριάδας τρεῖς καὶ τούτων σπουδαίων καὶ ἀναχωρηκότων. „Da ist kein Zweifel mehr möglich: der bekannte Grammatiker und Büchererwerber Epaphroditos ist der Gönner des Josephus!" (S. 30). Ich fürchte, doch. Die ganze Vorstellung, aus dem Bücherfreund, der sich Bücher kauft, ohne weiteres einen Verleger zu machen, der sich der Ausbreitung eines Werkes annimmt, ist, wie alle daran geknüpften Vermutungen, mehr phantasievoll als überzeugend, man müßte denn in dem Adressaten der Lukianischen Schmähschrift πρὸς τὸν ἀπαίδευτον καὶ πολλὰ βιβλία ὠνούμενον auch einen Verleger sehen. Und wenn in diese Erörterung noch eine angebliche Tacitusbenutzung hineingebracht wird, die für die Vita erweisen soll, daß c. 423, 428/9 erst etwa nach 104 im Anklang an Tac. hist. I 1 geschrieben sind, so muß das entschieden abgelehnt werden, da die Ähnlichkeit nur durch Fortlassen der Zwischensätze und Zusammenrücken des Übrigen herauskommt und im wesentlichen darauf beruht, daß Josephus wie Tacitus unter den drei flavischen Kaisern gelebt und ihre Gunst erfahren haben. Daß dabei προσαυξάνειν τὰς τιμάς sich findet, hat mit der dignitas aucta um so weniger zu tun als es ganz etwas anderes bezeichnet.

Die Erwähnungen des Justus auch außerhalb der παρέκβασις, in der sich Josephus mit seinem Gegner auseinandersetzt, sind nach L. erst später in die Vita eingeschoben. So wird zunächst 32—61 als Zusatz hingestellt: c. 62: ἐπεὶ δ' εἰς τὴν Γαλιλαίαν ἀφικόμην ἐγώ soll unvereinbar sein mit c. 30: ἀφικόμην εἰς τὴν Γαλιλαίαν, obwohl man nicht recht einsieht, wie der Verf. zu der Erzählung hätte zurückgreifen sollen nach der eingefügten Schilderung als mit diesen Worten: Als ich nach Galiläa gekommen war und diese Lage erfahren hatte. Um einen Widerspruch herauszubringen, wird zwischen der Ankunft in Galiläa und der Reise nach Sepphoris ein großer Unterschied konstatiert, so daß es unmöglich wäre, die Ankunft in Galiläa noch nach der weiteren Zwischenhandlung zu rekapitulieren. Ebenso wird künstlich in εὗρον c. 30 und 31 ein wesentlicher Unterschied gefunden, allein nach dem verkehrten Gefühl des Deutschen, wie das oft geschieht: „Bei meiner Anwesenheit habe ich festgestellt" und „ich fand eine Situation vor, die mir von anderer Seite berichtet wurde", und flugs folgt der Schluß: „Sollen wir nun ernstlich glauben, daß Josephus hintereinander in einem einheitlichen Bericht zweimal das Wort in ganz verschiedenem Sinne faßt?" Die weiteren Argumente aufzuzählen ist nicht möglich; sie beweisen nichts. Daß 32—61 nicht vorbereiten auf die folgenden Vorgänge, wird behauptet, die Erwähnung des Justus c. 65, die auf 34 zurückweist, natürlich als Einschub ebenfalls beseitigt. Die Zeichnung des Johannes von Gischala soll sogar im Widerspruch stehen zu der folgenden; er erscheint als „besonnener, ruhig denkender Mann", während er im folgenden und im bell. II 585 ff. als neuerungssüchtig und herrschbegierig geschildert wird. Dabei ist völlig außer acht gelassen b. II 590: τὸν Ἰώσηπον ὁρῶν αὐτοῦ σφόδρα χαίροντα τῷ δραστηρίῳ. Im übrigen ist V. 43—45 die Zeichnung überhaupt sehr kahl; es ist also nicht wahr, was gefolgert wird: Das Bild, welches hier Josephus von Johannes entwirft, stammt aus anderer Zeit als die sonstige Vita. Ebenso wird von dem Abschnitt über Gamala 46 bis 62 behauptet, er sei eingeschoben, weil er mit der Vita nichts zu tun habe. Da er sich berührt mit Arch. XVII 23 ff., dort aber auf Agrippas Tod angespielt ist (28), so ergibt sich für L., daß auch die Arch. einen Zusatz erhalten haben muß. Nicht erwogen bei der ganzen Erörterung von V. 32—61 ist, daß es

durchaus einem bestimmten Prinzip entspricht in der antiken Historiographie, zu Beginn der Darstellung einer neuen Aufgabe, wie sie hier Josephus hat, eine Schilderung des Schauplatzes seiner Tätigkeit und der Verhältnisse vorauszuschicken. Caes. bell. Gall. I 1 ff. IV 1 ff. Tac. Agr. 10 ff. hist. V 2 drängen sich jedem sofort auf, Caes. bell. Gall. VI 11—28 zeigt mit der Wiederaufnahme von 10, 4: Suebos omnes . . . se recepisse und 29, 1 comperit Suebos sese . . . recepisse die gleiche Technik wie hier 30 ἀφικόμην εἰς τὴν Γαλιλαίαν und 62 ἐπεὶ δ' εἰς τὴν Γαλιλαίαν ἀφικόμην. In dem Bemühen, jede Erwähnung des Justus in der Vita als Einschub zu erklären, erscheint L. der einfachste Ausdruck wie V. 279 anstößig und erhält erst nach Ausschaltung der fortgewünschten Worte „seine richtige Beziehung". Für besonders lehrreich sieht er V. 177 ff. an. Denn 175/6 τοὺς ἐκ τῆς εἱρκτῆς μεταπεμψάμενος . . . συνδείπνους ἐποιησάμην soll die Haftentlassung mitteilen, und 178 lesen wir ἐκέλευσα πάντας τῆς φυλακῆς ἀπολυθῆναι. Das soll ein Widerspruch sein. Wer die Worte unvoreingenommen liest, wird ihn nicht entdecken können. Die Schlußworte 178 lauten: So sprach ich während des Mahles mit Justus und gab dann am Morgen Befehl, alle frei zu lassen. Der Gegensatz παρὰ τὴν ἑστίασιν und ἕωθεν zeigt doch völlig logische Entwicklung, und der Schluß, daß sie schon vorher entlassen wären („man lädt ja doch keine Gefangenen zum Festessen ein!"), ist durchaus willkürlich. Nur für 407—410 gibt L. zu, daß der Abschnitt mit Justus' Erwähnung nicht ausgesondert werden kann; also ist, wie er schließt, auch das ganze umgebende Stück ebenso später verfaßt worden. Und so ergibt sich nach Ausmerzung aller Stellen, die Justus nennen, für ihn ein Urbericht als Grundlage der Vita, der Rechenschaft über des Josephus Tätigkeit als Statthalter ablegte, aus der Zeit von 75/9, der c. 28 beginnt und vor 412 sein Ende hat; denn c. 27 und 412 wird auf das bellum verwiesen, das ja damals nicht vorhanden sein konnte. Ich weiß nicht, ob Josephus zu einem solchen „Rechenschaftsbericht", wie ihn L. nennt, Gelegenheit hatte — es müßten dann jedenfalls mehrere gewesen sein —, aber der Name tut nichts, und die Möglichkeit besteht jedenfalls, daß Josephus für seine Vita Tagebuchaufzeichnungen zu Rate zog, die er früher gemacht hatte. Aber erwiesen ist das mit den beigebrachten Argumenten nicht. Und die angeblichen Zusätze zu begründen, wird schwer halten; denn sie sind zum Teil derart, daß man wohl versteht, daß sie gleich bei der Niederschrift, wenn das Augenmerk auf den literarischen Gegner gerichtet war, mit niedergeschrieben wurden, daß man aber den Gewinn, den ihre Zufügung bringen sollte, nicht ohne weiteres erfaßt.

Hat sich dem Verf. nun ein alter Kern der Vita ergeben, so muß das bellum jünger sein; das sucht er durch einen Vergleich der Parallelberichte zu erweisen. Das umfangreichste und in den Augen von L. wohl beweiskräftigste Beispiel bietet die Schilderung der Vorgänge in Tarichea V. 126—48, b. II 595—613, wo mit außerordentlichem Scharfsinn eine verschiedene Gesinnung gegenüber Agrippa herausgeholt wird. Jünglinge aus Debaritta überfallen die Frau des Ptolemäus, des Verwesers des Königs Agrippa, und plündern sie aus. Der Verf. legt nun viel Gewicht darauf, daß einmal die Frau, das andere Mal der Mann genannt ist als Gegenstand des Überfalls, und konstruiert einen Unterschied in der Auffassung des Gutes, das geraubt wird, das einmal persönliches, das andere Mal königliches Eigentum sein soll. In Wahrheit ist der König ebenso gekränkt in dem einen wie in dem anderen Falle, wie gerade b. 597 der Ausdruck τὸ πρὸς τοὺς βασιλικοὺς βίαιον zeigt. Weiter soll es einen bedeutenden Unterschied ausmachen, daß die Räuber einmal als θρασεῖς bezeichnet, das andere Mal dagegen von Josephus getadelt werden. L. übersieht dabei, daß θρασύς ebenso gut tadelnden Sinn haben kann (vgl. V. 185) und für jeden nicht in Räuberromantik Befangenen in diesem Zusammenhang haben muß. Josephus nimmt den Räubern das Gut ab und deponiert es nach der einen Fassung bei einem Einwohner von Tarichea; die andere sagt davon nichts, sondern nur, daß er die geraubten Geräte durch zwei Vertrauensmänner Agrippa zusendet. Bedeutung soll es haben, daß Josephus in der einen Version von den um die erhoffte Beute Gebrachten als προδότης schlechthin (aber b. 602 ist von προδοτικαὶ συνθῆκαι die Rede, die man vermutet, und zu dem einfachen προδότης ist V. 384 προδότιν ἀποκαλοῦντες τὴν Τιβεριάδα zu vergleichen), in der anderen als Verräter an die Römer bezeichnet wird. Man fragt sich, an wen er sonst nach der Beschuldigung die Leute hätte verraten können in jenen Zeiten. Der kunstvolle Ausdruck „Gesetzesverräter" ist doch nur eine Erfindung, um

einen Unterschied zu schaffen. Es ist auch kein Widerspruch, wenn es in der Vita weiter heißt: Sie verbreiteten, er habe die Absicht, das geraubte Gut seinem Herren wiederzugeben. Josephus selber läßt ja die Räuber dies mit γάρ als Begründung für ihre Behauptung des Verrates (V. 130) angeben, und Agrippa vertritt doch die Sache der Römer. Bei dem in Tarichea ausbrechenden Tumulte gelingt es Josephus zuerst, den Aufruhr zu beschwichtigen, dann dringen die Räuber doch gegen sein Haus vor, und hier ist die Darstellung verschieden. In der einen fragt er, was die Herankommenden wollen und läßt Abgesandte zur Verhandlung herein, die er bis aufs Blut auspeitschen läßt; in der anderen sagt er, die Anstürmenden möchten Leute auswählen, die das Geld in Empfang nehmen sollten. Sie sondern den Dreistesten aus, den er geißeln und durch Abschlagen der Hand strafen läßt. Der Verf. behauptet: Wenn Josephus die Leute auffordert, das Geld bei ihm abzuholen, so hat er keine Ahnung davon, daß es, wie V. 131 erzählt wird, deponiert ist, — als ob es sich nicht um eine List handelte, durch welche Josephus die Leute vereinzelt in sein Haus locken will. Für den Verf. ergibt sich, daß V. 130/1 aus dem bellum nachträglich eingeschoben sind, weil hier dem Könige das Eigentum zugeschickt werden soll und nicht dem Beraubten, weil von der Deponierung des Geldes im übrigen nicht die Rede sei; aber gerade von den beiden Vertrauensmännern ist im bellum auch nicht die Rede, und diese können nicht daher genommen sein. Wenn es wahr wäre, daß Josephus nachträglich die Darstellung der Vita nach der des bellum ausgeglichen hätte, so hätte er doch die Abweichungen, wie sie besonders der Schluß zeigt, nicht stehen lassen. Solche Ungleichheiten sind auch sonst noch vorhanden; so, wenn im bell. die vier allein zurückgebliebenen Trabanten Josephus auffordern zu fliehen, in der Vita der einzig zurückgebliebene Simon ihn mahnt, tapfer zu sterben, ehe er in die Hände der Gegner fällt; und im bell. werden zwei Hetzer der Volksmasse mit Namen aufgeführt, in der Vita nur einer. Schon wer so weit vergleicht, kann, wenn er nicht mit gebundener Marschroute wandert, nur zu dem Ergebnis kommen: Josephus hat in der V., ohne einen Einblick in seine frühere Darstellung des bellum zu tun, nur nach dem Gedächtnis die Dinge wiedererzählt, die sich ihm zum Teil dabei verschoben haben. Läge absichtliche Veränderung vor, so müßte man in jedem Falle den Grund ausfindig machen können. Für L. liegt die Sache so: zuerst die Schilderung des Urberichtes, dann die des bellum mit der Absicht, Agrippa Angenehmes zu sagen, daraus die Zusätze in der Vita. Unter den Argumenten dafür liest man: Dem entsprechend kann es nicht mehr des Josephus Absicht sein, die Mauern Jerusalems von der Beute aufzurichten, wie es im alten Zusammenhange von V. 128 behauptet war, sondern er fühlt sich verpflichtet, den Raub dem geschädigten Agrippa zurückzugeben. Aber die Rückgabe an den Besitzer, den Mann des Königs, ist auch V. 128 in Aussicht gestellt, und die Verwendung der Beute für den Mauerbau ist doch nur eine Finte (ἔφην αὐτὰ φυλάττειν sagt Josephus), was L. nicht berücksichtigt. Auch das Argument aus des Josephus Behauptung gegenüber der aufgeregten Menge, er habe das zurückbehaltene Geld zum Mauerbau von Tarichea verwenden wollen, scheint mir hinfällig und wird umsonst vom Verf. durch energischen Ausdruck eindringlicher gemacht. Wenn Josephus V. 128 den Räubern selber gesagt hat, das Geld solle zum Mauerbau von Jerusalem benutzt werden, so hindert das doch nicht, daß er jetzt, wo es ihm darauf ankommt, die Menge zu spalten, einen anderen Zweck vorgibt. Der schlauen Ausrede trägt der Verf. auch sonst nicht Rechnung. So liest man S. 69: „In § 602 fordern die Gegner den Josephus auf, das gemeinsame Geld vorzuzeigen — welches also Josephus in Händen haben muß". Ein seltsamer Schluß, der auch nicht richtiger wird, wenn es fortgeht: „Mag man hier noch vielleicht einwenden, die Gegner hätten nicht gewußt, daß Josephus das Geld bei dem Taricheaten Annaios deponiert habe, so ist doch dieser Weg der Erklärung nicht möglich gegenüber § 606/7, wo Josephus sagt: ‚Ich zog es vor, das Geld ruhig zurückzubehalten, um euch eine Mauer zu bauen. Seid ihr aber nicht dafür, dann bringe ich das mir gebrachte Geld hervor'." Ja, muß denn das wahr sein, weil Josephus es sagt, um das Volk zu beschwichtigen? Der Verf. meint, es wäre für Josephus ein glänzendes Verteidigungsmittel gewesen, zu sagen, daß er das Geld nicht mehr habe. Ich finde, das wäre das Törichste gewesen, was er hätte tun können; denn dann mußte er das Volk doch durch das Zugeständnis reizen, daß er das bei ihm niedergelegte Geld fortgegeben hatte; also mußte er unter allen Umständen

fingieren, er habe es noch; verlangten sie es dann von ihm, so kam es auf eine neue Ausrede an. L. sagt weiter: „In diesem Sinne (als ob er das Geld nicht habe) spricht denn auch der Verf. in § 609 nicht weiter von dem bei ihm befindlichen Geld, sondern davon, daß er in der Lage wäre, das Geld zum Mauerbau zu beschaffen — also hat er es noch nicht —". 609 steht aber wörtlich: „Er schalt ihr unüberlegtes Verhalten und sagte, er wolle aus den zur Verfügung stehenden Mitteln (ἐκ τῶν παρόντων) die Befestigung von Tarichea bestreiten und in gleicher Weise auch die übrigen Städte sichern; denn an Geld werde es nicht fehlen, wenn man sich nur einmütig verhalte gegen diejenigen, welche es besorgen müßten, und sich nicht erbose gegen den, der es besorge". Kein Wort also davon, daß das Geld nicht da sei! Mit Recht nennt er sich ὁ πορίζων, da er ja nach seiner Ausrede das Geld zu dem Zwecke des Mauerbaues aufgehoben; nur für die Zukunft und die anderen Städte stellt er gleiche Mittel erst in Aussicht, wenn man ihn nicht dafür bestraft, daß er das Beste der Stadt im Auge gehabt habe, als er ihnen Geld beschaffte. Und falsch ist auch der Schluß aus 611: τίνων ἀξιοῦσι τυχεῖν, daß er die Andringenden nur deshalb so frage, weil er das Geld nicht bei sich hatte, als ob nicht die Frage: Was wollt ihr von mir?, nachdem er die Menge eben erst beschwichtigt hatte, die allernatürlichste wäre. L. kommt auf Grund seiner gekünstelten Analyse und mit Voreingenommenheit durchgeführter Auslegung des Textes zu dem jedenfalls etwas verwikkelten Resultat, daß in der Vita mindestens drei zeitlich weit auseinander liegende Schichten vorliegen, im bellum aber zwei, die nun alle immer irgendwie gegenseitig beeinflußt sind. Die zweite Schicht im bellum soll 603/8 bilden, ohne die jedenfalls die Darstellung recht kahl gewesen sein muß. Der Grund für den Einschub soll die veränderte Anschauung gegen Agrippa gewesen sein; die Vorstellung hat sich bei dem Verf. bis zum Ende seines Buches dermaßen gesteigert, daß er schließlich in dem Abschnitt einen „in seiner Schärfe gegen Agrippa überhaupt nicht mehr zu überbietenden Angriff" sieht. Und was steht da? Josephus sagt: „Ich beabsichtigte durchaus nicht, Agrippa das Geld wiederzugeben; nimmermehr möchte ich euren Feind als meinen Freund ansehen oder als Gewinn, was der Allgemeinheit Schaden bringt." Das ist ein στρατήγημα (604), wie es ausdrücklich genannt ist, mit dem Josephus τεχνιτεύει τοὺς ἀγανακτοῦντας καθ' αὑτοῦ κατ' ἀλλήλων στασιάσαι; und da die List gelungen ist, wird Agrippa sich jedenfalls über den schlauen Juden gefreut haben, von Schärfe und Kränkung auch nicht eine Spur! Und das ist in dieser Tendenzsucherei bei L. vielleicht das gewichtigste Argument!

Die gleiche Methode, bei der sich dem Verf. als selbstverständlich vordrängt, was er erweisen will, zeigt die Behandlung der Abschnitte über Johannes von Gischala V. 85 ff., b. II 614 ff. So lesen wir S. 84: „Eben weil b. 619 ff. die Taricheer als Freunde des J. gestrichen waren, konnte das Freundschaftsmotiv auch 634 nicht beibehalten werden." Aber niemand versteht, warum J. nicht auch an dieser Stelle die Abwesenheit seiner Soldaten damit hätte erklären können, daß er den Taricheern nicht habe zur Last liegen wollen. S. 85 heißt es: „Im bell. ist die Flucht des J. ein Rätsel; die Tiberier stehen auf des J. Seite." Dabei wird b. 615 von dem Gegner des J. gesagt: τοὺς μὲν ἀπάταις, τοὺς δὲ χρήμασι διαφθείρων ἀνέπειθεν, in der V. 87 steht: πολλοὶ τὴν παράκλησιν ἡδέως ἐδέξαντο. L. macht aus dem einen „wenige", aus dem anderen „alle", um eine verschiedene Auffassung hinsichtlich der Einwohner von Tiberias zu konstruieren, und deutet das διὰ ὀλίγων φθόνον, das doch nur Johannes und die anderen etwaigen Führer des Aufruhrs betrifft, um deretwillen ein Bürgerkrieg entstehen soll, zu diesem Zwecke auf alle zum Aufruhr Verführten. Im bell. steht: Silas schreibt dem J. die Ereignisse, und dann 618: ὁ Ἰώσηπος ἐπειρᾶτο διαλέγεσθαι περὶ τῶν ἐπεσταλμένων. Tadellos! Bei L. wird es „ein flaches und törichtes (!) περὶ τῶν ἐπεσταλμένων. S. 86 wird der Widerspruch zwischen bell. und Vita hinsichtlich der Rettung des J. besprochen: nach der V. begleitet den J. ein Leibwächter, als er flieht, und ein Tiberier Herodes ist ihm behilflich, zum Schiffe zu kommen; nach dem bell. entkommt er mit zwei Leibwächtern auf den See. Dieser eine Tiberier hebt sich nach L. dabei deutlich aus der dem J. feindlich gesinnten Volkmasse von Tiberias heraus. Waren die Tiberier aber in ihrer Gesamtheit (!) dem J. wohlgesinnt, so konnte die Hervorhebung dieses einzelnen keinen Sinn mehr haben (Wirklich nicht? Die Worte selbst enthalten nichts, was den einen den anderen entgegensetzte: ὑπό τινος Τιβεριέως Ἡρώδου προσαναχουφισθείς). Darum macht J. im b. 619 aus dem Tiberier einen zweiten Leibwächter". Aber das tut er gar

nicht. Der Unterschied ist nur, daß er einmal allgemein sagt: „Ich flüchtete auf den See mit zwei Leibwächtern," und das andere Mal mit Namensnennung angibt: „Mit dem Leibwächter Jakobus", was an sich noch nicht völlig ausschließen würde, daß auch ein anderer dabei war. Jedenfalls liegt auch hier nichts anderes vor als die Verschiebung in der Erinnerung, wenn man etwas zu zwei verschiedenen Zeiten erzählt. Von einer „in sich unmöglichen Erzählung", die durch Änderung entstanden wäre, ist nicht die Rede, und der Appell an „jeden, der etwas von Quellenkritik versteht", kann überzeugende Argumente nicht ersetzen. Und zu welchem Zweck soll die so töricht vorgenommene Bearbeitung stattgefunden haben? „um eine annähernde Übereinstimmung beider Berichte herbeizuführen"? (S. 89). Warum dann nicht lieber eine völlige? Gerade die kleinen Widersprüche und Ungleichheiten liefern dauernd den Beweis, daß J. nicht die eine Schrift zum Vergleich heranzog, als er die andere verfaßte. Und das scheint mir das einzige positive Ergebnis zu sein, das man aus dem Verhör der Parallelberichte gewinnen kann.

Für die List des J. V. 155 ff., b. 632 ff. stellt der Verf. folgenden Unterschied fest: Während in der V. der Aufstand der Tiberier mit Hilfe der Taricheer niedergeschlagen ist, will J. im b. den Eindruck hervorrufen, daß ein in Tiberias entstandener Aufstand durch J. und seine Leute von Tarichea aus gedämpft wurde. Unter den Argumenten findet sich z. B.: J. ersetzt diesen Ausdruck (Tiberier) durch eine farblose Bezeichnung; in 632 redet er von den Leuten drinnen (S. 92). Die Stelle lautet wörtlich: πάλιν ἀπέστη Τιβεριάς, ἐπικαλεσαμένων τῶν ἔνδον Ἀγρίππαν, wo also nach Nennung der Stadt die Anwendung von οἱ Τιβεριεῖς doch unmöglich war. Auffällig ist ja der Widerspruch, daß Tarichea nach V. 156, dagegen Tiberias nach b. III 465 zuerst befestigt worden ist; auch V. 188 zählt auf: ὠχύρωσα δὲ καὶ . . . πόλεις . . . Ταριχαίας Τιβεριάδα Σέπφωριν; das hindert an der voraufgehenden Stelle etwa das ἠκηκόεσαν τὰς Ταριχαίας ἤδη τετειχίσθαι so zu deuten, als hätten sie es nur gehört, es entsprach aber nicht der Wahrheit. Und b. II 573 steht ebenfalls ἐτείχιζεν . . . Ταριχαίας καὶ Τιβεριάδα. Aber auch hier ist an beabsichtigte Veränderung nicht zu denken, sondern nur an eine Verschiebung der Tatsachen in der Erinnerung.

(Schluß folgt.)

O. Schmiedeberg, Über die Pharmaka in der Ilias und Odyssee. Schriften der Wissenschaftl. Ges. in Straßburg. 36. Heft. Straßburg, 1918, Trübner. 29 S. Lex.-8.

Der Verf. unterzieht die homerischen φάρμακα vom pharmakologischen Standpunkt aus einer näheren Prüfung. Im Gegensatz zu der später so ausgedehnten Bedeutung „Heilmittel, Gift" beschränkt sich der Begriff φάρμακον bei Homer auf „Kräuter", d. h. auf Pflanzen, die mit besonderen Kräften ausgestattet sind. Schmiedeberg geht zunächst auf die Wundbehandlung ein. Er vermutet, daß unter der „bitteren Wurzel", die mit den Händen zerrieben auf die gereinigte Wunde gelegt wurde, vielleicht eine Zwiebel zu verstehen sei, die kühlend, also auch schmerzlindernd und blutstillend wirkte. In den aufgestreuten, demnach trocknen und pulverförmigen φάρμακα, die bei der weiteren Behandlung angewendet wurden, sieht er Teile gerbstoffhaltiger Pflanzen (Fünffingerkraut, Rinde von Eichenwurzeln u. ä.), die adstringierend wirken und, wie die heutige Forschung lehrt, die Entzündung, Eiterung und Fäulnis verursachenden Bakterien vernichten. Wenn Verf. zum Verständnis der homerischen Heilkunde die hippokratischen Schriften heranzieht, so ist er durchaus dazu berechtigt; denn vor diesen Schriften liegt eine jahrhundertelange Erfahrung, die man nicht, wie dies früher oft geschah, aus der Tempelmedizin herleiten darf. — Sodann sucht S. einzelne φάρμακα näher zu bestimmen. Das φάρμακον νηπενθές τ' ἄχολόν τε, κακῶν ἐπίληθον ἁπάντων, das Helena in den Wein tut (γ 221), wird mit früheren Gelehrten für Opium erklärt, und die Schilderung seiner Wirkung stimmt vortrefflich zu den Beobachtungen, die zwei Jahrtausende später an den Opiumessern und -rauchern gemacht wurden und heute noch werden. Die Kunde von diesem den Griechen sonst unbekannten Genusse kam nach S. von den Erembern, die er als Araber deutet (vgl. jedoch Tkač, Pauly-Wissowa VI 416 f.). Das Pfeilgift von Ephyre (α 261, β 328 ff.) bestimmt S. als Helleborus orientalis Lam.; dabei soll die thesprotische Stadt in Epeiros gemeint sein. Die letztere Annahme ist ganz unwahrscheinlich; die Überlieferung weist auf die Stadt in Elis hin: dort bereitet die Tochter des Augeias ihre Gifttränke (Pauly-Wiss. VI 20), dorthin deutet die Stelle β 328 durch die Zusammenstellung mit Pylos und Sparta, wie man wohl auch bei πίειραν ἄρουραν unwillkürlich an den fetten Boden von Elis denken wird. Wenn schließlich

das Kräutlein μῶλυ mit der Christrose, Helleborus niger L., gleichgesetzt wird, so kann ich mich mit dieser Bestimmung nicht befreunden; denn die Beschreibung der antiken Pharmakologen führt auf eine Liliacee, und ich sehe keinen Grund ein, an der Kontinuität der Überlieferung zu zweifeln. Gewiß hat dem Dichter eine Pflanze vorgeschwebt, die zur Zauberei benutzt wurde; der Volksglaube bewahrte mit dem Namen ihre Anwendung als Gegengift und Amulett (carmen de herbis 13), und die wissenschaftliche Pharmakologie nahm die Pflanze unter ihre Heilmittel auf; vgl. Heiberg, Maars Medicinsk-Historiske Smaaskrifter, Heft 16, S. 8f.

Leipzig-Gohlis. F. E. Kind.

Auszüge aus Zeitschriften.

Internationale Monatsschrift. XV, 4.

S. 327—346. **A. Körte**, Der Inhalt der eleusinischen Mysterien. Nach der Überführung der Cista mystica aus dem Heiligtum in Eleusis nach Athen am 14. Boedromion werden heilige Handlungen vollzogen, am 19. findet in großer Prozession die Zurückführung statt. Die sakramentale Formel der Mysterienhandlung hat Clemens Alexandrinus überliefert: „Ich fastete, ich trank usw." Was Diodor V 39 über die Adoption des Herakles durch Hera überliefert, beweist, daß durch die heilige Handlung der Myste sich zum Kinde der Göttin machte; er entnahm aus der Cista die Vulva, mit der er sich berührte. Das bezeugen Stellen bei Theodoret, Clemens und Hippolytos. Die ethische Wirkung war Befreiung von der Todesfurcht und ein sittliches Leben. Zeugnisse bei Aristophanes (Ran. 454), Andokides, Cicero u. a.

Klio. XVII, 1/2.

(1) **A. G. Roos**, Chronologisches zur Geschichte der Dreißig. Gegen Beloch wird die Einsetzung der Dreißig angenommen nach dem ersten Hekatombaion 404, aber vor Lysanders Abfahrt nach Samos und während die spartanischen Truppen noch im Lande waren. Der Sturz der Dreißig wird Ende März oder Anfang April 403 angesetzt. Die Einnahme Phyles hätte dann im Dezember vorher stattgefunden. Das ξύλα καὶ ὀπώραν (Xen. II 4, 25) beruht dann auf einem psychologisch erklärlichen Versehen Xenophons. — (16) **G. Sigwart**, König Romulus bei Ennius. Besprochen werden der Sabinerkrieg mit der Tarpejasage und die Geschichte des Königs Romulus vor und nach dem Sabinerkrieg. Ennius hat zweifellos die Tradition über den König Romulus, die er bei Naevius vorfand, reicher ausgestaltet und bedeutend vermehrt. — (33) **E. Kornemann**, Die unmittelbare Vorlage von Appians Emphylia. Die unmittelbare Vorlage der *Emphylia* war ein Werk der Zeit des Tiberius. Vielleicht hat man an Cremutius Cordus zu denken. — (44) **E. Kjellberg**, C. Julius Eurykles. Eurykles muß sich ohne Vorbehalt dem Kaiser Augustus angeschlossen haben, wenn er auch dessen Freundschaft zu seinen eigenen Zwecken mißbrauchte. Seine Bedeutung liegt darin begründet, daß er beitrug, das Prinzipat in Griechenland zu festigen, zum Segen seiner Heimat, die einer neuen Blütezeit in materieller Beziehung entgegenging. — (59) **C. F. Lehmann-Haupt**, Pausanias, Heros Ktistes von Byzanz. Mit einer Beigabe: Der Sturz des Pausanias, des Themistokles und des Leotychidas. Nach Justin IX 1, 3 ist anzunehmen, daß Pausanias die Ehren des Heros Ktistes von Byzanz verliehen wurden. Es wird dies in der Periode der nachhaltigsten Zusammengehörigkeit mit Sparta seit 405 unter dem Einfluß des Lysander geschehen sein. Konstantin konnte namentlich durch Theopomp veranlaßt sein, dem platäischen Weihgeschenk, das als Stiftung des Pausanias galt, den besonders ausgezeichneten Platz auf der Spina des Hippodroms anzuweisen. Der Prozeß und Tod des Pausanias wird auf 471 verlegt, die Ächtung des Themistokles auf 471/70, sein Tod um 449 angesetzt, der Tod des Leotychidas für 469 angenommen. — (74) **L. Holzapfel** (†), Römische Kaiserdaten (Schluß). 4. Vespasian. Der 1. Juli 69, an dem dem Vespasian die ägyptischen Legionen huldigten, wurde für ihn meist als Ausgangspunkt des Prinzipats betrachtet. Für Titus ist in der betreffenden lateinischen Quelle offenbar statt II Monaten (neben zwei Jahren) fälschlich III geschrieben worden, woraus sich falsche Angaben erklären. 5. Nerva und Traian. Als Geburtstag Traians ist der 18. September 53 anzusehen; seine Ämter sind anzunehmen: 70 Vigintivirat, von 71—80 Kriegstribunat, 5. Dezember 80 bis 4. Dezember 81 städtische Quästur oder wahrscheinlicher Sommer 80 bis Sommer 81 Provinzialquästur, 83 Tribunat oder Ädilität, 85 Prätur. — Mitteilungen und Nachrichten: (94) **Fr. Hiller v. Gaertringen**, Α und A in Ptolemäerinschriften von Thera. I G XII 3, 327; 466 I, 467; 466 II gehören in die Zeit des Philometor und der Kleopatra. Ein Altar des Ptolemaios wurde von Eirenaios in eine Ehreninschrift verwandelt. Im Laufe des 18. Jahres des Ptolemaios Philometor fand eine Kalenderverschiebung statt. — (98) **E. Täubler**, Relatio ad principem. Im Falle der Anklage gegen Antipater, den Sohn des jüdischen Königs Herodes (5 v. Chr.) liegt wie im Prozeß des Attalus (Eusebius hist. eccl. V, 1, 44) das Beispiel einer Relation an den Kaiser vor, welche in ihrer Anwendung wiederum durch das beschränkte Schwertrecht des Statthalters modifiziert erscheint. Joseph. ant. XVII 133 ist wohl eine Zeile ausgefallen: „und (auch Varus sandte einen Bericht nach Rom und erbat durch) Coponius die Ansicht des Kaisers". — (102) **A. Langhammer**, Die Schlacht bei Thapsus. Die Hypothese von Veith (Kromayer, Antike Schlachtfelder, III. Bd.), Cäsar habe sich in Thapsus absichtlich einkreisen lassen, lehnt L. ab und führt im Anschluß an seine früheren Darlegungen aus, daß

Labienus als einer der größten Feldherrn aller Zeiten den Cäsar völlig in die Defensive gedrängt habe. — (104) **F. Bleckmann**, Die erste syrische Statthalterschaft des P. Sulpicius Quirinius. Nach der Inschrift *Expositor* 1912 S. 401 fällt die erste syrische Statthalterschaft des Quirinius in die Jahre 11—10 oder 11—9 (vor 12 die niederen Ämter und der Kampf gegen die afrikanischen Stämme, 12 Konsulat, 10 oder 9 Triumph, 7—6 v. Chr. Prokonsulat Asiens, 2 n. Chr. Reise nach dem Osten, 6—7 n. Chr. zweite syrische Statthalterschaft). Anhang. M. Servilius war vielleicht 11 v. Chr. *praefectus exercitus* des Quirinius. Volumnius war dem syrischen Statthalter C. Sentius Saturninus untergeordnet; ein anderer Volumnius ist der, der gegen die Söhne des Herodes bei der Verhandlung zu Berytos eine Rolle spielt. — (112) **C. F. Lehmann-Haupt**, Gesichertes und Strittiges. 8. Zur Lage von Magan. Wahrscheinlich ist Ma'an an der Hedjasbahn südlich von Petra das alte Magan, wo der schwarze Diorit der Statuen des Gudea gefunden wurde. — 9. Zur Chronologie der Kimmeriereinfälle. a) Der Tod des Gyges. Gyges' Tod fällt 652 oder, wenn man von Eusebius' Chronik absieht, kann man höchstens einen Spielraum von einem oder allenfalls zwei Jahren nach unten in Betracht ziehen. b) Der Untergang des Dugdamme-Lygdamis. Die Vernichtung des Lygdamis-Dugdamme fällt in die Zeit zwischen 637/6 und 626, so daß für die Heereszüge des kimmerischen Attila genügender Spielraum von mindestens 652 (oder ca. 660) bis mindestens 637 und bis höchstens 626 gewonnen wird. — (122) **V. Gardthausen**, Die Mauern von Karthago. G. wendet sich gegen Kahrstedts Hypothese eines Klein-Karthago; an der bisherigen Annahme der berühmten dreifachen Mauer ist festzuhalten. — (129) **O. Schissel v. Fleschenberg u. C. F. Lehmann-Haupt**, Eine lateinische Grabinschrift in Kapitalkursive. Die bisher unveröffentlichte Inschrift *D(iis) M(anibus) s(acrum). Callimachus fecit Claudiae Inventae contubernali suae. V(ovit?) b(ene) m(erenti?)* bietet ein deutliches Beispiel für eine bestimmte Art der epigraphischen Vulgärschrift Emil Hübners in ausgeprägterer Weise als alle bisherigen Beispiele. Es ist eine Kapital- oder Majuskelkursive, für die die Buchstabenformen besprochen werden. Es handelt sich um eine der Pinselschrift besonders nahestehende Schrift, die nicht vor dem 2. Jahrh., z. T. nicht vor dessen Ende regelmäßiger zu belegen ist. Die Inschrift gehört also wahrscheinlich in die Zeit des Septimius Severus (2./3. Jahrh.).

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

How to Observe in Archaeology. Suggestions for Travellers in the Near and Middle East: *Journ. of Hell. Stud.* 40,2 1920 S. 217. 'Ein Handbuch für solche Reisende, die für Antiken interessiert sind. Ein Einführungskapitel von Hill und Flinders Petrie, dann solche über Eigentliches Griechenland, Kleinasien, Cypern, Syrien, Palästina, Ägypten und Mesopotamien (Droop, Anderson, Myres, Hogartz, Macalister, Petrie, Hall).

Cowley, A. E., The Hittites: *Journ. of Hell. Stud.* 40,2 1920 S. 220f. 'Ein Überblick, was bis Kriegsende über das Volk, die Kultur der Hethiter und die Sprachen, die in jener Gegend gesprochen wurden, bekannt war. Vorsichtiger Versuch einer Entzifferung der Hethitischen Bilderschrift'.

Dibelius, M., Die Formgeschichte des Evangeliums: *Theol. Quart.* 101 IV S. 392—394. Eindringend und anregend. *Rohr.*

Dickins, G., Hellenistic Sculpture; with a Preface by Prof. Percy **Gardner**: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 218f. 'Viele Fragen bleiben noch offen; aber die Richtlinien der Entwicklung der hellenistischen Kunst von Pergamum, Alexandria, Rhodus hat der leider gestorbene Verfasser gut gezogen'.

Dopsch A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl d. Gr.: *D. L.-Z.* 1920 51/52 Sp. 717ff. 'Wird manchen nötigen, umzulernen'. *R. Much.* — *Hist. Vierteljahrsschrift* XX 1 S. 47—64. Sehr anregend; der wertvollste Abschnitt ist die Darstellung der Zeit der Völkerwanderung. *H. Wopfer.*

Foucart, M. P., Le Culte des Héros chez les Grecs *Journ. of Hell. Stud.* 40,2 1920 S. 218. 'Behandelt klar und zwingend Ursprung und Natur, Entwicklung und Verfall der Heroenverehrung, von den mykenischen Zeiten bis in die Römerzeit'.

Grenfell, B. P., and Hunt, A. S., The Oxyrhynchus Papyri, Part. XIII: *Journ. of Hell. Stud.* 40,2 1920 S. 211f. 'Dieser Band der Egypt Exploration Society enthält nur literarische oder theologische Texte. Der Text No. 1603 ist neuerdings als Teil von Pseudo-Chrysostomos' In Decoll. S. Joan. Bapt. festgestellt. 1604 sind Dithyramben Pindars; 1606 enthält Lysias' Reden. 1608: Reste des Alkibiades vom Sokratiker Aeschines; 1610: vielleicht Fragmente aus den Historien des Ephorus. 1614 gibt Reste der Epinikia Pindars: seit dem 5. Jahrh. nach Chr. hat der Pindartext keine Veränderung eingreifender Art erlitten. Das Werk ist ein Stolz der britischen Gelehrtenwelt'.

Harman, E. G., The Birds of Aristophanes: *Journ. of Hell. Stud.* 40,2 1920 S. 219f. 'Sucht in der Komödie eine politisch gerichtete Allegorie nachzuweisen, was zu nichts führt'.

Kern, O., Orpheus: *Theol. Quart.* 101 IV S. 406f. Wertvolle Untersuchung. *Adam.*

Kunstschutz im Kriege: *Journ. of Hell. Stud.* 40,2 1920 S. 214. 'Vier Berichte über die Tätigkeit der Zentralmächte während des Krieges auf dem Balkan, in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, die sich auf die Erhaltung und den Schutz der archäologisehen Funde und Denkmäler bezog. Schöne Illustrationen'.

Marshall, F. H., Discovery in Greek Lands. A

Sketch of the principal Excavations and Discoveries of the last Fifty Years: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 217f. 'Sehr interessante und nützliche Übersicht von den ältesten Zeiten bis in die Römerzeit'.

Meyer, P. M., Juristische Papyri: Erklärung von Urkunden zur Einführung in die Juristische Papyrusurkunde: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 213f. 'Allen Papyrologisten herzlich willkommen als eine glänzende Einführung in den juristischen Teil der Papyruswissenschaft: sie zerfällt in Personenrecht, Urkundenwesen, Obligationsrecht, Sachenrecht, Strafrecht, Prozeßrecht. Herausgeber und Verlag verdienen wärmsten Dank'.

Praschniker, C. und Schober, A., Archäologische Forschungen in Albanien und Montenegro: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 215. 'Gibt als achten Teil der Veröffentlichungen der Antiquarischen Sektion der Balkankommission der Wiener Akademie der Wissenschaften Kenntnis von zwei Reisen (1916) in Nordalbanien'.

Robertson, A. T., A Grammar of the Greek New Testament in the Light of Historical Research: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 210f. 'Eine Fülle von Material und Gelehrsamkeit, aber infolge seiner Umfänglichkeit (über 1500 S.) ein Buch voll von Unklarkeit, überflüssigen Ballastes und ungleichmäßiger Behandlung des Stoffes'.

Rostagni, A., Giuliano L'Apostata (= Il Pensiero Greco, XII): *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 216f. 'Bemerkenswertes Buch'. *N. H. B.*

Schramm, E., Die antiken Geschütze der Saalburg: *Hist. Vierteljahrschr.* XX, 1 S. 94f. Gründlich und umfassend. *H. Leisegang.*

Uxkull-Gyllenband, W., Archaische Plastik der Griechen: *Lit. Handw.* 1921, 3 S. 134. Als Bilderbuch schätzbar. *O. Schmitt.*

Wiegand, Th., Wissenschaftliche Veröffentlichungen des deutsch-türkischen Denkmalschutz-Kommandos. Heft I: Sinai: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 214f. 'Sehr interessant und wertvoll; besonders ist auch der Bericht über die militärischen Operationen auf der Sinaihalbinsel durch General Kreß von Kressenstein das Beste, was bisher über diesen Nebenschauplatz geschrieben wurde'.

Mitteilungen.

Zu Vergil.

I. Zu Vergils Catalepton.

Mindestens die größere Hälfte der Cataleptongedichte gehört dem Vergil und es fragt sich nur, ob mit Vollmer (Münch. Sitz.-Ber. 1907) sämtliche Stücke vergilisch sind, oder, was richtiger sein wird, Cat. 9, 13 und 14 dem Vergil abgesprochen werden müssen. Jedenfalls beziehen sich alle Gedichte des römischen Dichters auf römische Personen und römische Verhältnisse. Eine Ausnahme bildet anscheinend Cat. 3, das nach dem Vorgange Oudendorps viele Gelehrte auf Alexander beziehen (so Bücheler Rhein. Mus. 38, 512; Birt, Jugendgedichte Vergils S. 61; Kroll[-Teuffel] unter Vergil, dieser allerdings zweifelnd):

Aspice quem valido subnixum gloria regno
Altius et coeli sedibus extulerat.
Terrarum hic bello magnum concusserat orbem,
Hic reges Asiae fregerat, hic populos.
Hic grave servitium tibi iam, tibi, Roma, ferebat
(Cetera namque viri cuspide conciderant),
Cum subito in medio rerum certamine praeceps
Corruit e patrio pulsus in exilium
Tale deae[1]) *numen, tali mortalia nutu*
Fallax momento temporis hora dedit.

Daß in Wahrheit keine Ausnahme vorliegt und Alexander nicht gemeint ist, zeigt v. 8. *Corruit* bezeichnet keineswegs den friedlichen Tod Alexanders (auch Carm. Epigr. 1059 steht *corruit* von einem nicht natürlichen Tod; anders Birt a. a. O.), sondern deutet das katastrophale Ende eines berühmten Feldherrn an. Entscheidend aber sind die Worte: *e patria pulsus in exilium*; mit *exilium* kann schon deshalb nicht die unfreiwillige Beerdigung Alexanders in Ägypten gemeint sein, weil, wie das Partizip Perfecti zeigt[2]), das *exilium* dem Tod vorangegangen sein muß: es handelt sich also um ein wirkliches *exilium*, nicht um die erst nach seinem Tod erfolgte Beisetzung Alexanders. Es kann hier, wie in den übrigen Cataleptongedichten, nur ein berühmter Römer und Zeitgenosse Vergils in Frage kommen. Von Mithridates (so Ruhnken zu Vell. II 18, 3) kann also nicht die Rede sein. Aber auch auf Pompeius können vv. 4 und 5 kaum bezogen werden, während sie für die Kriegstaten in Asien des Antonius, der noch allein in Betracht kommt, und für sein Vorrücken bis nach Actium die passende Verhöhnung sind. Mit übertreibendem Spott werden seine Taten fast denen Alexanders gleichgestellt. Daher die Alexander-Hypothese. Die hier geäußerte Ansicht, welche nach persönlicher Mitteilung auch Wissowa teilt, wurde, wie Heyne-Wagner III 373: *sed non est praetereunda Langii*[3]) *coniectura in Antonium hoc epigramma scriptum esse existimantis* zeigt, schon vor langer Zeit ausgesprochen. Stützen kann sie meines Erachtens die Tatsache, daß, während Catal. 3 eine anonyme Verhöhnung des Antonius ist, das gleich vorangehende Gedicht, Catal. 2, einen Freund des Antonius, den Annius Cimber verspottet. Genau so greift Cicero in seinen Philippicae auch Annius Cimber, den Freund des Antonius, an (vgl. Phil. XI 14, XIII 26, 28 und Drumann-Groebe I² 376). — Die echten Gedichte des Cataleptons wurden also mit größter Fachkenntnis (von Varius u. Tucca?) zu einer Zeit zusammengestellt, in der auch die anonymen Stücke noch richtig verstanden wurden. Catal. 3 wurde wohl im J 31 verfaßt; auch Vergil gab nach dem Siege Octavians seiner politischen Gesinnung sofort Ausdruck.

---

[1]) sc. *Fortunae.*

[2]) Ein zeitloses Partic. Perf. (s. Rothstein² zu Properz 2, 20) kann hier nicht vorliegen.

[3]) Seine Argumente konnte ich nicht erfahren

II. Zur Überlieferung der (sogen.) Jugendgedichte Vergils.

Im Murbacher Katalog des 9. Jahrh. (vgl. H. Bloch, Festschr. zu der 46. Philologenversammlung zu Straßburg 1901, S, 257—285) stehen die Jugendgedichte folgendermaßen geordnet:

Dirae
Culicis
Ethne
Copa
Mecenas
Ciris
Catalepion (so)
Priapeya
Moretum.

In der bei Donat[4]) und Servius[5]) erhaltenen Suetonliste fehlen die sicher nicht Vergilischen Gedichte *Mecenas* und *Moretum*; auch die Echtheit der Aetna wird von Sueton (Donat) am Ende seiner Liste mit Recht bezweifelt. Sondern wir die drei Gedichte aus, so bleibt, da die 3 Priapea mit dem Catalepton stets enge verbunden waren und ihm vorangingen, eine Liste übrig — *Dirae, Culicis, Copa, Ciris, Catalepion* (*Priapeya*) —, welche die von Sueton als vergilisch anerkannten Gedichte (Copa fiel in den Donathss aus, s. u.; *epigrammata*, einen anderen Titel für Catalepton — so richtig Birt — ließ der Catalog suo iure weg) in umgekehrt alphabetischer Reihenfolge enthält. Ist dies Zufall oder wurden die fünf Stücke aus einer Rolle[6]), in der sie alphabetisch geordnet waren, in einer neuen Rolle (oder in einem Codex) in umgekehrter Reihenfolge abgeschrieben, und war diese neue Hs eine Vorlage des Murbacher codex?[7]) Es läge dann ein Fall vor, einigermaßen analog den Horaz- und Luciliuszitaten des Nonius (s. Marx I 82, II 6) und auch der Benutzung der γαμ. παρ. Plutarchs seitens Hieronymus (zuerst c. 43, dann c. 40, dann c. 35 usw., vgl. Bickel Diatr. in Senec. Philos. Fragm. [1915], S. 74). — Vielleicht bietet auch Suetons Liste Spuren alphabetischer Reihenfolge. Bei Donat, in dessen Hss Copa fehlt, stehen *catalepton* (*et priapea et epigrammata*), *ciris*, *culex* alphabetisch geordnet und nur *dirae* widerspricht. Aber gerade die *dirae* stehen bei Servius am Schluß der Aufzählung, so daß wohl hier ihre urspüngliche Stellung sich erhalten hat (s. unten). War aber Suetons Liste alphabetisch, so entnahm er sie wohl einer alten Rolle — eben das macht die anscheinend alphabetische Reihenfolge in der ältesten Vorlage des Murbacensis wahrscheinlich — und können wir die Existenz einer alten Hs, welche die fünf Gedichte auf Vergils Namen alphabetisch geordnet enthielt[8]), vielleicht bis in die Anfänge des 2. Jahrh. hinauf verfolgen. Daß aber sämtliche Gedichte auch wirklich Vergil gehören, kann ich Vollmer nicht ohne weiteres glauben. Sollten diese gewiß unsicheren Vermutungen richtig sein, so benutzte, wie Leo, Gr. Lat. Biographie S. 13 vermutete, Servius nicht nur Donat, sondern auch Sueton selbst (anders z. B. Norden, Rh. Mus. 1906, S. 170; Sommer, de Vergilii Catal. Carm. Diss. Halle 1910, S. 20) u. a. Wenn ferner Servius schreibt: *scripsit etiam VII sive VIII libros hos*, so kann sich die Unsicherheit nur auf die von Sueton (Donat) angezweifelte Aetna, nicht auf die bei Donat fehlende Copa beziehen (diese Möglichkeit läßt Norden a. a. O. offen, vgl. auch Diehl, Vit. Vergil. z. St.), welche, wie die Analyse des Murbacher Katalogs zeigte, der ältesten Liste der Jugendgedichte angehörte und wohl nur durch eine Auslassung der Hss — hinter cirim — bei Donat verschwunden ist (so einst Baehrens P. L. M. II, S. 4).

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

[4]) *catalepton (et priapea et epigrammata) et diras item cirim et culicem . . . scripsit etiam de qua ambigitur Aetnam.*

[5]) *cirin Aetnam culicem (priapea) catalepton (epigrammata) copam diras.*

[6]) 1359 Verse konnten in einer Rolle untergebracht werden.

[7]) Wann Aetna, Mecenas, Moretum eingeschoben wurden, ist natürlich unsicher. Auf einen dem Murbacensis eng verwandten Archetypus gehen die Hss unserer zweispaltigen Überlieferung zurück; auch für sie können also obige Bemerkungen wichtig sein.

[8]) Also nicht verschiedene Rollen einer capsa.

Philologie und Mathematik. II.

VI.

Ich möchte an einem einfachen Beispiel zeigen, zu welchen praktischen Konsequenzen der Gegensatz zwischen der Vergleichungsmethode und den geläufigen Untersuchungsmethoden führt. Denn leider steht die praktische Seite der Frage, ich meine die Bedeutung des Rhythmus für die Textkritik, im Vordergrund des Interesses, und es gibt z. B. über die Entwicklung der späteren Akzentklausel keine einzige Untersuchung.

Ein praktisches Beispiel also. Wir suchen eine Antwort auf die Frage, ob ein gewisser Schriftsteller metrische Prosa oder vielleicht rhythmische oder überhaupt ohne jede Metrik und Rhythmik schreibt. Ich greife als Beispiel Vitruv heraus. Die Vergleichungsmethode beantwortet diese Frage auf diese Weise, daß sie untersucht, ob der bezügliche Text in metrischer oder rhythmischer Hinsicht von nicht metrischen und nicht rhythmischen Texten abweicht.

Wie beantwortet Norden die Frage? Er schreibt „Antike Kunstprosa“ II³ 930:

„Nur diejenigen Schriftsteller beobachten den rhythmischen Satzschluß, bei denen die ursprünglichen Formen der Klausel (ohne aufgelöste Längen, ohne irrationale Längen für Kürzen), nämlich —◡——⏓, —◡——◡⏓, —◡—⏓, weitaus überwiegen.“

Wenn wir also von den ersten fünf Büchern des

Vitruv 100 Satzschlüsse untersuchen, so finden wir, daß nach Norden Vitruv den rhythmischen Satzschluß nicht befolgt: denn die Gesamtzahl der Formen –⏑––⏓, –⏑––⏑⏓ und –⏑–⏓ beträgt in den untersuchten Büchern:

Buch I	II	III	IV	V
41%	65%	37%	48%	52%

Von einem weitaus Überwiegen kann daher nicht die Rede sein: also schreibt Vitruv keine metrische Prosa.

Wie beantwortet Clark die Frage? Er schreibt eine Stelle aus Vitruv ab und zeigt, daß sich darin eine große Anzahl von gesuchten Klauseln findet. Wie bestimmt er aber, daß gerade diese Klauseln gesucht sind? (The cursus in mediaeval and vulgar Latin, Oxford 1910, S. 25). Zu diesem Zweck gibt er S. 19 eine Zusammenstellung der Akzentklauseln, die nach ihm im späteren cursus erlaubt sind. Daß sich von allen überhaupt möglichen Formen nur ganz wenige nicht darunter finden, entgeht ihm. Er wendet also eine illustrative Methode an.

Die Frage erledigt sich nun in einfacher Weise. In rhythmischer Prosa pflegt die 2-Form, also die Form, in der sich zwischen den beiden letzten betonten Silben zwei unbetonte finden, gesucht zu sein. Auch in Vitruv soll das nach Clark der Fall sein. Es finden sich denn auch in seiner Liste alle (oder fast alle) möglichen Typen dieser Form:

audiri compellunt
precibus nostris
operari justitiam
jugiter postulat.

In nicht rhythmischer Prosa findet sich die 2-Form etwa 26,4%, in Vitruv 22,8%. Die Form ist daher nicht gesucht. Mehr braucht darüber nicht gesagt zu werden.

Was aber sowohl Clark wie Norden entgangen ist und entgehen mußte, ist die Tatsache, daß Vitruv metrische Prosa schreibt, wenngleich nicht nach der Nordenschen Schablone. Ein Vergleich mit nicht metrischer Prosa mag das zeigen. Ich vergleiche daher die Frequenz der in Frage stehenden Formen in einer modernen Übersetzung des Athanasius (Migne PGM; aus der Benediktinenausgabe) und aus einer solchen des Gregor von Nyssa Migne 46) mit derjenigen in Vitruv.

	Athanasius	Gregor	Vitruv Buch I	II	III	IV	V
–⏑––⏓	6,6%	8,2%	6%	11%	8%	9%	4%
–⏑––⏑⏓	3,4%	2,3%	1%	5%	1%	1%	1%
–⏑–⏓	15,4%	18,9%	34%	49%	28%	38%	47%
–––⏓	23,2%	23,7%	13%	20%	17%	16%	13%

Damit scheint mir sichergestellt, daß Vitruv die Formen –⏑––⏓ und –⏑––⏑⏓ vielleicht nicht vermeidet, aber jedenfalls nicht sucht, daß er dagegen die Form –––⏓, ganz wie Cicero, vermeidet, und daß er die Form –⏑–⏓ sucht.

Möge es mir gelungen sein, damit die Bedeutung der Vergleichungsmethode gezeigt zu haben.

Beiläufig erwähne ich, daß diese Tatsachen der Hypothese Krohns, daß die Beschreibung der Basilica Fanestris nicht von Vitruv herrühre (Vitruvius ed. Krohn, III ff.), nicht günstig ist, und daß die metrischen Tendenzen in den späteren Büchern stärker zu wirken scheinen. Ich komme auf die Sache bald in einer größeren Arbeit über die Geschichte des lateinischen Prosarhythmus zurück.

Groningen. A. W. de Groot.

Eingegangene Schriften.

Der Kranz des Meleagros von Gadara. Auswahl und Übertragung von A. Oehler. Mit gegenübergestelltem Urtext. Berlin, Propyläen-Verlag.

E. Salin, Platon und die griechische Utopie. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 30 M. + Zuschl.

O. Gruppe, Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte während des Mittelalters im Abendland und während der Neuzeit (Supplement zum Ausf. Lexikon d. gr. u. röm. Mythologie v. W. H. Roscher). Leipzig, Teubner. 14 M. + 120% Zuschl.

Fr. Poulsen, Ikonographische Miscellen. København, Høst u. Søn.

A. Rienhardt, Beiträge zur Berufsberatung und Berufskunde in Württemberg. 2. Folge. Stuttgart, W. Kohlhammer. 3 M.

W. Rinkefeil, De adnotationibus super Lucanum. Diss. Dresdae, Ramming.

A. Alt, Die griechischen Inschriften der Palaestina tertia westlich der ʻAraba (Wissenschaftl. Veröff. d. deutsch. türk. Denkmalschutz-Kommandos. Hrsg. v. Th. Wiegand. Heft 2). Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 50 M.

H. Bier, De saltatione pantomimorum. Diss. Brühl, Manibus, operc, sumptibus auctoris.

K. Sethe, Demotische Urkunden zum ägyptischen Bürgschaftsrechte vorzüglich der Ptolemäerzeit (Abh. d. philol.-hist. Kl. d. Sächs. Ak. d. Wiss. XXXII. Bd.). Leipzig, Teubner. 31 M. 80.

J. Kroll, Die christliche Hymnodik bis zu Klemens von Alexandreia (Verz. der Vorlesungen an der Akademie zu Braunsberg). Königsberg i. Pr., Hartung.

C. Wendel, Die griechischen Handschriften der Provinz Sachsen (aus: Aufsätze Fritz Milkau gewidmet. Leipzig, Hiersemann).

V. Wiesner, Donatiana. Die Interpretationes Vergilianae des Ti. Claudius Donatus sprachlich untersucht. I. Teil. Diss. Bamberg, Kirsch.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Wettiner Gymnasium, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 28. Mai. 1921. №. 22.

Inhalt.

Auszüge aus Zeitschriften.

Richard Laqueur, Der jüdische Historiker Flavius Josephus. Gießen 1920. VIII, 280 S. 8. 33 M.

(Schluß aus Nr. 21.)

Die voraufgegangenen Untersuchungen haben für den Verf. nun vollständig den „Rechenschaftsbericht" erwiesen. So kommt er zur näheren Charakterisierung desselben. In ihm hat J. von seiner Führerstellung im Kampf gegen Rom geschwiegen, während er sie später unterstrich. Alles, was von dem Römerkrieg spricht, wird als Zusatz erklärt, auch der Traum 209, obwohl man doch nicht einsehen kann, weshalb der Historiker dieses im übrigen nichts Neues bietende Stück, das ihn auch nicht besonders verherrlicht, später eingeschoben haben sollte; und dann wird die Behauptung aufgestellt: „In dem alten Rechenschaftsbericht fehlt nicht allein der feste Ausdruck des jüdischen Krieges, sondern es fehlt, was noch viel wichtiger ist, überhaupt die klare Vorstellung, in dem großen gegen Rom gerichteten Kriege zu stehen." Mir scheint, daß man mit der deutlich ausgesprochenen Absicht des Verfassers V. 27: „Ich möchte den Lesern zum Bewußtsein bringen, daß die Juden (natürlich die Regierung) nicht die Absicht eines Krieges gegen Rom gehabt haben, sondern vielmehr dazu gezwungen sind" zum Verständnis völlig auskommt. Was J. zur Abfassung seiner Vita veranlaßte, war der Vorwurf in des Justus Darstellung, daß er mit die Schuld am Kriege gegen Rom trage; darum schildert er die Vorgänge, die dem Krieg nach seiner Auffassung vorangehen, und streift den eigentlichen Krieg — ganz konsequent heißt es 391: λαβόντος ἀρχὴν Ἰουδαίοις τοῦ πρὸς Ῥωμαίους πολέμου — nur noch ganz kurz. Daß er für diese Rechtfertigung die Form des βίος wählt, die eigentlich dadurch gesprengt wird, hat seine literarische Begründung in dem bequemen Anschluß an die gerade vorliegende Archäologie. Da der Gesichtspunkt ein anderer ist als im bellum, so entsteht natürlich eine gewisse Verschiedenheit, wie sie schon in der mehr oder minder großen Genauigkeit für einzelne Tatsachen liegt. Dahin gehört es, daß er in der Vita sich nicht sofort als στρατηγός ausgibt — der Ausdruck selber findet sich erst 97 —, während im bellum II 568 bei dem ἡγεμὼν ἀποδείκνυται im Zusammenhang sofort an den Kampf mit den Römern gedacht wird. Auffällig ist aber, daß die Ereignisse auch in verschiedener Reihenfolge erzählt werden. Wer behauptet, daß die eine Darstellung nach der anderen mit bewußter Tendenz verändert ist, müßte diese Verschiedenheit erklären können. Wenn L. S. 125 einräumt, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß die Urschrift der Vita, sein sog. Rechenschaftsbericht, über die Herstellung von Notizen nicht hinausgediehen ist, so hat er damit den Grund für seine eigenen Darlegungen ins Wanken gebracht. Was im übrigen aus diesem Rechenschaftsbericht herausgelesen wird über die Tyrannis, die sich J. in Galiläa

verschaffen wollte, zeugt von der gleichen Kombinationsgabe wie die Schlüsse über den Verleger Epaphroditos. Wenn die Zeugnisse zu seinen Gunsten (V. 205, 210, 230, 244, 250, 257/9) auch keine Bedeutung hätten, so verrät der Vorwurf der Gegner (260): τυραννίδι μᾶλλον ἢ στρατηγίᾳ χρῶμαι durch seine Form, daß es sich um eine selbständige Tyrannis nicht einmal nach ihrer Auffassung handelte. Daß es eine gesetzliche ἀρχή war, die er ausübte, zeigt das πρόνοιαν ποιήσασθαι τῆς Γαλιλαίας (62), der Ausdruck τὴν ἀρχὴν ἀφελομένους ἐμέ (190), wie das gegenüber den Angriffen der Gegner erfolgte ἐμοὶ τὴν τῆς Γαλιλαίας ἀρχὴν ἐβεβαίουν (310, vgl. κυροῦν 312).

Haben sich nun nach Laqueurs Anschauung Vita und bellum als Produkt gegenseitiger Beeinflussung, in den verschiedensten Zeiten verfaßt, mit durchaus flüssigem Bestande, ergeben, so liegt es nahe, die gleiche Betrachtungsweise auch auf die Parallelberichte in bellum und Archäologie auszudehnen. Diese ist in den entsprechenden Abschnitten für ihn nichts als eine tendenziöse Zurechtmachung der im bell. überlieferten Tatsachen; was dazu nicht stimmt, sind Zusätze. Arch. und bell. verhalten sich genau ebenso wie bell. und Rechenschaftsbericht, bezw. wie Vita und bell. Die Ansicht, daß im bell. der herodesfreundliche Nikolaos von Damaskus die Quelle sei, dagegen in der Arch. ein herodesfeindlicher Mittelsmann, der auf Nikolaos zurückgeht (vgl. Hölscher P.-W. R.-E. IX 1970 ff.), wird von L. abgelehnt, obwohl er diesen Unterschied der Tendenz auch zugibt. Daß sich selbst diese Tendenz nicht völlig durchführen läßt, zeigen klar die Worte S. 209: „Während das bell. einseitig hinter Herodes stand, hat die Arch. zwar noch weiterhin bei der gegenseitigen Abwägung dem Herodes den Vorzug gegeben, aber es bedeutete das nur noch die Parteinahme für das geringere unter zwei Übeln." Die ganze Theorie der bewußten Veränderungen der im bell. gegebenen Darstellung für die Arch. scheint mir am besten widerlegt zu werden durch die Erzählung von dem Zusammentreffen des Herodes mit seinen Feinden im Bade b. 340/1 Arch. XIV 462/4, wo L. selber bemerkt S. 210: „Sachlich politisch ist die Umarbeitung bedeutungslos, für die Geschichte des Textes aber sehr lehrreich; durch die andere Auffassung der Worte γυμνός und βαλανεῖον wird J. zur Umgestaltung des Textes veranlaßt." Das heißt, das Interesse auf eine Nebensache verschieben; und außerdem: soll man wirklich glauben, daß J. seine eigenen Worte im bell., die doch ganz klar sind, nicht mehr verstanden hat? Wenn er sie aber verstand, zu welchem Zweck hat er dann die völlig grundlose Veränderung vorgenommen, die ihn zu seiner früheren Darstellung, die er doch vor Augen gehabt haben soll, in Widerspruch brachte! Nur wenn eine, offenbar kürzere, Erzählung die gemeinsame Vorlage für bell. und Arch. war, läßt sich die Verschiedenheit erklären, die sich auch auf das betonte μηδὲν παθεῖν einmal vom König, das andere Mal von den Feinden erstreckt; und nur wenn er das bell. nicht eingesehen hat, ist sie denkbar. Genau ebenso liegt die Sache bei der Bestechung der Römer durch Aristobul. B. I 128 sind es 300, Arch. XIV 30 sind es 400 Talente. Sie stehen offenbar in Beziehung zu den Worten der Arch. 37: κατηγόρει τῶν λαβόντων χρήματα, Γαβινίου μὲν πρότερον Σκαύρου δὲ ὕστερον, τοῦ μὲν τριακόσια, τοῦ δὲ τετρακόσια τάλαντα. L. will in diesem Abschnitt die Zusätze der Arch. gegenüber dem b. durch Benutzung des Theophanes von Mytilene erklären, was durchaus möglich erscheint; aber dadurch wird die angenommene kunstvolle Umarbeitung oder „Umdeutung des bell." erst recht überflüssig. Wenn Arch. 81 der Satz steht: „Scaurus gibt den Kampf auf, da er dies nicht weniger wünschte, als es Aretas begehrte," so kann der Gedanke nicht aus b. 159 gewonnen sein, da er dort fehlt. Arch. 82/3 ist jetzt unklar: Gabinius zog gegen Alexander μηκέτι Ὑρκανοῦ πρὸς τὴν ἐκείνου ῥώμην ἀντέχειν δυναμένου, ἀλλ' ἀνεγείρειν ἤδη καὶ τὸ τῶν Ἱεροσολύμων τεῖχος ἐπιχειροῦντος. Danach versucht Hyrkan Jerusalem zu befestigen. Aber es geht weiter: ἀλλὰ τούτου αὐτὸν ἐπέσχον οἱ ἐνταῦθα Ῥωμαῖοι· περιιὼν δὲ ἐν κύκλῳ usw. Unter αὐτόν muß man Hyrkan verstehen, der am Mauerbau gehindert wird, aber das περιιών mit dem folgenden Satz über die Truppensammlung zeigt, daß Alexander gemeint ist, zu dem das ἐπέχειν nicht paßt. b. 160 ist ganz klar zu lesen: ἐδόκει δ' ἂν ταχέως καταλῦσαι αὐτόν (Hyrkan), ὅς γε ἤδη καὶ τὸ καταρριφθὲν ὑπὸ Πομπηίου τεῖχος . . . ἀνακτίζειν ἐθάρρει προσελθών, εἰ μὴ Γαβίνιος . . . ἐπ' Ἀλέξανδρον ὥρμησεν. Da ist durch προσελθών und θαρρεῖν deutlich gemacht, daß Alexander in ὅς gemeint ist. Aus dem bellum kann das Mißverständnis, das zu ἐπιχειροῦντος führte, nicht stammen; auch fehlt dort der Zusatz, daß die Römer ihn hinderten. b. 173 steht nichts von den τραύματα, die Arch. 96 erwähnt sind, b. 179 ist der Wert des Goldes nicht wie Arch. 105 auf 8000 Talente angegeben. Wenn Arch. 127 ἐξ ἐντολῆς Ὑρκανοῦ in b. 187 keine Entsprechung findet, so ist damit durchaus

nicht bewiesen, daß J. es „aus sich" zu der Darstellung des bell. hinzugefügt hat. Das ὁ υἱὸς αὐτοῦ Arch. 129 konnte nicht aus b. 188 geschöpft werden. Arch. 135 fallen 40, b. 192 dagegen 80. Arch. 270 wird Cäsars Regierung auf drei Jahre sechs Monate, b. 218 auf drei Jahre sieben Monate angegeben. Kurz, wer das von L. selber vorgebrachte Material nachprüft, für den ergibt sich immer wieder, daß die Ansicht von Destinon richtig ist, daß J. für die Arch. nicht das bell. selber ausgeschrieben hat, so wenig wie er es für die V. getan hat.

Der Versuch aber, auch hier Verschiedenheiten gegenüber dem b. herauszubringen, welche ihren Grund in der veränderten Tendenz hätten, ist nicht gelungen und beruht mehrfach auf gesuchter oder verunglückter Interpretation. So wird S. 134 ff. die Stellung des königlichen Bruders als Machtstellung im Staat in willkürlicher Weise verallgemeinert, um einen bewußten Gegensatz zwischen bell. 121: ἐκστάντα τῆς ἄλλης ἀπολαύειν τιμῆς ὥσπερ ἀδελφὸν βασιλέως und Arch. 6 ζῆν ἀπραγμόνως, καρπούμενον ἀδεῶς τὴν ὑπάρχουσαν αὐτῷ κτῆσιν zu finden, und die Charakterschilderung Hyrkans b. I 109 Arch. XIII 407, XIV 13 wird außer acht gelassen. Da sie dem Verf. nicht recht in seine Darlegung paßt, so behauptet er (S. 140), sie sei in der Arch. übertrieben, im bell. aber nur schwach angedeutet (b. I 109: ὄντα νωθέστερον ἢ ὥστ' ἐνοχλεῖν περὶ τῶν ὅλων); daß auch bell. I 203 wieder steht νωθῆ τε καὶ βασιλείας ἀτονώτερον, die Schilderung also konsequent ist, auch zu Arch. XIV 158: βραδὺν . . . καὶ νωθῆ stimmt, bleibt unbeachtet. S. 138 heißt es: „war im b. Antipater ein Gegenstand des Hasses für Aristobul, so haßt nach der Arch. Antipater den Aristobul und wird dadurch der Schuldige"; aber Arch. XIV 11 δεδιὼς μή τι πάθῃ διὰ τὸ πρὸς αὐτὸν μῖσος braucht nur richtig verstanden zu werden, so bietet es den gleichen Sinn wie b. I 123 das Ἀντιπάτρῳ πάλαι διαμισουμένῳ. B. 136 προκαλουμένου τἀδελφοῦ heißt nicht: „indem der Bruder die Aufforderung dazu gab" (S. 158), sondern „vor Gericht forderte" und entspricht also Arch. 50: δικαιολογησάμενος πρὸς τὸν ἀδελφόν. Die Erklärung: „Aristobul habe die Absicht gehabt, dem Pompejus zu trotzen, um nach 'Despotenart' einen Entscheidungskampf herbeizuführen", zieht δεσποτικώτερον b. 135 fälschlich zum folgenden Wort διακινδυνεύειν statt zum vorhergehenden καλουμένῳ; daß der Gedanke, Aristobul wolle kämpfen, in der Arch. nicht zum Ausdruck komme, ist nicht richtig, da ja XIV 50 zu lesen ist: παραινούντων πολλῶν μὴ πολεμεῖν Ῥωμαίοις, also ist der Gedanke ebenso erwogen wie b. 135. S. 166 wird darauf Wert gelegt, daß Arch. 137 nicht die Worte des b. 194: τὴν ἀρχιερωσύνην δὲ δι' αὐτὸν ἐπεκύρωσεν Ὑρκανῷ entsprechend sich fänden; es ist aber der gleiche Gedanke nahezu noch schärfer ausgedrückt, wenn es heißt: er ehrte ihn gewaltig dadurch, daß er dem Hyrkan die Würde des Hohenpriesters bestätigte, dem Antipater selber aber das Bürgerrecht gab. Die ganze auf dieser Stelle aufgebaute Erörterung S. 166/7 ist völlig verkehrt, weil das ἐτίμησε μεγάλως verschwiegen wird, obwohl auch S. 167 noch einmal betont wird: „Denn nicht mehr um seinetwillen erhält Hyrkan die Bestätigung seiner Würde". Eine Verschiedenheit des Ausdruckes ist vorhanden b. 199 προσεπιτυγχάνει (scil. Ἀντίπατρος) τὰ τείχη τῆς πατρίδος ἀνακτίσαι und Arch. 144: ἐπιτρέπει τῷ Ὑρκανῷ τὰ τῆς πατρίδος ἀναστῆσαι τείχη, ταύτην αἰτησαμένῳ τὴν χάριν. Daß aber beabsichtigte Tendenz darin läge, bezweifle ich; sonst hätte J. nicht Arch. 156 wieder geschrieben: Ἀντίπατρος . . . ἀνεγείρει εὐθὺς τὸ τεῖχος ὑπὸ Πομπηίου καθῃρημένον. Die Worte Arch. 138 μαρτυρεῖ δέ μου τῷ λόγῳ werden S. 170 seltsam mißverstanden, als ob μου einen Gegensatz bilden und im Satz betont sein könnte; sie bestätigen im Gegenteil die voraufgehenden Worte: Von vielen wird behauptet, Hyrkan habe am Zuge nach Ägypten teilgenommen; diese meine Angabe bestätigt Strabon mit Berufung auf Asinius und Hypsikrates (vgl. Plat. Menex. 237 c: μαρτυρεῖ δὲ ἡμῶν τῷ λόγῳ). Künstlich konstruiert ist der Gegensatz S. 173, daß einmal das Synhedrion und einmal Hyrkan es ist, von dem Befehle zur Hinrichtung hätten ausgehen können; denn auch in der Arch. 167 liest man: μὴ λαβὼν δ' ἐξουσίαν παρὰ σοῦ (scil. Hyrkan) ταῦτα ἐτόλμησεν, was, weil es zur Theorie nicht paßt, als stehen geblieben bei der Umarbeitung erklärt wird. Um zwischen b. 210 und Arch. 169 einen Unterschied zu erhalten, werden hier (S. 175) die Worte μὴ ὡς ἰδιώτης falsch gedeutet und auf den Pomp bezogen, mit dem Herodes nachher von dem Ankläger geschildert wird (173); aber wer die Worte liest: τοῦ πατρὸς αὐτῷ παραινέσαντος μὴ ὡς ἰδιώτης, μετὰ δ' ἀσφαλείας εἰσελθεῖν καὶ φυλακῆς, muß doch sofort an dem Gegensatz erkennen, daß es sich tatsächlich nur um die Leibwache handelt. Es ist also von einer Umgestaltung des c. 169 im Verhältnis zu b. 210 nicht die Rede. Warum die Worte aus dem bell. τῶν πραγμάτων διδόντων παρρησίαν, die L. etwas frei übersetzt: da ihn die Lage dazu ermunterte,

in der Arch. „nicht mehr brauchbar" waren, entzieht sich meiner Einsicht, falls der Gedanke gemeint sein sollte und nicht die bloße Satzform. S. 178 wird einer der von L. so häufig angenommenen Einschübe zu größerer Überzeugung des Lesers begründet: nach seiner Fortlassung „bekommt ὁ δὲ seine grammatisch-notwendige Beziehung". Es ist das geradezu eine Vergewaltigung des Lesers, dem das Natürliche als überhaupt nicht in Frage kommend suggeriert wird; denn man lese: πέμπει πρὸς τὸν Ὑρκανὸν τοὺς παραγγελοῦντας διαρρήδην ἀπολύειν Ἡρώδην τῆς φονικῆς δίκης· ὁ δὲ . . . ἀποψηφίζεται. Niemand wird in der Beziehung von ὁ δέ auf Hyrkanos, an den sich die Botschaft doch richtet, etwas nicht durchaus Natürliches sehen. Falsch ist die Erklärung S. 189. Die Worte b. 268 ἀπεχόμενοι μόνων τῶν Ὑρκανοῦ χρημάτων· ἦν δ' οὐ πλείω τριακοσίων ταλάντων müssen zusammengehören und die Angabe sich auf Hyrkans Vermögen beziehen. Offenbar verschonten sie dies für den Satrapen, dem 1000 Talente versprochen waren, der also jetzt nicht auf seine Kosten kam; so erklärt sich auch der Ausdruck οὐ πλείω bei der ja an sich durchaus nicht unbedeutenden Summe. Arch. XIV 363 steht dasselbe: τὰ μὲν ἄλλα πάντα . . . διήρπαζον οἱ Πάρθοι . . . μόνων δ' ἀπείχοντο τῶν Ὑρκανοῦ χρημάτων· τὰ δ' ἦν εἰς τριακόσια τάλαντα. Angeblich hätte hier J. seine eigenen Worte mißverstanden, und was sich im bell. auf die Gesamtbeute beziehen sollte, fälschlich auf das Vermögen Hyrkans gedeutet. Auch der nächste Satz im bell.: ἐπετύγχανον δὲ καὶ τῶν ἄλλων οὐχ ὅσοις ἤλπισαν besteht zu recht: Sie bekamen auch bei den übrigen nicht, was sie erwartet hatten, sowie die 300 Talente nicht der Erwartung entsprochen hatten. Und daß im Folgenden berichtet wird, was ihnen von den Schätzen des Herodes entging, spricht erst recht dafür, daß die voraufgehende Angabe das Vermögen Hyrkans betraf. Auch der von L. konstruierte Gegensatz hinsichtlich der Frauen, welche Antigonus den Parthern versprochen hatte, ist nicht vorhanden. B. 248 lesen wir allgemein von 500 Frauen, 257 ist ausdrücklich gesagt, daß die vornehmen Frauen bei Herodes zu denen gehörten, welche den Parthern in Aussicht gestellt waren. 273 heißt es: καίτοι διημαρτηκότες ὧν μάλιστ' ἐπεθύμουν γυναικῶν; das bedeutet nicht, wie L. will: „obwohl sie nicht diejenigen Weiber erhalten hatten, die sie vor allem wünschten", sondern „obwohl sie doch die Weiber, die sie vor allem wünschten, nicht erhalten hatten". Und genau so steht Arch. 365: σφόδρα ἦν ἄθυμος τῶν γυναικῶν αὐτὸν διαφυγουσῶν, ἃς τοῖς πολεμίοις ἐπεθυμεῖτο δώσειν, er war sehr mißgestimmt, daß ihm die Weiber entflohen waren, die er dem Feinde hatte geben wollen. Indem L. das μάλιστα falsch verbindet, schafft er selbst künstlich einen Gegensatz, um dann zu beweisen, daß J. sich selber mißverstanden habe und der Text auseinanderklafft. S. 194 wird dargelegt, daß die ausgeschmückte Szene Arch. 379—82 eine feindselige Stimmung gegen Herodes verrate, weil im Gegensatz zum bellum die Begründung für das Mitleid des Antonius hinzugefügt ist καὶ τῷ κοινῷ χρησάμενος λογισμῷ περὶ τῶν ἐν ἀξιώματι τοσούτῳ καθεστώτων ὡς κἀκείνων ὑποκειμένων τῇ τύχῃ („dadurch hebt er die Handlungsweise des Antonius aus dem Interesse für Herodes heraus und schiebt sie in die allgemein menschliche Sphäre hinüber"); in Wahrheit hebt die Betonung des ἐν ἀξιώματι τοσούτῳ wie der ganze Gedanke die Person des Herodes. Und wenn das διὰ τὴν αὐτοῦ τοῦ παρόντος ἀρετήν aus b. 282 hier fehlt, so ist dies eben in dem ἀξίωμα enthalten; denn ἀρετή heißt natürlich nicht „Tugend", wie L. übersetzt, was wohl bei Herodes überhaupt eine etwas seltsame Vorstellung ist. Auch der Widerspruch zwischen Arch. 382 und 386, der auf eine Zufügung schließen lassen soll (S. 197), ist nicht vorhanden; man kann sehr wohl nach der Herrschaft streben und sie doch zu einer Zeit erhalten, wo man sie nicht erwartet. Mangelnde Interpretation und Voreingenommenheit finde ich auch S. 205, wenn es heißt: „Im b. 322 hat Herodes den Dank des Antonius erfahren, weil er sich beim Sturm auf Samosata durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet hat. Demgegenüber läßt die Arch. 440 ff. den Herodes sich bereits auf dem Marsche derart hervortun". In Wahrheit steht im bell.: γίγνεται γοῦν ἐπελθὼν τέλος αὐτοῖς τῆς πολιορκίας, πολλοὺς μὲν τῶν βαρβάρων ἀποκτείνας, πολλὴν δ' ἀποτεμόμενος λείαν. Das stimmt völlig zur Schilderung Arch. 442/4; denn ἀποκτείνας ist vorzeitig: durch sein Erscheinen wird er der Anlaß zum Ende der Belagerung, nachdem er viele getötet und viel Beute abgeschnitten hatte. Vom Sturm ist hier so wenig die Rede (ὥστε Ἀντίοχον ἀναγκασθῆναι τὰ Σαμόσατα παραδοῦναι) wie Arch. 447 (Ἀντιόχου μετ' οὐ πολὺ τὸ ἔρυμα παραδόντος). Und woher stammt S. 207 die Behauptung: Im bell. geht also der Marsch quer durch das Libanongebirge, die Arch. setzt die gewöhnliche Marschstraße längs der Küste an? Der Ausdruck b. 329 διανύσας ἐπὶ τὸν Λίβανον entspricht ganz den

Worten Arch. 452: ὡς κατὰ Λίβανον τὸ ὄρος γίγνεται. Wie der Verf. arbeitet, davon zeugt hier besonders der Satz: „Im bell. ist dementsprechend alles in höchster Eile gedacht gewesen, die Arch. hat diese Eile gestrichen". Im bell. steht: ποιούμενος τὴν πορείαν ὑπὲρ δύναμιν, in der Arch. ἐπειχθεὶς κατὰ τὴν πορείαν und νυκτὸς ἀναστάς. Auf dieser Beseitigung der Eile und der neuen Marschroute werden dann weitere Schlüsse aufgebaut. Schwierig sind die chronologischen Erörterungen betreffs der doppelten Erzählung vom Falle Jerusalems. Das aber scheint mir sicher, daß in der Zeitangabe Arch. 487 ἐπὶ τῆς πέμπτης καὶ ὀγδοηκοστῆς καὶ ἑκατοστῆς ὀλυμπιάδος, τῷ τρίτῳ μηνί, τῇ ἑορτῇ τῆς νηστείας die mittlere Bestimmung eine Kalenderbezeichnung ist, wie Kromayer gemeint hat, und nicht „im dritten Monat der Belagerung" bedeutet, falls nicht ein Wortverlust im Texte vorliegt. Die Bezeichnung der Monate nach den Ordnungszahlen kommt ja auch sonst vor (vgl. die Tabelle bei Larfeld, Hdbch. d. gr. Epigraphik I 302) und mußte gerade dem Juden geläufig sein nach der Verwendung dieser Datierung in der Bibel. Auf die ähnliche Bezeichnung Arch. XIV 66 hat der Verf. nicht bezug genommen. So wird man also selbstverständlich zugeben, daß die Stimmung in der Arch. eine andere ist als im bell., und daß entsprechend dem ganzen Stoff ein gesteigertes jüdisches Nationalgefühl sich darin ausspricht, wie ja I 6 deutlich zeigt. Aber nicht erwiesen ist, daß die Arch. aus dem bell. durch Umgestaltung hergestellt sei, um irgendwelche neuen Tendenzen hineinzulegen. Alles Tüfteln und Herausbringen von Verschiedenheiten und Erfinden von Gründen für diese reicht nicht aus, und der Leser steht manchmal mit einem gewissen Verzagen Sätzen gegenüber wie S. 175: „Man sieht also Schritt für Schritt, wie das bell. unmittelbares Vorbild der Arch. war, welche in die Auffassung des bell. eine neue Tendenz hineintrug". Und ebensowenig glaube ich, daß der Beweis erbracht ist, daß das bell., vor allem die Geschichte des Herodes, den Einfluß der Arch. an mehreren Stellen durch Überarbeitung erfahren hat (S. 219).

Ein besonderes Kapitel ist den eingelegten Urkunden gewidmet. Nach L. hat J. sie selber gesammelt, was möglich erscheint. Allerdings die philologische Behandlung von Arch. XVI 47 ff. muß ich auch hier ablehnen; der Zusammenhang wird willkürlich zerrissen und δεδομένα als etwas Neues gefaßt, was die Römer gaben, während es keine „Gaben" (S. 225) der Römer bezeichnet, sondern nur die Erlaubnis, das Zugeständnis, in der bisherigen Lage und unter den bisherigen Gesetzen zu bleiben. Der Gedankengang ist einwandfrei: „Wir bitten dich, nach unserer Art und unabhängig leben zu können. Das ist nicht nur gerecht, sondern von euch auch zugestanden. Wir könnten viele Senatsbeschlüsse dafür anführen. Sie sind zwar erst nach dem Beweis unserer Treue gegeben, aber ihr würdet sie auch ohne das erlassen haben; denn ihr pflegt allen Menschen durch euer Regiment wohlzutun, und wollte einer im einzelnen das Glück eurer Untertanen aufzählen, so würde er nie zu Ende kommen. Um jedoch zu erweisen, daß wir eure Gnade mit Recht erhalten, so genügt es . . ." Die Wiederkehr des gleichen Ausdrucks δικαίως, nachdem zunächst δίκαια gesagt war, ist nur scheinbar eine Wiederholung des gleichen Gedankens; denn δικαίως ist in ganz anderem Sinne gesagt; das eine ist „gerecht", das andere „mit Recht". Daß man nicht gezwungen wird, wenn man andere nicht zwingt, ist gerecht im allgemeinen Sinne, daß man seinem Wohltäter besondere Gnade erweist, geschieht mit Recht in engerem Sinne, brauchte aber garnicht gerecht zu sein. So ist der Gedankenfortschritt durchaus logisch in zwei Absätzen: 1. Es ist durchaus gerecht und von euch zugestanden, uns gegenüber und allen Menschen. 2. Wir verdienen es aber auch.

Zum Schluß entwirft der Verf. ein Bild von dem Leben des Historikers, das aber durchaus nicht etwa wahrheitsgetreuer ist als die bisher gezeichneten; denn seine eigenen Vermutungen sind ihm unter der Hand zu Tatsachen geworden. So ist Josephus skrupellos, um sich zu einer Stellung aufzuschwingen; „ihn kitzelte ein Machthunger", „er dachte nicht daran, eine Puppe in der Hand der Regierung sein zu wollen"; Josephus wird zum Tyrannen in Galiläa, dem die Galiläer anscheinend (!) willig folgten. Dabei wird zugegeben: „Sein Verhalten gegen die Römer war durchaus korrekt". Der künstlich konstruierte Rechenschaftsbericht wird in Gegensatz zu der Darstellung des bell. gesetzt; und es wird erschlossen, daß Josephus es gewesen ist, der den Krieg mit Rom verschuldet hat; nachdem er zum Rebellen gegen Jerusalem geworden war und seine Anerkennung ertrotzt hatte, mußte er den Abfall von Rom organisieren. Und wenn sich auch das Geständnis findet: „Gewiß ist er in eine schon bestehende Bewegung hineingerissen worden", so geht es doch weiter: „Aber statt diese zu bekämpfen, wie ihm aufgetragen war, hat er

sie für eigene Zwecke dienstbar gemacht, bis er schließlich von der Bewegung selbst mitgerissen wurde". Und um die Schuld des Josephus recht deutlich werden zu lassen, wird der Aufstand in Galiläa als etwas Selbständiges gefaßt, mit dessen Unterdrückung die Aufgabe Vespasians erledigt war, und dann in Jerusalem ein neuer zweiter Aufstand konstruiert. Und wenn Josephus den Eindruck entstehen läßt, daß die Regierung ihn bereits 66 als Organisator des Aufstandes gegen Rom nach Galiläa gesandt habe, begeht er „eine ungeheure Geschichtsfälschung". Schließlich wird erfunden, daß Josephus bei Domitian zusehends die kaiserliche Gunst verloren; da habe er dann den Anschluß an den „Verleger im großen Stil" Epaphroditos und seinen Kreis gesucht, „der ihn durch Gewährung äußerer Existenzmittel unterstützte". Die Worte V. 429 διαδεξάμενος δὲ Τίτον Δομετιανὸς καὶ προσηύξησε τὰς εἰς ἐμὲ τιμάς . : . ἐμοὶ δὲ τῆς ἐν Ἰουδαίᾳ χώρας ἀτέλειαν ἔδωκεν, ἥπερ ἐστὶ μεγίστη τιμὴ τῷ λαβόντι. καὶ πολλὰ δ' ἡ τοῦ Καίσαρος γυνὴ Δομετία διετέλεσεν εὐεργετοῦσά με werden so weit abgeschwächt, bis sie eben das Gegenteil besagen. Nun braucht er Agrippa nicht mehr, und so schreibt er ihm den 'Absagebrief' Arch. XVI 186/7. „Der Zorn eines Agrippa berührt ihn nicht mehr. Dieser hatte also natürlich gelebt (soll heißen: lebte also natürlich damals noch), als J. solche Worte schrieb." J. empfand den Unterschied zwischen seinem alten bell. und der neuen Arch. und mußte auch dies Buch aus der römischen in die jüdische Atmosphäre heben. So denkt er an eine Neubearbeitung des bell. und machte daraufhin schon Zusätze; „der in seiner Schärfe (s. o. No. 21 Sp. 491) gegen Agrippa überhaupt nicht mehr zu überbietende Angriff b. II 602—8 ist damals entstanden". Ums Jahr 100 trat dann die literarische Konkurrenz mit Justus in die Erscheinung. J. führte nun den Plan einer Neuausgabe des bell. nicht aus, „da das Werk des Justus erschienen war" (?). Der literarische und persönliche Gegensatz zwischen J. und Justus wird vertieft. „Anders als J. konnte er (Justus) Griechisch schreiben, anders als dieser wußte er, der seinem Volke treu geblieben war, was dieses als wahre Überlieferung anerkannt wissen wollte". Justus soll einen Angriff auf J. gemacht haben, weil er seine Schriftstellerei auf der LXX aufbaute, als Vorläufer der Stimmung, welche im ersten Drittel des 2. Jahrh. die Übersetzung des Aquila hervorrief. Das Werk der Archäologie muß deshalb, „als es erschien, bereits veraltet gewesen sein" (!). „Alle Berufung auf Schulen usw. half nichts, wenn ihm aufgezeigt ward, daß sein Werk nicht auf der hebräischen Bibel beruhte, was die Juden jetzt forderten", als ob diese Übersetzungsunterschiede sich in dem griechisch geschriebenen Buche wesentlich äußern könnten und als ob die Archäologie für Juden verfaßt wäre und nicht viel mehr für Griechen, um sie über jüdisches Wesen und jüdische Geschichte aufzuklären (I 1, 5: ταύτην δὲ τὴν ἐνεστῶσαν ἐγκεχείρισμαι πραγματείαν νομίζων ἅπασι φανεῖσθαι τοῖς Ἕλλησιν ἀξίαν σπουδῆς). In höchst phantasievoller Weise wird dann schließlich geschildert, wie J., seinen Verleger Epaphroditos zu befriedigen, seine Archäologie trotz allen Gegenströmungen zu retten sucht: „Die Archäologie war nicht verloren, wenn sie in das Christentum überführt würde"; von einem Christen läßt er sich das christliche Glaubensbekenntnis diktieren und schiebt es in die Arch. XVIII 63/4 ein. Beweis für die Echtheit bietet, daß hier wie XVII 328 ein Kompositum von ἄγεσθαι (= gewinnen) und die Verbindung ἡδονῇ δέχεσθαι (= mit Freuden annehmen) sich findet. Gegen diese Kombinationen hat schon Ed. Meyer in seinem soeben erschienenen Buche Ursprung des Christentums I S. 211 Einspruch erhoben.

Die Anzeige ist recht lang geworden. Allein es wäre ungerecht gewesen, ein Buch, auf das so viel Mühe, so viel Scharfsinn verwandt ist, mit einem einfachen Verdikt abzutun. Und trotzdem bin ich mir bewußt, daß, um es völlig zu widerlegen, meine Darlegungen noch viel länger sein müßten. Nur Beispiele konnte ich geben. Es ist vielfach ganz unmöglich, den verschlungenen Irrwegen, denen L. hoffnungsfreudig und zuversichtlich folgt, nachzugehen, ohne auch ein Buch zu schreiben. Ich bedaure, daß ich mich seiner Führung nicht anschließen kann. Eine Methode, die künstlich Schwierigkeiten schafft, um dann den Text als sinnlos zu erklären, und dabei zu derartig verwickelten Resultaten gelangt, wird niemals Ansprüche darauf machen können, allgemeinen Beifall zu finden.

Rostock. Rudolf Helm.

Joseph Martin, Die Vita et Passio Cypriani. S.-A. aus dem historischen Jahrbuch Bd. 39 (1919) S. 674—712.

Neben den Schriften Cyprians selbst und den sogenannten Acta Cypriani kommt für unsere Kenntnis über das Leben und besonders über das Martyrium des karthagischen Bi-

schofs noch die vita et Passio Cypriani in Betracht, welche nach Hieronymus de vir. ill. 68 einen Vertrauten Cyprians, den uns weiter nicht bekannten Diakon Pontius, zum Verf. hat. Kein Wunder, daß man in dieser Schrift eines Zeitgenossen eine Quelle hervorragendster Bedeutung gesehen hat, und kein Geringerer als Harnack hat TU. 39, 3 die schlichte und wahrheitsgemäße Darstellung dieser ersten christlichen Biographie gefeiert. Bald aber erhoben sich gegen diese optimistische Auffassung Bedenken und mit glücklicher Hand hat Reitzenstein Abhandl. der Heidelberger Akad. (phil.-hist. Kl.) 1913 S. 52 ff. in dieser Lobrede auf Cyprian tendenziöse Entstellungen der historischen Wahrheit aufgedeckt. Cyprian selbst erzählt Ep. 81, daß er von Freunden beraten einige Tage aus seinen Gärten geflohen sei, um der Überführung nach Utica und der dortigen Hinrichtung sich zu entziehen; dagegen verherrlicht Pontius c. 14 seine Standhaftigkeit den bittenden Freunden gegenüber, welche an Sokrates erinnert. Natürlich geht es nicht an, mit Corssen, Zeitschr. für neutest. Wissensch. XV (1914) S. 293 von zwei geschichtlichen Darstellungen zu reden und die historische Aufrichtigkeit des Pontius zu retten: dem Zeitgenossen Pontius muß die tatsächliche Flucht Cyprians bekannt gewesen sein. Auch sonstige Anklänge an Sokrates im Gefängnis fehlen nicht, vgl. c. 15, 5 ∾ Plato Phaedo 59 A und dazu Martin S. 703, 1.

c. 2, 7 läßt Pontius den Cyprian nach Matth. 19, 21 in der Jugendzeit alle seine Güter verkaufen, um Gott nachzufolgen. Aber c. 15 befindet sich Cyprian plötzlich wieder in dem Besitz seiner Güter — weil Cyprian nach der allgemeinen Tradition, welche der Wahrheit entsprach, vor dem Prozeß auf seinen eigenen Gütern überwacht wurde. Pontius sieht sich gezwungen, den Widerspruch seiner Angaben durch ein nichtssagendes: *hortos . . . inter initia fidei suae venditos et* | *de dei indulgentia restitutos* zu überbrücken, das sogar dem frommen Tillemont Schwierigkeiten bereitete. In Wahrheit liegt auch hier, wie Reitzenstein sah, eine panegyristische Entstellung der historischen Tatsachen vor. Aus den Origenespredigten, in denen Origenes sich mehr als einmal vorwirft, nicht auf jeden Besitz verzichtet zu haben, ersehen wir, wie oft dem Klerus der Widerspruch zwischen dem Wort des Evangeliums (Matth. 19, 21) und dem Hang nach irdischem Besitz vorgeworfen wurde: auch hier hat Pontius der Wahrheit zuwider vorgebeugt. Die Erklärung Corssens, Cyprian habe nur auf die Nutznießung, nicht aber auf den Besitz verzichtet, ist nicht stichhaltig: c. 2, 7 *distractis rebus suis* und vor allem 15, 2 *inter initia fidei venditos* ist von einem wirklichen Verkauf die Rede.

Mit vollem Recht steht Martin auf dem Standpunkt Reitzensteins, und ein Hauptverdienst seiner Abhandlung ist es, mehrere Übereinstimmungen mit Schriften Cyprians hervorgehoben zu haben, welche dem Pontius als Quelle vorliegen konnten. Wenn aber Martin neue Widersprüche in Pontius' Vita gefunden zu haben glaubt, so kann ich nicht folgen. Gewiß erinnert die Erzählung, wie Cyprian von Caecilian bekehrt worden sei, an den Anfang des Dialogs Octavius, und die Möglichkeit, daß Caecilianus ein Phantasiegebild ist nach dem Caecilius des Minucius Felix, läßt sich nicht abstreiten. Wenn aber c. 4, 3 der sterbende Caecilian seinem Jünger Cyprian Frau und Kinder anvertraut, so stellt sich der Verf. keineswegs, wie M. S. 681 glaubt, in Widerspruch mit Cyprian selbst, der in ep. 1 sich ungehalten darüber zeigt, daß Geminius Victor den Presbyter Geminius Faustinus zum *tutor* bestimmte, und sich auf den Beschluß einer Bischofskonferenz beruft: *ne quis frater excedens ad tutelam vel curam clericum nominaret.* Denn die Worte: *ut . . . commendaret illi coniugem ac liberos suos* beweisen keineswegs, daß Cyprian auch *tutor* der Hinterbliebenen werden sollte; sehr wohl konnte ein weltlicher Freund Cyprians auf dessen Bitten hin die Vormundschaft der dem Cyprian anvertrauten Frau und Kinder übernehmen. — Ebensowenig steht die Bekehrung durch Caecilian in Widerspruch mit c. 2, 3, wie M. S. 678 glaubt: *fuerint licet studia* (sc. *antequam deo natus est*) . . . *tamen illa praetereo . . . postquam et sacras litteras didicit et mundi nube discussa in lucem sapientiae spiritalis emersit, si quibus eius interfui . . . dicam.* Denn *sacris litteris legendis emergere in lucem sapientiae spiritalis* deutet keineswegs auf eine durch Lektüre der Bibel erfolgte Bekehrung zum Christentum, welche dann allerdings mit der Bekehrung durch Caecilian in Widerspruch stünde, sondern auf ein erst später, nach der Bekehrung, erfolgtes Aufsteigen zur *sapientia spiritalis.* So spornt auch Origenes wiederholt seine längst bekehrten Zuhörer an, durch Lektüre der Heiligen Schrift zur *sapientia spiritalis* emporzusteigen. Die Worte: *sacras litteras didicit* usw., haben also mit der Bekehrung durch

Caecilian nichts zu tun und gehören der Zeit nach der Bekehrung an. Zwei verschiedene Berichte liegen also über die Bekehrung keineswegs vor. — Aber im übrigen vertritt M. den richtigen Standpunkt; wir dürfen nur mit größter Vorsicht an die Angaben des Pontius herangehen.

Hinzufügen möchte ich, daß — in den letzten Untersuchungen blieb diese wichtige Tatsache unerwähnt —, dem rhetorischen Charakter seiner Vita entsprechend, Pontius die Satz- und Colaklauseln angewandt hat und zwar mit peinlichster Sorgfalt. Für die Textkritik ergibt sich folgendes. — c. 2, 7 *distractis rebus suis* ... *tota* *p r e t i a* *dispensans*; die Überlieferung schwankt und dementsprechend das Urteil der Gelehrten. Reitzenstein, der *praedia* lesen will (vgl. c. 15, 1), wird durch die Klausel widerlegt: ◡◡◡ – – ⏓ (Creticus mit aufgelöster erster Länge + Spondeus) ist eine beliebte Klausel, – ◡◡ – – ⏓ findet sich dagegen nicht.

c. 5, 4: *potuisset fortasse tunc illi apostolicum illud evenire* ... *si iam tum apostolo etiam ordinationis* *h o n o r e* *s i m i l a r e t u r*. So die Herausgeber; die Überlieferung schwankt zwischen *similaretur* und *similaret*; durch die Klausel wird *similaret* als richtig erwiesen; nur der Klausel wegen (– ◡◡◡ – – Creticus mit aufgelöster zweiter Länge + Spondeus) hat sich Pontius dieser vulgären Form bedient; vgl. Diomedes 365, 20: *similat non dicimus sed similis est*, nach der Art der Appendix Probi. — Nur die Klausel veranlaßte Pontius c. 11, 4: *conversationem prioris hominis exponens* (◡◡◡ – – –) *exponens* statt des üblichen *deponens* zu schreiben.

c. 3, 7 wird Harnacks: *nulli diaboli temptantis impetu⟨i⟩ cessit quominus* widerlegt und ist *nullo impetu* (abl.) *cessit* (– ◡ – – –) die einzige richtige Überlieferung. c. 1, 2 ist: *cum maiores nostri plebeiis et catecumenis martyrium consecutis tantum honoris pro martyrii ipsius veneratione* *d e b u e r i n t*: *debuerint* vielleicht richtig überliefert. Jedenfalls ist *tribuerint* (so Hartel, Harnack), wie die Klausel zeigt, unrichtig. Wenn wirklich zu ändern ist, schlage ich *detulerint* vor; *honorem deferre* war ein so geläufiger Ausdruck, daß im Spätlat. auch bloßes *deferre* = *h o n o r e m* *d e f e r r e* sich findet, vgl. Löfstedt, Peregr. Aeth. S. 328. — c. 9, 7: *decet* ... *probare potius in subole traducem boni patris aemulatione bonitatis*; sowohl der Sinn, wie die Klausel zeigen, daß nur *aemulatione* richtig sein kann (so Harnack), während Hartel mit einem Teil der Überlieferung *aemulationem* schreibt. — Die aus sachlichen Gründen nicht wahrscheinliche Tilgung der Worte (c. 11, 1): *et quid sacerdos dei* ... *responderit, sunt acta quae referant* durch Reitzenstein wird auch durch die schöne Klausel widerlegt.

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

Franz Brender, Die rückläufige Ableitung im Lateinischen. Lausanne 1920, La Concorde. 82 S. gr. 8.

In höchst sorgfältiger Untersuchung stellt der Verfasser der durch E. Niedermann angeregten und auch von J. Wackernagel geförderten Doktorarbeit Wesen, Bereich und Arten der rückläufigen Ableitung im Lateinischen fest, wobei er verwandte Erscheinungen anderer idg. Sprachen wie des Griechischen, Englischen, Deutschen heranzieht.

Mit feinfühliger Aufspürung der inneren Triebkräfte, wie sie sich in Versbedürfnis, Formenausgleichung, Bedeutungswandel usw. zeigen, erörtert er vor allem den Unterschied von „Verselbständigung" („Hypostasierung") und „Rückbildung": jene ist nicht notwendig mit einer Neugestaltung verbunden (vgl. *frūgī* als Adjektiv = „brauchbar"), diese führt stets zu einer solchen, und zwar in der Weise, daß sie unter Verwendung der Analogie zu einem abgeleiteten Wort (etwa *accommodāre*) ein einfacheres *(accommodus)* hinzuschafft, das den Anschein erweckt, als ob aus ihm das erstere abgeleitet wäre, während es in Wirklichkeit gerade umgekehrt steht: wie zu *acquāre* sich verhält *aequus*, so verhält sich für das durch eine Abirrung des Sprachtriebs getäuschte Auge des oberflächlichen Beschauers *accommodare* zu *accommodus*.

Eine nicht weniger als 43 große Druckseiten umfassende „Übersicht" führt schließlich in eingehender Gliederung die vor allem im Volks- und Spätlatein auftretenden Fälle vor und erweckt eine anschauliche Vorstellung davon, daß „die rückläufige Ableitung" sich sehr viel weiter erstreckt, als man bisher anzunehmen pflegte; insbes. geht daraus hervor, daß sie durchaus nicht bloß auf die verba denominativa beschränkt ist (wie zu *pugnus* „Faust" *pugnāre* „mit der Faust dreinschlagen, kämpfen"), sondern daß es auch eine ganze Anzahl von nomina deverbativa gibt (wie zu *pugnāre* „kämpfen" *pugna* „Kampf"), wozu dann noch verschiedene andre Arten treten.

Die Abhandlung hinterläßt einen ausgezeichneten Eindruck und macht der Schule, der sie entsprungen ist, Ehre.

Hannover. Hans Meltzer.

Auszüge aus Zeitschriften.

Germania. IV, 1920, 3/6.

(49) **F. Oelmann**, Haustypen in Bibrakte. Zur Ergänzung und Berichtigung der Ergebnisse der Grabungen von Bulliot und Déchelette (Mémoires de la société Eduenne) werden behandelt: Peristylhaus, Atrium-Peristylhaus, Atriumhaus, kleines Badegebäude, fünfschiffiges Pfostenhaus, Rund- und Ovalhäuser (mit 10 Grundrissen im Text). Die einzelnen Typen werden eingehend betrachtet und in ihren Verbreitungszusammenhängen verfolgt. Die Zeit der Erbauung läßt sich für die römischen Bauten auf die zweite Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts bestimmen. Das altertümliche Atriumhaus ist das einzige bekannte bisher, das völlig frei liegt. Das Badehaus ist der älteste bekannte Vertreter dieser später als Nebengebäude weitverbreiteten Gattung. Das Pfostenhaus gehört in die keltische Zeit; sein äußerer Gesamteindruck entsprach dem eines niedersächsischen Bauernhauses. Die Rund- oder Ovalhäuser, die auch gewissen aufgedeckten germanischen Häusern gleichen, bestanden noch in römischer Zeit; durch diesen Fund wird Strabo geogr. IV 4, 3 (große, strohgedeckte Rundhütten bei den Kelten) bestätigt. — (60) **A. Riese**, Bataver und Mattiaker. Zwischen beiden Stämmen herrscht k e i n e engere Beziehung; denn in Tac. Germ. 29 bezieht sich cetera similes Batavis nur auf die staatsrechtlich gleiche Stellung beider Stämme. Übrigens ist der Nebensatz so zu ergänzen: nisi quod ⟨hi⟩ ipso adhuc terrae suae solo et caelo acrius animantur und auf die Bataver zu beziehen, die damit ganz entsprechend antiker Anschauung als nördlicher Wohnende auch als Tapferere bezeichnet werden! — (63) **H. Lehner**, Zum Tempelbezirk von Pesch in der Eifel. Hegt Zweifel an der Richtigkeit der Behauptung Drexels (Germania IV 1/2 S. 34ff.), daß das Gebäude N Reste einer Freiluftbühne darstellt, und daß die Pfeilerchen in der späteren Basilika ebenfalls bestimmt waren, eine schwebende Bühne zu tragen. Endlich stellt L. die späteste Bauperiode der Kultusstätte in kultur- und religionsgeschichtliche Zusammenhänge des 4. Jahrh.; die Zerstörung am Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrh. nach Chr. Geb. möchte er jetzt christlichen Eiferern zuweisen. — A u s g r a b u n g e n und F u n d e: (67) **Helmke**, Beobachtungen an neolithischen Anlagen. Weist auf die Ergebnisse von Grabungen bei Windecken (Kreis Hanau, 1920) hin: ein Dorf der bandkeramischen Stufe. Tonperlen und Steinketten kommen vereint vor; einzelne Gräber trugen hüttenartigen Überbau. Gräben bilden die Umgrenzung dieses neolithischen Dorfes. — (68) A u s d e m G i e ß e n e r M u s e u m: 1. **O. Kunkel**, Ein Grab der mittleren (Hügelgräber-)Bronzezeit im Zollstockswald bei Gießen (mit einem neuen Ringtyp). Abb. 1—5 im Text. Fundbericht der Hauptbestattung und zweier Nachbestattungen. Der gefundene Bronzering mit Drahtumwicklung und Hakenverschluß ist der erste veröffentlichte seiner Art in einem bronzezeitlichen Grabe; vielleicht auf dem Scheitel getragen. — (71) 2. **O. Kunkel**, Ein Späthallstatthügelgrab im Forstort „Krummstrauch“ westlich Grünberg in Hessen (Beobachtungen über die Grabanlage und über Einzelheiten der Frauentracht zur Späthallstattzeit). Mit einer Abbildung im Text. Bemerkenswert durch seinen wohlerhaltenen, besonders gearteten Aufbau und durch die Ausstattung der Leiche (unter dem Bronzehalsring fanden sich noch Reste des untergelegten Holzreifens). — 3. **K. Schumacher**, Germanisches Spätlatènegrab von Muschenheim. Ein germanisches Grab als Nachbestattung in einem Hallstattumulus zeigt in seiner Keramik zum ersten Male für Westdeutschland das ostdeutsche Mäanderornament. Ausschmückung und Gefäßformen erinnern an Funde bei Zlippern in Schlesien. Es handelt sich um ein Kriegergrab eines in dieser Gegend Westdeutschlands fremden Stammes, eines vandilisch-lugischen Germanenvolkes, das sich von Südschweden über Bornholm und die Oder- und Weichselmündung nach Süden ausbreitete. Es handelt sich um einen solchen Stamm, der mit Sueben (Ariovist?) nach Westen in die Wetterau gekommen ist. — (78) **F. Kutsch**, Glaskameen aus dem Mainzer Legionslager (mit 3 Abbildungen auf der Beilage und 1 Textabbildung). Auf der Oberfläche der Schicht claudisch-neronischer Zeit im Brandschutt des Bataveraufstandes vom Jahre 69 wurden drei Medaillons gefunden, Teile eines Halsschmuckes: weiße Figuren auf dunkelblauem Hintergrunde: Cupido spannt den Bogen, ein Mann wirbt um die Gunst einer Frau, Nike gießt opfernd in die Schale. Die Figuren gehen auf Motive der großen Kunst zurück. K. spricht über die Technik des Fundes und vergleicht ihn mit anderen ähnlichen Fundstücken. Eine Rekonstruktion des Halsschmuckes wird versucht. — (82) Neue Inschriftfunde. 1. **E. Anthes**, Mithrasdenkmäler und Viergötterstein aus Alzei. Altarbruchstück mit Inschrift: deo invicto adiutorius tertius. 2. **F. Drexel**, Weihinschrift eines Merkurtempels vom Heiligenberg bei Heidelberg. Inschrift auf einer Platte von graugelbem Sandstein innerhalb eines fein profilierten Rahmens: IN · H · D · D · DEO · MERCV|RIO · CIMBRIANO · AE | DEM · CVM · SIGNO | TETTIVS · PERPETV| IVS · CARVS · V · S · L · L · M · |. Es ist die Bauinschrift eines Tempels oder vielmehr einer Kapelle des Mercurius Cimbrianus; sie meldet außerdem die Aufstellung einer Statue des Gottes. Die Anfangsformel ist zu ergänzen in h(onorem) d(omus) d(ivinae). Zeit: etwa das letzte Drittel des 2. oder Anfang des 3. Jahrh. Der Dedikant ist ein romanisierter Kelte. D. stellt die sonst bekannten Inschriften vom Heiligenberg zusammen. Eine zweite Kultstätte des Mercurius Cimbrianus befindet sich auf dem Greinberg bei Miltenberg, eine dritte vielleicht bei Obernburg a. M. 3. Römischer Grabstein aus Urbach. DM | PATRI POTEN | TINO SVPERI | NIVS FECIT |. Ungewandt verfertigt. — (85) **F. Drexel**.

Grabfund aus Laaland. 1920 kam ein reicher Grabfund zu Hoby bei Nakskov auf Laaland (aus dem 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. Geb.) zutage: Bronzegerät, Gold- und Silberschmuck. Die Bedeutung des Fundes beruht aber auf zwei silbernen Henkelbechern mit Spuren von Vergoldung, die auf beiden Seiten Darstellungen aus der Heldengeschichte zeigen: der eine Szenen aus der Philoktetsage, der andere auf der einen Seite Priamus vor Achill knieend, auf der anderen eine noch ungedeutete Szene: „ein skythisch gekleideter Mann sitzt hinter einem Streitwagen, wovon nur der hintere Teil sichtbar ist, keine Pferde, Peitsche in der Hand, wachend, ohne Kopfbedeckung, neben ihm zwei sitzend schlafende Krieger, der ältere in voller Rüstung, der andere nackt" (Heiberg). Die Grabfunde entsprechen zahlreichen Gräbern gleicher Periode auf dem dänischen Festlande, den Inseln und dem benachbarten deutschen Gebiet: römischer Import. — (86) **E. Frickhinger**, Germanische Spatha mit Inschrift (eine Abbildung auf der Beigabe). Am hohlen Schänzle bei Nördlingen gefunden, in merowingischen Reihengräbern des 7. Jahrh. Auf der Schwertklinge in der Nähe der Parierstange zwei Buchstaben in Tauschierarbeit: ᔕ und O (etwas über 2 cm hoch). Sinn unklar. Verf. stellt die ziemlich seltenen Beispiele von Inschriften auf Schwertern von der Frühlatènezeit bis in die Karolingische Zeit zusammen. — Aus Museen und Vereinen: (87) **A. Lonke**, Die 11. Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Bückeburg. Verbandsbericht von Schuchhardt über die Jahre 1914—1920; Vorträge von Jacob, Die Bronzeräder von Stade; Ballerstedt, Eine vorgeschichtliche Siedlung bei Warber (nördlich Bückeburg); Schuchhardt, Frühmittelalterliche Keramik; Crome, Siedlungen auf -de; Langewiesche, Die Ortsangaben des Ptolemäus (Tulifurdon = Verden; Askalingion = Essel; Tulisurgion (l. Tutiburgion) = Döteberg, 9 km westlich Hannover. In diese Gegend rechts der Weser verlegt Langewiesche die Varusschlacht). — An unsere Leser: (95) **F. Koepp**, Die Zeitschrift schließt ihr Erscheinen mit diesem 2. Hefte des IV. Jahrganges. Hoffentlich kann sie als Organ der in Gründung befindlichen „Gesellschaft der Freunde heimischer Altertumsforschung" (schriftliche Beitrittserklärungen an F. Koepp, Frankfurt a. M) wieder aufleben! — Eine Inhaltsübersicht über den IV. Jahrgang schließt das Heft ab.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

André-Michel, R., Mélanges d'histoire et d'archéologie: *Rev. arch.* XII S. 350. Wertvoll. *S. R.*

Brender, F., Die rückläufige Ableitung im Lateinischen: *The Class. Weekly* XIV 10 S. 78. 'Stellt in klarer Übersicht Ableitungen lateinischer Worte zusammen, wie gubernum, sponsus, decemvir, septentrio, intercus, vinolentus (z. B. regnare: regnum = gubernare: gubernum)'. *E. H. Sturtevant.*

Cadbury, H. J., National ideals in the Old Testament: *D. L.-Z.* 1 Sp. 7ff. 'Ebenso vornehm wie fein gedachtes Buch'. *K. Budde.*

Casel, O., De philosophorum Graecorum silentio mystico: *Theol. Rev.* 3/4 S. 46f. Reichhaltig und anregend. *M. Frenz.*

Connell, F. M., A Short Grammar of Attic Greek: *The Class. Weekly* XIV 10 S. 78. Abgelehnt von *J. T. Allen.*

Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung von Cäsar bis Karl d. Gr. II: *Wiener Ztschr. f. Volksk.* 26 3/4 S. 62f. Reichhaltig und gründlich. *A. Haberlandt.*

Ducati, P., L'arte classica: *Rev. arch.* XII S. 342-344. Wertvoll. *A. Grenier.*

Hasse, H., Das Problem des Sokrates bei Friedrich Nietzsche: *D. L.-Z.* 1 Sp. 9f. 'Gedankenreich und klar'. *R. H. Grützmacher.*

Hatschek, J., Britisches und römisches Weltreich: *L. Z.* 14/15 Sp. 285f. 'Glänzende Synthese'. *W. Markull.*

Holland, F., Seneca: *The Class. Weekly* XIV 12 S. 93f. 'Eine interessante Biographie von Lucius Annaeus Seneca; angehängt ist ein kurzes Essai über Mäcenas. Seneca wird sehr sympathisch geschildert, seine Philosophie und Bedeutung kurz hervorgehoben. Einige Versehen verbessert' *R. M. Gummere.*

Koopmans, J. J., De servitute antiqua et religione christiana capita selecta. Pars prior: *L. Z.* 14/15 Sp. 295f. 'Vornehmlich durch die reichen Stellennachweise wertvoll'. Auf manche Lücken der Darstellung weist *C.*

Liebich, B., Zur Einführung in die indische einheimische Sprachwissenschaft. I. Das Kātantra. II. Historische Einführung und Dhātupāṭha. III. Der Dhātupāṭha. IV. Analyse der Candravṛtti: *L. Z.* 14/15 Sp. 292f. 'Meisterhafte Studien'. *A. Hillebrandt.*

Mendelsohn, S., Die Funktion der Pulsadern und der Kreislauf des Blutes in altrabbinischer Literatur. *L. Z.* 14/15 Sp. 290f. Inhaltsangabe.

Monroe, P., Source Book of the History of Education for the Greek and Roman Period: *The Class. Weekly* XIV 10 S. 77. 'Zusammenstellung ausgewählter Stellen zur Geschichte der Erziehung seit den ältesten Zeiten der Griechen bis zu Quintilian. Sehr empfohlen von *Th. Woody.* Über den reichen Inhalt berichtet genauer *C. K.*

Moulé, L., Les fraudes pharmaceutiques dans l'antiquité: *Rev. arch.* XII S. 348f. Nützliche Stoffsammlung. *S. R.*

Münzer, F., Römische Adelsparteien und Adelsfamilien: *D. L.-Z.* 1 Sp. 14ff. 'Reife Frucht jahrzehntelanger Studien'. *M. Gelzer.* — *L. Z.* 7 Sp. 139f. 'Als Ganzes genommen wichtiger Markstein in der Geschichte der Erforschung von Roms Vergangenheit'. *E. v. Stern.*

Pfeiffer, L., Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen aus der technologischen Abteilung des Städtischen

Museums in Weimar: *L. Z.* 14/15 Sp. 292. 'Gute Arbeit'. *R. Hundt.*

Preiser, R., Pensa latina. Theodor Mommsens Darstellung des Gallischen Krieges. Text und Anmerkungen. Übersetzung: *Mon. f. höh. Sch.* XX 3/4 S. 112 ff. 'Es ist eine Freude, ein Buch von solcher Vortrefflichkeit anzuzeigen!' *H. Meltzer.*

Sagen der Juden, Gesammelt und bearbeitet v. M. J. bin Gorion (III. Bd.). Die zwölf Stämme. Jüdische Sagen und Mythen. *L. Z.* 14/15 Sp. 295. 'Reiche Sammlung'. *F. Strunz.*

Spano, Gius., La illuminazione delle vie di Pompei: *Rev. arch.* XII S. 349. Lehrreich. *S. R.*

Studniczka, F., Das Bildnis Menanders: *The Class. Weekly* XIV 11 S. 85 f. 'Von den drei Köpfen, die St. als im Bostoner Museum verzeichnet, befindet sich nur der Tafel 6, 1 reproduzierte dort; der auf Tafel 8, 1 war im Besitz des Museums der University of Pennsylvania in Philadelphia: er ist eine der besten Reproduktionen, wovon die Abbildung keine rechte Vorstellung gibt; der dritte Kopf war nie im Bostoner Museum, wo er ist, unbekannt. — Nicht ganz überzeugt ist' *W. N. Bates.*

Sydenham, E. A., Historical References on Coins of the Roman Empire from Augustus to Gallienus: *The Class. Weekly* XIV 11 S. 86 f. 'Unschätzbar für den Sammler und Forscher als einziges Werk dieser Art, in dem aus den Münzen die historischen, politischen und militärischen Beziehungen dargestellt werden'. *A. B. Brett.*

Théophraste, Caractères, par O. Navarre: *Rev. arch.* XII S. 345 f. Enthält verbesserten Text und verständliche Übersetzung. *S. R.*

Mitteilungen.

Zu Silius Italicus.

VII 265 erwähnt Silius, daß Hannibal, um den Schein eines geheimen Einverständisses mit Fabius bei den Römern zu erwecken, nota arte ducum (Tac. Hist. V 23, 15) dessen Landgut von der allgemeinen Verwüstung ausnahm: ferro flammisque pepercit | suspectamque loco pacem dedit arte maligna, | ceu clandestino traheretur foedere bellum; | intellectus erat Fabio Tyriosque videbat | dictator saevire dolos, sed non vacat *a e g r e | invidiam . . . timere | et dubiā morsus famae depellere pugnā. — Der Sinn dieser mit vielen Vermutungen bedachten Stelle ist: Fabius merkte die Arglist des Puniers, aber d e s w e g e n darf er nicht vor üblem Rufe sich fürchten und durch ein gewagtes Treffen die kränkende Nachrede beseitigen; somit ist aegre durch h a c r e zu verbessern und zu vergleichen Val. Max. III 6, 1 P. Scipio cum . . . Carthaginis ruinam animo volveret, . . . operam gymnasio dedit . . . nec h a c r e segniores Punicis exercitibus manus intulit; ibid. III 3, ext. 1; V 2, 7.

VII 399 warnt Fabius den kampflustigen Reiteroberst, in seiner Abwesenheit mit Hannibal sich zu messen; die Ausgaben lesen: plena tibi castra atque intactus vulnere miles | creditur: hos nobis (e r i t h a e c t i b i g l o r i a) redde! — In diesem matten Zwischensatze ist tibi aus dem vorausgehenden Verse wiederholt; die beste Überlieferung hat nämlich n i c h t t i b i, s o n d e r n statt dessen das rätselhafte s e, dessen Ursprung sich in folgender Weise erklärt: se entstand aus ce (wie z. B. XII 311 sessisse in LF aus cessisse), dieses ce aber einer häufigen Verwechslung zufolge (vgl. Lachm. zu Lucret. IV 116 u. 800, an welch letzterer Stelle que statt se überliefert ist) aus q u a e; so erhält der Zwischensatz die lebhafte Form des Ausrufs: e r i t h a e c q u a e g l o r i a! „ein wie großer Ruhm wird dies (nämlich die Erhaltung der römischen Wehrkraft) für dich sein!" — quae steht für quanta wie z. B. II 456 quas poenas mihi, curia, pendes! Für die Voranstellung von erit bietet XVI 613 petitur quae gloria maior? einen recht ähnlichen Beleg, vgl. V 173 venit laus quanta! Val. Flacc. III 698 capient quae gaudia Colchi! u. d. m.

Zu den cruces Silianae zählt auch XII 27 (Hannibalem) prima instaurantem sensit certamina mitis | Parthenope, non dives opum, non *s p r e t a vigoris; | sed portus traxere ducem . . . — Dieses spreta ist leicht verschrieben statt S p a r t a; nach dieser Berichtigung bedeutet die Stelle: Durch die Lage des Hafens, nicht durch Kriegstüchtigkeit zog Neapel Hannibals Aufmerksamkeit auf sich; die sanfte Parthenope war ja nicht reich an Macht, k e i n S p a r t a a n T a t k r a f t. — Zur Synekdoche Sparta (= strenua) vgl. z. B. Plaut. Mil. 1054 Achilles = vir fortis; Verg. Eclog. 3, 68 Venus = Geliebte; die Genetive opum und vigoris sind von der nämlichen Art wie in den Wendungen IX 636 plebes prava favoris; XV 569 pubes laeta laboris.

XII 89 fällt in den Ausgaben die lästige Wiederholung auf: cum r e g n a timeret | Dictaei r e g i s, sic fama est, linquere terras | Daedalus invenit; der codex Coloniensis hatte aber nach Heins. nicht regna, sondern b e l l a, aus dem f e l l a herzustellen ist: Dädalus floh aus Furcht vor der W u t des Minos, dessen Tochter von Dädalus das Garnknäuel erhalten hatte, mit dem Theseus im Labyrinth sich zurechtfand (s. d. Enzykl. v. Pauly-Wissowa u. Dädal., S. 2000). — fel bedeutet „Zorn" Verg. Aen. VIII 219 Alcidae furiis exarserat atro felle dolor u. Amm. Marc. XIX 15, 5 (imperator) acri felle concaluit; in allgemeinerer Bedeutung steht das Wort bei Silius selbst XI 547 atra veneno invidiae nigroque undantia pectora felle. — Eine ähnliche Verderbnis findet sich in einem Teile der Hss XV 456: membra statt mella.

Der Gesang des Daphnis war von mächtiger Wirkung, wie eine der schönsten Siliusstellen schildert: XIV 466 Daphnin amarunt | Sicelides Musae; dexter donavit avenā | Phoebus Castaliā et iussit, proiectus in herba | si quando caneret, laetos per prata per arva | ad Daphnin properare greges rivosque silere; | ille ubi septenā modulatus arundine carmen | mulcebat silvas, non unquam tempore eodem | Siren assuetos effudit in aequore cantus; | Scyllaei tacuere canes; stetit atra Charybdis et laetus scopulis *a u d i v i t i u b i l a Cyclops. —

Hiernach hätte der Zyklop das Jauchzen des Daphnis gehört; aber nicht der Schüler Apolls (s. o.), sondern der urwüchsige Zyklop, pflegte zu jauchzen (Varr. L. L. VI 68 iubilare rusticorum; Paul. Excerpt. ex Fest. 104, 9 iubilare est rustica voce inclamare); audivit iubila muß also unrichtig sein, wie man längst bemerkt hat, ohne freilich die einfache Verbesserung zu finden: ⟨h⟩aud ⟨c⟩ivit iubila „(vom Gesange) entzückt, ließ der Zyklop nicht vom Fels sein Jauchzen erschallen", sondern schwieg wie die ganze Umgebung. — Zu ciere = edere vgl. XVII 215 suspicia ciebat und viele Belege im Thes. L. L. III 1055, 81[1]); scopulis ist Ablat. auf die Frage unde = XIV 365 (XI 339 vertice fundit u. a.); haud steht bei Verben z. B. XVII 431 und 461.

Schließlich sei bemerkt, daß die Siliusstelle V 489 hinc Hennaea cohors . . . defendere nescia morti dedecus et mentem nimio mutata pavore sese tulit im Zusammenhalt mit Sil. XVII 69 fidem pravo mutatus amore ruperat und mit Verg. Aen. IV 595 quae mentem insania mutat? sowie mit Liv. III 41, 9 virum egregium olim . . . collegae mutaverant die häufig (zuletzt in dies. Wochenschr. 1920, 862) beanstandete Überliefer. Sall. Iug. 38, 10 quia mortis metu mutabantur als heil erscheinen läßt; dieses Verb bedeutet eine Veränderung der Denkweise, zumeist in peius; hierfür sagt Caes. B. Civ. III 64, 2 corruptus timore.

München. Fritz Walter.

[1]) Auch Sueton. deperdit. libr. rel. pag. 320, 2 Roth ist eine Form von ciere durch Ergänzung herzustellen: segnis semotus a calore ⟨vire⟩s ciendi „träge ist, wem der Trieb fehlt, seine Kräfte zu betätigen"; vgl. ciere (= movere) vires Tac. Ann. XV 2, 17; concitare vires Ovid. Her. 16, 340 u. Sen. Nat. Quaest. IV 2, 5.

Noch einmal zu den Consularfasten von Ostia.

Zu dem Fastenfragment von Ostia, das durch Ch. Hülsen der deutschen Wissenschaft in dieser Wochenschrift 1920, Sp. 303 ff. erschlossen wurde, hatte der erste Herausgeber G. Calza Z. 2 f. gelesen: *pars circi inter ultores arsit.* und dabei an die beiden Tempel des Mars Ultor oder ähnliche unmögliche Deutungen gedacht. Hülsen hat darin überzeugend eine vulgärlateinische Form für *inter olitores*, „bei den Ständen der Gemüsehändler", erkannt, mit Wandlung von *o* zu *u* und Synkope des *i*. Da ihm darin auch Th. Birt in dieser Wochenschrift 1920, Sp. 982 folgt, so ist es, damit die Form nicht so in die Grammatik des Vulgärlatein übergeht, an der Zeit, darauf hinzuweisen, daß nach dem Faksimile Hülsens S. 304 auf dem Stein deutlich *ulitores* mit der üblichen Ligatur von *l* und *i* steht. Die Synkope, die wegen des Gleichklangs mit *ultores* „Rächer" nicht ohne Bedenken wäre, fällt also weg.

Gießen. R. Herzog.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

E. K. Harzbecker, Die eleusinische Rechnungsurkunde von 329/8 v. Chr. Leipziger Dissertations-Auszug.

Studies in honor of Maurice Bloomfield. By a group of his Pupils. New Haven, Yale University Press.

O. Th. Schulz, Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre. Gotha, F. A. Perthes. 3 M.

H. Barth, Die Seele in der Philosophie Platons. Tübingen, Mohr (Siebeck). 24 M.

Fr. Boll, Vita contemplativa (Sitzungsber. d. Heidelb. Ak. d. Wiss., philos.-hist. Kl. 1920, 8). Heidelberg, Winter. 4 M. + Zuschl.

A. W. de Groot, Die Anaptyxe im Lateinischen Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 9 M.

R. Stammler, Die materialistische Geschichtsauffassung. Gütersloh, Bertelsmann. 8 M.

C. Stange, „Der Untergang des Abendlandes" von Oswald Spengler, Gütersloh, Bertelsmann. 4 M.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 60 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 4. Juni. 1921. №. 23.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Luigi Castiglioni, Studi Senofontei. III. Note all' opusculo dei Redditi. (Reale Accademia dei Lincei. Vol. XXIX fasc. 2 1920. 8. S. 1—15).

Luigi Castiglioni, Studi Senofontei. IV. Intorno all' Economico. Rivista di Filologia e di istruzione classica Anno XLVIII S. 321—342. Torino 1920. 8.

Von den Besserungsvorschlägen Castiglionis zu Xenophons Πόροι halte ich für richtig 1, 5 πολλῶν γοῦν πόλεων παροικουσῶν [καὶ κατὰ γῆν καὶ κατὰ θάλατταν], 2, 1 die Gestaltung der Periode εἰ δὲ . . . ἐπιμέλεια γένοιτο — αὕτη γὰρ . . . προσφέρουσιν — ἐπιμέλεια . . . τ. ἀστοῖς, 3, 9 ᾧ μὲν γὰρ ἂν δέκα μναῖ ⟨ἡ⟩ εἰσφορὰ γένηται, 4, 28 ὅτι πενέστεροι μὲν ⟨νῦν⟩ εἰσιν, für möglich 1, 1 καὶ αὐτοὺς ἀνυπόπτους τ. Ἕ. εἶναι, 4, 32 οἷόν γε δή, ib. μηδὲ (Stephanus) μέντοι τοῦτο φοβεῖσθαι ⟨δεῖ⟩, für unwahrscheinlich 1, 2 ὅτι ἀληθὲς τοῦτο [λέγω] πρῶτον διηγήσομαι. Die Hss haben λέγω hinter πρῶτον, Stephanus hat es umgestellt. Natürlich könnte auch λέγω fehlen, aber Cast. selbst bringt aus Xenophon drei Beispiele mit, eins ohne λέγω; 2, 1 αὕτη γὰρ [ἡ] πρόσοδος τῶν καλλίστων ἔμοιγε δοκεῖ εἶναι, πρόσοδος ist nicht Prädikat, sondern Subjekt; 2, 2 ἀτιμίας ⟨τινὰς⟩ δοκεῖ τοῖς μετοίκοις παρέχειν, wofür Wilamowitz besser ἀτιμ. δοκεῖ ⟨τι⟩ τ. u. π. vorschlägt, auch ist am Schluß dieses Paragraphen mit Kaibel ⟨τοὺς⟩ μετοίκους zu schreiben; 3, 3 verteidigt C. das handschriftliche ἀποκωλύεσθαι, aber vor ἀποπλεῖν verursacht es doch eine üble Kakophonie; 3, 1 παρέχει schlug schon Weiske vor; 3, 5 τοσούτῳ ἂν πλείω (st. πλεῖον), unnötig wie 3, 14 εἰ ὥσπερ καί (st. εἰ καὶ ὥσπερ); 4, 5 ἦν δέ τι πλεῖον (st. ἦν δ' ἐπὶ πλεῖον), da würde man ἦν δ' ἔτι πλ. wohl vorziehen; 4, 13 τὰ δὲ παροιχόμενα παρ' εἰδότων κατὰ ταὐτὰ ἂν ἀκούοιμεν, zu gewaltsam; die Hss haben πάντων, Wilamowitz schlug vor παρὰ τ. πατέρων und ἀκηκόαμεν, das letzte Wort ist hier noch nicht gesprochen. Übrigens ist der Verf. in seinen Vorschlägen öfter recht unsicher: zu 4, 32 billigt er neben seiner eigenen Änderung auch Löwenklaus οἷόν τε δέ, zu 4, 37 καὶ αὖθις ἂν ἀνύοιμεν gibt er drei Vorschläge und fügt noch hinzu „o similmente“.

In der zweiten Schrift bespricht C. nur eine einzige Textstelle, Oec. 5, 14 ἐπαρκεῖν ἀλλήλοις (Stobaeos ἄρχειν, Schenkl Xen. Stud. III S. 7 ἄρχειν ἄλλων, Portus S. 412 „ἄρχειν probo, sed malim ἀλλήλων“), ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Der Hauptteil der Schrift ist der Komposition des Oeconomicus gewidmet. Der Verf. wendet sich gegen Linckes-Schrift Xenophons Dialog περὶ οἰκονομίας in seiner ursprünglichen Gestalt, Jena 1879. Linckes Übertreibungen und Maßlosigkeiten (z. B. S. 77 unglaublichste Zerfahrenheit, S. 78 dieses elende Erzeugnis der Unfähigkeit u. dgl.) sind recht zu bedauern, denn die Schrift selbst ist keine Dutzendware, und von seinen Athetierungen

hat Thalheim Xenophontis scripta min.[2] angenommen c. 3, 1—6, 11, c. 8, 3—8, c. 20, 6—9, c. 21; fünf Stellen allerdings nicht: c. 9, 7. c. 11, 12—13. 24. c. 14, 4—7. c. 15, 4—9. Vielleicht wäre es besser gewesen, von diesem Urteil Thalheims auszugehen als von der Schrift Linckes, die ja nun schon 40 Jahre hinter uns liegt. Auch davon könnte man ausgehen, welche Alten die von Lincke athetierten Stellen anführen oder in Linckes Sinne, wie alt die Fälschungen sind. Schenkl Xen. Stud. III 9 führte Suidas an für Oec. 8, 4, Lincke selbst S. 130 Pollux 3, 118 für Oec. 15, 9, Colum. 12, 3 für Oec. 9, 7, Cic. (Baiter u. Kayser II 52) für Oec. 8, 3—8. Aber wir haben ja jetzt zur Vergleichung Philodemi π. οἴκον. ed. Jensen 1907 und Aristotelis quae feruntur Oeconomica ed. Susemihl 1887, und diese bringen selbst für die lange Stelle c. 3—6, 11 mehrfache Zitate. Vielleicht geht der Verf. von dieser Basis aus an eine Weiterführung seiner Studien über den Oeconomicus heran.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

English translations from the Greek. A bibliographical survey by **Finley Melville Kendall Foster**. New York 1918, Columbia University Press. XXIX, 146 S. 8. 1 $ 50.

Wir haben einen Torso vor uns. Gleich im zweiten Absatz der Vorrede des von der Columbia University Press mit gewohnter Eleganz ausgestatteten Buches heißt es „with a few exceptions, Musaeus for instance, the survey deals with Greek literature to 200 a. d. Josephus, because the interest in his work is mainly religious (!), has been omitted; and for the same reason the writings of the early Christian fathers have not been listed". Man braucht kein Wort darüber zu verlieren, daß das nicht zu billigen ist. Auch darüber nicht, daß F. sich nicht bequemt hat, die in Zeitschriften zerstreuten Übersetzungen aus griechischen Autoren in seinen survey aufzunehmen. Weiterhin werden wir über seine „sources" unterrichtet. Es findet sich unter ihnen auch Engelmanns Bibliotheca scriptorum, die meinige wird mit keinem Worte erwähnt und doch hätte sie dem Verfasser des survey vortreffliche Dienste geleistet, vornehmlich auch, wenn er sich entschlossen hätte, seine Arbeit nicht nur auf selbständig erschienene Übersetzungen zu beschränken. Schließlich werden The Gentleman's Magazine and The Edinburgh Review angeführt. Warum gerade diese, vermag ich nicht zu enträtseln. Soll man aus diesen Ausführungen folgern, daß die Originale gar nicht oder doch nur selten eingesehen worden sind? Die Introduction (S. XIII bis XXIX) zerfällt in zwei Teile: I. The Growth of Translation. II. The Translations und weist drei statistische Tabellen auf, die nach meinen obigen Bemerkungen jedoch nur beschränkten Wert haben können. Nun folgt A bibliographical survey. Die griechischen Schriftsteller werden alphabetisch aufgeführt, die einzelnen Titel in chronologischer Reihenfolge, bedauerlicherweise ohne Anführung des Verlegers wie der Seitenzahlen. Sehr oft fehlt auch das Format und sehr oft werden wir nicht unterrichtet, ob der englischen Übersetzung auch der griechische Text beigegeben ist. Mit der chronologischen Anordnung kann ich mich durchaus nicht befreunden, geht doch der Verfasser soweit, daß er beispielsweise die unter Leitung von J. A. Smith und W. D. Ross begonnene Aristotelesübersetzung an verschiedenen Stellen verzeichnet, falls die einzelnen Bände nicht in demselben Jahre erschienen sind. So hat man beispielsweise 1. 2 unter Nr. 75, 3 unter Nr. 78, 6 unter Nr. 84 zu suchen, weitere Bände finden sich unter Nr. 80 (wo natürlich Auscultationibus zu lesen ist), Nr. 81. 82. 85 (da steht de Mortu animalium) und 86. Wer sich also über Übersetzungen einer bestimmten Schrift unterrichten will, muß den ganzen Aristoteles betreffenden Abschnitt durchmustern. Ebenso wird man es als sehr störend empfinden, daß unter Homer die Übersetzungen der Ilias, der Odyssee, der Hymnen und der Batrachomachie in bunter Reihe nach den Erscheinungsjahren aufgeführt sind. F. hätte doch mindestens jedes einzelne Werk getrennt von den übrigen für sich verzeichnen sollen. Diesem Übelstande reiht sich noch ein zweiter an: die Titel werden bald ausführlich, bald gekürzt (nicht selten in kaum verständlicher Weise) mitgeteilt. So steht unter Aristoteles Nr. 37 nur: Vital Principle. Translated by Collier. 1855. Der volle Titel lautet: Ἀριστοτέλους περὶ ψυχῆς. Aristotle on the Vital Principle. Translated from the original text with notes by Charles Collier. Was soll man beginnen mit: Homer's Iliad. 1841 (Nr. 53)? Ich denke, es wird gemeint sein: The first six books of Homer's Iliad, with an interpaged translation, . . . and numerous notes. London 1841. No. 39 von Plato lautet: Eutyphro (!), Apology, Crito. Translated by F. J. Church. 1880, der wirkliche Titel aber ist: The trial and death of Socrates being the Euthyphron, Apology, Crito, and Phaedo of Plato. Translated into English by Frederick John Church. London

and New York: Macmillan & Co. (1880. 1886) 1891, ergibt also eine ganz andere Vorstellung von der Übersetzung. Das Auge ermüdet überdies, da der Name des Übers. wie der Druckort typographisch nicht besonders hervorgehoben sind. Die Fehler sind sehr zahlreich. Das Non plus ultra von Nachlässigkeit findet sich unter Musaeus. No. 19 ist gedruckt: The Three Sons-in-Law. A. F. Frere. 1871. Hero und Leander und die drei Schwiegersöhne! Wie reimt sich das? Der biedere Johann Karl August Musaeus, weiland Gymnasialprofessor in Weimar (geb. 29. März 1735 in Jena, gest. 28. Oktober 1787), hat eines seiner deutschen Volksmärchen (Hempelsche Ausgabe 3. Teil [1879] S. 1—36) Die Bücher der Chronika der drei Schwestern betitelt. „A free version from the German" lieferte J. A. Frere 1861 (nicht 1871) und gab seiner Bearbeitung die Aufschrift: The three sons-in-law. So kommts, wenn man seine „sources" nur oberflächlich einsieht! Das ist zwar der gröbste, aber nicht der einzige Fehler unter Musaeus. No. 8 wird die Übersetzung von 1728 Mr. Stirling zugeschrieben. Sie rührt indes von James Sterling her. Als No. 18 wird aufgeführt [Translated by C. A. Elton with his translation of Hesiod. See Hesiod No. 4] 1832. Aber dort finden sich die Remains of Hesiod in der Übersetzung vom Jahre 1809 und nur diese. Es war anzugeben: Hesiod. Translated by C. A. Elton. Bion and Moschus, Sappho and Musaeus by Francis Fawkes. Lycophron by Viscount Royston. London 1832. Unter Bion und Moschus sucht man die Übersetzung vergeblich und unter Sappho ist wieder gefehlt, denn da ist No. 4 gedruckt: Works. [Translated by C. A. Elton and published with his Hesiod] 1832. Musaeus und Sappho übersetzte also nicht Elton, sondern Fawkes. Dem Ephesier Xenophon wird zugeschrieben: Abradates and Panthea. A tale [in verse] extracted from Xenophon by W. W. Beach, Salisbury. 1765. Nun heißt aber beim Erotiker das Liebespaar Antheia und Habrokomes, Beach hat offenbar die das Ehepaar Abradates und Panthea betreffenden Stellen aus der Kyropädie des Historikers Xenophon in Verse gebracht. Unter Pythagoras No. 9 steht: Symbols translated by Sapere Aude 1894. Der Übersetzer hat es vorgezogen, statt seines Namens Horazens Worte (Ep. I 2, 40) drucken zu lassen. Zu schreiben ist also by Sapere aude. 1700 veröffentlichte G. Booth eine Übersetzung des Diodor zugleich mit den Fragmenten bei Photius „together with those published by H. Valensius, L. Rhodomannus, and F. Ausinus". Zu lesen ist selbstverständlich Valesius und Ursinus. Eine Übersetzung von Aeschylus' Agamemnon (No. 6) verdankt man J. Symmons, nicht Symons, ferner (No. 47) Benjamin Hall Kennedy, nicht Brown H. K., auch Henry Howard Molyneux, Earl of Carnarvon, nicht Carnavon (No. 48). Das richtige bietet der Index mit Verweisung auf Homer. Die Aeschylusübersetzung muß man unter Molyneux, Henry Howard suchen. No. 57 lies: Persae. Literally translated by T. Meyler-Warlow, nicht Meyer-W. Jeffery Ekins (nicht Elkins) veröffentlichte eine Übersetzung von des Apollonius Rhodius (No. 2) Loves of Medea and Jason. Unter Aristophanes sind die Nummern 26, 28, 29, 30 (Scenes from Aristophanes: Frogs, Clouds, Knights, Plutus. By A. Sidgwick) zu tilgen, es sind keine Übersetzungen, und ebenso unter Aristoteles No. 29, Rhetoric. Translated by Parsons 1836. No. 23 und 24 (Aristotle's Synopsis of the Virtues and Vices und die Paraphrase der nikomachischen Ethik des Andronicus Rhodius) war W. Bridgman, nicht Bridgeman zu schreiben. Die Ethics 1, 4, 10 (No. 61) übersetzte Jeyes, nicht Jayes. Unter Demosthenes No. 8 liest man: Orations of Demosthenes. Translated by Fleintoff 1840. Der Übersetzer heißt jedoch Flintoff und gab Selections from the three Olynthiac orations and the De corona. Zweimal ist gedruckt (No. 24, 33) Meidas für Meidias. R. Morehead (No. 42) übersetzte die ersten 171 Verse der Ilias. F. fragt vorsorglich [Place?]. Hätte er seine „sources" sorgfältiger eingesehen, so würde er statt dessen Edinburgh gesetzt haben. Nicht Edgington (No. 76), sondern Edginton heißt der Übersetzer der Odyssee. Haydon, nicht Hyden (No. 111) übersetzte die Bücher 9—14. Der Name des Amerikaners, der 1846 in Boston eine Odysseeübersetzung (* 1) herausgab, ist W. Munford of Virginia, nicht Mumford. H. L. (nicht S.) Havell schreibt sich der Übersetzer von Longins On the Sublime (No. 16). Der Name des Herausg. der sechsbändigen Pausaniasübersetzung James George Frazer ist ganz weggelassen (No. 6). Unter Pindar (No. 26) ist zu verbessern Francis David (nicht Davis) Morice. Unter den Übersetzern von Plutarchs Moralia (No. 15) by Several Hands befindet sich W. Dillingham, nicht Willingham. Edgar Cardew Marchant, nicht Marchmont heißt der Übersetzer des 6. und 7. Buches des Thucydides (No. 22). Buch 6 führt F. überhaupt nicht an, 7 erschien 1899, nicht 1900. Weiß er nicht, daß der englische Catalogue of books

ganz unzuverlässig ist? — Auch im Sammeln der Übersetzungen ist F. nicht sorgfältig genug gewesen, er hat auch dabei seine „sources" nicht ausgenutzt. Ich verzichte darauf, eine lange Reihe von Desiderata zu geben und begnüge mich nur mit einigen wenigen Bemerkungen. Von Bakchylides kennt er nur die Ausgabe mit Prosaübersetzung von R. Cl. Jebb, nicht die von E. Poste (1898). Es mußte ihm doch auffallen, daß er von Lysias Reden nur eine amerikanische Übersetzung von 1889 aufführen konnte, keine in England erschienene. Es gibt eine solche von J. Gillies von 1778, die er auch unter Isokrates verzeichnet, eine des Epitaphios in T. Broadhurst's Funeral orations 1811, ihn übersetzte auch J. A. Prout zugleich mit der Rede gegen Eratosthenes [1897]. Unter Menander sind zwar die „lately discovered fragments" in der Ausgabe mit Übersetzung von Unus Multorum (man vermißt ungern die Angabe, daß sich darunter Lord Harberton birgt, der auch sonst sich als Übersetzer betätigt hat) verzeichnet, nicht aber die Ausgabe des Γεωργός von B. P. Grenfell und A. S. Hunt (1898), der gleichfalls eine Übersetzung beigefügt ist. — Mit einem Index der Namen der Übersetzer, denen die der von ihnen übersetzten griechischen Schriftsteller beigesetzt sind, schließt das Werk. Auch dieser ist unzulänglich und mit geringer Sorgfalt gearbeitet. Außer einer Menge falscher Zahlen und fehlender nötiger Verweisungen, wiederholter Störung der alphabetischen Reihenfolge steht z. B. unter Owen, Pargiter, Parsons, Peters, Poste, Pye, J. A. Smith, Walter Smith, Stock, Th. Taylor Aeschylus statt Aristoteles. Unter Walter Smith ist ferner angegeben Longinus 7 für 6, während diesen William Smith übersetzte. Wir finden Morgan, M. H.: Xenophon 5 * und Morgan, Morries Hickie: Xenophon 61 (für 60), beide sind identisch.

Die Idee Fosters, den Fachgenossen eine Bibliographie der englischen Übersetzungen der griechischen Schriftsteller vorzulegen, kann man als eine glückliche bezeichnen, aber die Ausführung derselben ist eine derartig ungenügende, daß die Arbeit noch einmal und zwar umfassender, genauer und sorgfältiger gemacht werden muß.

München. Rudolf Klussmann.

Othmar Schissel-Fleschenberg, Claudius Rutilius[1]) Namatianus gegen Stilicho. Mit rhetorischen Exkursen zu Cicero, Hermogenes, Rufus (Janus, Arbeiten zur alten und byzantinischen Geschichte II, herausg. v. Rudolf Scala). Wien-Leipzig 1920, Wilh. Braumüller. XII, 111 S. 12 M.

Der Verf. sieht in der Invektive des Namatianus gegen Stilicho (de reditu II 31—60) einen für die letzte Ära des Heermeisters außerordentlich wichtigen Situationsbericht von ausnehmender Schärfe und Geschlossenheit, der in sehr willkommener Weise die andern Quellen (Claudian, Olympiodoros, Eunapios-Zosimos sowie die mehr oder weniger unkontrollierbaren Angaben in Chroniken und bei Kirchenschriftstellern) ergänzt. Dabei ist zu bedenken, daß Namatianus den Standpunkt der Stilicho feindlichen nationalrömischen Senatspartei vertritt, seinen Worten also nicht ohne weiteres blind zu glauben ist. Dieser Gefahr sucht Schissel durch sorgfältige Interpretation zu entgehen. Hinzu kommt, daß die oft nur durch strenge Befolgung[2]) der rhetorischen Vorschriften für die Invektive bedingten und nur aus ihnen zu verstehenden Angaben von vornherein der Kritik bedürfen. Ausgangspunkt der Betrachtung ist dabei für Sch. die rhetorische Form. Gegen A. Kurfeß, Jahresber. d. Philol. Vereins zu Berlin 1916, 194 wird gezeigt, daß die Invektive bereits Vers 31, nicht erst 41 anfängt. Ihre Gliederung wird durch folgendes Schema verdeutlicht:

1. ἐξέτασις τοῦ ἐναντίου	31–40	προδιήγησις	
πρότασις	31–32		
θέσις	33–34		
ἐπιχείρημα ἀπὸ προσώπου	35–36		
ἐργασία ἀπὸ παραβολῆς	37–38		
ἐνθύμημα ἀπὸ καιροῦ	39–40		
2. ἔκθεσις	41–42	ἁπλῆ διήγησις	
3. γνώμη	43–46	κατασκευή	τῆς διηγήσεως (3.–5.)
4. ἔκβασις + ὑπογραφὴ τοῦ ἀδικήματος	47–50	διασκευή (4.–5.)	
5. διαβολὴ τοῦ παρελθόντος βίου	51–56		
ἐνθύμημα παραδειγματικὸν ἀπὸ τοῦ μείζονος	53–56		
6. σύγκρισις + παράκλησις	57–60	ἐπίλογος παθητικός	

---

[1]) Nach Vollmers Bemerkung R.-E., II. Reihe s. v. Rutilius S. 1249 hätten die Namen nicht wieder so gestellt werden sollen.

[2]) Die gleiche strenge Befolgung der rhetorischen Vorschriften findet Sch. übrigens auch in der Ge-

Die einzelnen rhetorischen Termini und die Bedeutung sowie der Zweck der einzelnen Teile im Gesamtaufbau einer Invektive werden ausführlich mit Hilfe der in Betracht kommenden Rhetorenstellen, die sehr sorgfältig ausgewählt und in den Anmerkungen am Ende des Buches zusammengestellt sind, erläutert. Trotz der großen Umsicht aber, mit der Sch. seine Aufstellungen nach dieser Seite hin zu decken sich bemüht hat, ist er, fürchte ich, nicht ganz der Gefahr zu vielen Schematisierens entgangen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die rhetorische Betrachtung eines Dichtwerkes nur einer Seite gerecht wird, aber nicht imstande ist, alles Wesentliche auszudrücken. Das hat Sch. wohl gesehen und in einzelnen Bemerkungen angedeutet, aber er hätte nicht so weit gehen dürfen, um der Hintansetzung einer rhetorischen Regel willen Namatianus einen Vorwurf zu machen. Im ersten Hauptstück (31—40) führt Namatianus das Gegenteil des in der Invektive behandelten Gegenstandes aus: Der doppelte Gebirgswall des Appennin und der Alpen ist das äußere Zeichen der göttlichen Fürsorge für Rom. Die Ausführlichkeit dieses τόπος im Vergleich zu den folgenden Stücken wirkt nach Sch. fast störend auf den Zusammenhang des Ganzen, und man „kann Namatianus den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er hier die Maße überschritten hat, zu denen ihn seine Invektive als Exkurs nötigte". Vielleicht geht aber eben aus diesem „Vorwurfe" hervor, daß wir Dichtungen nicht genau in ein rhetorisches Schema hineinpressen und uns nicht wundern dürfen, wenn dabei die Rechnung nicht ganz glatt aufgeht. Wie wenig wir das tun dürfen, hat Heinze unlängst am Ovid gezeigt und kann auch an anderen nur als „rhetorisch" verschrieenen römischen Dichtern gezeigt werden.

Das zweite Hauptstück (41—42) behandelt Stilichos Verrat am bestehenden Rom, das dritte (43—46) gibt die Beweggründe an, die zum Verrate trieben, das vierte (47—50) zählt die näheren Umstände und Folgeerscheinungen des Verrates auf, im fünften (51—56) wird an eine Untat Stilichos erinnert, die Verbrennung der sibyllinischen Bücher (wahrscheinlich 407), aus deren Bewertung durch Namatianus Sch. wohl mit Recht die Zugehörigkeit des Dichters zur heidnischen Senatspartei erschließt, im sechsten folgt ein Vergleich des Stilicho mit Nero, verbunden mit einer παράκλησις an die Furien,

staltung der προθεωρία über die Buchteilung (II 1—10). Den genaueren Beweis will er später in einem rhetorischen Kommentare zu Namatianus führen.

die in der Unterwelt das Urteil am toten Verräter zu vollstrecken haben. Stilicho trägt also die Schuld — das ist das Ergebnis — an der Einnahme Roms durch Alarich 410. Daß die Stadt in Wirklichkeit erst zwei Jahre nach Stilichos Hinrichtung eingenommen wurde, lag nach Namatianus nur an den Goten, nicht etwa an der Stärke des Widerstandes, der ihnen entgegengesetzt werden konnte.

Der Untersuchung wird der Text im Anschluß an die Ausgabe von G. Heidrich, Wien-Leipzig 1912 (übrigens ein bedeutender Fortschritt über Baehrens hinaus) mit kritischem Apparat vorausgeschickt und eine deutsche Prosa-Uebersetzung beigegeben.[3]) Den rhetorischen Ausführungen, die von sehr genauer Kenntnis des Gebietes der Rhetorik Zeugnis ablegen, folgen jedesmal kurze historische, grammatische und textkritische Auseinandersetzungen.

Der erste der angehängten Exkurse behandelt Cicero, Orator 11, 37. Die Stelle ist für das Verständnis des ἐπιδεικτικὸν γένος von großer Bedeutung und verdient daher eine etwas genauere Besprechung. „Sed quoniam plura sunt orationum genera eaque diversa neque in unam formam cadunt omnia, laudationum scriptionum et historiarum et talium suasionum, qualem Isocrates fecit Panegyricum multique alii qui sunt nominati sophistae, reliquarumque rerum formam quae absunt a forensi contentione, eiusque totius generis quod graece ἐπιδεικτικὸν nominatur, quia quasi ad inspiciendum delectationis causa comparatum est, non complectar hoc tempore." Sch. faßt die Worte et historiarum . . . sophistae als Parenthese auf und glaubt, auf diese Weise jede Änderung des Textes vermeiden zu können. Dementsprechend ergänzt er im Nachsatze als Akkusativ-Objekt formam = „Stilform" aus dem Vordersatze und übersetzt: „So will ich derzeit nicht einbeziehen die Stilform der Lobreden, der schriftlichen Darstellungen (sowohl der Geschichtswerke als auch der beratenden Reden von der Art, wie Isokrates den Panegyricus gemacht hat und viele andere, die man Sophisten genannt hat) und aller übrigen rednerischen Gegenstände ..." Das Problem ist also: Wie ist scriptionum neben laudationum zu verstehen? Sch. läßt alle Genetive von laudationum bis generis im

[3]) Vers 45 dumque timet quidquid se fecerat ipse timeri, der S. 33 f. richtig erklärt wird (das unbestimmte Relativum adverbiell gebraucht), klingt in der Übersetzung mißverständlich: „und weil er in Furcht lebte, was er sich auch selbst furchtbar gemacht hatte".

Possessivverhältnis von formam abhängen, dergestalt, daß historiarum und suasionum sich als Unterarten von scriptionum präsentieren. Daher ergibt sich ihm folgendes Bild:

forma
t o t i u s g e n e r i s
quod graece ἐπιδεικτικὸν nominatur:

laudationum | scriptionum | reliquarum rerum quae absunt a forensi contentione

scriptionum:

historiarum | talium suasionum qualem Isocrates fecit Panegyricum etc.

Eine vollständige Einteilung des ἐπιδεικτικὸν γένος zu geben, hat Cicero ferngelegen.

Hier erhebt sich nun aber die Frage: Sind denn wirklich laudationes und scriptiones zwei einander gleichwertige Kategorien, oder ist nicht vielmehr die zweite umfassender, so daß die erste ihr subsumiert werden muß? Gehören denn die laudationes nicht a u c h zu den scriptiones, und wird nicht durch Schissels Auffassung ein künstliches Nebeneinander geschaffen, das etwas schief erscheint? Diese oder ähnliche Gedanken werden es gewesen sein, die Sauppe dazu veranlaßt haben, scriptionum als Glossem zu tilgen (Coniect. Tullian. Ind. schol. hib. Gotting, 1857, 10 = Ausgewählte Schriften 213). Das Richtige hat, wie mir scheint, bereits J. Mützel 1850 gefunden, und unabhängig von ihm ist W. Kroll in seiner erklärenden Ausgabe des Orator zu dem gleichen Ergebnis gekommen: Beide ändern nämlich in ganz leichter Weise scriptionum in scriptionem. Kroll vergleicht Tusc. V 121 inpulsi sumus ad philosophiae scriptiones. Daß Cicero die Lobreden (laudationes) neben den literarischen Darstellungen (scriptiones) nicht deshalb als eigene Art nennt, weil sie unliterarisch gewesen wären, sagt Sch. selbst mit Recht. Wenn er weiter aus de or. II 84, 341 schließt, daß die Lobreden, deren Ziel delectatio war, d. h. die hier also in Betracht kommenden sophistischen Lobreden zunächst literarischen Charakter besaßen, und daß Cicero schriftliche Lobreden innerhalb der pragmatischen u n d epideiktischen Beredsamkeit kannte, so ist das auch richtig. Wenn er dann aber fortfährt: „Cicero stellte hier die laudationes als besondere Art vielmehr deshalb an erste Stelle, weil das Lob als s p e z i f i s c h[4]) epideiktischer Gegenstand galt, so kann ich nicht mehr folgen. Denn wenn er diese Behauptung durch Berufung auf Philodem π. ῥητ. IV 6, col. 32a 18 ff. (I 213 Sudh.) zu stützen sucht, kann man, um bei Ciceros Ausdruck zu bleiben, nach einer bestimmten Theorie für die scriptiones historiarum mit gleichem Rechte dasselbe behaupten: vgl. z. B. Cic. or. 66 und Hermogenes, π. ἰδεῶν B p. 404, 11 ff. R.: Π ά ν τ ω ς δεῖ καὶ τοὺς ἱστοριογράφους ἐν τοῖς πανηγυρικοῖς τετάχθαι, ὥσπερ οἶμαι καὶ εἰσίν, ἐπεὶ καὶ μεγέθους καὶ ἡ δ ο ν ῶ ν στοχάζονται καὶ τῶν ἄλλων οἶμαι σχεδὸν ἁπάντων... Sieht man sich dazu noch den Wortlaut der von Sch. angeführten Stelle aus de or. an (ipsi enim Graeci ... l a u d a t i o n e s s c r i p t i t a v e r u n t (vgl. laudationum scriptionem), so kommt man, fürchte ich, so scharfsinnig Schissels Beweisführung auch sein mag, um Mützels-Krolls Emendation nicht herum. Ziel seines komplizierten Gedankenganges ist, zu zeigen, daß Cicero hier eine Zweiteilung der Beredsamkeit in ein πρακτικὸν (πραγματικὸν) und in ein ἐπιδεικτικὸν γένος, als die eigentliche sophistische Beredsamkeit, vornimmt, die ihrem Ursprunge nach älter ist als die berühmte aristotelische Dreiteilung der Rede. Das Ziel des ersten γένος ist actio et iudicatio = κρίσις, das des zweiten inspectio oder θεωρία; vgl. z. B. Anaximenes S. 80, 4 ff. Sp.-H. In diesem Zusammenhange hätte die Stelle der aristotelischen Rhetorik I 3, 1359 b 2—3 erwähnt werden sollen, der eine analoge Betrachtungsweise zugrunde liegt: ἀνάγκη δὲ τὸν ἀκροατὴν ἢ θεωρὸν εἶναι ἢ κριτὴν ... Von hier aus fallen auch Streiflichter auf die Verwendung des Terminus ἐπιδεικτικὸν γένος im Orator überhaupt. Cicero gebraucht ihn in engerem Umfange (= sophistische Rede) und im weiteren Sinne (= alle nichtforensische Kunstprosa einschließlich Geschichtsschreibung).

Schließlich seien noch zwei Kleinigkeiten erwähnt:

1. Im Verlaufe der Interpretation der Orator-Stelle kommt Sch. auf den Panegyricus des Isokrates zu sprechen und urteilt über ihn im Anschluß an Quintil. III 4, 13 so (S. 85)[5]):

[4]) Von mir gesperrt.

[5]) Die von Sch. S. 86[313] erwähnte Stelle des Dionys. v. Hal. π. ἐσχηματισμένων II 12, an der auch der Philippos des Isokrates erwähnt wird (ἀλλὰ καὶ πάλιν ὁ Πανηγυρικὸς Ἰσοκράτους τοιοῦτόν τι βυβλίον ἐστὶν καὶ ὁ Φίλιππος Ἰσοκράτους καὶ ὁ περὶ τῆς ἀντιδόσεως. ἐν γὰρ τοῖς τρισὶν τούτοις βυβλίοις ἐγκώμια διέρχεται τὸ μὲν Ἀθηναίων, τὸ δὲ Φιλίππου, τὸ δ' ἑαυτοῦ. ἀλλὰ τοῖς μὲν Ἀθηναίων ἐγκωμίοις καὶ τοῖς Φιλίππου συμβουλὴν

„Danach erkannte man im Altertume in erfreulichem Gegensatze zu den neueren Beurteilern dieser Redeart im allgemeinen und des isokratischen Panegyricus im besonderen richtig, daß ihr praktische Ziele völlig fern liegen". Demgegenüber scheint mir z. B. Ed. Meyers Betrachtung des isokratischen Panegyricus (G. d. A. V § 923 923 A), die neben dem Ziele der bloßen εὐγλωσσίας ἐπίδειξις wichtige praktische Ziele der Rede herausarbeitet, wesentlich fördernder.

2. Zu Quintil. II 4, 41 (S. 87), nach dessen Ansicht die Sitte, Reden über erdichtete Gegenstände der Rechtspraxis und des Staatslebens zu halten, erst zur Zeit des phalereischen Demetrios aufgekommen ist, hätte an die Tetralogien Antiphons (?) erinnert werden können.

Im zweiten Exkurs wird Rufus, Τέχνη ῥητ. § 41 behandelt. Hier will Sch. so lesen: ἐπίλογός ἐστιν ὁ ἐπὶ τοῖς ἀποδεδειγμένοις λόγος λεγόμενος πρὸς αὔξησιν ἢ ὀργὴν [ἢ] περὶ τὸν δικαστὴν ἢ τὸ ἐναντίον, ἤτοι πρὸς ἀνάμνησιν, ὅπερ ἀνακεφαλαίωσιν καλοῦμεν. „Redeschluß ist die nach Durchführung der Beweise zur Steigerung oder Erbitterung oder zum Gegenteil mit Rücksicht auf den Richter vorgebrachte Rede oder aber zur Erinnerung, eben was wir Wiederholung nennen".

Der dritte Exkurs sucht durch Vergleichung von Hermogenes, Προγυμνάσματα c. 6, S. 14, 4 R. mit Priscianus 556, 1 Halm gegen Rabe (vgl. den Apparat zu der Stelle) zu zeigen, daß der ursprüngliche aus Priscian zu rekonstruierende Wortlaut durch eine in den Text eingedrungene Randglosse (?) verdrängt und der Gedankengang des Kapitels dadurch entstellt worden ist.

Berlin-Wilmersdorf. Friedrich Levy.

ὑποθέμενος τὸ εὐπρεπὲς τοῦ ἐγκωμίου ἐπραγματεύσατο, καὶ πεποίηται ὥσπερ πάρεργον συμβουλῆς·τὸ ἐγκώμιον· ὄντως δ' ἐστὶν ἔργον τὸ ἐγκώμιον, πάρεργον δὲ ἡ συμβουλή.) hätte ich schon bei der Besprechung des Klekschen Buches über den Symbuleuticus (vgl. diese Woch. 1920, 584) heranziehen sollen.

A. Wiedemann, Das alte Aegypten. Mit 78 Text- und 26 Tafelabbildungen. (Kulturgeschichtliche Bibliothek heraus. von W. Foy.)

Seit Ermans Mitte der 80 er Jahre vollendetem „Ägypten" ist weder in deutscher noch in fremder Sprache eine zusammenfassende wissenschaftliche Darstellung der altägyptischen Kultur erschienen: Schneiders „Kultur und Denken der alten Ägypter" berücksichtigte einseitig die geistige Entwicklung, Jéquiers „civilisation égyptienne" ist so gut wie ohne wissenschaftliche Bedeutung, meine eigene, bei Quelle & Meyer erschienene Darstellung mußte dem Zweck der Sammlung nach knapp sein und sich alle Literaturnachweise versagen. Auf diesen beruht aber ein gut Teil des Wertes von Wiedemanns Buch. Mit dem bei ihm bekannten Weitblick hat er die Bibliographie des von ihm behandelten Gegenstandes unter Berücksichtigung auch verborgener ausländischer und inländischer Arbeiten gegeben, und wenn selbst durch weitere Forschungen der Text von Wiedemanns Handbuch einmal veraltet sein sollte, dieser Teil seiner Arbeit wird unentbehrlich bleiben. Die Abbildungen bringen, so viel ich sehe, neue Denkmäler nicht, aber sie sind gut ausgewählt und ziehen manches Entlegenere heran. Die Darstellung selbst beginnt nach einer Übersicht über die alten und neueren Quellen mit der allgemeinen Charakteristik von Land und Volk, wobei W. mit Recht gegenüber den unausgleichbaren Widersprüchen in den Aufstellungen der modernen Forscher über die Herkunft und Rasse der alten Ägypter, ihre Einheitlichkeit oder Vielheit, äußerste Zurückhaltung empfiehlt. Recht hübsch ist der Versuch einer Charakteristik der Ägypter, die der Verfasser als ein gutmütiges, vergnügtes, leichtherziges, sinnenfreudiges, selbstzufriedenes Völkchen schildert. Dann wendet sich das Buch im Abschnitt III, „Kulturgeschichtliches" der Steinzeit und Nagada-Kultur zu, schildert die Entstehung des ägyptischen Volkes, wobei mir nicht einleuchtend scheint, daß die von Osten vordringende, angeblich aus Arabien kommende und mit den Babyloniern einige Verwandtschaft aufweisende Einwanderung grundsätzlich von dem semitischen Einschlag, wie er in Unterägypten zu finden ist, getrennt wird. Hier schließt sich unerwartet ein Kapitel über spätere Kulturbeziehungen zum Ausland an.

Mit dem vierten Abschnitt, „Kulturbeschreibung", beginnt das eigentliche Thema des Buches. Hier finden wir alle Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens sachlich und klar besprochen, nicht so sehr in ein System gebracht, als übersichtlich zusammengestellt. Mit dieser etwas trocknen, aber die Benutzug außerordentlich erleichternden Weise hängt es zusammen, daß die geschichtlichen Gesichtspunkte hinter den systematischen zurücktreten, und daß der Benutzer seinerseits die Scheidung der Zeugnisse nach ihrem Alter vornehmen muß.

Der Verf. ist bestrebt, die wesentlichsten Züge des von ihm behandelten Gegenstandes festzuhalten, will in Einzelheiten nicht eingehen. Das macht sich namentlich bei den die Religion, die Kunst, Schrift und Sprache behandelnden Abschnitten geltend. Für die Musik konnten die fördernden Untersuchungen von Sachs nicht mehr benutzt werden. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, abweichende Auffassungen im einzelnen, an denen es natürlich nicht fehlt, darzulegen. Ich freue mich, mit W. in der Anschauung übereinzugehen, daß die Verwertung der Angaben über das „Erscheinen der Sothis“ für Zwecke der Zeitrechnung äußerst unsicher sind, wie denn überhaupt das Kapitel über Astronomie mir zu den besten des Buches zu gehören scheint (einschließlich der Astrologie und Physik).

Zusammenfassend wird man sagen dürfen: der Fachmann wird aus Wiedemanns Buch vor allem die zahlreichen Nachweise verwerten, daneben in Abschnitten, wie den über die Waffen, über die Vertilgung schädlicher Tiere, die Behausung, die Tracht und Toilette Zusammenfassungen des Materials begrüßen, die uns bisher so bequem nicht vorlagen. Der Philologe, Geschichtsforscher und der Laie wird gern zu dem handlichen und für die Jetztzeit gut ausgestatteten Buch greifen, um die älteren und in manchem vielleicht packenderen Darstellungen von Rosellini, Wilkinson, Erman zu ergänzen, nachzuprüfen und auf den Stand des gegenwärtigen Wissens zu bringen. Verlag und Verf. verdienen den Dank.

München. Fr. W. Frhr. von Bissing.

Auszüge aus Zeitschriften.

Archäologischer Anzeiger 1920. I/II.

S. 1f. **E. Petersen** †. 14. 12. 1919. — S. 3—13. **Br. Schröder**, Ägyptische Helmmodelle. — S. 14—16. **G. Rodenwaldt**, Nordischer Einfluß im Mykenischen? — S. 16. **H. Sitte**, Zu E.-A. 2533. — S. 16—52. Archäologische Gesellschaft zu Berlin. 6. 1. 1920. **V. Müller**, Gewandschemata der archaischen Kunst. 3. 2. **Neugebaur**, Die Krepis des Lysikratesdenkmals; **E. Afsmann**, Das Auge am Schiffe des Altertums. 2. 3. **Wiegand**, Jünglingsstatue aus Epidauros; Tumulus auf Taman am Asowschen Meer. 13. 4. **H. Schmidt**, Skythisches Kunstgewerbe. 4. 5. **Regling**, Der Löwe als Münzbild. 1. 6. **Koldewey**, Über M. Theuer, Der griechisch-dorische Peripteraltempel. **Schuchhardt**, Tierornamentik in Südrußland. — S. 52f. **E. Preuner**, Paus. V 11, 3. — S. 53f. **W. v. Bissing**, Eine neue Frauenfigur Myrons.

Monatsschrift für höhere Schulen. XX, 3/4.

(65) **Ph. Bersu**, Zum „Lehrplan für den Unterricht in der Religionsgeschichte“. Durch Lactantius (Instit. IV 28) ist der richtige Weg für Erklärung des Wortes „Religion“ gewiesen. *religio* ist *vinculum*, nicht nur *pietatis*, sondern auch *timoris* und ist zu *legio*, *legere*, *ligare* zu stellen. „Religion“ ist die Verbindung der Menschen mit einer überirdischen, guten und bösen, Macht. Danach ergibt sich die Verteilung des Lehrstoffes für die Klassen. — (80) **E. Otto**, Ein Wort zur Verständigung. O. setzt sich mit Engwer (XIX, 12) auseinander wegen seiner Schriften „über die wissenschaftliche Forschung und die Grundlegung der Sprachwissenschaft“. — (83) **Fr. Ehringhaus**, Der Lehrplan für den Lateinunterricht an Oberrealschulen von 1918.

Neue Jahrbücher. XXIV, 3.

(I) (81) **W. Nestle**, Der Pessimismus und seine Überwindung bei den Griechen. Pessimistische Gedanken werden nachgewiesen bei Homer, Hesiod, Simonides, Mimnermos, Semonides, Theognis, den Tragikern, Pindar, bei den Sophisten und bei dem Hedoniker Hegesias von Kyrene („Πεισιθάνατος“). Den Pessimismus aber überwanden die Griechen ästhetisch, intellektualistisch und religiös durch die Tragödie, in der Philosophie (Heraklit, die Verfasser von *λόγοι παραμυθητικοί*: Krantor, περὶ πένθους, Boethius, Plutarch, Seneca; Sokrates und sein ethischer Optimismus), durch die Flucht ins Transzendente der Mystik (orphische Mysterien seit dem 7. Jahrh. v. Chr. mit ihren auf der Seelenwanderungslehre fußenden Anschauungen, die durch Pythagoras, Empedokles und Platon in die Philosophie übergingen). Das echte Griechentum fand die Kraft, sich in die Wirklichkeit des Lebens zu schicken, „sterblich gesinnt zu sein“ und bei aller Schwere „die Notwendigkeit zu lieben“. — (97) **W. Kroll**, Die Kunst des Livius. Behandelt das 2. Buch der livianischen Geschichtschreibung, um die künstlerischen Absichten des Livius zu erkennen. Verflechtung der inneren und äußeren Ereignisse zieht sich durch das ganze Buch: dies bot patriotischen und künstlerischen Vorteil und zieht das Gemüt des Lesers sehr in Mitleidenschaft. Ein Hauptmittel des Livius ist, seine Hauptpersonen und die Massen in Leidenschaft handeln zu lassen: so ist z. B. der Kampf zwischen Patres und Plebs ganz auf Stimmungen gestellt. In der Erzählung wirkungsvoller Einzelheiten, die auch meist Gefühlswert haben, hat gewiß Livius am meisten selbst getan. Besonders auch die Reden sind von Leidenschaft durchglüht. Die verschiedenen Kunstmittel ordnen sich alle dem Prinzip der variatio unter: der Leser soll dauernd in Spannung gehalten werden. Das wirkt auch bei der Auswahl des Stoffes mit: Livius wählt aus, was seinen künstlerischen Zwecken dient. Kroll stellt noch weitere Kunstmittel des Livius zusammen, die sich alle aus seinem Streben nach Verschiedenartigkeit

erklären: Nachrichten, die einzeln und zusammenhangslos „wie erratische Blöcke“ eingestreut werden, Aitia, Paradoxa, Omina und Prodigia, romantische Besonderheiten u. a. Auch in der Sprache finden sich viel Belege zum Kunstprinzip der variatio: Parenthese neben Periode, abgerissene Ausdrucksweise, Asyndeta. Oft wird man bei Betrachtung der Kunstmittel des Livius an Vergil erinnert: der Historiker Livius hat dieselben Ziele wie der Dichter. Es walten daher künstlerische Tendenzen ob. — (109) **J. Haller**, War Kaiser Heinrich VI. ein Minnesänger? Verneint die Frage und gibt die drei erhaltenen, schönen Gedichte König Heinrich, Sohn und Stellvertreter Friedrichs II., gestorben 1242 als Gefangener in Apulien, der ein Dichter von Gottes Gnaden gewesen sein muß. — (II) (49) **P. Pendzig**, Die Anfänge der griechischen Studien und die deutschen Universitäten. Im 13. Jahrh., der Gründungszeit der Universitäten, ist das einschneidendste Ereignis auf geisteswissenschaftlichem Gebiete die fast restlose Aufnahme des Aristoteles. Die Vertreter der Scholastik verstanden überwiegend kaum eine Silbe Griechisch: lateinische Bearbeitungen bilden den Grund für ihre Kommentationen. Der deutsche Humanismus bedeutet keinen Bruch mit der auf Aristoteles aufbauenden scholastischen Geisteswelt, sondern übernimmt die Aufgabe, das Vorhandene aus der Fülle der neu entdeckten Schätze unvergleichlich zu erweitern und zu bereichern. Als Forderung wurde jetzt die Kenntnis des Griechischen erhoben. Eine enge Beziehung zwischen Mittelalter und Renaissance stellt auch dar der Platonismus, wie er schon im 12. Jahrh. hervortrat, so daß der spätere Humanismus höchste Steigerung dieser Gesinnungen, Stimmungen und Strömungen darstellt. Der deutsche Humanismus war von vornherein gelehrt mit pädagogischen Einschlägen: so eroberte er sich nach und nach auch die alten deutschen Universitäten. Die ersten deutschen Kenner des Griechischen holten ihre Kenntnisse aus Italien: im Verkehr mit den dort lebenden Griechen wurde das Griechische fast wie eine lebende Sprache gelernt. Als erster beherrschte diese Sprache der deutsche Humanist Rudolf Agricola: er hatte großen Einfluß auf den Deventerer Rektor Alexander Hegius und den Bischof von Worms Johann von Dalberg. Durchgesetzt hatte sich die humanistische Einstellung der Universitäten mit amtlicher Einrichtung von Lekturen oder Professuren für Griechisch: um 1530 war dieser Prozeß beendet. Wien richtete 1523, Heidelberg 1522 die griechische Lektur ein, Freiburg und Tübingen 1521, Ingolstadt 1520, Erfurt und Greifswald 1519, Wittenberg 1518 (Melanchthon), Leipzig 1515. Vorher ging meist an den Universitäten eine außeramtliche Betätigung von Professoren im Griechischen: so in Wien seit 1490, in Basel (um 1475), in Tübingen (1514, Melanchthon), in Köln 1484 u. a. Die Festigung der neuen griechischen Studien an den Universitäten Deutschlands führten Reuchlin, Erasmus, Melanchthon durch. — (63) **W. Marcus**, Falsche und wahre Konzentration. Fehlerhaft ist bei der Konzentration, an Stelle des Kann das Muß zu setzen: z. B. wenn man angeblich Goethes Iphigenie nicht vor einem griechischen Drama lesen dürfe oder Schillers Braut von Messina nicht vor König Ödipus! Ebenso bedenklich ist die Forderung der Zusammenfassung allzuviel Unterrichts in der Hand desselben Lehrers. Ein weiterer Mangel übertriebenen Konzentrationsdranges ist die Gewaltsamkeit, mit der wenig Zusammenhängendes in eine „Reihe“ gepreßt wird. Die natürliche Konzentration sei natürlich, ungezwungen; Reihenbildungen mögen nach Hauptgrundgedanken erfolgen (so etwa die Dramen: Wallenstein — Macbeth oder Homburg — Sappho — Agnes Bernauer); parallele oder sprachvergleichende Behandlung der fremdsprachlichen Grammatik ist auch fruchtbringende Konzentration. — Anzeigen und Mitteilungen: (71) **H. Lamer**, Zum Lehrbetrieb in der griechischen und lateinischen Grammatik. Neben einer größeren, heute zu bewältigenden Stoffülle in den klassischen Fächern steht das Bestreben, grammatische Studien einzuschränken, ja die klassischen Stunden über Gebühr zu verringern. Verf. richtet sich gegen den Artikel in dieser Zeitschrift XLVI S. 274, wo Uhle Beschränkungen in den alten Sprachen das Wort redet. Das Gymnasium ist für Begabte da; die Schüler sollen im Altertum möglichst lange und intensiv leben! Überbürdung kann höchstens in einem Zuviel von Gegenständen, die nebeneinander behandelt werden, liegen. Die Ausscheidung des sogenannten „Ballastes“ darf nur vorsichtig geschehen; vor allem muß man erst wissen, was allgemein als solcher angesehen wird. Ungeschick im grammatischen Drill der Ausnahmen freilich hat unbedingt zu verschwinden. Seien wir Altphilologen uns doch unseres Wertes bewußt! Reichliche Beschäftigung mit einer fremden Sprache ist nötig. — (75) **B. G. Kruse**, Herodot I 1—14 in der Schullektüre. Gibt an, wie Herodotlesen für die Schüler ertragreich werden kann: Betrachtung herodoteischer Rationalisierung der Novellen; Zusammenstellung der Quellen Herodots; Stellung des Schriftstellers gegenüber verschiedenen Traditionen.

Revue archéologique. XII, Nov./Dez. 1920.

S. 165—168. **V. Bérard**, Textes et scolies de l'Odyssée. X 554: ἱεροῖς ἐπὶ δώμασι; XI 62: Κίρκης δ' ἀμ μεγάρῳ. Die Scholien zu XXII 130 ὀρσοθύρη enthielten einen Plan des odysseischen Hauses. — S. 169—184. **Fr. Poulsen**, Deux reliefs de la Glyptothèque Ny-Carlsberg. 1. Orest und Klytaimnestra. 2. Darstellung aus dem Feste der Consualia. — S. 185—188. **Th. Reinach**, La stèle de Chélidon. Μαιήτη ist Völkername, Anwohnerin der Maiotis (Μαιῆται bei Herodot). — S. 189—210. **A. Blanchet**, Recherches sur les tuiles et briques des constructions de la

Gaule romaine. Zu Vitruv II 3 u. a. — S. 211—244. **M. Besnier**, Le commerce du plomb à l'époque romaine d'après les lingots estampilés. Forts. folgt. — S. 245—248. **Ch. Bruston**, L'inscription de la colonne Trajane: „Ad declarandum quantae altitudinis mons et locus tantis opibus sit egestus". — S. 249—268. **S. Reinach**, Une grande vente à Rome. Verkauf der Hinterlassenschaft des Kommodus 193. — S. 269—309. **A. Joubin**, Quelques aspects archéologiques du Languedoc méditerranéen. Klima, Straßen, Geschichte, Denkmäler, Grotten, Griechische Besiedlung. — S. 351—390. **R. Cagnat** und **M. Besnier**, Revue des publications épigraphiques relative à l'antiquité romaine.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aeschylus, Agememnon, transl. into english rhyming verse, with exploratory notes, by G. Murray: *Athen.* 4734 S. 64f. Bietet viel Gutes, obschon die gereimten Verse der Art des Aeschylus nicht ganz gemäß sind. Interessant ist die Auffassung der Charaktere, besonders des der Clytaemnestra. *J. T. Sheppard.*

Autran, C., Phéniciens. Essai de Contribution à l'Histoire antique de la Mediterranée: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 221f. 'Hält die Karer, ein kaukasisches Volk, für die Lehrmeister der Griechen'.

Bernoulli, C. A, Johannes der Täufer und die Urgemeinde: *L. Z.* 17 Sp. 329f. 'Wertvolle Erörterungen'. *G. H—e.*

Bezold, Fr. v., Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität von der Gründung bis zum Jahre 1870: *L. Z.* 16 Sp. 321f. u. 17 Sp. 339f. 'Reiches Werk'. *G. Kaufmann.*

Conway, R. S., New studies of a great inheritance; being lectures on the modern worth of some ancient writers: *Sat. rev.* 3409 S. 176. Sehr erfreulich. Unter anderem werden Cicero und Horaz eingehend behandelt.

Figgis, J. N., The political aspects of S. Augustine's City of God: *Sat. rev.* 3407 S. 235f. Ausgezeichnet.

Foucher, A., L'Art gréco-buddhique du Gandhâra, vol. II., 1: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 222. 'Gibt einen Überblick über Relief- und Statuenkunst Nordwestindiens, in der sich griechischer Einfluß geltend macht: ein bewundernswertes Werk'.

Die Fragen des Milindo. Ein historischer Roman, enthaltend Zwiegespräche zwischen einem Griechenkönige und einem buddhistischen Mönche über die wichtigsten Punkte der buddhistischen Lehre. Aus dem Pali zum ersten Male vollständig ins Deutsche übers. v. Nyânatiloka. 1. Bd.: *L. Z.* 17 Sp. 336f. Abgelehnt v. *R. O. Franke.*

Gardner, A. H., and **Peet, T. E.**, The Inscriptions of Sinai, Part. I, Introduction and Plates: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 230. 'Eine der wichtigsten archäologischen Erscheinungen; es ist ein corpus aller bekannten hieroglyphischen und hieratischen Inschriften der Sinaihalbinsel (von der 1. Dynastie bis zur 20)'.

Herodotus. With an english translation by A. D. Godley. Vol. I. Books I. II: *Sat. rev.* 3414 S. 282. Gut.

Hogarth, D.G., Hittite Seals, with particular reference to te Ashmolean Collection: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 223f. 'Enthält Abbildungen von 450 Siegeln; minoischer und babylonischer Einfluß wird bemerkt, später auch ägyptischer. Besonders interessant sind die Ausführungen über die minoisch-hethitische Mischkunst, deren Ursprungsland vielleicht Kilikien war'. *H. H.*

Job, The book of: Its origin, growth and interpretation, together with a new translation based on a revised text. By M. Jastrow jr.: *Sat. rev.* 3403 S. 174f. Von hohem Interesse für Textgestaltung und Auffassung.

Kern, O., Orpheus, eine religionsgeschichtliche Untersuchung, mit einer Ergänzung von J. Strzygowski: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 227. Mitteilung des Inhalts.

Laurent, J., L'Arménie entre Byzance et l'Islam depuis la Conquête Arabe jusqu'en 886: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 228. 'Erster Teil einer Geschichte des mittelalterlichen Armeniens. Sehr interessant'.

Laurent, J., Byzance et les Turcs Seljoucides dans l'Asie Occidentale jusqu'en 1081: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 228/9. 'Bemerkenswertes klares Bild des Zusammenbruchs der byzantinischen Macht in Westkleinasien während des 11. Jahrh. n. Chr.'.

Meißner, B., Babylon und Assyrien. I. Bd.: *L. Z.* 17 Sp. 334. 'Hervorragendes Buch'. *H. Philipp.*

Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt. Hgb. v. G. Lüdtke. 25. Jahrg.: *L. Z.* 17 Sp. 340. 'Hochwillkommene Gabe'.

Plato, transl. by H. N. Fowler. II: Theaetetus, Sophist: *Sat. rev.* 3412 S. 243. Klar, wenn auch nicht überall gefällig.

Poulsen, F., Delphi, Translated by G. C. Richards with a Preface by Percy Gardner: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 227. 'Das vortreffliche Übersichtswerk enthält Kapitel über den Kult Apolls, das Orakel, die geschichtliche Rolle Delphis Beschreibung der hauptsächlichsten Reste in chronologischer Ordnung und Darstellung der wichtigsten Probleme in sachlicher Weise. Ausgezeichnete Abbildungen'.

Quintilian, transl. by H. E. Butler. Vol. I: *Sat. rev.* 3412 S. 243. Gut.

Sallust, transl. by J. C. Rolfe: *Sat. rev.* 3412. S. 243. Geht mehr auf Klarheit als auf Prägnanz aus.

Seager, R. B., The Cemetery of Pachyammos, Crete: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 222f. 'Ausgrabungen auf dem Isthmus von Hierapetra auf Kreta: es handelt sich um die Resultate der Grabungen auf einem minoischen Friedhof, der

sich auf einer absinkenden Küste befindet. So war auch die Insel Mochlos einst eine Halbinsel. Der Friedhof war von ältesten Zeiten an in Gebrauch. Ausgezeichnete Abbildungen, auch des Delphin- und Fischfresko aus dem Palaste von Knossos'. *H. H.*

Svoronos, J. N., L'Hellénisme primitif de la Macédoine prouvé par la Numismatique et l'Or du Pangée: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2 1920 S. 224 ff. 'Wenig wissenschaftlich fundiert; der erste Teil handelt von den Reihen archaischer Silbermünzen thrako-mazedonischen Ursprungs, der zweite sucht für jene Gebiete Goldmünzen zu identifizieren. Der Rezensent erhebt starke Einwände'.

Mitteilungen.

Zu Lukan II 691—693.

Lukan legt I 217/8 Cäsars Rubikonübergang in den Anfang des 3. Wintermonats, wobei er den Winter mit der Herbst-Tagundnachtgleiche beginnen läßt; vgl. darüber diese Wochenschr. 1920, Nr. 41, Sp. 981. Er stimmt hierin mit den übrigen Geschichtsquellen überein, aus denen der 23./4. November (julianisch) 50 v. Chr. als das Datum des Übergangs errechnet ist. Er weist dann wiederholt auf die große Schnelligkeit hin, mit der Cäsars Unternehmungen in Italien vorwärts gingen (I 229 ff., II 439 ff.; vgl. dazu Plutarch Caes. 35 u. Pomp. 63), und sagt II 645 ff., daß die bei Pompejus befindlichen Konsuln mitten im Winter (50/49) aus Brundisium abgefahren seien, um in Griechenland Kriegsrüstungen zu betreiben (dum paci dat tempus hiems II 648). Das Datum dieser Abfahrt der Konsuln finden wir bei Cicero, Ad Att. IX 6, 3: 4. März des damaligen Kalenders = 13. Januar jul. 49 v. Chr Und ebenso lesen wir bei Cicero, Ad Att. IX 15, 6 das Datum der Abfahrt des Pompejus selber: 17. März des alten Kalenders = 26. Januar jul. 49. Vgl. hierzu Drumann-Groebe, Geschichte Roms III², S. 392 ff. u. 779 ff. und Ed. Meyer, Caesars Monarchie S. 306 f.

Nun aber lesen wir über die Abfahrt des P o m p e j u s aus Brundisium in den Lukanhss II 691—693 folgenden Satz:

Jam coeperat ultima Virgo
Phoebum laturas ortu praecedere Chelas,
Cum tacitas solvere rates.

Dies kann nur besagen (vgl. auch IV 56 ff. u. 526 ff.), was der Scholiast in den Commenta Bernensia anmerkt: tempus describit mensis Septembris. XIIII enim Kalendas Octobris sol ex Virgine transit in Libram. Hier ist natürlich nach dem julianischen Kalender gerechnet. Entsprechendes liest man in den von Weber herausgegebenen Scholien.

Wir sehen den Widerspruch, in dem dies zu Lukan selbst und zu der angeführten Cicerostelle steht. II 645 ff. läßt Lukan die Konsuln mitten im Winter abfahren, und nach einem kurzen Bericht über den Fortgang der Operationen Cäsars bei Brundisium werden wir plötzlich V. 691/2 in die Zeit des Herbstäquinoktiums versetzt. Es kann demnach kein Zweifel sein, daß der Satz II 691—693 unrichtig überliefert ist.

Zu diesem Schluß führt auch die nächste Zeitangabe, die wir bei Lukan finden. IV 56 ff. wird berichtet, daß Cäsar zur Zeit der Frühlings-Tag-und-nachtgleiche (des Jahres 49) bereits in Spanien Krieg führte. Es ist also klar, daß Lukan die Abfahrt des Pompejus von Italien durchaus noch in den Winter legen m u ß t e und gelegt h a t.

Aber noch aus einem zweiten Grunde müssen wir den II 691/2 überlieferten Text beanstanden. Nämlich auch die T a g e s z e i t, die hier angegeben wird, die Zeit unmittelbar vor Sonnenaufgang, stimmt nicht in den Zusammenhang. Kurz vorher, V. 687—691, wird gesagt, daß Pompejus sich in der Nacht davonstehlen wollte: ut tempora tandem | furtivae placuere fugae, ne litora clamor | nauticus exagitet, ne bucina dividat horas (dies von den Signalen am Schluß der einzelnen Nachtwachen!), | ne tuba praemonitos perducat ad aequora nautas, | praecepit sociis. Und V. 693—719 wird erzählt, wie die Schiffer aufs vorsichtigste ihre Fahrzeuge fertig machen, wie die große Flotte die rauschenden Fluten durchfurcht und wie die von den Brundisiern in die Stadt eingelassenen Cäsarianer noch die letzten 2 feindlichen Schiffe erbeuten. All das geschieht noch während der N a c h t, und erst von V. 719 an wird das Schwinden der Gestirne vor der nahenden Sonne geschildert, während doch nach den Worten iam coeperat ultima Virgo Phoebum laturas ortu praecedere Chelas die Morgendämmerung als unmittelbar bevorstehend angesehen werden mußte. Darum kann kein Zweifel sein, daß Lukan die Abfahrt des Pompejus in f r ü h e r e Nachtzeit verlegen mußte. Er hat sicherlich auch in diesem Punkte mit den übrigen Schriftstellern des Altertums übereingestimmt, wie mit Cäsar selbst, der B. C. I 28, 3 den Pompejus sub noctem abfahren läßt; vgl. auch Appian B. C. II 40 u. Dio 41, 10.

Kein Anstoß ist daran zu nehmen, daß an unserer Stelle nicht die W a g e als das der Jungfrau im Tierkreis folgende Sternbild genannt ist. Lukan kennt natürlich die Wage und ihre Stelle im Tierkreis; vgl. IV 56 ff., VIII 467, IX 534, X 227. Aber an unserer Stelle hat er sie offenbar nicht nennen wollen und hat lieber gleich die Scheren des nächstfolgenden Skorpions genannt, wie das auch andere Schriftsteller getan haben, z. B. Vergil Georg. I 32 ff.; vgl. auch Roschers Lexikon unter „Sterne" S. 1454.

Mit der u l t i m a Virgo kann Lukan nur das letzte Stück, den zuletzt aufgehenden Stern der Jungfrau bezeichnen: der war eben im Osten über den Horizont gestiegen, und der erste Stern des nächsten Gestirns mußte bald folgen. Über diesen Gebrauch des Wortes ultimus vgl. VIII 590 prima puppe = in prima parte puppis, VIII 200. Terenz Phorm. 215.

Nach allem, was ich bisher ausführte, ist die

Korruptel in Phoebum zu suchen. Hierfür ist, wie unmittelbar einleuchten dürfte, Phoeben zu schreiben.

Zwar ist es dem Leser schon durch die Nennung der Sternbilder gewiß, daß es Nachtzeit ist, und der Dichter hätte also den Mond unerwähnt lassen können. Aber er hatte, wie mir scheint, einen besonderen Grund, hier den Mond zu nennen. Nämlich er wollte hier astrologische Weisheit einstreuen, wie er das auch sonst vielfach tut (vgl. I 651—665, IX 833—836). Die Jungfrau ist ihm ein Sternbild des Glückes. Unter ihrem Zeichen verließ Pompejus Italien. Aber es war auch die höchste Zeit zur Abfahrt, denn schon drohte der verderbliche Skorpion mit dem Mond in seinen Scheren über den Horizont zu kommen; vgl. I 658 ff. Daß Pompejus so lange zögerte, dafür mußte er bald dem Schicksal büßen: er verlor seine beiden letzten Schiffe (II 711 ff.), die vielleicht erst abfuhren, als der Skorpion bereits über den Horizont sah.

Zu dieser Deutung der Stelle führt auch der Vergleich mit einer Stelle Plutarchs im Leben des Crassus (29), wo erzählt wird, daß die arabischen Führer des Cassius es für gefährlich erklärten, wenn dieser aus Carrhä abziehe, solange noch der Mond im Zeichen des Skorpions stehe: τῶν ὁδηγῶν (Ἄραβες δ᾽ ἦσαν) ἀναμένειν κελευόντων, ἄχρι ἂν σελήνη παραλλάξῃ τὸν σκόρπιον, „Ἀλλ᾽ ἔγωγε“ εἰπὼν „ἔτι τούτου μᾶλλον φοβοῦμαι τὸν τοξότην“ ἀπήλαυνεν εἰς Συρίαν.

Daneben schwebte Lukan gewiß auch der Gedanke vor, daß Pompejus bei seiner nächtlichen Flucht den Mondschein nötig hatte und sich mit der Abfahrt danach einrichtete.

Der Mond ging nun freilich, wie mir Herr Prof. Ginzel-Berlin auf eine Anfrage schrieb, an jenem 26. Jan. für Rom schon Mittags nach $2^h\ 10^m$ auf. Er war damals noch 4 Tage vom Vollmond entfernt und schien die Nacht durch bis $4^h\ 40^m$ morgens. Hieraus ist klar, daß Lukan, der doch gewiß den 26. Jan. im Auge hatte, die Mondverhältnisse jenes Tages nicht kannte, sondern sich hier einfach eine dichterische Freiheit erlaubte.

Dagegen wußte der sternkundige Dichter sicher, wann die Jungfrau, die Wage, der Skorpion am 26. Jan. aufgehen. Wie mir ebenso Herr Prof. Ginzel schrieb, ging die Wage (α Librae) am 26. Jan. jul. 49 v. Chr. für Rom abends $11^h\ 12^m$ auf und blieb die ganze Nacht sichtbar; vgl. P. V. Neugebauer, Sterntafeln von 4000 v. Chr. bis zur Gegenwart. Leipzig, Hinrichs 1912. In jene Nachtzeit hat also Lukan die Abfahrt des Pompejus gelegt.

So kommt durch die Aufnahme der Lesart Phoeben alles in beste Ordnung. Die Korruptel Phoebum findet sich in allen Hss und in den Scholien, und so ist auch diese Stelle, wie die in No. 41 (1920) dieser Wochenschr. besprochene (I 217—219), ein Beweis dafür, daß die uns vorliegende Lukanüberlieferung einheitlich ist.

Cassel. Robert Samse.

Eingegangene Schriften.

W. A. Kosten, Inquiritur quid Xenophontis Λακεδαιμονίων πολιτεία valeat ad Lacedaemoniorum instituta cognoscenda. Diss. Middelburg, G. W. den Boer.

F. Boll, Sinn und Wert der humanistischen Bildung in der Gegenwart. Heidelberg, Winter. 3 M.

K. Sethe, Ein bisher unbeachtetes Dokument zur Frage nach dem Wesen der κατοχή im Serapeum von Memphis. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 4 M.

M. Quartana, La Donna Romana nella Letteratura Latina del I. Secolo. Milano etc., Sandron.

D. Martin, The Cynegetica of Nemesianus. Diss. Cornell Univ.

E. Santoro, Ercole nella poesia latina. Velletri, Zampetti.

O. Rutz, Menschheitstypen und Kunst. Jena, Diederichs. 30 M., geb. 42 M.

J. T. Allen, The Key to the Reconstruction of the fifth-Century Theatre at Athens (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol. 5 No. 2). Univ. of California Press, Berkeley.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 11. Juni. 1921. №. 24.

Inhalt.

Auszüge aus Zeitschriften.

Kurt Singer, Platon und das Griechentum. Ein Vortrag. Heidelberg 1920, Weiß. 39 S. 2 M. 50.

Oswald Spengler hat in seinem Aufsehen erregenden Buche „Der Untergang des Abendlandes“ seiner Morphologie der Weltgeschichte zuliebe die antike, d. h. die griechische Kultur als „euklidische“, „punktförmige“, der Reflexion gänzlich fremde Existenz gezeichnet, ohne daran zu denken, daß die Griechen die Schöpfer der Metaphysik gewesen sind und Platon ihr Vollender innerhalb des Griechentums. Er nennt ihn nur selten, beeinflußt, wie es scheint, durch Friedrich Nietzsche, der in ihm einen Mischcharakter und einen Verkünder unhellenischer Denkart sieht. Wir geben dem Verf. des vorliegenden Schriftchens, eines Vortrags, der der Vorläufer und Wegbereiter einer künftigen Gesamtdarstellung sein soll, recht, wenn er dieses Urteil bekämpft, aber nicht so weit, daß wir fremde Einflüsse auf Platon leugnen und schlechthin mit ihm die „Einheit der platonischen Gestalt und des griechischen Geistes“ behaupten, schon deswegen nicht, weil von Platon selbst gewisse Elemente des griechischen Geistes bekämpft werden. Der griechische Geist läßt sich eben nicht in eine einzige Formel fassen, und irren muß, wer jede Abweichung Entartung und Entfremdung nennt, damit die vorgefaßte Formel in Ehren bleibt. Der Verf. schaut das Griechentum mit der Seele Hölderlins, d. h. mit der Sehnsucht nach einem harmonischen Menschentum, nach geistig-lebendiger Einheit, ein „rauschhaftes Erfassen“ in lyrischer Stimmung, mit dem die nüchternen Philologen nichts anfangen können. Platon spricht in seinem Briefe an Dions Freunde in dem Abschnitt, den der Verf. in Übersetzung wiedergibt, von dem Geheimnis über das wahre Wesen der Dinge — so hätte φύσιν 341 d übersetzt werden sollen —, das sich plötzlich in der Seele wie ein Licht durch einen überspringenden Funken entzündet, und fügt hinzu, daß er es in seinen Schriften weiteren Kreisen weder mitteilen wolle noch könne. Aber, wenn ich den Verf. recht verstehe, offenbart hat er es in der Persönlichkeit des Sokrates, den man aus seinem innersten Kern verstehen müsse, um in die Mitte der platonischen Lehre einzudringen. Die Echtheit des zweiten Briefs wird gerade durch den Satz οὐδ' ἔστι σύγγραμμα Πλάτωνος οὐδὲν οὐδ' ἔσται, τὰ δὲ νῦν λεγόμενα Σωκράτους ἐστὶ καλοῦ καὶ νέου γεγονότος. (314 c) mit in Frage gestellt, aus dem der Verf. entnimmt, daß das „adlige Menschenbild“ des Sokrates die zentrale Gestalt ist, die alles Platonische trägt und bewegt. „Sokrates zu feiern, in seinem Bilde die neue Fuge von Irdischem und Himmlichem zu schauen, ist der Trieb aller platonischen Dialoge und die nährende Wurzel des geistigen Reiches, das sie geschaffen haben“. Denn nur im Bilde des Heroen, des großen Menschen offenbart sich der Geist eines Zeitalters, und aus Platons Erkenntnis vom reinen Sein erwächst ein heroisches Lebensideal, der Typus gültigen Menschentums.

Mit Recht wendet sich der Verf. gegen die durchgreifende Mißdeutung, daß die Ideenlehre nichts weiter als Begriffslehre sei. Aber wir müssen erst auf sein Buch warten, ehe wir seine eigene Auffassung von der Ideenlehre erfahren; denn abgetan ist das nicht mit der Rüge schlechter Leser der Dialoge, die nicht erkennen wollen, daß Platon zu den „Mächten zurücklenkt, die das griechische Leben fähig gemacht haben, eine Welt zu erzeugen, die Irdisches und Göttliches in seligem Gleichgewicht hielt“.

Die kritiklose Schwärmerei für das Griechentum sollte überwunden sein; sie hat der guten Sache, die auch diese Wochenschrift vertritt, nur geschadet. Ich begreife den Verf. nur, wenn ich aus seinem Vortrag einen Schmerzensschrei heraushöre, einen Schmerzensschrei der Sehnsucht nach Erlösung aus der geistigen Not unserer Zeit, die durch die welterschütternden Katastrophen der Gegenwart gesteigert wird.

Zum Schluß noch eine Unart im Sprachlichen. Das beliebte Zwitterwort „anormal“ hat zur Nachfolge gelockt. „Ahistorisch“ haben wir jüngst lesen müssen; nunmehr folgt: „Alogik“, „Alogiker“. Die Griechen bildeten λογική und λογικός, aber nicht ἀλογική und ἀλογικός. Bald werden wir lesen: „Aglaube“, „Avernunft“. — ὑπόθησις S. 26 ist wohl nur ein Druckfehler.

Loschwitz. Konrad Seeliger.

Carl Siegel, Platon und Sokrates. Leipzig 1920, Meiner. IV, 106 S. 10 M.

Der oben besprochene Vortrag von Karl Singer faßt Sokrates als die zentrale Gestalt, die alles Platonische trägt und bewegt, läßt aber unbestimmt, ob dieser Sokrates der historische oder eben der platonische ist. Die vorliegende Schrift von Carl Siegel, fast gleichzeitig mit jenem Vortrag veröffentlicht, scheint den gleichen Gedanken zu verfolgen, wenn sie als „Hypothese“ (nach naturwissenschaftlicher Methode) den Satz aufstellt: „Platons Metaphysik stellt den Versuch dar, des Sokrates Persönlichkeit, Wirken, Leben und Sterben philosophisch zu erklären und zu rechtfertigen“ (S. 5). Von vornherein ist zu bemerken, daß der Verf. die Jugendwerke, wie er sie nennt, und ebenso die Alterswerke ausnimmt, also seinen Satz auf die mittlere Periode der platonischen Lebensarbeit beschränkt, die vornehmlich durch die Dialoge Gorgias, Phaidros, Phaidon, Symposion und die Politeia gekennzeichnet wird. Darüber wird später zu sprechen sein. Auch sonst sucht S. die Tragweite seines Satzes einzuschränken. Er will mit ihm nicht die Behauptung Eduard Munks wiederholen, daß Platons Werk ein vollständiges Bild von Sokrates' Leben, von seiner Weihe zum Philosophen durch Parmenides bis zu seinem Tode im Phaidon wiedergebe, will auch nicht dahin verstanden sein, daß sich Platon die Frage: Wie ist eine Erscheinung wie die des Sokrates möglich? bewußt vorlegte; wie schwer er mit der Fragstellung ringt, scheint mir daraus hervorzugehen, daß er zu ihrer Formulierung immer von neuem zurückkehrt. Wenn er S. 16 den platonisierten Sokrates als „Verkörperung des auf metaphysischem Wege über sich selbst zum Bewußtsein gekommenen historischen Sokrates“ bezeichnet, so gestehe ich, zu wenig Philosoph zu sein, um diese Formel zu würdigen; verständlicher ist mir, wenn er S. 31 seine Aufgabe so ausdrückt: „Ist es möglich, des Sokrates Persönlichkeit, sein Wirken, Leben und Sterben als Gegenstand der platonischen Philosophie aufzufassen, so muß sich erstens zeigen lassen, daß man aus den in Frage kommenden Werken Platons tatsächlich ein allseitiges Bild der Persönlichkeit und des Wirkens seines Meisters gewinnen kann und zweitens, daß eben aus dem Versuche, die jeweils herausgehobenen charakteristischen Züge zu begründen und zu rechtfertigen, gerade sämtliche in den betreffenden Schriften abgehandelten Grundprobleme der platonischen Philosophie erwachsen“. Darnach will also S. nachweisen, daß diejenigen Dialoge, die Sokrates zum Problem (Vorwurf) haben und ihn nicht bloß als Gesprächsleiter benutzen, zugleich die konstruktiven Elemente der platonischen Metaphysik enthalten, die Bausteine dazu liefern (S. 33, 45).

Zunächst glaubt S., um sich nicht in einem Zirkel zu bewegen, unabhängig von Platon ein Bild des historischen Sokrates entwerfen zu sollen. Aus welchen Quellen? Von Aristophanes sieht er mit Recht ab, aber auch von Aristoteles, dessen Darlegung der sokratischen Lehre auf Platon oder gar auf Xenophon zurückgeht. So bleibt nur Xenophon übrig. Nun weiß S. wohl, welch schweren Bedenken Xenophons Darstellung in den Denkwürdigkeiten, in der Hauswirtschaft und im Gastmahl unterliegt. Das Buch von Karl Joel, Der echte und der xenophontische Sokrates, ist ihm bekannt (S. 14 „Joel a. a. O.“, ohne daß vorher der Titel angegeben ist). Des Verf. Manuskript aber war bereits auf dem Wege zum Verleger, als der Weltkrieg ausbrach. Der Kriegsdienst

und danach seine Abgeschiedenheit in Czernowitz haben ihn verhindert, die in den letzten Jahren erschienene Sokrates-Platon-Literatur noch nachträglich zu benutzen, also auch das Werk von Wilamowitz. Bedauerlicher ist es für seine Zwecke, daß ihm auch das bereits 1913 erschienene Buch von Heinrich Meier, Sokrates, entgangen ist. Trotz eigener Bedenken glaubt er aber doch, „auf Xenophon gestützt", mit Hilfe einer „glücklichen Intuition" ein Bild von Sokrates' Persönlichkeit und Wirksamkeit gewinnen zu können. So gibt er denn im 2. Kapitel ein Bild zuerst von dem Menschen Sokrates „mit seinem klaren Verstand und Weitblick, seiner wunderbaren Sachlichkeit und Überzeugungstreue, dem hochentwickelten, zu gänzlicher Unerschrockenheit sich gelegentlich steigernden Unabhängigkeitssinn und seinem trotz allem sittlichen Ernste liebenswürdigen Humor" (S. 31). Man könnte sich mit dieser Charakteristik wohl einverstanden erklären, wenn daran nicht gerade die Züge fehlten, die das Bild erst lebendig machen, und erklären, warum diese Persönlichkeit auf ihre Umgebung so bezaubernd hat wirken können, darunter auch solche, wie er auch ein Kämpfer gewesen ist, ein Sieger über die eigenen Schwächen und Anfechtungen. Diese Züge gewinnen wir aber nur aus Platon; seine Schriften sind die Hauptquelle für die Kenntnis des historischen Sokrates, neben der Xenophon fast überflüssig ist. Nicht bloß die Apologie und Kriton kommen hier in Betracht, sondern bei aller Verklärung auch der Phaidon und trotz mancherlei Übertreibung die Alkibiadesrede im Symposion. Wer möchte u. a. die Szene im Felde vermissen, wo der wunderliche Mann von einem Morgen bis zum andern in tiefem Nachdenken steht, unempfindlich gegen seine Umgebung, wer das nächtliche Lager im Hause des Alkibiades (Σώκρατες, καθεύδεις;)? Oder in der Palästra des Taureas (Charmides 155 d) das εἶδόν τε τὰ ἐντὸς τοῦ ἱματίου καὶ ἐφλεγόμην καὶ οὐκέτ' ἐμαυτοῦ ἦν, das ebenso zum Bilde des historischen Sokrates gehört, wie 154 a τί οὖν, ἔφη, οὐκ ἀπεδύσαμεν αὐτοῦ αὐτὸ τοῦτο καὶ ἐθεασάμεθα πρότερον τοῦ εἴδους;[1])? Zu den charakteristischen Zügen, aber nicht, wie S. meint, zum Aufbau des Dialogs, gehört im Phaidros das Merken auf das δαιμόνιον (242 b c): ἡνίκ' ἔμελλον τὸν ποταμὸν διαβαίνειν, τὸ δαιμόνιόν τε καὶ εἰωθὸς σημεῖόν μοι γίγνεσθαι ἐγένετο — ἀεὶ δέ με ἐπίσχει, ὃ ἂν μέλλω πράττειν. ebenso wie (230 d) das Bekenntnis: τὰ μὲν οὖν χωρία καὶ τὰ δένδρα οὐδέν μ' ἐθέλει διδάσκειν, οἱ δ' ἐν τῷ ἄστει ἄνθρωποι. Diese und manche andere Züge vermisse ich an dem vom Verf. entworfenen Bilde des Menschen Sokrates; dazu kommen die Dialoge der Frühzeit, die sog. λόγοι Σωκρατικοί, die uns Sokrates zeigen, wie er in der Wirklichkeit mit denen, die er prüfen und zurechtweisen wollte, verkehrt und verhandelt hat, das Silenengehäuse seiner in Paradoxien reizenden, stachelnden Rede. Wenn wir auch zugeben, daß Platon das Bild des Meisters künstlerisch verklärt hat, so verbirgt sich doch hinter der Dichtung die Wahrheit; der Schüler hat es lebendig in der Seele getragen, auch als er in seiner Lehre mehr und mehr von dem Meister abwich. Etwas anderes aber ist es, ob die Erinnerung daran sein fortschreitendes Denken befruchtet, den Aufbau seiner Metaphysik geleitet hat. Dies nachzuweisen, ist das 3. Kapitel, Sokrates als Problem der platonischen Philosophie, bestimmt. Das Beweismaterial sollen die Dialoge Charmides, Protagoras, Gorgias, Menon, Phaidros, Phaidon und Symposion liefern; schließlich (S. 77) wird selbst der Timaios in den Kreis gezogen mit der Behauptung: „Man könnte sagen, der Dialog wolle die Frage beantworten: Wie muß die Natur gedacht werden, in der ein Mensch wie Sokrates auftreten konnte?" Verstehe ich die Frage recht, so könnte in ihr nur der platonische Idealmensch verstanden werden als Mikrokosmos in dem Makrokosmos; aber auch in diesem Sinne ist die Frage gewagt.

Gewiß, Platon hat damit, daß er Sokrates zum Träger der meisten seiner Dialoge machte, bekennen wollen, daß seine Schule sich mit gleichem oder noch höherem Rechte als sokratisch bezeichnen durfte, wie etwa die des Antisthenes oder Aristippos. Ebenso liegt darin das persönliche Bekenntnis, daß die Erinnerung an Sokrates im Leben und im Sterben befruchtend auf das Denken des Philosophen gewirkt hat. In diesem Sinne mag man sagen, daß Keime der platonischen Lehre aus sokratischer Anregung erwachsen sind: die sokratische φρόνησις, die sittliche Einsicht, hat sich zur platonischen ἐπιστήμη, dem spekulativen Wissen um das Gute, entwickelt, die sokratische ἐγκράτεια mit dem Ziele der inneren Freiheit zur platonischen Tugendlehre, der sokratische Liebes

[1]) Verf. übersetzt S. 32: „warum entkleiden wir ihn nicht seiner Seele?" Vielmehr: warum legen wir nicht von ihm eben dies, d. h. die vorher gerühmte Schönheit seiner Seele bloß, eher als die seines Körpers?

geist zum platonischen Verewigungsdrang (Eros), die sokratische Frage τί ἐστι zur platonischen Begriffslehre, der sokratische Individualismus mit seiner Richtung nach der Allgemeinheit zum platonischen Sozialismus, das sokratische Verhalten in seinem Prozeß und angesichts des Todes zu dem platonischen Prinzip der Gerechtigkeit ἄμεινον ἀδικεῖσθαι ἢ ἀδικεῖν, vielleicht auch das sokratische δαιμόνιον zur platonischen Mystik. Aber der sokratischen Denkweise fehlte der spekulative Zug, und die platonische Ideen- und Seelenlehre stand unter anderen Einflüssen, vornehmlich unter denen der Pythagoreer und der Eleaten und im Widerspruch zu der heraklitischen Lehre. Es ist bezeichnend, daß im Menon die Anamnese, das Wissen a priori, an einen mathematischen Lehrsatz geknüpft wird, nicht an das Tugendwissen, wo doch schon Protagoras, wie aus dem Mythos in dem nach ihm benannten Dialog zu erschließen ist, die auf αἰδώς und δίκη beruhende τέχνη πολιτική als Gottesgabe, d. h. als ursprünglichen Besitz der Menschennatur erklärt hatte. Mehr und mehr vertiefte sich die Kluft zwischen dem sokratischen Streben nach begrifflicher Klarheit und der transzendenten Ideenlehre, zwischen der Diesseitsnatur des Sokrates, die sich über das Jenseits keine Gedanken machte, und dem γνησίως φιλόσοφος des Platon, der schon im Leben bemüht ist, seine Seele vom Körper so viel als möglich zu lösen, ganz zu schweigen von seinen eschatologischen Vorstellungen: da ist von dem historischen Sokrates alles verflüchtigt. So knüpft denn auch die Entwicklung von Platons Metaphysik, die S. im 4. Kapitel gibt, nur mit dünnen, losen Fäden an die Persönlichkeit des Sokrates an; im übrigen kann sie aber wohl nach der im Vorwort ausgesprochenen Absicht als Einführung in die platonische Lebensarbeit dienen, da sie in klarer, verständlicher Sprache geschrieben ist; das gilt auch von der Besprechung der Dialoge, die über den vom Verf. gezogenen Kreis hinausreichen.

Für die Fachmänner ist das 5. Kapitel bestimmt, worin der Verf. aus seiner Hypothese die Folgerungen für die Chronologie der platonischen Schriften zieht. So sehr auch die Meinungen über diese Frage im einzelnen auseinandergehen, die Dreiteilung steht allgemein fest: Frühzeit, Höhezeit, Spätzeit. Auch darüber scheint man sich einig zu sein, daß der Sophist, der Staatsmann, Kritias, Timaios, Philebos und die Gesetze an das Ende gehören, Theaitetos und Parmenides ihm nahe zu rücken sind. In die Frühzeit werden außer Apologie und Kriton die λόγοι Σωκρατικοί verlegt. Welche Dialoge aber gehören dazu und fallen einige von ihnen noch bei Lebzeiten des Sokrates? S. nimmt an, daß die „eigentlichen sokratischen Schriften“, zu denen er nur Laches, Lysis (in ursprünglicher Fassung, die später umgearbeitet sein soll), den kleinen Hippias und Euthyphron rechnet, vor der Katastrophe verfaßt sind. Ich lasse diese Frage offen, nur kann ich nicht zugeben, daß der Euthyphron nur unmittelbar vor dem Prozeß oder erst lange nach seinem Ausgang möglich sein soll. Vor allem aber ziehe ich den Kreis dieser Schriften weiter, indem ich außer Jon, den S. wohl als unecht übergeht, auch Charmides und Protagoras dazurechne, die er mit Gorgias, Menon und Menexenos als die die platonische Metaphysik vorbereitenden Dialoge vereinigt. Ich vermag weder in Charmides die „Grundwurzel der Ideenlehre“ (S. 50) zu erkennen, noch im Protagoras mehr als das Glanzstück einer Charakteristik der Sophisten. Menexenos wird durch den Frieden des Antalkidas bestimmt; Euthydemos ist zeitlos: Platon hat neben der Aus- und Umbildung seiner Metaphysik nicht aufgehört, sich mit den Schulen und Geistesrichtungen seiner Zeit auseinanderzusetzen. Kratylos, der nur am Schluß die Ideenlehre andeutet, gehört doch wohl der Vorbereitungszeit an, so daß auf der Höhe Symposion, Phaidon, Phaidros und die Politeia verbleiben. S. verteidigt die Reihenfolge Phaidros, Symposion, Phaidon namentlich gegen Hans Raeder. Aus dem Für und Wider erkennt man, wie schwer und von subjektiven Gründen abhängig die Entscheidung ist. Da sollte man doch so leicht wiegende Begründung für die Nachstellung des Symposions unterlassen, wie S. 87, es sei sehr verständlich, daß, nachdem sich im Phaidon der Philosoph als der nach dem Tode sich Sehnende entpuppt hatte, sich die sokratische Lebensfreude mit elementarer Gewalt als Problem aufdringen mußte. Den Phaidros an das Ende der Reihe, auch nach der Politeia zu setzen, ist die neuere Forschung mehr und mehr geneigt: die Lehre von der Dreiteilung der Seele (λογιστικόν, θυμοειδές, ἐπιθυμητικόν) ist in der Politeia (439^{d}) festgestellt, dagegen im Mythos vom Seelenwagen mit barocker Kühnheit auf die vom irdischen Körper noch unberührten Seelen im Himmelsraum angewendet; das klingt schon an die Darstellung im Timaios (41^{d}) an. Was übrigens die Politeia betrifft, so scheidet S. das erste Buch als Früherzeugnis von den

folgenden Teilen; mindestens hätte er die erste Hälfte des zweiten Buches von dem ersten nicht trennen dürfen, richtiger aber ist es, das Werk als eine Arbeit langer Jahre im ganzen zu nehmen. Nach alledem glaube ich nicht, daß die Chronologie der platonischen Schriften durch die Hypothese gefördert worden ist.

Dagegen freue ich mich, mit S. in der Entscheidung der Frage übereinzustimmen, ob die platonischen Ideen geistige Wesenheiten oder nur Verknüpfungsgesetze des Denkens, Methoden der Erkenntnis darstellen, ob sie metaphysisch oder erkenntnistheoretisch zu deuten sind; er entscheidet sich für das erstere. Freilich in der Begründung durch seine Hypothese (S. 103) vermag ich ihm wiederum nicht zu folgen, und wenn er am Schluß in einem Vergleich Kants mit Platon zu dem Ergebnis gelangt: „Für den Historiker ist Platon vor allem der Metaphysiker und muß es bleiben, Lehrer eines objektiven Idealismus; für den Systematiker ist es möglich und höchst anregend, wenn auch viel schwieriger als bei Kant, Platon rein als erkenntnistheoretisch gerichteten Denker zu betrachten und aus seiner Lehre einen reinen Kritizismus herauszulösen“, so scheint mir auch in dieses salomonische Urteil die Hypothese hineinzuspuken: Sokrates das Problem der platonischen Philosophie.

Loschwitz. Konrad Seeliger.

Georg Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Leipzig 1921, Kabitzsch. 84 S. 8 u. 74 Abb. 12 M.

Die früher oft beklagte Vernachlässigung der archäologischen Bodenforschung und ihrer Ergebnisse seitens der Bearbeiter und Benutzer von Tacitus' Germania hat im letzten Jahrzehnt einer zunehmenden Wertschätzung und Verwertung dieses für das Verständnis vieler Abschnitte des berühmten Werkes wichtigen, ja unentbehrlichen Hilfsmittels Platz gemacht. Das ist in erster Linie dem Erscheinen des Aufsatzes von K. Schumacher über „Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler“ (Mainzer Zeitschrift IV 1909 S. 1 ff.) und seines sie ergänzenden Germanenkatalogs (Kataloge des röm.-germ. Zentral-Museums No. 1, 1909, III. Aufl. 1912 mit einem Neuabdruck des genannten Aufsatzes) zu verdanken. Wie diese Aufsätze ist auch das vorliegende Buch Wilkes wohl geeignet, was in einem Prospekt als seine Hauptaufgabe bezeichnet wird, „den Schulmann in die Lage zu versetzen, den altsprachlichen Unterricht“ — gemeint ist wohl die Lektüre der Germania — „anregender zu gestalten“. Daß aber diese Lektüre nicht nur als Bestandteil des altsprachlichen Unterrichts, sondern weit mehr noch als wirksamstes Hilfsmittel zur Erkenntnis der charakteristischen Eigenschaften unseres Volkes auf seinen frühesten uns bekannten Entwickelungsstufen eine außergewöhnlich sorgfältige, besonders auch auf den sachlichen Inhalt des Schriftchens eingehende Vorbereitung des Lehrers erfordert und verdient, diese Überzeugung zu stärken und, wo sie noch nicht vorhanden ist, zu wecken, sind beide Arbeiten in hervorragendem Maße geeignet. Ist doch das übereinstimmende Ergebnis beider Untersuchungen die Feststellung einer weit über das vielfach angenommene Maß hinausgehenden Glaubwürdigkeit fast aller archäologisch faßbaren Angaben des Tacitus, eine Feststellung, die uns berechtigt, dem Historiker auch da Glaubwürdigkeit oder wenigstens bona fides zuzubilligen, wo es sich, wie bei der Charakteristik des germanischen Volkstums u. a., um Angaben und Ansichten handelt, die ihrer Art nach durch Denkmälerkunde und Bodenforschung nicht zu kontrollieren sind. In dieser Hinsicht ist W. manchmal etwas weitergegangen, als es dem Titel seines Buches entspricht, wie denn dieses auch nach seiner eigenen Erklärung (S. 1 und 82) nicht nur eine „Erläuterung“, sondern in manchen Punkten eine „Ergänzung“ der Germania bezweckt — nicht immer zum Vorteil seiner Beweisführung. Während Schumacher mit Rücksicht auf die allgemein, auch von W. anerkannte Tatsache, daß Tacitus bzw. seinen Gewährsmännern die Zustände bei den im Westen und in der Mitte Deutschlands wohnenden Völkern besser bekannt waren als die östlich der Elbe herrschenden, seine Beispiele in der Hauptsache den auf die Westgermanen bezüglichen Kapiteln der Germania entnahm, beziehen sich Wilkes Ausführungen, abgesehen von dem, was er den Arbeiten seines Vorgängers verdankt, zum größten Teil auf die Nord- und Ostgermanen, wie denn auch die große Mehrzahl der Abbildungen Klischees aus den verschiedenen Bänden des „Mannus“ und der „Mannusbibliothek“ wiedergeben oder aus den Werken skandinavischer Forscher bekannt sind. Den zahlreichen Zitaten aus dieser Literatur gegenüber fällt es umso mehr auf, daß die „Prähistorische Zeitschrift“, in der der Verf. doch auch manche Beweise für die Richtigkeit seiner Grundanschauung hätte finden können, nur an drei Stellen angeführt und der Name ihres Herausgebers nur einmal erwähnt wird.

Da nun Schuchhardt bekanntlich auch in vielen anderen und z. T. wichtigen Fragen andere Ansichten vertritt als der Herausgeber der Manuusschriften, so wird man bei aller Anerkennung vieler Ergebnisse des Wilkeschen Buches doch seinen Lesern und Benutzern die alte Mahnung zurufen müssen: „audiatur et altera pars“ und an den sokratischen Satz erinnern dürfen, daß der Anfang der Weisheit ist: „ὅτι ἃ μὴ οἶδα οὐδὲ οἴομαι εἰδέναι“. Die Wahrheit dieses Satzes drängt sich besonders auf beim Lesen der ausführlichen Auseinandersetzungen über die Zeitrechnung der Germanen (S. 61 f.) und ihre religiösen Auffassungen und Gebräuche (S. 63 ff.), wenn z. B. (S. 73 u. 74 Anm. 1) zum Beweise für „das Vorhandensein des Kultus eines Sonnengottes“ (nach Germania c. 45) der „allerdings in taciteischer Zeit augenscheinlich schon sehr verblaßt“ gewesen sei, auf den bekannten der Bronzezeit (1 1/2 Jahrtausende vor Tacitus) angehörenden Sonnenwagen von Trundholm (Abb. 66) hingewiesen wird. Ähnlich verhält es sich mit der Hängedose der III. Periode der Bronzezeit, die (S. 58) zur Illustration germanischer Waffenspiele der taciteischen Zeit herangezogen wird, und wenn zu demselben Zweck die Rennwagen auf Felsenbildern der Bronzezeit und die Feststraße von Stonehenge erwähnt werden. Auf diesem Wege kommt man leicht zu einer uferlosen vergleichenden Archäologie und Ethnologie, nicht aber zu praktischen „Erläuterungen“ von Tacitus' Germania. Etwas indirekt ist auch der Beweis (S. 82) für die Behauptung, daß „die taciteischen notae (c. 10) wirkliche Runen waren, und daß diese notae als Grundlage für das bald darauf nach römischem und griechischem Vorbilde aufgestellte Runenalphabet gedient haben“. Er beruht auf einer bei Saatz an der Eger gefundenen neolithischen Gefäßscherbe, die nach den erhaltenen Ornamenten zweifellos der durch nordische Stichkeramik beeinflußten Spiralbandkeramik angehört und in einem der Zwickel zwischen mehreren „Bändern“ wie am Rande entlang statt der üblichen Stiche und Punkte mehrere Reihen in den noch halbweichen Ton eingedrückter runenartiger Zeichen enthält (S. 81, Abb. 72). W. folgert daraus, daß „bereits der Spiralmäanderkultur, die nordwärts bis in die Gegend von Halberstadt reicht und überall ein sehr gleichmäßiges Gepräge aufweist(?), runenartige Zeichen bekannt waren, und daß wir dementsprechend mit größter Wahrscheinlichkoit auch bei der unmittelbar anstoßenden Megalithbevölkerung, aus der die nachmaligen Germanen hervorgegangen sind, die gleiche Kenntnis voraussetzen dürfen“. Für die Tatsache, daß gerade in der erwähnten Mischkultur („Wetteraukeramik“) die Sitte geherrscht hat, runenartige Zeichen, und zwar wahrscheinlich, wie auch W. annimmt, „zu Zauberzwecken“, d. h. wohl apotropäischer Art, „in vergängliches Material einzuschneiden“ (S. 82), hätte er sich, wenn er die neuere Literatur über die südwestdeutsche Bodenforschung in gleicher Weise wie die über die nord- und ostdeutsche herangezogen hätte, u. a. auf die Prähist. Zeitschr. III 1/2 S. 36 u. Taf. 14, 13 berufen können. Der Schluß auf die Germanen als Erfinder der Runen bliebe aber immerhin noch recht kühn.

Diese Beispiele, denen wir leicht noch andere beifügen könnten, sollen nur dazu dienen, die Benutzer des Buches zur Vorsicht zu mahnen, keineswegs aber von der Benutzung abzuschrecken. Wir könnten ihnen weit zahlreichere Fälle gegenüberstellen, in denen die Ausführungen des Verf. wesentlich dazu beitragen, Angaben des Tacitus, auch über die Nord- und Ostgermanen, zu erläutern und zu ergänzen. Vor allem aber ist, wie bereits im Eingange dieser Besprechung angedeutet wurde, auch dieses Buch geeignet, im Leser die Überzeugung zu wecken oder zu stärken, daß er sich dem Tacitus als zuverlässigem Führer anvertrauen darf bei dem Versuche, in das Dunkel unserer vaterländischen Urgeschichte einzudringen. Die Beschäftigung mit dieser aber ist, wie der Verf. am Schlusse seines Werkes sagt, geeignet, unserem Volke den Glauben an sich selbst wieder zurückzugeben, „indem es sich im Spiegel seiner fernen Vergangenheit betrachtet, der ihm am reinsten sein inneres Wesen, seine geistige und körperliche Veranlagung vor Augen führt und damit neue Lebensfreude und neue Schaffenslust verleiht“, die es so bitter nötig hat.

Außer den auf einem Laufzettel mitgeteilten „Berichtigungen“ habe ich noch folgende Druckfehler notiert: S. 25 Anm. 2 ist zu lesen: Mainzer Zeitschrift statt Mainzer Jahrbuch; S. 27 Anm. 2: D. A. K. IV 299 statt 289; S. 28 Z. 1: Abb. 4 statt Abb. 10 (S. 10); S. 31 Z. 8 v. u. c. 44 statt 43; S. 35 Anm. 5: Abb. 26, 4 statt 29, 4; S. 66 Z. 22: Brohl statt Bröhl; S. 73 Z. 1 fehlt Abb. 63 und 64; dagegen ist Z. 2 zu streichen „63 bis“; S. 75 Z. 13 ist zu lesen Karl Schumacher statt Paul Sch.

Frankfurt a. M. Georg Wolff.

R. Ganszyniec, De Agathodaemone. Traveaux de la société des sciences de Varsovie II 1919 No. 17. Classe des sciences anthropologiques, sociales, d'histoire et de philosophie. Warszawa Nakładem Towarzystwa Naukowego Warszawskiego. 68 S.

Agathos Daimon ist nach Ganszyniec die Personifikation der Formel ἀγαθοῦ δαίμονος (τυγχάνοιμεν), mit der man sich bei verschiedenen Gelegenheiten begrüßte und mit der nach Wegräumung der „ersten Tafel“ ein Schluck reinen Weines geschlürft wurde: davon, nicht weil er dem guten Dämon gespendet wurde, hieß auch dieser Schluck ἀγαθὸς δαίμων oder ἀγαθοῦ δαίμονος. Diese Bezeichnung ging in Alexandrien auf den schlangenförmigen Aion über, d. h. nicht auf Psoi, wie Reitzenstein glaubte, sondern auf Kneph, den die Alexandriner als Offenbarer der göttlichen Wahrheit an Stelle des Hermes Thot von Memphis gesetzt hatten. Amon Kneph, der Schlangengestaltige, galt als Vater Alexanders, des Heros Ktistes von Alexandria; nach ägyptischer Titulatur konnte er als alter Landeskönig „guter Gott“ heißen und deshalb durch Agathodaimon übersetzt werden (49). Dieses alexandrinischen Gottes bemächtigten sich in hellenistischer und römischer Zeit die Philosophie und der philosophisch verbrämte Aberglaube: so wurde Agathodaimon zum Philosophen, Alchimisten und Zauberer.

Die Ansichten, die sich G. über die Entwicklung der Vorstellungen von Agathodaimon gebildet hat, sind nicht durchaus neu, aber i. g. die jetzt verhältnismäßig wahrscheinlichsten und werden z. T. überzeugend begründet. Wo er einmal gegen jetzt herrschende Ansichten, z. B. von Reitzenstein und Kircher ankämpft, hat er die Mängel der Beweisführung meist richtig aufgedeckt. In der Bestreitung des griechischen Gottes Agathos daimon und in der Zurückführung einzelner Fälle von der Anwendung dieser Bezeichnung auf die Begrüßungsformel geht er jedoch zu weit; seiner Hauptthese tat das freilich keinen Abbruch, denn die Gleichsetzung mit dem guten Gott Kneph von Alexandreia wird nur um so begreiflicher, wenn die Griechen einen Gott Agathodaimon mitbrachten. Aber nicht in seinen eigenen Aufstellungen liegt der Wert seiner Arbeit, sondern in der sorgfältigen Sammlung und Sichtung der z. T. recht abgelegenen Zeugnisse. Dieser Vorzug macht die Nichtbenutzung mancher wichtiger neuerer Untersuchungen, die sich aus der heutigen traurigen Zerrissenheit der Wissenschaft und der Schwierigkeit der Bücherbeschaffung erklärt, weniger empfindlich. Gibt demnach G. auch kein vollständiges Bild von dem heute erreichbaren Stand der Untersuchung, so darf doch niemand, der sich mit Agathodaimon beschäftigt, an der Arbeit vorübergehen. — Erschwert wird die Benutzung leider durch Germanismen und andere Sprachfehler: Wendungen wie *Quid ex tali methodo eveniat* („was aus solcher Methode herauskommt“) sind nicht vereinzelt. Vielleicht nimmt die Akademie der Wissenschaften in Warschau nicht gern oder überhaupt nicht Arbeiten in deutscher Sprache auf; aber auch ein polnischer Gelehrter würde diese Untersuchung leichter in deutscher Sprache lesen als jetzt, wo er sie erst ins Deutsche zurückübersetzen muß.

Charlottenburg. O. Gruppe.

Auszüge aus Zeitschriften.

Hermes. LVI, 2.

(113) G. Wissowa, Die Varronischen DI CERTI und INCERTI. Die Bücher XIV und XV der antiquitates rerum divinarum Varros dienten der theologia civilis mit der Aufgabe nachzuweisen: quare cuique deo supplicandum esset, quid a quoque esset petendum. Buch XVI gab eine Auswahl von 20 in den vorhergehenden beiden Büchern schon behandelten Göttern mit Erklärung von der theologia naturalis aus. W. wendet sich besonders der Erklärung der Namen di certi und di incerti zu; er setzt sich dabei mit Bickel (Der altrömische Gottesbegriff) ganz eingehend auseinander. Für manche Namen, die kaum je etwas anderes waren als Attribute anderer Götter, gibt W. zu, daß in der Tat über Consevius nicht leicht ist, volle Klarheit zu gewinnen; Lucina kann aber von Haus aus eine selbständige Gottheit sein, Virginiensis kann (mit Bickel) eine nach einer von der alten Gens Verginia benannten Örtlichkeit bezeichnete Göttin sein. Die Existenz „juristisch befestigter“ Dämonen enger Zweckgebiete neben gleichnamigen Staatsgottheiten weiterer Kompetenz kann (gegen Bickel) W. sich nicht recht vorstellen. Man kann die Bücher XIV—XVI der Antiquitates etwa den auch zeitlich nahestehenden Büchern V—VII de lingua latina vergleichen: wie hier von Wörtern, war dort von Götternamen aus den besten Quellen ein möglichst großer Vorrat gesammelt, mit eigenen oder übernommenen Erklärungen versehen und nach sachlichen Gesichtspunkten in ein selbstgeschaffenes Fachwerk geordnet. Mit di certi und incerti bezeichnet Varro sein Anordnungsprinzip: solche, von deren Bedeutung und Wirksamkeit für ihn noch eine sichere Vorstellung zu gewinnen war, und solche, bei denen dies nicht mehr der Fall war (vgl. Buch XV frgm. 1 (Augustin. de civ. dei VII 17). — (131) R. Laqueur, Scipio Africanus und die Eroberung von Neukarthago. Die Ergebnisse der sehr ein-

gehenden Untersuchung des Textes des Polybius sind kurz folgende: Polybius folgte zunächst einem Tatsachen-Bericht, in dem eine höhere Macht sich durch Senken des Wasserspiegels bei Neukarthago im Kampfe um die Stadt bemerklich machte. Der Schreiber dieser Quelle war ein Frontkämpfer, der freilich den Sinn des Ganzen der Kämpfe wenig verstand. Nach der ersten Niederschrift lernte Polybius den vertrauten Freund des Scipio, Laelius, kennen: dieser, der eine Vertrauensstellung in der römischen Flotte von Neukarthago eingenommen hatte, gab dem Polybius vor allem den taktischen und strategischen Zusammenhang der Ereignisse. L. schildert eingehend das Tatsachen- und Anekdotenmaterial, das auf Laelius in Polybius zurückgeht. Auch im Polybianischen Berichte vom Marsche Hannibals nach Italien stammen gewisse nachträgliche Einschübe des Polybius von Laelius (also ist dieser die Quelle der früher von L. sogenannten „Scipionenrelation"). Die Verarbeitung der Scipionenquelle im Buch III durch Polybius fand etwa 160—155 v. Chr. statt. Der rationalistische Pragmatismus des Historikers ist erst eine späte Errungenschaft; er hatte sich früher auch außerhalb menschlicher Berechnung liegende Momente zu verwenden nicht gescheut, so daß er ursprünglich im typischen Stile derjenigen Geschichtsschreibung arbeitete, die er später bekämpfte (gegen Ed. Meyer!). Erst Rom hat ihn von den Mängeln der populären, hellenistischen Historiographie überzeugt. So ist sein Werk in fünf Entwürfen entstanden. — Miscellen: (226) **K. Praechter**, Porphyr. in Aristot. Categ. Comm. P. 123, 29 ff. Busse. Verteile ἐρώτησις und ἀπόκρισις in diesem porphyrischen Dialogkommentar folgendermaßen: 'Ε. Τίνα ταύτην; — 'Α. Πρός τι εἶναι, φησίν, οἷς τὸ εἶναι ταὐτόν ἐστι τῷ πρός τί πως ἔχειν. ἀλλὰ ἀσαφὴς ἡ ὑπογραφὴ καὶ δι' αὐτοῦ γε τοῦ ζητουμένου ἀποδιδομένη. 'Ε. Διὰ τί; 'Α "Οτι ζητουμένου . . . . . ἀπόδοσιν ἔχει. "Ε. 'Αλλ' οὕτως ... καὶ ἀλήπτως. ἐξήγησαι οὖν . . . . ἀποδώσεως. Lies ἀποδέδωκε πρός τι εἶναι ἐκεῖνα und τὴν ἀπόδοσιν ἔχει. Nicht zu beanstanden ist ἀλήπτως. — (228) **F. Bechtel**, Myth. ΑΛΘΗΠΟΣ. Bei Erklärung des Namens "Αλθηπος (Paus. II 30, 5) ist von der Form "Αλθηφος auszugehen (Troizen IG IV 757 B 26; Athenaios I 31 C). Vgl. Bildungen wie Τήλεφος, Στάρτοφος, 'Αγήσιφος. Das zweite Element ist eine Abkürzung eines der mit φ beginnenden Namenwörter wie -φανης, -φαων, -φρων. In 'Αλθη- liegt ein nominaler ē-Stamm vor (vgl. homer. ἀλθήσεσθαι).

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Cassel, Ein Beitrag zur sozialen Medizin im alten Athen: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 52 f. Behandelt eine Stelle aus Platons Gesetzen über die Sklavenärzte. *J. Wittmann.*

Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. II. Teil: *Vergang. u. Geg.* XI 2 S. 87 f. 'Bringt das ungewöhnlich wichtige Werk zum Abschluß. Einige Einschränkungen an den neuartigen Anschauungen des Verf. macht' *R. Kötzschke.*

Flinders Petrie, M., Tools and Weapons: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 47 f. Reichhaltige Sammlung der ägyptischen Geräte und Waffen mit gründlicher Beschreibung. *M. Meyerhof.*

Gros, H., La névrose d'Horace: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 53. Der Verf. findet Symptome von Hypothyreoidismus. *Fischer.*

Heidel, A., Hippocratea. I: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 52. Beachtenswerte Textkritik. *Siegerist.*

Hell, J., Die Kultur der Araber: *Vergang. u. Geg.* XI 2 S. 81 f. 'Schildert trotz des engen Rahmens ausgezeichnet die arabische Kulturwelt'. *R. Stübe.*

Immisch, O., Das Nachleben der Antike: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 53. Feinsinnig und eingehend. *Zaunick.*

Jahn, M., Die Bewaffnung der Germanen: *Hist. Vierteljahrsschrift* XX 2 S. 236 f. Gründlich, methodisch, ergebnisreich. *H. Jacob.*

Klek, J., Die Bienenkunde des Aristoteles: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 34 f. Gibt ein deutliches Bild. Dazu wertvolle Anmerkungen von L. Armbruster. *H. Balss.*

Lewin, L., Die Gifte in der Weltgeschichte: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 85. Gründlich, fesselnd und ergebnisreich. *Sudhoff.*

Meyer-Steineg, Th. und **Sudhoff, K.**, Geschichte der Medizin: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 37—39. Reichhaltig, mit guten Abbildungen. *Diepgen.*

Rech, W., Zahnärztliches aus dem Hippokratischen Schriftenkorpus: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 52. Vollständige, ergebnisreiche Zusammenstellung. *Diepgen.*

Reutter, Des remèdes d'origine humaine et animale prescrits au temps des Romains: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 85. Zusammenstellung aus Plinius, leider systemlos. *H. Schelenz.*

Roth, K., Geschichte des Byzantinischen Reiches: *Vergang. u. Geg.* XI 2 S. 81. 'Eine klare, mit großer Tatsachenkenntnis durchgeführte Darstellung'. *R. Stübe.*

Roth, K., Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches: *Vergang. u. Geg.* XI 2 S. 81. 'Bedeutet für weitere Kreise eine neue Erkenntnis'. *R. Stübe.*

Sternberg, K., Moderne Gedanken über Staat und Erziehung bei Plato: *Kant-St.* 25, 4 S. 449 f. Übersichtlich und anschaulich. *S. Marck.*

Sundwall, J., Der Ursprung der kretischen Schrift: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 52. Ergebnis: Die kretische Bilderschrift steht der ägyptischen näher als die phönizische. *Sudhoff.*

Vacca, G., Sull' "Εφοδος di Archimede: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 13. Beitrag zur Geschichte der Schrift über die Methoden. *H. Wieleitner.*

Wiedemann, A., Das alte Ägypten: *Mitt. z. Gesch.*

d. Med. XX 1/2 S. 1. Reichhaltig, eingehend und anschaulich. *E. Wiedemann.*

Wikenhauser, A., 1. Die Purpurfärberei in Lydien und Philippi. 2. Die Krankheit des Herodes. 3. Die Hungersnot unter Claudius: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 53. 1. Belegstellen, besonders aus Inschriften. 2. Wichtige Zeugnisse über den Würmerfraß. 3. Quellenbelege für Hungersnöte. *Diepgen.*

Wikenhauser, A., Der Wahrsagegeist Python (Ap. G. 16, 16): *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 1/2 S. 52. Gründliche Untersuchung des antiken Dämoneuglaubens. *Diepgen.*

v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Der griechische und der Platonische Staatsgedanke: *Kant-St.* 25, 4 S. 450f. Auregend. *K. Sternberg.*

Mitteilungen.

Die Brahmanen in der Alexandersage.

Die antike Tradition über die Beziehungen Alexanders des Großen zu den Brahmanen ist ziemlich reichhaltig. Schon die Historiker wußten davon zu erzählen. Die indische Priesterkaste war die Seele des Widerstandes, den Alexander in Indien fand; vgl. Kaerst, Gesch. des Hellenismus I² 463f. Alexander ging scharf gegen sie vor, wie Arrian VI 16f. berichtet, und Plutarch, Al. 64 erzählt uns von einem Frage- und Antwortspiel zwischeu Alexander und den Brahmanen, bei dem es ums Leben ging. Die historischen Beziehungen des Makedonenkönigs zu den indischen Weisen wurden schon früh in legendarischer Weise ausgeschmückt, da sie den griechischen Philosophen ein willkommenes Thema boten: der Weltbeherrscher und der Weise. Vor allem die Kyniker und Stoiker waren es, die durch den Mund der Brahmanen ihre eigene Weisheit verkünden ließen. Es ist kein Wunder, daß der erste, der ausführlich hierüber schrieb, ein Kyniker war, Onesikritos, einer der Offiziere Alexanders, in einem historisierenden Roman von kynisch-philosophischer Tendenz; vgl. Ed. Schwartz, Fünf Vorträge S. 82ff. Auch in der sonst uns teils in eigenen Traktaten, teils im Zusammenhang des Alexanderromans erhaltenen Überlieferung über den Verkehr des Makedonenkönigs mit den indischen Weisen steckt vielerlei von kynischer und stoischer Philosophie. Über die Rolle, die Alexander in den Schriften dieser Philosophen spielte, haben früher bereits die Arbeiten von W. Hoffmann (1907) und L. Eicke (1909) gehandelt.

Voll kynischer und stoischer Philosophie steckt z. B., wie kürzlich ein Schüler Krolls, J. Makowsky, De Collatione Alexandri Magni et Dindimi, Diss. Breslau 1919 nachgewiesen hat, die in diesem Titel bezeichnete Collatio. Von diesem Briefwechsel besitzen wir zwei Rezensiouen. Die ältere Rezension (Coll. 1), in vielen Hss erhalten, ist von Kübler im Anhang seiner Ausgabe des Julius Valerius ediert, die jüngere (Coll. 2), von der bisher nur eine Hs (cod. Bambergensis, der auch den Alexanderroman des Archipresbyters Leo enthält) bekannt ist, von mir in meinen Kleinen Texten zum Alexanderroman. Außerdem ist Coll. 2 auch in die interpolierte *Historia de preliis* eingefügt, und zwar nach einer Hs, die mit dem Bambergensis zusammen auf einen Archetypus zurückgeht, so daß zur Wiedergewinnung der Urfassung von Coll. 2 neben Bamb. auch die Hss der *Hist. de prel.* beizuziehen sind, daneben zur Kontrolle die Hss der Coll. 1.

Was das Verhältnis von Coll. 2 zu Coll. 1 betrifft, so vertrat Heinrich Becker, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 41 (1890) 888f. die Ansicht, daß beide unabhängig voneinander auf dasselbe griechische Original zurückgehen; dasselbe vermutete Becker auch für die übrigen Bamberger Alexandertexte. Diese früher allgemein übliche und auch jetzt von Makowsky wieder aufgenommene Auffassung scheint mir nicht richtig zu sein, wie ich gelegentlich[1]) schon betonte (Wochenschr. f. klass. Philol. 1913, 1133f., 1155; 1915, 329): Die Bamberger kleinen Texte (Commonitorium Paladii, Dindimus über die Brahmanen, Collatio und Epistola Alexandri) sind lediglich Umarbeitungen älterer lateinischer Stücke, nicht aber selbständige Übersetzungen aus dem Griechischen. Die Coll. 2 insbesondere ist ziemlich frei mit der Vorlage umgegangen; doch finden sich noch zahlreiche wörtliche Übereinstimmungen mit Coll. 1, so daß die Annahme einer Abhängigkeit von dieser auf der Hand liegt. Man vergleiche nur etwa Coll. 1 p. 187 mit Coll. 2 p. 19: *Omnia haec communia . . cum . . .*; *nobis . . rationabilibus hominibus, qui . . .*; *ad bene vivendum dedit . . natura multas blanditias. Impossibile est enim, ut tanta mundi magnitudo . . . temporamentum moderationis . . . voluntas humana.* Angesichts solcher, beiden Fassungen gemeinsamen Wortreihen kann von Unabhängigkeit keine Rede sein. Ein durchgehender Vergleich von Coll. 1 und Coll. 2 wird dies bestätigen und zugleich auch auf die sprachlichen und stilistischen Unterschiede von Coll. 1 und Coll. 2 Licht werfen; vgl. Wochenschr. f. kl. Ph. 1911, 812f.; 1915, 328ff.; 832ff. Die Collatio gehört der Sphäre der Alexanderliteratur an, die von Onesikritos in letzter Linie abhängig ist. Ob sich christliche Einflüsse in ihr geltend machen, wie Makowsky nachzuweisen sucht, ist mir sehr zweifelhaft. Im Gegenteil möchte ich eine Stelle als durchaus antichristlich auffassen: Coll. 1 p. 172, 2ff: *misericordiam nulli tribuimus, quia nec ipsi miseranda committimus. culpas nostras aliorum remittendo peccata non abluimus.* Den letzteren Satz macht Coll. 2 p. 12, 1 noch deutlicher: *culpas alicui non dimittimus, ut per eas deus nobis dimittat peccata nostra.* Konnte diese Stelle, in der die vierte Bitte des Vaterunser verworfen wird, von einem Christen geschrieben

---

[1]) Auch Klotz hat kürzlich (B. ph. Woch. 1920, 1153f.) mit Recht daran gezweifelt.

werden? Der sicher christliche[2]) Autor von Coll. 2 hat Anstoß an dieser Stelle genommen. Daher hat er den Sinn der *misericordiam* vorausgehenden Worte, die in seiner Vorlage lauteten: *una genti lex est: contra ius non ire naturae*, durch eine geistreiche Konjektur zu verbessern gesucht: *una lex est contraria nostrae naturae:* Die Vorschrift über die Nichtanwendung der *misericordia* geht gegen ihre Natur. So ist die Entstehung des Textes von Coll. 2 hier, mit dem Makowsky S. 13 nichts anzufangen weiß, zu erklären.

Ein weiteres Argument gegen die Annahme eines christlichen Verf. der ursprünglichen Collatio möchte ich aus dem Antwortschreiben Alexanders ziehen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in dem Kampf um die brahmanische und die altgriechische Weltanschauung — dies ist ja doch das Thema der Collatio — Alexander nicht schlecht abschneidet und die antike lebensbejahende Weltanschauung sehr gut gegen das Ideal der Weltflucht und Lebensverneinung vertritt. Ein christlicher Verf. hätte den Hellenen sicher keinen so guten Anwalt gegeben.

Die Collatio ist ein selbständiges Stück, das unabhängig vom Alexanderroman umlief; ob überhaupt jemals in griechischer Form, wie man allgemein annimmt, ist zweifelhaft. Andere Brahmanentraktate wurden nachträglich in den Zusammenhang des Romans eingeschoben.

So sind in der Romanmasse des Pseudo-Kallisthenes ganz verschiedene Stücke über Alexander und die Brahmanen miteinander verbunden. Die Art der Überlieferung gestattet uns noch, die einzelnen Bestandteile voneinander zu lösen. Zunächst Ps.-Kall. III 5—6: Brief der Brahmanen an Alexander, Besuch Alexanders bei den Brahmanen und Unterredung mit ihnen. Dies Stück allein war bereits in der älteren Fassung des Romans enthalten; vgl. über sein Verhältnis zur Darstellung der Alexanderhistoriker Ausfeld, Der griech. Alexanderroman 174 ff. In der Hs A des Ps.-Kall. folgt (bei Müller als cap. 7—16 abgedruckt) ein umfangreiches Stück, von dem Teile auch in den Hss B und C zur Erweiterung verwendet sind. Dieser aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzte Traktat ist uns auch handschriftlich für sich außerhalb des Zusammenhangs des Alexanderromans überliefert unter dem Namen des Palladios. Von diesem Stück (Ps.-Kall. III 7—16) besitzen wir noch eine lateinische Übersetzung, die unter dem Namen des Ambrosius geht und von Müller S. 102 ff. ebenfalls abgedruckt ist. Daß dieser griechische Traktat verschiedene Bestandteile gewaltsam miteinander verbindet, erweist eine Analyse, zeigt aber auch die sonstige handschriftliche Überlieferung. Die Kapitel 7—12 nämlich sind uns auch für sich in lateinischen Hss erhalten, so in der Bamberger Hs, die uns auch den Alexanderroman des Archipresbyters Leo gibt. Danach sind sie in meinen kleinen Texten zum Alexanderroman S. 1—9 herausgegeben. In der Bamberger Hs steht unter der Überschrift *Commonitorium Paladii* lediglich die lateinische Übersetzung von Ps.-Kall. III 7—10. Dann ist der Rest der Seite (fol. 221 b) freigelassen, und fol. 222 a beginnt der lateinische Text des zweiten Traktats (cap. 11—12) mit besonderer Überschrift: *Dindimus nomine Bragmanorum* (*bragnanorum* Hs) *magister vitas eorum referens. Haec locutus est.* Den Rest, Kap. 13—16, enthält die Bamberger Hs ebensowenig wie die übrigen bisher bekannten Hss in lateinischer Übersetzung; nur Ps.-Ambrosius hat das Ganze zusammenhängend übersetzt. Wie verhält sich nun der Ambrosius-Text zur Bamberger Fassung? Zur Beantwortung dieser Frage ist noch anderes handschriftliches Material beizuziehen. Nach einer Pariser Hs hat Bernhardy, Analecta in Geogr. min. 1850 S. 43 ff. den ersten Bamberger Traktat (Ps.-Kall. 7—10) ediert[3]); eine Abschrift dieses Traktats nach der Hs von Montpellier 31, s. XII, hat mir Hilka vor längerer Zeit zur Verfügung gestellt. Auch andere Hss dieses Traktats sind noch bekannt; vgl. Manitius, Neues Archiv 31 (1906) 728 ff. Ein Vergleich der „Bamberger" Fassung mit der Ambrosius-Übersetzung lehrt, daß beide nicht unabhängig voneinander sind, daß wir nur eine Übersetzung vor uns haben[4]). Die originale Übersetzung, auf die jene beiden (einschließlich der von Bernhardy edierten Version) zurückgehen, besitzen wir nicht mehr. Ein künftiger Editor muß sie auf Grund der Ambrosiushss, der Hss jener Sondertraktate (Bambergensis u. a.) und der Hss der interpolierten Historia de preliis unter Beiziehung des griechischen Textes rekonstruieren. Ein solcher Vergleich lehrt, daß die ursprüngliche lateinische Übersetzung von cap. 7—16 nicht einen fortlaufenden Text gab wie der heutige Ps.-Ambrosiustext, sondern daß hier noch mindestens die beiden ersten Stücke, cap. 7—10 und cap. 11—12 gesonderte Überschriften tragen, wie heute noch im Bambergensis und in der Hs A des Ps.-Kall.

In der Einleitung zu meinen Kleinen Texten habe ich bereits darauf hingewiesen, daß lediglich Ps.-Kall. III 7—10 als Schrift des Palladius gelten kann, wie die Bamberger Fassung lehrt. Im griechischen Text (p. 106 ed. Müller) wird dieser Traktat als ὑπομνηματικόν bezeichnet; dem entspricht der Ausdruck *commonitorium* in der Bamberger Überschrift. Am Schluß des Traktates spricht die Bam-

[2]) Der Bearbeiter, dem wir die sog. Bamberger Fassung der kleinen Alexandertexte, also auch Coll. 2, verdanken, war natürlich, wie Leo selbst, ein Christ, der vermutlich gleichfalls im 10. Jahrh. in Neapel lebte; vgl. auch die Bemerkungen von Makowsky S. 13.

[3]) Der griechische Text, den Bernhardy S. 47 f. nach einer Pariser Hs edierte, ist ein durcheinandergeworfenes Exzerpt aus Ps.-Kall. III 9, 11, 12, 14.

[4]) Dies hat mir im einzelnen einer meiner Schüler, Herr H. Enßlein, nachgewiesen; s. auch oben über das Verhältnis von Coll. 2 zu Coll. 1.

berger Fassung (Kl. Texte S. 5, 18) von *epistola*. Die Hs von Montpellier gibt aber auch hier (nach Hilkas Abschrift) ebenso wie Bernhardys Text: *ad te comonitorio meo adiuncta transmisi*. Der Ambrosiustext bei Müller gibt hier nichts. In der ursprünglichen Fassung war also am Schluß das ὑπομνηματικῷ mit *commonitorio* übersetzt.

Daß allein Ps.-Kall. III 7—10 das *Commonitorium Paladii* und vom folgenden Text zu trennen ist, geht auch aus folgendem hervor: Schon Heinrich Becker, Die Brahmanen in der Alexandersage, Progr. Königsberg 1889 S. 9, 1 hat auf die sprachlichen Verschiedenheiten von Ps.-Kall. III 7—10 und III ff. hingewiesen, ferner auf sachliche Unterschiede und auf den inhaltlichen Zusammenhang von cap. 7—10 (den anderen Ausführungen Beckers über das Commonitorium kann ich mich nicht anschließen). Ferner hat dies Sendschreiben, von der fehlenden Adresse abgesehen, ein eigenes Prooimion[5]) und einen festen Abschluß, ist also ein Ganzes für sich.

Zu demselben Resultat gelangt man auch, wenn man die Benutzung des Palladius (= Ps.-Kall. III 7—10) seitens der späteren Autoren betrachtet. Woraus die byzantinischen Historiker ihre Alexandergeschichte schöpften, ist bisher noch nicht untersucht. Ein Vergleich etwa des Kedrenos (vol. I p. 264 sqq. ed. Bonn.) mit Michael Glykas (p. 267 sqq. ed. Bonn.) lehrt, daß hier ein Alexanderroman zugrunde liegt, der im Exzerpt aufgenommen wurde. Dies Exzerpt berücksichtigt in der Brahmanen-Episode lediglich cap. 7—10, also das, was ich allein als die Schrift des Palladius gelten lassen möchte. Auf diesen selben Roman der beiden byzantinischen Historiker geht auch der Artikel Βραχμᾶνες des Suidas zurück: Auch hier ist nur cap. 7—10 benutzt; natürlich nicht die originale Palladius-Schrift, sondern die in dem Roman bereits eingeschaltete. Und zwar stimmt Suidas im einzelnen mit Kedrenos gegen Glykas überein. In der gemeinsamen Quelle des Suidas und Kedrenos war der Palladiustext bereits durch weitere Zusätze interpoliert. Die Vorlage der Byzantiner war also ein Alexanderroman, in den lediglich das Commonitorium (d. i. Ps.-Kall. III 7—10) eingeschoben war.

Die beiden folgenden Kapitel (Ps.-Kall. III 11—12) werden in der Bamberger Fassung (Kleine Texte S. 6—9) ebenfalls als Traktat für sich gegeben. Auf diesen Traktat beziehen sich die Schlußworte des Palladius (S. 106 Müller), in welchen er dem Adressaten mitteilt, er lege ihm ein πονημάτιον bei Ἀρριανοῦ τοῦ μαθητοῦ Ἐπικτήτου, τὰ κατὰ Ἀλέξανδρον τὸν Μακεδόνα ἱστορήσαντος. Daß man diese Worte auf den folgenden Traktat zu beziehen hat, lehrt dessen Überschrift: Δάνδαμις . . . διηγούμενος τὰ κατὰ τὸν Μακεδόνα. Dieser Traktat enthält Ausführungen des Dandamis und schließt mit cap. 12. Denn in cap. 13 wird Dandamis als dritte Person eingeführt und von den Brahmanen ebenfalls in der dritten Person gesprochen, während der Arriantraktat sich als Belehrung seitens des Dandamis und der Brahmanen gibt. Auch die Hs C des Ps.-Kall. bricht mit dem Ende dieses Arriantraktates ab und beginnt mit einem neuen Stück (Müller, S. 109 adnot. 60). So ist denn das πονημάτιον des Arrian, das Palladius seinem Commonitorium beifügt, eben Ps.-Kall. III 11—12. Daß Kap. 11 eng zu 12 gehört, geht auch daraus hervor, daß in beiden Kapiteln das Streben Alexanders nach Weisheit (11: σοφία, μῆτερ προνοίας . . . δός εὐμενῶς ἤδη μοι τῶν αἰτημάτων τυχεῖν . . . ποθῶ δὲ ὅπως ἴδω καὶ μάθω σαφῶς. 12: ὀρεγόμενος σοφίας, Ἀλέξανδρε, ἦλθες πρὸς ἡμᾶς) als Grund seiner Beziehungen zu den Brahmanen angegeben und in beiden Kapiteln Kalanos erwähnt wird als derjenige, durch den Alexander früher schon Kunde über die Brahmanen erhielt. Dieser Traktat gibt sich als Bericht des Dandamis, der τὰ κατὰ τὸν Μακεδόνα erzählt, nach dem Tod Alexanders, wie aus den Worten πρὶν ἔδυνε κατὰ Βαβυλῶνα zu schließen ist. Daher erwartet man zu Beginn von cap. 12 statt des λέγουσιν ein historisches Tempus. Dies stand vermutlich auch im ursprünglichen Text; denn die lateinische Fassung (S. 6, 20) gibt *dicebant*. Daß dies nicht erst Verbesserung des Übersetzers ist, hervorgerufen durch jenes ἔδυνε, läßt sich dadurch erweisen, daß der Übersetzer diese Stelle gar nicht auf den Tod Alexanders bezogen hat; denn er gibt hier (S. 6, 10) *antequam ad Babyloniam appropinquaret*.

Nun hat schon Brinkmann, Verhh. der 43. Philol.-Vers. 1896 S. 86 f. auf eine Stelle des Dialogs Theophrastos des Aineias von Gaza (p. 19 ed. Boissonade) hingewiesen, die auf unseren Arriantraktat anzuspielen scheint, wie ja versteckte Anspielungen und Zitate sich unzählige in dieser Schrift des Rhetors finden. Οὔτε Ἀρριανός, so heißt es hier, ἐπὶ τὸ ἀληθέστερον μᾶλλον ἢ μυθωδέστερον συγγράφων, τοῦ δόγματος (nämlich die Lehre von der Seelenwanderung) ἐμνήσθη, καίτοι τὴν τῶν Βραχμάνων πρὸς Ἀλέξανδρον παρουσίαν ἐκδιδάσκων, ἐν ᾗ παραινοῦσιν Ἀλέξανδρον πλεονεξίας ἀπέχεσθαι. Dann heißt es weiter: ἀλλ' ὅμως οὔτε πρὸς Ἀλέξανδρον τοιοῦτον οὐδὲν ἐπεδείξαντο, οὔτε ὕστερον τοῖς Ἕλλησιν ἐπιστέλλοντες καὶ τὴν τῶν Ἑλλήνων φιλοσοφίαν διαβάλλοντες καὶ τὴν ἑαυτῶν ἀποσεμνύνοντες, οὐδαμοῦ τοῦτο τῆς ἀλαζονείας τὸ εἶδος τῇ ἐπιστολῇ προσέρριψαν. Brinkmann will diese Worte auf die große Rede des Dandamis beziehen, die in der Tat nicht an Alexander, sondern an die Hellenen gerichtet ist; und er läßt deshalb den Traktat des Arrian auch noch diese Kapitel umfassen. Gewiß ist es möglich, daß dem Aineias von Gaza beide Teile schon miteinander verbunden vorlagen. Aber ursprünglich waren sie getrennt, wie oben gezeigt ist. Aber die Worte des Aineias müssen sich nicht unbedingt auf jene miteinander verbundenen Teile beziehen.

[5]) Die Worte προσδιηγήσασθαι, προσεξηγησόμεθα beziehen sich nicht etwa auf einen verloren gegangenen ersten Teil des Briefes, sondern auf eine früher verfaßte selbständige Schrift; denken kann man dabei in der Tat an die Historia Lausiaca.

Daß die cap. 11—12 wirklich von dem Historiker Arrian (Ἀῤῥιανοῦ τοῦ μαθητοῦ Ἐπικτήτου) stammen, ist nicht unmöglich. Denn daß Arrian sich ausführlicher über die Brahmanen geäußert hat, kann man außer dieser Stelle des Palladius und dem Zitat des Aineias auch aus einem Selbstzeugnis des Arrian (anab. VI 16, 5) schließen: τῶν Βραχμάνων, . . . ὑπὲρ ὧν ἐγὼ τῆς σοφίας, εἰ δή τίς ἐστιν, ἐν τῇ Ἰνδικῇ ξυγγραφῇ δηλώσω. Dies Versprechen hat Arrian in den Indica nicht erfüllt; denn Ind. 11 handelt zwar von den indischen σοφισταί, aber durchaus nicht von der σοφία τῶν Βραχμάνων, worüber Arrian schreiben wollte. Da also Arrian selbst über die Weisheit der Brahmanen schreiben wollte, da Aineias von Gaza seine Schrift zitiert, und da Ps.-Kall. III 11—12 als Ἀῤῥιανοῦ πονημάτιον bezeichnet wird, so liegt jedenfalls die Annahme nahe, daß diese beiden Kapitel in der Tat auf Arrian beruhen, wenn sie nicht wirklich direkt von ihm herrühren. Die folgenden Ausführungen des Dandamis (Ps.-Kall. III 13—16) stammen jedoch von einem christlichen Verfasser.

Tübingen. Friedrich Pfister.

Eingegangene Schriften.

J. T. Allen, The greek Theatre of the fifth Century before Christ (Univ. of Calif. Publ. in Class. Phil. Vol, 7). Univ. of California Press, Berkeley.

H. F. Vogel, Quatenus auctores Graeci saeculi quarti syllabas breves cumulatas fugerint, Leipziger Dissertations-Auszug.

G. Kafka, Sokrates, Platon und der sokratische Kreis. München, Reinhardt. 15 M.

K. Κοσμᾶς, Δημοσθένους οἱ τρεῖς Ὀλυνθιακοί. Ἀθῆναι, Κόλλαρος.

L. Brun und A. Fridrichsen, Paulus und die Urgemeinde. Gießen, Töpelmann. 3 M. 30.

K. H. E. de Jong, De magie bij de Grieken en Romeinen. Haarlem, de erven F. Bohn. 2 f. 50.

G. Martin, Laus Pisonis. Diss. Cornell University.

K. Heussi, Das Nilusproblem. Leipzig, Hinrichs. 6 M.

C. Robert, Die griechische Heldensage. 2. Buch. Die Nationalheroen (Griech. Mythologie v. L. Preller. 4. A. 2. Bd. 2. Buch). Berlin, Weidmann. 36 M.

Gregorii Nysseni opera. Vol. I. Contra Eunomium libri. Ed. V. Jaeger. Pars prior. Berlin, Weidmann. 40 M.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Griechische Verskunst. Berlin, Weidmann. 80 M.

P. Hofmann, Die Antinomie im Problem der Gültigkeit. Berlin u. Leipzig, de Gruyter u. Co. 8 M.

Th. Bieder, Geschichte der Germanenforschung. Erster Teil (1500—1806). Leipzig-Berlin, Weicher. 10 M.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

Classics

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 18. Juni. 1921. №. 25.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

A. Kurfess, Curae Constantinianae. Eine kleine Festgabe seinem hochverehrten Lehrer Herrn Geheimen Oberregierungsrat Professor D. Dr. Hermann Diels zum goldenen Doktorjubiläum dargebracht. Berlin 1920, Weidmann.

Unter diesem Titel hat Kurfess drei in verschiedenen Zeitschriften bereits veröffentlichte Aufsätze zu einer Festgabe für Hermann Diels vereinigt: 1. Vergils vierte Ekloge in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. S.-A. aus Sokrates, Jahresber. 46, 1920, 8 S. 2. Der Schluß der vierten Ekloge Vergils in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. S.-A. aus Pastor bonus, Heft 2 (1920/21), 8 S. 3. Platos Timaeus in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. Ein Beitrag zur Echtheit der Rede. S.-A. aus der Zeitschrift f. d. neutestam. Wissenschaft, 19. Jahrg. 1919/20, S. 72—81.

Die Rede Kaiser Konstantins an die Versammlung der Heiligen ist schon vielfach der Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen gewesen. Ihre Echtheit dürfte durch die tüchtigen Arbeiten von J. M. Pfättisch nachgewiesen sein. K. versucht in den vorliegenden Aufsätzen noch andere Beweismomente für die Echtheit beizubringen. Aus dem Umstande, daß der griechische Kommentar und der griechische Text der vierten Ekloge teilweise miteinander im Widerspruch stehen, folgert er im ersten seiner Aufsätze, daß Übersetzung und Interpretation nicht von ein und demselben Verfasser herstammen. Andrerseits aber führt der griechische Kommentar, „der sich in der Deutung durchaus an die lateinischen Verse hält", einzelne Ausdrücke aus dem griechischen Text wörtlich an. Diese Erscheinung erklärt K. damit, daß auch der ursprünglich lateinische Kommentar die entsprechenden Ausdrücke aus den lateinischen Versen wiederholt und analog der griechische Übersetzer die gleichen Ausdrücke aus der von einem anderen herrührenden griechischen Übersetzung der Ekloge herübernimmt. Aus der Anlehnung des griechischen Kommentars an die lateinischen Verse und aus seinen vielfachen Latinismen zieht K. den Schluß, daß die Rede ursprünglich lateinisch abgefaßt war und somit konstantinisch ist.

Viel Schwierigkeiten hat den Erklärern von jeher besonders der Schluß der vierten Ekloge Vergils in unserer Rede verursacht. Mit ihm befaßt sich die zweite Arbeit von K. Die Feststellung, daß sich der Ausdruck ἅγιον πνεῦμα des griechischen Kommentars auf den Logos, die Person Christi, beziehen müsse, läßt

vermuten, in der Deutung des Schlusses der Ekloge könnte an die Präexistenz Christi gedacht sein. Nach der Ansicht von K. ist auch die Interpretation der letzten Verse jedenfalls für die Echtheit der Rede ins Feld zu führen.

Einen weiteren Beitrag zum Nachweis der Echtheit der Rede soll auch der letzte Aufsatz bilden. Den Einfluß Platos auf die Rede Konstantins hat bereits Pfättisch nachgewiesen (vgl. Straßburger Theologische Studien Bd. 9, Heft 4, 1908 und Tübinger Theologische Quartalschrift 92. Jahrg. 1910, S. 399 ff.). Mit ihm ist K. der Anschauung, daß der Verfasser der Rede mit den platonischen Schriften, besonders dem Timaeus, wohl vertraut war. Diese Tatsache legt ihm die Vermutung nahe, Konstantin habe vielleicht den Timaeus in der Übersetzung Ciceros gelesen. Endlich folgert K., daß die Rede nicht lange nach dem 28. Oktober 312 in Rom abgefaßt und nach dem Osten geschickt wurde.

Im wesentlichen führen also die Untersuchungen von K. zu den gleichen Ergebnissen wie die Arbeiten von Pfättisch, dessen Beweisführungen sie in mancherlei Punkten bestätigen bezw. ergänzen. Die neuen Vermutungen, die der Verf. bringt, sind zwar nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, bleiben aber wie vieles andere in der Rede problematischer Natur.

München. Matthias Wellnhofer.

Klassiker des Altertums: 2. Reihe, 15. Bd. **August Oehler**, Der Kranz des **Meleagros v. Gadara** (mit gegenübergestelltem Urtext; Auswahl u. Übertragung). Berlin 1920, Propyläen-Verlag. 348 S.

Werke der Weltliteratur: Der goldene Esel. Aus dem Lateinischen des **Apuleius v. Madaura** übersetzt von **August Rode**. Berlin 1920, Propyläen-Verlag. 310 S.

Der Berliner Ullstein-Verlag hat den rühmlichst bekannten, auch äußerlich hervorragenden Propyläen-Verlag aufgekauft und tritt mit einer Reihe von Neuausgaben vor die Kritik. Unsern Leserkreis interessiert die Herausgabe von Tibull, Properz, Apuleius und Meleagros, von denen zunächst die letztgenannte Anthologie hiermit vorgelegt wird. Hinter dem Pseudonym „August Oehler“ birgt sich ein eben verstorbener Mann der selbst mehr ein Dichter als Philologe war: der Wiener Privatdozent für klass. Philologie August Mayer (gest. 7. Januar 1920 zu Leysin in der Schweiz). M. hat sich in seinen eigenen Dichtungen, die er in den „Blättern für die Kunst“ erschienen ließ, sowie einer Nachdichtung der Antigone (München 1917 Georg Müller), die in München auch zur Aufführung kam, dem Einfluß von Stephan George, dessen Gefolgsmann zu sein ihm fast Lebensaufgabe war, nicht zu seinen Ungunsten nicht entzogen, obwohl sonst der Umgang mit diesem Kreis nicht immer zu seinem Besten gewesen ist. So bringt M. also mancherlei mit sich, was seiner Aufgabe zugute gekommen ist. Meleagros v. Gadara, der Zeitgenosse Ciceros, verdankt seine Unsterblichkeit einem feinen Kniff, indem er seine eigenen schwachen Epigramme dadurch verbreitete, daß er sie in eine Sammlung „Perlen der Poesie“ berühmter Epigrammatiker einschmuggelte. So steht gute Poesie neben recht mäßiger, aber im ganzen lohnt diese Auswahl aus den Resten griechischer (literarischer) Epigrammdichtung die Übersetzung. Es ist nun nicht ganz leicht in der Epitome, „die Konstantin Kephalas“ im 10. s. aus den zu umfangreichen κύκλοι gemacht hatte, das Gut Meleagers und die Aufteilung auf die Dichter seiner Sammlung, zumal er ihnen Blumennamen in dieser „Blumenlese“ zu geben für sinnig hielt, herauszugreifen. M., in seiner trefflichen Einleitung ganz Philologe, zeigt, wie Meleagros seine Epigramme anordnet, wie sich in der Anth. Palat. sog. „Meleagrische Reihen“ nachweisen lassen: das Prinzip der Anordnung ist der Wunsch, die Bearbeitung gleicher Motive durch die verschiedenen Dichter klar werden zu lassen, die Variation der Motive ergibt die Buntheit des Straußes. M. macht es wahrscheinlich, daß dieses Anordnungsprinzip bereits im Σωρός vorliegt und somit von Meleager aus der Quelle übernommen ist, und findet es bestätigt durch einen Papyrusfund (Oxyrh. Pap. IV. 64 Nr. 662), der ein unmittelbares Exzerpt aus der Sammlung Meleagers gibt: auch hier ist die Anordnung so, daß um die Werke eines Meisters die Nachahmungen anderer so geordnet sind, daß auf das Orginal eines Meisters (Leonidas v. Tarent) immer die Kopie der Nachahmer folgt. Es ist also der stilistische und motivische Gesichtspunkt für die Anordnung gleich maßgebend. Von Kephalas aber, das lernen wir gleichfalls aus jenem Fund, der dies nicht hat, stammt die Einteilung in sachliche Kategorien, also Grab- und Weihepigramme. Zu diesem Oxyrh.-Pap. 662 kommt das Originalfragment einer aus dem 1. nachchristl. Jahrh. stammenden Ausgabe des Meleager-Kranzes selbst: Berl. Papyr. 105 71 (= Berl. Klassik. Texte V, 1, S, 75, 1907), der Meleager-

Epigramme bringt, die auch unsere Sammlung enthält.

Um nun aus der Anth. Palat. „Meleagros“ herauszuholen, bedient sich Mayer mit Recht der 46 Dichternamen, die Meleager selbst als die Dichter seiner Sammlung bezeichnet und die Kephalas in dem Einleitungsgedicht erhalten hat. Meleager selbst fügt hinzu, daß er noch andere benutzt habe, z. B. sich selbst und jenen Augustus, der auf dem Meleager-Papyrus steht. Mayer verzichtet nicht mit Unrecht auf die Aufnahme solcher Meleager-epigramme, die man vermutungsweise den berühmten alten Lyrikern des 7.—5. Jahrh. zuschrieb und beschränkte sich auf die Wiedergabe der rein literarischen Epigramme vom Beginn dieser Stilwandlung des epigrammatischen Sujets, also der Wende des 4. zum 3. Jahrh., also um einige wenige Namen zu nennen: Apollonios Rhodios, Aratos, Asklepiades, Erinna, Kallimachos, Leonidas v. Tarent, Moiro, Nossos, Simias usw. M. bringt sodann eine sehr gehaltreiche literarhistorische Abhandlung über Leben und Wirken der im „Kranz“ vertretenen Dichter, die eine reiche philologische Kenntnis, wissenschaftliche Förderung und tiefes Verständnis verrät. Sie bietet auch dem Fachmann mancherlei: S. 19—81.

Für die Übertragung der griechischen Zweizeiler ist der Vierzeiler verwandt, ohne daß in der Tat die zahlmäßig wortreichere Übertragung die epigrammatische Kürze tötet. Die Übertragung verrät die nachfühlende Seele des Dichters. Die Auswahl als Probe fällt schwer; ich nehme daher ohne Wahl: Aratos v. Soloi (= A. Pal. XI, 437):

Steh stille, Wandersmann, und hör mein Klagen:
Der Dichter Diotimos sitzt nun fest
In Gargara, dem öden Felsennest,
Den Buben „Alpha, Beta“ vorzusagen.
Αἰάζω Διότιμον, ὃς ἐν πέτραισι κάθηται
Γαργαρέων παισὶν Βῆτα καὶ Ἄλφα λέγων.

Verdienstlich erscheint auch die Neuausgabe der alten Apuleiusübersetzung August Rodes, die 1783 zuerst erschien und sich in der Tat „wie ein Original von individueller Prägung“ liest. Die Beibehaltung der etwas veraltet anmutenden Sprache erscheint für diese Übersetzung als ein Vorzug. Sie ist vollständig und enthält insbesondere auch Buch XI. Auch hier ist die Güte des Papiers, des Druckes und der Ausstattung sehr zu rühmen.

Steglitz-Friedenau. Hans Philipp.

R. Ganszyniec, De argumentis immortalitatem vulgo adstruentibus particula prima. Cum epimetro de origine notionis animae. Posnaniae typis unionis iuventutis Polonicae 1920. 30 S.

Im Anschluß an Nitsch und gestützt auf Mitteilungen Ankermanns über den Seelenglauben afrikanischer Völker unterscheidet Ganschinietz in diesem zwei Bestandteile: das bisweilen durch Traumerscheinungen belebte Erinnerungsbild (εἴδωλον), das der Tote bei den Überlebenden hinterläßt (seinen „Schatten“), und den materiellen Hauch, der aus seinem Munde geht (ψυχή, skr. prāna); beide Vorstellungen sind früh zusammengewachsen, konnten aber auch später noch getrennt werden. Der Seele ein vom Körper unabhängiges Dasein zuzusprechen, rieten nach G. die Erscheinungen des Schlafes, bei dem der Körper fortbesteht, nachdem das Bewußtsein geschwunden ist. Er sammelt aus alter und neuer Literatur bis zum heutigen Okkultismus, in dem er eine atavistische Erneuerung ältesten Volksglaubens sieht, Stellen, in denen die vom Körper unabhängige Existenz der Seele mit der Analogie des Schlafes und des Traumes begründet wird, und schließt aus der Übereinstimmung, daß hier der Seelenglaube seinen Ausgangspunkt, und zwar — wenn ich richtig verstehe — seinen einzigen, jedenfalls wichtigsten Ausgangspunkt habe, wie dies auch sonst vielfach angenommen wird.

So gestellt, scheint mir die Frage nach Grund und Ausgang des Glaubens an die Fortdauer der Seele etwas Unwesentliches in den Vordergrund zu rücken. Begriffe und Gedanken, namentlich religiöse, entwickeln sich selten nach rein logischen oder psychologischen Reizen: viel häufiger werden sie bestimmt durch die Wirkungen, die sie auf ihre Träger — einzelne oder Gesellschaften — ausüben. Wichtiger als den logischen Ausgangspunkt einer Vorstellung festzustellen, ist es deshalb, den Vorteil aufzufinden, den der einzelne oder die Gesellschaft von ihr hat. Nur in diesem Sinne kann die Frage nach der Entstehung des Seelenglaubens allgemein beantwortet werden: daß die gleichen Kräfte oder Umstände ihn immer wieder am Leben erhielten oder erneuerten, läßt sich erwarten, dagegen sind sehr verschiedene Vorstellungen als begrifflicher Ausgangspunkt möglich, die Begründungen können nachträglich hinzugefügt sein und erweisen, auch wo sie übereinstimmen, nicht eine einzelne Vorstellung als einzigen Ausgangspunkt.

Wird die Frage so gestellt, so gestatten

gerade die der antiken Religionsgeschichte zu gebote stehenden Erkenntnisquellen, so vieles sie sonst im Dunkel lassen, schon eine bis zu einem gewissen Grade sichere Antwort. Der Glaube an die selbständige Fortdauer der Seele lehnt sich an Zaubermaßregeln an, durch welche die Bewohner der Balkanhalbinsel, Kleinasiens und der syrisch-palästinensischen Küsten mit Toten in Verbindung zu treten und selbst den Schrecken des Totenreiches zu entgehen hofften. Solche Riten verbreiteten sich wie das Kurpfuschertum, weil sie dem Zauberer Ansehen und reale Macht, den von ihm Betörten vermeintlichen Segen, endlich auch der Gemeinde einen gewissen Vorteil brachten, insofern sie — wie alle reliösen Begehungen — das Gemeingefühl stärkten. Diese anfangs von den Gemeinden zugelassenen oder gar als Gemeindeeinrichtungen anerkannten Zaubereien wurden zwar später in Palästina und den meisten Griechenstaaten Kleinasiens aus religiösen, moralischen oder politischen Gründen unterdrückt, hinterließen aber auch hier manche Spuren; im griechischen Mutterland hat z. B. Eleusis die aus vorgriechischer Zeit stammenden Formen des Erlösungszaubers bis ans Ende des Altertums im wesentlichen unverändert erhalten. Solche Zauberstätten haben die in andern Ländern, z. B. in Ägypten, längst bestehende Vorstellung vom glückseligen Land der Erlösten — und im Gegensatz dazu — die von den Schrecknissen des Hades verbreitet.

Charlottenburg. O. Gruppe.

Rudolf Heberdey, Altattische Porosskulptur. Ein Beitrag zur Geschichte der archaischen griechischen Kunst (herausg. vom Deutsch-österreichischen archäologischen Institut). Wien 1919, Hölder. 246 S., 4. 6 Tafeln. gr. 4. 225 M.

Von wohligem Gruseln erfüllt wandert der Besucher des Akropolismuseums durch die bescheidenen Räume, die die Inkunabeln der attischen Plastik bergen, erblickt verwundert die ungeschlachten, barbarisch bunten Ungeheuer, die ihn von allen Seiten dräuend anglotzen, bestaunt die zierlich und sauber aus dem weichen Stein geschnittenen Püppchen und dünkt sich in einer Welt weit entfernt von dem, was ihm sonst als griechisches Kunstschaffen geläufig und vertraut ist. Es ist eine, nicht nur dem Material nach, in sich abgegrenzte Gruppe von Werken, die zur Gänze einem geschlossenen Fundkomplex angehören, zu dem neuer Zuwachs so gut wie gar nicht zu erwarten ist und der deshalb besonders zu erschöpfender Behandlung lockt. Wiegands „Archaische Poros-Architektur der Akropolis zu Athen (1904)“ schien alles zu bieten, was dem so trümmerhaften Material abzuringen war. Und doch ist es Heberdey in mehrjähriger, unendliche Geduld erfordernder Arbeit an den Fragmenten gelungen, in sehr wesentlichen Dingen über seine Vorgänger hinauszugelangen. Es war eine entsagungsvolle Arbeit. Denn wenn zwei durch Jahrtausende getrennte Teile sich einander wiedergefunden haben, gelten sie von dem Augenblicke an für die Nachwelt wieder als das nie getrennte Ganze, an dem man sich freut, ohne viel des vorherigen Zustandes zu gedenken. Nur wer selbst solche Arbeit versucht hat, wer die ungezählten fruchtlos bleibenden Versuche kennt, formlose Steinbrocken aneinander zu passen, bis endlich zwei sich wiederfindende Teile mit einem Ruck ineinanderklappen, sich gleichsam mit ihren Poren ineinander festsaugen und dadurch ihre Zusammengehörigkeit beweisen, der vermag die geleistete Arbeit recht einzuschätzen. Die zwei Säle des Akropolismuseums haben durch H. ein wesentlich verändertes Aussehen erhalten. Für den Laien waren vorher die übel zugerichteten Porosskulpturen wenig verständlich, sie stellten an die Phantasie zu große Anforderungen, als daß man länger vor ihnen geweilt hätte. Nun sind fast alle die disiecta membra zu geschlossenen Skulpturengruppen gefügt, die selbst zum Beschauer sprechen und ohne weiteres verständlich sind. Dabei helfen ziemlich weitgehende Ergänzungen in getöntem Gips mit. Sie sind allerdings, wenn auch immer absolut gesichert, eine Konzession an das große Publikum zu ungunsten der kleinen Minorität von Fachgelehrten, denen dadurch eine Nachprüfung und etwaige Weiterarbeit so gut wie unmöglich gemacht ist. Für viele Tatsachen ist man jetzt auf Heberdeys in der neuen Veröffentlichung gegebene sehr genaue Beschreibungen angewiesen.

Als Endziel schwebte H. „die vollständige Aufarbeitung des Materiales vor, wobei ihm als Grundsatz galt, seine Aufgabe erst als erledigt zu betrachten, wenn für jedes Fragment, wo nicht durch unmittelbares Anpassen der ursprüngliche Platz ermittelt, doch wenigstens eine einwandfreie Deutung und Zuteilung gefunden war“. Es spricht sehr für die Gründlichkeit und den Erfolg seiner Arbeit, daß die Zahl der fraglichen Stücke, die schließlich übrig blieben, ganz gering ist und sich kaum irgend etwas von Bedeutung unter ihnen be-

findet. H. hat erstaunlich viel aus den so jämmerlich zugerichteten Trümmern herausgeholt. Wenn er auch nicht immer zu absoluter Sicherheit gelangen konnte, so sind doch bei dem in sich abgegrenzten Material die Möglichkeiten nicht zu zahlreich. Auch in Fällen, in denen der Leser zunächst über die Gewagtheit einer Annahme stutzt, gewinnt sie im späteren Zusammenhange, von verschiedenen Richtungen aus gestützt an Wahrscheinlichkeit. Wir dürfen es schließlich dem Autor, der sich so iu das Material eingearbeitet hat, nicht übelnehmen, wenn er manchmal, wo dieses gänzlich unzureichend ist, Vorschläge macht, für die er zurzeit den Beweis nicht erbringen kann.

Durch die Erkenntnis, daß wir es so gut wie ausnahmslos mit Skulpturen aus architektonischem Zusammenhang, mit Giebelreliefs zu tun haben, hat H. seiner Arbeit Schranken gesetzt, die sie in gewissem Sinne erleichterten. Es mußte natürlich sein Bestreben sein, die Zahl der Einheiten möglichst zu verringern. Wenn die erhaltenen Fragmente schließlich, fast ohne daß ein Rest blieb, auf 11 Giebel aufgeteilt werden konnten, so ist das manchmal vielleicht nicht ohne einen gewissen Zwang geschehen. Ich denke da vor allem an den Giebel IX mit den zwei Schlangen, deren Aufbau durch H. weseutlich geklärt worden ist und deren Zusammengehörigkeit zu einem Giebel nun nicht mehr angezweifelt werden kann. In die zwischen ihnen klaffende Lücke setzt er Watzingers dritten Löwen, eine Zusammenstellung, die an sich durchaus möglich ist, besonders da er sich den Löwen anders ergänzt denkt als Watzinger. Doch, die Schlangen werden dadurch zur bloßen, angenehmen Zwickelfüllung ohne weitere Bedeutung. Weun auch Tiergruppen hier gerne rein dekorativ verwendet werden, bei den Schlangen ist dies nach meiner Meinung gerade auf der Akropolis nicht ohne weiteres vorauszusetzen. Ob nicht doch Athene, die durch ihren heiligen Vogel bezeugt ist und nach H. die Mitte des Giebels V: Herakles und Triton gebildet hat, zu deu Schlangen gehört? Dann wäre in dem Löwen allerdings der Rest eines weiteren zwölften Giebels da. Doch solche Erwägungen sollen uns uicht die Freude an dem Neuen, das H. bringt, verringern. Eines seiner schönsten Ergebnisse ist der Giebel IV: Herakles' Einführung in den Olymp, dessen Hauptstück — es umfaßt einen großen Teil der rechten Giebelhälfte — er aus über 30 Fragmenten zusammengesetzt hat. Eine glücklich gefügte Brücke von Bruchstücken baut sich von der Figur des Zeus über die der Hera und der vermuteten Athene zur Gestalt des Herakles und seines Begleiters, in dem H. nicht, wie die meisten, Iris, sondern mit Wolters eine männliche Gottheit, Hermes, erkennt. Die linke Giebelhälfte füllt er mit einer Reihe von schreitenden Göttergestalten, deren Fragmente auch schon Wiegand zum Herakles gestellt hatte. Der blaue Reliefgrund gibt dieser Verbinduug Gewißheit.

Auch der Giebel III: Der heilige Ölbaum hat nun durch H. nach vielen Versuchen eine hoffentlich bleibende Form erhalten. Zwar fügten sich auch ihm die Bruchstücke des zierlichen kleinen Hauses nicht im Bruche aneinander, aber er verklammert die einzelnen Teile durch Schlüsse aus technischen, architektonischen Einzelheiten so sehr untereinander, daß, insbesondere was die Höhe und die Breite des Tempels betrifft, kaum ein anderer Aufbau möglich ist. Es ist ein kleiner Bau mit abgewalmten Dach, einer Cella und einer Vorhalle mit seitlichen Pfeilern, zwischeu denen vielleicht ähnlich wie an den Bauten der Françoisvase Säulen zu denken sind. An diesen Bau, der im Profil gesehen wird, schließt sich links eine Peribolosmauer, über die die Krone eines Ölbaumes sieht. Zu deu zwei Figuren, deren Reste sich an dem Gebäude und der Mauer erhalten haben, bringt H. noch die kleine Poroskore, die er aus technischen Gründen an die rechte Ecke des Baues ansetzt. Dazu kommen dann noch vermutungsweise zwei in Resten erhaltene weitere Figuren. Leider bleibt trotz der Vervollständigung der dargestellte Vorgang auch jetzt noch im Dunkeln. Sicher scheint H. nur, daß als Ort der Handlung die Akropolis gedacht ist, da sich die Handlung um einen Ölbaum gruppiert, der kaum etwas anderes sein kann als das Wahrzeichen der Göttin. Damit kommen alle außerattischen Mythen iu Wegfall. Aus topographischen Erwägungen heraus, die allerdings nicht zwingend sind, entscheidet sich H. für das Pandroseion. Daher ist ihm Petersens Deutung der Mädchen auf die Arrhephoren sympathisch.

Fein ist Heberdeys Zusammensetzuug des Giebels VII: Löwin auf Stier. Was Watzinger auf zwei Gruppen verteilt hatte, schloß sich für ihn zu der prachtvollen Riesengruppe einer Löwin zusammen, unter deren ungeheurer Wucht ein Stier zusammengebrochen ist. Das höchst lebensvoll dem Beschauer zugekehrte Gesicht der Löwin bildete den eindrucksvollen Mittel-

punkt des Giebels, dessen linke Hälfte nach Heberdeys ansprechender Vermutung die Gestalt eines männlichen Löwen füllte.

Ein recht verändertes Aussehen hat durch H. auch der Giebel VIII: Zwei Löwen auf Stier, erhalten. Ein Vergleich seiner neuen Rekonstruktion Abb. 83 mit Gilliérons Zeichnung bei Wiegand Abb. 230 b macht das klar. Auch diese Gruppe hat sich nun zu einem Giebelschmuck zusammengeschlossen, der überraschend symmetrisch kompouiert ist. Es ist ein Weiterbauen und Verbessern der in VII geschaffenen Komposition, und H. hat sicher recht, wenn er in VIII die jüngste Leistung der Poroskünstler sieht.

Von einem weiteren Tiergiebel kleinereu Maßstabes X: Löwe und Eber sind nur geringfügige Bruchstücke da, die jedoch genügen, um durch Material und Maße das Vorhandensein auch dieses Giebels zu beweisen.

Bei deu restlichen Reliefs war weniger zu tun, aber es ist doch kein einziges ohne irgend eine Ergänzung oder bessere Erkenntnis geblieben. In V: Herakles und Triton, konnte die Figur des sogenannten „Typhon“ durch kleine Anfügungen einem besseren Verständnis erschlossen werden. Der „Blaubart“ hielt ein Vögelchen in den Händen, das er zärtlich streichelte. Die rechten Hände der beiden anderen Kerle waren nicht drohend vorgestreckt, sondern grüßend gehoben. Und so weuig das zu einem furchtbaren Ungeheuer paßt, so wenig kann der dreiteilige Geselle selbst als Kämpfer an den Ereignissen beteiligt sein. Er ist, trotz seiner schreckhaften Erscheinung, ein recht friedfertiger Zuseher. Was den Gegenstand seines Interesses bildete, ist nun uicht mehr zweifelhaft. Heberdeys Untersuchungen haben es nahezu zur Gewißheit erhoben, daß „Typhon“ und Herakles-Triton in einem Giebel vereinigt waren. Die freibleibende Giebelmitte füllte zunächst eine flüchtende Nereide, der H. neben dem schon bekannten linken Unterarm mit Gewandrest auch den Kopf, eine Hand, die einen Vogel hält, sowie den Abspalt eines sandalenbekleideten Fußes zuweisen zu können glaubt. Daß H. daneben nicht weitere Meermädchen, sondern, wie oben erwähnt, die Figur der Göttin Atheue annimmt, überrascht eigentlich. Die e i n e Nereide ist dann sehr vereinsamt, besonders da sich aus ihrem Zusammenhang für H. auch die Deutung des „Typhon“ ergibt. Er müsse dem Kreise der Meerwesen angehören, die ganze schreckhafte und doch wieder wohlwollende Mischgestalt verkörpere wunderbar das in ewigem Wechsel bald dräuende, bald gütige Element. „Am Meeresstrand spielt der Kampf, dem er als Zuseher anwohnt, die Meermädchen wie die Vögel der See flüchten, vom Getümmel aufgeschreckt, in seine Arme, die sich ihnen hilfreich entgegenstreckeu“. Als Wasser deutet er sich die merkwürdigen Attribute, die zwei der Kerle in der Linken führen, ohne allerdings aus dem Bereiche der griechischen Kunst eine Analogie dafür liefern zu können.

Unter VI: Bakchischer Tanz, hat H. das wenig beachtete Bruchstück des Giebels des alten Dionysostempels aus dem Dunkel der Magazine des Athener Nationalmuseums ins Licht gerückt. Für die Giebel I: Herakles und Hydra, und II: Herakles und Triton, erschlossen sich ihm die genauen Maße der Giebeldreiecke. Einen elften Giebel bilden die unter XII A und B besprochenen Bruchstücke eines mit Malerei verzierten Giebeltympanons.

So ergaben sich für H. schließlich elf verschiedene Giebelreliefs, die nuu wo möglich mit den erhaltenen Architekturen zu verbinden waren. Sehr geschickt hat H. zunächst den großen Tiergiebel VIII untergebracht, ohne eine eigene Architektur für ihn beanspruchen zu müssen. Eine genaue Untersuchung der von Schrader dem zweiten Giebel des peisistratidischen Athenatempels zugewiesenen Bruchstücke einer Marmorgruppe, darstellend zwei einen Stier zerfleischende Löwen, hat ergeben, daß diese anscheinend eine in Marmor ausgeführte, in allen wesentlichen Zügen und auch in den Maßen übereinstimmende Wiederholung des Porosgiebels VIII darstellt. H. erklärt die zweimalige Ausführung, wie mir scheint, glücklich, damit, daß ursprünglich die Porosgruppe VIII im Hintergiebel des peisistratidischen Athenatempels gestanden habe uud erst nachträglich durch die Marmorgruppe ersetzt wurde, als man den Gigantengiebel aufgestellt hatte. Gewisse technische Beobachtungen, die er an VIII gemacht hat, scheinen dafür zu sprechen

Von den restlichen zehn Reliefs gehören nur zwei, V und IX, sicher zu e i n e m Bau, dem alten Athenatempel, bei II und X ist die Zusammengehörigkeit wenigstens möglich, bei allen übrigen aber ausgeschlossen. So braucht H. noch mindestens acht verschiedene Bauwerke, während ihm nach Wiegands Untersuchung nur sechs, mit dem Dionysostempel sieben zur Verfügung standen. Mit großem Aufwand an Scharfsinn und Geduld hat er nun das ganze Wiegandsche Material noch einmal durchgesehen, mit dem Ergebnis, daß

sich von zwei Wiegandschen Rekonstruktionen weitere Bauten loslösten. Es ist sehr überraschend, zu erfahren, daß Bauglieder eines zweiten dorischen Baues von den großen Abmessungen des Hekatompedons da sind. Den Anstoß zu dieser Entdeckung gab die Erkenntnis, daß unter den dem Hekatompedon zugewiesenen, mit Malerei verzierten Kragsteinen der schrägen Giebelgeisa zwei in den Maßen verschiedene Typen vorhanden sind, die unmöglich an einem Bau untergebracht werden können. Es fanden sich dann noch andere Bauglieder hinzu, so daß an dem Vorhandensein des Heberdeyschen Baues H_2 kaum gezweifelt werden kann. H. gewinnt damit einen Rahmen für den großen Giebel VII. Sein Versuch, in H_2 die Architektur eines vorpeisistratidischen Propyläenbaues zu erkennen, ist eine beachtenswerte, kühne Kombination, deren Möglichkeit nicht abgesprochen werden soll.

Der Bau, den Wiegand als Typus A bezeichnet hat, löst sich nun in nicht weniger als drei Architekturen auf. A_1 hat nach den Maßen den Giebel III enthalten. Wenn H. in diesem Bau das ältere Erechtheion sieht und auch noch eine Spur seiner Fundamentbettung im Inneren des späteren Erechtheions gefunden zu haben glaubt, so gilt von dieser Kombination das oben von H_2 Gesagte. Den Giebelschmuck von A_2 bildete der Giebel II und vielleicht auch X. A_3 enthielt das gemalte Tympanon XII A, B. H. glaubt auch den Standort dieses Baues gefunden zu haben. Er bringt ihn mit den in den Burgfels gemeißelten Bettungsspuren im Nordosten des Parthenon zusammen, die recht wohl die Fundamente eines Antentempelchens getragen haben können. In den Wiegandschen Bau C paßt nach den Maßen und nach der Gestaltung des Giebelkymations der Giebel IV. Da für die Wiegandschen Bauten B, D und E anscheinend kein Giebelschmuck nachweisbar ist, bleibt schließlich der Giebel I ohne zugehörige Architektur, so daß also für ihn noch ein zwölfter, ganz verschwundener Bau angenommen werden mußte.

Ein ausführliches Kapitel hat H. den stilistischen und chronologischen Ergebnissen gewidmet. Es ist gewissermaßen programmatisch, wenn er den Darlegungen über die Relieftechnik, die Darstellung der Einzelformen, die Bemalung, die Giebelkomposition usw. zwei ausführliche Abschnitte über das Material und die Technik der Bearbeitung desselben vorausgeschickt hat. Die Summe aller der Beobachtungen, die ihm nur ein jahrelanges Vertrautsein mit dem Material vermitteln konnte, ist hier in den mit größter Akribie abgefaßten technischen Beschreibungen niedergelegt. Mit geschärftem Auge geht er den Werkspuren der verschiedenen Instrumente nach, deren vier erschlossen werden können, die Säge, das Messer, das Rundeisen und die Feile. Die Möglichkeiten und die Wirkungen dieser Werkzeuge werden ausführlich dargelegt und die Poroskunst als ausgeprägte Schneidekunst charakterisiert. H. ist geneigt, Beschaffenheit des Werkstoffes und die durch denselben bedingte Technik der Bearbeitung als die hauptsächlichsten form- und stilbildenden Elemente der attischen Poroskunst in den Vordergrund zu stellen, nach meinem Gefühl vielleicht allzusehr. Ich möchte der Veranlagung und dem Kunstwollen der Leute eine etwas ausschlaggebendere Rolle zuteilen als dies H. tut und muß gestehen, daß ich eine „Mechanisierung“ des Kunstlebens auch für primitive Stufen nur in gewissen Grenzen gelten lasse. Es ist zwar richtig, daß sich jedes Material seinen Stil schafft, aber ebenso auch, daß aus denselben Grundlagen an verschiedenen Orten nicht dieselben Blüten erwachsen. Gerade im Zusammenhange dieses Kapitels müssen wir es bedauern, daß H. in selbstgewollter Beschränkung nur die attischen Werke in den Kreis seiner Untersuchung gezogen hat. Der ganze Schatz an Erfahrungen und Beobachtungen, die ihm die attischen Skulpturen vermittelten, käme ihm bei der Untersuchung der außerattischen Werke in weichem Stein wie keinem zweiten zugute. Und das wäre eigentlich die Probe aufs Exempel. Es ist doch beachtenswert, zu welch verschiedener Formgebung — aus nahezu gleichen Bedingungen heraus — z. B. der Künstler des Gorgo-Giebels von Garrizza gelangt ist. Auch hier die Beschränkung durch den architektonischen Rahmen und der weiche Stein. Ich weiß leider nicht zu sagen, ob die Technik genau dieselbe ist wie in Athen, jedenfalls versucht auch Versakis (Πρακτικά 1911, S. 202 f.) die Formen aus der Schnitztechnik abzuleiten. Und doch ist das Resultat — trotz Ähnlichkeiten — ein wesentlich verschiedenes. Der Korfiote ist zu einer größeren Ausgeglichenheit der Formen gelangt, seine Gestalten sind schlanker und haben flüssigere Umrißlinien ohne die Muskelprotzerei der attischen Poroskünstler, dabei geht er in der Belebung der Flächen, in der Herausholung der Tiefen viel weiter als diese. Und zu ähnlichen, in ihren Abweichungen bezeichnenden Ergebnissen kämen wir beim Vergleich anderer

alter Skulpturen in weichem Stein. Eine Untersuchung in dieser Richtung — sie kann nur an den Originalen gemacht werden — muß vorgenommen werden und H. wäre nach dem Gesagten wohl der Berufenste, sie durchzuführen.

Für die zeitliche Festlegung hat H. die Porosskulpturen, von der Reliefbehandlung ausgehend, zunächst in eine relative Reihung gebracht, in der mir nur seine Anordnung des Giebels VI, den er mit I an den Beginn der Reihe stellt, nicht passen will. Die Bewegungen der Figuren sind hier von einer Freiheit, für die wir sonst bei den Porosskulpturen eigentlich vergebens nach Analogien suchen.

Für die absolute Datierung ist H. mit großer Sorgfalt allen den möglichen Fäden nachgegangen, die die einzelnen Werke mit zeitlich einigermaßen sicher Festgelegtem verbinden. Man wird sich erst bei einem solchen Anlaß wieder recht bewußt, mit wie wenigen festen Größen wir — auch heute noch — rechnen können. Mit Heberdeys Einordnung der Porosplastik zwischen die abgerundeten Jahresgrenzen 610—540 kann man sich wohl zufrieden geben.

Auf den Anhang: „Zur Baugeschichte des Parthenon", in dem H. aus den Stützmauern und der Schichtung der Schuttmassen im Süden des Tempels wichtige Anhaltspunkte für die Geschichte des Vorparthenon gewinnt, kann hier schließlich nur hingewiesen werden.

Mit dem vorliegenden Werke hat das Österreichische archäologische Institut — hier möchte der Rezensent als Angehöriger desselben zum Referenten werden — einen glänzenden Beweis seiner in Österreich leider seit dem Umsturz von verschiedener Seite angezweifelten Daseinsberechtigung erbracht. Das Buch ist ein würdiger Nachfolger der vorausgegangenen Veröffentlichungen des Institutes, ein prächtiges Gegenstück zu Schraders „Auswahl archaischer Marmorskulpturen". Zwar sind die unscheinbaren Porosskulpturen kein so dankbares Objekt für glanzvolle Abbildungen wie die schimmerndglatten Marmorstatuen der Nesioten. Um so mehr kann das überaus reichliche Abbildungsmaterial des Textbandes, das durch keinerlei Kriegsersparungen verkürzt worden ist und so gut wie kein auch noch so unscheinbares Bruchstück unberücksichtigt läßt, bewundert werden. Der Tafelband mußte zwar schmäler werden als der Schraders, das äußere Gewand ist kriegsmäßiger, doch sein Inhalt nicht von geringerer Qualität. Die großen Heliogravüren stehen auf der gewohnten Höhe, auf den glänzenden Farbenlichtdruck der österreichischen Staatsdruckerei, der den Giebel IV nach einem meisterhaften Aquarell Gilliérons wiedergibt, soll besonders aufmerksam gemacht werden.

Heberdeys Buch ist in den Wirren des Zusammenbruches geboren, in einer Zeit, die für das verstümmelte Österreich nur Zerstörung und Abbau aller gewohnten Kulturwerte bedeutet, in der die Ärmsten des Elendstaates, dessen geistige Arbeiter, gezwungen sind, im Ausland, bei den ehemaligen Feinden, um des Tages Notdurft zu betteln. Wir brauchen in Österreich jetzt Leistungen wie Heberdeys Buch, die diesen zeigen, daß wir doch nicht ganz arm sind, daß wir der Welt noch etwas zu schenken haben, was nicht weniger bedeutet, als die Almosen, die sie uns jetzt zuteil werden lassen.

Wien. Camillo Praschniker.

Kataloge des Röm.-German. Central-Museums: No. 8: Italische Altertümer vorhellenistischer Zeit von **Friedrich Behn.** Mainz 1920, Wilckens. 8, mit 12 Tafeln und 20 Textabb. 7 M.

Die Kataloge des Mainzer Museums bedürfen längst keiner Empfehlung mehr. Zu den vorhellenistischen Altertümern der östlichen Mittelmeerländer (1913) gesellt sich nun dieser neue Band von Behn. Die Mainzer Sammlung ist zwar auf diesem Gebiet nicht reich, aber sie besitzt immerhin eine bemerkenswerte Reihe von Proben aus fast allen Epochen und Gebieten Altitaliens, und außerdem ein paar ganz ausgezeichnete Stücke, wie den bronzenen „Kandelaber" No. 77 Taf. X 1 (auch Mainzer Zeitschr. VI 1911 Taf. 1), eines der schönsten Werke ionisch-etruskischer Toreutik des ausgehenden 6. Jahrhunderts, oder das wenig ältere Schwert mit durchbrochenem und eingelegtem Ortband aus Capena (No. 647, Taf. X 2) und die samnitische Panzerscheibe No. 994, Taf. XII 1. Auch die Korallenperlen No. 835 und die Bronzeplatte No. 1080 Abb. 17 sind kostbare Seltenheiten.

Jeder Abteilung hat B. eine kurze orientierende Übersicht mit den wichtigsten Literaturangaben vorangestellt, an denen mir nur zweifelhaft ist, ob sie bei den interessierten Laien, denen diese Kataloge doch vor allem dienen sollen, nicht zu viele Spezialkenntnisse voraussetzen. Für Studenten dagegen sind diese Einleitungen gewiß sehr fördernd und willkommen. Bei aller Anerkennung im ganzen kann ich dem Verf. in manchem nicht zustimmen:

S. 10: Obsidian muß in Italien keineswegs importiert sein: er findet sich an verschiedenen Stellen der Halbinsel, das Bullettino di Paletnologia Italiana gibt darüber eine ganze kleine Literatur. S. 38: Von einem „Einfluß des mykenischen Elements bei der Bildung der Villanovakultur“, vor dessen „Überschätzung“ B. warnt, oder auch in Picenum (S. 126 ff.), kann ich überhaupt keine Spur erkennen, ebensowenig von einem Einfluß oder gar Import von griechischer Dipylonkeramik (S. 39 f.). Die ältesten Buccherovasen beschränken sich nicht auf die kleinen kugeligen Amphoren, sondern umfassen Skyphoi, Kantharoi, einhenklige Tassen u. a. (S. 41). Die „riesigen Mengen Bernstein“ (S. 43) schrumpfen, wenn man sie genau besieht, auf eine gar nicht so große Masse zusammen, ebensowenig sind etruskische Inschriften in der „I. etruskischen Periode sehr häufig“ (S. 44): auf viele Hunderte von Vasen und Geräten kommen ein paar Dutzend Inschriften. In diese Periode, das 7. Jahrh., gehört natürlich auch das cornetaner Grab mit der ägyptischen Vase des Königs Bokchoris, dem einzigen festen Anhaltspunkt der altetruskischen Chronologie, welches B. den um mindestens ein paar Generationen jüngeren Grabgemälden von Veji gleichsetzt (S. 45 f.). Daß „milesischer“ Import in Etrurien häufig sei, wird man kaum behaupten können, noch weniger, daß die echt attischen „tyrrhenischen“ Amphoren im Lande hergestellte Nachahmungen seien (S. 46). Bei der Besprechung der Funde von der Certosa bei Bologna (S. 120 f.) werden gerade die wichtigsten Reliefstelen und Situlen mit Figurenfriesen zwar abgebildet, aber nicht im Texte erwähnt, ebensowenig in dem Abschnitt Picenum (S. 126 f.) die reichen Funde von Ancona. Indessen sollen diese kleinen Ausstellungen unserer Dankbarkeit keinen Eintrag tun gegenüber den Fachgenossen, die unter dem schweren Druck der Fremdherrschaft sich Arbeitsmut und -kraft ungemindert bewahren.

Halle. Georg Karo.

Auszüge aus Zeitschriften.

American Journal of Archaeology. XXV, 1.

(1) **D. M. Robinson**, A Cylix in the Style of Duris. In Neapel erworben, angeblich aus der Gegend von Capua, mit Bankettszenen und Inschrift ὁ παῖς καλός, wohl um 470 gefertigt, von geschickter Fälscherhand ergänzt. — (18) **R. Carpenter**, Dynamic Symmetry: a Criticism. Wertvolle Bemerkungen zu J. Hambidges Buch, Dynamic Symmetry: the Greek Vase (1920), dessen Behauptung von der Existenz einer uralten griechisch-ägyptischen Wissenschaft stark angezweifelt wird. — (37) **C. G. Harcum**, Roman Cooking Utensils in the Royal Ontario Museum of Archaeology. Das Museum hat trotz später Gründung ungewöhnlich viel Material aus dem täglichen Leben der Römer. Die hier besprochenen Geräte (Bronzekessel, Siebe, Schöpfkellen, Pfannen, Gabeln, Messer) stammen aus Ägypten. — (75) General Meeting of the Archaeological Institute of America. Unter den Vorträgen sind zu nennen **W. F. Stohlmann**, A Group of Sub-Sidamara Sarcophagi; **M. H. Swindler**, Drawing and Design on Greek Vases; **Ch. Peabody**, The Proposed Prehistoric Foundation in France; **D. M. Robinson**, Etruscan and Later Terra-Cotta Antefixes at the Johns Hopkins University; **R. G. Kent**, A Baffled Hercules (Marmorkopf aus Sparta). — (83) **S. N. Deane**, Archaeological News.

Biblische Zeitschrift. XV, 4.

(291) **G. Graf**, Die arabische Pentateuchübersetzung in cod. Monac. arab. 234 (Schluß). Der Übersetzer ist wohl in Mosul zu suchen. — (301) **H. J. Vogels**, Eine Neuausgabe des Codex Vercellensis. Weist zahlreiche Fehler und Mängel in der neuesten Ausgabe dieser wichtigen altlateinischen Evangelienhs durch A. Gasquet (Rom 1914) nach. — (319) **E. Springer**, Die Einheit der Rede von Kapharnaum (Jo. 6). Die Rede läßt sich nur als Ganzes verstehen und bezieht sich auf die Eucharistie. — (335) **G. Kurze**, Die στοιχεῖα τοῦ κόσμου Gal. 4 und Kol. 2. Gemeint sind damit nach dem Sprachgebrauch der außerbiblischen Schriftsteller nicht Engel, sondern Elemente. — (337) **A. Rücker**, Cyrill von Alexandrien und die Judaskommunion. Gegen Spiteri, Judas hat nach der Meinung Cyrills am Abendmahle teilgenommen. — (339) **J. Sickenberger**, Bibliographische Notizen zum Neuen Testament. — (381) Mitteilungen und Nachrichten.

Internationale Monatsschrift. XV, 5.

S. 447—474. **E. Kornemann**, Der Kampf um Arabien und Indien im Altertum. Dareios veranlaßte Skylax von Karyanda zu einer Erkundungsfahrt und eröffnete den Seeweg nach Arabien und Indien. Alexander verfolgte dieselbe Politik nach der Entdeckungsfahrt des Nearchos, starb aber vor der Ausführung. Die Landexpedition des Älius Gallus 25 v. Chr. scheiterte, aber Juba verfaßte ein Werk für Arabien, das für Gajus Cäsar bestimmt war. Nach dessen Tode förderte Augustus den Handel mit Arabien und Indien. Plinius (IV 101) erwähnt das griechische Reisebuch eines Kaufmanns. Philostorgos erwähnt noch um 400 Aden als römischen Handelsplatz. Der Besitz Ägyptens hat immer den Blick auf Indien gelenkt.

Der Kunstwanderer. III, 2.

S. 336—339. **H. Dammann**, Tiere und Götter als Amulette in Altägypten. Die Amulette, glasierte

Steine, grüne und blaue Glasurware, Lapislazuli u. a. zeigen im kleinsten Maßstabe denkmalartige Großheit und überraschende Naturtreue. Die Tiere, Apis, Krokodil, Löwe, Schakal, Nilpferd, Sperber, Fische u. a. symbolisieren die Anrufung einer Gottheit. Die Schlange deutet teils auf Schrecknisse hin, teils auf die Macht ihrer Beherrschung. Unter den Göttern sind Osiris und Isis die verbreitetsten. Beliebt als Schutzgeist wurde das mit dem babylonischen Gilgamesch verwandte zwergenhafte Wesen Bes mit Federkrone und Pantherfell, das nicht nur Dämonen verscheucht, sondern auch Heiterkeit gewährt und zum Spielzeug der Kinder gehörte. Häufig ist auch der zum Heros gewordene Kanzler der Pharaonen Imhotep. Dagegen ist der Skarabaeus nicht Amulett, sondern Petschaft.

Orientalistische Literaturzeitung. XXIV, 3—4. (51) **F. E. Peiser**, Psalm 126 (Schluß). Ist als ein Gedicht aufzufassen, das verfaßt war, um bei einer der Rückwanderungen gesungen zu werden. Bestimmte Datierung ist nicht möglich. — (57) **F. E. Peiser**, Zu 1. Sam. 20, 30. Will den Text ändern und übersetzen: Im Herumtreiben liegt die Rebellion. — (58) **W. F. Albrecht**, Ein ägyptosemitisches Wort für „Schlangenhaut". sbi = arab. sabi' = assyr. sabsabu Vorhaut. — (59) **E. Mahler**, Zur Chronologie der Predigten des Chrysostomos wegen der Weihnachtsfeier. Aus astronomischen Gründen ergibt sich, daß die Predigt in Antiochia, die Usener dem Jahre 388 zugewiesen hatte, in das Jahr 387 zu setzen ist. — (64) **B. Meißner**, Bemerkungen zu hethitischen Reliefs aus Karkemisch. Erklärung zu Hogarts Tafeln (London 1914) und anderen Funden, deren Inschriften noch nicht entziffert sind. — (66) **E. Schachermeyr**, Ein neuer Ḫatti-König. Aus der Abschrift des Vertrages zwischen Muršil und dem Fürsten von Ḫalab ergibt sich als neuer König Dudḫalia, Vorgänger Ḫattušils II. — (70) **O. Schweder**, dAga-šu-ul, dMe-šu-ul, dMe-iz-zu-ul-la-áš. Besprechung dieser Götternamen. — (71) **A. Ungnad**, Eine altbabylonische Kriegsdepesche. Von H. F. Lutz 1917 veröffentlicht. — (72) **Th. Bauer**, Bemerkungen zur VI. Tafel des Gilgamesch-Epos. Erläuterung einzelner Ausdrücke. — (74) **V. Christian**, Über einige babylonische Ackerbau- und Bewässerungsgeräte. Grabstock, Schöpfgerät. — (78) **A. Poebel**, Zur zweiten Person Pluralis des Imperativs im Sumerischen. — (79) **W. Schwenzner**, Beiträge zur babylonischen Wirtschaftsgeschichte. Eine Lohnaufbesserung trat (vgl. Xenophon, Kyrop. VII 5, 36) im zweiten Jahre des Kyros ein, wie die von Straßmaier herausgegebenen Verwaltungsurkunden beweisen. — (95) **L. Malten**, Zu OLZ Sp. 32 ff. (betrifft Autran, Les Phéniciens). — **C. F. Lehmann-Haupt**, Zu „Yaunâ takabarâ. Unter den „einen breitkrämpigen Hut tragenden Joniern" sind die Athener zu verstehen, die in den Augen der Perser Vasallen geworden waren. — (96) **P. Thomsen**, Grabungen in Askalon und Tiberias.

Philosophisches Jahrbuch. XXXIV, 1. S. 5—30. **M. Wittmann**, Aristoteles und die Willensfreiheit. 1. Aristoteles zu allen Zeiten als Anhänger der Willensfreiheit betrachtet. 2. Der intellektualistische Freiheitsbegriff der späteren Peripatetiker. 3. Die Freiheitslehre in der Scholastik. 4. Trendelenburg. 5. Hemann. Schluß folgt.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Abrahams, J., Studies in Pharisaism and the Gospels: *Orient. L.-Ztg.* 24, 3—4 Sp. 93 f. 'Ein ungemein lehrreiches und sympathisches Buch'. *M. Löhr.*

Curtius, L., Das griechische Grabrelief: *Orient. L.-Ztg.* 24, 3—4 Sp. 95. 'Die Reproduktionen trefflich gelungen, der Text weitumschauend, feinfühlend'. *L. Malten.*

Davidson, H. S., De Lagarde's Ausgabe der arabischen Übersetzung der Genesis (Cod. Leid. arab. 230) nachgeprüft: *L. Z.* 19 Sp. 378 f. 'Dankenswerte Ergänzung zu Lagardes Materialien'. *Brockelmann.*

Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 31 f. 'Die Lektüre ist wirklich ein Genuß'. *G. Krüger.*

v. Harnack, A., Marcion: Das Evangelium vom fremden Gott. Eine Monographie zur Geschichte der Grundlegung der katholischen Kirche: *L. Z.* 19 Sp. 369 ff. Anerkannt von *G. Kr.*

Hughes, J. C., De Lagarde's Ausgabe der arabischen Übersetzung des Pentateuchs (Cod. Leiden. arab. 377) nachgeprüft: *L. Z.* 19 Sp. 378 f. 'Dankenswerte Ergänzung zu Lagardes Materialien'. *Brockelmann.*

Kidd, B. J., Documents illustrative of the History of the Church, Vol. I: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 30. 'Kommt für uns Deutsche nicht in betracht, da wir ähnliche Sammlungen haben'. *H. Koch.*

Kyle, M. G., Moses and the Monuments: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 27 f. 'Dankbar zu begrüßen, aber die Tragweite der beobachteten Materialien muß besser abgemessen werden'. *E. König.*

Macarii Anecdota ed. by G. L. Marriott: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 32 f. 'Wird zur weiteren Förderung des Problems beitragen'. *H. Lietzmann.*

Pagenstecher, R., Über das landschaftliche Relief bei den Griechen: *L. Z.* 18 Sp. 360 f. Anerkannt von *B. Schweitzer.*

Peitz, W., Das Register Gregors I. Beiträge zur Kenntnis des päpstlichen Kanzlei- und Registerwesens bis auf Gregor VII.: *L. Z.* 19 Sp. 372 ff. 'Bei mannigfacher Belehrung in Einzelpunkten ist das Buch als Ganzes nur mit Einschränkung zu billigen'. *F. Schneider.*

Reitzenstein, R., Die hellenistischen Mysterienreligionen. 2. A.: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 26 f. Mit einigen Bedenken anerkannt von *A. v. Harnack.*

Sild, O., Das altchristliche Martyrium: *Th. L.-Ztg.*

46, 3—4 Sp. 30 f. 'Dringt nicht in die Tiefe'. *A. v. Harnack.*

Testamentum, Novum, Graece rec. H. J. Vogels: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 28 ff. 'Die Ausgabe kann als würdiger Konkurrent von Nestle anerkannt und empfohlen werden'. *A. Pott.*

Thomsen, V., Samlede Afhandlinger. Förste Bind: *L. Z.* 19 Sp. 379. 'Dauernder Besitz der Sprachwissenschaft'.

Tiele - Söderbloms Kompendium der Religionsgeschichte. 5. A. D. N. Söderblom: *L. Z.* 18 Sp. 346 ff. 'Der 5. Auflage kommt der reiche Ertrag der Arbeit der letzten Jahre überall zu gute'. *R. St.*

Winternitz, M., Die Frau in den indischen Religionen. 1. Tl.: *Th. L.-Ztg.* 46, 3—4 Sp. 25. 'Zeigt alle Vorzüge von Winternitz' Arbeitsweise'. *R. O. Franke.*

Witzel, M., Der Drachenkämpfer Ninib: *Orient. L.-Ztg.* 24, 3—4 Sp. 88 f. Anerkennend bespr. von *M. Pancritius.*

Wreszinski, W., Der Papyrus Ebers. 1. Tl.: *Orient. L.-Ztg.* 24, 3—4 Sp. 92 f. 'Mit Dank zu begrüßen'. *H. Ranke.*

Wundt, M., Plotin. Studien zur Geschichte des Neuplatonismus. 1. Heft: *L. Z.* 19 Sp. 371. 'Greift das Problem mit gutem Erfolge erneut auf'. *J. Gotthardt.*

Zahn, Th., Die Apostelgeschichte des Lucas. Erste Hälfte. Kap. 1—12. Ausgelegt: *L. Z.* 18 Sp. 345 f. 'In seiner Art ein Meisterwerk'. *Fiebig.*

Mitteilungen.

Zu Sallust IV.

Lesarten aus einem alten Leipziger Druck[1]) zu den Epistulae ad Caesarem senem de re publica.

Ich gebe die genaue Collation nach meiner soeben (Leipzig 1921, Teubneriana) erschienenen kritischen Sonderausgabe: Überschrift: Ad CAESAREM SENEM | DE REP.

p. 1, 1 Populus Ro. vero — obtinebat, 2 fortuna — mortalis, 6 sequeēq, 7 maxime, 9 faciūdo cęterum, 10 haberi — in curia, 14 formidatur, 15 perverse — illi, 18 optimus — asperrime, 21 predam; p. 2, 1 adversum, 2 bonis pacis artibus, 3 mediocris, 4 optima — uti, 5 qualicunq; — composueris, 7 monet. Accipe bellum:, 9 avide, 14 Cętera, 15 prudentiorem. sicuti peridem, 16 iniquorum occupandi — aducti, 19 quietis, 20 minicari — qs (= quis), 21 sic uti, 24 impendebat — in mane, 25 dictu est, 26 dis asserunt, 27 in spoliato, 29 ut *om.*; p. 3, 1 quod — factu est, 4 recidat, 5 eternum, 8 impium — leta, 9 nequiores, 10 haud scio *om.*, 11 invictos, 13 sepe, 14 cece eedem, 19 prelio, 22 repentine cedes, 24 seva, 26 iniurie, 29 adversum; p. 4, 1 deterrimi, 2 profundi — quererent, 3 opprobria, 4 preterire, 5 qualis, 8 etas, 9 attigerit, 12 consydera qualis, 15 Romani, 16 consenturos, 17 prede, 20 concordie — discordie, 23 cuique, 26 libidini, 28 secordia; p. 5, 3 a veteribus acquirit, 4 est *om.*, 5 atque sumptiva est, 12 libidini, 13 si in, 16 substentant, 18 nanq, 21 penas, 24 civis, 26 obsecutus, 28 cum, 28 concessis; p. 6, 1 maxime, 2 negocii, — terre, 4 neq; iret, 5 plebes, 7 negocia, 9 maxima, 10 pernities — dedecus, 11 sepe — cum ammoneo, 12 quę res, 13 autoribus, 14 corruissent, 19 prebendo, 21 pacientia — preceptis, 24 auleis, 26 eis, 27 honorare, 29 nequiquam — habiti, 31 precipitat; p. 7, 1 vulgo, 3 provintię, 6 inequalis, 8 ignavie, 11 publice, 12 absolvi, 15 reprehendenda, 17 quem edita — evolat, 18 penitet, 20 fuerat — reliquum.

AD C.
CAESAREM
ORATIO
DE RE
PVB
LI
CA

p. 7, 24 cuiquam, 25 quo uis (*sic!*); p. 8, 1 copie, 6 in ea] mea, 12 haberi — euius, 13 iubet, 15 inte — cęteras, 17 sed per] semper cęteros, 18 mortales, 20 in *om.*, 22 neque ego, 25 prelia, 26 negociis — Nam quę; p. 9, 2 disturbabit, 3 pretura, 4 militieque, 5 preclara, 8 haud] aut, 14 sumam, 16 quouis, 17 neque is, 20 luget, 28 secordia; p. 10, 3 preceps tanque immoderatus, 6 intelligebat, 7 Ad Herculem Catonem, 10 sic uti hostie — importunissima, 14 quin, 18 si liceat] scilicet — tante, 19 sperantibus — merori, 20 quin, 25 dubitabit — tui, 26 putas; p. 11, 1 maxima, 2 sepius, 3 deminute, 4 qui an illius, 7 ant milicia, 8 honeste — patrie, 10 cepere, 14 Nec igitur, 21 amittende, 24 negociis, 25 imprudens — quo mea, 26 sevitia, 27 cum, 28 imponi; p. 12, 5 secordia, 5 ignavie — semper *om.*, 8 ille — fuerant] fiet, 11 maximum, 13 existimaverunt, 14 potiretur, 15 ipsius, 21 in ea] mea, 22 maxima — concordia inter veteres *om.*, 23 maximum, 24 litteris, 25 humane — substuleris, 26 referet, 27 nꝫ domi nꝫ militię r̄gi pōt, 29 bone; p. 13, 1 qū, 2 sepe, 3 āmiserint, 4 virtutes — ideo, 6 estuat, 11 divitie clare, 14 malis] modis, 17 si ut — neque consul, 21 prīe, 23, suorum iudiciorum, 24 sors, 29 coequantur — Nec ego; p. 14, 1 per inde, 2 appetuntur, 4 cęterum, 5 immenis, 9 cun | tos, 11 hebere — tam cesi, 12 equi, 13 aut — cuius, 15 emuli, 16 qui a, 17 abobtrectant, 18 estimant, 20 inconsulatum, 23 maximo, 25 cruente; p. 15, 3 grecorum, 4 grecos, 7 sic ut — instituto, 9 Postumi — Favoni — magne, 10 supervacanea honera, 11 Cohortum — illis, 13 sic ut, 14 corrigendaque, 17 cogitavi, 22 corrūpere, 25 cuicunque, 26 illustrior; p. 16, 2 cepit, 6 sic uti, 7 obedit — exequitur, 8 patris — supervacanea, 9 caliditas, 10 nunguam, 13 quiqua, 17 patrie, 18 ad hoc, 19 secordia, 20 ignari, 25 simultas arrogantia fert², 26 estimant; p. 17, 3 insititia, 6 obtabilis, 10 numero *om.*, 16 distinuer̄, 18 probari, 19 libido, 20 sanatorum — sententie, 11 obediendum 24 desineres, 25 placet eat — modis in, 26 offitia, 27 prime — mittenda; p. 18, 1 qui — futuris, 2 describere, 6 ubicunque, 8 quocunque, 10 carioriem — ora, 13

[1]) Phil. lat. 74; vgl. diese Wochenschr. 1920, S. 1172.

secordiam, 15 in somniis, 16 ea mens, 19 cuiusquam, 20 divina — si *om.*, 21 cuique, 28 maximam; p. 19, 4 uti, 5 gentis, 8 equalis, 9 maximo, 12 dubium] durum, 13 cedes, 15 gloria agita, 18 obtrectatoribus, 20 que — queq, 22 deus — obtestor.

Charlottenburg. Alfons Kurfeß.

Zu Scribonius Largus.

C. 181 heißt es von denen, die von dem Saft des giftigen Bilsenkrautes (altercum) getrunken haben: opio laesi similiter curentur. Diese Bemerkung befremdet, da von der Behandlung der Opiumvergiftung schon im unmittelbar vorhergehenden Kapitel die Rede war. Der Anstoß wird beseitigt, wenn man liest: opio laesi⟨s⟩ similiter curentur; diejenigen, die vom Bilsenkraut genossen haben, sollen ähnlich wie Opiumesser kuriert werden. Das ursprüngliche laesis wurde infolge von Haplographie in laesi korrumpiert. Zu dem Dativ bei similiter vgl. C. 194 toxicum concitat mentis furorem cogitque exululare et palpitare lingua similiter decollatorum capitibus. Plin. n. h. 11, 86. — C. 206 ist überliefert: Item facit ad oculorum imminentes epiphoras superpositum frontibus (emplastrum viride Glyconis chirurgi). Statt des auffälligen Plurals frontibus ist der Singular fronti herzustellen, wie C. 259 facit hoc malagma ad luxum et ad capitis dolorem fronti superpositum; vgl. Cels. III 20 capiti frontive impositum sinapi. — C. 166 will Jourdan (s. diese Wochenschr. 1920 S. 316) lesen: altera etheriace ad eadem facit statt alter pastillus ad e. f. Ich halte die Einschaltung von theriace nicht für nötig; da das vorhergehende Kapitel mit Theriace facit ad omnium serpentium morsus beginnt, ergänzt sich hier theriace leicht von selber; der ursprüngliche Wortlaut war also: Altera ad eadem facit. Nachdem dieser durch Haplographie in alter ad eadem verderbt war, hat ein Abschreiber aus der unmittelbar vorhergehenden Zeile pastillus zu alter wiederholt.

Ansbach. G. Helmreich.

Ein heiteres Mifsverständnis

findet sich in Pauly-Wissowa Realencyklopädie Bd. VIII in dem Artikel „Gramineen" S. 1698, wo als Beweisstelle dafür, daß der Taumellolch (lolium) trotz seiner Schädlichkeit zuweilen von Menschen gegessen wurde, neben Plaut. Mil. gl. 321 auch angeführt wird Horat. sat. II, 6, 89 cum pater ipse domus palea porrectus in horua esset ador loliumque dapis meliora relinquens.

Ansbach. G. Helmreich.

Eingegangene Schriften.

M. Tulli Ciceronis de divinatione liber primus. Part. I. With commentary of A. St. Pease. Univ. of Illinois. 1 sh. 50.

R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium. Bonn a. Rh., Marcus u. Weber. 45 M.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 25. Juni. 1921. №. 26.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

A. v. Aster, Geschichte der antiken Philosophie. Berlin und Leipzig 1920, de Gruyter & Co. 274 S.

Das Buch ist als Leitfaden für Studierende gedacht und diesem Zweck wird es durch seine flüssige, gedrängte und doch nicht zu magere Darstellung auch durchaus gerecht. Es tritt damit an die Seite der Arbeiten von Schwegler-Köstlin, Windelband-Bonhöffer, Deussen, Zeller (Grundriß 12. Aufl. herausg. vom Ref. 1920) und Überweg-Prächter (11. Aufl. 1920), hinter welch letzterem es an Umfang weit zurücksteht. Ein in die Augen fallender Vorzug vor den genannten Werken läßt sich an dieser neuen Geschichte der antiken Philosophie nicht namhaft machen. Ohne besondere eigene Auffassungen des Verf. irgendwo zu verraten, gibt sie die herrschenden Ansichten nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung in leicht verständlicher Form wieder. Eigentümlich ist der Schlußabschnitt S. 246 ff., wo der rhetorische Einschlag der antiken Philosophie so stark betont wird, daß der Anfänger Gefahr läuft, ein falsches Bild von ihr zu erhalten. Daß die antike Philosophie, wie in diesem Zusammenhang erwähnt wird, auch „auf die Mitmenschen einwirken, erzieherisch und wegweisend tätig sein wollte", hat seinen Grund darin, daß die antiken Religionen vorwiegend Kultusreligionen waren und nur ganz geringe Ansätze zu ethischer Unterweisung enthielten. Es bleibt dies aber auch ein Ruhmestitel der antiken Philosophie im Vergleich mit derjenigen der Gegenwart, die sich, wenigstens in ihren zünftigen Vertretern, im Anschluß an Kant fast ganz auf Erkenntnistheorie beschränkt, und damit dem praktischen Leben entfremdet hat. Auf das Schlußwort folgt S. 253 ff. noch eine „Zeittafel und Übersicht über die Geschichte der antiken Philosophie", die eigentlich ein kurzer, zu rascher Einprägung geeigneter Auszug aus der Hauptdarstellung ist und demgemäß manche Wiederholungen enthält. In den an den Schluß (S. 264 ff.) verwiesenen Anmerkungen führt der Verf. die wichtigste Literatur an und setzt sich mit verschiedenen Forschern teils zustimmend, teils polemisch auseinander. So wird Reinhardts Parmenides im wesentlichen abgelehnt, dagegen H. Maiers Auffassung des Antisthenes (in seinem „Sokrates") gegen die Joëls und v. Wilamowitz' (im „Platon") verteidigt. In der Auseinandersetzung mit Natorp über das Verhältnis des Aristoteles zu Platon kann ich dem Verf. nicht zustimmen, wenn er Aristoteles „den in allen wesentlichen Punkten systematischen Fortsetzer und Ausbauer Platonischer Gedanken" nennt. Daß bei den Literaturangaben über Platon (S. 267) Konstantin Ritter vollständig totgeschwiegen wird, ist ein positives Unrecht. Mindestens sein Platon I (1910) hätte erwähnt und auf seine Platonstudien hingewiesen werden müssen. Auch das Buch v. Arnims, Platons Jugenddialoge und die Ent-

stehungszeit des Phaidros (1914) hätte umsomehr genannt werden müssen, als der Verf. „die Phädrusfrage absichtlich außer acht gelassen hat“. Von Bonhöffer hätte S. 270 außer dem angeführten Buch noch erwähnt werden müssen: Die Ethik des Stoikers Epiktet (1894) und Epiktet und das Neue Testament (Religionsgesch. Vers. u. Vorarb. X) 1911. Bei Epikur fehlt die gerade für Anfänger sehr nützliche Schrift von A. Kochalsky, Die Lehre Epikurs (Leipzig-Berlin 1914), eine Übersetzung und Erklärung von Diog. L. X. Was soll ein Student mit der Bemerkung zu S. 151 (S. 271) anfangen: „Zur Schrift de mundo: Capelle“? Es mußte die bei Diederichs in Jena 1907 erschienene Übersetzung der „Schrift von der Welt“ mit Einleitung genau angegeben werden. Bei der mittleren Stoa durfte W. W. Jägers Schrift über Nemesios von Emesa (Quellenforschungen zum Neuplatonismus und seinen Anfängen 1914) nicht übergangen werden, in der Poseidonios als der Vorläufer der neuplatonischen Mystik erwiesen wird.

Zur Hauptdarstellung noch ein paar Einzelbemerkungen. Die καθαρμοί des Empedokles setzt der Verf. mit Bidez in die Jugend des Agrigentiners, während sie Diels seinen vorgerückteren Jahren zuweist. Wahrscheinlich sind sie von Περὶ φύσεως überhaupt nicht zu trennen (vgl. besonders fr. 15, 2), worüber Näheres bei Zeller, Phil. d. Gr. I⁶ (1920) S. 1007 ff. Die „Wassergöttin Νῆστις“ hat Kranz, Hermes 47 (1912) S. 23, 1 unter Hinweis auf Il. 19, 156. 207, Od. 18, 370 in Frage gestellt und in eine „Göttin Nüchternheit“ zu verwandeln versucht, worüber Zeller I⁶ 949, 1. Bei der Sophistik ist zwar das neuerdings gefundene umfangreiche Bruchstück aus der Ἀλήθεια des Antiphon erwähnt, dagegen werden die viel umstrittenen, von Blaß entdeckten Reste des „Anonymus Jamblichi“ mit keinem Worte berührt. Bei den Sokratikern hätte Aischines von Sphettos (vgl. über ihn das Buch von Dittmar 1912) eine Erwähnung verdient. Widerspruchsvoll ist es, wenn es S. 167 heißt, Poseidonios habe im Gegensatz zur Lehre des Polybios, daß die Menschen am Anfang ein tierähnliches und elendes Leben gefristet hätten, eine goldene und glückselige Urzeit angenommen, während S. 170 behauptet wird, er habe mit dieser seiner Anschauung von einem goldenen Zeitalter auch auf Polybios gewirkt.

Ich rede nicht gerne von Druckfehlern. Wenn sie aber so massenhaft und so grob auftreten, wie in diesem Buch, muß das doch gerügt werden. Bei griechischen Anführungen ist es fast eine Ausnahme, wenn sie ganz richtig sind. Von deutschen Fehlern nur einige Beispiele: Ethymologie (S. 3, 139); Prodiskos von Kos (S. 41); „Orest steht verhüllt vor ihrem Bruder“ (S. 54, Beispiel für den καλυπτόμενος); „schon früher im [vorigen?] Paragraphen erwähnten Theorie“ (S. 69); Eleastik (S. 89); Obligarchie (S. 128); Hypothenuse (S. 95); Demokratische Atomenlehre (S. 147); „Die 10 Tropen Agrippa“ (S. 186); Leben und Schreiben (S. 193); Erathostenes (S. 199); Appollonius von Thyana (S. 201, 262); Deuten (st. Denken, 222); Elektizismus (S. 261 zweimal!); εἰς τὴν πλατῶνος θεολογίαν (S. 242). Der Druck des Buches ist sehr eng, das Papier, selbst für gegenwärtige Verhältnisse, hervorragend schlecht.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Fritz Weege, Etruskische Malerei. Halle a. S., Max Niemeyer. 4, mit 89 Textabbildungen und 101 Tafeln. In Halbleinband 180 M. Ausgabe mit Einzeltafeln in Mappe 200 M.

Seit Jahrzehnten bildet eine wirklich getreue photographische Publikation etruskischer Wandgemälde einen frommen Wunsch italischer Altertumskunde. An farbigen Wiedergaben fehlt es nicht, einige von ihnen, vor allem die von Gustav Koerte in den Antiken Denkmälern (II 41—43) veröffentlichten, sind sogar recht gut. Aber man darf nie vergessen, daß zeichnerische Treue allein nicht ausreicht. Um den Stil des Originals wiederzugeben, muß sich der Kopist so damit getränkt haben, daß er ganz instinktiv selbst so zeichnet und malt wie der Schöpfer des Vorbildes. Das ist besonders schwer bei flott und leicht, virtuos, aber sorglos hingepinselten Bildern, wie es fast alle diese etruskischen Grabgemälde sind; und so haben denn im Stilistischen alle Kopisten mehr oder minder versagt, die modernen Italiener noch weit mehr als der feinsinnige Stackelberg vor hundert Jahren. Fritz Weege, durch lange Vertrautheit mit italischer Wandmalerei, vom Etruskischen und Oskischen bis zum Goldnen Hause des Nero und sogar bis zu Raffaels Loggien, besonders dazu berufen, hat sich um Wissenschaft und Kunst ein bleibendes Verdienst erworben, indem er die wichtigsten Gräber zunächst von Corneto in photographischer Wiedergabe vorlegte. Dabei ist ihm in der Plettnerschen Lichtdruckanstalt in Halle ein un-

schätzbarer Helfer erstanden, dessen Leistungen richtig nur würdigen kann, wer sie mit den vielfach minderwertigen oder verblaßten Originalaufnahmen vergleicht. Und der Niemeyersche Verlag hat, ohne zu knausern, ein ganzes Vermögen an diese Publikation gewagt, dabei aber ihren Preis so niedrig gehalten, daß wir ihm alle zu größtem Dank verpflichtet sind.

Diesen ungewöhnlich glücklichen Auspizien fehlte nur eines: genug Papier. Es wird späteren Geschlechtern einmal unglaublich erscheinen, daß der Druck am Schlusse ganz schonungslos zusammengestrichen und abgebrochen werden mußte, weil eben einfach kein Papier mehr da war. Auf den letzten Seiten mußte mit jeder Zeile ängstlich gerechnet werden. So ist denn leider das für den Forscher besonders wichtige Schlußkapitel (Die erhaltenen Malereien der Gräber von Tarquinii) allzu kurz ausgefallen, es fehlen Tafelbeschreibung und Grabpläne, sogar ein Tafelverzeichnis, das schließlich auch auf dem Deckblatt der Tafeln noch Platz gefunden hätte, ebenso ein Register. Für den Gelehrten sind Tafelbeschreibungen fast minder wichtig als für den „weiteren Leserkreis, Kunst- und Altertumsfreunde, Künstler und auch solche, die sich mit Rhythmik und Kostümkunst beschäftigen“, an die sich der Verf. vornehmlich wendet (S. VI). Sie können viele der Bilder ohne sachkundige Erklärung nicht verstehen, noch auch wie unsereiner die früheren Publikationen nachschlagen, auf die W. verweist (S. 105). Ebenso macht sich der durch den Krieg bedingte Mangel an Plänen der Gräber wie auch des ganzen Geländes empfindlich geltend. Zum Glück läßt sich dies alles im zweiten Bande nachholen, für den uns der Verf. auch eine kunstgeschichtliche und stilkritische Untersuchung der etruskischen Malerei verspricht.

Vieles hat er ja bereits in der Skizze der „Eigenart der etruskischen Malerei und Kunst“ vorweggenommen, welche den ersten Abschnitt des Buches bildet. Ich begrüße darin vor allem die entschlossene Abkehr von der bequemen, allzu weit verbreiteten Auffassung, daß etruskische Kunst fast ganz aus Nachahmungen und Nachwirkungen, noch dazu meist recht minderwertigen Nachahmungen orientalischer und griechischer Vorbilder bestehe. Eben weil die Eigenart dieser Kunst schwer zu umschreiben und zu schildern ist, scheint mir die Aufgabe doppelt lockend und doppelt lohnend. Man wird dabei, glaube ich, eine frühe Phase ungriechisch-asiatischen Einflusses (7. Jahrh.) zu scheiden haben von der am leichtesten greifbaren Epoche intensiver Befruchtung durch ostionische Kunst im 6. Jahrh., an dessen Ende dann attischer Einfluß sich stärker geltend zu machen beginnt. Politische und wirtschaftliche Beziehungen spielen dabei eine große Rolle, die nur richtig aufzuhellen sind, wenn man die Funde aus den einzelnen Gebieten Etruriens zunächst gesondert betrachtet und von ihrer Verschiedenheit aufsteigend zur Erkenntnis des allgemein-etruskischen Stiles und Ethos gelangt, der jene umfaßt. W. hat gut daran getan, sich in diesem ersten Bande auf einige kurze Andeutungen zu beschränken. Immerhin hätte ich lieber mehr von ihm gelernt und auf lange Zitate aus anderen Büchern verzichtet. Das gilt auch von dem wichtigsten, außerordentlich fesselnden Abschnitt über den Jenseitsglauben der Etrusker, seine Darstellungen in der Kunst und seine Nachwirkungen in Mittelalter und Renaissance, ja sogar noch im modernen Toscana: wie manches Neue hätte uns W. da noch zu sagen gehabt, das bei der Enge des Raumes dem drei Seiten langen Exkurs über die Orphiker geopfert worden ist. So leidet das Buch an einer ungleichen Ökonomie der Einteilung und des Aufbaues. Indessen darf sich der Leser dadurch die Freude an dieser schönen Gabe um so weniger rauben lassen, als ja das Vermißte (wozu ich besonders auch reichere und eingehendere Verwertung der Monumente aus Stein und Metall rechne) in dem hoffentlich bald zu erwartenden zweiten Bande Platz finden kann.

Halle. Georg Karo.

R. Ganszyniec, Der Ursprung der Zehngebotetafeln. Eine motivgeschichtliche Studie. Berlin 1920, Fuhrmann. 30 S.

Der Bericht über die Einsetzung des Dekalogs (Exod. 24 ff.) enthält Wiederholungen und Widersprüche, die sich bisher nicht dadurch erklären lassen, daß mehrere Überlieferungen voneinander nach literarischen Kennzeichen geschieden werden. Auch Ganszyniec versucht dies nicht; er macht vielmehr den meisten der bisherigen Untersuchungen über die Herkunft des Dekalogs den Vorwurf, daß in ihnen das bunte Spiel der lebendigen Überlieferung nicht genügend in Anschlag gebracht sei. Damit steht er im Einklang mit dem, was die neuere Pentateuchkritik auch an anderen Stellen gelehrt hat: wo früher eine glatte Scheidung verschiedener Quellen möglich schien, stellt sich

jetzt öfters heraus, daß so nicht alle Unstimmigkeiten behoben werden.

G. sieht den Hauptwiderspruch darin, daß Moses 40 Tage bei Gott verweilt und dann die Tafeln erhält, die er gleich in Empfang hätte nehmen können. Er sondert danach zwei Überlieferungen mit verschiedener Offenbarungsart: eine jüngere, nach der Moses ein Prophet war, der in der Unterredung mit Gott inspiriert wurde, und eine ältere, nach der er die von dessen Hand geschriebenen Tafeln empfing. Diese ältere Überlieferung soll nicht wie die jüngere an den Sinai, sondern an den Seir östlich vom Arabatal verlegt sein. Das wird daraus geschlossen, daß nach Ios. ἀρχ. 1.70 κατὰ γῆν τὴν Σιριάδα zwei Säulen aufgestellt gewesen seien, auf denen Seths Nachkommen ihre σοφίαν τε τὴν περὶ τὰ οὐράνια καὶ τὴν τούτων διακόσμησιν aufgeschrieben hätten, damit in der bevorstehenden Sintflut das Wissen nicht verloren gehe. Er vergleicht damit Harpokrations Prolog zu seinem „Heilbuch aus Syrien", in dem erzählt wird, wie der Autor den Inhalt seines Werkes in persischer Sprache und Schrift auf einer verhüllten Stele in Babylon aufgefunden und von einem freundlichen Greis übersetzt erhalten habe. Aber die Stele aus dem syriadischen Land darf mit der von den Nachkommen Seths errichteten Säule aus der Siris auch in dem Sinne schwerlich verglichen werden, daß die Überlieferung von einer Säule in der Siris von Harpokration frei für seine Erfindung benutzt und weiter aus dem Sirisland Babylon in Syrien gemacht wurde. Daß Iosephos' Siris die Gegend am Seir bezeichnete, ist auch nur eine unsichere Vermutung. Der Glaube, daß eine Inschrift den Willen oder die Offenbarung einer Gottheit enthalte, liegt nahe und ist weit verbreitet; G. selbst hat eine leicht vermehrbare Reihe solcher Überlieferungen angeführt. Aus dieser Übereinstimmung folgt eine Berechtigung, die medizinische und die astronomische Säule zu vergleichen, so wenig, wie aus dem ungefähren Namensanklang. Insbesondere ist aus der von Iosephos berichteten und anderen ähnlichen Geschichten nicht zu folgern, daß der Jahwist, der Elohist und der Jehovist als Inhalt der Tafeln Mosis sich etwas anderes gedacht haben als Gesetzesvorschriften. Auch Dt. 5, 19 hat solche, und zwar wahrscheinlich den Dekalog im Auge; es ist schwer verständlich, wie diese Stelle als Beweis dafür angeführt werden kann, daß die ältere Überlieferung den Inhalt der Tafeln nicht gekannt habe.

Zwischen der Überlieferung von Moses' langem Aufenthalt auf dem Berge und der von den Gesetztafeln besteht aber überhaupt nicht ein Widerspruch, der durch die Benutzung verschiedener Quellen erklärt werden müßte, diese also beweisen könnte. Überall, wo einheitliche Geschichtsfeststellungen erstrebt und und nicht bloß gedankenlos widersprechende Überlieferungen nebeneinandergestellt werden, sind so zutage liegende Unstimmigkeiten nur scheinbar; die Verwendung solcher plumper Widersprüche hat die Quellenkritik stets auf Abwege geführt. So ist es auch hier. Wie in vorgriechischer und ältester griechischer Zeit auf der Balkanhalbinsel wurden auch in Palästina die Rechtssatzungen, sowohl die kurzen schriftlich aufgezeichneten, als auch die daneben bestehende mündliche Überlieferung, auf Offenbarung zurückgeführt: jene auf Inschriften, welche die göttliche Hand selbst verfaßt, diese auf Unterredungen, die der Gesetzgeber mit der Gottheit gehabt habe. Beide Überlieferungen schließen sich nicht nur nicht aus, sondern jede fordert als notwendige Ergänzung die andere. Zwar scheint es, als hätten auch die Tafeln auf eine mündliche Unterweisung des Gesetzgebers zurückgeführt werden können; aber dem stand die Scheu entgegen, mit der die Obrigkeit sie umgab, um sich den Anspruch auf den Alleinbesitz der Kenntnis vom göttlichen Recht zu wahren. Die strenge Geheimhaltung dieser Tafeln wurde damit begründet, daß ihre Berührung verderblich sei, weil Gottes Finger sie geschrieben habe und Gottes Geist in ihnen niedergelegt sei.

Sehr ähnliche Zustände der Staats- und Rechtsbildung und dieselben Formen der Rechtsfindung finden sich um 1000 v. Chr. auf der Balkanhalbinsel, wo eben damals Vorgriechen und eingewanderte Indogermanen zum Volk der Griechen zusammenwuchsen; selbst die einzelnen Rechtssatzungen stimmen überein, z. B. die über unfreiwillige oder gerechte Tötung, bei welcher der Staat in Vorderasien wie in Griechenland einen harten Kampf gegen die altgeheiligte Sitte der Blutrache führte und schließlich nur auf einem Umweg dazu gelangte, die Bedrohten zu schützen (vgl. darüber einen Aufsatz in einem der nächsten Hefte der Zeitschrift für Alttestamentlische Wissenschaft). Darum ist die Betrachtung der mosaischen Rechtsgeschichte auch für die klassische Philologie lerreich, wenn auch nicht aus jüdischen Staatseinrichtungen und Rechtsgedanken vorgriechische und altgriechische erst erschlossen werden dürfen. Eine Vergleichung, aus der das zu Vergleichende erst

festgestellt werden soll, ist bei den Gesetztafeln auch nicht nötig.

Charlottenburg. O. Gruppe.

Kees, Studien zur ägyptischen Provinzialkunst. Leipzig, Hinrichs. 15 M. 20.

Maspero hat immer wieder die Forderung aufgestellt, den provinziellen Strömungen in der ägyptischen Kunst nachzugehen. Er selbst hat einzelne Vermutungen ausgesprochen, aber niemals Gelegenheit genommen, seine These an konkreten Beispielen auszuführen. Bei der Bearbeitung des Textes zu meinen Denkmälern bin ich wiederholt auf die Frage nach wirklich selbständigen provinziellen Kunstzentren geführt worden, bin aber im wesentlichen (die Kunst des alten Reichs S. 14, Anm. 96) zu einem negativen Ergebnis gekommen. Bei der im Winter 1912/13 gemeinsam mit Dr. Kees auf einer Dahabie unternommenen Nilreise hatte ich von vorn herein in erster Linie den Besuch solcher Örtlichkeiten ins Auge gefaßt, die mit der Bahn schwerer zu erreichen waren, die überhaupt seltener aufgesucht wurden. Unter ihnen befanden sich mehrere Nekropolen kleinerer Provinzstädte, deren Reliefs, weil sicher an Ort und Stelle entstanden, noch am ehesten ein Urteil über lokale Sonderheiten erlaubten. Dr. K. hat eine Anzahl dem alten Reich angehöriger Reliefs (oder, was methodisch auf das gleiche hinauskommt, Malereien) in vorzüglichen Aufnahmen vorgelegt und mit einem sorgfältigen Kommentar versehen. Er geht aus von Gräbern in Hierakonpolis, Hemamie und Scheich Said, sämtlich in Oberägypten, zieht aber zum Vergleich alle ihm erreichbaren veröffentlichten Provinzialdenkmäler heran, über die eine geographisch geordnete Übersicht gegeben wird, in der Hierakonpolis und Hemamie selbst ausgelassen sind, die von Daschur (bei Memphis) bis Assuan (am ersten Katarakt) reicht. Unterägypten bleibt ausgeschlossen. Ich hätte gewünscht, daß den angeführten Denkmälern wenigstens eine ungefähre Datierung beigegeben wäre. Denn wenn sie auch sämtlich dem alten Reich zuzuweisen sind (und dem Anfang des mittleren Reichs), so bleibt es doch nicht gleichgültig, ob eine Darstellung der vierten bis fünften Dynastie oder der sechsten bis elften oder gar noch späterer Zeit angehört. Auf den Tafeln, die die Firma Obernetter noch vor dem Kriege fertiggestellt hat — K. hat seine Arbeit zum großen Teil in Mußestunden, die ihm der Kriegsdienst ließ, entworfen —, ist besonders bemerkenswert die „Ausfahrt auf dem Nil“ aus Hierakonpolis mit der von mir zuerst erkannten, von K. ausführlich begründeten Darstellung des Flottmachens einer auf eine Sandbank geratenen Dahabie. Sehr interessant ist der Vergleich der Tänzerinnen von Hemamie und Scheich Said (Taf. VI u. VII), für die Geschichte der Grabformen wertvoll die Aufnahme der Taf. III, mit dem Blick durch den Kultraum des Hauptgrabes von Hemamie. Die merkwürdige Übertragung der memphitischen Mastabagrabform auf das Felsengrab, die Fraser zuerst in Tehne erkannt hat (wo Hinweise auf Hemamie und Deschasche gegeben sind), legt K. gut dar, das Einzelne einer Untersuchung überlassend, die ich an der Hand weiterer Aufnahmen seit Jahren vorbereite. Irrtümlich ist die Unterschrift auf Beiblatt 1, das nach einer Aufnahme von mir vergrößert ist. Nicht Handwerker, sondern Hirten und Küchenszenen sind dargestellt.

Als Ergebnis der fördernden Untersuchung kann man zusammenfassend bezeichnen, daß die provinziellen Darstellungen im allgemeinen abhängig sind von den Vorlagen der Hauptstadt, daß aber bei der Ausführung sich die Bildhauer, die nicht immer mit den Vorlagen aus der Hauptstadt einwanderten, manche Freiheit gestatteten, gelegentlich auch wohl, wie beim Bild der Flottmachung des Nilschiffes, eigene Wege gingen — soweit wir wenigstens beurteilen können. Die Ausführung, die wohl meist lokalen Kräften oder mindestens nicht den besten Kräften der Hauptstadt anvertraut wurde, steht hinter den guten hauptstädtischen Arbeiten zurück. Sie bekommt nur durch eben diesen Mangel an Routine zuweilen eine Frische, die uns angenehm überrascht. In Zeiten des Zerfalles des Reiches gewinnen dann ehemalige Provinzstädte zeitweilig eine kulturelle Bedeutung, die ihren weniger gebundenen Handwerkern und Künstlern Einfluß auch auf die Gesamtentwicklung einräumt. Vielfach sind auch die Eigentümer der Gräber eines Provinzortes noch keineswegs fest im Boden gewurzelt, vielmehr erst selbst aus der Hauptstadt in die Provinz gekommen; ihre Titel, auch ihre Kulte weisen die engsten Beziehungen zu Memphis auf, während die örtlichen Gottheiten zurücktreten. Es ist ein entschiedenes Verdienst Dr. Kees', auf diese Umstände hingewiesen zu haben, die auch in der religionsgeschichtlichen Verwertung lokaler Texte zur Vorsicht mahnen. Wir können uns den Einfluß der Hauptstadt im alten Ägypten gar nicht groß genug denken. Der Nil, die bequemste Verbindungsstraße der Welt in einem meist nur wenige Kilometer breiten Lande, ver-

mittelte alles Gut der Hauptstadt mit Schnelligkeit im ganzen Lande. Demgegenüber tritt die Rolle der Gauvororte merkwürdig zurück.

Hoffentlich erlauben die gegenwärtigen traurigen Zustände, unter denen wir wissenschaftlich arbeiten müssen, Herrn Dr. Kees, uns weitere Proben seiner Aufnahmen in gleich sorgfältiger Bearbeitung vorzulegen. Die Wissenschaft wird ihm dankbar sein.

München. Fr. W. Frhr. von Bissing.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Weekly. XIV, 10—17.

(73) **C. K.**, Lucretius 1. 1—28 (A Study in Interpretation and Punctuation). Vers 1—28 bilden ein großes Satzgebilde; 1—23 sind als ein langer Vokativ aufzufassen, mit te in Vs. 24 (nicht mit te in Vs. 6) beginnt das Prädikat dieses langen Satzgefüges. Es sind also hinter die Verse 9, 13, 16 Kommata zu setzen. — **G. Lodge**, Dramatic Interpretation in the Teaching of the Classics. Verfolgt durch die Jahrhunderte die Bewegung, die klassischen Sprachen durch direkte Methode, durch Sprechen, zu lehren. Weiter betrachtet der Verf. die Stücke aus dem Altertum, die in der Ursprache in Amerika aufgeführt worden sind. Das erste war des Sophokles Oedipus Tyrannus in Harvard 1881. Seitdem sind bis 1913 300 Aufführungen lateinischer und griechischer Stücke vor sich gegangen. (I.)

(81) **G. Lodge**, Dramatic Interpretation in the Teaching of the Classics. Zwei wichtige Prinzipien beim Sprachenlernen sind Handlung (action) und lebendiger Gebrauch der Sprache (use). Deswegen verlangt L. bereits im ersten Jahre des Lateinlernens Rezitieren lateinischer leichter Texte durch Schüler, aber vor allem Aufführung kleiner dramatischer Szenen, colloquia u. ä. Eine dankenswerte Zusammenstellung solcher kleiner Spiele (playlets), wie sie in England und Amerika in zahlreichen Büchern für die Schule erschienen sind, gibt einen Einblick, wie diese Lebendigmachung der sog. toten Sprache in jenen Ländern Fortschritte gemacht hat — eine nachahmenswerte Seite des Arbeitschulgedankens. Als besonders wesentlich weist der Verf. noch hin auf die Notwendigkeit, Cäsars orationes obliquae oft reziticren zu lassen oder zu rezitieren, bei der Lektüre von Ciceros Reden den lauten Vortrag nicht zu vergessen. Eine Untersuchung, wie lebendig und voll Empfindung Cicero und Cäsar ihre Texte bis ins einzelne verfaßten, schließt den bedeutsamen Aufsatz. (II.) — (87) **J. M. Herrouet**, In Catilinam 2. 4. Verteidigt gegen C. R. Jeffords (The Class. Weekly 11. 96) die übliche Interpunktion: Tongilium mihi eduxit, quem ... coeperat, Publicium et Minucium, quorum .... afferre poterat; reliquit quos viros, quanto .... nobilis! — **B. M. Allen**, As to Cicero's Nodding. Behandelt zu Cic., Cat. 3. 21 die Folge des Conj. Impf. nach einem Präsens (vgl. The Class. Weekly, 14. 31).

(89) **E. S. Mc Cartney**, An Animal Weather Bureau. Betrachtet antike Wettervorzeichen, die aus dem Tierleben entnommen sind. (Vgl. Plin., n. h. 8. 102, 29. 72; Aelian, de nat. animal. 7. 8, 6. 16; Cic., de div. 1. 15; Aristoph., Vögel 717 ff.) Der Verf. behandelt zuerst eingehend Regen und Sturm, ausgehend von Vergil, Georg. I 373 ff.; er betrachtet unter Beiziehung reicher Literaturangaben die einzelnen Vögel (wie Kranich, Schwalbe, Rabe, Krähe, Fink, Dohle, Kuckuck, Specht, Seevögel u. a.), und welche Beziehungen zum Sturm und Regen ihnen die Alten beilegten. Schließlich wendet er sich auch zu den Insekten, den Vierfüßlern, besonders den Tieren des Landmannes, und zu den Fröschen, überall die Wetterzeichen darlegend, die aus ihrem Verhalten im Altertum gefolgert werden. (I.) — (94) **H. C. Nutting**, Elliptical Conditional Sentences. Behandelt lat. Bedingungssätze, deren bedingender Nebensatz in elliptischer Weise ausgelassen ist (z. B. Cic., Tusc. Disp. I. 30; pro Deiot. 38).

(97) **E. S. Mc Cartney**, An Animal Weather Bureau. Zuerst betrachtet der Verf. noch das Verhalten der Bewohner des Meeres gegenüber kommendem Sturm und Regen. Dann wendet er sich den Vorzeichen von Wind und Regenwinden zu, ausgehend von Vergils Georg. I 351 ff., weiter den Vorzeichen heitren Wetters (Verg. Georg I 393 ff.), endlich den Prognostika von Frost und Schnee; die römischen Dichter folgen ganz in diesen Dingen der griechischen literarischen Tradition; Vergil steht unter dem Einfluß des Arat, dieser unter dem des Theophrast, der dem Aristoteles viel verdankt; Plinius folgt griechischen Quellen.

(105) **E. Nitchie**, Browning's Use of the Classics.

(113) **C. K.**, Some Illustrations of Juvenal's Third Satire. Führt aus englischer Literatur Parallelen an. Zu Vs. 58/125 vergleicht er Plautus im Stichus, 625/7. (I.) — (114) **C. Pharr**, Homer and the Study of Greek. Möchte Homer statt Xenophon an den Anfang des Griechischlernens stellen. Besonders die amerikanischen Schulverhältnisse scheinen dem Verf. dazu angetan, diesen alten Plan der Methode des griechischen Unterrichts wieder ins Leben der Praxis einzuführen. — (120) **J. E. Barss**, Lucretius 1. 1—28 Again. Unterstützt die Erklärung von Knapp (The Classical Weekly 14. 73) durch Einteilung des Gedankeninhalts: 1. Vs. 1—5, 2. Vs. 6—20, 3. Vs. 21—23, 4. Vs. 24—25, 5. Vs. 26—28.

(121) **C. K.**, Some Illustrations of Juvenal's Third Satire. Führt weitere inhaltliche Parallelen zu Juvenals 3. Satire aus alter und neuer Zeit an. (II.) — (122) **E. A. Hahn**, Aeneid 2. 781 and Aeneid 3 Again. Aeneas' Attitude towards Visions. Die Verf. setzt ihren Nachweis aus The Class. Weekly 13. 209 ff. fort, daß Aen. 2. 781 nicht unvereinbar ist mit Buch 3, da Hesperia einfach ein Westland, nicht speziell Italien bedeute. Die Verf. betrachtet zur Verstärkung ihres Beweises die Hal-

tung, die Aeneas den verschiedenen Erscheinungen und Manifestationen gegenüber einnimmt, welche ihm vom unabänderlichen Schicksal durch die Götter zuteil werden. Aeneas gehorcht immer, wenn die Götter etwas wollen und er überzeugt ist, daß es die Götter sind, die es wollen. Es werden betrachtet das Verhältnis zu den Göttern, zu Anchises und Creusa. Eingehend werden behandelt die einzelnen Zeichen, die von den Göttern sicher ausgehen. Eine Vision aber ist nur das, was scheinbar gesehen wird (that seems to be seen). Aeneas gehorcht keiner Vision ohne Überlegung und eigne Prüfung; überhaupt nicht aber folgt er Erscheinungen menschlicher Wesen (z. B. Hektor, Aen. 2. 289). So hat auch die Erscheinung der Creusa mit ihren allgemein gehaltenen Worten über das Bestimmungsland der Troer nicht solche Bedeutung, daß irgendein Widerspruch mit dem 3. Buch daraus zu folgern wäre.

(130) **J. D. Warnock**, The Parable of Menenius Agrippa. Feiert Latein als eine Kraftquelle, die den Willen stärkt, die Denkfähigkeit steigert, die logische Gliederung des Gedankenaufbaus auch in modernen Sprachen, besonders der Muttersprache, erzielt. Weiter ist die Kenntnis des Latein unumgänglich nötig für bewußte Beherrschung der modernen Sprachen, ja Latein eignet sich besonders gut als allgemeine Weltsprache. Besonders macht der Verf. aufmerksam auf Ausnutzung des mittelalterlichen Lateins auch schon in den Anfangsjahren des Lateinunterrichts. Laut lesen und Vortragen lateinischer Stücke mit genauer Beachtung des Tones, der Aussprache, der Gefühlsmomente ist eine gute Schule des Stils, des Rhythmusgefühls und des Vortrags moderner Literatur. Endlich wünscht der Verf. einen größeren Überblick über die lateinische Literatur durch Lektüre einer umfassenden Auswahl. — (135) **Th. O. Mabbott**, Lucretius 1. 50. Ergänzt nach dem Scholiasten zu Vergils Georgica: Quod superest ut (fehlt ein halber Hexameter) | ⟨Memmiada⟩ vacuas auris ⟨animumque sagacem⟩.

Das humanistische Gmnasium. XXXII, 1/2.

(1) **W. Dietrich**, Das humanistische Gymnasium. Aus der Beschäftigung mit dem Altertum können dem jugendlichen Geiste immer noch wertvollste Erkenntnisse für seine Bildung zum Menschen, zum Deutschen und zum Staatsbürger erwachsen, indem das Gymnasium ihn vom Inhalte des antiken Kulturlebens aus zur innern Erfassung der modernen Kultur hinführt, die bei aller Überlegenheit des äußeren Umfangs und aller stärkeren Differenzierung im einzelnen doch im wesentlichen dieselben Probleme aufweist wie jene. — (10) Vereinbarung zwischen dem deutschen Gymnasialverein und dem allgemeinen deutschen Realschulmännerverein. — Aus Versammlungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums. (10) **A. Grofs**, Die Vereinig. d. Fr. d. h. G. zu Hannover. Darin Vorträge von Dichtungen erwähnt. — (11) **E. Herrmann**, Gründung des Vereins d. Fr. d. h. G. in Württemberg. Darin Bericht über den Vortrag von W. Nestle „Was bedeutet Humanismus?“ und über den Vortrag von W. Schmid über „Gymnasium und Universität“. — (13) **Fauner**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. in Traunstein u. Umg. Darin Bericht über den Vortrag von Stemplinger über „Das humanistische Gymnasium und die neue Zeit“. — (14) **W. Klatt**, Verein d. Fr. d. h. G. für Berlin und die Provinz Brandenburg. Darin Bericht über den Vortrag von W. Jaeger über „Humanismus und Jugendbildung“. — (17) **Breithaupt**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. in Konstanz und im Seekreis. Bericht über Aufführungen von Sophokles' König Ödipus. — (18) **W. Mayrock**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. in Kempten (Allgäu). Darin Bericht über den Vortrag von A. Rehm über „Der Grieche und sein Staat“. — (19) **E.**, Gesellschaft d. Fr. d. h. G. (Marburger Ortsgruppe). Darin Bericht über den Vortrag von Boette über den „Humor des Volkes“. — (20) **R. Teuffel**, Tübinger Ortsgruppe. Darin Bericht über den Vortrag von W. Schmid über das Verhältnis zwischen Gymnasium und Universität. — (21) **W. Becher**, Von der Tagung des Sächsischen Philologenvereins. Darin Hinweis auf die Vorträge von A. Dittmar (Über Satzteile und Satzarten) und H. Lamer (Über die Verknüpfung von Gegenwart und Antike). — (21) **J. Dreifufs**, Sitzung des Elternbeirats am Gymnasium Bruchsal. Darin Bericht über den Vortrag von Dreifuß über die Bildungswerte der alten Geschichte und der griechischen Schulklassiker. — (22) **F. Jaeckel**, Die Engländer und wir. — (23) **H. Lamer**, Klassische Studien in England. — **F. Bucherer**, Umschau. — (34) Lesefrüchte. — (36) **L. Ehrenthal**, Λορλεία.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Beckmann, Das lebendige Wort. Eine neue Bibelerklärung. 2. Bd. Das Neue Testament. 1. Lief.: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 102. Dringend empfohlen von *Schuster*.

Birt, Th., Von Haß und Liebe. Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 42 f. Anerkannt von *E. G.*

Cratippi Hellenicorum fragmenta Oxyrhynchia scholarum in usum ed. J. H. Lipsius: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 42. Anerkannt von *H. Zelle.*

Diels, H., Antike Technik. 2. A. *Hum. Gymn.* XXXII 1/1 S. 42. Anerkannt von *E. G.*

Fiebig, Das Judentum von Jesus bis zur Gegenwart: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 102. Angezeigt von *Schuster.*

Homeri et Hesiodii, Vitae, in usum scholarum ed. U. de Wilamowitz-Moellendorff: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 42 f. Anerkannt von *H. Zelle.*

Homerische Formenlehre nach induktiver Methode für Gymnasien von J. Menrad. *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 41. ‘Brauchbares Hilfsmittel’. *H. Zelle.*

Horatius. Q. Horatius Flaccus Episteln für den Schulgebr. erkl. v. G. Krüger. 16. A. v. P. Hoppe: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 40. 'Auf der Höhe erhalten'. *F. B.*

Lepsius, J., Das Leben Jesu. Bd. 2: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 103 f. 'Hat einen besseren Eindruck gemacht' als der erste Band auf *Schuster.*

Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. 3. A.: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 103. 'Vortreffliches Büchlein'. *Schuster.*

Meleagros. Der Kranz des Meleagros von Gadara. Auswahl und Übertragung von A. Oehler: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 41. 'Wertvoll'. *E. G.*

Müller-Graupa, E., Lateinisches Übungsbuch für Reformschulen und Studienanstalten. 3. Teil: Sekunda: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 40. Besprochen von *H. Zelle.*

Niedlich, J. K., Eine Geschichte des israelitischen Volkes für Schule und Haus: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 102. Empfohlen von *Rothstein.*

Novae comoediae fragmenta in papyris reperta exceptis menandreis ed. O. Schroeder: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 42. Anerkannt von *H. Zelle.*

Pott, Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. 2. A.: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 103. 'Um ein wertvolles Kapitel bereichert'. *Schuster.*

Preuschen, E., Griechisch-deutsches Taschenwörterbuch zum Neuen Testament: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 103. 'Auch der Student mit unvollständiger Gymnasialbildung kann sich leicht zurechtfinden'. *Schuster.*

Properz. Die Elegien des Properz. Deutsche Nachdichtung von H. Sternbach: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 41. 'Glätte und Fluß' vermißt von *E. G.*

Schmidkunz, H., Philosophische Propädeutik in neuester Literatur: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 38f. 'Vorzügliche Einleitung in die gesamten Fragen'. *J. Eichner.*

Schulthefs, Fr., Das Problem der Sprache Jesu: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 102. 'Inhaltlich streng wissenschaftlich, ausgezeichnet durch methodische Klarheit'. *Rothstein.*

Schwartz, E., Charakterköpfe aus der antiken Literatur. 1. Reihe. 5. A. 2. Reihe. 3. A.: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 42. Besprochen von *E. G.*

Sommer, F., Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 39f. 'Für den Lehrer äußerst anregend und belehrend'. *Eckstein.*

Thieme, K., Scribisne litterulas latinas? 2. A.: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 41. Besprochen von *H. Zelle.*

Tibull. Die Elegien des Tibull. Deutsche Nachdichtung von H. Sternbach: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 40f. 'Glätte und Fluß' vermißt von *E. G.*

Waldeck, Lateinische Schulgrammatik. 4. A.: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 40. Zur Einführung empfohlen von *H. Zelle.*

Weinel, Die Gleichnisse Jesu. 4. A.: *Zft. f. d. ev. Religionsunterr.* 32, 3/4 S. 103. Neu empfohlen von *Schuster.*

v. Wilamowitz-Moellendorff, T., Die dramatische Technik des Sophokles: *Hum. Gymn.* XXXII 1/2 S. 41f. 'Wird immer einen ehrenvollen Platz behaupten'. *F. Bucherer.*

Mitteilungen.

Chorpartie der Choëphoren des Aischylos.

Wie überall bei Aischylos, fällt auch hier dem Chor die Aufgabe zu, die entstehende Lücke zwischen dem Auftreten der Schauspieler auszufüllen. Orest verläßt mit Pylades die Bühne, um sich nach seinem Versteck zu begeben und für den schweren Gang nach dem Königsschlosse zu verkleiden, wo an der eigenen Mutter der Mord an seinem Vater seine Sühne finden soll. Elektra kehrt in das Haus zurück, um dort weisungsgemäß die Vorgänge zu überwachen. Der Chor bleibt allein auf der Bühne. Diese Spanne Zeit, welche die Wege nach dem Versteck und dem Schlosse und die Verkleidung erfordern, wird nun durch die zweite Chorpartie ausgefüllt. —

Sie zerfällt in vier Strophenpaare von insgesamt 62 Zeilen, deren Vortragszeit der gegebenen Zeitdauer entspricht. Ihr Inhalt aber trägt durchaus der jeweiligen Lage und der Stimmung des Chors Rechnung.

Der Chor in den Choëphoren, der sich aus freigeborenen Troerinnen, der Auslese der Kriegsgefangenen, zusammensetzt, unterscheidet sich durch seine fremde Abstammung sehr wesentlich von dem Chor der Greise im Agamemnon, der die Auslese des freien Bürgertums darstellt. Dennoch aber ist er dem milden und gerechten Herrscher im Leben wohlgesinnt und haßt das harte Regiment der Königin. Nach der grausamen Ermordung Agamemnons und seines Königs Tochter Kassandra ergreift er die Partei der Elektra und des Orest. In gerechter Würdigung der Tatsachen führt er sein eigenes Unglück, wie schon Kassandra, auf die verhaßte Hochzeit der Helena mit Alexandros zurück, die beiden Häusern von Argos und Troja zum Verderben gereichte. Diese Grundschuld und die nahende Sühne durch Orest, verbürgt nicht nur durch Apollo, sondern auch durch Zeus, sind die Leitmotive unserer Chorpartie. Ihr Inhalt ist, kurz skizziert, folgender:

Erstes Strophenpaar: Überall lauern der Menschheit Gefahren in jeglicher Gestalt auf: a) in der Tierwelt, b) unter den Menschen. Nur ist es in dem einen Falle allgemein bekannt und verständlich, in dem anderen nicht, und es bedarf erst des tiefsten Nachdenkens.

Zweites Strophenpaar: Als Beispiel feindseliger Anschläge gegen das unverletzliche Leben von teueren Anverwandten werden angeführt für die,

die sich zu einem abstrakten Gedanken nicht aufschwingen können: a) Althaia, b) Skylla.

Drittes Strophenpaar: Auf die Gegenwart zurückkommend, weist der Chor zunächst auf die verhaßte Hochzeit hin, die sich ihm verkörpert in der Hybris, die sich über die Satzungen der sittlichen Weltordnung hinwegsetzt, und in der ausartenden Liebe, die die Herrschaft des Mannes ausschaltet. Weiterhin führt er die Anschläge eines Weibes, Klytämnestra, gegen einen Mann und Helden an und bedauert es tief, einem solchen Herd ohne Feuer, d. h. ohne Mann, einem nicht wehrhaften Weiberregiment, dienen zu müssen.

Die Gegenstrophe kennzeichnet den Frevel der Klytämnestra als alles bisher Dagewesene in den Schatten stellend, selbst den Lemnischen Frevel, der doch der Inbegriff des Entsetzlichen, τὸ δεινόν schlechtweg ist. Aber die Folgen werden nicht ausbleiben.

Viertes Strophenpaar: Auf Schuld folgt Sühne: Schon sitzt das Messer an der Kehle der Frevler, die über alle Scheu gegen Zeus sich freventlich hinwegsetzten, und der Schnitt, von Dike geführt. geht durch und durch.

Das Werkzeug schmiedet Aisa voraus und bringt den Sohn in das Haus. Vollstreckerin aber ist die von altersher bekannte, anstellige Erinye, die alte Schuld tilgt mit der Zeit. —

Diese folgerichtigen und völlig einwandfreien Gedankengänge, die alle aus einer erkennbaren Grundstimmung heraus entstanden sind, ergeben sich aber nur aus dem wohlverstandenen überlieferten Text, womit zugleich seine Richtigkeit erwiesen ist. Daher erscheint auch seine volle Wiedergabe nebst Übersetzung geboten.

πολλὰ μὲν γᾶ τρέφει — στρ. α'
δεινὰ καὶ δειμάτων ἄχη,
πόντιαί τ' ἀγκάλαι κνωδάλων,
ἀνταίων βροτοῖς,
πλάθουσι, βλαστοῦσι καὶ πεδαίχμιοι
λαμπάδες πεδάμαροι
πτηνά τε καὶ πεδορρά-
μονα, κἀνεμοέντων
αἰγίδων φράσαι κότον.

„Wohl zeitigt viele entsetzliche Nöte
von Ungeheuern die Erde.
Und die Meeresbuchten sind voll
von Ungetümen, feindselig den Menschen.
Es brüten auch mitten am Himmel
die Gluten tagaus tagein
fliegende und kriechende (Ungetüme) aus.
Auch der Groll stürmischer Orkane
wäre zu verzeichnen.“

ἀλλ' ὑπέρτολμον ἀν- — ἀντ. α.'
δρὸς φρόνημα τίς λέγοι,
καὶ γυναικῶν φρεσὶν τλημόνων
καὶ παντοτόλμων
ἔρωτας ἄταισι συννόμους, βροτῶν
συζύγους θ' ὁμαυλίας;
θηλυκρατὴς ἀπέρω-
τος ἔρως παρανικᾷ
κνωδάλων τε καὶ βροτῶν.

„Doch wer kündet von dem maßloßen
Übermut des Mannes
und seinen Liebschaften mit Weibern,
die bescheidenen Sinnes und die alles wagen,
wenn sie gepaart sind mit Raserei,
und von dem Eheleben der Menschen,
das mit ihr verbunden ist?
Ausartende Liebe, bei der
das Weibchen herrscht, siegt ob
über Untier und Mensch.“

ἴστω δ', ὅστις οὐχ ὑπόπτερος — στρ. β'
φροντίσιν, δαείς, τὰν ἁ παιδολύ-
μας τάλαινα Θεστιὰς μήσατο
πυρδαῆ τινα πρόνοιαν,
καίθουσα παιδὸς δαφοινὸν
δαλὸν ἥλικ', ἐπεὶ μολὼν
ματρόθεν κελάδησεν,
σύμμετρόν τε διαὶ βίου
μοιρόκραντον ἐς ἦμαρ. —

„Wissen aber soll, wer nicht beschwingt
im Denken, durch Belehrung,
welch einen Plan mit einem Brandscheit,
die Kindesmörderin, die unselige Tochter
des Thestios, ausgeklügelt hat,
die das Brandscheit glutrot entzündet,
gleiches Alters mit dem Sohne, seit er,
vom Schoße der Mutter kommend,
den ersten Schrei tat, und bis zu dem
vom Schicksal bestimmten Tage mit ihm
zugleich das Leben durchmessen sollte. —“

ἄλλαν δή τιν' ἐν λόγοις στυγεῖν, — ἀντ. β'.
φοινίαν Σκύλλαν, ἅτ' ἐχθρῶν ὑπαὶ
φῶτ' ἀπώλεσεν φίλον, Κρητικοῖς
χρυσεοδμήτοισιν ὅρμοις,
πιθήσασα, δώροις Μίνω,
Νῖσον ἀθανάτας τριχὸς
νοσφίσασ', ἀπροβούλως
πνέονθ', ἁ κυνόφρων, ὕπνῳ.
κιγχάνει δέ μιν Ἑρμῆς, —

„Und nun ist noch eine andere in den
Sagen zu hassen, die blutige Skylla,
die, im Banne der Feinde, den teuern Mann
vernichtete, als sie, durch kretische
goldgeschmiedete Armbänder, Geschenke
des Minos, verführt, den Nisos
des unsterblichen Haares beraubte.
derweil er arglos schlief, die hündisch Gesinnte.
Ihn aber holt Hermes.“

ἐπεὶ δ' ἐπεμνησάμην ἀμειλίχων — στρ. γ'.
πόνων, ἀκαίρως δέ, — δυσφιλὲς γαμή-
λευμ', ἀπεύχετον, δόμοις,
γυναικοβούλους τε μήτιδας φρενῶν
ἐπ' ἀνδρὶ τευχεσφόρῳ,
ἐπ', ἀνδρὶ δηΐοισιν ἐπικότῳ σέβας,
τίων δ' ἀθέρμαντον ἑστίαν δόμων,
γυναικείαν ἄτολμον αἰχμάν.

„Da ich dann der grausamen Leiden gedachte,
jedoch nicht aus unserer Zeit, gedenke ich

der verhaßten Hochzeit, des Fluches für die
Häuser, und der Anschläge, von einem Weiber-
ausgeheckt gegen einen Mann [hirn
in Kriegsrüstung, gegen einen Mann,
den Schrecken des Feindes, wenn er zürnte.
Und diesen Herd ohne Feuer, dieses nicht
wehrhafte Weiberregiment muß ich achten!"

κακῶν δὲ πρεσβεύεται τὸ Λήμνιον ἀντ. γ.
λόγῳ· γοᾶται δὲ δήποθεν κατά-
πτυστον· ᾔκασεν δέ τις
τὸ δεινὸν αὖ Λημνίοισι πήμασιν.
θεοστυγήτῳ δ' ἄχει,
βροτῶν ἀτιμωθέν, οἴχεται γένος.
σέβει γὰρ οὔτις τὸ δυσφιλὲς θεοῖς.
τί τῶν δ' οὐκ ἐνδίκως ἀγείρω;

„An Schlechtigkeit aber wird die Lemnische
in der Sage noch übertroffen.
Und doch wird sie als höchst verabscheuenswert
allgemein beklagt; und doch wieder
verglich man alles Entsetzen mit dem
Lemnischen Unheil! Durch die gottverhaßte
Schreckenstat aber schwindet ein Geschlecht,
von den Menschen geächtet, dahin:
Niemand achtet ja, was den Göttern [sammen?"
verhaßt ist. Bringe ich da Ungereimtes zu-

τὸ δ' ἄγχι πλευμόνων ξίφος στρ. δ'.
διανταίαν ὀξυπευκὲς οὐτᾷ
διαὶ Δίκας τομήν. θέμις γὰρ
οὐ λὰξ πέδον πατούμενον· τὸ πᾶν Διὸς
σέβας παρεκβάντες οὐ θεμιστῶς. —

„Doch das Schwert nah an der Lunge,
scharf und spitz, von Dike geführt,
setzt es einen Schnitt, der durch und durch
geht. Das Sittengesetz ist ja kein Boden,
mit Füßen zu treten! Sie aber
schreiten über alle Scheu gegen Zeus
gesetzwidrig hinweg." —

Δίκας δ' ἐρείδεται πυθμήν. ἀντ. δ.'
προχαλκεύει δ' Αἶσα φασγανουργός,
τέκνον δ' ἐπεισφέρει δόμοισιν.
αἱμάτων παλαιτέρων τίνει μύσος
χρόνῳ κλυτὰ βυσσόφρων 'Ερινύς. —

„Festgefügt aber ist der Grund der Dike.
Schmied Geschick schmiedet das Messer voraus
und bringt den Sohn in das Haus.
Die Schmach früherer Bluttaten rächt
mit der Zeit die von alters berühmte
anstellige Erinye. —"

Kritisches und Exegetisches.

Die erste Strophe besteht aus vier koordinierten Sätzen. Subjekt des ersten Satzes ist γᾶ, einleuchtend und nachgerade selbstverständlich emendiert aus dem überlieferten γάρ durch Porson und Schütz. Objekt ist πολλὰ καὶ δεινὰ δειμάτων ἄχη. Das καί ist sonach unantastbar, und es darf auch einer übertriebenen Responsion nicht geopfert werden, da ein iambisches Metrum jederzeit für einen Creticus eintreten kann.

Im zweiten Satz sind πόντιαι ἀγκάλαι Subjekt zu πλήθουσι, welches den Gen. κνωδάλων bedingt. Ihm schließt sich die bedeutsame Apposition ἀνταίων βροτοῖς an. Da diese Zeile aus einem Dochmius besteht, so ist nicht, wie überliefert, βροτοῖσι, sondern βροτοῖς zu schreiben.

Der dritte, bis heut mißverstandene und daher meist entstellte Satz hat zum Subjekt πεδαίχμιοι λαμπάδες πεδάμαροι, von denen das erste Beiwort den Ort angibt: „mitten am Himmel", an seinem Zenith, nicht, wie Hermann und v. W.-M., „zwischen Himmel und Erde"; das zweite die Zeit der Wirksamkeit der λαμπάδες; „tagaus tagein". Hierzu gehört in M. die Randbemerkung: αἱ ἀκτῖνες τοῦ ἡλίου αἱ καθημεριναί. Das Prädikat βλαστοῦσι steht an der Spitze des Satzes, um sich enger an κνωδάλων anzulehnen, dem es das Objekt (αὐτά) entlehnt, auf welches sich dann die Adjektive πτηνᾶ καὶ πεδοβάμονα beziehen. Eine ganz ähnliche Verbindung findet sich bei Aischylos Suppl. κνώδαλα πτεροῦντα καὶ πεδοστιβῆ (969).

Der vierte Satz endlich ist unpersönlich und zu konstruieren: καὶ κότον ἀνεμοέντων αἰγίδων φράσαι (ἐστί) = wäre zu verzeichnen (Aor.).

Die erste Gegenstrophe ist wie folgt zu erklären:

τίς λέγοι hat folgende Objekte: 1. ὑπέρτολμον φρόνημα; 2. ἔρωτας ἄταισι συννόμους und 3. ὁμαυλίας ἄταισι συζύγους. Daß aber συζύγους, ebenso wie συννόμους, mit ἄταισι zu verbinden ist, erfordert nicht nur der Sinn, sondern ergibt auch seine Stellung im engen Anschluß an συννόμους. Daher ist auch mit Vict. συζύγους θ' ὁμ. für δ' ὁμ. zu schreiben . . . Alle diese Objekte sind nun ἀνταῖα βροτοῖς, aber nicht für jedermann als solche erkennbar und daher die Frage: τίς λέγοι; Wer spricht sie als solche an? Das erste Objekt ist als ὕβρις umschrieben, die sich ἐν κακοῖς βροτῶν betätigt (Ag. 735) und damit seine Schädlichkeit für die Menschheit dargetan. Von den beiden anderen Objekten ist das eine an sich unschädlich, das andere als Mittel der Propagation der Menschheit sogar unentbehrlich. Ihre Schädlichkeit wird daher abhängig gemacht von ἄταισι συννόμους bezw. συζύγους, d. h. insofern die ἔρωτες bezw. die ὁμαυλίαι gepaart sind mit Raserei.

Von ἔρωτας hängen zwei Genetive ab, ein subjektiver ἀνδρός und ein objektiver γυναικῶν, welche letztere in zwei Arten zerfallen, in solche, welche zurückhaltender Natur sind (passive Naturen!), das sind die φρεσὶν τλήμονες, eine Ausdrucksweise, welche der Zusammensetzung von τλησικάρδιος in Ag. 411 sehr nahe kommt, und in solche, welche alles wagen, die also ἄτλητα τλᾶσαι sind, wie Helena (Ag. 390). Der tiefe Sinn ist: Es ist dabei gleichgültig, welcher Art dieser Weiber die wahnsinnige Liebe gilt: Der Schaden ist immer derselbe. Daraus ergibt sich zugleich die Notwendigkeit, das καί zu erhalten, von der Überlieferung, welche παντόλμους hat, abzuweichen und, um einen korrespondierenden Dochmius zu erhalten, παντοτόλμων in einer Zeile mit καί zu schreiben. Worin aber die Schädlichkeit solcher abwegiger Liebe besteht, sagt uns die Begründung der drei letzten Zeilen, die ohne Begründungspartikel sich daranschließen. Sie besteht nämlich in der Ausschaltung der Herrschaft des Mannes, über den jene

Liebe auch dann die Oberhand gewinnt, wenn ihr Gegenstand, wie die γυναῖκες φρεσὶν τλήμονες, die Herrschaft garnicht erstrebt. Denn nicht der Gegenstand der Liebe, sondern die maßlose Liebe selbst, der ἔρως ἀπέρωτος, macht den Mann willenlos, entnervt, entmannt ihn und erhebt so, wenn man so sagen darf das θῆλυ zum κρατής. Der überlieferte Text der zweiten Strophe ist nach Form und Inhalt durchweg Äschyleischen Gepräges und muß voll wiederhergestellt werden. Die ersten vier Zeilen sind wie folgt zu konstruieren: ὅστις οὐχ ὑπόπτερός ἐστι) φρόντισιν, ἴστω δαείς, ἥντινα μήσατο πυρδαῆ πρόνοιαν ἡ παιδολύμας τάλαινα Θεστιάς. Zunächst entspricht ὑπόπτερος φροντίσιν durchaus der plastischen Ausdrucksweise unseres Dichters. Denn wer sich von den Gedanken emporheben läßt, befindet sich nicht auf, sondern unter ihren Schwingen (ὑπόπτερος). So wird der zum Himmel getragene Ganymed unter den Fittigen des Adlers dargestellt, die ja zum Fluge frei sein müssen. Wer sich also zu dem Gedankenfluge der Gegenstrophe durch eigene Gedankenarbeit nicht aufschwingen kann, der soll über die Schäden unter den Menschen durch Beispiele belehrt werden. δαείς ist sonach mit ἴστω zu verbinden. τινα (v. 594) ist von τάν (v. 592) getrennt, gehört aber zu ihm = ἥντινα. Ähnlich gibt die Reihenfolge Vict. nach einem Scholion an. πυρδαῆ πρόνοιαν bedeutet in der Sprache des Aisch. einen Plan, der mit einem Brandscheit zusammenhängt. —

Die zweite Hälfte der Strophe hängt folgendermaßen zusammen: αἴθουσα δαφοινὸν δαλὸν καὶ ἥλικα παιδος σύμμετρόν τε διαὶ βίου. Der Zeitsatz ἐπεί (v. 596 u. 97) gibt dann an, daß das gleiche Alter des Brandscheites mit dem Sohne der Althaia vom ersten Tage der Geburt an datiert, während συμμετρὸν διαὶ βίου die Dauer ihres Zusammenlebens bis zu ihrem Lebensende anzeigt. Mit vollem Recht beseitigt daher Canter die überlieferte Partikel δέ nach μοιρόκραντον, deren Tilgung übrigens auch der Rhythmus erfordert.

Zur Erklärung der zweiten Gegenstrophe genügen wenige Bemerkungen. Zu ἐχθρῶν ὑπαί ist οὖσα zu ergänzen. Das Beiwort φίλον ist kein müßiges, sondern dient zur Steigerung des Verbrechens der Skylla, ebenso wie der Umstand, daß sie den arglosen Nisos im Schlafe überfiel und damit eine hündische Gesinnung offenbarte. πιθήσασα ist von πιθέω, einer ungebräuchlichen Nebenform von πείθω, abgeleitet und intransitiv gebraucht. Die letzte Zeile besagt, daß die Folge der Beraubung des unsterblichen Haares des Nisos war, daß ihn Hermes holte.

Strophe 3. Zweifellos ist ἐπεμνησάμην, wie Heath schreibt, und nicht ἐπεμνήσαμεν, wie überliefert, richtig. Nicht nur deshalb, weil die mediale Form hier allein am Platze ist, sondern auch weil der Plural sich nicht mit der Person der Chorführerin und nicht mit dem Partizip τίων verträgt. Dagegen ist ἀκαίρως richtig überliefert, freilich muß ihm auch der richtige Sinn untergelegt werden. Es heißt: „nicht zeitgemäß“, weil die beklagten Zustände der Vergangenheit angehören. δυσφιλὲς γαμήλευμα ist Objekt zu dem unterdrückten und aus ἐπεμνησάμην zu entnehmenden Prädikat ἐπιμνήσω. Natürlich ist die Hochzeit der Helena und des Alexandros gemeint, welche beiden Häusern (δόμοις) von Argos und Troja zum Fluch gereichten, und nicht, wie Stanley glaubt, die des Aigisth und der Klytaimnestra, die niemals stattgefunden hat. Leider erbt sich dieser schwere Irrtum, der den Absichten unseres Dichters, wie anderen Orts nachgewiesen wurde, schnurstracks zuwiderläuft, bis auf unsere Tage fort. Nachweislich teilt Aigisth nicht einmal den Herd mit Klytaimnestra, der ja deshalb ἀθέρμαντος ἑστία, ein Herd ohne Feuer, genannt wird.

Das zweite Objekt des supponierten Prädikats ist γυναικοβούλους μήτιδας φρενῶν. Wer damit gemeint ist, geht aus den Gegensätzen der beiden folgenden Zeilen klar hervor. Es muß ein Weib sein, so sehr es auch ein Mannweib ist, ἀνδρόβουλον κέαρ (Ag. v. 11), Klytaimnestra, nimmermehr aber ist es, wie uns v. W.-M. glauben machen will, ein weiblicher Mann, Aigisth. Die Gegensätze ἐπ' ἀνδρὶ τευχεσφόρῳ und ἐπ' ἀνδρὶ ἐπικότῳ δηίοισι σέβας (ὄντι) werden ja gerade deshalb hervorgehoben, um die Schuld Klytaimnestras riesengroß erscheinen zu lassen, die gegen einen Mann, einen Krieger und einen Helden, vor dem die Feinde zitterten, vor langer Hand so raffinierte Anschläge ersann und vorbereitete und damit selbst ihre Schädlichkeit für das ganze Land dartat. Nur durch dieses Hervorheben ihrer Schuld wird uns auch die folgende Gegenstrophe verständlich. Mit τίων δέ, was soviel heißt wie „ich aber“, „ich freilich“ spricht der Chor sein Bedauern aus, daß er in der ihm aufgezwungenen Lage solchem Hause mit Weiberregiment Achtung schulde (vgl. Epode v. 66—73).

In der ersten Zeile der dritten Gegenstrophe ist τὸ Λήμνιον (κακόν) Subjekt, von dem ausgesagt wird, daß es an Schlechtigkeit noch übertroffen wird, obgleich man von ihm mit dem größten Abscheu spricht und obgleich es als der Inbegriff des δεινόν hingestellt wird. Der Grund ist in der Strophe angedeutet: der Lemnische Frevel ist im Vergleich zu jener tückischen Hinterlist noch ein ehrlicher, offener Kampf zu nennen. Dafür aber, daß κακόν ein moralisches und kein Schicksalsübel ist, spricht seine Kennzeichnung als κατάπτυστον. Aus allen Hss läßt sich nur δήποθεν herauslesen, was auch voll befriedigt. αὖ führt ein weiteres Argument ein und darf nicht geändert werden.

In der zweiten Hälfte wird die Strafe für die Freveltat in Aussicht gestellt. Sie besteht in dem Erlöschen des Ansehens des Geschlechts, was gleichbedeutend ist mit dem Verschwinden von der Bildfläche. Einem ganz ähnlichen Gedanken gibt der Chor Raum in Ag. v. 440—46. Die letzte Zeile ist ein Lückenbüßer und dient lediglich zur Responsion mit der Strophe.

Strophe 4. Die Partikel δέ begründet, wie γάρ,

das Herannahen der Sühne. Wir sagen: „Das Messer sitzt an der Kehle, hier sitzt es ἄγχι πλευμόνων. So hält Zeus (Ag. 348—51) den Bogen längst gespannt auf Alexandros, um zu seiner Zeit den Pfeil abzuschnellen. Das Schwert ist scharf und spitz (ὀξυπευκές), um durch die Brustwand sicher in die Lunge zu dringen und den Schnitt zu bewirken, der durch und durch geht. Er wird geführt auf Geheiß der Dike, die über das Sittengesetz (θέμις) wacht, daß es nicht mit Füßen (λάξ) getreten werde. Mit vollem Recht ändert Hermann das überlieferte und hier sprachlich wie metrisch unzulässige σοῦται in οὐτᾷ. Der Fehler ist offenbar infolge Hinüberziehens des Schluß-Sigma vom voraufgehenden Worte durch Verhören entstanden. Die herannahende Sühne wird durch die Schuld begründet, die im letzten Satz ohne Begründungspartikel zum Ausdruck kommt. Leider ist die so oft wiederkehrende sprachliche Besonderheit unseres Dichters, ein Partizip mit der Copula, die meist fortfällt, an Stelle eines verb. finit. zu gebrauchen, hier in diesem Satze von keinem neueren Autor erkannt worden. Nur der Scholiast kam auf die richtige Spur, der den Satz wie folgt erklärt: τὸ γὰρ πᾶν τοῦ Διὸς σέβας παρεξέβησαν ἀθεμίστως οἱ περὶ τὸν Αἴγισθον, wobei er zu παρεκβάντες bemerkt: ἀντὶ παρεξέβησαν. Man beachte den scharf betonten Gegensatz von οὐ θεμιστῶς zu θέμις.

Die vierte Gegenstrophe erläutert und begründet den Inhalt der Strophe. Dike, die Hüterin des Sittengesetzes, ruht auf festem Grund, der sich nicht zertreten läßt. Denn sie beruht auf Aisa, jener ewigen und von Ewigkeit eingesetzten Moira (τεταγμένα Μοῖρα, Ag. 985—86), die das Einzelgeschick des Menschen bestimmt und in der sittlichen Weltordnung verkörpert ist. Aisa aber, der Messerschmied (φασγανουργός), schmiedet das Werkzeug der Sühne voraus und schickt es seiner Zeit in der Gestalt des Sohnes, Orest, in das Haus. Dieses Werkzeug legt nun Dike in die Hand der uralten, klugen Erinye, die ihr Opfer nicht mehr entschlüpfen läßt und die mit der Zeit (χρόνῳ) alle Schuld auf Erden rächt. In dieser Beleuchtung wird uns jede Partikel und jedes Beiwort verständlich. Das überlieferte προσχαλκεύει ändert Hermann mit vollem Recht in προχαλκεύει, welches Sinn wie Rhythmus erfordert. Das Beiwort παλαιτέρων paßt nicht zu dem überlieferten δωμάτων, wohl aber zu αἱμάτων, wie Canter schreibt und wie der Scholiast gelesen zu haben scheint. —

Der Rhythmus unserer Chorpartie ist iambisch. Das erste Strophenpaar setzt sich zusammen aus vier Dimetern, vier Trimetern und einem dochmischen Monometer. Die siebente und achte Zeile stellen daktylische bezw. anapästische Trimeter cat. in syllab. dar. Das zweite Strophenpaar besteht aus sieben Dimetern und zwei Trimetern; das dritte aus fünf Trimetern und nur drei Dimetern; das vierte endlich aus drei Trimetern und zwei Dimetern. Innerhalb des iambischen Versmaßes herrscht die gewohnte Freiheit der Vertretung durch den Epitrit, Creticus oder Bacchius und Dochmius. Zweifellos nimmt bei Aisch. im Anschluß an ein iambisches Metrum oder einen Epitrit der Dochmius die Form ⏑–⏑–– an, wie in Zeile 616 und 624. Dieses sei ausdrücklich gegenüber v. W.-M. bemerkt, der es angezweifelt. Zum Schluß der dringende Wunsch: Möge diese Arbeit ein Warnungsruf gegen allzu radikale Textkritik und zugleich ein Weckruf sein zur Rückkehr zur Überlieferung!

Sorau N.-L. Adolf Süßkand.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

E. Wüst, Skolion und Γεφυρισμός in der alten Komödie (S.-A. aus Philologus LXXVII 1/2).

Die Bienenkunde des Altertums. II. Varro und Vergil. Von J. Klek und L. Armbruster (Sonderdruck a. d. Arch. f. Bienenkunde).

R. Helm, Utopia. Rostock, Warkentien. 1 M. 80.

E. Norden, Jahve und Moses in hellenistischer Theologie (S.-A. a. d. Festgabe für v. Harnack). Tübingen, Mohr.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 2. Juli. 1921. №. 27.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Carl Robert, Die Vögel des **Aristophanes**. Deutsch. Berlin 1920, Weidmann. 98 S. 8. 7 M.

Robert, der bekannte Professor der Archäologie an der Universität Halle, hat sich außer seinen fachwissenschaftlichen Leistungen auch als Übersetzer griechischer Dichter ins Deutsche einen ehrenvollen Namen erworben. So hat er die vor kurzem aufgefundenen Fragmente des Menander 1908 übersetzt und eine inhaltliche Ergänzung der fehlenden Szenen hinzugefügt. Auch die „Spürhunde“ des Sophokles hat er frei übersetzt und ergänzt. Die vorliegende Schrift, eine Übersetzung der Vögel des Aristophanes, ist eine Widmungsschrift an Hermann Diels zum 22. Dezember 1920 mit dem Zusatz: „Κῆπόν σοι Χαρίτων ἀνέθηκεν πιστὸς ἑταῖρος πεντηκονταετοῦς ἀντὶ διδασκαλίης“. Immerhin war es nicht leicht, den zahlreichen Übersetzungen der Vögel des Aristophanes, die seit Anfang des vorigen Jahrhunderts von deutschen Dichtern und berufenen Übersetzern veröffentlicht wurden, wie Wieland, Voß, Donner, Minckwitz, Rückert (1867 in seinem Nachlaß erschienen), Droysen, eine neue, ebenbürtige an die Seite zu stellen. Droysens Übersetzung fand die allgemeinste Anerkennung. Mit Recht urteilte daher Gudemann in seinem „Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie“ (2. Aufl. 1909, S. 235) über sie: „Dieses Werk mit seinen vortrefflichen Einleitungen ist wohl die kongenialste Übersetzung eines antiken Autors, die wir überhaupt besitzen“. Auch Goethe hat sich mit Aristophanes' Vögeln eingehender beschäftigt und 1780 den Anfang dieser Komödie für das Theater in Ettersburg, um die literarischen und moralischen Verirrungen seiner Zeit einer herben Kritik zu unterziehen, nachgebildet. Im Epilog zu seinen „Vögeln“ hat er, was dann zu einem geflügelten Worte geworden ist, bekanntlich Aristophanes als den „ungezognen Liebling der Grazien“ bezeichnet.

Bei Beginn der Komödie treten zwei alte Athener auf, der eine ein schlauer Projektenmacher, der andere ein leichtgläubiger Narr. Bis Vers 644 werden sie von R. als erster und zweiter Alter bezeichnet; erst hier spricht der zweite, als sie aufgefordert wurden, ihre Namen zu nennen: „Ich heiß' der Treufreund Pisthetaeros, der andere heißt Euelpides, der Hoffegut“. Von da an führt Robert sie stets mit ihren griechischen Eigennamen ein. Zweifellos beherrscht er sehr die deutsche Sprache; die Übersetzung ist sehr gewandt und liest sich vorzüglich. Um dies zu erkennen, braucht man nur den Chorgesang V. 539 ff. zu lesen. Die Redeweise der beiden alten Athener sucht er in seiner Übersetzung möglichst derjenigen der gewöhnlichen Leute unseres Volkes anzupassen. So heißt es Vers 64: hol' euch die Pest! 115:

Gelder hast du einstmals dir gepumpt, 427: der Kerl ist verrückt, 429: hat Grütz' er im Kopf? 440: wie der Affenschwanz von Messerschmied, 486: er stolziert wie der Großsultan herum gravitätisch. Vers 572 übersetzt er ληρεῖς mit: ach Blech; ebenso Vers 66 οὐδὲν λέγεις mit: das ist ja Blech. Er redet Vers 121 von einer so recht molligen, 124 von einer gemütlichen Stadt, 753 von recht behaglich und gemütlich leben. Vers 198 sagt er: wer macht ihnen das Projekt plausibel? Vers 276 redet er von einem verstiegenen Touristen, 1692 übersetzt er εὖ ἂν διετίθην: ach, es wär so schön gewesen, 951 ἀλαλαί mit hopsassa; 503: ich fiel auf den Rücken beim Anblick des Weih'n. Weniger will mir die Übersetzung Roberts Vers 804 f. gefallen. Hier fragt Pisthetairos seinen Genossen: Weißt du, wem, du Geflügelter, am meisten gleichst? „Einer expressionistisch hingeschmierten Gans" ist die Antwort. Viel schöner heißt es bei Droysen: Wem glaubst du in deiner Fittigung wohl gleich zu sehn? Dem schlechtesten Klüter, antwortet er, vom schlechtesten Maler hingepfuscht. Um den Unterschied zwischen der Übersetzung Droysens und Roberts recht deutlich hervortreten zu lassen, sei mir vergönnt, einige Verse aus beiden gegenüberzustellen (V. 13—19). Hoffegut sagt bei ersterem:

Ja, arg an uns gehandelt hat der vom Vogelmarkt,
Der Splittenhöker, der gallensücht'ge Philokrates,
Da er sprach, die beiden zeigten uns zu Tereus hin,
Dem Kukuk, welcher Vogel er unter den Vögeln ist,
Und mir die Dohle, Ehren-Narretheides' Kind,
Für einen Obolos, dem die Krähe für drei verkauft;
Und beide können nun weiter nichts als käuen und schrein!

Dagegen R.:

Ja, angeschmiert hat uns der Kerl vom Vogelmarkt,
Und zwar infam, der Idiot Philokrates.
Als Führer zu dem Tereus hat er uns verkauft
Die beiden Vögel, hier des Tharreleides Sohn
Für einen Groschen, deinen für der Groschen drei.
Doch nur aufs Beißen, wie wir sehn, verstehn sie sich.

Eine besondere Vorliebe zeigt Aristophanes für Wortspiele. Die Nachbildung dieser bei der Übersetzung macht oft große Schwierigkeiten. Am Eingang in das Vogelreich ruft Euelpides nach dem Türhüter, erfährt aber von seinem Gefährten, daß man nicht παῖ, παῖ beim Wiedehopf (ἔποψ), sondern ἐποποῖ rufen müsse (V. 57 f). Droysen übersetzt: „Wo denkst du hin? den Kukuk rufst du Bursch? Der will statt Bursch: Kukuk! Kukuk! gerufen sein." R. läßt den ersten „Hopp, hopp!" rufen, worauf der andere spricht: „Nanu! Mit Hopp rufst du den Wiedehopf? Nicht hopp mußt du ihn schicklich rufen, sondern hopf". Es erscheint denn auch der Türhüter. Derselbe Euelpides, ärgerlich über einen Witz seines Gefährten, ruft aus: οἴμοι (wehe). Da erwidert der andere: σὺ μὲν τὴν ὁδὸν ταύτην ἴθι, wozu das Scholion bemerkt: παίζων φησί, τουτέστι τὴν εἰς τὸ οἴμοι ὁδὸν βάδιζε (Weg nach Wehe). Droysen: Zum Geier! Den Weg, Guter, fahr du nur allein. R. läßt den ersten auf den Witz „au au!" ausrufen und den Gefährten erwidern: „Den Weg nach Audorf, Lieber, geh allein." Vers 767 f. macht Aristophanes ein Wortspiel zwischen πέρδιξ (Rebhuhn) und ἐκπερδικίζω (entwischen); Droysen stellt das erstere als „Henne Kratzefuß" dem anderen „Ausgekratz-sein" gegenüber. Weniger gelungen scheint mir Roberts Übersetzung: „Wer in die Hände spielen den Verbannten will die Burg, wird ein Rebhuhn; denn polit'scher Rebbes ist des Rebhuhns Recht". Nicht übel ist R. auch die Übersetzung des Wortspiels „Sparta" und „Gurt von Spart" (S. 50) gelungen. Den Vogel Trochilos bezeichnet R. (79 f.) als Vogel Springinsfeld (abgeleitet von τρέχω) und übersetzt τρέχω 'πὶ τορύνην richtig: ich springe nach dem Quirl. Droysen aber bezeichnet ihn als Zaunschlüpferchen und ändert die griechischen Worte, indem er dafür setzt: „so schlüpf' an den Zaun ich". Derbheiten muß man einem Schriftsteller wie Aristophanes zugute halten. Vers 16 τὸν ἔποφ' ὃς ὄρνις ἐγένετ' ἐκ τῶν ὀρνέων haben Cobet und Meineke, weil er keinen passenden Sinn gebe, mit Recht gestrichen. Ihnen ist R. gefolgt und hat den Vers unübersetzt gelassen. Zu Vers 63 οὕτως τι δεινὸν οὐδὲ κάλλιον λέγειν bemerkt Kock in seiner Ausgabe, daß dieser Vers jedenfalls sehr verdorben sei, und die bisherigen Erklärungs- und Besserungsversuche seien sämtlich mißglückt. Auch die Scholien können uns keine Hilfe hier bringen. Droysen hat übersetzt: Was ist's denn Großes? ist's nicht besser, ich red' ihn an? Auch Roberts Übersetzung: „Nicht gleich so grob. Gib einen schönren Titel uns" kann wohl kaum befriedigen. Eine sehr schwierige und verdorbene Stelle ist auch Vers 167 und 168. Der überlieferte Text lautet: αὐτίκα ἐκεῖ παρ' ἡμῖν τοὺς πετομένους ἢν ἔρῃ, τίς ὄρνις οὗτος; ὁ

Τελέας ἐρεῖ ταδί. Schon Kock bemerkte: Vielleicht steckt in πετομένους der Name des Vaters des Teleas (etwa Κλεομένους). R. hat das letztere in seinen Text aufgenommen und das Fragezeichen nicht nach οὗτος, sondern erst nach Τελέας gesetzt. So übersetzt er: Sieh mal, fragt wer bei uns den Sohn des Kleomenes: „Was für ein Vogel ist denn dieser Teleas?", so erwidert er: ein Menschenvogel usw.". Vers 248f. ist die überlieferte Lesart ὄρνις τε πτεροποίκιλος ἀτταγᾶς. Da πτ. dem Metrum zuwider ist, hat man emendiert und geschrieben ὄρνις πτέρων ποικίλος τ' ἀτταγᾶς, so Meineke und Kock. Auch Robert übersetzt nach diesem Texte: die ihr ... wohnt auf der Rasenflur Marathons, Federstolz, und auch du buntgestreift Attagas.

Um diese Übersetzung möglichst vielen Lesern in die Hände geben zu können und ihnen das Verständnis zu erleichtern, empfiehlt es sich, bei einer eventuellen neuen Auflage eine kurze Einleitung ihr voranzusetzen; Droysen hat dies auch getan, um, wie er sagt, die Stellung der Komödie zu den Zeitverhältnissen usw. zu bezeichnen. Derselbe hat auch da, wo es ihm unbedingt zum Verständnis einer Stelle nötig schien, unter dem Text erläuternde kurze Bemerkungen hinzugefügt. Dankenswert würde es erscheinen, wenn der Herausgeber der vorliegenden Übersetzung sich auch entschlösse, wenigstens an den nötigsten Stellen solche Erläuterungen zu geben.

Einige wenige Verbesserungen hat der Verf. auf der letzten Seite gegeben. Sie betreffen fast nur Kleinigkeiten, meist Interpunktionsänderungen. Ausnahmen machen zwei Stellen: S. 77, letzte Zeile will er für Federn Fittiche geschrieben wissen und S. 92 sollen die beiden letzten Zeilen so gelesen werden:

Wie könnte denn Athena erbberechtigt sein,
Die Tochter, wären echtgeborne Söhne da?
(Vers 1652ff.).

Die äußere Ausstattung ist der Weidmannschen Buchhandlung würdig. Der Preis ist bei der gegenwärtigen Höhe der Herstellungskosten ein mäßiger.

Magdeburg. E. Eberhard.

R. Ganschinietz, Katabasis. S.-A. aus Pauly-Wissowas Realenzyclopädie der klass. Altertumswissenschaft (nicht im Handel). Stuttgart, Metzler. 92 Sp.

Wie in seinen anderen neueren Untersuchungen beweist Ganschinietz auch hier selbst für den flüchtigen Leser ungewöhnliche Belesenheit nicht bloß in der griechischen Religionsgeschichte, sondern auch auf mehreren anderen Gebieten, z. B. in orientalischen, altchristlichen und mittelalterlichen Literaturen und in der Volkskunde. Seine Kenntnisse erscheinen sogar auf den ersten Blick noch größer, als sie in Wirklichkeit sind, weil er, wo sich nur eine Gelegenheit des Anhakens findet, das anzubringen pflegt, was er sich einmal für einen anderen Zweck aufgezeichnet oder zu seiner eigenen Belehrung für diesen Artikel aus Nachschlagebüchern zusammengesucht hat; dabei fragt er nicht lange, ob es in diesem Zusammenhang auch für den Leser brauchbar oder nötig ist. Den Wert solcher Angaben verringert es außerdem, daß G. durch Mangel an Büchern, über den er an anderer Stelle klagt, verhindert gewesen zu sein scheint, seine Auszüge zu kontrollieren und die Verwirrung, die im Laufe der Zeit in ihnen eingerissen ist, in Ordnung zu bringen. Es stellt sich auch heraus, daß seine Kenntnisse zwar ausgedehnt, aber keineswegs gleichmäßig sind, so daß er auf seinem eigensten Gebiet Vermutungen vorträgt und Voraussetzungen macht, die nach dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht haltbar sind. Von der eleusinischen Weihe, über die er auch sonst seltsam urteilt, sollen Sklaven ausgeschlossen gewesen sein, wogegen schon Lobeck und Rohde Zweifel äußerten und, was jetzt nicht wiederholt werden durfte, da es sehr wahrscheinlich geworden ist, daß in den alten Mysterien sich Begehungen der vorgriechischen, von den Einwanderern unterworfenen und verknechteten Bevölkerung erhalten haben. Die Erlebnisse des Odysseus werden in ihrer Folge als Seelenwanderung, wie ein ungenauer, aber gebräuchlicher Ausdruck sage, aufgefaßt; jedes Ereignis soll sich deshalb in die Motive zerlegen, die später vereinzelt auftreten: Katabasis — Himmelfahrt — Wiedergeburt oder Hoffnung auf diese. „Diese Motive sind Tatsachen, und zwar unmotiviert gegebene Tatsachen (λόγος Ἀνάγκης), wie alle Tatsachen des religiösen und sozialen Lebens." Weil Persephone nach Pindar die entsühnten Seelen zur Oberwelt wieder emporschickt, wo sie als erlauchte Könige und Männer in Kraft und Weisheit erstehen, ist Odysseus, wenn er von den Phaiaken zurückkehrt, der reiche, machtvolle König. Was bei Pindar als gestaltlose Theorie erscheint, tritt uns nach G. in der Odyssee lebensvoll entgegen. Derartige Aufstellungen würden, selbst wenn sie richtig wären, in diesem Artikel unangebracht sein, dessen Leser schnelle Belehrung über die antiken Zeugnisse und die neuere Forschung be-

treffs der Katabasis erwarten und verlangen dürfen.

Charlottenburg. O. Gruppe.

Johannes Leipoldt, Jesus und die Frauen. Bilder aus der Sittengeschichte der alten Welt. Leipzig 1921. Quelle und Meyer. 170 S. 16 M.

Die Stellung Jesu zu den Frauen historisch-kritisch im Rahmen der Zeitgeschichte zu behandeln, ist eine außerordentlich schwierige und dornenvolle Aufgabe. Abgesehen von dem die Untersuchung ständig belastenden Problem: Was ist als Eigengut der Persönlichkeit Jesu anzusehen und was ist spätere Übermalung und Eintragung? liegt die Hauptschwierigkeit in der Lösung der Frage: Brachte Jesus für das Judentum, in dessen Kreise er wirkte, und für die hellenistische Welt, in die sein Evangelium hinausgetragen wurde, durch seine Stellung zur Frau überhaupt etwas Neues, und was war dieses Neue, das er hier der Alten Welt zu sagen hatte? Nur eine gleichmäßige Berücksichtigung der Rolle, welche die Frau nicht nur im sozialen, sondern vor allem auch im religiösen Leben innerhalb der jüdischen und der griechisch-römischen Kultur spielte, kann zu einer richtigen Beurteilung führen. Das hat Leipoldt erkannt und ist mit bewundernswertem Ernst und Fleiß an den unübersichtlichen Stoff herangegangen. Ein abschließendes, alle Fäden bis ans letzte Ende ausspinnendes Werk soll das Ganze nicht sein. Es sind vielmehr „Bilder aus der Sittengeschichte der alten Welt“, in denen mit etwas krauser, skizzenhafter Linienführung ein ungeheuer reichhaltiges, in 785 Anmerkungen niedergelegtes, recht sprödes und der einheitlichen Bearbeitung häufig widerstrebendes Material zu einzelnen feinen Zeichnungen verarbeitet ist. Eine kurze Einleitung und ein Ausblick schließen die unter drei Kapitel (Die Frau, die Ehe, Ehelosigkeit) gruppierten Einzeluntersuchungen ein über: Die Frau im Judentum, Jesu Urteil über die Frau, die Ehe bei den Griechen und Juden, Jesu Urteil über die Ehe, der Ehebruch, die Ehescheidung, die Familie, die Ehe in der kommenden Welt, die Ehe in der letzten Zeit und die Ehelosigkeit um des Himmels willen. — Zur Charakterisierung und Kritik des Ganzen möchte ich vor allem betonen, daß L. mit großem Erfolg in erster Linie nicht das A. T., sondern die rabbinische Literatur heranzieht, um aus ihr die jüdischen Anschauungen von der Stellung der Frau im sozialen und religiösen Leben als Hintergrund zu gewinnen, von dem sich das von hier aus gesehen völlig neue und nach rabbinischen Begriffen unerhörte Verhalten Jesu zu den Frauen abhebt. Als besonders interessante Beobachtungen fallen hier auf: die Unterscheidung der ländlichen Verhältnisse, in denen Jesus lebt und die eine freiere Bewegung der Frau gestatten, von den für das Stadtleben geltenden Beschränkungen; die Umdeutung, die rabbinische Gleichnisreden, in denen die Frau meist als Trägerin des Schlechten und Bösen auftritt, durch Jesus erfahren, der das Weib gern als Beispiel für das Gute und Fromme verwendet; die Herausarbeitung der Verengerung, die das Frauenleben und die Achtung vor der Frau seit den Zeiten des A. T. im Judentum erfahren hat, nur hätte L. auf der Suche nach Parallelen für diesen merkwürdigen Vorgang kultureller Rückentwicklung nicht nach Japan hinübergreifen brauchen (Anm. 103), wo doch dieselbe Beobachtung auch innerhalb der griechischen Kultur anzustellen ist. Bei Homer ist die Schilderung des Verhältnisses von Mann und Frau noch von einer sittlichen Tiefe und Wärme des Gefühls, die man bereits bei den Tragikern vergebens sucht und die später einer völligen Entwertung der Frau und ihrer Rolle im Leben Platz macht. Motive, wie Hektors Abschied von Andromache, des Odysseus und der Penelope Gattentreue, die große Bedeutung, die auch Herodot einzelnen Frauen einräumt, stehen in scharfem Kontraste zu der naturalistischen Zeichnung der Frau durch Euripides und zu Thukydides, bei dem von Frauen so gut wie gar nicht mehr gehandelt wird, und zu vielen anderen Dichtern und Historikern. Die Philosophen sind auch hier mit besonderer Vorsicht zu benutzen. Auch ist im allgemeinen die Heranziehung der griechischen und hellenistischen Literatur zur Klärung der Stellung Jesu zu den Frauen bei L. weniger glücklich ausgefallen und steht zu dem Ganzen in keinem deutlich erkennbaren organischen Zusammenhang. Da Jesus selbst weder vom hellenistischen Geistesleben irgendwie abhängig ist, noch auch bewußt zur hellenistischen Kultur und ihrer Frauenfrage Stellung nimmt, hat die Berücksichtigung des Hellenismus in einem Buche über Jesus und die Frauen doch — abgesehen von der einfachen Konstatierung eines Kontrastes — nur dann einen Sinn, wenn man nachzuweisen versucht, wie der Hellenist sich zu Jesus und seiner Auffassung vom Wesen der Frau stellen mußte und tatsächlich gestellt hat. Dies Problem hat L. mehr angedeutet,

als in seiner ganzen Schwere aufgerollt. Ihn interessiert viel zu einseitig die mannigfach schattierte soziale Stellung der Frau in der griechisch-römischen Welt, während es doch weit mehr die tiefgreifende religiöse Bedeutung war, die hier gerade der Frau zufiel und die schon auf Paulus und auch auf die Verfasser der Evangelien eingewirkt hat. Wohl erwähnt L. nebenbei, daß auch Frauen zu den eleusinischen Mysterien zugelassen waren und daß die Gattin des Archon Basileus in Athen dem Dionysos vermählt wurde, aber die für die ganze Entwicklung des Christentums sehr wichtige Tatsache, daß gerade die Frauen die wesentlichsten Trägerinnen der gesamten griechischen Mystik waren, kommt nicht zum Ausdruck. Der erste Sturm der Mystik, der mit dem Dionysoskult und seinen Mainaden über Griechenland dahinbrauste, war doch eine religiöse Frauenbewegung, die um so erstaunlicher ist, je enger wir uns die bürgerliche Beschränkung der Frau und ihre Gebundenheit an das Haus und die Familie zu denken haben. Die an diesen Kult sich anschließende Mantik wurde ausgeübt von Pythien und Sibyllen. In allen Mysterien kam der Frau eine führende Rolle zu, und in der mystisch-philosophischen Spekulation treten die aus dem Geschlechtsleben der Frau genommenen Bilder und die weiblichen Hypostasen in reichster Fülle hervor. Das Novellenmotiv vom Trug des Naktanebos, das L. (S. 9) erwähnt, sollte weniger als Beispiel für die vom Manne verspottete Dummheit der Frau angeführt werden, als zur Beleuchtung des religiösen Gebietes dienen, auf dem die Frau der antiken Welt zuhause war, sich auslebte und ausleben durfte. Von hier aus wird erst recht verständlich, warum gerade von den Verfassern des Lukas- und des Johannesevangeliums, die der hellenistischen Religiosität nahestehen, den Frauen eine weit größere Beachtung geschenkt wird (S. 111 f.), als dies bei Markus und Matthäus der Fall ist. Das von Paulus im ersten Korintherbriefe geschilderte Gemeindeleben bietet eine gute Illustration für das Auftreten der Frau überall da, wo es sich um Ekstase und um Mystik handelt*). Der Hellenisierungsprozeß, der sich im Urchristentum abspielt, kann kaum besser beleuchtet werden als durch eine Untersuchung des immer stärker hervortretenden feministischen Elementes in allen Äußerungen des religiösen Lebens der ersten Gemeinden und der aus ihnen erwachsenden Literatur, ein Element, das sich aufs glücklichste mit der durch Jesus selbst herbeigeführten nicht sozialen, sondern rein religiösen Umwertung der Frauenseele vereinte. — Bei einem Buche, das sich aus soviel Einzelheiten zusammensetzt, ist es auch geboten, auf diese einzugehen und einzelnes anzumerken. S. 24 und S. 58 ist die Heranziehung des im Hebräerevangelium auftretenden Heiligen Geistes als Mutter Jesu zur Beleuchtung des persönlichen Verhältnisses des historischen Jesus zu seiner Mutter unzulässig. Die Vorstellung vom weiblichen πνεῦμα enstammt ebenso wie der in einem anderen Fragmente des Hebr. Ev. auftretende fons omnis spiritus Sancti einer mystischen Spekulation, die nachträglich mit dem historischen Jesus verbunden wurde. Ebenso bedenklich scheint mir S. 52 der Schluß aus der Verwendung des Hochzeitsmotivs auf die Wertschätzung der Ehe. S. 40 und Anm. 270 darf Philon nicht als Beispiel dafür genannt werden, daß er wie die Juden die Freundesliebe verachtete; seine Ablehnung der Päderastie ist wie bei Musonius (Stob. S. 286 Mein., Clemens Al. Paedag. II 87) ein Motiv der stoisch-kynischen Diatribe. In dem Kapitel über die Familie S. 76—80 entsteht dadurch ein ganz falsches Bild, daß die entscheidenden Stellen, die Jesu äußerst schroffe Abweisung aller durch die Familie ihm und seinen Anhängern auferlegten Bindungen ausdrücken, alle in das Kapitel über die Ehe in der letzten Zeit hinübergezogen werden, obgleich die meisten keinerlei Beziehung zum Weltende haben, sondern von der augenblicklichen und unbedingten Nachfolge Jesu handeln. Ein dem modernen Empfinden angepaßter Kompromiß ist hier unmöglich. S. 87 (vgl. S. 96) hat die angeführte Stelle aus dem Ägypterevangelium weder mit jüdischen Gedanken etwas zu tun (vgl. Reitzenstein, Hellenist. Wundererzählungen S. 68, Mysterienreligionen S. 132), noch darf sie zu Philons Lehre von der Geschlechtslosigkeit des Urmenschen in Beziehung gesetzt werden, die auch nicht, wie Anm. 604 gesagt wird, auf Platons Symposion 189 C ff. zurückgeht, eine Hypothese, die schon Wendland (Jahrb. f. klass. Phil. XII. Suppl. S. 705) zurückgewiesen hat. — Den ganzen Reichtum zu erschöpfen und zu würdigen, den L. in seinem Buche bietet, ist hier nicht möglich. Vielleicht wird es den praktischen Theologen enttäuschen

*) [Diese Ansicht wird bestätigt durch die Beobachtungen, die sich über die Frauen im griechischen Vereinsleben machen lassen. Vgl. meine Gesch. d. griech. Vereinswesens S. 289 ff. F. Poland.]

aber der Gelehrte, der auf dem Gebiete der hellenistischen Kultur- und Religionsgeschichte forscht, wird in ihm eine ergiebige Fundgrube neuen Materials und neuer Gedanken entdecken.

Leipzig. Hans Leisegang.

Rudolf Goette, Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen Mittelalter (bis 919 n. Chr. Geb.) Bonn-Leipzig 1920, Schroeder. 374 S. 8. 33 M.

Der Titel des vorliegenden Buches ist nicht ganz zutreffend gewählt, denn, wie auch der Verf. im Vorwort bemerkt, enthält dasselbe eine Darstellung vom Verlaufe der älteren deutschen Geschichte, die sich über alle Seiten des geschichtlichen Lebens erstreckt, wobei der Kulturentwicklung ein etwas breiterer Raum gewährt ist.

Eine kurze Einleitung gibt eine Charakteristik der neueren Geschichtschreibung und lehnt — mit Recht — die kollektivistische Geschichtsauffassung ab. „Der Fortschritt ist in allen Dingen doch immer von einer Einzelpersönlichkeit oder wenigen ausgegangen; die anderen sind dem gefolgt.“ Der Stoff ist gegliedert in folgende Abschnitte: I. Die Steinzeit; II. Die Arier in der vorgeschichtlichen Metallzeit; III. Die germanische Urzeit und das Römertum; IV. Die Völkerwanderung. V. Die Merowinger; VI. Das Zeitalter germanischer Frühkultur; VII. Die Begründung des fränkischen Kaisertums; VIII. Die Entstehung des Deutschen Reiches. Die Darstellung ist gut lesbar, und für die Kreise, für die das Buch bestimmt ist — den gebildeten Laienstand —, wohl verständlich; sie ruht auf solider wissenschaftlicher Grundlage, wovon auch die angeführte Literatur Zeugnis ablegt. Besonders gut bewandert zeigt sich der Verf. in der Sprach- und Literaturgeschichte, während er den Ergebnissen der Archäologie nicht die gebührende Berücksichtigung hat zuteil werden lassen. So ist die Stein- und Bronzezeit, für die wir doch ausschließlich auf jene angewiesen sind, etwas zu kurz gekommen. Von der weit verbreiteten übertriebenen Wertschätzung der nordischen Bronzekultur ist auch der Verf. nicht frei; doch hat sich ein hervorragender Kunsthistoriker (Dehio) neuerdings dahin ausgesprochen, daß die nordische Ornamentalkunst eine Abkehr von der Natur darstelle und sich mit den gleichzeitigen Schöpfungen der südlichen Länder nicht messen könne. Nicht näher geht der Verf. auf die hochentwickelte illyrische (Lausitzer) Kultur ein, die in Ostdeutschland heimisch war. Die Ergebnisse der Bodenforschung, welche es ermöglichen, ein Bild von der allmählichen Ausbreitung der Germanen auf Kosten der Nachbarvölker zu gewinnen, sind nicht verwertet.

Pytheas hat noch nichts von dem Unterschied zwischen Kelten und Germanen gewußt; sein Verdienst ist aber, daß er uns als erster die Namen zweier deutscher Völker überliefert hat. Erst Posidonius (um 80 v. Chr.) hat Kelten und Germanen als verschiedene Nationen erkannt. Die Behauptung des Verf. (S. 61), daß bereits 222 v. Chr. den Römern der Name Germanen bekannt gewesen sei, ist irrig; die in der Marcellus-Inschrift von diesem Jahre erwähnten Germanen sind später an Stelle der ursprünglich genannten Gaesaten interpoliert worden. Die Meinung, daß der ursprüngliche Name Armins Siegfried gewesen sein könne (S. 80, 202; doch vgl. S. 99), sollte aus neueren Geschichtswerken ganz verschwinden. Nach S. 98 wäre Haltern = Aliso zu setzen; doch bricht sich wohl immer mehr die Ansicht Bahn, daß Aliso an der oberen Lippe gelegen hat. Die Frangones bei Cicero (S. 126) haben nichts mit den Franken zu tun, vgl. meine Gesch. der deutschen Stämme II, 433. Daß Heruler unter den Franken aufgegangen seien, ist ganz unwahrscheinlich und unerweislich (S. 127). Die Darstellung des Unterganges des thüringischen Reiches stützt sich auf die als wertlos nachgewiesene sächsische Überlieferung, die Ronneberg, Ohrum und Burgscheidungen als Kampfplätze nennt; daß Weimar die Residenz des thüringischen Reiches war, wie neuere Ausgrabungen ergeben haben, und daß hier die letzten Kämpfe stattgefunden haben müssen, wird nicht erwähnt (S. 152). Daß die Prologe zur Lex Salica keine echte Sage enthalten, ist längst erkannt. Der längere ist aus dem kürzeren abgeleitet und hat außerdem den Liber hist. Franc. benutzt, stammt also frühestens aus dem 8. Jahrh. (S. 167).

Dresden. Ludwig Schmidt.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. Vol. I. Cleveland (Ohio) 1919, Adelbert College. 193, LXI, 37 S. 8.

Etwas über ein halbes Jahrhundert war bei dem Erscheinen dieses Bandes verflossen, seitdem nach europäischem, vornehmlich deutschem Muster die Amer. Philol. Assioc. ins Leben gerufen worden war. Auf dieses Jubiläum be-

ziehen sich die ersten Aufsätze des „Semicentennial Volume" von F. G. Moore, A History of the American Philological Association (S. 5—32), von P. Shorey, Fifty Years of Classical Studies in America (S. 33—61) und von M. Bloomfield, Fifty Years of Comparative Philology in America (S. 62—83), während im Anschluß daran J. Elmore, The Philological Association of the Pacific Coast (S. 84—90) zugleich mit den Glückwünschen der befreundeten Gesellschaft einiges über deren Werdegang und Tätigkeit mitteilt.

Die nächsten Aufsätze beschäftigen sich mit dem 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Da behandelt R. G. Kent, gestützt auf die datierbaren Inschriften, die Sprache dieses Zeitraums (S. 91—100). Er selbst gesteht die Unmöglichkeit zu, auf einem so engen Raume „to present an adequate picture of the Latin language in the fourth century or in any century". Ich vermisse vor allem eine kritische Sichtung des vorhandenen Materials. So müßte beispielsweise erwogen werden, ob Formen wie vinditores st. venditores, ducentus st. ducentos, Josimus st. Zosimus u. a. wirklich auf fehlerhafter Aussprache und nicht vielmehr auf Verschreibung beruhen. E. T. Merrill stellt S. 101—121 Betrachtungen an über die Entwicklung der christlichen Kirche von Konstantin d. Gr. bis zur Entstehung des römischen Primats. C. H. Moore bespricht S. 122—134 die Bestrebungen, deren Mittelpunkt Nicomachus Flavianus, Vettius Agorius Praetextatus und Symmachus waren. J. C. Rolfe skizziert S. 135—149 Claudians Leben und Dichten, ohne wesentlich Neues zur Lösung der schwebenden Fragen beizutragen. A. St. Pease versucht S. 150—167 „to trace briefly some of the influences which determined Jerome's attitude towards the classics". Vielleicht wäre es angebracht gewesen, die spätere Lehrtätigkeit des Kirchenvaters in der Klosterschule zu Betlehem und das enge Verhältnis, in dem er zu den Schriften des von ihm kommentierten Donat gestanden hat, zu berücksichtigen; vgl. auch diese Wochenschr. 1912, 766 ff. und 1913, 447 f. — E. T. Sage bemüht sich S. 168—176 in die Chronologie einiger Epigramme Martials Licht zu bringen. Die Annahme aber, von der er ausgeht, daß libellus auch ein einzelnes Gedicht bezeichnen könne, scheint mir unmöglich, und die Erklärung von X 19, auf die sich jene Annahme gründet, verfehlt. — G. M. Calhoun, Oral and Written Pleading in Athenian Courts bekämpft S. 177—193 die allgemein übliche Ansicht, daß nach attischem Rechte der Vorladung des Gegners stets die Anbringung der Klage durch Einreichung eines Schriftstückes zu folgen gehabt habe, und gelangt mittelst einer Untersuchung der bei den verschiedenen Autoren hierauf bezüglichen Ausdrücke dazu, die Ausdehnung des schriftlichen Verfahrens auf den Privatprozeß in das Archontat des Nausinicus 378/7 zu verlegen.

Die Proceedings enthalten Auszüge aus folgenden Aufsätzen: N. W. De Witt, A Fourth Century Bookworm (S. XII). — M. Jastrow Jr., Mesopotamia and Greece (S. XII f.) — D. P. Lockwood; The Limitations of Latin Poetry (S. XIII f.). — E. H. Sturtevant, A Prehistoric Mediterranean Stem in Greek and Latin (S. XIV). — A. L. Wheeler, Catullus as a Story-Teller (S. XV).

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Journal. XV, 5.

(260) E. S. Mc Cartney, How and Why: „Just so" Mythology in Ovid's Metamorphoses. Handelt über ätiologische Mythen, die mit einem Ausdruck Kiplings „just so stories" genannt werden. Wie sich der Mensch, der einfache und der zivilisierte, die Entstehung und Entwicklung von Vögeln, Tieren, Menschen, ihren Formen und Eigenschaften denkt: dies mythengeschichtliche Problem interessiert den Verf. Der Zweck seines Artikels ist, die ätiologischen Geschichten in Ovids Metamorphosen zu kennzeichnen und Parallelen aus allen Teilen der Erde zu bringen. (Eine interessante Bibliographie ist beigegeben.) C. behandelt folgende Einzelprobleme: How the crow became black (Ovid., Met. II 536/7. 540/1); angeführt werden eine australische Parallelgeschichte sowie eine von einem indianischen Stamme aus Britisch-Amerika. Spotted breast of birds (VI 669 f.). Markings on tails (I 720 ff.). Color of man: II 235 f. Cries of birds: V 677 f. XI 734 f. XIV 578/80, Traits and habits: VIII 252/9. II 367 ff. VI 5 ff. VI 647 ff. VIII 6 ff. und andere Stellen. Characteristics of trees and flowers: IV 158 ff. II 340 ff. X 298 ff. XIII 382 ff. X 162 ff. IV 206 ff. X 524 ff. I 564 f. XIV 517 ff. IV 740 ff. How certain things came to be: IV 617 ff. XV 389 f. VII 392 f. usw. Natural Phenomena: XIII 574 ff. III 356 ff. II 254 f. Religious Customs: X 104 ff. XV 111 ff. Eponymous legends: Boeotia: III 10 ff., Marsyasfluß: VI 382 ff., Scironklippen: VII 443 ff., Milet: IX 443 ff., Insel Paphos: X 243 ff., Cynossema: XIII 533 ff. Ätiologische Geschichten sind primitive Wissenschaft; der einfache Naturmensch kann sich die Ursachen alles Geschehens nur als Personen denken. Der Verf. fügt noch Vermutungen an, wie wohl ursprünglich sich einige der Erzählungen des Ovid mögen gebildet haben. — (279) R.

B. Steele, Literary Adaptations and References in Petronius. Petronius hat den Hof Neros im Sinne; das Gastmahl wird vielleicht als in Cumae oder in seiner Nachbarschaft abgehalten vorgestellt. In der Sprache des Satirikers finden sich gewisse Anspielungen auf Ausdrücke des Philosophen Seneca. Verf. charakterisiert weiter den Trimalchio. Das literarische Material im „Gastmahl" wird von St. nach den Gesichtspunkten „Original" und „Benutzung andrer" (hauptsächlich Lucan, Vergil, Horaz) behandelt. — (294) **G. H. Chase**, Archaeology in 1918. Die amerikanische Schule in Athen machte eine kleine Ausgrabung am Südwestflügel der Propyläen, die Mitglieder der französischen und englischen Schule waren anderweitig beschäftigt; die deutsche, österreichische und italienische Schule waren geschlossen. Das Gerüst von den Propyläen wurde entfernt; die Wiederherstellung des Zentralbaues ist also jetzt zu beurteilen möglich. Ch. erwähnt aus 1916 deutsche Ausgrabungen vor dem Dipylontor (Spuren eines Tores aus Themistokleischer Zeit), Untersuchungen in Tiryns (der Schatzfund von 1915 war in geometrischer Zeit vergraben; die ältere Mykenische Stadt lag südlich der Burg, spätmykenisch war die Siedelung im Norden und Osten des Hügels). In Macedonien fanden durch Hebrard über Spätrömisches und frühzeitig Mittelalterliches Forschungen in Saloniki statt (der Bogen des Gallienus und die Kirche von St. George gehören zusammen). Auf Skyros wurde ein kleiner Tempel des Apollo festgestellt. Auf Delos wurden aufgedeckt Reste des Hippodroms. Auf dem Palatin in Rom, beim Titusbogen, wurde die beschädigte Statue einer „Viktoria" gefunden (Torso vom Nacken bis zu den Knieen: 85 cm, sehr gut erhalten, vielleicht ein Original des 5. Jahrh.). Auf dem Clivus Sacer wurden Fundamente aus flavischer Zeit ausgegraben, vielleicht von einem Bogen des Domitian, zum Gedächtnis an seine Germanensiege (83/4 n. Chr.). Zufallsfunde in Rom waren die Überreste von Magazinen (bei Anlage des neuen Ponte Aventino) sowie der Fund von einigen Statuen unter einem Hof der Via degli Avignonesi (ein nackter männlicher Torso, ein Bruchstück einer bekleideten männlichen Statue, eine Herme mit einem jugendlichen Kopfe, ein Athenakopf usw.). Die unterirdische Basilika an der Porta Maggiore (beschrieben in den Notizie degli Scavi für 1918) aus dem frühen 1. Jahrh. n. Chr. (Vgl. Cennont, Comptes Rendus de l'Académie de Iss et Belles-Lettres, 1918, 272 ff.) Vielleicht war das unterirdische Gebäude der Ort, wo Statilius Taurus magicas superstitiones ausführte (Tac. Annal. XII 59). Das Museum in Benghazi (Cyrenaica) enthält unter anderm: einen kolossalen Zeus (von Xenion, Sohn des Xenion, aus Hadrianischer Zeit), einen kolossalen Hermes Polykleitischen Stils, einen Hermes, zwei Satyrn (einer Praxitelischen Stils), zwei Gruppen der Grazien, einen Eros Lysippischen Stils; eine Porträtstatue Alexander des Großen. Neu genannt werden aus der Cyrenaica als Funde: eine Kolossalstatue der Demeter mit langen Inschriften aus dem 3. Jahrh. v. Chr., eine beflügelte Viktoria, ein Porträt einer Römerin. — (300) **G. E. van Loon**, Why Study Latin? Untersucht die Gründe, warum man heute in der Praxis des Lebens Latein studiert und studieren muß. Beigegeben sind interessante Briefe von Männern der Praxis. Bemerkenswert ist die Feststellung amerikanischer Professoren, daß Latein zu schwer ist für die meisten Studierenden der jetzigen Generation!! — B e i t r ä g e: (304) **M. Radin**, Vergilius Iurisconsultus. Führt die juristische Redeweise non haec in foedera veni zurück auf Verg. Aen. IV, 339. — (306) **R. J. Bonner**, On Xenophon, Anabasis I 4, 13. Die Worte τὸ μὲν δὴ πολὺ τοῦ Ἑλληνικοῦ οὕτως ἐπείσθη sind nicht als Einschiebsel zu behandeln. Eine eingehende Betrachtung zeigt, daß die ganze Stelle in vollständiger Ordnung ist.

Nordisk Tidsskrift for Filologi. 4. R. IX 1.—4. H.

(1) **C. Theander**, De fragmentis A n t i p h o n t i s sophistae nouis. Vorschläge zur Besserung des überlieferten Textes.

(103) **Nat. Beckman**, Eine Stelle bei T a c i t u s (Germ. 12). Durch seinen Ausdruck *ignavos et imbelles et corpore infames* gibt Tacitus das germanische Wort *ragr* oder *argr* wider, das sowohl Feigheit als sexuelle Perversität bezeichnet. — (131) **Karl Hude**, Zu Thukydides V 36. Verteidigung der Überlieferung gegen Ed. Schwartz. — (146) **K. Hude**, Zu Appian. Textbesserungen.

Nachrichten über Versammlungen.

Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse. LVI.

16. Januar 1919: Vorgelegt wird eine Abhandlung des k. M. **H. Schenkl**: „Beiträge zur Textgeschichte der Reden des Themistios". Die Geschichte der Sammlung und Anordnung der Reden des Themistios von der Jetztzeit rückwärts bis ins Altertum ist aufzuklären. Es wird über wichtige Punkte der Überlieferungsgeschichte des Themistiostextes sowie der Gelehrtengeschichte des 16. und 17. Jahrh. Aufklärung geschaffen. Der antike Archetypus war in τόμοι (Bände) abgeteilt, die in verschiedener Reihenfolge, vollständig oder auszugsweise, abgeschrieben wurden. (Gedruckt in den Sitzungsberichten, 192. Bd., 1. Abhdlg., 1919.)

23. Januar: Überreicht wird der „Vorläufige Bericht des Obersten **Maximilian v. Groller** über die im Jahre 1918 im Lager von L a u r i a c u m ausgeführten Grabungen der Limeskommission". (Mit einer Karte über die Grabungen von 1904—1918.) 1. Teil: Längs des Südwestrandes der das Lagergelände durchschneidenden Eisenbahn wurde auf einem Ackerstreifen die noch fehlende Ergänzung der Kasernenbauten aufgedeckt. Sie gehören der 2. Kohortenkaserne an, von der linken Prinzipalfront an gezählt, und in dieser der 2., 3. u. 4. Zenturie. Starke Zerstörung der Bauretse. Kleine

Raumeinheiten, von denen ein sehr kleines Zimmer mittels eines Flächenhypokaustums unterheizt war: aus Ziegeln hergestellte Suspensurpfeiler in halber Höhe erhalten. Ferner wurde auf demselben Gelände von dem im Jahre 1919 ausgegrabenen Gebäude (Magazin, Stallung?) der nordöstliche Abschluß hergestellt: ein geräumiger Hof ist an zwei Seiten von dreifluchtigen Trakten umgeben, die aus schmalen langen Korridoren bestehen. In der nordöstlichen Seite des Hofes muß die Einfahrt gelegen haben. Ein Bruchstück eines zierlichen, Metall nachahmenden Tongefäßes weist auf das 1. Jahrh. n. Chr. 2. Teil: Aufgedeckt wurden ferner die Reste der Umfassungsmauer (Mauerkrone: 2,20 m Dicke; Mauerwerk noch 70 cm hoch erhalten; tragende Schicht: Alluvialschotter des Murenbodens). Außen schließt die 7 m breite Berme an; ein innerer Wallgraben fehlt. Die Umfassungsmauer begleitet eine Angularstraße. Nach 20 m schließen Gebäude an, die keine Kasernen waren; eins wurde als ein valetudinarium erkannt. 3. Teil: 4 Lagerstraßen, als einfache Schotterstraßen hergestellt, wurden genauer untersucht. Ein freier Platz zwischen via Quintana und „Zweiter Querstraße" muß als reservierter Bauplatz gelten: man fand Reste, die zu drei sehr spätzeitigen, regellos, wie gewöhnlich, auf dem freien Platze zerstreuten Häuschen gehörten. — Das w. M. J. **Seemüller** erstattet den Tätigkeitsbericht der Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch. Die Gesamtsumme der eingeordneten Zettel beträgt 111 072. Ein Beispiel der Behandlung der Synonymenzettel für die Bedeutungslehre gibt **A. Pfalz** über Mund, Glatze, Zahnarzt.

6. Februar: Das w. M. E. v. Kenner übersandte den Bericht von **A. Gaheis**, Untersuchung auf der Donauinsel Wörtz bei Grein. Es wurde kein Bauwerk römischer Zeit vorgefunden.

3. April: Das w. M. **E. Hauler** erstattet den Bericht der Kirchenväterkommission vom 1. Mai 1918 bis Ende März 1919: Der LXIV. Band: Ambrosii Explanatio psalmorum duodecim in der Bearbeitung von **M. Petschenig** wurde bis auf die Indices fertiggestellt. Sonst verhinderten die Wirren weitere Drucklegungen. — Derselbe gibt namens der Kommission für den Thesaurus linguae Latinae den Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1. Mai 1918 bis Ende März 1919: Die Verlagshandlung Teubner mußte infolge der Kriegsumstände und ihrer Folgen den Druck lange aussetzen. Im Druck vollendet wurde von Band VI flagro bis flo; neugesetzt flasco bis fluvius.

14. Mai: Das w. M. **E. Reisch** berichtet über die archäologischen Ergebnisse in den durch die österreichischen Truppen okkupierten Teilen Albaniens (1916/1918). Eine Reihe antiker Ansiedlungen wurde festgestellt, zahlreiche Skulpturen und Inschriften neu aufgenommen, besonders an den Stätten von Apollonia und Byllis viel neues, wertvolles Material gewonnen. — **C. Praschniker** gibt Bericht über zwei in Balši (zwischen Valona und Berat) im Dezember 1917 gefundene mittelalterliche Inschriften. Die eine, griechische, handelt von der Taufe des Bulgarenkhans Boris-Michael I. und ist aus dem Jahre 866 n. Chr. (. . Μαρίας | Βόρης ὁ μετο|νομασθεὶς | Μιχαὴλ σὺν | τῷ ἐκ θεοῦ δε|ομένῳ αὐ|τῷ ἔθνει ἔ|τους ,ςτοϑ'). Darunter ist auf dem Steinpfeiler eine lateinische eingemeißelt, in leoninischen Hexametern abgefaßt: eine Grabschrift eines Robert von Montfort, datiert auf den 20. September, wahrscheinlich des Jahres 1108 (?).

9. Juli: Das Stipendium der Bonitz-Stiftung (1200 K.) erhielt **F. Heinemann** (Berlin) für seine Arbeit: Die Plotinische Frage.

8. Oktober: **J. Tkatsch** übermittelt einen Vorbericht über seine Arbeit über „Die arabische Übersetzung der Poetik des Aristoteles und die Grundlage der Kritik des griechischen Textes". Hat in Paris den von Margoliouth herausgegebenen arabischen Text mit der Pariser Handschrift kollationiert sowie eine Abschrift der noch unveröffentlichten arabischen Übersetzung der Aristotelischen Rhetorik angefertigt; außerdem hat T. die Poetikhandschriften der Nationalbibliothek (darunter Par. 1741 [A^c bei Bekker]) eingesehen. Margoliouth hat an mehr als 130 Stellen die Handschrift falsch gelesen. T. machte eine neue Ausgabe des Textes und einen Apparat, der die für die kritische Sicherung der arabischen Überlieferung erwähnenswerten Einzelheiten verzeichnet. Dann sorgte er für die Erklärung des Textes für kritische Zwecke durch eine Einzeluntersuchung über Methode, Technik, Sprachgebrauch und Eigentümlichkeiten des Übersetzungstextes (unter Heranziehung syrischer Übersetzungen griechischer Originale). Hier ist besonders wichtig die Scheidung zwischen s c h e i n b a r e n und w i r k l i c h e n Abweichungen vom jetzt geltenden Poetiktexte. Die Ausgabe der Poetik von Margoliouth (1911, London) genügt nicht in der lateinischen Übersetzung des arabischen Textes, die griechische Textredaktion bildet aber geradezu ein Unikum in der Aristotelesliteratur. Weiter behandelt T. die Entwicklung des Fortschrittes der Ausgaben von den ersten Drucken bis auf die neueste Zeit. Über den Wortlaut der der arabischen Übersetzung schließlich zugrunde liegenden griechischen Hs S sucht der Verf. voll ins Klare zu kommen: hier ist eine volle Revision der bisherigen Auffassung nötig. S hatte Unzialschrift, mit rundlicher Schreibung der eckigen Buchstabenformen. Die Sprache des arabischen Poetikübersetzers Abū Bišr zeigt manche persische Worte und Wendungen. Die Rekonstruktion der erkennbaren oder mutmaßlichen Lesarten der Hs S, die mit Lesungen der Apographa gegen A^c übereinstimmen, erweist, daß A^c n i c h t d e r a l l e i n i g e T r ä g e r der Überlieferung ist. Auch in der Rhetorik gebührt dem Par. A^c nicht die bevorzugte Stellung.

Sitzungen vom Oktober: Der Leiter der Ausgrabungen der Limeskommission Oberst **M. Groller**

erstattet den „Vorläufigen Bericht über die im Jahre 1919 im Lager von Lauriacum ausgeführten Grabungen". 1. Teil: Bearbeitung eines Teiles der Kasernen an der Prätorialfront, insbesondere der 2. Kohorte; aufgefunden wurde die Schlußmauer der 1918 angegrabeneu Zweizenturienkaserne (2. und 3. Zenturie der 2. Kohorte). Gut erhalten war ein Mannschaftskochherd. 2. Teil: Die Ausgrabungen der Gebäude IV und V der Insel an der „Zweiten Querstraße" wurden weitergeführt und Gebäude VI in Angriff genommen: in IV uud V sind vorherrschend lange, schmale Räume (vielleicht Werkstätten), in V eine Wasserleitung. 3. Teil: Die rechte Hälfte der Umfassung der Prätorialfront wurde in einzelnen Schnitten untersucht: die ganze Front ist geradlinig. Dicke der Mauer: 2/2,20 m (also beabsichtigt 7 röm. Fuß). In der rechten Lagerhälfte ist zwischen der Umfassung und den Kasernen der 3. und 4. Kohorte ein Straßennetz nicht vorhanden. 4. Teil: Teile von Lagerstraßen werden besprochen. — Neu erschienen sind in den Sitzungsberichten, 193. Bd., 2. Abhdlg.: Kritische Beiträge zum XLI., XLII. und XLIII. Buche des T. Livius, von **A. Goldbacher.**

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Adametz, L., Herkunft und Wanderungen der Hamiten aus ihren Haustierrassen: *Petermanns Mitteil.* Märzheft 1921, S. 75. Bedenken gegen die Methode macht geltend *R. Thurnwald.*

Astronomie. Unter Redaktion von J. Hartmann: *L. Z.* 20/21 Sp. 392 f. 'Der schöne Band bringt jedem Gebildeten nicht wenig'. **Wirtz.**

Bentwich, N., Hellenism: *Class. Weekly* XIV 13 S. 102 f. 'Der Titel sollte besser heißen: Hellenistic Judaism; denn das Buch behandelt die Entwicklung der Juden in der Zeit des Hellenismus. Der Stil ist oft eintönig'. *J. T. Allen.*

Dittenberger, G., Sylloge Inscriptionum Graecarum . . aucta nunc tertium edita: vol. I. II. III. IV fasc. I: *Neue Jahrb.* 47, 4, S. 173 ff. 'Die praktische Ausgestaltung ist verbessert. Insgesamt 1268 Inschriften sind jetzt mitgeteilt (gegen 940), eine erwünschte Vermehrung; bei den 72 jetzt fortgefallenen Inschriften bedauert man z. T. doch sehr ihr Verschwinden. Delphi tritt in der Sammlung etwas zu stark hervor. Die Aufgabe der Erneuerung des Kommentars ist mit Pietät und Sachkunde durchgeführt. Im ganzen ein stolzes Werk deutscher Wissenschaft'. *A. Körte.*

Eitrem, S., Beiträge zur griechischen Religionsgeschichte. III: *L. Z.* 20/21 Sp. 397 f. 'Wertvolle religionsgeschichtliche Beiträge'. *K. Preisendanz.*

Frazer, J. G., Folk-lore in the Old-Testament. Studies in comparative religion, legend and law. Three volumes. Fourth impression: *L. Z.* 20/21 Sp. 385 ff. 'Läßt eine Fülle gut geschichtlichen Stoffes an unserem Auge vorüberziehen'. *K. Beth.*

Geffcken, J., Die griechische Tragödie: *Class. Weekly* XIV 13 S. 100 ff. 'Bemerkenswerte Urteile, gedankenanregende Ausführungen'. *E. Fitch.*

Geiger, B., Die Aməša Spəntas. Ihr Wesen und ihre ursprüngliche Bedeutung. (Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl., Sitzungsber. 176. Band, 7. Abhdlg.): *Museum* 28, 7 S. 148/9. Lehrreich für Indologen, Iranisten, Assyriologen und Forscher auf dem Gebiet der Religionswissenschaft. *W. Caland.*

v. Harnack, A., Marcion: *Z. f. neutest. Wiss.* XX 1/2 S. 94 f. 'Tief durchdacht, fein ausgearbeitet und ergebnisreich'. *H. L.*

Heath, Th. L., Euclid in Greek. Book I. With Introduction and Notes: *Class. Weekly* XIV 17 S. 133 f. 'Vorzügliche Einleitung; ausgezeichnete Anmerkungen. Das Buch kann infolge reicher Erklärung der griechischen Wörter auch von Leuten mit begrenzten griechischen Kenntnissen benutzt werden'. *M. W. Humphreys.* — *Class. Weekly* XIV 17 S. 134 f. 'Ein Beweis für die Bedeutung griechischer Studien auch auf dem Gebiete der Mathematik! Eine Ausgabe nach den Bedürfnissen der Schulen. Eine ganz außergewöhnliche Leistung, besonders in den erklärenden Anmerkungen'. *O. E. Smith.*

Herford, C. H., The Poetry of Lucretius: *Class. Journ.* XV 5, 1920, S. 318 ff. 'Sucht in das Innerste der Seele des Dichters einzudringen — ein vorzügliches Werk über de rerum natura'. *G. D. Hadzsits.*

Hoernes, M., Urgeschichte der Menschheit: *Petermanns Mitt.*, Märzheft, S. 75. 'Die 5., vollständig neu bearbeitete Auflage, die erste nach Hoernes' Tode'. *P. L.*

Homeri et Hesiodi, Vitae, in usum scholarum ed. U. de Wilamowitz-Moellendorff. (Kleine Texte usw., hrsg. von H. Lietzmann, No. 137): *Museum* 28, 7 S. 145 ff. 'Vorzügliches, mit großer philologischer Sorgfalt gearbeitetes Buch. Ein verzweifelter Vers (Sam. Eiresione) glänzend emendiert'. *H. Kuiper.*

Jolliffe, R. O., Phases of Corruption in Roman Administration in the last Half-Century of the Roman Republic: *Class. Weekly* XIV 15 S. 118 ff. 'Eine Verarbeitung bekannten Materials nach den Gesichtspunkten: Armee, Flotte, Abhängige Fürsten, Gesandtschaften'. *E. H. Brewster.*

Körte, A., Die griechische Komödie: *Class. Weekly* XIV, 13 S. 100 ff. 'Ein schöner Überblick' *E. Fitch.*

Koopmans, J. J., De servitute antiqua et religione Christiana capita selecta. Pars prior: *Museum* 28, 7 S. 150. 'Überblick über das Los der Sklaven im Altertum bis zur Kaiserzeit; zeugt von fleißigem Studium und großer Belesenheit. Quomodo Christus ipse, quomodo Christiani antiquissimi de servitute cogitaverint mit Vorliebe behandelt'. *H. M. Meyboom.*

Menandros, Das Schiedsgericht. Komödie in fünf Akten: *L. Z.* 20/21 Sp. 396. 'Großes Verdienst'. *R. Kauer.*

Metz, C., Aliso-Solicinium. Früh- und spätrömische Befestigungsbauten bei Wetzlar: *Petermanns Mitt.* Maiheft, 1921, S. 100. 'Verlegt die beiden Orte in die Umgebung Wetzlars'. *P. L.*

Peterson, T., Cicero. A Biography: *Neue Jahrb.* 47, 4, S. 180. 'Will dem Laien einen Begriff von Cicero geben; diese Aufgabe erreicht das stattliche Buch nicht übel. Einige Ausstellungen, z. B. besonders hinsichtlich der nicht genug berücksichtigten Quellenforschung, macht *W. Kroll.*

Schuchhardt, K., Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung: *Petermanns Mitt.*, April-Maiheft, 1921, S. 101. 'Auch der Geograph kann aus dem Buch viel Anregung schöpfen; alle Probleme der europäischen Urzeit werden mutig angegriffen'. *A. Kiekebusch.*

Seneca. Index Verborum, quae in Senecae fabulis necnon in Octavia Praetexta reperiuntur a G. Abbot Oldfather, A. Stanley Pease, H. Vernon Canter confectus. (University of Illinois studies in Language and Literature): *Museum* 28, 7 S. 148. 'Die drei Amerikaner haben ein Recht auf unsere Dankbarkeit'. *P. J. Enk.*

Sommer, F., Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen: *Neue Jahrb.* 48, 4, S. 111. 'Eine bedeutsame Tat und ein origineller Versuch, den grammatischen Unterricht zu beleben. Aufs dringendste allen Sprachlehrern zu empfehlen'. *W. Kroll.*

Wahlgren, E. G., Étude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du participe passé dans les langues romanes: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Philol.* XLII 5/6 Sp. 183 f. 'Allen Romanisten aufs wärmste empfohlen' von *L. Spitzer.*

v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Die Ilias und Homer: *Class. Weekly* XIV 14 S. 110 ff. 'Science verträgt sich schlecht mit Poesie, und Wilamowitz ist ein Scientist! Bemerkenswert aber ist sein Stilgefühl und unendlich wertvoll seine exegetischen Beigaben. Freilich bleibt vieles in seinen Behauptungen über die Entstehungszeit der einzelnen Iliaspartien ganz subjektiv und willkürlich, was an Bespielen gezeigt wird. Daß die Entwicklung trotz dieses Werkes seit 20 Jahren in der Homerphilologie sich den Anschauungen der Unitarier zuneigt, behauptet' *S. E. Bassett.*

Mitteilungen.

Zu Ciceros Orator.

§ 44. Von den drei Haupterfordernissen des vollkommenen Redners will Cicero die beiden ersten, die inventio und collocatio, nur kurz behandeln: sunt enim non tam insignia ad maximam laudem quam necessaria et tamen cum multis paene communia. An tamen haben die Erklärer mit Recht Anstoß genommen; es fehlt ihm jede innere Beziehung zu dem ersten Teil des Satzes, da kein Gegensatz vorhanden ist. Piderit schlug et eadem vor, Kroll tilgt das Wort als aus dem vorhergehenden tam entstanden. Ich glaube eher, daß der Fehler auf einen Wortausfall zurückzuführen ist, denn kleinere Lücken sind auch in L ziemlich zahlreich. Es wird vor et zu ergänzen sein ⟨sunt oratoria⟩. Die beiden Tätigkeiten sind der Rede eigen, zugleich jedoch auch vielen anderen Künsten und Wissenschaften; vgl. 190 E eosdemque esse oratorios qui sint poëtici. Das Homöoteleuton (necessaria . . . oratoria) hat hier wie oft den Ausfall veranlaßt. In demselben Paragraphen hat Stroux in den Jahresberichten des Philol. Vereins 1913 S. 262 in den Worten qua tamen in causa est vacua prudentia hinter dem letztgenannten, als Ablativ gefaßten Worte eloquentiā hinzugefügt. Diese Ergänzung halte ich für verfehlt. Denn abgesehen von der harten Aufeinanderfolge der gleich auslautenden Abstrakta und der seltenen Klausel entspricht sie auch dem Sinne nicht, der ausdrücken will, daß das invenire Sache der prudentia, daß diese aber in allen möglichen Fällen erforderlich ist. Die einfachste Herstellung des Gedankens ist die Tilgung des in (Lamhin) und die Änderung non qua in quae (so Sandys, Stangl, Kroll).

§ 135. In der Aufzählung der σχήματα wird an 12. Stelle die Klimax genannt: aut cum gradatim sursum versus reditur. Das Prädikat reditur bezeichnet Kroll mit Recht als auffallend; der Begriff des Zurückkehrens läßt sich nicht mit sursum versus, einem Ausdruck also, der sich auf die Klimax a minore ad maius bezieht, vereinigen. Vollbehrs Vorschlag retroque dicitur genügt nicht, da auch so das Prädikat zu sursum versus vermißt wird. Richtiger hat Kayser itur et vor reditur eingeschoben; doch scheint mir die Lücke etwas umfassender zu sein. Es muß nämlich die Wahl gelassen werden zwischen der Steigerung a minore ad maius und der a maiore ad minus, weil jedesmal nur eine von beiden in Frage kommt — vgl. No. 9 und 10 der Aufzählung cum similiter vel cadunt verba vel desinunt —, und aus dem gleichen Grunde muß auch die zweite Art der Steigerung näher bezeichnet werden. Ich lese daher sursum versus ⟨itur vel deorsum⟩ reditur. Die äußere Ähnlichkeit der Ausdrücke sursum versus und deorsum hat auch hier zum Überspringen der drei Wörter Anlaß gegeben.

§ 158. Una praepositio est af, quae nunc tantum in accepti tabulis manet ac ne his quidem omnium, in reliquo sermone mutata est. Statt der überflüssigen Hervorhebung des Wortes praepositio durch una erwartet man ein tadelndes Beiwort, welches das Absterben der Präposition erklärlich macht. Weil insuavius vorhergeht, schreibt Piderit mit Jahn insuavissima (vgl. 163 insuavissima littera), während Kroll sich damit begnügt una als korrupt zu bezeichnen. Recht viele Möglichkeiten der Herstellung

bieten sich neben Jahns Vorschlage wohl kaum, denkbar wäre aber auch iniucunda, dessen erste Hälfte durch den Einfluß des Insuavius übersehen sein könnte. Vgl. Quint. fr. III, 8, 4 rumor dictatoris iniucundus bonis; fin. I, 1, 3.

Leer. K. Busche.

Emendationes geographicae.

I.

Cesennia — Serennia — Aesernia.

Diod. 29, 90, 4 ⟨a. 305⟩. Die Samniten werden von den Römern besiegt, die Römer erobern Sora, Arpinum und Serennia ⟨Σώραν, Ἀρπίναν καὶ Σερεννίαν⟩. Unbekannt ist der Ort Serennia in Etrurien. Die Parallelüberlieferung gibt Liv. IX 44, 16: eo anno ⟨305⟩ Sora Arpinum Cesennia recepta ab Samnitibus. Aber auch Cesennia ist unbekannt. Die einst von Glareanus und Cluver aufgebrachte Gleichsetzung mit Aesernia hat man aufgegeben, seitdem Autoritäten wie Mommsen (CIL IX p. 348) und Hübner (P. W. s. u.) sich für die ebenfalls schon früher vorgeschlagene Lesart Cerfennia entschieden hatten. Diese im Marserland gelegene Stadt, deren Ruinen bei J. Coll' Armeno zu sehen sind, wird nur von den Inschriften und Itinerarien genannt, sonst nicht. Dazu kommt, daß die Reihenfolge der eroberten Orte Sora-Arpinum vom Fucinersee fort auf Fregellä zu führt, so daß mir die Gleichsetzung Serennia — Cesennia — Cerfennia unwahrscheinlich erscheint. Ich bringe daher Stützen für die alte Lesart Aesernia. Nach Liv. X 31, 2 ist Aesernia tatsächlich 295 römisch. Die Lage dieses Samnitenortes zu Sora-Arpinum paßt besser als die des zur Marschrichtung der Römer näher gelegenen und früher zu nennenden Marserortes Cerfennia. Paläographisch liegt der Fehler bei Diod. l. c. ΚΑΙΣΕΡΕΝΝΙΑΝ statt ΚΑΙ ΑΙΣΕΡΝΙΑΝ (F liest Σερίνειαν) nahe. Man wird also Liv. 20, 90 und Diod. 9, 44 *Aesernia* einzusetzen haben.

Labro = ⟨Sca⟩labro.

Cic. ad Quint. fr. 2, 5, 3 wird Crassipes von Labro oder Pisa aus nach Sardinien fahren [Erat autem iturus . . . ut aut Labrone aut Pisis conscenderet]. Die Ausgaben finden sich damit ab, daß der Ort Labro unbekannt ist, ebenso Nissen Ital. Landeskunde II 985. Und doch liegt es nahe, den unbekannten Ort Labro mit dem bekannten Salebro gleichzusetzen. Über die Lage von Salebro (21 m. p. vor Populonia, nördl. des Flusses Alma Kiepert F. O. A. XX, 7) äußere ich mich im Pauly-Wissowa s. v. Die Namensformen des Ortes in den Itinerarien sind sehr verschieden überliefert: It. mar. Ant. p. 501: Scabros portus; It. Ant. 292: Salebrone; tab. Peut. Saleborna; Geog. Rav. 268, 3 Salembro (= 336, 1); Guido 474, 18 Salembrum, so daß Deecke, Falisker p. 125 als Grundform des heute Scarlino benannten Ortes Scal(e)bro annimmt (vgl. Desjardins, tab. Peut. p. 101). Ich schlage also für Cicero die Lesung ⟨*Sca*⟩*labrone* vor.

Sestrae — Sextiae — Sestiae — ad Aesim.

Kiepert, Atl. antiq. nennt und zeichnet seit 1884 einen Ort Sestrae in Umbrien. Dieser Ort verdankt einem Stichfehler seine Entstehung. In der 6. Aufl. bringt das Wortverzeichnis noch richtig Sestiae, dann erst Karte und Wortverzeichnis beide das falsche Sestrae. Genannt wird der Ort nur in den Itinerarien und zwar tab. Peut. Sestiae, Geog. Rav. 258, 13; 326, 8: Sextia(e), Guido 462, 13 Sextia (= 505, 6) Mir kommt deshalb auch der Name Sestia-Sextia verdächtig vor, zumal der Ort fast da zu liegen kommt, wo die Straße den Aesis schneidet. Ist vielleicht zu lesen „*ad Aesim*“? Ich finde diese Vermutung nachträglich auch im Atlas von Smith, der bekanntlich Carl Müllers Kenntnissen seine Güte verdankt.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

E. Norden, Philemon der Geograph (S.-A. aus Janus I).

K. R. Rudlof, Etymologisches Wörterbüchlein zur Verwertung der lateinischen Sprache für die Erlernung der französischen und umgekehrt. Wien-Prag-Leipzig, Haase. 3 M. 50.

W. H. Kirk, And and Or (S.-A. a. The Amer. Journ. of Philol. Vol. XLII, 1).

M. Tulli Ciceronis de divinatione liber primus. Part II. With Commentary by A. St. Pease. University of Illinois. 1 sh. 50.

H. Gerdau, Der Kampf ums Dasein im Leben der Sprache. Hamburg, Gente. 3 M.

C. Praschniker, Muzakhia und Malakastra. Archäologische Untersuchungen in Mittelalbanien. Wien, Hölder. 60 M.

H. Hirt, Der indogermanische Vokalismus (Indogerm. Grammatik. Teil II). Heidelberg, Winter.

Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta. Hrsg. v. W. Heraeus. 2. A. Heidelberg, Winter. 5 M.

W. A. Diepenbach, „Palatium“ in spätrömischer und fränkischer Zeit. Gießener Dissert. Mainz, Schneider.

Immergrün aus Martial. Münster i. W., Coppenrath. 6 M. 65.

Saalburg-Jahrbuch. Bericht des Saalburgmuseums IV. 1913, I. Frankfurt a. M., Baer & Co.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Wettiner Gymnasium, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 9. Juli. 1921. №. 28.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

E. Drerup, Homer und die Volksepik. Vortrag. S.-A. aus dem Neophilologus V (1919/20). S. 257—273.

Derselbe, Die Götterschlacht in der Ilias. S.-A. aus dem Werke: Ehrengabe der deutschen Wissenschaft, dem Prinzen Johann Georg von Sachsen zum 50. Geburtstage dargeboten von katholischen Gelehrten. Hrsg. von Fr. Feßler. Freiburg i. B. 1920, Herder & Co. S. 479—510. gr. 8.

Der an erster Stelle genannte Vortrag Drerups beginnt mit einer kurzen Übersicht über die neuere Homerforschung nach ihren Hauptrichtungen, von d'Aubignac bis herab auf Wilamowitz. Über d'Aubignac scheint mir Drerup zu günstig zu urteilen, vielleicht beeinflußt von Bérards Schrift: Un mensonge de la science allemande, deren Leichtfertigkeit und Nichtigkeit von M. Pohlenz in den N. Jahrb. für das klass. Altertum 1919 S. 320 f. klar aufgezeigt worden ist. Er nennt d'Aubignac den ersten modernen Homerphilologen; wenn man darunter den versteht, der sich unter den Neueren zuerst Gedanken über Homer und seine Dichtungen gemacht hat, mag dies gelten. Zu weit geht Dr. aber, wenn er sagt, Fr. A. Wolf stehe eingestandenermaßen auf d'Aubignacs Schultern; des Franzosen Phantasien waren für den deutschen Gelehrten bei dessen ganz anders gearteter Forschung wertlos. Ebenso halte ich den Vorwurf, Wolf habe über seinen Vorgänger ungerecht geurteilt, für unbegründet; in seinen Prolegomena S. 113 Anm. 84, wo er am ausführlichsten über ihn handelt, verurteilt er nur seine Leugnung der Existenz Homers und seine Ansicht über die Entstehung der homerischen Gedichte, beides gewiß mit Recht.

Nach dem Überblick über die neuere Homerforschung wendet sich Dr. zur eingehenden Betrachtung der bis jetzt bekannt gewordenen Volksepen der Serben, Finnen, Esten, Großrussen, Karakirgisen, Abakan-Tartaren und Malaien, wozu noch das byzantinische Heldenepos von Digenis Akritas kommt; denn nur auf diese Weise glaubt er das Wesen der Volkspoesie, die in der Behandlung der Homerischen Frage eine so große Rolle spielt, völlig klarstellen zu können. Bei seiner Untersuchung zeigt es sich, daß die genannten Volksdichtungen trotz aller Verschiedenheiten doch manche Ähnlichkeiten aufweisen, die man infolgedessen als ihre charakteristischen Merkmale betrachten darf, so hinsichtlich des Stoffes, der Kompositionsweise und der Verbreitungsart. Ihr Inhalt gruppiert sich immer um Nationalhelden, die Teile bilden kein einheitlich gefügtes Ganzes,

sondern eine lockere Aneinanderreihung, und der Vortrag besteht in Rezitation mit einfacher Musikbegleitung.

Die so für das Volksepos gewonnenen Kriterien wendet Dr. dann auf die homerischen Gedichte an, und da bestätigt sich, worauf schon von verschiedenen Seiten hingewiesen wurde, daß diese in ihrer vorliegenden Gestalt keine Volksdichtung sind, sondern Kunstpoesie, selbständige Schöpfungen eines genialen Dichters. Mit der Volkspoesie hängen sie nur insoweit zusammen, als der in ihnen besungene Stoff auf diese zurückgeht; aber diesen hat der Dichter ganz frei verwendet und seinem Plane angepaßt. Er wählte daraus nur, was er brauchen konnte, und gab diesem die Gestalt, die seine Dichtung verlangte. Daher ist es auch nicht möglich, aus ihm epische Einzellieder, wie sie die Volkssänger vorgetragen haben mögen, herzustellen, wenn auch Überreste da und dort noch zu erkennen sind.

Die zweite Arbeit Drerups beschäftigt sich mit einem Abschnitt der Ilias, der mit am meisten Anstoß erregt hat, mit der Götterschlacht. Die meisten Forscher haben sie als spätere Zutat verworfen, nur wenige sind für ihre Echtheit eingetreten; auf Seite dieser stellte auch ich mich immer. Dr. unternimmt es nun, ihre Unentbehrlichkeit aus einer allseitigen Betrachtung nachzuweisen, und dies ist ihm auch gelungen.

Zunächst grenzt er die Partie, in deren Mittelpunkt die Götterschlacht steht, von den anderen Teilen der Ilias ab; er läßt sie von Υ 1 bis Φ 25 reichen. Sie zählt rund 1000 Verse und stellt eine in sich geschlossene Rhapsodie im Rahmen der ganzen Dichtung dar. Dann geht er zur Untersuchung darüber weiter, welche Stellung diese Rhapsodie nach der Absicht des Dichters in der Gesamthandlung des Epos einnimmt. Er weist nach, daß sie die Götterhandlung, überall das Bestimmende und Ausschlaggebende für die Menschenhandlung, ebenso zum Abschluß bringt wie der Kampf zwischen Achilleus und Hektor die Menschenhandlung, und zwar beidemal in der Weise, daß das Kommende damit angedeutet wird, die Stücke also als die Schlußpartien kenntlich gemacht sind.

Daran schließt sich die Darlegung des Aufbaues der Rhapsodie. Auch hier kann ich mich mit den Ausführungen Drerups einverstanden erklären; nur in einem Punkte weiche ich von seiner Auffassung ab, nämlich in den Vorgängen vor dem Götterkampf. Dr. meint, Poseidon setze dem Befehle des Zeus passiven Widerstand entgegen und überrede auch die anderen Götter dazu. Ich halte dies für unbegründet; Zeus befiehlt ja den Göttern nicht, am Kampfe teilzunehmen, sondern nimmt nur sein früheres Verbot zurück. Sobald die Götter auf Grund dieser Erlaubnis auf das Schlachtfeld gekommen sind, handelt zunächst jeder von ihnen nach eigenem Entschuß und freiem Ermessen. Die Griechengötter halten sich vom Eingriff in den Kampf fern, Apollon reizt den Aeneas, Achilleus entgegenzutreten. Erst dieses Vorgehen Apollons veranlaßt Here, die Griechengötter zu einer Versammlung zusammenzurufen und ihnen den Vorschlag zu machen, nun ihrerseits dem Achilleus beizustehen. Poseidon widerspricht dem und setzt den Beschluß durch, der Schlacht so lange fernzubleiben, bis die Troergötter dem Achilleus persönlich Einhalt tun. Dr. läßt an dieser Versammlung und diesem Beschlusse auch die Troergötter Anteil nehmen; aber dies verbietet der Text, der nirgends auf diese hinweist, ja ihre Abwesenheit geradezu voraussetzt. Daher kann auch von einem Neutralitätsvertrag zwischen den beiden Parteien keine Rede sein, wie Dr. will. Nach ihrem Beschluß lassen sich die Griechengötter abseits vom Kampfplatze nieder, und die Troergötter folgen stillschweigend ihrem Beispiel, beide einander scharf im Auge behaltend. Wie ernst es ihnen mit dem Vorsatz, nicht aneinanderzugeraten, ist, zeigt die Trennung des Achilleus und Aeneas durch Poseidon und die des Achilleus und Hektor durch Apollon und Athene. Erst Xanthos' Angriff auf Achilleus ändert die Lage.

Den Schluß bildet eine genaue dispositive Übersicht der Rhapsodie, die ihren nach dem Prinzip des Parallelismus und der Dreiteilung geordneten kunstvollen Aufbau verdeutlicht.

Freiburg i. Br. Jakob Sitzler.

W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Siebente Auflage unter Mitwirkung von Erich Klostermann, Rudolf Leonhard und Paul Weßner neu bearbeitet von Wilhelm Kroll und Franz Skutsch. Zweiter Band: Die Literatur von 31 v. Chr. bis 96 n. Chr. Leipzig-Berlin 1920, Teubner. VI, 341 S. 10 M., geb. 15 M. + 100 % Teuerungszuschl.

Zwanzig Jahre waren zwischen der 5. und 6. Aufl. der Teuffelschen Literaturgeschichte verstrichen, nur die Hälfte dieses Zeitraumes war nötig, um abermals eine Neuauflage zu erfordern. Das handliche, knapp und klar geschriebene „Kursbuch“ hat seinen Weg in dieser

Zeit trotz Krieg und Not gemacht. Die Neuauflage lag in den gleichen Händen wie die vorhergehende; es erübrigt sich daher, das Lob zu wiederholen, das dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Bearbeiter bei den früheren gezollt worden ist und der jetzigen ebenso gebührt. Grundlegende Änderungen sind kaum zu verzeichnen. Ein paar Zusätze in der ersten allgemeinen Übersicht, eine stärkere Umarbeitung § 231, 6 und 7, S. 46 f. und sonst hier und da kleinere Änderungen des früheren, dann vor allem Buchung der neuen Resultate philologischer Forschung. S. 317 ist dadurch ein Zwiespalt entstanden zwischen der Neigung, die Sulpiciae satura in späte Zeit zu verlegen und der Anerkennung der „beachtenswerten" Gründe Thieles für die Echtheit. Ebenso ist der neue Gegensatz von Statius' Gedichten und Silven (S. 307 unten) schief. Trotz dieser Herbeischaffung des neuen Materials ist es gelungen, den Umfang des Bandes noch um ein paar Seiten zu verringern. Das ist erreicht durch möglichste Knappheit des Ausdrucks, die allerdings die Anmerkungen öfters nur noch aus Stellen und Titeln bestehen läßt, durch Streichung alles irgendwie entbehrlichen Alten und möglichst starken Gebrauch von Abkürzungen. Daß es dabei etwas subjektiv herging, war nicht zu vermeiden; aber da im allgemeinen jedes folgende Werk die früheren gleichen Inhalts aufzuführen pflegt, so ist schwerlich dadurch eine Schädigung der wissenschaftlichen Arbeit entstanden, mag man auch darauf verzichten müssen, auf einen Blick die gesamte Literatur übersehen zu können. Freilich P. Lunderstedt hätte ich S. 14 doch einmal wenigstens seinen ungekürzten Namen gegönnt; und wie das häufige Fehlen der Vornamen den Bibliotheksbeamten beim Aufsuchen der gewünschten Schrift manche ärgerliche Minute kosten wird, so wird ihnen auch z. B. zur Zeit die Auflösung der Abkürzung S. 240 „Jourdan, Par. 1919" (für: P. Jourdan, Notes de critique verbale sur Scribonius Largus, Thèse Neuchâtel, Paris 1919 = Revue de philol. XLII, 1918, 169—251; XLIII, 1—20) nicht so ganz leicht sich ergeben. Weitgreifender ist das Fehlen ausländischer Literatur, besonders aus den feindlichen Ländern. Das ist selbstverständlich keine Schuld der Verf. — mir ist es bei Schanz IV 2 nicht anders gegangen —, sondern des Krieges und der noch immer nicht ganz aufgehobenen Blockade. Und doch hat das Ausland in diesem Jahrzehnt ebenfalls stark auf dem klassischen Gebiete gearbeitet. Es hat, auch hier zum Teil mit Spitze gegen Deutschland, neue Vereinigungen mit humanistischer Grundlage geschaffen, neue Zeitschriften entstehen lassen: Amerika seine Art and Archaeology (seit 1913), die Memoirs of the American academy in Rome (seit 1917) und die Studies seiner verschiedenen Universitäten (Washington seit 1913, California seit 1914); Belgien die Nova et vetera (seit 1912); England das Journal of Roman studies (seit 1911); Frankreich, das seit 1915 in seiner Societé Guillaume Budé durch kompetente Fachleute in gemeinsamer Arbeit griechische und lateinische Autoren herausgeben, übersetzen und erklären will, das Bulletin d' ancienne litterature (seit 1910), Pro Alesia (seit 1914), und das besonders rührige Italien sucht sich unter Leitung von C. Pascal in Turin in dem Corpus scriptorum latinorum Paravianum von der Bibliotheca Teubneriana frei zu machen und läßt fast jedes Jahr eine neue Zeitschrift ans Licht kommen: 1912 das Didaskaleion, 1913 das neue Athenaeum, 1914 Annuario della R. Scuola archeol. di Atene und die ebenfalls uns angehende Cronaca delle belle arti, 1917 die Nuova Rivista storica und die Rivista indo-greco-italica di filologia-lingua-antichità, 1918 die Rassegna italiana di lingue e letterature classiche. Endlich ist in Skandinavien Lundströms Svensk humanistik Tidsskrift (seit 1917) ergänzend zu der älteren Nordisk Tidsskrift for Filologi getreten. Mag der Deutsche dem Reichtum zum Teil mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen, der klassische Philologe wird diese Lebendigkeit des humanistischen Gedankens begrüßen dürfen. Die Resultate dieser Bestrebungen treten allmählich in unseren Gesichtskreis, und ich glaube, manchem zu dienen, wenn ich als Ergänzung des neuen Teuffels in der Reihenfolge seiner Paragraphen hier einige der wichtigsten Erscheinungen aufführe; ich sehe dabei ganz ab von rein kritischen oder nur mit einzelnen Stellen sich abgebenden Arbeiten, füge aber sonstige Litteratur ein, die den Verf. entgangen oder von ihnen mit Unrecht, wie mir scheint, übergangen ist.

§ 220, 4 S. 12: E. Kornemann, Das Mausoleum des Augustus und der Tatenbericht des Kaisers (Klio XIV, 377; XV 214; jetzt Leipzig 1921); A. v. Domaszewski, Ein unerkanntes Fragment des Monum. Apolloniense (Philol. LXX, 1911, 569); neue Bruchstücke hat dazu W. Ramsay gefunden; J. Plew, Quellenuntersuchungen zur Gesch. des Kaisers Hadrian. Nebst einem Anhange über das Monum. Ancyr. und die kaiserl. Autobiographien, Straßburg 1890; A. P. M.

Meuwese, De rerum gestarum divi Augusti versione graeca, Amsterdam. Diss. 1919. § 223, 5 S. 23: C. Resak, Odo Magdunensis, der Verf. des Macer Floridus, Leipzig 1917. § 226 S. 28ff.; A. Beltrami, Ancora sull' egloga IV di Virgilio (Riv. di Filol. XL, 1912, 303); A. Slater, Was the fourth eclogue written to celebrate the marriage of Octavia to Mark Antony? (Class. Rev. XXVI, 1912, 114); J. M. Pfättisch, Die 4. Ekl. Vergils in der Rede Konstantins an die Vers. der Heiligen, Ettal 1913 (s. jetzt A. Kurfeß, Sokrates VIII, 1920, 90); Bucolica ed. Nettleship-Postgate London 1912; M. Jasinski, De re metrica in Vergilianis bucolicis, Paris 1904. § 229 S. 38: W. G. D. Butcher, The caesura in Virgil and its bearing on the authenticity of the Pseudo-Virgiliana (Class. Quart. VIII, 1914, 123). § 230 S. 40: C. de Rossi, Intorno all' anno della composizione del Culex (Bollett. di Filol. XVI, 1909, 61); E. S. Jackson, The authorship of the Culex (Class. Quart. V, 1911, 163). § 230, 2 S. 41: W. R. Hardie, On some non-metrical arguments bearing on the date of the Ciris (Journ. of Philol. LX, 1907, 280); A criticism of criteria (Class. Quart. X, 1916, 32). § 230, 3 S. 42: R. Prohaska, De Moreti carminis Verg. inscriptione, Mähr. Schönberg 1904; C. Pascal, Il poemetto Moretum (Athenaeum I, 1913); A. Souter, A neglected manuscript of the Moretum (Class. Quart VIII, 1914, 103); R. Sabbadini, Ancora Partenio e il Moretum (Riv. di Filol. XLIII, 1915, 80). § 230, 4 S. 43: Copa trad. ed annot. da Arn. Monti, Turin 1913. § 235 S. 56: D'Alton, Horace and his age, London 1917. § 240 S. 75: G. Curcio. Q. Orazio Flacco studiato in Italia dal secolo XIII al XVIII, Catania 1913. Horaz Oden und Epoden für den Schulgebr. erkl. von C. W. Nauck, 18. Aufl. von P. Hoppe, Leipzig 1915. § 245 S. 81ff.; B. L. Ullman, Horace and Tib. (Amer. Journ. of Phil. XXXIII, 1912, 149) und Postgate ebenda 450; R. Lackner, Dei casi e dei modi verbali nelle poesie di . . . Tibullo, Zara 1911; F. Calonghi, Il codex Brescianus di Tib. (Riv. di Filol. XLV, 1917, S. 38; 208; s. a. XLVI, 99; 226); Tib. ed. Postgate, Oxford 1914. § 246 S. 87 u. § 251, 5 S. 108: A. von Domaszewski, Zeitgeschichte bei röm. Elegikern (Heidelb. Sitzungsb. 1919, 2. Abh.). § 247 S. 94: A. Kornitzer, Kaiser Tiberius und sein Verhältnis zu Ovid (Zeitschr. f. österr. Gymn. LXVIII, 1917, 933). § 248 S. 96ff.: R. Neumann, Qua ratione Ovidius in amoribus scribendis Properti elegiis usus sit, Göttingen 1919; C. Marchesi, Il primo, secondo etc. libro dell' Ars amandi (Riv. di Filol. XLIV, 1916, 129; XLVI, 41). § 250 S. 105: G. Némethy, Commentarius exegeticus ad Ov. Trist. et ex Ponto, Budapest 1913/15. Ov. trist., ex P., halieut. rec. S. G. Owen, Oxford 1915. § 253, 1 S. 113: Gratii Cyneg. ed. P. J. Enk, Zutphaniae 1918; s. denselben Mnemos. XLV, 1917, 53. § 253, 3 S. 114: K. Prinz, Die zeitl. Indizien in den Astr. des Manilius (Zeitschr. f. österr. Gymn. LXIII, 1912, 676); A. E. Housman, Manilius, Augustus, Tib., Capricornus and Libra (Class. Quart. VII, 1913, 109). § 256 S. 122: A. H. Kyd, The codex Bambergensis of the first Decade of Livy (Class. Quart. VIII, 1914, 248); Cl. M. Knight, The importance of the Veronese palimpsest in the first Decade of Livy (ebenda 166). § 258 S. 133: R. B. Steele, Pomp. Trogus and Justin. (Amer. Journ. of Phil. XXXVIII, 1917, 19); R. Schubert, Die Quellen zur Gesch. der Diadochenzeit, Leipzig 1914. Ein Fragment aus Trogus vielleicht Oxyrh. Pap. 1 No. 30. § 259, 6 S. 137 (Clodius Licinus): F. Münzer, Hermes XLVII, 1912, 163. § 262 S. 146: J. Brock, Hygins Fabeln in der deutschen Lit., München 1913; C. Robert, Der Argonautenkatalog in Hygins Fabelbuch (Nachr. der Gött. Ges. d. Wiss. 1918, 469). § 263, 5 S. 148 (Clodius Tuscus): G. Hellmann, Beiträge zur Gesch. der Meteorologie II, Berlin 1917; s. Boll, Berl. phil. Woch. 1919, 223. § 264 S. 152: B. Ebhardt, Die 10 Bücher der Architektur des Vitruv und ihre Herausgeber seit 1484, s. dazu Degering, Zentralblatt f. Bibliotheksw. XXXVI, 1919, 130. § 266, 11 S. 160 (Papirius Fabianus): C. Landi, Quaestiones doxogr. et paradoxogr. ad Lucretium et Ovidium praecipue spectantes (Atti e Memorie della R. Acc. in Padova XXVI 61); G. H. Mueller, Animadversiones ad L. Ann. Senecae epistulas, Leipzig 1910, S. 40. § 267, 4 S. 162: G. Costa, Ancora sulla Laudatio Turiae (Bullett. della commiss. arch. comm. di Roma XLIII, 1915, 3—40). § 278 S. 190ff.: E. Kornemann, Velleius' Darstellung der Gracchenzeit (Klio IX, 1909, 378); L. Stefani, De Vellei Pat. periodis (Studi ital. XVIII, 1910, 19). Übersetzung von F. Eyssenhardt², Berlin 1913. § 279 S. 195: E. Lundberg, De elocutione Valerii Maximi, Diss. v. Upsala, Falun 1906. § 280 S. 198: Corn. Celsus, Über Grundfragen der Medizin von Th. Meyer-Steineg, Leipzig 1912; Von der Heilkunde der alten Römer. Nach dem Werke des Römers Corn. Celsus hrsg. von Th. M.-St., Leipzig 1918. § 284 S. 208: Phaedri fabulae Aesopiae cum Nicolai Perotti

prologo et decem novis fabulis rec. J. P. Postgate, Oxford 1919. Sonstige Ausg. v. F. Ramorino, Turin 1913, C. Folkard, New York 1913, A. Cinquini [2], Mailand 1914. § 286, 4 S. 213: A. Hertle, Tacitus quomodo imp. Claudii de iure honorum orationem inverterit, Freiburg 1912. § 286, 7 S. 214: C. Morelli, Nerone poeta e i poeti intorno a Nerone (Athenaeum II, 1914, 117). § 289 S. 220: G. d'Amico, Sull' autenticità del de remediis fortuitorum di L. A. Seneca (Studi critici offerti a Carlo Pascal, Catania 1913). S. 222: A. Siegmund, De Senecae consolationibus, Böhm. Leipa 1912/14 (bes. über die Echtheit der cons. ad Polyb.); Dial. X—XII ed. J. D. Duff, Cambridge 1915; Dial. l. XII ed. Ch. Favez, Lausanne 1918; De ben. et de clem. ed. Hosius [2], Leipzig 1914; ep. ed. R. Mott Gummere, London 1916; W. L. Friedrich, Die Abfassungszeit von Senecas Werk de beneficiis (diese Wochenschr. 1914, 1406; 1501; 1533; 1629). § 290 S. 227: A. St. Pease, On the authenticity of the Herc. Oet. (Transact. of the Amer. phil. ass. XLIX, 1918, 3); U. Moricca, Studi ital. XXI, 1915, 158—224; Riv. di Filol. XLVII, 1918, 1; 345; 411 (über Senecas Phönissen und die Tragödien im allgem.); V. Ussani, Le tragedie di Seneca (Riv. di Fil. XLIII, 1915, 293); Trag. ed. F. J. Miller, London 1916; Phaedra door J. van Wageningen, Groningen 1918; Index verborum in Senecae fabulis nec non in Octavia praetexta a W. A. Oldfather, A. St. Pease, H. V. Canter, Illinois Univ. 1918. S. 229: Octavia ed. A. Santoro, Bologna 1917, s. a. Classicie Neolatini VIII, 1912, 182; B. Bassi, De fabula praet., quae inscr. Octavia (Atti . . . di Napoli N. S. vol. III, 1914, 123—180); jetzt noch A. St. Pease, Is the Octavia a play of Seneca? (Class. Journ. XV, 1920, 388). § 291, 3 S. 231: H. de la Ville de Mirmont, Cn. Domitius Corbulo (Revue hist. CXVIII, 1915, 1—53). § 292 S. 233: R. B. Steele, Amer. Journ. of Phil. XXXVI, 1915, 402 (setzt Curtius unter Alex. Severus); R. Schubert, Die Quellen zur Gesch. der Diadochenzeit, Leipzig 1914. S. 234: L. Castiglioni, Osserv. critiche e grammaticali a Curcio Rufo (Studi ital. XIX, 1912, 121). C. Tosatto, De infinitivi historici apud Curtium usu, Padua 1906; De praesenti historico apud . . . Curtium, Padua 1905; Ausgabe von Menge-Fried, Gotha 1911/12; von S. Dosson et R. Pichon, Paris 1912. § 293 S. 238: Columella de re rust. übersetzt von Österreicher, hrsg. von K. Loeffler, Stuttgart 1914. § 296 S. 242: G. Sanna, Mela e Plin. (Rivista indo-greco-italica I, 1917, 52). § 302 S. 258: Mincarelli, A. Persio Flacco, Bologna 1911; Fr. Villeneuve, Essai sur Perse, Paris 1918 (540 S.); A. Gustarelli, De graeci sermonis apud Persium vestigiis, Palermo 1911; A. H. Parisi, Il linguaggio figurato in A. Persio Flacco, Cherasco 1913. M. Cerrati, Per la classificazione dei codici di Persio (Riv. di Filol. XL, 1912, 113); W. M. Lindsay, The edition of Persius by Sabinus (Class. Rev. XXIX, 1915, 112). Ausg. von Fr. Villeneuve, Paris 1918. Die Ausgaben von Wageningen und Ramorino (jetzt 2. Aufl., Turin 1920) haben ebenfalls Kommentar. § 303 S. 265: L. Robbert, De Tacito Lucani imitatore, Göttingen 1917. § 305 S. 272: J. W. Downer, Metaphors and wordplays in Petronius, Waco 1913; cena, testo latino con note e studi di P. Fossataro, Neapel 1912; übers. von W. Heinse, Düsseldorf 1913; von einem homo Heidelbergensis 1910. § 306 S. 273 f.: H. Fuchs, Calp. und seine Idyllen, Mähr. Weißkirchen 1915; O. Schönbrunn, Der Stand der das Loblied auf Piso betreffenden Streitfragen, Reichenberg 1916; H. de la Ville de Mirmont, C. Calpurnius Piso (Revue des études anc. XV 1913, 405; XVI 45; 197; 295). § 307 S. 276: A. Buti, De aetate carminis, quod Aetna inscribitur, Nola 1913. § 312 S. 281: R. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne'secoli XIV e XV, Nuove ricerche, Florenz 1914, 24; 180 (über die Bella Germaniae des Plinius). § 314 S. 291: Corssen, Über den vermeintl. Historiker Antonius Julianus (Sokrates II, 1914, 632). § 320 S. 301: G. Fuerstenau, De Silii Italici imitatione quae fertur Enniana, Berlin 1917; M. Wiedermann, De ablativi usu in Silii It. Punicis, Landskron 1903. § 321 S. 307 f.: Th. Sh. Duncan, The influence of art on description in the poetry of P. Pap. Statius, Baltimore 1914; J. P. Postgate, The manuscript problem in the Silvae of Statius (Class. Rev. XXVII, 1913, 53; s. a. 129; 265). § 322 S. 311: S. Scimè, Quo anno liber de spectaculis a Martiale editus sit, Palermo 1907; K. Prinz, Martial und die griech. Epigrammatik I, Wien 1911; H. Leimeister, Die griech. Deklinationsformen bei den Dichtern Persius, Martialis und Iuvenalis, München 1908; O. Gerlach, De Martialis figurae ἀπροςδόκητον usu, Jena 1911; Th. Simar, Les Mss. de Martial du Vatican (Musée Belge XIV, 1910, 179). § 325 S. 323: F. W. Shipley, The heroic clausula in Cic. and Quintil. (Class. Phil. VI, 1911, 410); A. Beltrami, La composizione del libro XII di Quint. (Studi ital. XIX, 1912, 63); J. Negro, La grammatica in

M. Fabio Quint. e le sue fonti, Città di Castello 1914; Buch I ed. Lupi, Livorno 1915; B. X con commento di F. Calonghi[2], Mailand 1912; B. XII con commento di A. Beltrami, Rom 1910.

Der Druck ist wieder sehr korrekt. S. 87 (Mitte) lies Philitas wie richtig S. 89; S. 145 Z. 1 G. Piepers.

Würzburg. Carl Hosius.

Robert Grofse, Römische Militärgeschichte von Gallienus bis zum Beginn der byzantinischen Themenverfassung. Berlin 1920, Weidmann. XV, 346 S. 8. 24 M.

Wer sich bisher über spätrömisches oder frühbyzantinisches Militärwesen eingehender unterrichten wollte, war für Studien auf diesem Gebiete ausschließlich auf zahlreiche, zumeist in Sammelwerken, Zeitschriftenaufsätzen oder Artikeln der Pauly-Wissowaschen Realenzyklopädie niedergelegte Einzeluntersuchungen angewiesen. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß Große, einer Anregung Otto Hirschfelds folgend, den weitschichtigen Stoff erstmalig in einer quellenmäßigen Gesamtdarstellung behandelte. Den Ausgangspunkt derselben bildet mit Recht eine Würdigung der bahnbrechenden Neuerungen des Gallienus und seiner Nachfolger (S. 1—22). Daran schließt sich, in vier Teile gegliedert, eine erschöpfende Behandlung der Militärordnungen des 4., 5. und 6. Jahrh. (S. 23—320), die sich im einzelnen auf die Truppenkörper, die Gliederung des Gesamtheeres, die Rangordnung, die Aushebung, das Ersatzwesen und auf innere Heeresverhältnisse, wie Dienst, Marschlager, Fahnen, Manneszucht, Strafen und Belohnungen, Verpflegung und Sold, Soldatenleben und -sitte, Heeresstärke und Taktik, erstreckt. Die Rangordnung und das Marschlager hatte G. bereits in früher erschienenen Einzeluntersuchungen ausführlich dargestellt und konnte infolgedessen größere Abschnitte daraus teils wörtlich, teils in verbesserter oder erweiterter Form in den Text seines Buches übernehmen. Desgleichen geht der Schlußteil (S. 321—338), der dankenswerte Mitteilungen über spätrömische Militäraltertümer enthält, auf einen am 1. Mai 1917 in der Berliner Archäologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag des Verf. zurück.

Die Schwierigkeiten der Aufgabe, die G. zu bewältigen hatte, waren nicht gering. Einmal galt es, das in Schriftwerken, Rechtsbüchern, Stein- und Papyrusurkunden reichlich fließende Quellenmaterial möglichst vollständig zusammenzutragen und sicher zu beherrschen. Ferner handelte es sich darum, eine Fülle bereits gewonnener Forschungsergebnisse sorgfältig zu werten und mit neu ermittelten Tatsachen in Einklang zu bringen. Vor allem aber kam es darauf an, nicht nur darzustellen, welche Wandlung die militärischen Einrichtungen und Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte erfuhren, sondern auch bei jeder Gelegenheit zu zeigen, in welcher Weise und unter welchen Voraussetzungen die fortschreitende Entwicklung an Bestehendes anknüpft. Letzteres geschieht regelmäßig zu Beginn eines neuen Abschnittes. Auch legt G. mit Recht Wert darauf, den Gang der Entwicklung jeweilig in einer Schlußbetrachtung nochmals kurz zu überblicken. Überdies ist er mit Erfolg bemüht, die Darstellung durch geschickt eingeflochtene Hinweise auf gleichartige oder ähnliche Verhältnisse und Vorgänge anderer Kulturkreise anschaulich zu beleben. Einen besonderen Vorzug der Großeschen Behandlungsweise möchte ich darin sehen, daß da, wo ein abschließendes Urteil zur Zeit unmöglich ist, dies deutlich zum Ausdruck kommt. Insoweit bei der stofflichen Fülle eine Nachprüfuug im einzelnen möglich war, sei festgestellt, daß der Verf. gründliche Arbeit leistete und den Fachgenossen mit seinem von großem Fleiß zeugenden Buche ein unbedingt zuverlässiges, unentbehrliches Hilfsmittel an die Hand gab. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß ich nicht auch etliche Bemerkungen und kleine Ausstellungen, die sich mir beim Lesen des Buches aufdrängten, zu machen hätte.

Wenn G. gegen Ende seiner Darstellung der See- und Flußstreitkräfte (S. 79), die seit der Zeit Diokletians zum Grenzheere gehörten, auf den traurigen Verfall der Seemacht des Westreichs im 5. Jahrh. zu sprechen kommt, so hätte er zum Beweis für das völlige Versagen der Mittelmeerflotte von Misenum die Neapler Inschrift CIL X 1485 = Dessau, Sylloge 884 anführen können. Danach ließ Kaiser Valentinian III. (425—455) das offene Neapel stark befestigen, damit der wichtige Seehafen bei einem Flottenangriff der Wandalen auf die Küsten Campaniens wenigstens durch Mauern geschützt wäre.

Für den Abschnitt, der von den protectores und domestici der Spätzeit handelt (S. 138 ff.), wären die eingehenden und teilweise treffenden Darlegungen E.-Ch. Babuts (vgl. die Besprechung Ernst Steins in den Byzantinisch-Neugriechischen Jahrbüchern Bd. 1, 1920, S. 179 f.),

die in den Jahren 1913 und 1914 unter dem Titel „Recherches sur la garde impériale et sur le corps d'officiers de l'armée romaine aux IVe et Ve siècles" in Bd. 114 (S. 225—260) und 116 (S. 225—293) der Revue historique erschienen, zu verwerten gewesen. Auch sei zu Großes Ausführung auf S. 143 darauf hingewiesen, daß wir durch die aus dem beginnenden 6. Jahrh. stammende, in dem damals zu Burgund gehörigen Vienna gefundene Inschrift (CIL XII 2103) einen anscheinend in burgundischen Diensten stehenden domesticus kennen lernen, wie in der von Ludwig Schmidt und mir herausgegebenen Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen S. 53 in der Anmerkung zu No. 84 näher begründet wurde.

In den Ausführungen über die im Zeitalter des Kaisers Honorius auftretenden Foederaten (S. 280), die ein Mittelding zwischen Staats- und Privattruppen waren, hätten die in Afrika im Dienste des bekannten mit Augustin befreundeten Bonifatius stehenden, ausdrücklich als foederati bezeichneten gotischen Söldner nicht unerwähnt bleiben dürfen. Die rechtliche Stellung dieser Männer, auf die Bonifatius sich zunächst — um 417 — als Tribun, dann aber vor allem — etwa seit 423 — als comes Africae mit Erfolg stützte (vgl. Augustin ep. CCXX 7, Possidius vit. Augustini 28, Olympiodor frgm. 42 und dazu Ludwig Schmidt, Geschichte der Wandalen 50, 60 ff., Seeck in Pauly-Wissowas R. E. III 698 f., Fiebiger-Schmidt, Inschriftensammlung S. 156 zu No. 323), war, wie mir scheint, in einem rein persönlichen Gefolgschaftsverhältnis begründet. Sie werden daher auch keine staatlichen annonae foederaticae erhalten haben, sondern von ihrem Gefolgsherrn unterhalten worden sein. — In den Foederaten der Justinianischen Zeit sieht G. (S. 281) auf Grund der überzeugenden Darlegungen Masperos mit Recht reguläre Staatstruppen. Eine willkommene Bestätigung seiner Annahme hätten ihm zwei der von mir veröffentlichten sechs Konstantinopler Grabinschriften gotischer Foederaten (vgl. die oben erwähnten Inschriftensammlung No. 274 und 275) liefern können, auf denen die Worte ‚δεσποτικὸς φοιδερᾶτος' nach einer mir nach dem Erscheinen unserer Arbeit gewordenen brieflichen Mitteilung Ernst Steins gewiß nichts anderes als „Kaiserlicher Foederat" bedeuten. Auf die Rechtgläubigkeit der Verstorbenen weist das mehrfach wiederkehrende Beiwort πιστός hin. Unter den auf den Inschriften Genannten befindet sich übrigens auch ein Alane. Wenigstens deutet der Name Κανδίχ auf alanische Stammeszugehörigkeit. — Daß es auch in andern Fällen mitunter möglich ist, aus dem Namen eines Heeresangehörigen auf sein Volkstum zu schließen, dafür möchte ich als Beispiel einen von G. S. 278 erwähnten στρατιώτης, der in dem gegen Ende des 6. Jahrh. in Italien stehenden barbarischen numerus der felices Persoarminii diente, anführen. Sein Name Tzitas läßt in ihm ohne weiteres einen Goten erkennen. Vergl. darüber M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen S. 244 und das in unserer Inschriftensammlung S. 90 zu No. 171 Bemerkte.

S. 294 rechnet G. die Warnen zu den barbarischen Hilfsvölkern, die auf Grund eines Bündnisses als σύμμαχοι im Heere des Narses kämpften. Da aber der Stamm der Warnen bereits im Jahre 531, als das Reich der Thüringer unter fränkische Herrschaft kam, seine Selbständigkeit und damit seine Bündnisfähigkeit eingebüßt hatte, ist G. in Übereinstimmung mit Much (Deutsche Stammeskunde[3] S. 98) der Ansicht, bei Agathias (I 21) liege eine Verwechslung der thüringischen Warnen mit den Sachsen vor. Tatsächlich jedoch handelt es sich in dem Bericht des Agathias, wie Ludwig Schmidt in seiner Geschichte der deutschen Stämme II 30 ausgeführt hat, um eine warnische Abteilung, deren Anführer sich und ihre Volksgenossen mit stillschweigender Genehmigung ihres Gebieters, des Frankenkönigs, von Narses für Geld zum byzantinischen Heeresdienst anwerben ließen.

In dem Abschnitt der Militäraltertümer, der vom Helm handelt (S. 325 ff.), konnten die zu Pfersee an der Wertach bei Augsburg gefundenen, bei Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. V Taf. 41 No. 689 abgebildeten und S. 222 ff. näher beschriebenen spätrömischen Stücke des 4. Jahrh., deren Haube aus zwei durch ein Eisenband zusammengehaltenen Schalen besteht, angeführt werden.

Ein Quellenverzeichnis, ein Literaturverzeichnis, sowie ein ausführliches Sach- und Namensverzeichnis am Schlusse ermöglichen eine schnelle und bequeme Benutzung des Großeschen Buches. In dem Literaturverzeichnis steht die in der Darstellung der Neuerungen des Gallienus mehrfach angeführte Abhandlung von Clinton Walker Keyes versehentlich unter dem Vornamen Clinton. Auch sei darauf hingewiesen, daß Großes Aufsatz über die Fahnen in der römisch-byzantinischen Armee des 4.—10. Jahrh. in Jahrgang 1914 der Byzantinischen Zeitschrift

nicht enthalten ist, sondern erst in dem diesjährigen Jahrgange erscheinen soll.

Dresden. Otto Fiebiger.

Arthur Ungnad, Altbabylonische Briefe aus dem Museum zu Philadelphia. Umschrieben und übersetzt. (S.-A. aus Zeitschrift für vergleich. Rechtswissenschaft, XXXVI. Bd.) Stuttgart 1920, Enke. 144 S. 10 M.

Während eines Aufenthaltes in Philadelphia im Winter 1913/14 hatte Ungnad den ganzen Bestand des dortigen Museums an altbabylonischen Briefen mit Ausnahme der noch nicht gereinigten Täfelchen kopiert und autographiert. Seine Arbeit erschien 1915 unter dem Titel Babylonian Letters of the Ḫammurapi Period als Vol. VII der Publications of the Babylonian Section des University Museum der University of Pennsylvania. Er legt diese Briefe hier nun in Umschrift und Übersetzung vor. Das ist deswegen so erfreulich, weil die amerikanische Textausgabe zunächst nur sehr wenigen zugänglich sein wird. Angefügt sind unter No. 132—150 einige weitere altbabylonische Briefe, die inzwischen veröffentlicht waren. Die altbabylonischen Briefe gehören mit zu den schwierigsten Texten der Keilschriftliteratur. Vieles, was der Briefschreiber als dem Empfänger bekannt voraussetzt und eben nur andeutet oder streift, müssen wir mühsam enträtseln. So ist es oft nicht leicht, in den Inhalt der Schreiben einzudringen. Dazu kommt, daß wir in den Briefen meist die Umgangssprache des täglichen Lebens vor uns haben; darin liegt freilich ein großer Reiz. Die Deutung dieser Texte ist nur möglich, indem man zunächst auf das genaueste den Wortsinn ermittelt, ehe man die Phantasie arbeiten läßt. U. hat diese Aufgabe meisterhaft gelöst. Er eignete sich auch wie kaum ein zweiter dazu, da er für die Vorderasiatische Bibliothek die bis dahin bekannten babylonischen Briefe bearbeitet hatte. Umschrift und Übersetzung sowie das Wörterverzeichnis schließen sich genau an jene Ausgabe an.

Hiddensee bei Rügen. A. Gustavs.

Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher. XXIV, 4.

(I) (129) **O. Weinreich**, Alexander der Lügenprophet und seine Stellung in der Religiosität des 2. Jahrh. n. Chr. Als Vorbemerkung ist eine Übersicht über die neuere Literatur über Alexander gegeben. I. Lukian und Alexandros. Der „Tatenbericht“ über Alexandros bei seinem erbitterten Feinde Lukian ist tendenziös. Geschrieben ist er nach 180, während Alexandros gegen 175 n. Chr. starb. Die Widmung der Schrift an einen befreundeten Epikureer Celsus läßt weiter eine gewisse Einseitigkeit vermuten. Trotzdem ist das mitgeteilte Tatsachenmaterial Lukians im wesentlichen richtig: denn andre verstreute Zeugnisse beweisen die weitreichende Wirkung dieses „Lügenpropheten“ Alexandros; sie zu erklären unternimmt W. in den folgenden Abschnitten: II. Alexandros von Abonuteichos. III. Alexander und seine Stellung in der religiösen Umwelt. IV. Zum Glykonkult. Der Kult und wahrscheinlich das Orakel überdauerten Alexandros' Tod lange (nach Ausweis der Münzbilder). So vermittelte dieser Prophet seiner Umwelt doch irgendwelche religiöse Werte. Der Prophet selbst bleibt ein Problem. Ein „Licht für die Menschheit“ wollte jedenfalls der Gott Glykon dieses Propheten sein. — (152) **J. Stenzel**, Über den Einfluß der griechischen Sprache auf die philosophische Begriffsbildung. Wie ein erkenntnispsychologisches Experiment hat in der griechischen Sprache die Geschichte einen nahzu reinen Fall hergestellt, an dem der Einfluß der Sprache auf die philosophische Begriffsbildung studiert werden kann. Verf. spricht im einzelnen über Medium, Aorist, über den Begriff der Grundbedeutung, über das Verbum. Bemerkenswert ist, wie Verf. das lange Flüssigbleiben der philosophischen Fachausdrücke im Griechischen auf die Eigenart der griechischen Sprache selbst und auf die Form des sokratischen Dialogs zurückführt. — (164) **W. Weinberger**, Beziehungen zwischen griechischer, lateinischer und unserer heutigen Schrift. Einzelne Gedanken, die angeregt wurden durch das Werk von Ch. U. Clark, Collectanea Hispanica, und durch das von A. Mentz, Geschichte der griechisch-römischen Schrift bis zur Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. — (170) **B. Schulze**, Rilkes „Cornet“. — (II) (81) **Th. Litt**, Gleichwertigkeit. Werttheoretische Gedanken über Tagesfragen. Behandelt eingehend den Begriff: gleichwertig, den er nach innerem Rechte, nach Anwendbarkeit und Grenzen erörtert. Besonders geht er dabei auf die Arbeit der Erzieher ein. — (99) **A. v. Scheindler**, Der gegenwärtige Stand der Reform der Mittelschulen in Österreich. Gibt, um dann auf die Besprechung des Buches von R. Meister (Wien), Die Bildungswerte der Antike und der Einheitsschulgedanke, des näheren einzugehen, einen sehr interessanten Überblick über die österreichischen Schulverhältnisse.

Revue archéologique. XIII, 1.

(7) **K. Friis Johansen**, Un nouvel aryballe au musée du Louvre. Tonkrug aus Sikyon, 7. Jahrh., mit Darstellung eines Kampfes von Hopliten, denen Leichtbewaffnete zugesellt sind; am Fuße eine Hasenjagd. **E. Pottier**, Zusatz. — (21) **V. Bérard**, Textes et scholies de l'Odyssee. II 154: Δεξιὼ ἤιξαν διὰ οἴκια καὶ πόλιν αἰπύν. An αἰπύς nahmen die Alten Anstoß; Aristophanes schrieb dafür αὐτῶν, aber die Stadt Ithaka war hochgelegen, εὐδείελος. — (36) **M. Besnier**, Der Bleihandel in römischer Zeit. III.

Mit Karten von Britannien, Gallien und Germanien. Gestempelte Bleistücke von Vespasian, Hadrian, Antoninus, Severus u. a. Forts. folgt. — (108) G. Seure, Archéologie thrace. III. Statuetten und Schmucksachen. Forts. folgt. — (127) H. Corot, Exploitation du minéral de fer à l'époque gallo-romaine. — (132) L. Siret, Prométhée. Die Prometheussage stellt die Gewinnung des Feuers dar. Die Fesselung ist das Festbinden des Feuerholzes, der Bogen mit dem Strick zum Entzünden wurde zum Adler, der an dem Holze fraß. — (136) W. Deonna, Terrakottenfiguren. Literatur. — (130) Archäologische Nachrichten.

Theologie und Glaube. XIII, II.

(85) J. Hehn, Die Entstehung des Alphabets, die neu entdeckten sinaitischen Inschriften und das Alte Testament. Nachdem K. Sethe die ägyptischen Hieroglyphen als Vorbild des phönizischen Alphabets hingestellt hatte, las H. Gardiner die Sinai-Inschriften nach dem Prinzip der Akrophonie und stellte fest, daß die Hieroglyphen zugleich das Urbild der semitischen Buchstaben sind. Die Tontafeln von Tel-Amarna beweisen, daß um 1500 in ganz Vorderasien die babylonische Schrift verwendet wurde. Aber die semitischen Urheber der Sinaidenkmäler kamen aus Ägypten und standen unter dem Einfluß der äpyptischen Kultur. Die Gebote des Moses waren auf Steintafeln eingegraben, dem gegebenen Schreibmaterial der Sinaihalbinsel.

Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft. XX, 1/2.

(1) R. Reitzenstein, Iranischer Erlösungsglaube. Behandelt die Mandäische Liturgie nach M. Lidsbarski und die Manichäischen Urkunden. Den Mittelpunkt der manichäischen Religion bildet die Befreiung des Gottwesens aus der Materie. Für Zarathustra tritt allmählich Mani ein; daraus ging die mandäische Erlösungslehre hervor. Die Erlösung bringt bei Mandäern und Manichäern das Kommen des Gesandten und seine Verkündigung. „Menschensohn“ ist die Bezeichnung der jüdischen Urchristengemeinde, „Herr“ die liturgische Formel der hellenistischen Gemeinde, in der Paulus das Christentum kennen gelernt hat; Jesus bezeichnete sich als „Menschensohn“. — (23) H. Greßmann, Das Gebet des Cyriakos. Text und Erklärung der syrischen Rezension in der Passio Cyriaci et Julittae. — (36) C. Conybeare, Two notes of Acts. 1. The Soane Manuscript, lateinischer Text. 2. Zu Zahns Urausgabe der Apostelgeschichte. — (43) H. Koch, War Klemens von Alexandrien Priester? Er war nur ein πρεσβύτερος διδάσκαλος. — (49) G. Kittel, Die Genealogien der Pastoralbriefe. — (69) H. Windisch, Englisch-amerikanische Literatur zum Neuen Testament 1914—1920. I. — (93) R. Reitzenstein, Origenes und Hieronymus. Oxyrhynchos-Papyrus 1601. — (93) L. v. Sybel, Zu ξύλον ζωῆς. Carmen de Pascha 1—25.

Nachrichten über Versammlungen.

Sächsische Akademie der Wissenschaften.

Die Sitzung der Philologisch-historischen Klasse vom 7. Mai brachte einen Vortrag über das ebenso interessante wie viel umstrittene und der Klärung noch sehr bedürftige Gebiet der nordafrikanischen Volkssprachen, betitelt „Probleme der Berberologie“, worin der Vertreter dieses Zweiges der Sprachwissenschaft an der Leipziger Universität, Herr Prof. Stumme, ausführte, daß man sich über die Herkunft des Hauptbestandes des berberischen Wortschatzes, die Bedeutung der an und für sich lesbaren altlibyschen Inschriften und den Ursprung und die Technik der höheren, über das Volkslied hinausgehenden Poesie verschiedener Stämme jenes nordafrikanischen Volkes durchaus nicht einig sei. Zur Lösung des ersten Problems empfiehlt es sich am meisten, den Wortschatz der semito-hamitischen Sprachen zu durchmustern, für das zweite müßte man sich bei der Annahme bescheiden, daß das Berberische im Laufe der Jahrhunderte lexikalisch sich sehr stark veränderte; für das dritte ist romanische und vielleicht sogar lateinische Einwirkung nicht so ganz von der Hand zu weisen.

Bayerische Akademie der Wissenschaften.

(Philos.-philol. u. hist. Kl.)
Sitzung am 7. Mai.

Herr Borinski bespricht die Plastiken am Tympanon der Kirche von Altenstadt bei Schongau und St. Peter in Straubing und stellt sie in Beziehung zu der sog. Sigurdsäule der Krypta von Freising. Das Säulenkapitell des Basler Münsterchors, wo schon W. Wackernagel Dietrich von Bern unter dem Erretter des Ritters aus dem Schlunde des Drachens erkannt hat, gibt ihm Anlaß, auf die zugrunde liegende Sage einzugehen, die er auch in den beiden Streitern, dem schlafenden und dem hämpfenden, der Säule in der Krypta von Freising nachweist, von wo aus sie in die übrigen Kirchen Süddeutschlands eindrang. Herr Leidinger macht darauf aufmerksam, daß schon Herr Regierungsrat Stuhlfaut in einem Aufsatz der Altbayerischen Monatsschrift 1919 die Plastik von Altenstadt ebenso erklärt hat.

Académie des inscriptions.

Journ. des savants I/II. 17. Dez. Vallon, Der thrakische Dionysos. — 29. Dez. Cagnat, Militärdiplom aus Algaiola (Korsika). Gesetz Vespasians für die Flotte von Misenum. Unter den sieben Zeugen befindet sich als Ersatz eines Namens Alexander d. Gr.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aeschylus, Schutzflehende, Perser, Sieben, Prometheus. Text und Übersetzung von P. Mazon: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 159. 'Wohlgelungen'. *S. R.*

Aristotelis Atheniensium Respublica rec. F. G. Kenyon: *Nord. Tidsskr. f. Fil.* 4. R. IX 4, 137. 'Sehr konservativ'. *K. Hude.*

Autran, C., Phéuicieus: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 156 f. 'Neue Ergebnisse über das vorsemitische Phöuizien'. *A.*

Ciccotti, E., Griechische Geschichte, in der „Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung", hrsg. vou L. M. Hartmann, I 2: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 123. 'Bietet im allgemeinen die Vulgata; das angekündigte Herausheben der „Massenerscheinungen" kann nicht finden' *E. Kornemann.*

Diels, H., Autike Technik. 2. A.: *Nord. Tidsskr. f. Fil.* 4. R. IX 1, 63. Freudig begrüßt. — *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126. 'Ein ausgezeichnetes Buch, für den Schulmann voller Anregung'. *E. Kornemann.*

Foot Moore, G., History of religions: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 172. 'Anschaulich und übersichtlich'. *X.*

Heiberg, J. L., Fra Hellas: *Nord. Tidsskr. f. Fil.* 4. R. IX 4, 135. 'Zu gleicher Zeit wissenschaftlich und populär'.

Hurwicz, E., Die Seelen der Völker. Ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben. Ideen zu einer Völkerpsychologie: *L. Z.* 22 Sp. 413. 'Überaus sorgsam gearbeitetes und wegweisendes Buch'. *P. Petersen.*

Immisch, O., Das Nachleben der Antike. Das Erbe der Alten. Neue Folge I: *Verg. u. Geg.* XI 3, S. 122 f. 'Führt die neue Folge sehr glücklich ein; eingehend, sorgfältig, gediegen'. *E. Kornemann.*

Jung, E., Die Herkunft Jesu: *L. Z.* 22 Sp. 409 f. 'Hat als Materialsammlung einen gewissen Wert'. *Fiebig.*

Körte, A., Zu neueren Komödienfunden: *Nord. Tidsskr. f. Fil.* 4. R. IX 1, 67. Inhaltsübersicht von *J. L. Heiberg.*

Nies, J. B., Ur dyuasty tablets chiefly from Tello and Dreham with translations, lists and complete indices: *L. Z.* 22 Sp. 420 f. 'Der mühevolleu Arbeit ist alle Anerkennung zu zollen, wenn man natürlich auch im einzelnen anderer Meinung ist'. *E. Ebeling.*

Norden, E., u. **Giesecke-Teubner, A.**, Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieteu. 2. Aufl.: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 121 f. 'Das Buch muß immer wieder von unseren Gymnasiallehrern zur Hand genommen werden'. *E. Kornemann.*

Poulsen, F., La collection Ustinow: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 161. 'Schön ausgestattet, dankenswerte Zusammenstellung'. *S. R.*

Preller, H., Das Altertum, seine staatliche und geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 123. 'Großzügiger Überblick'. *E. Kornemann.*

Reinach, A., Recueil Milliet. Textes grecs et latins relatifs à l'histoire de la peinture ancienne. I: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 162. S. R. hat vorläufig ein Verzeichnis der Künstlernamen hinzugefügt und verspricht die Veröffentlichung der Fortsetzung des Manuskripts.

Riefs, L., in der 3. Aufl. von G. Webers Allg. Weltgeschichte, Bd. 1 u. 2 (bis 133 v. Chr.): *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 123 f. 'Der Verf. wächst mit dem Fortschreiten der Arbeit mehr und mehr in seine große Aufgabe hinein. Den konservativen Standpunkt in der altrömischen Geschichte bemängelt' *E. Kornemann.*

C. Sallusti Crispi Epistulae ad Caesarem senem de re publica. Rec. A. Kurfess: *L. Z.* 22 Sp. 421. Besprochen von *A. Klotz.*

Schulz, O. Th., Der Sinn der Antike. Eine Auseinandersetzuug mit O. Spengler: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 123. 'Spengler hat den Sinn der Antike nach Schulz' Nachweis an vielen Stellen arg verkannt', *E. Kornemann.*

Snijder, S., De forma matris cum infante sedentis apud antiquos: *Rev. archéol.* XIII 1 S. 160 f. 'Reichhaltig, aber wenig eingehend'. *S. R.*

Stemplinger, E., u. **Lamer, H.**, Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 123. 'Viel Material und mancherlei interessante Erläuterungen'. *E. Kornemann.*

Tacite, par H. Goelzer: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 174 f. 'Wohlgelungen'. *S. R.*

Trüdinger, K., Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie: *Nord. Tidsskr. f. Fil.* 4. R. IX 1, 64. 'Der wertvollste Teil der Schrift betrifft Poseidonios. — *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 128. 'Wer Herodot oder Tacitus behaudelt, muß dies Buch unbedingt lesen'. *E. Kornemann.*

Wlassak, M., Zum römischen Provinzialprozeß: *L. Z.* 22 Sp. 418. Inhaltsangabe.

Wundt, W., Völkerpsychologie. Eiue Untersuchung der Entwicklungsgeschichte von Sprache, Mythus und Sitte. 10. Bd.: Kultur und Geschichte: *L. Z.* 22 Sp. 412. Inhaltsangabe von *P. Petersen.*

Zervos, Sk., Rhodes, capitale du Dodécanèse: *Rev. archéol.* XIII, 1 S. 162 f. 'Eine umfassende Sammlung'. *S. R.*

Mitteilungen.

Lucretiana.

1. Die Überlieferung liest V 1160 unvollständig in dieser Form:

„et celata in medium et peccata dedisse".

Der scharfsinnige Humanist Marullus setzte ⟨diu⟩ nach „celata", tilgte das überlieferte „et" vor „peccata" und begriff „celata diu peccata" als Gedankeneinheit. Klug und geschickt, aber etwas gewaltsam, darum falsch. Unter Bewahrung des „et" der Überlieferung hinter „medium" schrieb später Lachmann ⟨mala⟩ nach „celata" statt ⟨diu⟩ seines humanistischen Vorgängers und nahm iufolgedessen zwei Objekte an, einmal „celata ⟨mala⟩" und zweitens „celata peccata". Er dachte hiermit wohl noch am leichtesten einen Ausfall wegen vokalischen Gleich-

klangs nach „celata“ erklären zu können. Freilich unterliegt dies ⟨mala⟩ Lachmanns doch einigen Bedenken. ⟨mala⟩ ist zunächst völlig synonym mit peccata“, bringt also gar nichts Neues in die Zeile. Außerdem ist die Vernachlässigung eines so deutlich hörbaren „mala“ nach „celata“ nicht gerade einfach zu begründen. Daher galt es, eine ganz naheliegende Versergänzung trotz dem immerhin beachtenswerten, bisher einzigen Versuche einer Zeilenfüllung durch Marullus und Lachmann zu finden. Sie fand sich in „acta“. Man denke, der Schreiber hatte schon eben kurz voraus „celata“ niedergeschrieben. Der Endteil „ata“ von „celata“ schwamm ihm noch im Auge, nun sollte er sogleich die homöoteleutisch zum Verwechseln ähnliche Form **„acta“** nach „celata“ hinmalen. Da vergaß er „acta“, fuhr mit „in medium“ fort und überließ der Nachwelt einen zu kurzen Vers. „acta“ paßt ausgezeichnet in den Zusammenhang. Zwei Objekte haben wir: a) a c t a und b) p e c c a t a; den beiden geht das gemeinsame „c e l a t a“ voran. Der Einwand, „acta“ als Verbalsubstantiv unmittelbar nach „celata“ sei anstößig, widerlegt sich durch das „peccata“ im gleichen Vers, das doch ebenfalls Verbalsubstantiv und ohne Frage mit „celata“ zu vereinigen ist. Daß „p e c c a t a“ zufällig etwas abseits von „celata“ steht, hindert durchaus nicht, beide Wörter gleichwohl grammatisch und logisch miteinander zu verbinden. Von dort also begegnet der Aufnahme des ⟨acta⟩ in den Text kein Widerstand. Wichtiger ist die Frage nach der Bedeutung des ⟨acta⟩ neben „peccata“. „celata ⟨acta⟩“ ist der allgemeinere, weitere, „peccata“ der engere Begriff. Im Traume wie im Fieberwahn verrät man bekanntlich nicht bloß „celata peccata“ = verheimlichte Fehltritte und Vergehen, schlimme, strafbare Dinge; auch „acta“ kommen ans Licht, die man im wachen Zustand klugerweise verborgen gehalten hätte. „celata ⟨acta⟩“ sind nichts anderes als Taten, Handlungen, Verabredungen, die unter strenger Verschwiegenheit, unter vier Augen erfolgten, die längst nichts Böses, Verwerfliches darzustellen brauchen. Lukrez will sagen, daß der Mensch träumend oder fieberkrank gar manche geheimgehaltenen Taten und Untaten auszuplaudern neige. Nach bestärkendem Durchblick des Abschnittes „ago“ im Thesaurus ling. Lat. I 1406—1407 dürfen wir endlich wohl in abschließender Form den Vers zukünftig also lesen:

„et celata ⟨acta⟩ in medium et peccata dedisse.“

2. Bis zur Stunde galt VI 242 als schwer verderbt; dort lesen wir folgende Überlieferung:

„et monumenta uirum commoliri atque ciere“.

Die einzige Schwierigkeit, die einzige Verderbnis der ganzen Zeile steckt in „ciere“. Aus dem Gedankenzusammenhang erfahren wir von den verheerenden Wirkungen des Blitzes. Er bewegt Standbilder von ihrem Platze, zerschlägt sie in Stücke. Was will da noch „ciere“? So wie es da steht, ist das Wort unbrauchbar. Aber es führt auf den richtigen Weg. „ciere“ ist verstümmelt und zeigt uns lediglich eins, etwas Wichtiges, daß das ursprüngliche Wort zur zweiten Konjugation gehörte. Jedenfalls stehen schon die zwei letzten Silben als gesichert außer Frage. Sodann ist es überaus wahrscheinlich, daß in dem verstümmelten Verbum ein dem „commoliri“ sinn- und bedeutungsgleiches Wort enthalten war. Wir hatten hier ein Hendiadyoin zur Bezeichnung der Tätigkeit restloser Zerstörung und Vernichtung durch den Blitz. Zerstören heißt auch „abolere“. So schrieb Lukrez. Aus „ciere“ = CIERE machte die Paläographie mühelos OLERE. Darauf heischte die Metrik zur Vervollständigung des fünften Fußes eine zusammengesetzte, = Vernichten-bedeutende Form von „olere“, das war nur „abolere“. Ein Kompositum ward übrigens auch mit Rücksicht auf vs. 240 **„discludere“**, vs. 241 **„disturbare“ „auellere“**, vs. 242 **„commoliri“**, vs. 243 „exanimare, **prosternere“** verlangt. So bekamen wir schließlich „a b o l e r e“, einen Viersilber am Versende, was bei Lukrez, dem Enniusnachahmer, gar nichts Seltenes ist. Entscheidend allerdings fiel dann noch der Sinn von „abolere“ in die Wagschale. Gegenüber „commoliri“ bedeutete „abolere“ eine Steigerung: „gänzlich zerstören, bis zur völligen Unsichtbarkeit vertilgen“. Auf eins war noch aufmerksam zu machen. Unter den zahlreichen Belegstellen für „a b o l e r e“ im Thesaurus ling. Lat. I 116—117 verrät Vergils Aeneis IV 497—498 verblüffende Ähnlichkeit mit Lukrez:

„a b o l e r e nefandi
cuncta u i r i m o n i m e n t a iuuat.“

Das ist eine Übereinstimmung, auf alle Fälle; man möchte sogar mutmaßen, Vergil habe das „abolere uiri monimenta“ dem Verse VI 242 des Lukrez entlehnt. Alles in allem: die Wiederherstellung des verstümmelten „ciere“ zum urtümlichen „abolere“ dürfte durch obenstehende Ausführung erwiesen sein. Damit lesen wir VI 242 endgültig folgendermaßen:

„et monumenta uirum commoliri atque abolere“.

Berlin. E m i l O r t h.

Johannes Scottus über die Kategorien.

Auf den Spuren eines großen Forschers und Schriftstellers findet man das Kleine und Kleinste beachtenswert. So glaubte Mario Esposito, der sich um das Studium der irisch-lateinischen Literatur des Mittelalters wohlverdient gemacht hat, unserm Bild von Johannes Eriugena, dem tiefsinnigen Philosophen aus der Umgebung Karls des Kahlen, ein neues Licht aufsetzen zu können, als er 1910 aus dem Codex Sangallensis 274 saec. IX ex. Worte des Joh. Scottus über die Kategorien veröffentlichte [1]). Aber er bot eigentlich der Wissenschaft damit nichts Neues. Eigentlich! Denn weder er noch M. Manitius [2]) noch meines Wissens andere haben gemerkt,

[1]) Proceedings of the Royal Irish Academy. Sect. C vol. XXVIII 75.

[2]) Geschichte der lat. Literatur des Mittelalters. I 29 Anm. 4.

daß die von Esposito zum Abdruck gemachten Sätze längst in unsern Ausgaben stehen: es ist weiter nichts als ein unverändertes Stück aus des Iren Hauptwerk De divisione naturae[3]). Für mich hat diese meine Feststellung noch einen anderen Erkenntnisgewinn nach sich gezogen.

Hugo de S. Victore (12. Jahrh.) spricht einmal von unserm Johannes Scottus, und Manitius bemerkt dazu[4]): „Unsicher ist die Nachricht bei Hugo de S. Victore in der Erud. didasc. 3, 1 (Migne 176, 765).“ Sie ist aber durchaus nicht unsicher, sondern eine klare Wertung Johannes durch seinen scholastischen Leser[5]). Man muß nur richtig beziehen, verstehen und richtig interpungieren. In Mignes Text heißt es folgendermaßen[6]): *Theologus apud Graecos Linus fuit, apud Latinos Varro; et nostri temporis Ioannes Scotus; de decem categoriis in Deum physicam naturalem, apud Graecos Tales Milesius unus de septem sapientibus reperit, apud Latinos Plinius describit.* Sowohl hinter *Varro* wie hinter *Scotus* muß das Semikolon fort, dafür eines nach *Deum* gesetzt werden. Dementsprechend übersetzt Gabriel Meier[7]): „Ein Theologe bei den Griechen war Linus, bei den Lateinern Varro und in unseren Zeiten Johannes Scottus. Die Physik oder Naturwissenschaft wurde bei den Griechen von Thales aus Milet, einem der 7 Weisen, erfunden“ usw. Der gelehrte Einsiedler Benediktiner hat es sich bequem gemacht, indem er *de X categoriis in Deum* einfach fortließ. Diese Worte sind aber wichtige Apposition zu Johannes Scottus und sofort verständlich, wenn man sich obigen St. Galler Auszug oder Johanns Werk selbst ansieht. Da hat ja der Ire über die Kategorien geschrieben, gerade durch seine Bücher De divisione naturae hat er sich als theologus erwiesen, d. h. natürlich nicht als Theologe in dem uns Christen vertrauten Sinne. Theologie ist in jenem Falle ganz allgemein die Lehre vom Göttlichen, Überirdischen, wir können auch sagen die Metaphysik. Nur so verstanden konnten außer dem Iren auch Linus und Varro — nach dem Vorgange Augustins — zu den „Theologen“ gerechnet werden.

Bei dieser Gelegenheit sei auf eine wichtige kleine Veröffentlichung aufmerksam gemacht, die in Deutschland nur wenigen bekannt sein dürfte. Im Oktober 1920 hat E. K. Rand in einer scharfsinnigen Abhandlung (University of California publications in classical philology, vol. V no. 8 mit 11 Tafeln) den von ihm selbst 1912 aus L. Traubes Nachlaß herausgegebenen Akademievortrag des Münchner Meisters der lateinischen Philologie des Mittelalters über die Autographa des Johannes Scottus zu berichtigen unternommen. Nach Rands überzeugenden Darlegungen ist es sehr unwahrscheinlich, daß ein Teil der Zusätze und Änderungen in den Hss von Bamberg, Laon und Reims des großen Iren eigene Schriftzüge zeigt. Trotzdem behalten Traubes Beobachtungen hervorragende Bedeutung. Denn das ist und bleibt auch nach Rands Meinung bewiesen und für die notwendige kritische Herausgabe des Werkes wertvoll, daß Johann emsig an der Verbesserung seines Hauptwerkes gearbeitet, die Änderungen in jenen Codices durch seine Schüler ausgeführt hat.

München. Paul Lehmann.

[3]) Migne, Patrol. lat. CXXII 462 sq.

[4]) a. a. O. 335 Anm. 1.

[5]) Jaquin, der in der Revue des sciences philosophiques et théologiques, IV (1910), p. 104 sqq., Hugos Eriugenakenntnisse erwähnt, scheint obige Stelle nicht zu kennen.

[6]) Patrol. lat. CLXXVI 765.

[7]) Bibliothek der katholischen Pädagogik. III (1890) S. 188.

Eingegangene Schriften.

O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Anhang zum sechsten Bande. Stuttgart, Metzler. 16 M.

Pindar. Übers. u. erl. v. F. Dornseiff. Leipzig, Insel-Verlag.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 16. Juli. 1921. №. 29.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

E. Petersen, Homers Zorn des Achilleus und der Homeriden Ilias. Berlin u. Leipzig 1920, de Gruyter & Co. XII, 138 S. gr. 8.

Die vorliegende Untersuchung über die Ilias ist die letzte Arbeit des um die Altertumswissenschaft hochverdienten Verfassers; noch während der Drucklegung starb er, 84 Jahre alt. Den Abschluß des Druckes überwachte nach seinem Tode sein früherer Schüler und langjähriger Freund Fr. Studniczka.

Petersen bekennt sich als Vertreter der Erweiterungstheorie. Er glaubt, daß sich aus dem auf uns gekommenen Gedicht der ursprüngliche Kern noch nahezu unverändert herausschälen läßt. Das Ergebnis seiner dahingehenden Forschung teilt er im Vorwort mit, allerdings nicht durch Abdruck der ihm angehörenden Verse — dazu sind die jetzigen Verhältnisse nicht angetan —, sondern nur durch Aufzählung dieser, was das fortlaufende Lesen des von ihm gewonnenen Gedichtes und dessen Beurteilung außerordentlich erschwert. Dieses besteht nach ihm aus fünf Teilen, der Einleitung in A, dem Schluß in Ω und den drei dazwischenliegenden Akten, von denen jeder wieder in drei Unterabteilungen zerfällt, der erste in Agamemnons Aufgebot, erste Niederlage und Sühneangebot, der zweite in die zweite Niederlage, die Wendung durch Aussendung des Patroklos und dessen Tod,

der dritte in Achills Zornesabsage, Hektors Tod und Patroklos' Bestattung.

Diese Festsetzung des ursprünglichen Gedichtes sucht P. in vier folgenden Abschnitten zu rechtfertigen. Der erste enthält eine eingehende Analyse, um nachzuweisen, daß es ein in sich abgeschlossenes, einheitliches Ganzes sei. Die zwei folgenden behandeln die nach Petersens Meinung von den Homeriden vorgenommenen Erweiterungen kleineren oder größeren Umfangs, und zwar zunächst einzeln im Anschluß an den Gang des Gedichtes, um den Beweis ihrer späteren Entstehung zu erbringen, dann im ganzen, um Art und Stil dieser Homeridendichtungen zu charakterisieren. Der letzte Abschnitt, Mythologie und Religion bei Homer und bei den Homeriden überschrieben, stellt für diese beiden Gebiete die Unterschiede fest, die P. zwischen der echten Homerischen Poesie und der späteren Homeridendichtung aufgefunden haben will.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsübersicht erkennt man, wie vielfach sich die Arbeit Petersens mit anderen dasselbe Ziel verfolgenden berührt; dies ist ja auch bei einem schon so oft behandelten Stoffe nicht zu vermeiden. Sie ist aber keine Zusammenstellung des bis jetzt Gefundenen in neuer Gruppierung, sondern eine ernste selbständige Forschung, die manches in neuer Beleuchtung zeigt und auch Neues

bringt. Besonders willkommen werden die Hinweise auf die Beziehungen sein, die zwischen der Dichtung und der archaischen Kunst der Griechen bestehen.

Im einzelnen wird diese und jene Annahme Petersens den Widerspruch herausfordern. So kann ich ihm z. B. nicht beistimmen, wenn er nach der Unterredung zwischen Thetis und Zeus eine Unterbrechung der Handlung ansetzt, den Zeus trotz seines der Thetis gegebenen Versprechens in Untätigkeit verharren, den Agamemnon aber von sich aus nach einiger Zeit den Angriff unternehmen läßt. Doch auf Einzelheiten will ich hier nicht weiter eingehen; ich will lieber die Gründe angeben, aus denen mir die Methode Petersens und aller, die dieselbe Richtung in der Homerkritik verfolgen, überhaupt verfehlt erscheint.

P. geht bei seiner Untersuchung von der Annahme aus, daß in unserer Ilias ein ursprüngliches Gedicht vom Zorne des Achilleus noch so enthalten sei, daß es sich trotz etwaiger kleinerer Änderungen im ganzen doch unversehrt wiedergewinnen lasse. Diese Annahme setzt notwendigerweise voraus, daß die, von welchen die Gestaltung unserer jetzigen Ilias herrührt, jenes alte Gedicht sozusagen als heilig und unverletzlich angesehen haben. Dies war aber doch offenbar nicht der Fall; denn sonst hätten sie es durch ihre Tätigkeit nicht so entstellt, daß es von kaum mehr als 3000 Versen — so groß ist das von P. konstruierte ursprüngliche Gedicht — zu seinem jetzigen Umfang angeschwollen wäre und so ein völlig anderes Aussehen erhalten hätte.

Um nun in der auf uns gekommenen Dichtung Echtes und Unechtes zu unterscheiden und voneinander zu trennen, bedarf es zuverlässiger Erkennungsmerkmale. Läge uns das ursprüngliche Gedicht vor, so ließen sich solche aus dem Inhalt, der Kompositionsart, der Charakterisierung, der Sprache, dem Metrum usw. gewinnen. So ist dies aber bei dem Mangel jedweder Unterlage für eine derartige Erkenntnis unmöglich. Nun steht Homer seit alters in dem Ruf, der größte Dichter gewesen zu sein; aber auch davon können wir zur Erschließung eines vor unserer Ilias liegenden Gedichtes keinen Gebrauch machen, da jenes Urteil aus der auch uns vorliegenden Dichtung abgeleitet ist. Daher denkt sich P. selbst, wie schon andere vor ihm, im Anschluß an dieses Urteil über Homer und seine Dichtkunst ein möglichst vollkommenes Gedicht vom Zorne des Achilleus aus und vergleicht mit diesem unsere Ilias. Wo diese mit dem von ihm vorausgesetzten Gedichte übereinstimmt, erkennt er Stücke des ursprünglichen Heldenliedes; wo dies nicht der Fall ist, sieht er spätere Zutat, und wo sich Lücken im Fortgang seines Liedes ergeben, nimmt er Überarbeitung oder Ersatz des Echten durch Späteres an. Ein solches Verfahren muß natürlich zu Ergebnissen führen, die den Voraussetzungen entsprechen; denn im Grunde ist es doch nichts anderes als ein circulus vitiosus.

Eine solche Methode kann nie zur Erkennung des wahren Sachverhaltes führen; zu einer solchen kann man nur auf Grund eines bis ins einzelne gehenden, allseitigen Studiums unserer Ilias gelangen. Für Metrum, Sprache und Realien ist dies vorgenommen und hat keine irgendwie durchschlagenden Gründe zur Annahme verschiedener Dichter geliefert. In neuerer Zeit hat man auch die Charakterisierung der handelnden Personen psychologisch durchforscht; doch harrt hier noch die Grundfrage, ob unsere strengen Anforderungen auch für Homer gelten, der Erledigung. Am meisten fehlt es bis jetzt noch an der Untersuchung der Kompositionsweise im einzelnen unter Erwägung aller der Möglichkeiten, die den Dichter dabei geleitet und bestimmt haben können. Ist das einmal geschehen, so wird sich — davon bin ich auf Grund meiner Studien überzeugt — die Ilias als ein einheitliches Gedicht und Homer als sein Dichter mit großen Vorzügen, aber auch mit manchen Schwächen erweisen: quandoque bonus dormitat Homerus.

Freiburg i. Br. Jakob Sitzler.

Neograeca scripsit Severinus Hammer (Prace Naukowe Uniwersytetu Poznańskiego, Sekcja Humanistyczna No. 3). Poznań 1920. 31 S.

Die Arbeit handelt von den meist auf Kreta entstandenen vulgärgriechischen Dichtungen des 16./17. Jahrh. (Erotokritos, Erophile, den Hadesfahrten des Pikatoros und Bergades, der „schönen Schäferin“ des Drimytikos).

Der Verf. bringt wenig Neues, da er sich im großen und ganzen auf Inhaltsangaben und eine allgemeine ästhetische Würdigung beschränkt („nobis sufficit poëtae acumen praedicare“ S. 4). Besondere Beachtung schenkt er den Vergleichen, für die er zahlreiche Belege aus den antiken Schriftstellern (besonders aus Homer), aus der hl. Schrift, aus der christlichen Literatur, aus Dantes und Ariosts Werken und sogar aus Camoëns' Lusiaden anführt. Der „schönen Schäferin“ des Drimytikos rühmt Hammer vor allem „affectuum sinceritas“ nach,

durch welche sie sich vorteilhaft von der italienischen Schäferpoesie unterscheidet, die im Anschluß an Tassos „Aminta“ und Guarinis „Pastor fido“ entstanden ist.

Unverständlich ist mir, warum nur die kurzen Zitate griechisch, dagegen alle umfangreicheren in lateinischer Prosaübersetzung angeführt werden. — Die Bemerkung S. 24 Anm. 1 „disticha, quae ad choream cantantur (in illo ludo, qui κλῆδωνας vocatur)“ ist unklar, da der κλῆδωνας doch kein Tanz ist. — In dem Zitat S. 18 muß es heißen Erophile V 505 statt 565.

Würzburg. Soyter.

R. Ganszyniec, Die biologische Grundlage der ionischen Philosophie. Archiv für Geschichte der Naturwissenschaften IX 1 S. 1—19. Leipzig 1920, Vogel.

Der Verf. sucht die Gedankengänge der ionischen Naturphilosophen Thales, Anaximandros und Anaximenes, die Aristoteles Hylozoisten nannte, darzulegen und den Nachweis zu führen, daß nicht der Monismus, sondern die Biologie die Grundlage ihrer Weltanschauung gewesen sei. Wenn wir lesen, Thales habe das Wasser für den Ursprung aller Dinge gehalten, Anaximandros die Unendlichkeit, Anaximenes die Luft, so haben wir allerdings den Eindruck eines vergeblichen Umbertastens. Demgegenüber prüft der Verf. die Grundanschauungen der drei Gelehrten und weist den Zusammenhang ihrer Weltauffassungen nach. Ohne an Homer oder eine Kosmologie anzuknüpfen, erklärt Thales deshalb das Wasser für den Urgrund, weil er einen allgemeinen bildlichen Ausdruck und Gattungsbegriff für das Sperma, den Zeugungsstoff, suchte; an Beweisen fehlte es ihm nicht, zu diesen gehörte die Nilschwellung. Anaximandros war von der materiellen Erklärung des Urgrundes nicht befriedigt und bediente sich für das Unbeschreibliche des allgemeinen umschreibenden Wortes ἄπειρον, das durchaus nicht ein Mittelding zwischen Wasser und Luft bezeichnet, sondern das Wesen alles Lebens und aller Bewegung. Anaximandros dachte also wie Thales die Welt als einen Organismus, in welchem nichts vergehen kann. Anaximenes, von dem der Satz herrührt: „Wie unsere Seele, die Luft ist, uns zusammenhält, so umspannt auch den Kosmos Hauch und Luft“, parallelisierte den Menschen mit der Welt und fand das Wesen des Lebens im Atem (ψυχή — ψύχειν).

Auf Einzelheiten der Abhandlung, die Anstoß geben, will ich nicht eingehen; den Hauptzweck, die Anschauungen der drei Gelehrten begreiflich zu machen, hat der Verf. erreicht; was er von Thales und Anaximenes sagt, ist überzeugend. Der schwierige Punkt ist das ἄπειρον des Anaximandros; daß es nicht Bezeichnung eines Stoffes ist, scheint mir sicher, denn Anaximandros nannte es auch τὸ θεῖον. Es ist dem Absoluten bei Hegel und noch mehr bei Schelling gleichzusetzen, da Schelling alles Natürliche und Geistige auf denselben Urgrund zurückführte. Anaximandros tritt also aus der Reihe der sogenannten Hylozoisten stark heraus. Für die Ἀραίωσις und Πύκνωσις bei Anaximenes bilden Dissolution und Evolution bei Herbert Spencer ihr Analogon. So verschiedenartig die drei Philosophien sind, so ist doch ein Zusammenhang unverkennbar.

Berlin-Friedenau. Draheim.

J. J. Koopmans, De servitute antiqua et religione christiana capita selecta. Pars prior.

Eine ungemein fleißige Dissertation (die Bibliographie allein umfaßt 21 S.), in der das Material für die vielverhandelte Frage nach der Stellung des Christentums zur Sklaverei sorgfältig zusammengestellt und mit Bedacht gewertet wird. Man spürt den Geist der alten Zeit in dem wohlgepflegten Latein und dem starren Biblizismus, der alle alttestamentlichen Gesetze als mosaisch, alle Erzählungen als geschichtlich hinnimmt. Dabei ist doch das Neueste an philologischen und theologischen Ansichten mitverarbeitet. Nach einer kurzen Übersicht über den Stand der Frage (7—23) wird zunächst (im Anschluß an Ed. Meyer) die Sklaverei bei Ägyptern, Babyloniern, Persern, Phöniziern und besonders gründlich (30—49) bei den Israeliten besprochen, dann die bei Griechen und Römern (52—74). Hier findet sich kaum etwas die Forschung Fortführendes. So konservativ der Verf. in bezug auf das Alte Testament denkt, so entschieden folgt er der neueren Kritik an der griechischen Zahlenüberlieferung. Besonders wertvoll durch sorgsame Zusammenstellungen ist der letzte das Neue Testament behandelnde Teil; er handelt von Namen und Zahl, von Beschäftigung und Behandlung der Sklaven und zieht auch die Gleichnisse und Metaphern, die mit dem Sklavendienst zusammenhängen, heran. In bezug auf die Namen hat der Verf. recht, daß sie keinen unbedingt sicheren Anhaltspunkt geben, jemand als Freien oder Sklaven anzusprechen, aber er geht zu weit, wenn er bei Fortunatus und

Achaikus bezweifelt, daß sie als Sklaven des Stephanus anzusehen sind. Sein Resultat, daß die Zahl der Sklaven in den urchristlichen Gemeinden meist zu hoch eingeschätzt werde, ist richtig (vgl. meine Urchristlichen Gemeinden 1902, 267). Ganz interessant ist die Zusammenstellung über die von Sklaven und die von Freien ausgeübten Tätigkeiten. Der Verf. will die Identifizierung von Joh. 4, 46—51 mit Matth. 8, 5—13 Luk. 7, 1—10 nicht gelten lassen: aber es ist doch klar, daß der παῖς (παιδίον) von dem δοῦλος, von dem der Centurio redet, verschieden ist wie Knabe (Knäblein) von Knecht: Joh. hat schon recht, wenn er dafür υἱός Sohn einsetzt, wie er auch den Hauptmann richtig als Königlichen bezeichnet. Erst Luk. hat irrig den δοῦλος im Munde des Hauptmanns in die Erzählung hineingezogen und mit dem παῖς gleichgesetzt. Besonders eingehend wird das μᾶλλον χρῆσαι 1. Kor. 7, 21 erörtert; der Verf. neigt zu der Ergänzung τῇ ἐλευθερίᾳ.

Ein zweiter Teil soll die Sklaverei im 2.—4. Jahrh., die Gründe ihrer Umgestaltung und ihres Verschwindens untersuchen. Dazu gehört ein umfassender Einblick in die rechtlichen und ökonomischen Verhältnisse auch der folgenden Jahrhunderte. Meines Erachtens hat nicht die Kirche, sondern erst das Mönchtum in der Kirche die Sklaverei beseitigt (vgl. PRE.[3] 18, 430 f.).

Halle a. S. v. Dobschütz.

Diedrich Fimmen, Die kretisch-mykenische Kultur. Leipzig u. Berlin 1921, Teubner. 226 S. Mit 203 Abb., 2 Karten u. 1 Tabelle.

Als Diedrich Fimmen am Heiligabend 1916 fiel, war das nunmehr durch Karo zur Veröffentlichung gebrachte Werk handschriftlich so gut wie fertig. Es ist nach Titel wie Anlage die Erweiterung seiner Dissertation von 1909, die auch von denen als verheißungsvolle Erstlingsarbeit eines durchaus selbständigen Kopfes mit eigenen eindringenden und weitschauenden Gedanken begrüßt wurde, die dem Verf. nicht in allen seinen Ansätzen folgen zu können glaubten. Das damalige Thema „Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur“ bildet nunmehr den zweiten Teil der neuen Arbeit, deren erster der Darstellung der Verbreitung dieser Kultur gewidmet ist. Die Fundliste scheidet scharf zwischen dem heimischen Gebiet dieser Kultur und dem „Ausland“ und ist übersichtlich nach Landschaften geordnet. Solche Fundortsverzeichnisse, mag auch der nächste Tag sie entwerten, ihre Bedeutung also nur eine vorübergehende und bedingte sein, bilden doch das Rückgrat jeder kulturgeschichtlichen Forschung. Die vorgeschichtliche Archäologie bedient sich dieses Hilfsmittels seit langem, und man möchte wünschen, daß auch die klassische es sich mehr als bisher zu eigen machte. Fundkarten und treffliche Ansichten der Gesamtlage der Siedelungen treten hinzu.

Das Siedelungswesen wird nach großen Gesichtspunkten dargestellt, ausgehend von der physikalischen Bedingtheit. In dem Verhältnis der offenen zur geschlossenen Siedelung: Nordgriechenland und Kreta durchweg unbefestigte, Mittelgriechenland und Kykladen vorwiegend befestigte Anlagen, möchte F. die Merkmale von vier Kulturprovinzen sehen; vielleicht ist die Verschiedenheit aber auch aus geschichtlichen und politischen Verhältnissen zu erklären. Stadtpläne und Befestigungssysteme weichen natürlich stark voneinander ab, je nach Beschaffenheit des Geländes und der Stärke der kulturellen Einwirkungen. Überraschend ist ein Vergleich zwischen Kreta und dem Festlande: dort bei „offener“ Bauweise überaus enge Stadtanlagen, hier sehr weitläufige Bauweise bei „geschlossener“ Anlage.

Die Hausformen der Periode durchlaufen alle Stufen der Entwicklung von der ärmlichen Lehmkuppelhütte bis zum raffiniert komponierten, räumereichen Palast; die Geschwindigkeit der Entwicklung ist freilich in den einzelnen Landschaften verschieden, und die Bauform ist deshalb an und für sich kein chronologischer Faktor. F. lehnt auch die beliebte Verwertung von Bauformen für ethnologische Schlüsse rundweg ab, aber auch dieses Extrem ist in dieser Schärfe sicher nicht richtig. Die neuesten Untersuchungen von O. Lauffer („Das deutsche Haus“, in „Wissenschaft und Bildung“) zeigen an Beispielen aus der Völkerwanderungszeit, daß gelegentlich eine Hausform am Gelände haften bleibt und so von Volk zu Volk geht, während andere Baugedanken mit den Völkern und Stämmen wandern.

Das grundlegende Problem für die Urgeschichte des Bauwesens ist das Verhältnis von Rundbau zu Vierecksbau; als drittes Bauelement hat neuerdings Schuchhardt die Apsis eingeführt. F. begnügt sich, die „Urformen“ einfach nebeneinander zu stellen. Der Rundbau ist nun in allen seinen Varianten altmittelländisches Kulturgut, die viereckigen Palasttypen sind einfach inkommensurabel, weil sie völlig verschiedener Herkunft sind: der kretische Palast steht unter starken vorderasiatischen (und

ägyptischen) Einflüssen, der mykenische ist ein ausgesprochenes Herdhaus nordischen Typs und ein Bestandteil jener spätneolithischen Kultur mit aufgemalter Spiralmäanderverzierung in seiner Keramik, deren Zug vom Nordrande des Pontos durch Bulgarien nach Nordgriechenland bereits klar zu erkennen ist. Der Grabbau hat im bronzezeitlichen Griechenland eigene Formen und geht nicht, wie in anderen Gegenden, dem Hausbau parallel.

Die genaueste Abgrenzung der verschiedenen Kulturprovinzen ergeben die keramischen Reste, die eingehend und wieder in Form eines Fundkataloges geschildert werden. Sie ergeben das Bild einer in siegreichem Vordringen allmählich alle früheren provinzialen Sonderformen nivellierenden Bewegung, ohne daß jedoch Lokalformen jemals ganz verschwunden sein werden. Für die Expansionskraft der kretisch-mykenischen Kultur ist der Fundkatalog des Auslandes sehr wichtig, der Handelsbeziehungen nach Makedonien, Kleinasien, Kypros, Syrien mit Palästina, Ägypten mit Nubien, Unteritalien mit Sizilien erweist; daran schließen sich Darlegungen über die Beziehungen zu den Nachbarkulturen sowie über Form und Inhalt des Handels. Diese Abschnitte zeichnen sich ganz besonders durch ruhige, jeder Übertreibung abholde Sachlichkeit aus. Mit sicherem Blicke werden die Nordbeziehungen bis in die Tripoljekultur Südrußlands hinauf verfolgt. Die Ablehnung der Beziehungen der „iberischen" zur mykenischen Keramik ist jedoch wohl zu schroff; nach dem reichen Fundmaterial aus Numantia im Römisch-germanischen Zentral-Museum zu Mainz scheint es sich mir tatsächlich um „mykenisches" Formgut zu handeln, allerdings als Endergebnis jahrhundertelanger Erstarrung einerseits und lokaler Fortbildung andererseits, nachdem die lebendige Verbindung mit dem Mutterlande längst abgerissen war.

Der zweite chronologische Teil ist im engeren Sinne eine Neubearbeitung der Dissertation. Die Untersuchung geht in ihrem ersten, gemeinsam mit E. Reisinger bearbeiteten Abschnitt von der inneren, relativen Chronologie der Fundschichten aus und beginnt mit der jüngeren Steinzeit Griechenlands (in paläolithischer Zeit scheint Griechenland tatsächlich unbewohnt gewesen zu sein). Der große Dualismus der griechischen Bronzezeit wird klar herausgearbeitet durch Gegenüberstellung gleichzeitiger Kulturbilder auf den Inseln und auf dem Festlande; die Hauptrolle spielen dabei naturgemäß wieder die „Leitfossilien der Chronologie", die keramischen Reste. Für die absolute Datierung bietet die ägyptische Chronologie die Grundlage, die ausgehend von Ed. Meyers Aufstellungen kritisch erörtert wird. Die chronologische Verknüpfung der kretisch-mykenischen Kultur mit Ägypten ergibt eine ganze Reihe kretisch-mykenischer Funde in Ägypten und ägyptischer in Griechenland, die in der Hauptsache schon in der Dissertation zusammengestellt hier z. T. im Bilde vorgeführt werden (der Alabasterdeckel mit der Chian-Kartusche ist versehentlich auf den Kopf gestellt, ebenso wie die Abb. 120 auf S. 127).

Das Kapitel über die Träger der kretisch-mykenischen Kultur zeigt des Verf. unbestechliche Sachlichkeit erneut in wohltuender Zurückhaltung; die Gleichung Kefti-Kaphthor-Kreta ist ihm zwar sehr wahrscheinlich, da die Keftileute mancherlei mykenisches Kulturgut führen, aber nicht bewiesen. Solche Mäßigung ist durchaus angebracht, solange wir die gleichzeitigen und älteren Kulturen des nördlichen Vorderasiens nicht besser kennen und die kretische Schrift nicht entziffert ist. Auch das Verhältnis der Pulesata-Philister zur kretischen Kultur wird dann erst ganz klar werden. In der Untersuchung über gegenseitige Beziehungen zwischen Kreta-Mykenae und Ägypten beschränkt sich F. im allgemeinen auf die datierbaren. Das Problem der Herkunft der Spiralornamentik war dabei nicht zu umgehen und wird seiner Bedeutung entsprechend an den Anfang der Betrachtung gestellt. Die These von der ägyptischen Herkunft dieses Ornamentes ist weder in der von Montelius noch der neuerdings von Neubert (Dorische Wanderung S. 19) wieder aufgenommenen Form haltbar. Das Ornament ist an sich natürlich technischen Ursprungs; außer vereinzeltem jung-paläolithischen Vorkommen, das ohne nachhaltige Folgen blieb, fand es seine stärkste künstlerische Entwicklung in der neolithischen Vasenmalerei der Gebiete um den Nordrand des Schwarzen Meeres und verbreitete sich von hier aus radial nach allen Seiten. So sind auch die formalen Beziehungen der spätbronzezeitlichen Ornamentik des Nordens mit der gleichzeitigen des Südens befriedigend zu erklären, denn sowohl eine direkte Abhängigkeit des Nordens von der kretisch-mykenischen Kultur wie nordischer Einfluß im Mykenischen sind unbewiesene und unbeweisbare Hypothesen.

Die Ergebnisse der Untersuchung, die F. selbst nicht mehr hat schreiben können, hat Karo aus den vorausgehenden Abschnitten unter Hintansetzung eigener abweichender Ansichten

rekonstruiert. Rühmend und dankend darf der reichen und technisch vorzüglichen Illustration gedacht werden, die der Verlag dem prächtigen Werke trotz aller Zeitschwierigkeiten gewährt hat.

Es wäre der klaren, ehrlichen Art des Gefallenen nicht gemäß, seinem posthumen Werk gegenüber das „Nil nisi bene" anzuwenden. Hat diese Arbeit auch das kretisch-mykenische Problem nicht in allen Punkten zur restlosen Lösung führen können, so sind doch für eine Reihe grundlegender Fragen verlässige Unterbauten geschaffen, auf denen andere getrost und zuverlässig weiterbauen dürfen. Möge das, was F. nicht bringt und auch in diesem Rahmen nicht bringen konnte, die geistige Kultur, die Religion und die Kunst dieser glanzvollen und geheimnisvollen Zeit gleichfalls bald eine zusammenfassende Behandlung von gleichem Werte finden!

Mainz. Friedrich Behn.

R. Knopf (†), Die Lehre der zwölf Apostel. Die zwei Clemensbriefe. (Handbuch zum Neuen Testament. Ergänzungsband: Die Apostolischen Väter. Lfg. 1—3.) Tübingen 1920, Mohr. 184 S. 9 M. + Zuschl.

Die Erkenntnis hat sich allgemein durchgesetzt, daß die Schriften des nachapostolischen Zeitalters in das Forschungsgebiet des Neutestamentlers gehören. Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger des Handbuchs zum N. T. haben sich daher erfreulicherweise entschlossen, die Apostolischen Väter nach den im Handbuch befolgten Grundsäzen herauszugeben. Mit dem vorliegenden Werke, zu welchem der inzwischen viel zu früh verstorbene Gelehrte durch seine bisherigen Werke besonders geeignet war, hat er sich ein wohl letztes Denkmal seiner umsichtigen Gelehrsamkeit und Sorgfalt gesetzt. Übersetzung und Erklärung bedürfen nicht erst eines Wortes dankbarer Anerkennung, nicht eines Ausdruckes der Bewunderung, wie er aus der Fülle schöpft und den Stoff meistert. Bisweilen erdrückt die Übermenge, obgleich sehr oft auf andere Werke nur verwiesen wird ohne nähere Angabe des Gedankens. Das Prinzip, nach den Grundsätzen des Handbuches zu verfahren, hat in einer Hinsicht ungünstig gefesselt. Was im neutestamentlichen Kommentar nicht oder nur teilweise erforderlich ist, wäre hier bei dem neuen Stoff erforderlich gewesen: eine besondere Behandlung quellenkritischer und theologischer Fragen. Für erstere sind die Ansätze zu dürftig; bei einer so inhaltsreichen Schrift wie I Clemens wäre es wünschenswert gewesen, die zerstreuten Angaben religiöser Anschauungen zu einer Skizze des Standpunktes zusammenzufassen; und wenn die Bedeutung von I Cl. für die Anfänge der Liturgie dargestellt wird, so hätte die beider Clemensbriefe für den Kanon viel mehr herausgestellt werden müssen, als es für II Cl. geschieht. Zu Didache möchte ich nur über das so wichtige Mittelstück cap. 7—10 einiges bemerken. Verf. läßt, nachdem in der Sonderquelle des Katechismus cap. 1—6 die Kinder angeredet waren, cap. 7, 1 mit βαπτίσατε die ganze Gemeinde angeredet werden, was an sich unwahrscheinlich ist und um so mehr, als cap. 11f. von den Gemeindeorganen handelt, denen der Taufvollzug natürlicherweise obliegt. Für Verf. ist cap. 7—15 (außer 12) einheitlich; cap. 9 und 10 handelt ihm von einer „wirklichen Mahlzeit", Agape, nur weil cap. 10 das Nachtischgebet beginnt: nachdem ihr euch gesättigt habt, und cap. 14 vom Abendmahl, welches aber nur flüchtig erwähnt wird; die Schrift ist ihm wegen 9, 4 (Brot, das auf den Hügeln wächst) und 7,3 (ev. Wassermangel) eher in Syrien als in Ägypten geschrieben, wohin 8, 2 (zweigliedrige Doxologie im Vaterunser mit δύναμις καὶ δόξα wie sah fa) weist. Diese Probleme lösen sich aber, sobald man erkennt, daß diese Kapitel nicht einheitlich sind; 7 und 9 gehören zusammen, und 8 und 10 sind Einschub. Die Taufordnung nämlich (7) schließt mit Hinweis auf Fasten und sub voce fasten ist cap. 8 ein Anhängsel über Fasten und Beten, wobei das Vaterunser erwähnt wird (Verf. wundert sich darüber mit Recht vom Standpunkt der Quelleneinheit). Cap. 9 beginnt in wörtlicher Parallele zu cap. 7 (betreffs der Taufe tauft also): „betreffs der Eucharistie dankt also"; also ist vom Abendmahl und nicht von der Agape die Rede; auch der Schluß (nur Getaufte dürfen teilnehmen, und „das Heilige" soll nicht den Hunden gegeben werden) paßt besser zum Abendmahl als zur Agape. Dann ist cap. 10 „das Nachtischgebet" ein Anhängsel an das eucharistische Schlußgebet. Alles ist zusammengeflickt vom Redaktor durch die fast identische Floskel in 7, 1 und 11, 1. Das Bruchstück der Kultusordnung führt nach Syrien (7, 3; 9, 4); der Redaktor nach Ägypten (8, 2). Bei der Eucharistie (cap. 9) weist Verf. für die Stellung erst Kelch dann Brot „nach der jüdischen Sitte" (S. 25) auf Luc. 22, 17 hin. Ist es nicht sonderbar, daß gerade hier die jüdische Sitte im (heidenchristlichen) Abendmahlsbericht vertreten wird, wo in cap. 8 der „offenbar nötige Kampf gegen jüdische Sitte"

(S. 24) auffällt? Dann wird eben der „judenchristliche“ Ritus der Urritus gewesen sein, und es scheint sich zu bestätigen, daß cap. 8 Anhängsel ist. Für die zweigliedrige Doxologie (8, 2) sei an k (nur δύναμις) und s^c (βασιλεία καὶ δόξα) erinnert; s^c ist in Syrien zuhause, und Spuren dieser vorkanonischen Textform sind in sah fah eingedrungen. Dem Verf. ist wohl entgangen, daß die evangelischen Zitate in 1, 3 eigenartige Berührungen und zwar nur mit einzelnen I-Zeugen haben. Vielleicht hätte es sich gelohnt, das Zusammengreifen dieser Momente zu beobachten und ihm nachzugehen.

Königsberg. August Pott.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Review. XXXV, 1/2.

(2) **W. Macrail**, A lesson on an ode of Horace. I 5. Der erste Satz reicht bis munditiis; cui in Vs. 4 ist Relativum. Pyrrha s. v. a. Fair-hair (flavus). — (7) **G. Legge**, Old critics of the teaching of the classics. — (12) **L. Agar**, The homeric hymns. Kritische Bemerkungen zu XIV Εἰς Ἑρμῆν. — (16) **A. Wright**, Meleager. Zu A. P. XII 164 und V 193 f. — (17) **S. Ferguson**, Plato, repl. 412 A. — (19) **A. Smith**, Τόδε τι in Aristotle, s. v. a. „anything, which is both a this and a somewhat“. — (20) **S. Eitrem**, Miscellanea. 1. Krone und Tutulus auf einem etruskischen Grabgemälde. 2. Die römischen Liberalia Tertull. Apol. 22 und Dion. Hal. II 34, 2. 3. Mensam evertere (Sen. De ira I 19, 4) eine symbolische Handlung. 4. Die Gefangenen am Stirnhaar fassen ist ein Zeichen ihrer Überwältigung. Darstellung des Καιρός und Bonus eventus bei Roscher: so ergreift Zeus die Ate Il. XIX 91 ff. Andere Beispiele Appian b. c. IV 17, Plut. Thes. 5, Philostr. Apoll. von Tyana I 37. 5. Der Glorienschein auf römischen und griechischen Darstellungen. Ältestes Zeugnis Hom. Il. XVIII 214. 6. Die christliche Inschrift πύησον κὲ σύ (= ποίησον καὶ σύ), Dalman, Ztschr. des Palästina-Ver. XXXI hat apotropäische Bedeutung wie das ἀντιβροντᾶν und ἀνταστράπτειν Caligulas Cass. Dio LIX 28, 6. — (23) **P. Postgate**, De nihilo nil. Zur Ergänzung des Aufsatzes von Housman Class. Rev. 1920 p. 161. — (26) **J. W. M.**, Educare. Das Wort hängt nicht mit ducere zusammen, sondern mit edo. „Educat nutrix“ Varro bei Nonius; Educa als Gottheit Augustin. C. D. IV 11, 34. — (27) **R. Halliday**, Pygmaien und Kraniche. Hom. Il. III 3. Dazu eine Erzählung von Mooney, Myths of the Cherokee in Ann. Report of the Amer. bureau of Ethnology XIX p. 325. — **E. Harry**, Παρὰ πόδα und ἐν ποσίν Soph. Trach. 196 und Eur. El. 641. — (28) **L. Lucas**, Aeschylus and the hunting field. Das Hasen-Orakel Agam. 110 ff., zu vergleichen mit Xen. Cyneg. 5, 14. — **J. Shackle**, Pind. Nem. II 59: ἐγχεσφόροις ἐπιμίξαι Αἰθιόπεσσι χεῖρας ἐν φρασὶ πλάξαι θ', ὃ δ' ὡς σφίσι. — (29) **A. Platt**, Aetna 597 f. Vacca Myronos. Überliefert ist Viva Myronis; viva verbesserte Haupt.

Revue de philologie. XLIV, 3.

(173) **V. Bérard**, Scholien und Text der Odyssee. 1. Die Scholien Dindorfs. 2. Fehler und Berichtigungen. 3. Eigennamen und technische Bezeichnungen. V, 50 ist nicht Πιερίην zu lesen, sondern Πηρείην. Es ist nicht der makedonische, sondern der thessalische Olymp gemeint. Schol. zu II 325 f. ist für τοὺς προηθετημένους zu lesen τοὺς προστεθειμένους u. a. 4. Umstellungen. XV 106 τρεῖς ὀξεῖαι bezieht sich auf die θοαὶ νῆσοι XIII 297 u. a. — (229) **Fr. Cumont**, Lucrèce et le symbolisme pythagorien des enfers. Lucr. III 978—1023 ist nicht aus Epikur entnommen. Dieselbe Auffassung findet sich bei Macrobius, wie man gesehen hat, aber auch schon bei Philon, der aus Poseidonios oder unmittelbar aus pythagoreischer Quelle schöpfte. Für Pythagoras kommt Hippol. Adv. Haer. VI, 26 p. 153 in Betracht. Auch Ennius kennt die pythagoreische Eschatologie. — (241) **P. Roussel**, Zu Aesch. Suppl. und Prom. — (247) **L. Laurand**, „Lactem“ (Neue-Wagner I² p. 826) steht auch bei Rufus De podagra und ist mit Unrecht in „lac“ geändert worden. — (248) **B. Haussoulier**, Inscriptions de Didymes. Fortsetzung.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Beer, M., Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. 1. Teil: Altertum (Sozialwiss. Bibliothek Bd. XIV): *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 124 f. 'Will eine Weltgeschichte vom sozialistischen Standpunkt sein. Sozialismus und Kommunismus werden hier überall als identische Begriffe angesehen'. *E. Kornemann.*

Bertholet, A., Kulturgeschichte Israels: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126. 'Ein großes abschließendes Werk, besonders für Altertumswissenschaftler und Religionslehrer eine Fundgrube'. *E. Kornemann.*

Bloch, L., Soziale Kämpfe im alten Rom. 4. Aufl.: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 128 f. 'Nicht sehr umfangreiche Änderungen'. *E. Kornemann.*

Bossert, H. R., Alt-Kreta. Kunst und Kunstgewerbe im ägäischen Kulturkreise: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126. 'Nach künstlerischen Gesichtspunkten hergestelltes Werk'. *E. Kornemann.*

Fimmen, D., Die kretisch-mykenische Kultur (hrsg. von G. Karo): *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126. 'Das Werk eines ersten Spezialisten'. *E. Kornemann.*

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 9. Aufl. bes. v. G. Wissowa: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 130. 'In ausgezeichneter Verbesserung herausgebracht bei pietätvoller Schonung'. *E. Kornemann.*

Hasebroek, J., Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 129/30. 'Umfassend. Gute kritische Methode'. *E. Kornemann.*

Hatschek, J., Britisches und römisches Weltreich.

Eine sozialwissenschaftliche Parallele: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 129. 'Ausgezeichnetes und großzügiges Buch. Auch die gewaltigen Unterschiede werden betont'. *E. Kornemann.*

Heiberg, J. L., Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. 2. Aufl.: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 127. 'Meisterhafte und feinsinnige Zusammenfassung'. *E. Kornemann.*

Meifsner, B., Babylonien und Assyrien. 1. Bd. (Kulturgesch. Bibliothek I 3): *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 125. 'Die erste wissenschaftlich fundierte Kulturgeschichte Mesopotamiens'. *E. Kornemann.*

Meyer, Ed., Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius. 3. Aufl.: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 129. 'Ciceros Werk de re publica stellt die erste theoretische Formulierung des Prinzipates dar. Noch der Nachprüfung bedarf, ob Cicero wirklich bei Schilderung des republikanischen Regenten an Pompeius gedacht hat'. *E. Kornemann.* — *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 28, 1/2 S. 43 f. 'Die hohen Erwartungen werden befriedigt'. *J. Miller.*

Meyer, Ed., Preußen und Athen: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 127. 'Geschichtliche Parallele'. *E. Kornemann.*

Münzer, Fr., Römische Adelsparteien und Adelsfamilien: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 128. 'Ein sehr wichtiges, inhaltsschweres Buch. Mancherlei fällt für die allgemeine Geschichte der Römischen Republik ab'. *E. Kornemann.*

Neuburger, A., Die Technik des Altertums: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126 f. 'Trotz allerlei kleiner Versehen doch ein nützliches Nachschlagebuch'. *E. Kornemann.*

Rosenberg, A., Einleitung und Quellenkunde zur Römischen Geschichte: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 128. 'Sehr nützlich, dringt aber nicht überall gleichmäßig in die Tiefe'. *E. Kornemann.*

Schäfer, H., Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst. Eine Einführung in die Betrachtung ägyptischer Kunstwerke. 2 Bde.: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 125. 'Wie kein zweites Buch geeignet, die ägyptische Kunst uns nahezubringen'. *E. Kornemann.*

Scharr, E., Xenophons Staats- und Gesellschaftsideal und seine Zeit: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 128. 'Nützlich, besonders für den Lehrer, der Xenophon zu treiben hat'. *E. Kornemann.*

Schulte-Vaërting, H., Die Friedenspolitik des Perikles. Ein Vorbild für den Pazifismus: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 127 f. 'Ein Zerrbild vom perikleischen Zeitalter'. *E. Kornemann.*

Schulz, O. Th., Vom Prinzipat zum Dominat. Das Wesen des röm. Kaisertums des 3. Jahrh. Studien zur Gesch. u. Kultur des Altertums. IX, 4./5. Heft: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 129. 'Etwas ermüdende Breite'. *E. Kornemann.*

Seunig, V., Die kretisch-mykenische Kultur. Studien und Reiseeindrücke: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126. 'Mehr populäre Art, auch für reifere Schüler geeignet'. *E. Kornemann.*

Ungnad, A., Briefe König Hammurapis (2123—2081 v. Chr.) nebst einem einleitenden Überblick über die Geschichte und Kultur seiner Zeit und einem Anhang, Briefe anderer altbabylonischer Herrscher enthaltend (Kunst und Altertum. Alte Kulturen im Lichte neuer Forschung. 2. Bd.): *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 125. 'Brauchbare Übersetzung dieser hochinteressanten Briefe. Besonders weist hin auf die zusammenfassende Darstellung der altbabylonischen Rechtspflege' *E. Kornemann.*

Wiedemann, A., Das alte Ägyten. Kulturgesch. Bibliothek, hrsg. von Ed. Foy. I. Reihe, Bd. 2: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 125. 'Arbeitet den reichlich zugewachsenen Stoff in mustergültigor Weise auf'. *E. Kornemann.*

Ziebarth, E., Kulturbilder aus griechischen Städten. 3. Aufl.: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 126. 'Zeichnet den Typus der neuen griechischen Stadt'. *E. Kornemann.*

Mitteilungen.

Der Zusammenhang der neuen Komödie mit der alten.

K. Kunst hat im Jahre 1919 seine „Studien zur griechisch-römischen Komödie mit besonderer Berücksichtigung der Schlußszenen“ veröffentlicht. Der Hauptinhalt seines Buches ist die Besprechung der sogenannten Exodoi, d. i. der Schlußszenen, in denen eine Hochzeit oder ein Hochzeitsmahl oder ein Trinkgelage vorgeführt werden. In der Ἀρχαία sind diese Szenen an die vorausgehende Handlung noch frei angeknüpft, aber später sind sie schon in der Handlung, oft sogar vom Anfang an, als Schluß einer glücklichen Verbindung der Liebenden vorbereitet. Kunst, wie aus seinem Buche und dem Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern füs klass. Altertum XXIII, 1920, S. 355 ff. ersichtlich ist, sucht mit J. Poppelreuter gegen Th. Zielinski in diesen Schlußszenen, nicht in den Szenen vor der Parabase, im Agon, den Kern der griechischen Komödie. Es ist nicht meine Absicht, mich hier mit dieser Ansicht zu beschäftigen. Aber Kunst sieht im Erscheinen solcher Szenen in der Νέα, die in der Exodos der Ἀρχαία üblich sind, den Beweis dafür, daß eher die Ἀρχαία als die euripideische Tragödie als Vorgängerin der Νέα anzusehen ist. Gegen diese Ansicht erhob sich Widerspruch. Man hat gegen sie eingewandt, zwischen den Exodoi in der Ἀρχαία und der Νέα sei ein Unterschied: in der Ἀρχαία seien sie der Abschluß des Schauspiels, des Stückes, in der Νέα dagegen der der Handlung, des Mythos, sie hätten also nichts miteinander gemein. Kunst verteidigt in dem oben genannten Aufsatz seine Ansicht, indem er die Richtigkeit des ihm gemachten Einwandes nur in dem Sinne zugibt, „daß eine das Hochzeitsmotiv voll ausschöpfende Liebesintrige für das aristophanische Lustspiel, soweit wir es kennen, noch gar nicht existiert“. Aber er ist geneigt vorauszusetzen, daß schon die Ἀρχαία die Liebesthemen hatte, obwohl das für uns unbeweisbar ist.

Bei dieser Gelegenheit will ich darauf aufmerksam machen, daß ich schon im Jahre 1916 der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag eine größere Arbeit, die unter anderem auch vom Zusammenhang der 'Ἀρχαία und der Νέα handelt, vorgelegt habe. Diese Arbeit konnte wegen der ungünstigen Finanz- und Druckverhältnisse während und nach dem Kriege noch nicht veröffentlicht werden. Darum will ich hier in kürzester Form alle Berührungspunkte zwischen der 'Ἀρχαία und der Νέα, die angeführt werden können, zusammenfassen, um zu zeigen, daß nicht in der euripideischen Tragödie, sondern in der 'Ἀρχαία die wahre Mutter der Νέα zu suchen ist. Einige von diesen Belegen sind schon von anderen bei verschiedener Gelegenheit einzeln angeführt worden. Die habe ich gesammelt und um andere vermehrt. Die Νέα schöpfte aus der euripideischen Tragödie besonders die zusammenhängende, komplizierte Handlung, die Liebesthemen, die φθορὰ παρθένων und die Kindergeburt hinter der Bühne, die Kinderaussetzung, den ἀναγνωρισμός zwischen den Eltern und Kindern oder zwischen den Geschwistern mit seiner formaleu auf Stichomythie und strengerer Versform ruhenden Durchführung, den Monolog und Prolog in ihrer besonderen Art, den Epilog, die Intrige, den θεὸς ἀπὸ μηχανῆς in der Gestalt entweder eines Gottes oder eines am Ende des Stückes plötzlich erscheinenden und durch sein Einschreiten den Streit auflösenden Mannes und die Rollen der Vertrauensmänner und -weiber. Aber trotzdem ist die Νέα, wie schon angedeutet wurde, nur die Adoptivtochter der Tragödie. Daß sie eine organische Entwicklung und Fortsetzung der 'Ἀρχαία ist, davon sind folgende Spuren übrig geblieben.

1. Wenn wir alle in allen drei Perioden der attischen Komödie, der sogenannten ἀρχαία, μέση und νέα, uns überlieferten Titel der Lustspiele übersehen, so sehen wir, daß sie in sieben Gruppen zerfallen, und daß sich alle diese Gruppen, nur eine ausgenommen, in allen drei Perioden wiederholen. In der 'Ἀρχαία treffen wir a) mythologische Titel, b) Titel, die bestimmte Aufgaben in der Handlung, Körper- und Seeleneigenschaften, Seelenzustände, Alter, Charakter und verschiedene Situationen bezeichnen, c) Beschäftigungsbezeichnungen, d) Namen für Gegenstände, Tiere und abstrakte Begriffe, e) Eigen- und Spitznamen, f) Namen für verschiedene Ortszusammenhänge. g) Für Verwandtschaftszusammenhänge gibt es in der 'Ἀρχαία nur ein einziges Beispiel, aber in der Μέση sind sie häufig genug. Dieselben sieben Gruppen von Titeln weist sowohl die Μέση als auch die Νέα auf, nur mit dem Unterschied, daß die einen stärker, die anderen schwächer vertreten sind. So pflegt die Μέση gern mythologische Travestie, während diese in der Νέα stark abnimmt. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß der Titel nicht zugleich den Inhalt des Stückes bedeutet, daß sehr oft ein Stück dem Titel nach für eine andere Gruppe sich meldet, als in die wir es dem Inhalte nach eingereiht haben. Aber bei ungenügender Kenntnis des Inhalts der attischen Komödie gibt es kein anderes Hilfsmittel für den Beweis dafür, daß der Zusammenhang einzelner Perioden der attischen Komödie ununterbrochen ist. Ich halte die Voraussetzung nicht für unzulässig, die Komödien würden analog ebenso in mehrere in allen drei Entwicklungsperioden sich wiederholende Gruppen zerfallen, kennten wir statt der Titel ihren Inhalt. Die Titel zeigen uns, daß die 'Ἀρχαία ihre Stoffe nicht nur dem öffentlichen, besonders dem politischen Leben, sondern auch wie die Νέα dem Privatleben und der Mythologie entnommen hat. Es ist also zwischen der 'Ἀρχαία und der Νέα nicht ein qualitativer, sondern hauptsächlich nur ein quantitativer Unterschied. Schon in der 'Ἀρχαία sind die Keime der künftigen Entwicklung gegeben, und es war von verschiedenen sowohl äußeren als auch inneren Umständen abhängig, welche Elemente in einer bestimmten Zeit besonders mächtig aufkeimen und der Komödie auf einige Zeit ihr charakteristisches Gepräge geben. Nur der Schwerpunkt wurde in den einzelnen Perioden verschoben. Ganz deutlich unterscheiden sich voneinander nur zwei, nämlich die 'Ἀρχαία und die Νέα, während zwischen der Μέση und der Νέα kein wesentlicher Unterschied ist, so daß die Μέση als das erste Entwicklungsstadium der Νέα betrachtet werden soll. Daß der Unterschied zwischen der 'Ἀρχαία und der Νέα auch nicht plötzlich entstanden ist, sondern daß auch hier die Umgestaltung nur allmählich vor sich ging, davon haben wir jetzt einen neuen Beleg in dem kurz von U. v. Wilamowitz aus der Papyrussammlung des Berliner Museums veröffentlichten Bruchstücke einer Komödie der sogenannten Μέση. Daraus erkennen wir, daß der Chor aus der Komödie nicht auf einmal verschwunden ist, sondern daß er sich in irgendeiner Weise an der Handlung beteiligte (V. 24 ἡμεῖς γ' οἱ παρόντες ἐνθάδε und ἄνδρες im Vers 18 und 26, welche Ansprache nicht von den Zuschauern verstanden werden kann).

2. Schon in der 'Ἀρχαία zeigen sich die Vorgänger mancher Gestalten in der Νέα, besonders die der Sklaven (Karion im Plutos des Aristophanes, Xanthias in den Fröschen), der verdrießlichen Greise (Demos in den Rittern, Philokleon in den Wespen), der schmeichelhaften Parasiten (Paphlagon in den Rittern), der prahlerischen Soldaten (Lamachos in den Acharnern), der verschwenderischen Jünglinge (Pheidippides in den Wolken, Bdelykleon in den Wespen), der durchtriebenen Köche (Agorakritos in den Rittern), der lächerlichen Klügler (Sokrates in den Wolken, Euripides in den Thesmophoriazusen; der lächerliche medicus bei Philemon und in den Menaechmen des Plautus), des δανειστής in den Wolken (= danista in der plautinischen Mostellaria und trapezita Lyco im Curculio).

3. Neben den aus dem wirklichen Leben geschöpften Namen enthält schon die 'Ἀρχαία, wie später noch im größeren Maße die Νέα, sogenannte

redende Namen, nur mit dem Unterschied, daß in jener mit ihnen bestimmte, durch charakteristische Eigenschaft sich auszeichnende Einzelmenschen benannt werden (z. B. Philokleon, Bdelykleon, Lysistrate, Peithetairos, Euelpides, auch Lamachos), während in dieser die Zugehörigkeit einer Person zu einer bestimmten Gesellschaftsklasse damit bezeichnet wird, wie z. B. zu jener der Parasiten, Soldaten, Hetären, Sklaven, Greise usw.

4. Wie in der Νέα, besonders im Prolog, allegorische Gestalten auftreten, so ist das der Fall auch schon in der Ἀρχαία; so läßt Aristophanes in den Wolken den Λόγος δίκαιος und ἄδικος auftreten, die Πενία im Plutos, die Ὀπώρα und Θεωρία im Frieden, die Βασίλεια in den Vögeln. In der Ἀρχαία treten freilich diese Gestalten als Schauspieler in der Handlung auf, in der Νέα dagegen nur als Prologsprecher (Ἄγνοια in Menanders Perikeiromene, Ἥρως θεός im Heros, Lar familiaris in der Aulularia des Plautus, Luxuria und Inopia im Trinummus, Auxilium in der Cistellaria). Es läßt sich nicht entscheiden, ob die euripideische Tragödie, wo auch Göttergestalten den Prolog sprechen, auf die Ἀρχαία Einfluß hatte und durch diese indirekt auf die Νέα wirkte, oder ob eher die Νέα, was wahrscheinlicher zu sein scheint, direkt durch die Tragödie beeinflußt wurde. Übrigens tritt schon im euripideischen Herakles Λύσσα auch als handelnde Person auf.

5. Die Νέα hat beibehalten die Unzüchtigkeit der Ἀρχαία, die ihren Ursprung in dem phallischen Kulte hat, obwohl dieses Element später stark abnimmt. Die nach den Κληρούμενοι des Diphilos bearbeitete Casina des Plautus und auch sein Persa können als ein anschauliches Beispiel dafür dienen.

6. Der Zusammenhang der Νέα mit der Ἀρχαία geht auch aus dem allmählichen Abnehmen der metrischen Buntheit hervor. Die Ἀρχαία benutzte verschiedene Versmaße; auch in der ersten Periode der Νέα, in der sogenannten Μέση, haben sich neben dem iambischen Senar und dem trochäischen Septenar noch andere Metra, so z. B. der Hexameter und die Anapäste, erhalten. Endlich begnügte sich die Νέα mit den zuerst genannten zwei Metren, aber Plutarchos bezeugt, daß die Stücke der Νέα auch Lieder enthielten, die freilich nicht vom Chore, sondern von den Schauspielern gesungen wurden, und vergleicht die Monodien des Euripides mit jenen des Menandros.

7. Den in den Zwischenakten der Νέα auftretenden und singenden Chor der betrunkenen Jünglinge, dem, wie die am Ende des Aktes abtretenden Schauspieler oft bemerken, besser auszuweichen ist, leitet Kunst aus den Δαιταλῆς des Aristophanes ab. Ob dies richtig ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Eher ist wahrscheinlich, daß dieser Chor der μειράκια ὑποβεβρεγμένα ein Überbleibsel von der ursprünglichen griechischen Komödie ist, als noch der Chor der φαλλοφόροι in den zu Ehren des Phales improvisierten Schauspielen die Zuschauer mit Witzen und spöttischen Liedern angriff.

8. Wie in der Νέα die Handlung mit einer Hochzeit, einem Hochzeitsmahl oder wenigstens mit einem freundschaftlichen Trinkgelage endet, so schließt auch in der Ἀρχαία das Stück eine Hochzeit oder ein Schmaus ab (z. B. in den Acharnern, Vögeln und dem Frieden des Aristophanes; vgl. Persa, Stichus, Curculio und Rudens des Plautus, Phormio des Terenz, Perikeiromene, Samia, vielleicht auch Georgos des Menandros u. a.). Ob diese Endszenen einen Teil des Stückes oder der Handlung bilden, ist Nebensache; Hauptsache ist, daß dieses Motiv überhaupt erscheint. Und das hängt wieder mit dem Ursprung der Komödie zusammen. Denn die Ἀρχαία ist eigentlich ein dionysischer Festtag, und darum kann nicht ihre Handlung ohne Essen und Trinken sein; sie endet am Abend, und das ist gerade die Zeit dazu. Damit hängen die Szenen mit Köchen, die man zur Vorbereitung eines solchen Gastmahls einladet, zusammen, ein übliches komisches Element der Νέα, und jene mit den Parasiten, die in der Νέα ihr Handwerk loben und von ihren Sitten sprechen (so Ergasilus in den Captiven des Plautus, Gnatho im Eunuchus des Terenz, der Parasit in der Epikleros des Diodoros, im Drakontion des Timokles, bei Nikolaos, im Iatros des Aristophon). Schon Eupolis hat in seinen Kolakes einen Chor solcher Parasiten, die von ihrem Leben und Nutzen für die Menschen erzählen, vorgeführt.

9. Das Recht der Kritik des Gesellschaftslebens hat die Komödie stets, auch nach dem Verbote ὀνομαστὶ κωμῳδεῖν, behauptet. Sie kämpfte wider alle seine ungesunden Erscheinungen, die Politik ausgenommen, nicht nur im allgemeinen, sondern auch wider einzelne Persönlichkeiten. Aber auch nach dem Untergange der politischen Komödie mit persönlichen Ausfällen gegen gleichzeitige Staatsmänner fehlt es keineswegs an feinen Anspielungen auf die damaligen Staatsmänner und auf andere öffentlich tätige Leute; gelegentliche politische Angriffe finden sich besonders bei Philippides und Archedikos. Im plautinischen Trinummus beklagt sich der Dichter (V. 34 ff.) wahrscheinlich schon nach der griechischen Vorlage Philemons, durch die Person des Megaronides über die Übelstände in Athen. Wie in den Wolken des Aristophanes schildert Λόγος δίκαιος V. 961 ff. die ehemalige Erziehungsweise der Jugend; so wird in den Bakchiden des Plautus V. 405 ff. die alte und neue Knabenerziehungsweise verglichen. Die Νέα bietet uns davon viele Beispiele, besonders die der Verspottung verschiedener philosophischer Richtungen, z. B. des Pythagoreismus.

10. Einen Rest des Agons der Ἀρχαία enthält der Trinummus des Plautus, wo der Sklave Stasimus im Streite zweier Jünglinge, Lesbonicus und Lysiteles, Schiedsrichter ist (V. 627—682), und endlich nach dem Muster der Sphragis der Ἀρχαία dem Lysiteles den Sieg zusagt. Im Rudens des Plautus ist ein Agon zwischen dem Sklaven Trachalio und dem Fischer Gripus (V. 938—1190), den der Greis Daemones entscheidet. Diese Partie ist wie im

Trinummus in trochäischen Septenaren geschrieben. Wie es scheint, wirkte der Agon der Ἀρχαία auf die gleichzeitige Tragödie, die auch durch damaliges öffentliches Leben beeinflußt, mit Vorliebe eristische Szenen vorführte, in denen sogar der im Dialog übliche iambische Trimeter vermieden wurde. So ist der Streit zwischen Eteokles und Polyneikes in den Phoenissen des Euripides (V. 588—637) in trochäischen Tetrametern geschrieben. In der Hekabe des Euripides findet der Streit zwischen Polymestor und Hekabe vor Agamemnon statt. Aus der euripideischen Tragödie übernahm solche eristische Szenen wieder die Νέα. Dieser Art ist z. B. der Streit zwischan Daos und Syriskos in den Epitrepontes des Menandros, den Smikrines entscheidet.

11. Ein Rest der Parabase der Ἀρχαία ist im Curculio des Plautus erhalten (V. 462—486), wo der choragus erörtert, an welchen Orten Roms man verschiedene Menschensorten finden kann. Dies ist eine die eigentliche Handlung unterbrechende satirische Abweichung, die als spätere Interpolation von F. Ritschl und H. Jordan mit Unrecht athetiert wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Plautus eine ähnliche Abweichung schon in seiner griechischen Vorlage gefunden und den römischen Verhältnissen angepaßt hat. Philippides, der Dichter der sogenannten Μέση, verteidigt im Fr. 25 eines unbekannten Stückes die Komödie gegen den Vorwurf des Stratokles, daß sie die Menschen verdirbt, und zählt auf, was für die Menschen verderblicher ist als sie. Wir wissen leider nicht, in welchem Teile des Stückes dies geschehen ist, aber die Ἀρχαία tat solches in der Parabase.

Als ein Überbleibsel der literarischen Parabase, deren Beispiel die erste Parabase der aristophanischen Ritter gibt (V. 498 ff.), könnten auch die terenzianischen Prologe angeschaut werden, in denen sich der Dichter gegen Angriffe seiner literarischen Feinde verteidigt. Größtenteils waren diese Prologe für die weiteren Aufführungen bestimmt, aber vom Prolog zu den Adelphen wissen wir, daß er für die erste Aufführung bestimmt war. Die Gewohnheit der Dichter der Νέα, solche literarischen Prologe zu gebrauchen, bestätigt Athenaios durch die Verse des Machon für die Prologe des Diphilos, die persönliche Angriffe enthielten. Ein Beispiel eines solchen literarischen Prologs bietet uns ein Bruchstück des von Kaibel herausgegebenen Papyrus Argentoratensis (vgl. Demiańczuk, Supplementum comicum Fr. 14, S. 96), wo kurze Prologe der Halbgötter verworfen werden und ein Muster eines neuen Prologs aufgestellt wird. Aus der Parabase der Ἀρχαία wurden also diese literarischen Streitigkeiten und Kritiken in den Prolog übertragen.

12. In der Ἀρχαία sorgen die Dichter nicht für konsequente Charakteristik der handelnden Personen, sondern sie ändern dieselbe nach dem Bedürfnis. Beispiele plötzlicher Charakterveränderung bieten uns in den aristophanischen Rittern Agorakritos, Philokleon und Bdelykleon in den Wespen und Peithetairos in den Vögeln. Spuren dieses Verfahrens erscheinen auch in der Νέα, z. B. in den nach den Ἀδελφοί β' des Menandros bearbeiteten Adelphen des Terenz, die gewisse Ähnlichkeit mit den Wespen aufweisen. Dort ändert sich plötzlich am Ende der Charakter des Demeas, wie das schon auch in der griechischen Vorlage geschehen ist. Es könnte auch Stratulax im Truculentus des Plautus angeführt werden. Denn obwohl die lateinische Nachahmung der unbekannten griechischen Vorlage abgekürzt ist, ist es nicht sicher, daß, wie einige behaupten, die Freundlichkeit des Stratulax im griechischen Original nur als Verstellung sich zeigte, und daß die ihm angeborene Grobheit am Ende wiederkehrte.

13. Ein ähnliches komisches Mittel wie die unerwartete Charakteränderung nach dem Bedürfnis des Dichters ist auch die Gewohnheit, Personen auftreten zu lassen, die eine fremde, den Zuschauern unverständliche Sprache reden. Das geschieht ebenso in der Ἀρχαία wie in der Νέα. Aus jener können wir die aristophanischen Acharner, Lysistrate, Vögel und Thesmophoriazusen anführen, aus dieser den Poenulus des Plautus.

14. Es ist entweder eine Reminiszenz an die Ἀρχαία, oder bloß ein Zufall, wenn in den Captiven des Plautus der Sklave Tyndarus und sein Herr Philocrates wie in den aristophanischen Fröschen Xanthias und Dionysios ihre Rollen austauschen.

15. In der Νέα tritt manchmal die Wahrscheinlichkeit der Handlung vor der Komik der Situation zurück, denn die Komödie ist nicht immer wählerisch in der Benutzung der Mittel, um ihr Ziel zu erreichen. So bleibt in der Mostellaria des Plautus Theopropides, nachdem er aus der Fremde zurückgekehrt ist, den ganzen Tag mit seinem Gepäck auf der Gasse. Das ist ein Überbleibsel der ursprünglichen Unnatürlichkeit und Märchenhaftigkeit der Ἀρχαία, nicht nur in der äußeren Form, sondern auch nach ihrer inneren Seite, in der Wahl des märchenhaften Stoffes und in der Verhüllung der Wirklichkeit durch die Allegorie. In der Νέα mußte das freilich aufhören, als sie in die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens herabstieg. Aber die Reste davon blieben doch. Hierher gehört auch, wenn in den Captiven des Plautus Philocrates noch an demselben Tage aus Elis nach Aitolien zurückkehrt. Auch dafür können wir ein analoges Beispiel aus der Ἀρχαία anführen. In den aristophanischen Acharnern vollbringt Amphitheos die Reise von Athen nach Sparta und zurück in einer zur Rezitation von vierzig Versen notwendigen Zeit. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß in den letztgenannten Fällen auch szenische Beweggründe, besonders die Notwendigkeit der idealen Verkürzung der Handlung, mitwirken konnten. Denn wir finden sie, aber weniger unnatürlich und auffallend, auch in der griechischen Tragödie.

16. Von der Ἀρχαία (z. B. aus den Rittern, Wespen, Vögeln und dem Frieden des Aristophanes) übernahm die Νέα die Gewohnheit, den Prolog der

dialogischen Anfangsszene nachzusetzen, während er bei Euripides, die Iphigenie in Aulis ausgenommen, bei Terenz und Plautus, bei diesem auch mit Ausnahme eines einzigen Falles, sogleich am Anfang der Handlung steht. Belege dafür sind im Heros und der Perikeiromene des Menandros und in der Cistellaria des Plautus.

17. In der ältesten Komödie standen die Schauspieler zu den Zuschauern in enger Beziehung, die Schauspieler sprachen das Publikum an. Später, als das Schauspiel eine Handlung ohne jede Beziehung zu den Zuschauern darstellte, wurde eine solche Ansprache, die die Illusion der Wirklichkeit dessen, was sich auf der Bühne abspielte, grob verletzte, zu einem komischen Element. Beispiele dieser Ansprache finden wir bei Aristophanes in den Vögeln, Wespen, Rittern und im Frieden, bei Menandros in den Epitrepontes, in der Samia und in der Cistellaria und in den Menaechmen des Plautus. Das ist der Keim des späteren Extempore in den modernen Lustspielen. Die 'Αρχαία wirkte darin auch auf die Tragödie, wie wir z. B. aus dem Orestes des Euripides (V. 128) sehen.

18. Die Νέα stimmt mit der 'Αρχαία auch darin überein, wie der Dichter dje wohlwollende Kritik und die freundliche Aufnahme seines Stückes beim Publikum anruft. In der 'Αρχαία war für diese captatio benevolentiae die Parabase oder das Ende des Stückes vorbehalten (so in den Ekklesiazusen des Aristophanes V. 1154 ff.). In der Perikeiromene des Menandros tut das die Agnoia am Ende des Prologs (V. 50 f.) — ein anderes Beispiel haben wir auch im menandrischen Fr. 354 K —, bei Plautus und Terenz geschieht das gewöhnlich am Ende des Stückes, aber auch am Ende des Prologs (z. B. im Poenulus V. 128). Auch in den Phoenissen, dem Orestes und der Iphigenie auf Tauris des Euripides befürwortet der Chor die Zuerkennung des Sieges, aber diese Erscheinung scheint in die Tragödie aus der Komödie übergegangen zu sein, wo sie der Situation viel angemessener war, weil auch in ihr sich ein komisches Element verbirgt. Darum wendet sich der Chor bei Euripides nicht an die Zuschauer, sondern an die Siegesgöttin. Hierin wirkte wieder die Tragödie auf die Νέα, wie aus Fr. 616 einer unbekannten Komödie des Menandros ersichtlich ist.

19. Strittig ist der letzte Berührungspunkt, nämlich die Vorbereitung des Auftretens einer neuen Person mit den Worten ἐξέρχεταί τις, τὴν θύραν πέπληχεν ἐψόφηκεν, ψοφεῖ), *crepuit*, *ostium*, *crepuerunt fores* u. dgl. Beispiele finden wir sowohl in der 'Αρχαία als auch in der Νέα, aber auch in der Tragödie, obschon sie nicht häufig sind und öfter erst bei Euripides erscheinen. Es ist schwer zu entscheiden, ob hierin die euripideische Tragödie auf die 'Αρχαία und die Νέα Einfluß hatte oder umgekehrt die 'Αρχαία auf die Tragödie und die Νέα wirkte. Mit Rücksicht auf das Nichterscheinen solcher Beispiele in der älteren Tragödie scheint die Priorität der 'Αρχαία zu gehören. Diese wirkte auf Euripides, der die Tragödie verweltlichte und dem alltäglichen Leben annäherte. In der Komödie scheinen diese Motivierungen angemessener zu sein.

Daraus geht hervor, daß die Νέα trotz allem Einfluß, den auf sie die Tragödie ausübte, den organischen Zusammenhang mit der 'Αρχαία niemals verloren hat und daß sie als ihre natürliche Fortsetzung erscheint. Kennten wir besser die literarische Produktion der übrigen Vertreter der Νέα, dieser Zusammenhang würde wahrscheinlich noch auffallender hervortreten.

Prag. Anton Kolář.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

W. A. Heidel, Anaximander's Book, the earliest known geographical Treatise. (S.-A. aus Proceed. of the Amer. Acad. of Arts and Sciences. Vol. 56. No. 7.)

G. Kafka, Die Vorsokratiker. München, Reinhardt. 15 M.

A. Feder, Zusätze zum Schriftstellerkatalog des h. Hieronymus. Rom, Päpstl. Bibelinstitut.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 23. Juli. 1921. №. 30.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Kurt Orinsky, De Nicolai Myrensis et Libanii quae feruntur progymnasmatis. Dissert. Vratisl. 1920. 54 S. Fol.

Die vorliegende Dissertation ist entsprechend einem Erlaß des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung nur in vier Exemplaren mittels Steindrucks hergestellt, während ein Auszug von zwei Seiten im Druck erschienen ist. Da sie mithin nur wenigen Interessenten zugänglich sein wird, scheint eine kurze Besprechung der Arbeit hier am Platze.

Das erste Kapitel (S. 1—16) behandelt Leben und Werke des Nikolaos von Myra (j. Dembre) in Lykien. Er war Schüler des Rhetors Lachares in Athen, ward selbst Rhetor in Konstantinopel und wird als Freund des Plutarch τοῦ ἐπίκλην Νεστορίου, womit nur der von Prächter, Byz. Ztschr. 21, 1912, 429 bezeichnete Enkel des gleichnamigen, schon 432 verstorbenen Neuplatonikers gemeint sein kann, und des bekannten Proklos († 485) genannt; seine Wirksamkeit ist nach Suidas durch die Jahre 457 und etwa 491 begrenzt. Wie Orinsky zeigt, gehört Nikolaos nicht in die Schule von Gaza. Daß er Christ gewesen und vom Neuplatonismus ausgegangen sei, wie Felten, Nicolai progymnasmata, Lipsiae 1913, 23 annahm, bezweifelt Or. Von den bei Suidas erwähnten Werken des Nikolaos sind die μελέται für uns verloren, προγυμνάσματα 1832 von Walz, Rh. Gr. I 266 ff. und προθεωρίαι, wohl identisch mit der von Suidas genannten τέχνη ῥητορική, von Finckh aus einem Aphthonioskommentar herausgeschält, in Spengels Rh. Gr. III 449—498 und von Felten ediert.

Von den vier Hss, in denen die Progymnasmata des Nikolaos erhalten sind, enthalten drei auch Progymnasmata des Libanios u. a. und bilden einen Zweig der Überlieferung (cod. Vat. Barb. gr. 240 [sc. XIII/XIV], Paris. 2918 [sc. XIV Ende], Bodl. Misc. 89), während das Verhältnis des Barocc. 131 (sc. XVI Anf.) zu ihnen noch nicht festgestellt ist: er und der Paris. sichern Nikolaos als Verfasser der Prog. (Or. S. 3—5). — Nun tragen eine Reihe von Progymnasmata (Dieg. 32, 34, 36, Enk. 9, Ekphr. 17—28, Thes. 2, 3, Syneg.), die im Corpus des Libanios stehen (Bd. 8 der Ausg. von Foerster), in jenem Paris. ebenfalls den Namen des Nikolaos. Dem Libanios sind sie mit Sicherheit abzusprechen. Or. untersucht nun in seiner Schrift erstens, ob diese Progymnasmata dem Nikolaos angehören; zweitens, ob ihm noch weitere unechte Progymnasmata aus dem Corpus des Libanios zuzuweisen sind. Diese Untersuchung hat insofern eine Schwierigkeit, als Nikolaos selbst ein zwar eifriger, aber beschränkter Nachahmer des Libanios ist: wie Or. S. 8 ff. zeigt, nimmt er seine Gedanken immer nur aus d e n Progymnasmata des Libanios, die dasselbe Thema behandeln wie er; in einer Chrie stammt außerdem die Folge der einzelnen Sätze Stück für Stück aus jenem; in

den drei Progymnasmata, in denen Nikolaos keine Reminiszenz an Libanios bringt, wird er bei seiner Unselbständigkeit, die Felten bereits für die Abfassung der προθεωρίαι dartat, ein uns verlorenes Muster nachgeahmt haben.

Das Hauptkriterium für die Zuweisung anderer Progymnasmata an Nikolaos ist deren Verhalten zur Klausel, das Or. im zweiten Kapitel (S. 16—29) untersucht. Hiernach scheiden sich die Progymnasmata des Ps.-Libanios in zwei Gruppen: in der einen (Dieg. 19, 22, 24, 31, 37, 38, 39, Ethop. 26, Ekphr. 8—16) sind im Unterschied von Libanios und in Übereinstimmung mit dem für Nikolaos Gesicherten durchgängig und zwar in übereinstimmender Weise akzentuierende Klauseln angewendet; in der anderen Gruppe (vgl. den „Anhang“ bei Or.; s. u.) finden sich teils andere Formen der Akzentklausel, teils überhaupt keine Klauseln. Während Libanios in seinen Progymnasmata wie fast überall (mit vereinzelten Ausnahmen, z. B. dem Orestes im 5. Bd.) die quantitierende Klausel hat, verwendet Nikolaos nur die Akzentklausel: wo der Satzschluß keine Klausel aufzuweisen scheint, liegt (nach Or. S. 18) stets eine Textverderbnis vor, die oft durch bloße Umstellung (z. B. S. 22) leicht zu heben ist. Die häufigste Form der Klausel ist bei Nikolaos: ύυυύυυ, weniger häufig: ύυυύυ, selten: ύυυύ oder ύυυυυύυυ (-ύυ, -ύ), ihr Verhältnis zueinander etwa 5 : 2 : 1.

Die Vermutung, daß die dem Nikolaos im Paris. zugewiesenen und die durch die beobachteten Klauseln oben ausgesonderten Progymnasmata jenem wirklich angehören, stützt Or. im dritten Kapitel (S. 29—32) durch die Feststellung, daß sie sich dem Hiat gegenüber ebenso verhalten wie die echten Progymnasmata des Nikolaos (er meidet nämlich den Hiat streng [Or. S. 30 f.]), und durch eine eingehende Untersuchung der Sprache des Nikolaos nach Phraseologie (Kap. 4 S. 32—36), Wortschatz (Kap. 5 S. 37—41) und Syntax (Kap. 6 S. 41—46), bei der nur auf den Sprachgebrauch anderer späterer Autoren mehr hätte Bezug genommen werden mögen. — Die Diktion des Nikolaos und die der genannten Progymnasmata des Ps.-Libanios ist dieselbe und weist in markantem Gegensatz zu Libanios eine Reihe von Eigentümlichkeiten auf: bei Nikolaos fehlen Figuren und Tropen; er ist arm an Redewendungen; gleiche Gedanken und einzelne Begriffe erscheinen bei ihm in bestimmten stereotypen Wendungen (S. 33—36). Den Mangel an Geist sucht er durch eine gekünstelte Ausdrucksweise zu verdecken; statt geläufiger Ausdrücke gebraucht er geschraubte, z. B. st. ἐσθής nur προκάλυμμα, st. δένδρον nur φυτόν, st. ἀποκτείνω nur ἀναιρέω, st. γίγνομαι (= nascor) προέρχομαι u. ä. m. Statt des einfachen Verbs verwendet er mit Vorliebe, doch ohne jede Nuance des Sinnes, Umschreibungen mit ἐπίσταμαι, οἶδα, γιγνώσκω: z. B. χρόνος . . πάντα φύειν ἐπίσταται st. φύει (S. 32 f.). Nikolaos und die in Frage stehenden Pseudo-Libaniana stimmen weitgehend in der Wortwahl überein; „eadem omnia vocabula, quae Nicolaus diligit, apud Pseudo-Libanium usitatissima sunt“ (S. 40). Noch mehr besagen die Übereinstimmungen von Sätzchen und Satzteilen. Die Untersuchung über die syntaktischen Entsprechungen zeigt des Nikolaos Vorliebe für Verbalsubstantiva auf -μα und -σις, die er noch mehr als andere Rhetoren jener späteren Zeit verwendet; Substantiva von Abstrakten braucht er im Unterschied von den Gazäern nie im Plural; Personifikationen von Abstrakten liebt er. Hervorzuheben ist die Verwendung des Artikels in der Funktion des Demonstrativums vor dem Relativum, z. B. τῶν ὅσα. Beim Verb hat Nikolaos eine große Vorliebe für die Komposita (vgl. dazu W. Schmid, Atticismus IV 441), namentlich solchen mit κατα; sehr gern verwendet er solche, die mit zwei Präpositionen gebildet sind. Sonst gebräuchliche Präpositionen sind durch andere verdrängt: st. ἄνευ nimmt Nikolaos stets ἔξω oder χωρίς, st. διά c. acc.: πρός c. acc.; st. ὑπό beim Passiv: παρά oder πρός c. gen. —

Der „Anhang“ (S. 46—54) beschäftigt sich mit den Klauseln derjenigen Pseudo-Libaniana, die dem Nikolaos nicht zugehören: Dieg. 4—18, 20, 21, 23, 25—30, 33, 35, 40, 41; Chrie 4, Gnom. 2, 3; Katask. 3; Ethop. 9, 13, 20, 22, 24, 25, 27. Die Untersuchung ihres Verhaltens gegen die Klausel zeigt, daß für sie verschiedene Verfasser anzunehmen sind. Besonderes Interesse beanspruchen Dieg. 11, 16 und 29 dadurch, daß sie unter Berücksichtigung der Silbenzahl in Strophe, Antistrophe und Epodos gegliedert sind. z. B. Dieg. 16: Str. 13 + 8 + 8 + 8 + 13, Antistr. ebenso, Ep. 9 + 12 + 9 | 8 + 11 + 8 | (8 + 9) (17) + (7 + 8) (15) + (6 + 7) (13).

S. 46 wäre eine Zusammenfassung des Ergebnisses erwünscht gewesen. Nach der mit anerkennenswerter Gründlichkeit und Vertiefung bis ins kleinste durchgeführten Untersuchung sind für Nikolaos aus dem Corpus Libanianum gewonnen: Dieg. 19, 22, 24, 31 f., 34, 36—39, Enkom. 9, Ethop. 26, Ekphr. 8—28, Thes. 2, 3

und die Synegorie. Zum Schluß darf noch darauf hingewiesen werden, daß dem Anschein nach für Nikolaos nicht Demosthenes, sondern Thukydides vorzugsweise stilistisches Muster gewesen ist.

Breslau. Eberhard Richtsteig.

Albrecht v. Blumenthal, Griechische Vorbilder. Versuch einer Deutung des Heroischen im Schrifttum der Hellenen. Freiburg i. Br. 1921, Fischer. 205 S. 8. 32 M.

Dies Buch eines jungen Philologen, der mir bisher nur durch seine von Kern und Robert angeregte Dissertation Hellanicea, de Atlantiade (Halle 1910), eine ganz tüchtige, aber nach keiner Seite hin auffallende Arbeit, bekannt war, wird vermutlich ebenso lebhafte Zustimmung wie Ablehnung erfahren. Daß die Schrift aus dem üblichen Rahmen philologischer Untersuchungen herausfällt und herausfallen will, lehrt schon ihre äußere Erscheinung: Format, Druck — gleich das Inhaltsverzeichnis ist ganz in großen Majuskeln gedruckt und nimmt fast drei Seiten ein —, Anordnung des Textes auf den Seiten (mit in heutiger Zeit erstaunlicher Papierverschwendung) entfernen sich bewußt von dem in wissenschaftlichen Publikationen Üblichen und lassen ahnen, daß der Verf. zum Kreise Stefan Georges gehört. Dieser äußere Eindruck wird durch den Inhalt voll bestätigt, der Verf. will etwas anderes geben, als die philologische Wissenschaft zu geben pflegt. Sollte dem Werke von philologischer Seite überhaupt der wissenschaftliche Charakter abgesprochen werden, so würde das B. vermutlich wenig bekümmern, denn die Wissenschaft ist ihm ein Greuel, sie „besteht nur durch Hypertrophie der Geistigkeit“ (S. 162), sie ist „ein Inzest des Geistes“ (S. 163). Und doch ist das Buch meiner Überzeugung nach eine wissenschaftliche Leistung — hielte ich es nicht dafür, so würde ich es nicht an dieser Stelle besprechen —, und ich bekenne dankbar, von ihm eine starke wissenschaftliche Anregung empfangen zu haben. B. ist nach Ausweis seiner Dissertation vier Semester in Berlin Schüler von Wilamowitz, Diels, Norden, Eduard Meyer, dann in Halle Schüler von Robert, Kern und Wissowa gewesen; aber wenn er im Nachwort seines Buches von „Dankbarkeit und Verehrung“ getrieben einige Namen und Bücher nennt, „durch die er zu seiner Auffassung des griechischen Wesens geführt wurde“, so finden wir unter diesen Namen keinen seiner akademischen Lehrer, sondern Goethe (Phaeton), Friedrich Schlegel, Jakob Burckhardt, Nietzsche, Rohde, K. Hildebrandt und H. Friedemann. Dies Nachwort ist also eine absichtliche, scharfe Absage an die Männer, die seine wissenschaftliche Ausbildung geleitet haben. Vermutlich wird er sich dieses Undanks in 20 Jahren schämen, denn es ist mit Händen zu greifen, wieviel er der guten philologischen Schulung in Berlin und Halle zu danken hat, und das ganze Buch wäre ohne Wilamowitz und Diels, die gelegentlich kühl zitiert werden, gar nicht möglich, mag der Verf. sich jetzt auch noch so sehr im Gegensatz zu ihnen fühlen.

Dieser Gegensatz beruht auf einer grundsätzlichen Abkehr von allem Historizismus, die B. unter dem Einfluß Nietzsches geradezu leidenschaftlich vollzogen hat. Das Wort aus dem Urmeister: „Ich bewundere, was über mir ist, ich beurteile es nicht“, welches dem Buch als Motto vorangestellt ist, bekundet deutlich die eigenartige Stellung des Verf. zu seinem Stoff, und das tief empfundene Vorwort betont diesen Standpunkt noch schärfer. Ich führe den ersten Satz an: „Es kann niemandem, der sich um das griechische Wesen der klassischen Zeit ernstlich bemüht, verborgen bleiben, daß die Gesamtleistung dieses Volkes wie die Taten seiner einzelnen heroischen Vertreter für den Heutigen kein Gegenstand der Kritik sind, sondern ein Maß, an dem er sich selbst zu messen hat“. Diese Stimmung ehrfurchtsvoller Hingabe, die „noch in späten Werken nachklassischer Zeit“ zuweilen ein Schönes aufleuchten sieht, „vor dem wir schweigend und dankbar knien“, ist eine begreifliche und in vieler Hinsicht sogar erfreuliche Reaktion gegen die kaltschnauzige überlegene Kritik, mit welcher der nüchterne Scharfsinn mancher modernen Philologen die Werke der Alten zu zerzausen liebt. Bei seinen Berliner und Hallenser Lehrern kann B. diese respektlose Überhebung des modernen Rationalismus schwerlich beobachtet haben — wer hat vollere und eindringlichere Töne zum Preise der großen Alten gefunden als Wilamowitz? Und doch gibt es ein Problem, dessen Behandlung durch Wilamowitz offenbar Blumenthals Widerspruch besonders geweckt hat, Homer. So herrlich die Würdigung der Ilias ist, die Wilamowitz in seiner griechischen Literatur (Kultur der Gegenwart Teil I Bd. VIII³ S. 7 f.) gegeben hat (für mich das Schönste in der ganzen meisterhaften Darstellung), die Ilias, so wie wir sie haben, ist ihm in seinem Buch „Die Ilias und Homer“ doch wesentlich Forschungsobjekt, vergleichbar der Trümmerstätte eines

Ausgrabungsfeldes, auf dem man durch Wegräumen des Schuttes und Entfernung späterer kümmerlicher Um- und Einbauten erst die großen Linien des alten herrlichen Baues wiedergewinnen muß. Dieser alte Bau sieht nun aber bei jedem der neueren Ausgräber, ich nenne nur die neuesten, Wilamowitz, Bethe, Eduard Schwartz, Cauer, sehr verschieden aus, und die Unmöglichkeit, sich in den vielen verschiedenen Analysen zurecht zu finden, hat in sehr weiten Kreisen der Philologen und Altertumsfreunde eine starke Abneigung gegen die ganze moderne Homerforschung hervorgerufen. Man will nichts mehr von Eindichtern, Flickern, Brückenbauern hören, man will sich in das erhaltene Werk versenken, an seiner Größe erquicken, wie es das ganze Altertum und unsere großen Dichter getan haben. B. wird daher sicher vielseitige Zustimmung finden, wenn er die erhaltene Ilias und Homer gleichsetzt und das Werk als Einheit zu verstehen ringt, auch die Odyssee ist er geneigt, demselben Dichter zuzuschreiben, S. 19. „Wir sehen in der Ilias ein organisches Ganzes, in dem jeder Teil seine Stelle hat, wobei es nur manchmal auszumachen gilt, wozu das eine oder das andere diene. Das Wesentliche ist nicht, daß manche oder meinethalben alle Stücke verschiedener Herkunft sind, sondern daß sie einem Zwecke dienstbar wurden. Den Organismus der Ilias ganz zu begreifen, ist eine unendliche Aufgabe, die sich nicht durch den Nachweis des Materiales lösen läßt, so wenig wie wir unseren Körper verstünden, wenn wir auch seine gesamte Mechanik und Chemie aufzeigen könnten.“ Daß sein Weg von den jetzt mit Vorliebe von der Wissenschaft begangenen abweicht, ist für mich kein Grund, ihn mit dem Stigma der Unwissenschaftlichkeit zu belegen; es kommt nur darauf an, ob ein neuer Weg in ungangbares Gestrüpp oder zu neuen weiten Ausblicken führt. Und da muß ich bekennen, daß gerade seine Behandlung Homers mir wertvolle neue Ausblicke eröffnet hat; ich hebe z. B. die Darstellung und Verwertung des Volkes in der Ilias hervor.

Wenn B. immer wieder, nicht nur bei Homer, die Ehrfurcht vor dem schaffenden Genius predigt, so ist das in unserer Zeit keineswegs überflüssig. S. 17: „Es ist einer der entsetzlichsten Irrtümer, den das 19. Jahrh. allen anderen voraus hat, daß die tätige Masse den Schöpfer, eine Summe von Leistungen die Tat, die Maschine den Menschen im Lebensprozeß ersetzen könne, und man vergißt, daß nur durch Zeugung Leben entsteht: Goethes Homunculus hat laut genug, aber vergeblich gewarnt.“ Bisweilen nimmt freilich der bewußte Verzicht auf jedes Urteil gegenüber den antiken Werken und Menschen bedenkliche Formen an, was ich doch durch ein Beispiel erläutern möchte. Wir lesen in dem Kapitel über Sappho S. 129, 1: „Das berühmte, namenlos überlieferte, deshalb zum Volkslied gestempelte Gedicht: δέδυκε μὲν ἁ σελάννα (50) zeigt genau die gleiche Durchdringung der Natur: mit dem sicheren Gefühl für Kunst, das alle Gelehrten der Wiederbelebungszeit uns voraushaben, hat Stephanus das Liedchen der Sappho zugesprochen. Es liegt der Verdacht nahe, daß man es nur deshalb der Dichterin hat wieder entziehen wollen, weil man geglaubt hat, sie ‚retten‘ zu müssen. Dabei übersieht man, daß jeder Streit über sittliche Eigenschaften voraussetzt, daß der Beurteilende seinem Gegenstande überlegen sei. Wer wagt das von den Griechen, von sich zu glauben.“ Hier reizt beinahe jedes Wort zum Widerspruch: Erstens zeigt die entzückende Strophe durchaus nicht die gleiche Durchdringung der Natur wie die vorher von B. fein und treffend behandelten Stücke der Sappho (Diehl, supplem. lyr.[3] fr. 23, 25 und fr. 3 Bgk). Zweitens leugne ich entschieden, daß französische Humanisten der Renaissance gerade für den Zauber der Lyrik Sapphos ein feineres Empfinden gehabt haben als wir, die wir mit Goethes Liedern aufgewachsen sind. Ferner hat Henricus Stephanus das bei Hephaistion anonym überlieferte Bruchstück sicherlich nicht aus ästhetischen Erwägungen heraus der Sappho beigelegt, sondern deshalb, weil das Gedicht im äolischen Dialekt verfaßt und einer Frau in den Mund gelegt ist; die Wahrscheinlichkeit, daß es deshalb auch in antiken Ausgaben unter Sapphos Namen zu lesen war, hat bereits Wilamowitz (Sappho und Simonides 75, 1) mit Recht hervorgehoben. Weiter: Wilamowitz hat das Lied Sappho abgesprochen, weil hier zweifellos ein Mädchen singt, das den Geliebten vergebens erwartet. Diese Situation paßt aber für Sappho ganz und gar nicht; selbst wenn man ihr diese kaum verhüllte Sehnsucht nach sinnlichem Liebesgenuß zutrauen wollte, so müßte sie doch nach ihrer Stellung zu den besungenen Mädchen hier als der handelnde Teil, nicht als der passive, wartende erscheinen. Nun gibt es in keinem bezeugten Fragment der Lesbierin eine so klare Anspielung auf fleischliche Vereinigung wie in diesen Versen, und es liegen

die stärksten Gründe vor, an einen perversen Geschlechtsverkehr der Sappho mit den von ihr leidenschaftlich geliebten Mädchen nicht zu glauben (s. Wilamowitz a. a. O. 17 ff.). Endlich aber, und das ist mir die Hauptsache, müssen wir uns denn doch die Freiheit wahren, in sittlichen Grundfragen unser eigenes natürliches Empfinden auch gegenüber den größten Genien des Altertums zu behaupten. Homosexueller Verkehr ist und bleibt eine Verirrung, die man aus den Zeitverhältnissen wohl verstehen, aber niemals grundsätzlich billigen oder gar als etwas Erhabenes bewundern kann.

Auch sonst gibt B. sein Urteil großen Dichtern gegenüber manchmal in einer Weise gefangen, die mir ungesund und gefährlich scheint: S. 165 heißt es: „Daß wir den Thales mit Recht als Begründer eines neuen Mythus dargestellt haben, beglaubigt uns über Platos dunkle Billigung hinaus Goethes Verewigung des Weisen. Denn der große Mensch kann über seinesgleichen nicht anders als richtig urteilen.“ Ganz abgesehen davon, daß der große Mensch gerade über seinesgleichen gar nicht selten unrichtig urteilt — ich erinnere nur an Goethes Urteil über Kleist —, so darf doch Goethes Auffassung eines Philosophen, von dem er nur ganz oberflächliche Kenntnisse haben konnte, für uns, die wir durch Diels' Vorsokratiker das Material viel besser übersehen, unmöglich maßgebend sein.

Ein ähnlicher Irrweg ist es, wenn B. die Bedeutung von Nachdichtungen antiker Werke durch hervorragende moderne Dichter für unser Verständnis der Alten stark überschätzt. Er sagt wörtlich S. 109: „Erst wenn der Dichter ein ausländisches Werk in unserer Sprache neu gestaltet hat, kann das Verständnis fremder Poesie beginnen: die Wissenschaft vermag nur den Rahmen zu liefern, in den der Meister das Bild fügt,“ als Beispiele dienen ihm Hölderlin für Pindar, Mörike für Theokrit. Ich will gewiß nicht leugnen, daß solche Nachdichtungen manchmal blitzartig ganz neue Seiten eines antiken Dichters beleuchten können, die Gefahr wird aber immer sein, daß ein wirklich Großer, der über die nun einmal unentbehrlichen gründlichen Sprachkenntnisse verfügt, in den nachgebildeten Dichter viel, ja zu viel von seiner eigenen Persönlichkeit hineinlegt.

Doch ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren und lieber einen kurzen Überblick über den Inhalt geben. Als seine Aufgabe bezeichnet der Verf. am Schluß der Einleitung (S. 3), „darzustellen, wie das Heroische in jeder der fünf Epochen: der epischen, lyrischen, athenischen, sokratischen und makedonischen sich seine besondere Form geschaffen, von einer Inkarnation zur anderen sich gewandelt und alle großen oder bedeutenden Menschen durchdrungen hat“. Dies Programm führt das Buch nun aber nicht durch, denn es behandelt nur die epische und lyrische Epoche, und dieser wird noch ein kaum zu ihr gehöriger Abschnitt über die Philososphie bis Empedokles angehängt. Ob der Verf. in einem zweiten Teil die athenische, sokratische und makedonische Epoche — um seine nicht sehr glücklichen Bezeichnungen zu gebrauchen — behandeln will, ist mir nicht klar geworden, ich finde nirgends einen deutlichen Hinweis auf eine geplante Fortsetzung.

Nach der glänzenden Darstellung des heroischen Geistes in der Ilias gibt B. eine feine Würdigung des abweichenden Grundcharakters der Odyssee, „in der das heroische Ideal seine zeugende Kraft zu verlieren beginnt“; ganz richtig betont er, daß hier „die Grenzscheide zweier Zeitalter vor uns liegt“. Stärkere Abweichungen noch vom Geiste der Ilias findet B. im Kyklos, besonders in den eingehender behandelten Kyprien (S. 78), „ihnen liegt zum ersten Male in der griechischen Geistesgeschichte ein Gedankliches zugrunde, freilich großartig-mythisch gestaltet“, in ihnen sieht er bereits ein dem hesiodischen, im wesentlichen gleichartiges „Weltgefühl“. Die Eigenart Hesiods, seine pessimistische Gesamtanschauung des Lebens und seine Abkehr von dem heroischen Ideal wird dann im nächsten Kapitel sehr gut herausgearbeitet. Der böotische Bauer ist dem Verf. gründlich unsympathisch, aber (S. 50) „der Sturz von der Selbstgenügsamkeit des heroischen Daseins zu der Erdenflucht hesiodischer Eigenbrödelei blieb zum großen Glück für die Griechen fast ohne Folgen“. Viel näher als Hesiod stehen der homerischen Weltauffassung die homerischen Hymnen, neu ist in ihnen das Aufkommen des Legendarischen und das Erwachen des Agonistischen, dessen gewaltige Bedeutung für die folgende lyrische Epoche wieder und wieder betont wird. Mit meines Erachtens übertriebener Schärfe wird der agonistische Trieb der Hellenen vom modernen Sport getrennt (S. 55), „der griechische Agon, geboren aus Überschwang und Ehrfurcht vor dem göttlichen Leibe, feiert den Gott, zu dessen Feste er entbrennt.“ In der lyrischen Epoche werden zunächst Elegie und Jambos behandelt. Dabei wird die Eigenart des Tyrtaios entschieden liebevoller gewürdigt als die des Archilochos, dessen Loslösung von

aller Konvention, dessen Gleichgültigkeit gegen das Agonale dem Verf. offenbar unheimlich sind. Wenn er ihm „eine fast ruchlose Unbedenklichkeit selbst gegen Helfer" beimißt und das mit der Übersetzung von fr. 14 Bgk. belegt, „Glaukos, ein helfender Mann, ist so lange mir lieb, als er kämpfet", so hat er das entscheidende Wort „mir" zu Unrecht eingefügt. Allerdings führt Aristoteles den Vers Γλαῦκ' ἐπίκουρος ἀνὴρ τόσσον φίλος, ἔσκε μάχηται als παροιμία zum Belege dafür an, daß der Nutzen die Freunde zusammenführe, aber fr. 24 macht es meines Erachtens zweifellos, daß Aristoteles den aus dem Zusammenhang gerissenen sprichwörtlich gebrauchten Vers mißdeutet, Archilochos spricht mit grimmiger Selbstironie zu dem Freunde vom Lose des Söldners, das auch das seine ist, nur geschätzt zu werden, so lange man ihn im Kriege gebraucht.

Die Zersetzung des jonischen Wesens wird dann an Mimnermos mit fast wehmütigem Mitgefühl, an Hipponax mit unverhohlenem Abscheu geschildert. Solon kommt etwas zu schlecht fort, nach B. verdienen seine Verse nur der politischen Geschichte Athens wegen unsere Aufmerksamkeit (S. 91), „welche diese mehr publizistischen als dichterischen Gebilde sonst nur in geringem Maße herausfordern würde". Um den Wert der milden Altersweisheit Solons zu würdigen, wie sie sich besonders in der großen, von Wilamowitz (Sappho und Simonides 257 ff.) so schön erläuterten Elegie (fr. 13 Bgk.) ausspricht, ist B. einfach noch zu jung. In dem Abschnitt über das Einzellied hebe ich besonders die vortreffliche Würdigung des Alkaios hervor, der neuerdings viel zu weit hinter die größere Genossin zurückgestellt zu werden pflegt. Daß Korinna einfach unter die Dichter von Einzelliedern gezählt wird, scheint mir bedenklich. Gewiß könnten die neuen Bruchstücke gerade so gut Einzellieder sein, aber die bekannten Zeugnisse über ihren Wettstreit mit Pindar setzen, so gering sonst ihr Wert ist, doch Chordichtungen von ihr voraus, und für ihre Genossin Myrtis bezeugt Korinna selbst (fr. 21 Bgk.) den Kampf mit Pindar.

Bei der Besprechung der Chorlyriker findet B. besonders für Alkmann (S. 136 ff.), in dessen Parthenion „der Scherz ohne Nebengedanken, Wünsche und Absichten, wie die Sonne im Frühlingslaube der Buche" spielt, sehr reizvolle Töne, auch Ibykos, dessen Liebe „ein Agon des Liebenden mit dem Eros" ist, kommt gut heraus. Bei Simonides hingegen (S. 143 ff.) sieht er „mit Schaudern, wie hier ein bedeutendes dichterisches Talent bis in die Wurzel hinein zerstört wird, indem die Sucht, logisch zu gliedern, den Trieb zu bildhaftem Aufbau unterdrückt".

Noch härter ist das Verdammungsurteil, das Simonides' Neffen Bakchylides trifft (S. 147): „Selten ist ein reiches Erbe verantwortungsloser verwaltet worden, als es nach verführerischem Vorbilde durch Bakchylides geschah." Das scheint mir doch zu hart, gewiß fehlt dem glänzenden Erzähler die Tiefe, aber in seinen besten Gedichten zerrinnt doch der Mythos nicht zum Märchen, das fünfte Gedicht bringt den Mythos von Herakles' Begegnung mit Meleager in ergreifender Kraft und Plastik zum Ausdruck.

Pindar, indem er mit Recht die Krone des agonalen Geistes der Hellenen bewundert, ist B. noch nicht recht aufgegangen, und naiv überträgt er dieses Gefühl noch mangelnden Verständnisses von sich auf alle anderen. Ich glaube bestimmt, daß ihm Wilamowitz' Arbeiten, z. B. die Behandlung von O. VI im Isyllos [1]) und von N. I im Herakles I[1] 328 ff. sehr viel besser das Verständnis des sprödesten unter den großen griechischen Dichtern erschließen könnten als Hölderlins Pindarübertragungen, die nach ihm (S. 149) „zum ersten Male dem Deutschen eine Ahnung vermitteln, aus welchen Tiefen dem thebanischen Sänger Wort, Bewegung und Schau aufgestiegen sind".

Ganz eigentümlich ist der Schlußabschnitt über die Philosophen bis Empedokles. Mit geradezu leidenschaftlichem Eifer lehnt er es wieder und wieder ab, daß die älteren Philosophen „eine wissenschaftlich-begriffliche Deutung des Lebens" suchen (S. 163), sie streben danach, „den für sie aufgelösten Mythos der homerischen Zeit, dessen plastische Rundung in Gedankliches zerwittert war, durch neue Mysterien zu ersetzen". Ich glaube, daß die drei großen Milesier sich mit Ingrimm gegen diese Insinuation, den Mythos durch neue Mysterien ersetzen zu wollen, gewahrt haben würden. Erst bei Parmenides kann es auch B. nicht leugnen, daß „hier plötzlich die denkenden Kräfte selbstherrlich geworden sind", und das ist ihm bestürzend. Die Verkennung des Strebens nach begrifflicher Erfassung des Weltganzen bei den ältesten Philosophen entspringt Blumenthals Feindseligkeit gegen alle rein verstandesmäßige Erkenntnis.

[1]) Hier hätte er 170 ff. auch die Widerlegung der törichten Scholiastenfabel, der Aineias in O. VI sei ein Chorlehrer Pindars, die er leider S. 154 zur Charakterisierung Pindars benutzt, finden können.

B. stattet sein von griechischen Zitaten fast freies Buch mit reichlichen Übersetzungsproben aus. Diese rühren sämtlich von ihm her, und das ist im Interesse der Stileinheit sicher zu billigen. Sie sind zum Teil auch vortrefflich gelungen, besonders die epischen; aber bei nicht wenigen, namentlich im zweiten Teil des Buches, erlaubt er sich in Wortstellung, Artikelgebrauch u. a. sprachliche Gewaltsamkeiten, die seine Übersetzungen, zumal da ihnen nach bekanntem Muster jedes Komma fehlt, für mich nahezu unverständlich machen. Man höre z. B. Archilochos fr. 29 Bgk.:

„Bewahrend sie den Zweig der Myrthe freute sich
Der Rose schöne Blüte auch doch ihr das Haar
Die Schultern niederschattet und den Nacken ab."

oder Alkaios fr. 15 Bgk.:

„Von dem Erze das große Haus schimmert ganz dem Ares geschmücket ist das Dach | Mit den glänzenden Helmen von denen weißlicher Rosse Schweif darüber her | Nicken die für der Männer Haupt Zierden; doch um die Pflöcke hin verborgene | Umgelagert die leuchtenden erznen Schienen, Beschützerin vor starkem Wurf" usw.

Schwerlich wird das jemand ohne Zuziehung des griechischen Originals verstehen können. Diese kaum erträglichen Härten entspringen nicht etwa dem Verszwang oder sprachlichem Unvermögen, sie sind gewollt, denn sie finden sich genau so S. 155 in prosaischen Paraphrasen einiger Pindarstellen, und von der glänzenden Sprachgewalt des Verf. zeugen hinreichend viele der von mir ausgeschriebenen Stellen.

Fast ist man versucht, auch in der greulichen Regellosigkeit bei der Schreibung griechischer Namen geheime ästhetische Absichten zu wittern, die nur dem in die Mysterien Stefan Georges Eingeweihten verständlich sind. Mein philologisches Reinlichkeitsgefühl verletzt es, wenn ich schon in der Inhaltsangabe Kallinos und Anakreon, aber Alcaeus und Alcman, Heraklit, aber Empedocles lese, wenn mir auf derselben Seite Sokrates und Sophocles, Patroklos und Patroclos, epikurisch und Epicur, Demodocus und Alkinoos begegnen.

Doch ich will mit dieser Schulmeisterei nicht schließen. Ich wünsche dem Buche viele Leser aus philologischen und nichtphilologischen Kreisen, denn es ist ein innerlich durchlebtes Buch, das von hoher Begabung und glühender Liebe zum Altertum zeugt. Ob das reiche Talent des Verf. für die Altertumswissenschaft dauernd Frucht tragen wird, hängt meiner Ansicht nach davon ab, ob es ihm gelingt, sich, wie Rohde, aus dem Bannkreis Nietzsches zu lösen und von gewissen ästhetischen Manieren freizumachen. Ich bin überzeugt, daß er diese Mahnung vorläufig mit einem Lächeln der Verachtung ablehnen wird.

Leipzig-Gohlis. A. Körte.

David Magie, Augustus war in Spain (26—25 B.C.). S.-A. der Classical Philology 15. 1920, 323—339.

Der spanische Krieg des Augustus ist von den antiken Historikern stiefmütterlich behandelt und dementsprechend auch von den neuern. Eine Revision der Überlieferung ist also mit Freude zu begrüßen. Der Verf. hat deshalb den ganzen Text des Florus und Orosius wörtlich nebeneinander abdrucken lassen (S. 324—326) und erörtert etwas eingehender verschiedene Fragen, namentlich die geographischen Namen betreffend. Bei Florus will er statt Bergida vielmehr Vellica lesen, was übrigens in der ed. Thorun. bereits aufgenommen ist.

Einer der römischen Generale dieses Krieges wird beim Florus und Orosius Firmius genannt, was der Verf. verteidigt; allein wir kennen keinen legatus Augusti dieses Namens im spanischen Kriege. Zangemeister bemerkt daher: „Firmius] immo Furnius"; und alle Neueren haben diese schon viel ältere Verbesserung angenommen; paläographisch ist sie als eine leichte zu bezeichnen. C. Furnius wird ausdrücklich im Jahre 22 als römischer General in Spanien erwähnt (Cass. Dio. 54, 5), und es paßt sehr gut dazu, daß er fünf Jahre später, 17 v. Chr., Consul wurde; Horaz erwähnt ihn sat. 1, 10, 86. Daß es nun also zu gleicher Zeit zwei römische Generale im spanischen Kriege gegeben haben solle, Furnius und Firmius, ist durchaus nicht wahrscheinlich; Firmius ist nichts als ein Schreibfehler, der allerdings wohl bis auf eine Handschriftenklasse des Livius zurückgeht.

Leipzig. Victor Gardthausen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Korrespondenz-Blatt f. d. höheren Schulen Württembergs. XXVII, 11/12. XXVIII, 1/2.

(209) C. Ritter, Das Unbewußte und Halbbewußte (Traum, Ahnungen, Verzückung, Begeisterung) bei Platon. Träume und Ahnungen können uns offenbaren, was in den Falten unseres Herzens sich verbirgt. Sie entstehen nach Platon in dem „Teil"

der Seele, die er im Unterleib wohnend denkt; als beteiligtes Organ sieht er die Leber an. Für den Bewußtseinszustand des Schlafenden sind einige Sätze im Theaitetos (158 b ff.) zu beachten sowie Politeia 571 c ff. Im Phaidros werden vier Arten gottbewirkten Wahnsinns unterschieden: der apollinische des Propheten und Zeichendeuters; der dionysische des Sühnepriesters, der musische des Dichters und der erotische des von Schönheit entzückten und nach ihrem Urbild und all den ihr verwandten und überhimmlischen Wesenheiten verlangenden Philosophen. Der Abschluß der gefeierten dialektischen Kunst kann nur durch eine ergänzende Zutat der Phantasie gemacht werden. Ungefähr dasselbe will Platon mit der Lehre vom Eros (durch Diotima) sagen. Die Urbilder des Schönen sind die Ideen. Der sinnlichen Liebe steht gegenüber das Streben nach Fortpflanzung eines Teiles der geistigen Eigenart. Der Verkehr mit der Jugend (παιδεραστία) kann auch den Alten wieder Schwung und neue Kräfte verleihen. Wer die dritte höchste Stufe erklimmen kann, der sieht sich weder auf körperliches noch geistiges Entgegenkommen anderer Menschen zur Vermittlung angewiesen, sondern nimmt unmittelbar an der zeitlosen Ewigkeit teil, dadurch, daß er seinen Geist mit dem Gehalt der Ideen erfüllt (Timaios 90 b). Aber auch auf dieser Stufe bedarf man schließlich der hilfsbereit entgegenkommenden Vermittlung anderer Menschen. Das feine Verständnis Platons für das Unbewußte und Halbbewußte zeigt sich auch in den Bemerkungen über die Wirkungen des Weins in schlimmer, aber auch in guter Hinsicht.

(1) **R. Teuffel**, Neuer Stoff für die lateinische Exposition am Gymnasium. Ein Lesebuch wird empfohlen, das den Lateinbetrieb in allen Klassen bereichert, insbesondere nach der Seite des Kulturgeschichtlichen (Quintilian, Petronius, Plautus, Terenz, spätlateinische Historiker, mittelalterliche Schriftsteller), dafür Beseitigung der „Komposition" an den obersten Klassen und Beschränkung des üblichen Lesestoffes (Ovid, Vergil, Cicero, Horaz, Tacitus). — (12) **M.**, Loreley (lateinisch).

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Beazley, J. D., The Lewes House Collection of Ancient Gems: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 236 f. 'Die ganze Sammlung ist abgebildet und eingehend beschrieben (135 Stücke). Eine Einleitung enthält das Buch nicht'.

Bell, E., Hellenic Architecture: its Genesis and Growth: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 234 f. 'Nützliche Unterweisung. Manche Ableitungen sind anfechtbar. Schlechte, an Zahl nicht genügende Abbildungen'.

Birt, Th., Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 130. 'Nicht recht lebensvoll'. *E. Kornemann.*

Boudreaux, P., Le Texte d'Aristophane et ses Commentateurs: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 231 f. 'Behandelt die kritischen Arbeiten über Aristophanes von voralexandrinischen Zeiten bis zu den Grammatikern der Antoninischen Zeit und der ersten Sammlung der Scholien. Daß der Verf., der im Kampfe fiel, keine Möglichkeit hatte, die Hss neu einzusehen, bedauert' *T. W. A.*

Clemen, C., Die griechischen und lateinischen Nachrichten über die persische Religion: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 232 f. 'Umfassendes Material; gesundes Urteil. Eine Fülle von Einzelbemerkungen steuert bei' *A. Berriedale Keith.*

Cramer, Fr., Der lateinische Unterricht. Ein Handbuch für Lehrer: *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 28, 1/2 S. 42 f. Aufs wärmste empfohlen von *Kirschmer.*

Dahms, R., Odyssee und Telemachie. Untersuchungen über die Komposition der Odyssee: *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 20, 1/2 S. 40. 'Mit äußerster Umsicht geführter Beweis'. *W. Nestle.*

Edwards, H. J., Caesar, The Gallic War, with an English Translation: *Class. Philol.* XV 1, 1920 S. 91 ff. 'Enthält Cäsars Leben, Übersicht über die acht Bücher, eine Behandlung Cäsars als General und Staatsmann, eine Abhandlung über die Komposition der Kommentare und über die Hss. Dazu noch zwei Anhänge und Indices. Die beigegebene Übersetzung ist im allgemeinen gut; eine reiche Zahl von Verbesserungen steuert bei' *Charles H. Beeson.*

Eitrem, S., Beiträge zur griechischen Religionsgeschichte. III (Videnskapsselskapets Skrifter. II. Histor.-Filos. Klasse, 1919, No. 2): *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 233 f. 'Die letzten 3 Kapitel über Aineias und die Kaukonen und über die mythologische Bedeutung der alten Sagen über die Begründer der griechischen Kolonien sind enttäuschend. Mehr Wert haben die Kapitel über den Opferritus der Griechen'. *A. B. K.*

Grosse, R., Römische Militärgeschichte von Gallienus bis zur byzantinischen Themenverfassung: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 131. 'Ein sehr nützliches Hilfsmittel auf diesem Spezialgebiet. Besonders interessant die Geschichte der barbarischen Elemente im römischen Heere'. *E. Kornemann.*

Hack, R. K., The Doctrine of Literary Forms: *Class. Philol.* XV, 1, 1920 S. 101. 'Hack meint, daß infolge des Einflusses Platos zuviel Wert gelegt wurde in dem Studium der Lateinischen Literatur auf εἴδη und γένη'. *F. B. R. Hellems.*

Hartmann, K. O., Die Baukunst in ihrer Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart. 1. Bd.: Altertum und Islam: *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 28, 1/2 S. 45 ff. 'Mustergültiges Werk'. *M. Schermann.*

Hill, G. F., Helps for Students of History: No. 36. Coins and Medals: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 236. 'Ein sehr brauchbares kleines Elementar-

buch; enthält eine sehr umfangreiche Bibliographie'.

Homers Iliade, erkl. v. J. U. Faesi. 2. Bd. Ges. VII—XII. 7. A. bes. v. J. Sitzler: *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 28, 1/2 S. 39 f. 'Im ganzen wird die Ausgabe ihrem Zwecke gut gerecht'. *W. Nestle.*

Norden, Ed., Die germanische Vorgeschichte in Tacitus' Germania: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 130. 'Ein ganz hervorragendes Buch. Posidonius und Plinius erfahren eine hellere Beleuchtung'. *E. Kornemann.*

Preisigke, F., Vom göttlichen Fluidum nach ägyptischer Anschauung (Papyrusinstitut Heidelberg, Schrift 1): *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 230 f. 'In interessanter Weise erklärt P. den Ka eines Gottes als das Fluidum dieses, den Ka eines Königs als das Fluidum dieses Königs. Einige Zweifel an der These des Verf. äußert der Rezensent'.

Reichhold, K., Skizzenbuch griechischer Meister. Ein Einblick in das griechische Kunststudium auf Grund der Vasenbilder: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 235 f. 'Für ein größeres Publikum bestimmt. Ein sehr willkommenes Buch zur Einführung in die Art der Vasenmalerkunst und die Vasenkunde überhaupt. Enthält bisher unveröffentlichte Zeichnungen von Vasen'.

Richter, G. M. A., Catalogue of Engraved Gems of the Classical Style: *Journ. of Hell. Stud.* 40, 2, 1920 S. 236 f. 'Die 464 Stück der Newyorker Sammlung sind fast alle abgebildet. Sehr interessante Stücke'.

de Sanctis, G., L'Eta delle Guerre Puniche (Storia dei Romani, vol. III): *Class. Philol.* XV, 1, 1920 S. 99 ff. 'Ein bemerkenswerter Teil dieser großen Römischen Geschichte'. *F. B. R. Hellems.*

Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 6. (Schluß-)Band: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 130 f. 'Gegen den Abschluß des Werkes gerade mit dem Jahre 476 n. Chr. polemisiert *E. Kornemann.*

Teuffel, W. S., Geschichte der römischen Literatur. 6. Aufl. unter Mitwirkung von E. Klostermann, R. Leonhard, P. Weßner neu bearbeitet von W. Kroll und Fr. Skutsch. I. Bd.: Die Literatur der Republik: *Class. Philol.* XV 1, 1920 S. 94 ff. 'Ein vorzügliches, ganz auf den Stand der neuesten Forschung gebrachtes Werk. Einige Verbesserungen bringt bei' *Charles H. Beeson.*

Thukydides. Erkl. v. J. Classen. 1. Bd.: Einleitung. 1. Buch. 5. A. Bearb. von J. Steup: *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 28, 1/2 S. 40 ff. 'Die seither hinzugekommenen Abeiten über Thukydides sind aufmerksam verfolgt und gewissenhaft verwertet'. *W. Nestle.*

Wilke, G., Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus: *Verg. u. Geg.* XI 3 S. 130. 'Sehr nützlich'. *E. Kornemann.*

Mitteilungen.

Zu Menander.

Der vierte Akt der Epitrepontes beginnt mit der von Sudhaus aus Z glänzend wiedergewonnenen Szene Smikrines-Pamphile; nur muß, wie auch Robert und Leeuwen erkannt haben, Z 2 v vor Z 1 r gesetzt werden. Für Smikrines kommt es zunächst auf die Verschwendung an, die Charisios mit der Mitgift Pamphiles treibt, dann erst auf das persönliche Verhältnis der beiden Gatten; von jener handelt Z 2 v Anfang bis vs. 15 Sudh. einschließlich, der Rest und Z 1 r von diesem. Ist das richtig, so muß frgm. incogn. 36 (Mein. IV S. 245), das Leeuwen mit Recht unserer Szene zuweist, hinter Z 1 r eingeschoben werden, nicht, wie es Leeuwen tut, vor Z 2 v. In vs. 20 stört das von Sudhaus für sicher angenommene πο]ρεύ[σομ", ὡ]ς ἐξῆλθέ [τις], das er Pamphile gibt. Es fehlt die Paragraphos, aber die könnte mit dem Versbeginn beidemal ausgefallen sein. Wichtiger ist, daß wir in dieser intimen Szene keinen Dritten gebrauchen können, am allerwenigsten einen Lauscher, dessen Auftreten von Pamphile beobachtet ist[1]). Ich schlage deshalb vor, Smikrines in seinen Anklagen fortfahren zu lassen und zu lesen:[2])

ΣΜ. ⟨θη⟩ρευ⟨τικῶ⟩ς ἐξῆλθε⟨ν ἑσπέρας· ἐρῶ,⟩
⟨πῶς⟩ [νυ]κ[τ]ερεύε[ι].

Die einleitende Szene des fünften Aktes wird von Leeuwen ebenso wie von Sudhaus auf die angebliche Freilassung des Onesimos und seine Verheiratung mit Abrotonon bezogen. Da sind also die einleuchtenden Gegengründe von Robert (Gött. Gel. Anz. 1916 S. 267 ff.) und Ed. Schwartz (Hermes 50, 1915 S. 314)[3]) nicht berücksichtigt. Gegen diese Annahme spricht doch schon die einfache Tatsache, daß nur der πορνοβοσκός berechtigt ist, Abrotonon zu verheiraten, oder, wenn diese freigekauft ist, sie allein über sich verfügen kaun; τα]ύτη[ν ἐγὼ | σοὶ παραδίδ]ω[μι ist also unter allen Umständen falsch. Die Aufforderung, gute Kameradschaft mit Charisios zu halten (vs. 586 f.), muß an Simmias gerichtet sein, der in der trümmerhaften Szene des dritten Aktes empört Charisios verlassen hat. Der Redner muß ein älterer Mann, der Vater des Charisios, also Chairestratos[4]), sein. Er ist mit Syriskos, der ihn zu Hilfe herbeigerufen hat, aus der Stadt gekommen und hat unterwegs von Simmias gehört, daß sein Sohn von Abrotonon einen Sohn bekommen habe. Er tritt hier zum ersten Male auf[5]). Wenn das

1) Vgl. Wochenschr. f. klass. Philol. 1916 Sp. 316.

2) Ich setze fremde Ergänzungen in [ ] Klammern, eigene in ⟨⟩.

3) Vgl. auch meine Bemerkungen Wochenschr. f. klass. Philol. 1916 Sp. 318.

4) Der vs. 16 des Petersburger Bruchstückes, der hiergegen zu sprechen scheint, ist anders zu erklären; ich werde darauf in anderem Zusammenhange zurückkommen.

5) Sollte frg. incogn. 190 (Mein. IV S. 276) sich

richtig ist, so muß er mit Namen genannt sein; tatsächlich steht der Name vs. 586, wie Sudhaus gesehen hat. Also muß vs. 583—586ª von Simmias gesprochen sein; dann kommt Chairestratos zu Worte. Die Verse lauten:

ΣΙ. ⟨τὸ τοῦ Συρίσκου παιδίον τὸ ἐκκ⟩είμενον
Χαρισίου 'στιν κ' 'Αβροτόνο⟩υ τῆ⟨ς ψαλτρίας⟩·
⟨ὁ μὲν βεβά⟩ω⟨κε⟩ [μα]ρ[τύ]ρ[ων][6]) ἐναντίον,
Χ[α]ι[ρέστρ]ατ'[6]), ἡ δὲ τὸ μετὰ ταῦτα σκέπτε-
⟨ται —⟩[7])
ΧΑΙ. ὅπως [δια]μενεῖς[8]) ὢν Χαρισίῳ [φ]ί[λος],[9])
οἷός ποτ' — οἶσθα — πιστός. οὐ γάρ ἐσ[τ' ἄφρον][10])
ἑταιρίδιον τοῦτ' οὐδὲ τὸ τυχὸν [παιγνίον][6]),
σπουδῇ[11]) δέ· καὶ παιδάριον ἡμῖ[ν τέτοκ'·
ἔρως][12])
ἐλεύθερος, πάξ. μὴ βλέπ' εἰς [τὴν ψάλτριαν].[13])
καὶ πρῶτον αὐτὴν κατὰ μόνα[ς][9] ⟨τὸν παῖδά τε⟩
τὸν φίλτα[το]ν καὶ τὸν γλυκύτατ[ον υἱιδοῦν][14])
⟨προσόψομαι⟩ . . . . .

Simmias bleibt zurück mit Syriskos, und Onesimos gesellt sich zu ihnen. Aus dem Streite der beiden Sklaven erfährt Simmias den wahren Sachverhalt. Dann kommt Charisios offenbar mit Pamphile und Abrotonon aus dem Hause des Smikrines zurück, um seine Gattin in sein eigenes zurückzuführen. Hier muß es zu einer Aussöhnung der beiden Freunde gekommen sein. Simmias bleibt allein zurück; er, nicht Charisios,[15]) wie Sudhaus und Leeuwen meinen, spricht die Schlußworte:

σώφρονα· τοιαυτησὶ γὰρ οὐκ ἀπέσχετ' ἂν
ἐκεῖνος, εὖ τοῦτ' οἶδ'· ἐγὼ δ' ἀφέξομαι.

Hier kann τοιαυτησί nicht auf Pamphile gehen, sondern nur auf Abrotonon. Die Schönheit des Mädchens hat auf Simmias Eindruck gemacht; wir entsinnen uns der Verse 255 f., wo Abrotonon aus dem Hause des Charisios herauseilt mit den Worten:

ἐᾶτέ μ', ἱκετεύω σε, καὶ μή μοι κακὰ
παρέχετ',

die an einen Zechgenossen des Charisios, eben unseren Simmias, gerichtet sind, und an vs. 415 Sudh., wo Simmias sagt:

μικροῦ γ[ε . . . .] ταύτην ἐγώ

und wo ταύτην in diesem Zusammenhange nur auf Abrotonon bezogen werden kann. Simmias rühmt also die σωφροσύνη seines Freundes, die ihn gehindert hat, sich an dem liebreizenden Mädchen zu vergreifen (vgl. vs. 215 ff. Sudh.); er selbst will ihm darin nicht nachstehen. So ist auch der innere Friede zwischen beiden wieder hergestellt.

In der Perikeiromene ist die erste trochäische Szene vornehmlich durch Sudhaus fast ganz wiedergewonnen. Die Verse 87 ff. können aber, glaube ich, noch besser hergestellt werden. Ich setze sie hierher:

Μ. ἆρα τὸ μυλωθρεῖν κράτιστον; Δ. εἰς μυλῶν[ά] ⟨σοι⟩
[δοκεῖ][16])
οὑτοσ(ὶ) φερόμενος ἥξειν;[17]) μηδ[α]μ[ῶ]ς[18]) τέχνη[ν
λ]έγ⟨ε⟩.
Μ. βούλομαι δὲ προστάτην σε πραγμάτων 'Ελλη[νι-]
κῶ[ν][19])
[κα]ὶ[20]) διοικητὴν στρατοπέδων — Δ. [οὐ μ]έλε[ι
ξένων ἐμοί],[16])
ο[ἵ μ'][16]) ἀποσφάττουσιν εὐθύς· ἂν ⟨τύ⟩χῃ[21]),
'κλέψα[ι θέλω].
Μ. ἀλλ[ὰ κλέ]ψ[ει]ς[22]) ἐκδό[τ]ης[16]) ὤν· ἐκδόσει
[λή]σ]ει[16]) λαβ[ὼν][16])
ἑπτὰ [τ]ῷ [τόκ]ῳ[16]) τάλαντα. Δ. παντοπωλεῖν
β[ού]λ[ομαι][18]),
Μοσχίων, ἢ [τυρ]οπ[ω]λεῖν[16]) ἐ[ν ἀ]γορᾷ[18]) καθή-
μενο[ς].[18])
ὀμνύω μη[δ]ὲν[16]) [μέλειν[16]) μοι πλου]σίωι[20]) καθε-
σ[τάναι][16]).
κ[α]τ'[16]) ἐμὲ ταῦτ' ἐ[μοί τ' ἀρέσκει][16]) μᾶλλον.
Μ. ἄρ⟨ιστόν γέ σοι⟩,
οἶδ'[23]), ἐκ[ε]ῖ ⟨βούλ⟩ῃ γενέ⟨σ⟩θ'[24]), ὁ μελ[ιτόπω]-
λις[16]) εὔ[χεται][16])
γραῦς. Δ. τὸ γαστρίζεσθ' ἀρέσκει, δέσ[ποτ'[16]). ἀγα-
πήσειν ἐγὼ][25])
φήμ', ἐφ' οἷς εἴρηκα, τούτοις. Μ. μὰ ⟨Δία,
μεγαλόφρων μὲν οὐκ⟩
ἦσθας· ἀλλὰ τυροπώλει καὶ ταλ[α]ι[πώρει.
Δ. καλῶς].[16])
ταῦτα μὲ[ν δ]ή[16]), φασίν, εὔχθω· δ⟨ιατριβῆς δέ
σοι τί δεῖ;⟩
οἰκίαν ἄνοι[γε][16]), τρόφιμε. Μ. δεῖ μ[ε νῦν εἶναι
θρασύν][25]),

---

auf Chairestratos beziehen? Die Verse lauten: ὡς ἡδὺ πρᾶος καὶ νεάζων τῷ τρόπῳ | πατήρ.

[6]) Sudhaus.

[7]) σκεπτέ[ον] Jensen, Sudhaus, Leeuwen. Statt des überlieferten ΗΔΕ schreiben Jensen und Sudhaus ἤδη, Leeuwen χ[α]ί[ρων με] τῇδε. Simmias will sagen: „Abrotonon trachtet danach, in Zukunft Hausherrin zu werden“, vgl. vs. 412 Sudhaus.

[8]) Ellis. [9]) Arnim. [10]) Körte.

[11]) ΣΠΟΥΔΗ pap., von allen Herausgebern als Dativ aufgefaßt, ist der richtige Gegensatz zu παιγνίον.

[12]) Ed. Schwartz. [13]) Jensen. [14]) Wilamowitz.

[15]) Wie kann man dem liebenden Charisios diese Worte nur zutrauen! Mag man als Genitiv zu ἀφέξομαι Pamphile oder Abrotonon denken, in beiden Fällen bleibt's eine Barbarei.

[16]) Sudhaus.

[17]) Sudhaus setzt hinter ἥξειν einen Punkt. Leeuwen schreibt: οὗτος, ⟨οὐ⟩ φερόμενος ἥξεις; und gibt diese Worte an Moschion; aber der Papyrus zeigt am Schlusse deutlich ΕΙΝ. Das Dikolon dahinter steht also zu Unrecht.

[18]) Jensen. [19]) Ricci. [20]) Körte.

[21]) ΑΙ . . ΧΗ pap. ἤ[συ]χῇ Sudhaus.

[22]) Der Witz beruht darauf, daß Moschion dort ἐκλέψαι mit κλέψαι verwechselt; das erinnert an Aristoph. Vögel v. 1108. ἐκλέψαι ist hier gebraucht wie λέπει bei Antiphanes (Mein. III S. 75), λέπτει = ἐσθίει bei Eupolis (Mein. II S. 575), λέπεσθε bei Alexis (Mein. III S. 404), λελεπασμένοι bei Strattis (Mein. II S. 791).

[23]) Leeuwen, εἶτ' ὅ; Sudhaus.

[24]) γένο[ι]θ' Sudhaus.

[25]) Leeuwen.

ε[ὖ[25] δὲ][16] παραμυθεῖσθ' [ἐκεί]ν[ην καὶ μάλ' ἡδέως γελᾶν][16]
ἐπὶ θεοῖς ἐχθρῷ πτεροφόρᾳ[26] χιλιάρχῳ. Δ. καὶ μάλα.

Dann vs. 117 ff.:

Δ. εὐτρεπὲς δ' ἄριστόν ἐστ(ιν), ἐκ δὲ τῶν ποουμένων
περιμένειν δοκοῦσί μοί σε. Μ. καὶ πάλαι γὰρ εἶπ[ον]· οὐκ[27]
εἴμ' ἀηδής.

Und vs. 128 ff.:

Δ. ὡς γὰρ ἐλθὼν εἶπα πρὸς τὴν μητέρα,
ὅτι πάρει, 'μηδὲν ἔτι τούτων', φησ[ί· 'πῶς δ'ἀ]κήκοεν[16]);
'ἢ σὺ λελάληκας πρὸς αὐτ[όν][28], ὅτι φοβηθεῖσ' ἐνθάδε
'καταπέφευγ' αὕτη πρ[ὸς ἡμᾶς;[16]' 'πάνυ] γε[29].' 'μὴ ὥρας σύ γε',
[φή]σ'[30] 'ἴκοι', ἀλλ' [ἡσύχαζε καὶ][27] βάδιζε, παιδίον,
'ἐκποδών.'[31] — [τί][32] ⟨δ'⟩[ἐσ]τ[ίν][16]; Μ. ἀλλὰ πάντ' ἀνήρπαστ' ἐκ μέσου.
Δ. [οὐ σφό]δρ' [ἤκ]ουσεν[16] παρόντα σ' ἡδέ[ως][16]. Μ. μαστιγία,
[εὖ][25] [κέχρη]σαί[16] μοι. Δ. γελοῖον. ἡ μὲν οὖν μήτηρ — Μ. τί φής;
[οὐ φυγεῖν[20] ἐ]κοῦσαν[25] αὐ[τή]ν[20]; [ἢ][18] τί πρᾶγμ'; οὐχ ἕνεκ' ἐμοῦ
[εἶπας[25] ὡ]ς[31] πέπεικας ἐλθεῖν πρός μ';

Der Schluß lautet vs. 150 ff.

Δ. [οὐ γὰρ ὡς[16] αὐ]λ[ητρ]ὶς[23] οὐδ' ὡς πορνίδιον τρισάθλιον
[ἦλθε. Μ.][31] ⟨κενὸν⟩ [ἔχ]εις[25] λέγειν μοι, Δᾶε, τὶ πάλιν. Δ. δοκίμασον,
[οὐ][16] ⟨κεν⟩όν ⟨τι ἐ⟩στίν, οἶμαι· καταλέλοιπεν οἰκίαν·
[οὐ φλ]υαρ[ία][16], ⟨τ⟩έρας γ' ἦν[33]. εἰ σὺ τρεῖς ἢ τέτταρας
[ἡμ]έρας[34] βρ⟨έ⟩χει[35], προσέξει σοι τίς; ἀνεκοινοῦτό μοι
[το]ῦτ'[28]· ἀκοῦσαι γάρ σ[ε δ]εῖ[34] νῦν. Μ. ποῦ σε δήσας κατα⟨κλιῶ;⟩[37]
[Δᾶ]ε[38]; περιπατεῖν [πο]εῖς[39] με περί[πατ]ον[39] πολύν τινα·
ἀρτίως μὲν οὐκ [ἀλ]ηθές[39], [νῦ]ν[38] δὲ λελά[λη]κας[40] πάλιν.
Δ. οὐκ ἐᾷς φρονεῖ[ν με[39] θορυβ[ῶν[39]. μεταβα]λοῦ[41] τρόπον τινά
κοσμίως τ' εἴσω πάρελθε. Μ. σ[ὺ δ' ἀποδ]ράσει[40]. Δ. ⟨πῶς ἔνι[42];⟩
ἐφόδι' οὐχ ὁρᾷς μ' ἔχοντα. Μ. π⟨αῦ σύ·⟩ [πάρ]αγε[43]. Δ. καὶ μάλα.
Μ. εἰσιὼν δὲ κἄν τι τούτων συνδιορθώσαις. Δ. ἐ⟨κώ⟩ν[44].
Μ. ὁμολογῶ νικᾶν σε. Δ. μικροῦ γ', Ἡράκλεις, καὶ νῦν ⟨δέει⟩
αὖός εἰμ'· οὐκ ἔστι γὰρ ταῦθ', ὡς τότ' ᾤμην, εὐκρι[νῆ][41].

In vs. 191 ist das überlieferte ΔΕΤΕΤΡΑΔΡΑΧΜΟΥC nicht zu halten; es kann sich nur um einen τετράδραχμος handeln, Polemon; also ist zu lesen:

ὅταν δ' ὁ τετράδραχμος τοιούτ⟨ους⟩ λαμ⟨βάνῃ⟩,
ἦ ῥαιδίως μαχούμεθ' ὑμῖν.

vs. 196 f. lese ich so:

οὐκ ⟨ἔ⟩ρρ⟨ετ' εἰσφθα⟩ρέν⟨τες;⟩[45] ὄψ[ο]μαί[39] τινας
ὑμῶν [στένον]τας[39].

Die Szene Sosias-Polemon-Pataikos kann erst recht verstanden werden, wenn wir wissen, in welchem Verhältnis Pataikos zu Myrrhine steht. Leeuwen sieht in ihm einen Offizier und Kameraden Polemons und Bruder Myrrhines. Beides ist gewiß falsch. Gegen die erste Annahme sprechen außer anderen Gründen seine Worte vs. 438 f.:

τὸ λοιπὸν ἐπιλαθοῦ στρατιώτης [ὤν, ὅπως][46]
προπετὲς ποήσῃς μηδὲ ἓν [τὰ φίλτατα][47].

Die ganze Art seines Auftretens macht den Eindruck, daß wir es mit einem vornehmen attischen Bürger zu tun haben. Er geht in Myrrhines Hause aus und ein, als wäre es das seine. Nun muß in einer Szene des letzten Aktes Myrrhines Gatte aufgetreten sein und erfahren haben, daß Moschion ihm von Myrrhine untergeschoben worden ist. Von diesem Gatten ist aber sonst keine Spur zu finden. Ist es zu kühn, wenn ich Hermes 1909 S. 425 geschlossen habe, Pataikos sei Myrrhines Gatte? Soviel ich sehe, ist diese Vermutung nur von Capps angenommen worden. Ich kann jetzt noch auf einen rechtlichen Grund hinweisen, der mir meine Vermutung gewiß macht: wenn Pataikos nur der leibliche Vater Moschions ist, so hat er nicht das Recht, diesen, seinen natürlichen Sohn, der doch vor dem Gesetze Myrrhines und ihres Gatten Sohn ist, so selbständig zu verheiraten, wie er es vs. 447 tut. Die Schwierigkeit fällt fort, wenn leiblicher Vater und rechtlicher Vater eine und dieselbe Person, d. h. Pataikos Myrrhines Gatte ist.

In der Erkennungsszene lese ich vs. 353 f.:

---

26) Diese Form ist auch inschriftlich für die ägyptischen πτεροφόραι bestätigt (vgl. Mayser, Gramm. d. ptol. Pap. S. 256). Eine Parallelbildung βακτροφόρας bietet Kerkidas. 27) Robert.

28) Lefèbvre. 29) Housman. 30) Headlam.

31) Leeuwen wundert sich über den Zorn der Mutter. Er ist doch wohl erklärlich genug nach dem, was sie von Glykera vernommen hat. 32) Leo.

33) [E]PACTHN pap.; [με]ταστῆν' Sudhaus, der dies mit den folgenden Worten verbindet. In Wahrheit macht Moschion gar keine Anstalten, für ein paar Tage zu verschwinden. 34) Leo.

35) βο[ύ]λει Körte, Sudhaus, Leeuwen; vgl. vs. 22 f. μεθύοντ' ἀεὶ | ὁρῶσ' ἐκεῖνον (Moschion); das muß im Stücke zur Geltung gekommen sein.

37) Vgl. Excerpta Bodl. (Cramer I S. 195, 28), Eupolis bei Mein. II S. 544.

38) Sudhaus. 39) Leeuwen.

40) Körte.

41) Wilamowitz.

42) KAIMAΛA pap.; das ist Dittographie aus dem folgenden Versschlusse. 43) Sudhaus.

44) Ε̣ . . Ι: pap.

45) ΟΥΚ (oder Χ) Ι̣Ι̣ . . . . 'ΕΝΙ̣ . . . pap.

46) Grenfell-Hunt. 47) Wilamowitz.

M. [ἐπ]άναγε [47]) σαυτὸν μικρόν [48]). — ὡς ῥοϑ⟨ίου φ⟩ο⟨ρᾶι⟩ [49])
ἥκω τύχης εἰς καιρὸν οἰκείας [ἐγώ] [50]).

vs. 384 ff. schlage ich vor so zu lesen:

O. τὸ πέρ⟨ας ὁδὶ κ⟩άδελ⟨φὸ⟩ς [51]) μηνυϑήσεται.
Π. ἦν καὶ δέραια καὶ βραχύς τις ἀνάγλυφος
κόσμος προσὼν γ[νώ]ρισ[μα [52]) τοῖς [ἐκκει]μένοις [52]).
ἐκεῖ[νον] [52]) ἀναϑεώμ[εϑ' [47]). Γ. ἀλλ' οὐκ ἔ]στ' [52]) ἔτι.

Die über ἐκεῖνον stehende Paragraphos hat alle Herausgeber dazu verführt, mit Beginn des Verses Personenwechsel anzunehmen. Doch ist klar, daß nur Pataikos ein Interesse an weiterem Nachforschen haben kann, nicht Glykera; d. h. daß vs. 387ª von Pataikos gesprochen sein muß wie vs. 385 f.

Der Schluß der Erkennungsszene ist meines Wissens bisher nicht richtig gedeutet. Moschion ist aufs höchste gespannt und will volle Klarheit über seine Herkunft haben. Die Verse lauten:

M. οὐ[κέ]τι [50]) καϑέξω ⟨πάν⟩τα τ⟨ὰ κατ' ἔμ'⟩ εἰδέν⟨αι⟩ [53]).
⟨τούτω⟩ι προσέχεσϑ' ἕτοι[μός εἰμ'. ἀλ]λ' [ἄ]ν[τικρυς] [52])
πάρειμι. — τοῦτον γ' ἀ⟨νακρῖναι δί⟩δ⟨ωμ'⟩ ἐγώ.
Γ. ὦ ϑεοί, τίς ἐστιν οὗτος; M. ὅστ[ις [52]) εἴ]μ' [54]); ἐγ[ώ] [54]).

(Schluß folgt.)

---

[48]) Der Punkt hinter μικρόν stammt von Leeuwen, der die Worte richtig an Daos gerichtet auffaßt.

[49]) ῥόϑ[ιον μ]έ[γα] Sudhaus. [50]) Körte.

[51]) Körte las: M. τόπου .... παρελ . βε, Sudhaus: Π. τὸ ποῖ[ον ἔτι] λέλ[οιπ]ε; Γ. μηνυϑήσεται, Leeuwen: M. τοσοῦ[τον ο]ἶδ'. ἔ[τ' ἄλλ]ο μηνυϑήσεται; Den folgenden Vers geben alle Herausgeber an Glykera. Dabei wird nicht bedacht, daß diese ihrem Eide treu danach streben muß, keine weitere Aufklärung über Moschion herbeizuführen. [52]) Sudhaus.

[53]) Am rechten Rande steht MOC', und man pflegt Moschion deshalb nur die zweite Vershälfte zu geben. [54]) Leeuwen.

Eingegangene Schriften.

K. Holzhey, Assur und Babel in der Kenntnis der griechisch-römischen Welt. Freising-München, Dr. F. P. Datterer & Co. 6 M.

J. Koch, Römische Geschichte. 6. A. II. Berliu u. Leipzig, de Gruyter & Co. 2 M. 10 + 100 % Zuschl.

A. Drews, Die Philosophie im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin u. Leipzig, de Gruyter & Co. 2 M. 10 + 100 % Zuschl.

R. Kleinpaul, Die deutschen Personennamen. 2. A. v. H. Naumann. Berlin u. Leipzig, de Gruyter & Co. 2 M. 10 + 100 % Zuschl.

Aristoteles Metaphysik. Übers. u. erläut. von E. Rolfes. 2. verb. A. Erste Hälfte. Buch I—VII. Zweite Hälfte Buch VIII—XIV. Leipzig, Meiner. Je 16 M., geb. 23 M.

H. Wirth, Homer und Babylon. Freiburg i. Br., Herder & Co. 47 M. + Zuschl.

A. W. Gomme, Mr. Wells as Historian. Glasgow, MacLehose, Jackson & Co. 2 sh.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

N°. ...

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 30. Juli. 1921. №. 31.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Schriften der jüdisch-hellenistischen Literatur in deutscher Übersetzung unter Mitwirkung von mehreren Gelehrten herausg. von **Leopold Cohn**. Dritter Band: Philos Werke. Dritter Teil (auch unter dem Titel: Die Werke Philos von Alexandria in deutscher Übersetzung herausg. von Leopold Cohn. Dritter Teil). Breslau 1919, M. & H. Marcus. VIII, 331 S. 8. 10 M.

Über die beiden ersten Bände dieses verdienstvollen Übersetzungswerkes hat E. Nestle in dieser Wochenschr. 30 (1910) 1277 ff. und 31 (1911) 1333 ff. berichtet. Auf seine Angaben über die äußere Anlage des Werkes sei hiermit verwiesen. Der vorliegende dritte Band ist die letzte größere Arbeit Leopold Cohns, der seinem so früh der Wissenschaft entrissenen Mitarbeiter an Philo, Paul Wendland, rasch im Tode nachfolgte. Cohn hat in diesem Bande selbst die Schrift „Über die Cherubim" übersetzt, während die übrigen Teile von J. Heinemann, der auch mit der Weiterführung des Übersetzungswerkes beauftragt ist, und von H. Leisegang bearbeitet sind. Der Band enthält die Allegorische Erklärung des heiligen Gesetzbuches, Buch I—III, Über die Cherubim, Über die Opfer Abels und Kains, Über die Nachstellungen, die das Schlechtere dem Besseren bereitet, somit — abgesehen von der bereits im ersten Band enthaltenen Schrift über die Weltschöpfung — alle Schriften, die im ersten Bande der Cohn-Wendland'schen Philoausgabe stehen. Wie im Vorwort mitgeteilt wird, soll der vierte Band des Übersetzungswerkes die Schriften des zweiten Textbandes, der fünfte die des dritten Textbandes umfassen, der sechste dem sechsten Band der Textausgabe entsprechen.

Auch der vorliegende dritte Band hat die von E. Nestle gerühmten Vorzüge. Wir haben eine zumeist gut lesbare Übersetzung des oft nicht leicht verständlichen Philotextes, erläutert durch zahlreiche Anmerkungen und Parallelstellen aus der philosophischen Literatur der Griechen und dem jüdischen Schrifttum. Darum hat das Werk auch für solche, die es nicht wegen der Übersetzung des griechischen Textes benutzen, selbständigen Wert. Die Textausgabe hat bedauerlicherweise zumeist darauf verzichtet, die Quellen der philosophischen Lehren Philos nachzuweisen; hier tritt das Übersetzungswerk in äußerst dankenswerter Weise helfend ein. So wird das Werk ein viel benütztes Hilfsmittel der Philoforschung werden. Es ist daher zu bedauern, daß in der Übersetzung nicht wenige Stellen des griechischen Textes mißverstanden und falsch übersetzt sind. Da es vielleicht doch einmal zu einem Neudruck kommt, teile ich mit, was ich mir beim Durchlesen angemerkt habe. Im folgenden bedeuten die in Klammern gesetzten Zahlen stets Seite und Zeile der Textausgabe.

S. 20 § 14 (64, 14): τὸ ἐναρμόνιον, ὃ δὴ τῶν μελῳδουμένων γενῶν ἐστι τὸ σεμνότατον heißt nicht „die Harmonie, das herrlichste an den gesungenen Dichtungsarten", sondern „die Enharmonik, das edelste unter den Klanggeschlechtern".

S. 28 § 37 (70, 14): τί οὖν ἐκ τούτων συνάγεται nicht: „Was entsteht nun hieraus?", sondern: „Was folgt nun daraus?"

S. 29 § 38 (70, 18): κατὰ δύναμιν nicht „nach ihrem Vermögen", sondern „soweit möglich".

S. 33 § 51 (73, 27): ἄποιον, nicht „Gestaltlosigkeit", sondern „Eigenschaftslosigkeit".

S. 34 § 55 (74, 19). Durch die in Klammern beigefügten Worte „dauernd auf" wird verdunkelt, daß λαμβάνει einfach Wiedergabe des biblischen ἔλαβε (74, 8) ist; auf der nächsten Zeile steht richtig das einfache „er nimmt".

S. 44 § 80 (82, 12): σπαρέντος καὶ φυτευθέντος nicht: „wenn er gesät und gepflanzt habe", sondern „wenn er ges. u. gepfl. sei".

S. 44 § 82 (82, 23): αὐτὸ τοὔνομα τὸ τῆς ἐξομολογήσεως nicht „sein Name, der des Bekenners", sondern „schon das Wort Bekenntnis".

S. 44 § 82 (82, 26): παραχωρεῖν θεῷ nicht „Gott nachzugeben", sondern „vor Gott zurückzutreten, ihm die Ehre zu geben" oder „alles auf Gott zurückzuführen", wie S. 81 § 95 richtig übersetzt ist.

S. 46 § 89 (84, 15): ἑαυτοῦ bezieht sich auf Gott, nicht auf den Menschen.

S. 51 § 104 (88, 16) fehlt διὰ πάντων γὰρ τούτων ἐμφαίνεται.

S. 57 § 13 (93, 10): ὅτι δὲ τὰ πάλαι κατασκευασθέντα γένη ἦν nicht „daß es sich aber um die bereits geschaffenen Gattungen handelt", sondern „daß es sich aber bei dem bereits Geschaffenen um Gattungen handelte".

S. 59 § 18 (94, 17): ὄνομα nicht „Begründung", sondern „Benennung".

S. 66 § 43 (99, 1). Das Wort „mehr" ist zweimal zu streichen, da nicht nur die Wirkung von etwas Vergangenem, sondern auch etwas Zukünftigem ausgeschlossen ist.

S. 74 § 70 (104, 11): μελαγχολίαις nicht „Rausch", sondern „Schwermut".

S. 74 § 73 (104, 27): δυνάμει δέ εἰσιν αὐτῶν αἱ ἡλικίαι διάφοροι nicht „denn dem Range nach folgen die drei aufeinander", sondern „ihrer Wirkung nach sind sie verschieden alt".

S. 76 § 77 (105, 23). Am Schlusse des Paragraphen fehlt der Satz: „Denn in der Tat bringt nichts der Seele in so hohem Maße Verderben als Maßlosigkeit in den Lüsten."

S. 81 § 93 (109, 10): προκοπάς nicht „Vorsätze", sondern „Fortschritte".

S. 81 § 93 (109, 13): σωφροσύνην gehört nicht zu ζήσῃ, sondern zu ἰδών.

S. 82 § 96 (110, 3): εὐαρεστεῖν nicht „nach seinem Wohlgefallen zu streben", sondern „ihm wohlzugefallen".

S. 83 § 102 (111, 6): εἰς τὴν φθορὰν τῶν πραγμάτων nicht „ins Verderben seines Geschicks", sondern „in den Ort, wo alles verdirbt (das Meer)".

S. 87 § 5 (114, 10): vor „dem Wasser" fehlt „der Erde".

S. 94 § 24 (118, 24) fehlt das Zitat 1. Mos. 14, 22.

S. 106 § 61 (126, 20): ἐπιψεύδεται τέχνῃ τὸ ἀλυσιτελὲς εἰς συμφέροντος τάξιν ἐμβιβάζουσα nicht „täuscht künstlich das Unnütze hinweg und erhebt es zum Range des Nützlichen", sondern „täuscht, indem sie künstlich das Unnütze zum Range des Nützlichen erhebt".

S. 108 § 72 (128, 14): πρόοιτ' ἂν ὑπὲρ αὐτοῦ nicht „von sich werfen", sondern „für ihn (den Körper) hingeben".

S. 108 § 73 (128, 20) fehlt das betonte Wort ἀγαθότητος: „denn Gott ist die Bezeichnung für die Güte des Schöpfers".

S. 111 § 81 (131, 3): ἐκ τῶν παθῶν Αἰγύπτου nicht „aus dem (Lande der) Leidenschaften, aus Ägypten", sondern „aus den Leidenschaften Ägyptens", wie § 94 richtig übersetzt ist.

S. 112 § 84 (131, 19) ist „immer" zu streichen, das den Gegensatz zwischen ἡδέα und συμφέροντα stört.

S. 121 § 110 (137, 28 und 138, 1): ἀντιδοῦναι und ἀλλάξαις ist nicht mit „eintauschen", sondern „hingeben" zu übersetzen.

S. 132 § 148 (145, 21) ist ὅτι ἂν nicht richtig übersetzt; es muß statt „weil" heißen „wenn", und hernach „werde ihr Unterleib anschwellen".

S. 137 § 164 (148, 25) fehlt ἀθρόα „auf einmal".

S. 137 § 164 (149, 6) fehlt ἑαυτῷ „in seinem Wahn sich selbst".

S. 140 § 172 (151, 7): καὶ γὰρ ἡνίκα nicht „Auch da", sondern „Denn auch wenn".

S. 144 § 185 (154, 13): σπέρμα γὰρ πᾶν ἐστι γενέσεως ἀρχή nicht „Denn der Same ist der Ursprung alles Werdens", sondern „Jeder Same ist Anfang eines Geschöpfs".

S. 146 § 188 (155, 10): ἐφ' οὗ χρὴ λέγειν αὐτὸς καὶ αὐτοῦ καὶ τὰ τοιαῦτα nicht „auf ihn muß sich also die Schrift mit den Worten er, sein usw. beziehen", sondern „von ihm muß man also er, sein usw. sagen".

S. 146 § 190 (155, 25) ist τρόπους nicht übersetzt.

S. 153 § 210 (160, 6) ist zu lesen „denn die Natur“ statt „aber die Natur“.

S. 159 § 233 (165, 5) ist zu lesen „in bezug auf die Wahrheit kein Wissen“ statt „kein Wirken in bezug auf die Wahrheit“.

S. 173 § 3 (171, 2) fehlt der Hinweis auf 1. Mos. 21, 14.

S. 175 § 11 (172, 22): ἀρχέτυποι nicht „echte“, sondern „vorbildliche“.

S. 175 § 14 (173, 12): τὸ δέον πολλάκις δεόντως οὐκ ἐνεργεῖται καὶ τὸ μὴ καθῆκον ἔστιν ὅτε δρᾶται καθηκόντως nicht „Das Nötige wird oft nicht in der nötigen Weise getan und das nicht Pflichtmäßige bisweilen in pflichtmäßiger Weise“, sondern „Es ist oft Pflicht, eine Verpflichtung nicht zu erfüllen, und umgekehrt geziemt es sich, manchmal das zu tun, was sich nicht geziemt“.

S. 180 § 31 (177, 18): ἀπολείπειν nicht „übrig zu haben“, sondern „übrig zu lassen“.

S. 186 § 55 (183, 22): es fehlt ἐπὶ τῶν περὶ Κάιν „bei der Erzählung von Kain“.

S. 187 § 59 (185, 4): ᾧ γὰρ γνωρίζεσθαι ἔμελλεν, αἴσθησις οὐκ ἦν nicht „denn der, dem sie bekannt werden sollten, hatte noch keine Sinnlichkeit“, sondern „denn das, wodurch sie bekannt (wahrgenommen) werden sollten, eine Sinnlichkeit, war nicht vorhanden“.

S. 192 § 79 (189, 18) schreibe „macht sich bereit“ statt „macht bereit“.

S. 196 § 94 (193, 7): ἀνοργιάστους τελετάς fehlt.

S. 197 § 99 (194, 11): ἀξιώσαντι ἐπισκέψεως nicht „Beachtung schenkt“, sondern „eines Besuchs würdigt“.

S. 201 § 117 (198, 2): πρὸς φωνάς fehlt.

S. 203 § 122 (199, 7): „gern“ ist zu streichen.

S. 217 § 8 (205, 13): ὡς ἑαυτόν fehlt.

S. 219 § 13 (207, 4): ἐπινηχομένους gehört zu φορεῖσθαι „müssen schwimmend mit fortgerissen werden“.

S. 223 § 23 (211, 8): κόρος ἀπλήρωτος nicht „niemals ungestillte Sättigung“, sondern „unersättliche Sättigung (nie endendes Sattwerden)“.

S. 223 § 24 (211, 13): πλείω γὰρ τῶν ἀναλισκομένων εὑρήσεις τὰ γεννώμενα nicht „du wirst finden, daß noch mehr vorhanden ist, als du gebrauchst“, sondern „du wirst finden, daß noch mehr entsteht, als du verbrauchst“.

S. 227 § 32 (215, 7) ist ἄπιστος „treulos“ zu tilgen, da es weiter unten (215, 16) wiederkehrt.

S. 227 § 33 (216, 1): τὴν εἰς τὸ αὐτὸ σύνοδον nicht „von der darauf hinauslaufenden Gemeinschaft“, sondern „von der Gemeinschaft“ oder „von dem Zusammenkommen“; vgl. unten S. 279 § 8 (260, 6).

S. 233 § 46 (220, 21) streiche „unvernünftigen“ vor „Fehlens“.

S. 234 § 49 (221, 19): τῶν μετὰ γαστέρα ἡδονῶν nicht „Magengelüste“, sondern „Geschlechtliche Gelüste“; ebenso S. 312 § 113 (284, 2).

S. 235 § 51 (222, 13): τὰ βδελύγματα Αἰγύπτου „die Greuel Ägyptens“ hätte durch einen Zusatz „das, was Ägypten verabscheut,“ erklärt werden sollen.

S. 237 § 57 (225, 8): θέμις δὲ οὐδὲν ἀτελὲς αὐτῷ χαρίζεσθαι nicht „nach göttlichem Gesetze aber hat nichts Unvollkommenes an seiner Gnade teil“, sondern „er darf aber nichts Unvollkommenes schenken“.

S. 239 § 61 (227, 5): ἀκατασχέτως ἐκχεόμενον nicht „der vergossen wurde, ohne aufgenommen werden zu können“, sondern „der unaufhaltsam dahinströmt“; vgl. μετὰ φορᾶς ἀνεπισχέτου (251, 8); μετὰ ἀκατασχέτου ῥύμης (283, 13).

S. 239 u. 240 § 62 (227, 9 u. 11) schreibe „buken“ und „verarbeiteten“.

S. 240 § 63 (228, 2) fehlt τὸ τελευταῖον.

S. 242 § 67 (230, 1): ὁ ἐνταῦθα ὢν κἀκεῖ καὶ ἀλλαχόθι καὶ πανταχοῦ nicht „noch da ist, der hier ist und dort und da und überall“, sondern „der, der hier ist, auch dort und anderswo und überall ist“.

S. 243 § 70 (231, 7): τὴν ἀπὸ γενέσεως τῆς παθητῆς ψευδώνυμον ὠφέλειαν nicht „die von der leidensfähigen Menschheit falsch benannte Hilfe“, sondern „die von der dem Leiden unterworfenen Schöpfung dargebotene Hilfe, die ihren Namen mit Unrecht trägt“; vgl. τὰς ἐν γενέσει βοηθείας (231, 4) „irdische Hilfsmittel“.

S. 243 § 71 (231, 12): ἀπὸ τῶν ἄλλων nicht „durch Menschen, sondern „durch das andere“.

S. 247 § 79 (235, 1): ὅ τί ποτε χρὴ θεμένους ὄνομα καλεῖν αὐτόν nicht „wie immer ihn Namengeber nennen mögen“, sondern „wie immer wir ihn nennen müssen, wenn wir ihm einen Namen geben wollen“.

S. 251 § 92 (240, 11): ἀλλ' οὐδὲ ὀλίγῳ καταδεέστερον nicht „er aber auch nicht im geringsten bedürftig ist“, sondern „ja nicht einmal etwas, das nur um weniges ihm nachstünde“. Ebenda (240, 12) heißt ἅπαν τὸ μετὰ θεὸν nicht „alles von Gott Abhängige“, sondern „alles, was nach Gott kommt“.

S. 252 § 97 (242, 7) fehlt ἱερείου τρόπον „als Opfer".

S. 253 § 101 (243, 14): κατ' ἀρετὴν gehört zu γεννᾶν, also „das kraftvolle Zeugen", nicht „das Zeugen vorzüglich eine Eigenschaft der Männer".

S. 254 § 104 (245, 3): ὑπὸ ἐπιστάτου φροντίδος βουκόλου nicht „von dem beaufsichtigenden Nachdenken als Hirten", sondern „von der beaufsichtigenden Fürsorge des Hirten".

S. 255 § 108 (246, 8): ἓν ἐκ πασῶν ἕκαστον ἡμῶν ἀπειργάζετο συμφόρημα nicht „stellte aus allen jedes einzelne an uns als ein συμφόρημα (Zusammentragung) her", sondern „machte aus allen (entgegengesetzten Kräften) jeden von uns zu einem einzigen συμφόρημα". Zu ἕκαστον ἡμῶν vgl. S. 260 § 126 (253, 4), S. 302 § 82 (276, 28), S. 307 § 98 (280, 16).

S. 255 § 110 (247, 5): μηδενὸς πάθους φθοροποιοῦ μεμοιραμένον nicht „ohne daß eine verderbenbringende Leidenschaft ihn zerteilt hat", sondern „ohne daß er einer verderbenbringenden Leidenschaft teilhaftig war"; vgl. zu μεμοιραμένον S. 305 § 90 (278, 30), S. 320 § 138 (289, 21) und κηρῶν ἀμέτοχοι, ἄγευστον παθῶν 255 f. § 111 (247, 10 u. 12).

S. 261 § 129 (254, 6): τὰ οἰκειότατα καὶ φίλτατα ist Apposition zum vorhergehenden τέκνα, γονεῖς, ἀδελφούς, also nicht „Nachbarschaft und Freundschaft", sondern „das Nächste und Liebste".

S. 263 § 136 (256, 20): ἐν τῷ ἑτέρῳ nicht „in beiden", sondern „in einem von diesen beiden".

S. 264 § 138 (257, 4): πρὸς ἑκάτερον ᾠκειωμένην (sc. χώραν) nicht „jedem Wohnung gab", sondern „sich für beides (das Gute und Schlechte) geeignet machte".

S. 279 § 9 (260, 17): τὴν πρὸς σῶμα καὶ τὴν σώματος ἡδονὴν (dazu gehört ἀντίταξιν) nicht „die (Last) des Körpers und der körperlichen Lust", sondern „den Kampf gegen den Körper und die körperliche Lust".

S. 279 § 10 (260, 20): πρόσελθε τῇ διανοίᾳ λαβὼν nicht „komme herbei und nimm in deiner Denkkraft", sondern „wende dich dem Denken zu, indem du . . . nimmst"; vgl. „aus gesunder Einsicht" (260, 27).

S. 279 § 10 (260, 22): μήπω . . . τοῦτο ὡμολογηκὼς ἕτοιμος εἶναι λέγεις nicht „obgleich du . . . damit noch nicht einverstanden bist, erklärst du dich für bereit", sondern „obgleich du . . . dies noch nicht zugestanden hast, behauptest du, bereit zu sein".

S. 281 § 15 (261, 27): ὥσπερ ἑταιρίαν καὶ φιλίαν πρὸς ψυχὴν τέθειται nicht „(weil der Körper) wie eine Genossenschaft und Freundschaft zur Seele gestellt ist", sondern „gewissermaßen eine Verbindnug und Freundschaft mit der Seele geschlossen hat".

S. 282 § 21 (263, 5): θρησκείαν nicht „Fron", sondern „äußerlichen Gottesdienst".

S. 284 § 28 (264, 12): Σάρρᾳ ἔτι γίνεσθαι τὰ γυναικεῖα ἐξέλιπε nicht „(wie es auch) der Sara noch erging, die verließ die weibliche Natur", sondern „(wie auch) für Sara die Weise der Frauen aufhörte" (richtig S. 155 § 218).

S. 287 § 34 (265, 29) fehlt πίονες.

S. 287 § 36 (266, 10): πεπορισμένοις ἐξ ἑτοίμου nicht „und sich die Waffen zu erwerben, mit denen sie ... mit Leichtigkeit abwehren können", sondern „da sie sich im voraus die Waffen verschafft haben, mit denen sie . . . abwehren können".

S. 290 § 46 (268, 23): statt πένθους „Trauer" ist, wie aus dem folgenden hervorgeht, πάθους „Leidenschaft" zu lesen.

S. 291 § 46 (269, 5): φονῶντι nicht „Schreier", sondern „Blutgieriger".

S. 293 § 53 (270, 22) fehlt ἐν ἡμῖν.

S. 294 § 55 (271, 2): μήτε τινὸς τὸ ἐν ἅπασιν αὐτοῦ κρεῖττον πεφυκότος ὀνῆσαι nicht „noch etwas unter allem existiert, das ihm etwas Besseres, als er selbst ist, bieten könnte", sondern „noch etwas dem nützen könnte, das ihm in allen Dingen überlegen ist".

S. 295 § 58 (271, 26): περὶ ὧν εὖ ἢ κακῶς ἀποφαίνεται nicht „in denen sie sich gut oder schlecht zeigt", sondern „worüber sie gut oder schlecht ihre Meinung sagt".

S. 296 § 60 (272, 7) fehlt τελείας.

S. 299 § 72 (274, 28): πολεμίοις χρῆσθαι nicht „wie Feinde behandeln", sondern „(daß die in ihnen liegenden Kräfte) einander entgegengesetzt sind".

S. 300 § 75 (275, 20): οὕτως . . . ἂν αναιρεθῇ nicht „so wurde wohl auch . . . vernichtet", sondern „so (steht), wenn auch . . . vernichtet wird (nichtsdestoweniger . . . fest)".

S. 302 § 82 (277, 4): Zu μετέχει μέν ist nicht τὰ ἄλογα, sondern ὁ θεός Subjekt; also ist zu übersetzen: „an der Denkkraft aber hat Gott nicht Anteil, vielmehr gebietet er über sie".

S. 307 § 98 (280, 18): ἀμέτρως gehört zu πιανθέν; also nicht „durch ein Übermaß von Sinnesfreuden zu fett geworden", sondern „durch sinnliche Genüsse übermäßig fett geworden".

S. 309 § 103 (281, 25): λόγον nicht „Vernunft", sondern „Rede" (im Gegensatz zu βίος).

S. 311 § 107 (282, 23): ἡμέρων δένδρων hier nicht „veredelte Bäume", sondern „Fruchtbäume" (sonst ist der Gegensatz εὐγενοῦς unverständlich).

S. 313 § 118 (285, 5): ἀδιάκριτοι nicht „nicht zu unterscheidende", sondern „nicht voneinander zu trennende".

S. 316 § 125 (286, 25): προσέχων αὐτοῖς nicht „von ihnen abhängt", sondern „zu ihnen gehört"; vgl. ἀδελφόν (286, 30).

S. 316 § 125 (286, 28): σοι nicht „für dich", sondern „zu dir".

S. 318 § 131 (287, 28): τὸ δηλούμενον nicht „was ihm klar geworden ist", sondern „das zu erklärende".

S. 318 § 131 (287, 29): die Worte προσεχῶν καὶ εὐθυβόλων ὀνομάτων sind von ἀπορίας abhängig.

S. 327 § 163 (295, 6): καὶ vor σὲ fehlt.

S. 327 § 163 (295, 7): εἴ σε . . . ἀπελάσαι nicht „wenn du dich . . . entfernst", sondern „wenn er dich . . . entfernt".

S. 328 § 166 (295, 29): μὲν und δὲ sind nicht beachtet; daher ist falsch ἐστίν ergänzt, statt ἀνελεῖ.

S. 330 § 173 (297, 3): πληθὺν . . . προδίδοσθαι nicht „die Fülle (der Erscheinungen), die uns jeden Tag von den Augen geliefert wird", sondern „die Menge (Menschen), die jeden Tag von den Augen verraten wird".

Die Zahl der Druckfehler, namentlich in den Anmerkungen, ist nicht gering. Ich erwähne im folgenden nur die sinnstörenden Fehler und die Fehler in den Zitaten. S. 216 § 6 lies „verwoben" statt „erworben"; S. 227 § 32 lies „treulos" statt „reulos"; S. 240 f. § 64 lies „gefestigt" statt „gefertigt"; S. 281 § 15 lies „Überfülle" statt „Überfälle"; S. 298 § 66 lies „sein" statt „dein"; S. 328 § 166 lies „erheuchelten" statt „erleuchteten". — S. 23 § 21 ließ 1. Mos. 2, 4. 5 statt 1. Mos. 2, 45; S. 79 Anm. 1 lies 2. Mos. 16, 15; S. 92 § 20 lies 1. Mos. 31, 26; S. 100 § 43 lies 2. Mos. 9, 29; S. 103 § 55 lies 1. Mos. 3, 7; S. 140 § 172 lies 2. Mos. 15, 8; S. 162 § 242 lies 4. Mos. 25, 7 f.; S. 176 § 18 lies „ebenda V. 23"; S. 182 § 40 lies 1. Mos. 4, 1. 2; S. 281 § 15 lies 1. Mos. 37, 14; S. 313 Anm. 4 lies All. Erkl. III § 175.

Es ist zu wünschen, daß bei den nächsten Bänden sowohl die Richtigkeit der Übersetzung als die Druckkorrektur noch sorgfältiger überwacht werden möge.

Erlangen. Otto Stählin.

S. E. Bassett, Ὕστερον πρότερον Ὁμηρικῶς (Cicero, Att. I, 16, 1). Printed from the Harvard Studies in Classical Philology vol. XXXI, 1920. S. 39—62.

Cicero schreibt an seinen Freund Atticus (I 16, 1), er wolle auf seine zwei an ihn gerichteten Fragen ὕστερον πρότερον Ὁμηρικῶς antworten, und gibt ihm dann zuerst über das, was er an zweiter Stelle gefragt hatte, danach über das, wonach er sich an erster Stelle erkundigt hatte, Auskunft. Demnach hat man bisher allgemein die Worte ὕστερον πρότερον Ὁμηρικῶς so verstanden, daß Cicero damit sage, er werde bei seiner Beantwortung der Fragen des Atticus nach der aus Homer bekannten Redefigur des ὕστερον πρότερον verfahren. Vereinzelt wollte man den Ausdruck Ciceros mit der Anordnung der Ereignisse in der Odyssee in Verbindung bringen. Beides weist Bassett zurück; er glaubt, Cicero spiele hier auf die Art und Weise an, wie Homer seine Personen häufig auf mehrere an sie gestellte Fragen antworten lasse, nämlich so, daß von den letzten ausgegangen und dann erst auf die früheren eingegangen werde.

Diese Gewohnheit Homers ist jedem, der sich auch nur einigermaßen mit seinen Gedichten beschäftigt hat, bekannt, wenn auch B. sich einbildet, sie sei den neueren Gelehrten entgangen. Aber man hat ihr keine besondere Beachtung geschenkt, weil sie nichts dem Homer Eigentümliches ist, wie das sog. ὕστερον πρότερον, sondern etwas überall, auch im gewöhnlichen Gespräch Vorkommendes; jedermann ordnet seine Rede so, wie es ihm am zweckmäßigsten zu sein scheint. Schon die alten Homererklärer haben, wie B. selbst nachweist, auf die von der Reihenfolge der Fragen abweichende Reihenfolge der Antworten aufmerksam gemacht, aber sie gebrauchen dafür die Worte πρὸς τὸ δεύτερον πρότερον ἀπήντησεν, nicht den terminus technicus ὕστερον πρότερον oder, wie die Griechen gewöhnlich sagen, πρωθύστερον oder ὑστερολογία; die Bezeichnung ὕστερον πρότερον wird mit Vorliebe von den Römern gebraucht. Wie soll also Cicero dazu gekommen sein, diesen terminus für die von den Grammatikern anders genannte Sache zu verwenden? Ich kann daher B. nicht beistimmen, sondern muß an der hergebrachten Erklärung des ὕστερον πρότερον Ὁμηρικῶς bei Cicero festhalten, die dem terminus sowohl als auch dem von Cicero damit bezeichneten Verfahren gerecht wird. Ebensowenig kann ich die von B. weiter daran geknüpften Ausführungen billigen, daß die Beachtung dieser Art der Be-

antwortung von Fragen Bedeutung für die höhere Kritik der Gedichte habe, was er an mehreren Beispielen darzutun sucht. Dazu ist sie zu allgemein verbreitet; Nachdichter konnten sich ihrer ebensogut bedienen wie Homer selbst.

Der Abhandlung ist noch eine Appendix beigegeben, welche die Überschrift trägt: The relation between the Aristarchan deuteron proteron and chiasmus. Hier führt B. aus, daß Aristarch sein δεύτερον πρότερον als Regel der homerischen Darstellung betrachtet und es daher als Mittel der Erklärung und Kritik benutzt habe; die große Zahl der Fälle aber, wo es im Homer nicht angewendet sei, habe Widerspruch gegen ihn hervorgerufen, der vermutlich von Krates ausgegangen sei. Diese Richtung habe in dem δεύτερον πρότερον nur eine rhetorische Figur gesehen und so es auf eine Stufe mit dem Chiasmus gestellt. Doch sei ein Unterschied zwischen beiden; ja auch der Chiasmus sei gewiß von Haus aus nicht formal rhetorisch, sondern habe tiefere Ursachen, die in den Zwecken lägen, die der Dichter und jeder Schriftsteller, der ihn gebrauche, damit erreichen wolle — eine Frage, die noch der Lösung harre.

Freiburg i. Br. Jakob Sitzler.

Antonio Vives y Escudero, Estudio de Arqueología Cartaginesa. La necrópoli de Ibiza. Madrid 1917. XLVIII, 189 S. 106 Taf. 4. 20 Pes.

Hundertsechzig Jahre nach der Gründung Karthagos wurde, wie Timaios (bei Diodor V, 16) angibt, von den Karthagern auf der Pityuseninsel Ebusus, dem heutigen Ibiza, eine Kolonie angelegt, die, nach der antiken Überlieferung zu schließen, später nicht ganz unbedeutend gewesen zu sein scheint. Wenn man von einer Reihe von Münzen absieht, fehlte es bisher an archäologischen Zeugnissen für die punische Besiedlung der Insel, der „Ebusus Phoenissa", wie Silius (III, 362) sie nennt, bis seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts fortgesetzte Ausgrabungen reiches Material zur Kenntnis des punischen Ibiza, hauptsächlich aus Gräbern, zutage förderten. Ein großer Teil der Funde wurde in den mit vielen guten Abbildungen versehenen Veröffentlichungen von Juan Román y Calvet (Los nombres o importancia arqueológica de las islas Pithyusas, Barcelona 1906), Carlos Román (Antigüedades ebusitanas, Barcelona 1913; s. auch P. Paris im Archaeol. Anz. 1908, 239 ff.) und A. Perez-Cabrero (in dem mir nicht zugänglichen Buche Ibiza arqueológica, Barcelona 1911 und in zwei Artikeln der Zeitschrift Museum, Barcelona 1913, S. 136—144 und 203—225) sowie im Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans (1908, S. 554—557 und 1913—1914 S. 880 f.; letzterer Jahrgang ist mir noch nicht zugänglich) bekannt gemacht. Vives beabsichtigt nun in dem vorliegenden Buche die Fundgegenstände von Ibiza, die der karthagischen Epoche angehören, vorzuführen. Er gibt zuerst in einem allgemeinen Teil einen Überblick über die verschiedenen Arten phönikischer und karthagischer Kunsttätigkeit mit Rücksicht auf die Funde von Ibiza. Dann beschreibt er im einzelnen Fundstücke von punischer oder phönikischer Herkunft bezw. Gattungen von solchen, und zwar vorwiegend Gegenstände von Ibiza und Spanien, aber auch verschiedene zum größten Teil schon veröffentlichte aus Karthago und Sardinien. Die zahlreichen guten Abbildungen auf den Tafeln bei Vives stellen größtenteils Fundgegenstände aus Ibiza dar, und wenn auch ein großer Teil von diesen schon in den obengenannten Publikationen abgebildet ist, so bieten diese Tafeln doch, soviel ich nach den mir bekannt gewordenen Veröffentlichungen urteilen kann, auch viele noch nicht publizierte Funde von Ibiza, so Amulette, Schmucksachen, Gemmen und Skarabäen und eigenartige Tonfiguren, wie andererseits auch schon früher veröffentlichte Stücke in neuen oder besseren Aufnahmen erscheinen. Es würde den Wert des Buches erhöhen, wenn Vives mehr auf die Umstände, unter denen die einzelnen Gegenstände gefunden wurden, eingegangen wäre und sich nicht in so vielen Fällen mit der lakonischen Angabe „Ibiza" begnügt hätte, und es wäre sehr dankenswert, wenn er Gelegenheit fände, auch die Fundtatsachen festzustellen, soweit es bisher noch nicht geschehen ist, und soweit sie sich überhaupt noch eruieren lassen.

Die hier genannten Veröffentlichungen vereinigen schon ein reiches Material über das punische Ibiza, und sehr vieles ist wohl noch nicht publiziert. Aus dem, was bisher bekannt geworden ist, sondert sich eine kleine Gruppe von meist sehr primitiv aussehenden Tonfiguren aus, die an einer Isla Plana genannten Örtlichkeit nahe bei der Stadt Ibiza gefunden wurden, (einige abgebildet im Arch. Anzeiger 1914 337/8). Verschiedene von diesen zeigen unverkennbare Beziehungen zu kyprischen Figuren der gräkophönikischen Periode, und man hat vielleicht mit Recht angenommen, daß diese Terrakotten von älteren phönikischen Ansiedlern herrühren, die vor der karthagischen Koloni-

sation hier festen Fuß gefaßt haben. Die übrigen Fundgegenstände von Ibiza haben, insofern sie nicht römischer Herkunft sind, natürlich große Ähnlichkeit mit dem, was aus den punischen Gräbern Karthagos und anderer unter karthagischem Einfluß stehender Gebiete wie Sardiniens zum Vorschein gekommen ist. Immerhin begegnet man unter den Tonfiguren manchen sehr eigenartigen Stücken, zu denen, soweit ich gegenwärtig das Material überblicken kann, die Parallelen zu fehlen scheinen. Auf jeden Fall dürfte eine Verarbeitung der Funde von Ibiza nicht nur Aufschlüsse über die Geschichte der kleinen Insel, sondern auch manche Beiträge zur Kenntnis der punischen Kultur ergeben.

München. Albert Mayr.

Auszüge aus Zeitschriften.

Classical Philology. XV, 1.

(1) **W. E. Clark**, The Importance of Hellenism from the point of view of Indic-Philology. II. Behandelt zuerst die über den König Menander von Nordindien (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) erhaltenen indischen Quellenstellen. Nach diesem Herrscher trat eine Barbarisierung der in Nordindien wohnenden Griechen ein. Die Bezeichnung für Griechen in indischer Literatur ist Yavana oder Yona. Ferner behandelt der Verf. eingehend Angaben bei griechischen und chinesischen Schriftstellern über Handelsstraßen in Zentralasien. (Vgl. die Reise des Chang Kien von 139/126 v. Chr.) Woher waren die Künstler, die sich des Gandhara-Stils bedienten, der buddhistische Gegenstände in einer griechischen Art darstellt? Weiter stellt Cl. zusammen, was über den Handel nach Indien aus der Zeit der Ptolemäer in Ägypten überliefert ist, sowie aus der Zeit der römischen Kaiser (Reisen des Hippalus, Jambulus, Gesandtschaften aus Indien an Kaiser Augustus, aus Ceylon an Kaiser Claudius, aus Indien an die Kaiser Trajan, Antoninus Pius, Elagabalus, Konstantin, Julian, Justinian, Aurelian). Die Hauptartikel waren chinesische Seide, indische Musline, Juwelen und Gewürze. Der Luxuswarenhandel zwischen dem Römischen Reiche und Indien war ungemein entwickelt: der Gewinn war hundertfältig, wie Plinius und eine chinesische Quelle übereinstimmend angeben. Münzen römischer Kaiser finden sich bis 215 n. Chr. in großen Mengen in Indien: 215 wurde Alexandria von Caracalla zerstört, das seinen Handel an Abessinien abgab, bis es im 5. und 6. Jahrh. n. Chr. wieder neu auflebte. Der Verf. betrachtet noch einige bemerkenswerte Beziehungen zwischen Indien und der westlichen Welt aus später Zeit. Die Nachrichten über frühe Betätigung christlicher Missionare in Indien hält er für verdächtig. Besonders weist Cl. hin auf das Buch von W. Reese, Die Griech. Nachr. über Indien bis zum Feldzug Alexanders (Teubner 1914), zu dem er eine Fortsetzung wünscht. Höchst nötig ist eine wissenschaftlich erklärende Ausgabe zu Strabo! — (23) **T. Frank**, Vergil's Apprenticeship. I. Sucht nachzuweisen, daß die Zweifel, die gegen die sog. Vergiliana in ihrer vergilischen Herkunft bestehen, größtenteils nicht am Platze sind, man die Vergiliana also benutzen kann als Jugendwerke Vergils, aus denen man das Wachsen seiner dichterischen Kraft und seine ganze Art, sein Leben, seine Erfahrungen usw. wird immer mehr und mehr verstehen können. Horaz, Ep. 2 berührt sich vielfach mit dem Culex, also ein Kompliment an seinen Freund Vergil: der Culex war also gelesen, ehe die Epoden erschienen waren. Unter Änderung der Notiz in der Vita Vergils des Donatus (item fecit Cirim et Culicem cum esset annorum XXI [statt XVI]) behauptet Fr., daß der Culex 48 v. Chr. zu datieren ist: Vergil war 21, der Adressat Octavius 14/15jährig. Dieser ist schon Pontifex. (Vers 25 l. Octavi venerande meis a d l u d e r e coeptis.) Zweck des Gedichts war: ein Schulbuch zu sein. Vers 3/5 liest der Verf. folgendermaßen: Lusimus: haec propter culicis sint carmina docta | omnis u t historiae per ludum consonet ordo | n o t i t i a e, d o c t u m q u e ⟨statt notitiaeque ducum⟩ voces licet invidus adsit: „These are but trifles; yet my verses on the culex shall be filled with learning so that knowledge in all its range may ring knough the playful form of story, and you may call it learned whatever the critic may say.“ Vgl. bestätigend Martial XIV no. 185 (Apophoreta). Fr. prüft den Inhalt des Gedichts auf seine Eignung als Schulbuch durch und streift kurz die Frage nach den Quellen Vergils. Anspielungen auf den Culex findet Fr. in den ersten beiden Versen der 6. Ekloge Vergils und in der zwischen 45 und 43 v. Chr. entstandenen Ciris (20) auf Culex 35. Der Culex war als libellus gesondert herausgegeben, vielleicht nur für einen kleinen Kreis. II. Vergil and Horace. Horaz' II. Epode und Vergils Georgika II 458/542 werden betrachtet. Vergil ist der Spätere: er kommt zurück auf das Kompliment, das ihm Horaz für seine frühere Dichtung (Culex) gemacht hat. Vergil, Ekloge II, 66 (geschrieben 40 v. Chr. als Antwort auf Horazens Epode XVI) weist zurück auf Horaz' Epode II, 63/4, die also vor 40 v. Chr. gedichtet sein muß. III. Vergil's Eulogy of Messalla, „Catalepton“ IX. Dies Gedicht schrieb Vergil im Herbst des Jahres 42 v. Chr. nach dem Bekanntwerden der ersten Schlacht bei Philippi, die Messalla als Sieg buchte (Plut. Brut. 40 ff.). Verf. prüft diesen Ansatz im einzelnen durch. Cat. IX war geschrieben vor der 1. Ekloge Vergils. Daß Cat. IX nicht veröffentlicht wurde, folgt aus der politischen Entscheidung durch die zweite Schlacht von Philippi. — (39) **C. D. Buck**, A Semantik Note. Behandelt an Hand des neugricchischen Satzes ἐξέχασα νὰ τὸ ταΐσω, κ' ἐψόφησε: I forgot to feed it and it died

die Ausdrücke für Vergessen, Füttern, Sterben, Töten in den indogermanischen Sprachen (sprachwissenschaftlich). Eingehend wird gehandelt über das Wort ταγή, Futter, Speise, dessen Bedeutung sich aus dem Begriff: Verteilung, Anteil entwickelt hat. (Vgl. die Papyri!) ψοφῶ wird in seiner Bedeutung „sterben" mit nhd. krepieren verglichen. — (46) **F. H. Fowler**, Clauses of Willed Result. Betrachtet eingehend ut- und ne-Sätze im Lateinischen in der Form von Plaut. Capt. 738: Atqui hunc me velle dicite ita curarier | N e q u i deterius huic sit. — (54) **S. E. Bassett**, Βουκολικόν. Spürt dem Sinn der Benennung βουκολικόν nach für griechische hexametrische Verse, in denen ein Wort endete mit dem dritten Versfuße. Die Metriker hatten die Ansicht, daß diese priapeische Form des Hexameters mehr der bukolischen Dichtung zukomme. Eine Untersuchung der bukolischen Idyllen des Theokrit und Vergleichung dieses Resultats mit der Prüfung von mehr als 2000 Versen aus Ilias und Odyssee (A, X, α, ι) ergibt, daß Theokrit 38 %, Homer 21 % Verse bildet, in denen ein Wort mit dem dritten Versfuß endet: die Bezeichnung der alten Grammatiker, die sie für einen solchen Hexameter als βουκολικόν hatten, besteht also zu Recht. Besonders berechtigt läßt diesen Ausdruck erscheinen der Umstand, daß in den bukolischen Gedichten mit dem Wortschluß nach dem dritten Fuße auch ein Sinneseinschnitt verbunden zu sein pflegt, der aus der Art der volkstümlichen, sizilischen priapeischen Verse stammt. — (61) **J. O. Lofberg**, The Sycophant-Parasit. Um die Studien über die wichtige Rolle, die die Sykophanten in Athen spielten (Sycophancy in Athens, Univ. of Chicago Dissertation 1917), zu vervollständigen, betrachtet der Verf., was spätere Schriftsteller (hauptsächlich der neuen Komödie, Plautus und Terenz) für diese Frage ausgeben. Die alte Art der Sykophanten aus dem Zeitalter des 5. Jahrh. v. Chr. lebt noch weiter: außerordentliche Sachverständige in Prozessen, falschem Zeugnis, Gerichtswesen und Erpressung (advocati im Poenulus; Phormio). Bemerkenswert aber ist der Bedeutungswandel des Wortes συκοφάντης zu „Betrüger, Schwindler". Daraus folgt das Zusammenfließen der Begriffe συκοφάντης und parasitus (z. B. Curculio). Der einzige Unterschied zwischen Sykophanten und Parasiten ist die Art der Entlohnung ihrer Dienste: da die Belohnung mit einer Mahlzeit komischer wirkt als die mit Geld, hat die neue Komödie lieber Parasiten dargestellt. Es besteht die Tendenz, einen dauernden Helfer als einen Parasiten zu betrachten. — (73) **R. J. Bonner**, The divisions of Thucydides. Außer der Einteilung des Thukydideischen Geschichtswerkes in 8 Bücher, wie sie alle die erhaltenen Codd. aufweisen, gab es noch eine Einteilung in 9 und eine solche in 13 Bücher; deren Bestehen ist gegen Zweifel moderner Kritiker anzuerkennen. Insbesondere sind die Angaben des Scholiasten über die Einteilung in 13 Bücher durchaus glaubwürdig. B. gibt eine Rekonstruktion der Einteilung in 13 Bücher wie folgt: 1: I 1—65; 2: I 66—146; 3: II 1—78; 4: II 79—III 25; 5: III 26—116; 6: IV 1—77; 7: IV 78—V 25; 8: V 26—116; 9: VI 1—93; 10: VI 94—VII 41; 11: VII 42—87; 12: VIII 1—60; 13: VIII 61—109. Weiter befaßt sich B. mit den Problemen über Entstehung und Herausgabe des Thukydideischen Geschichtswerkes. — N o t e s a n d d i s c u s s i o n s: (83) **G. M. Bolling**: The two Recensions of the C l o u d s. Durch Interpretation der Verse Wolken 537—544 kommt der Verf. zu dem Schlusse, daß das, was wir haben, die zweiten W o l k e n des Aristophanes sind, so wie er sie ausführte, als er kurz nach 421 v. Chr. die Parabasis schrieb. — (85) **R. J. Bonner**, Desertions from the „Ten Thousand". Behandelt die Desertionen, die stattfanden aus dem griechischen Expeditionskorps des Kyros. Besonders wird betrachtet die Nachricht bei Suidas (s. v. Ξενοφῶν), daß nach und nach 3900 Mann die Verbände des griechischen Kontingents verließen.—(88) **P. Shorey**, Note on Herodotus I 60. Macht kritische Ausführungen über die Stelle ἐνδεξαμένου δὲ τὸν λόγον bis Ἑλλήνων σοφίην μηχανῶνται τοιάδε nach Konstruktion und Inhalt sowie nach Meinung des Schriftstellers. Herodot behauptet hier n i c h t, daß die Barbaren von größerer Intelligenz seien als die Griechen. Der Satz mit ἐπείγε gibt den Grund an, warum Herodot die Maßnahme der Anhänger des Pisistratus εὐηθέστατον μακρῷ πρῆγμα nennt; der Satz mit εἰ . . γε gibt eine weitere Bestätigung dieser Behauptung Herodots. Der Schriftsteller begründet einfach sein Mißfallen über eine solche naive Maßnahme gegenüber Griechen und noch dazu Athenern!

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Butler, E., The VI. book of the A e n e i d: *Journ. des sav.* I/II S. 41 f. 'Reichhaltig; hervorzuheben ist die Zurückführung auf die drei Grundlagen: Homer, Pythagoras und national römische Anschauungen'. *S. Chabert.*

Byrne, Hill, A., Titus Pomponius A t t i c u s: *Journ. des sav.* III/VI S. 84. 'Gründlich und methodisch'. *L.-A. Constans.*

Clemen, C., Die griechischen und lateinischen Nachrichten über die persische Religion: *L. Z.* 23 Sp. 433 ff. 'Belehrend'. *H. Lommel.*

Dempsey, T., The Delphic oracle: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 31. 'Anregend'. *Fr. Granger.*

Dickins, Gui, Hellenistic sculpture: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 40. 'Angenehm zu lesen, reichhaltig und belehrend'. *A. S. F. G.*

Foucart, P., Un décret athénien relatif aux combattants de Phylé: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 36. 'Wertvolle Ergebnisse'. *N. Tod.*

Kaufmann, M., Handbuch der christlichen Epigraphik: *Journ. des sav.* III/IV S. 83 f. 'Reichhaltig und ergiebig'. *R. Cagnat.*

Laurand, L., Manuel des études greques et latines. VI: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 41. 'Gründlich und knapp'. *E. E. G.*

Lucrèce par A. Ernout: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 29. Empfohlen von *W. Lindsay.*

Manilii Astron Lib. IV, rec. E. Housman: *The Class Rev.* XXXV 1/2 S. 38. 'Eine erstaunliche Arbeit'. *W. Garrod.*

Molinier, S., Les maisons sacrés de Délos: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 31. 'Reichhaltiger Beitrag zu den griechischen Privat-Altertümern'. *Fr. Granger.*

Nilsson, P., Primitive time reckoning: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 31. 'Reichhaltig und anregend'. *D. Rouse.*

Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania: *Germ.-rom. Monatschr.* IX 3/4 S. 124. Selbstanzeige.

Norwood, G., Greek tragedy: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 33. 'Nützliche Einführung'. *J. Rose.*

Pascal, C., Scritti varii di letteratura latina: *Journ. des sav.* I/II S. 42f. 'Reichhaltig und anregend'. *L.-A. Constans.*

Persson, W., Vorstudien zu einer Geschichte der attischen Sakralgesetzgebung I: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 37. 'Beachtenswerte Ergebnisse'. *T. Dempsey.*

Photius, The library. Vol. I: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 34. Lehrreich. *W. Allen.*

Poynton, B., Flosculi graeci: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 42. 'Wohlgelungen'. *R. B. A.*

Schroeder, O., Keilschrifttexte aus Assur verschiedenen Inhalts. Autographien: *L. Z.* 23 Sp. 441. Eine Neuerscheinung, aus der der Assyriolog, Rechts- und Religionshistoriker recht viel Neues lernen kann'. *E. Ebeling.*

Theocritus, The idylls, by J. Cholmeley. 2. ed.: *The Class. Rev.* XXXV 1/2 S. 41. 'Vermehrt und verbessert'. *W. H. D. R.*

Vrijlandt, P., De apologia Xenophontis cum Platonica comparata: *Rev. de phil.* XLIV 3 S. 278. 'Daß Plato Xenophons Schrift benutzt habe, wird nicht überzeugend bewiesen'. *M. Badolle.*

Mitteilungen.

Zu Menander.

(Schluß aus No. 30.)

In der Samia lese ich vs. 101 ff. so:

Δ. οἶδα γὰρ ἀκριβ[ῶς πάν]τα[55]) καὶ ἀπ(αρνεῖ κενόν),
ὅτ[ι] Μοσχίωνός [ἐστιν][56]), ὅτι σύνοισθα σύ,
ὅτ[ι][57]) τοῖς κ⟨ατ' οἶκον ἴδρ⟩ισι[58]) νῦν αὕτη τρέφει.
Π. τίς φη[σιν[57]); Δ. οἶ]δ[ά γ'[59]). ἀ]λλ' ἀπόκριναι τοῦτό μοι·
[ταῦτ'][54]) ἔστιν; Π. εἶ⟨πον δή μ⟩ε τἆλλα λανθάνειν.

Gehört zum Georgos das Bruchstück 182 bei Meinecke IV S. 274:

ὁ μὴ τρέφων τεκοῦσαν ἐκ τέχνης νέος
ἄκαρπος οὗτός ἐστ' ἀπὸ ῥίζης κλάδος?

Die Verse würden vortrefflich auf Gorgias passen.

Im Kolax lauten die Verse 11 ff. so:

[εἰς] ⟨τήμερον⟩[60]) [γὰρ σ]ύνοδος[52]) ἡμῶν γε[ί]νεται
[ἔσται τε δεῖπνον][52]). ἑστιάτωρ δ' εἴ[μ]' ἐγώ
⟨καὶ τοὺς ἑταίρους ὑπο⟩δέχεσθ(αι) ἔπ⟨εστ' ἐ⟩μοί.

Zum zweiten Bruchstücke wird dem [πλούτῳ γενέσθαι λα]μπρὸν[52]) ἢ δόξηι μέγαν (vs. 29) entgegengestellt:

εἰ δὲ μή, τρίτον
⟨ἔτι λείπεται· μισθ⟩αρνίαν[61]) ἀγρίαν ἄγε.

Am Schlusse von vs. 18 wird statt des überlieferten ΕΓΩΔΩΡΙC zu lesen sein: νῦν ἐγὼ δ', ὁρᾷς

In den Versen 98 ff. unterhält sich Pheidias mit seinem Freunde darüber, wie er das Mädchen bekommen kann, das Bias für sich beschlagnahmt hat; der Freund rät ihm dringend, auch nur den Schein zu vermeiden, als wolle er dem Soldaten das Mädchen streitig machen. Die Verse lauten:

Ε. μεταπέμψεθ' ἑτέρους [συ]στρατ[ιώτας[62]). ⟨οὐθέν, ὅ⟩
οὐ παραφυλάξει. Φ. πάντες ἐκτρίβο[υσί με][63]),
ἤτοι ποθ' οὗτος ἢ σύ. Ε. πιστευθεὶς δέ ⟨τι⟩
ὑπεναντίον τε μηθὲν ὧν ποεῖ [ποεῖν][62])
δόξας ἔχεις τὸν ἄνδρ' ἀφύλακτον, ἐ[γγὺς εἶ][64])
τῶν πραττομένων, τῆς οἰκίας. ὅλ⟨ως ὅταν⟩
βούληι, διοικηθήσεται τὰ λοιπά σοι.

Während beide abgehen, kommt der πορνοβοσκός, nicht puellam ducens, wie Leeuwen meint, sondern allein; vgl. vs. 115[b] ff. Die ersten Worte beziehen sich auf Pheidias:

⟨β⟩ουλ⟨ιμι⟩ῶ⟨ν τ⟩ις[65]) φανερός· οὐ δεῖ μοι ⟨λόγους⟩
ἔχοντος[66]), ἐν ταῖς χερσὶν ἄλλο δ' οὐδὲ ἕν.
ὠνεῖθ' ὁ γείτων[67]). ἀλλ' ἐὰν αἴσθηθ', ὁ μ[ὲν][68])
πρόσεισιν ἑξήκονθ' ἑταίρους παραλαβ[ών][69]),
[ὅσ]ου[ς][70]) Ὀδυσσεὺς ἦλθεν εἰς Τροίαν ἔχων,
[βο]ῶν[70]), ἀπειλῶν· 'ἄν σε μή, μαστιγία·
['αὐτὴν π]έπρακας[70]) πλέον ἔχοντι χρυσίον;'
⟨τὴν⟩ ['Ισθ]μιάδα[62]) πωλῶ; μὰ τοὺς δώδεκα θεούς.
[οὐ πειθό]μ[ε]νος[64]) διὰ τοῦτον. ἡ μία λαμβάνει
[ὅσον οὐχ]ὶ[62]) δέκα, τρεῖς μνᾶς ἑκάστης ἡμέρας.

Der Prolog des Φάσμα ist weder von Sudhaus noch von Leeuwen bisher richtig aufgefaßt. Sudhaus meinte: „prologus non daemon est sed homo, qui res in utraque domo gestas novit, qui νυμφίον αὐτὸν νομίζει sc. τῆς φανταζομένης παιδός quique amico, ut videtur, Phidiae παραδώσε. τὸν γάμον . . . difficultas in eo posita est, quod sponsus ille alterius personae sermonem refert usque ad vs. 7; refert autem monita vicinae illius, cui virgo praesente patre committebatur, quaeque eum obsecraverat, ne sodali ὁμομητρίῳ ἀδελφῷ illi virginis amore insano secretum illud aperiret utque matri parceret; tacet autem in-

---

55) Leo. 56) Lefèbvre. 57) Jensen.
58) ΗCΙ pap. 59) Robert.

60) [ἑσπέραν] Sudhaus.
61) ΑΙΝΙΑΝ pap. 62) Leo.
63) Leeuwen; παῖδες Grenfell-Hunt. 64) Sudhaus.
65) ΟΥΔ . . . . Θ . . ΗC pap.
66) ἔχοντες alle Herausgeber. 67) Bias.
68) Robert; gemeint ist Pheidias.
69) Grenfell-Hunt; die ἑταῖροι sind der Chor der τετραδισταί, vgl. vs. 10. 70) Grenfell-Hunt.

vitus". Leeuwen legt sich die Sache so zurecht: „eius qui rem exponit ignoratur nomen. narrat se iussum esse mulieris nuptae causa reticere rem sibi compertam, ceteros autem latentem, ideoque palam iam profiteri φάσμα fuisse id quod iuvenis nuper viderit; puellae autem manus ei nomine matris — a nutrice fortase — promissa esse videtur, silentii pretium". Wie liegt die Sache wirklich? Daß wir es mit einem ausgesprochenen Prolog zu tun haben, ist ohne weiteres klar. Daß nicht der Jüngling ihn sprechen kann, der eben das Mädchen gesehen hat und „primum adspectu pulchrae virginis veluti numinis visu perculsus exhorruit"[71]), ist ebenfalls klar; es ist unmöglich, daß er in dieser Verfassung so innerlich unbeteiligt sprechen kann. Die Art, wie vs. 19 die Zuhörer angeredet werden, ist dieselbe wie im Prologe der Perikeiromene und der Epikleros; wir werden also, zumal keiner der Mitwisser des Geheimnisses so unbefangen davon sprechen kann, doch an einen Dämon als πρόλογος denken müssen. Dieser gibt bis vs. 7 die Worte wieder, die an den Jüngling gerichtet sind, der das Mädchen gesehen. Das Natürlichste ist, daß seine Stiefmutter die Worte spricht, die ihre Tochter hat warten lassen[72]. Der junge Mann wird daran erinnert, daß er νυμφίος ist. Unmöglich, ihn als νυμφίος des Mädchens zu bezeichnen, das er eben erst gesehen! Ihm wird ja, wie vs. 9 deutlich zeigt, weisgemacht, es sei ein φάσμα, keine παῖς ἀληθινή und Donat sagt ausdrücklich, daß der wahre Sachverhalt von ihm erst allmählich erkannt sei: „deinde paulatim re cognita exarsit in amorem puellae, ita ut remedium tantae cupiditatis nisi ex nuptiis non reperiretur. ita ex commodo matris et virginis et ex voto amatoris consensuque patris nuptiarum celebratione finem accipit fabula". Wir nehmen dem Stücke einen großen Teil der besten Entwicklung, wenn wir vor seinem Beginne die Mutter ihrem Stiefsohne die Tochter versprechen lassen. Ist dies richtig, dann muß der junge Mann anderweit verlobt sein, die Hochzeit dicht bevorstehen. Dazu paßt, daß vs. 11 von τῆς γαμουμένης gesprochen wird. Es ist nur aus der Eile, mit der Sudhaus seine Ausgabe abschließen mußte, zu erklären, wenn er dazu bemerkte: „intellego: a matre autem ante nuptias (nuptias initura) separata". Das ist ungriechisch und zudem höchst unwahrscheinlich, da nicht einzusehen ist, warum Mutter und Tochter, wenn sie bis zur Hochzeit beisammen waren, sich dann erst getrennt haben sollen. Es ist doch wohl der alte Fall auch hier anzunehmen, daß die Tochter einer Vergewaltigung ihrer Mutter das Leben verdankt und nach der Geburt, um die Sache zu vertuschen, beiseite gebracht worden ist. Es scheint als habe die Nachbarsfrau als Freundin der Mutter das Mädchen aufgenommen und es ihrer eigenen Tochter zur Gespielin gegeben. Diese Tochter des Nachbarhauses ist die künftige Gattin, die γαμουμένη, des jungen Mannes. Sie wird am Schlusse einen Bruder ihres Bräutigams heiraten. Die Verse lauten demnach:

'. . . . . ΙΝΥCΙΩΝ. . . . . .[73])
. . . . ἐπιτελεῖν συλλαμβάνῃς·
⟨ὅρα, παρασχεῖ⟩ν[74]) νυμφίον, σαυτόν· φρονεῖν
[μέμνησο· μὴ[75]) τῆ]ς[76]) παρθένου[77]) τὴν μητέρα
⟨ἐνόχλησον·⟩ [ἑτ]έρωι[78]) τοῦθ' ὁμομητρίωι τινὶ
⟨φράσαι φυλάττου⟩[79])· μὴ παραδῶις πρὸς τῶν θεῶν
[πρόφασιν κατὰ][80]) σαυτοῦ μηδεμίαν. οὕτω πόει.'
⟨ἔφη ποήσειν τ⟩οῦτο[81]). τί γὰρ ἄν τις πάθοι;
[ἣ δ'[82]) οὐχὶ φάσμ'][83]) ἔστ', ἀλλὰ παῖς ἀληθινή,
⟨κόσμου δὲ πειρ⟩αθεῖσα[84]) τῆς γαμουμένης.
[τίκτει γὰρ ἡ][85]) μήτηρ πρὶν ἐλθεῖν ἐνθάδε
[ἐκ γείτονος][85]) ταύτην δίδωσί τ' ἐκτρέφειν
[ᾗ καὶ τὸ νῦν σ]ύνεστιν[86]) ἐν τῶν γειτόνων
[ἔνδον[85]) τρεφομ]ένη[87]) καὶ φυλαττομένη κόρη,
[ἀνὴρ ὅταν ἔλθῃ][88]) δεῦρο, τὸν δ' ἄλλον χρόνον,
[ὅτ' οἴχετ'[89]) εἰς ἀγρὸ]ν[90]) φυλακῆς τ' ἐλάττονος
[χρεία 'στιν, ἣν εἴλη]χεν[89]) οἰκίαν, τότε
[εἴωθε καταλιπεῖν][88]).

Vermutlich wird sich im Laufe des Stückes herausstellen, daß dieser Gatte der Stiefmutter der Vater des Mädchens ist und damit aller Makel ihrer Herkunft getilgt wird. An einer Ehe zwischen Geschwistern von verschiedenen Müttern hat man keinen Anstoß genommen. Die Krankheit, die der junge Mann im zweiten Bruchstücke vorgibt, scheint mir nicht nur der Art, wie Leeuwen meint: aegrotare sibi videtur, dum in eius pectore certant metus et amor virginis plus quam

---

71) Donat zu Terenz Eun. 9.

72) vs. 5. ὁμομητρίῳ, das nur im Munde der Stiefmutter seine volle Bedeutung hat, spricht gegen die Annahme, eine alte Amme könnte die Worte sagen.

73) τῶν Διο]νυσίων[Jernstedt, dem alle Herausgeber folgen; ich verstehe den Zusammenhang nicht.

74) [ἧς καὶ νομίζω]ν Sudhaus, [ταύτης νομίζω]ν Leeuwen.

75) Sudhaus; [δόξεις τε καὶ] Leeuwen.

76) Jernstedt.

77) = τῆς γαμουμένης.

78) Körte, davor [τὴν γείτον'] Sudhaus, [σώσεις. τὸ δ'] Leeuwen.

79) [φράσας ἀδικήσῃς] Sudhaus; [φράσαι κακόν ἐστι] Leeuwen.

80) Jernstedt; (λαβὴν διὰ) Leeuwen.

81) [φησίν, ποῶ δὲ τ]οῦτο Sudhaus, [καὶ μὴν ποῶ ἐγὼ τ]οῦτο Leeuwen.

82) Wilamowitz, [τὸ δ'] Kock. 83) Kock.

84) . . . . ΑΘΕΙCΑ überl.; [μητρὸς δ'ἀπαλλα]χθεῖσα Sudhaus, [ἐνταῦθα παιδευ]θεῖσα Leeuwen.

85) Körte.

86) Sudhaus; [τίτθη, μεθ' ἧς ν]ῦν ἔστιν Körte, Leeuwen.

87) Wilamowitz; [ἡ διατρεφομ]ένη Leeuwen.

88) Kock. 89) Sudhaus.

90) Leeuwen; [ἀποδημῶ]ν Sudhaus.

humanae sibi visae“; sie ist vielmehr vorgegeben, um die ihm bevorstehende Hochzeit mit der ihm bestimmten Braut, τῇ γαμουμένῃ, aufzuschieben, womöglich ganz zu hintertreiben, und wird verschwinden, sobald sich ihm die Möglichkeit zeigt, das geliebte Mädchen zu heiraten.

Das Florentiner Bruchstück hat Leeuwen, einer Vermutung Herzogs folgend, mit Menanders Ἐπίκληρος gleichgesetzt, allerdings mit einem Fragezeichen. Nach ihm ist die Hypothesis so: Smikrines, ein alter Geizhals, lebt mit einer alten Dienerin ein Einsiedlerleben. Eine Tochter von ihm lebt im Hause seines jüngeren Bruders Chaireas, eines wohlhabenden und trefflichen Mannes; diese hat auch noch einen Bruder. Die Tochter des Chaireas ist diesem längst zur Ehe bestimmt; aber Smikrines, von einer Reise zurückgekehrt, hat die Ehe verhindern wollen und wird erst durch die lustige Intrige des Daos zur Einwilligung genötigt, der im Einverständnis mit Chaireas ihm aufschwatzt, dieser sei plötzlich gestorben und damit seine Tochter zur ἐπίκληρος geworden die der nächste Verwandte, also des Smikrines Sohn, heiraten müsse. Ist das glaublich? Wenn Chaireas, der wohlhabende (πλούσιος vs. 7) Mann, nur ein leibliches Kind, eine Tochter (παρθένου | μιᾶς πατήρ vs. 7 f.) hat, so muß sie sein Vermögen erben[91]), ist also schon jetzt eine ausgezeichnete Partie für den Sohn τοῦδε τοῦ φιλαργύρου vs. 4; wie soll da der Widerstand des Smikrines gegen diese Ehe erklärt werden? Ferner ist nirgends auch nur der geringste Hinweis darauf, daß Smikrines Kinder habe oder je gehabt habe. vs. 2 besagt: ζῆι μονότροπος, γραῦν ἔχων [δούλην][92]) [μίαν][93]) und frg. 3 (Mein. IV S. 117), das offenbar Smikrines spricht, zeigt deutlich, daß er keine Kinder gehabt hat:

> ἢ δεῖ μόνον
> ζῆν ἢ γενόμενον πατέρα παιδῶν ἀποθανεῖν·
> οὕτω τὸ μετὰ ταῦτ' ἐστὶ τοῦ βίου πικρόν.

Es wäre doch auch gar zu sonderbar, wenn Chaireas seinem geizigen Bruder die Erziehung der Kinder abnehmen wollte. Ausgeschlossen ist es ferner, daß der Sohn des Smikrines, der doch allein mit dem μειρακίωι vs. 6, μειρακίσκος vs. 9 gemeint sein könnte, so ungenau als προσήκων κατὰ γένος zu Chaireas bezeichnet sein könnte; es müßte heißen πάτρως oder ὁ τοῦ πατρὸς ἀδελφός und ἀδελφιδοῦς. Auch von der Reise des Smikrines steht nichts in unserem Texte, ebensowenig von einer Ehe zwischen dem μειρακίσκος und der Tochter des Chaireas. Damit stürzt das ganze Gebäude der Vermutungen in sich zusammen. Ich muß auch hier den Text hersetzen, wie ich ihn verstehe:

Die Tyche spricht den Prolog, nachdem in einer vorhergehenden Szene, zu der frg. 1. 4.[94]) 3 gehören, Smikrines aufgetreten ist und sich selbst exponiert hat; die Verse lauten:

> [τἄλλα νῦν ὑμᾶς δοκῶ][95]),
> ἔχειν ἅπαντα· τοῦτο γιγνώισκ[ειν δὲ χρή][95])
> [ὡς][96]) ζῆι μονότροπος, γραῦν ἔχων [δούλην[92])
> μίαν][93]).
> [οὗ][93]) δ' εἰσελήλυθ' [ὁ θερ]άπων[92]) ἐντευθεν(][95]),
> ἀδελφὸς οἰκεῖ τοῦδε τοῦ φιλαργύρου,
> νεώτερος [μὲν ὤ]ν[96]), προσήκων κατὰ γένος
> τῶ μειρακίωι, χρηστός τε τῶι τρόπωι πάνυ
> καὶ πλούσιος, γυναῖκ' ἔχων καὶ παρθένου
> μιᾶς πατὴρ [ὤν][96]). ⟨ὧι⟩[97]) κατέ[λιπ]εν[98]) ἔτι νέαν
> ὁ μειρακίσκος τὴν ἀδελφήν. ⟨ἐν δ' ἴσαις⟩[99])
> αὗται ⟨διαί⟩ταις εἰσὶν ἐκτεθραμμέν[αι][98]).
> ὧν δ', [ὡς][98]) προεῖπα, χρηστός, ⟨αὐτὸν ὡς ὁρᾶι⟩
> ⟨χ⟩ρο⟨νίσαντα⟩[100]) τὴν ἀποδημίαν ⟨κάθοδον
> δὲ μή⟩
> οἴκ⟨αδε ποοῦντ⟩α παντελῶς, τὴν παρθένον
> οὗτος συνοικίζειν νέαν ⟨νεανίαι⟩
> ἔμελλεν υἱῶι τῆς γυναικὸς [γενομένωι][101])
> ἐξ ἀνδρὸς ἑτέρου· ⟨καὶ δικαίως⟩ δηλαδή.

Nun ist alles klar. Der junge Mann ist auf Reisen gegangen und hat seine junge Schwester, da beide Eltern tot, seinem Verwandten, Chaireas, zur Hut übergeben; sie wächst dort mit dessen einziger Tochter heran. Da sie ins heiratsfähige Alter kommt, ihr κύριος aber nichts von sich hören läßt, beschließt Chaireas als dessen Stellvertreter, sie mit seinem Stiefsohne zu verheiraten. Es ist klar, daß der junge Mann heute von seiner Reise zurückkehren muß. Der Monolog des Smikrines spricht von χρυσίον und ἀργυρώματα, die von οἰκέται in ein Haus auf der Bühne getragen werden. Da vs. 30 τοὺς γιγνομένους γάμους des in vs. 14 f. genannten Paares nennt, ist anzunehmen, daß alles dazu bestimmt ist, Smikrines also für eine große Hochzeit von seinem Silber dem Bruder leiht. Daß diese Annahme stimmt, beweist vs. 46 f., wo Daos mit dem Verzeichnis der entliehenen Sachen zu Smikrines kommt. Dieser ist mit der Hochzeit nicht einverstanden; nicht, weil er persönlich daran mit einem Sohne oder einer Tochter, die er nicht hat, beteiligt wäre, sondern weil der alte Geizkragen und Hagestolz jede Ehe für eine Dummheit hält; in diesen Monolog gehört das schon oben erwähnte frg. 3 (Mein. IV S. 117). Das nächste Bruchstück gibt den Plan der Intrige: Chaireas soll sich tot stellen, und der alte Hagestolz, der eben noch so wacker auf die Ehe geschimpft hat, wird dadurch genötigt werden, als einziger männlicher Anverwandte um die Hand und das Erbe der ἐπίκληρος anzuhalten. Neben Chaireas und Daos weiß nur noch einer von dem Spiele; es kann nur der Stiefsohn des Chaireas sein[102]), da der junge Verwandte

[91]) Der Stiefsohn des Chaireas erbt nur das mütterliche Teil.

[92]) Vitelli. [93]) De Stephani.

[94]) Das von Leeuwen mit in den Text aufgenommene φησί muß ausgeschieden werden; Subjekt ist, wie die Fundstelle bei Athen. IX 373 c deutlich zeigt, Μένανδρος. [95]) Wilamowitz. [96]) Leeuwen.

[97]) [ὁ δὲ] Leeuwen. [98]) Körte.

[99]) [αἱ κόραι] Leeuwen.

[100]) . ω . . . . . . [101]) Körte.

[102]) „filius Smicrinis“ Leeuwen.

schwerlich so früh aufgetreten sein wird. vs. 43 ff. bedürfen noch der Herstellung; sie lauten

ἀμέλει διατριβὴν οὐ [δέξεται][103]
ἀγωνίαν τε τὸ πάθος, ἀ⟨λλ'⟩ ἔνσκ⟨ημ⟩μ⟨ά⟩ τι[104]·
ὅ τ' ἰατρὸς ἡμῖν πιθάν' ἐ⟨ρεῖ ἀτυ⟩χῆ τινα[105].

Irgendwie muß begründet gewesen sein, warum Daos vs. 79f. als Todesursache des Chaireas χολή· λύπη τις· ἔκστασις φρενῶν· | πνιγμός angeben kann; was das gewesen, können wir mit dem uns Erhaltenen nicht entscheiden[106]. Deutlich ist, daß dem Alten seine Beute durch den heimkehrenden jungen Mann abgejagt wird und eine fröhliche Doppelhochzeit das Stück endet. Daß es wirklich die 'Επίκληρος Menanders ist, scheint mir sicher.

Magdeburg. Karl Fr. W. Schmidt.

[103]) Wilamowitz.

[104]) A . . ENCT . . . . N . N überliefert; ἔνσχημμα ist bisher nicht belegt, aber gute Bildung wie ἀπό-σκ., ἐν-επί-σχημμα; vgl. vs. 56.

[105]) Diese Ergänzung wird den Sinn richtiger treffen, als wenn Leeuwen sagt: „Juliaene Shakespearianae partes Chaereas ope medici est acturus?"

[106]) Deutlich ist, daß frg. 5 (Mein. IV S. 117): τί δ' ἂν ἔχοι νεκρὸς | ἀγαθόν, ὅπου γ' οἱ ζῶντες ἔχομεν οὐδὲ ἕν; von Smikrines gesprochen ist.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

Diogenes Laertius. Übers. u. erläut. v. O. Apelt. 1. Bd. Buch I—VI. 2. Bd. Buch VII—X. Leipzig, Meiner. Je 45 M., geb. 60 M., Hpgt. 95 M.

Libaii opera rec. R. Foerster. Vol. X. Epistulae 1—839. Leipzig, Teubner. 40 M., geb. 44 M.

F. Gisinger, Die Erdbeschreibung des Eudoxos von Knidos. Leipzig, Teubner. 10 M. + 120 % Zuschl.

J. Geffcken, Die griechische Tragödie. 3. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner. 6 M. 40, geb. 9 M. + 120 % Zuschl.

G. Hase, Der Minneleich Meister Alexanders. Halle a. S., Niemeyer. 18 M.

H. Ording, Untersuchungen über Entwicklungslehre und Teleologie. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 20 M.

J. Kromayer, Drei Schlachten aus dem griechisch-römischen Altertum. (Abh. d. philol.-hist. Kl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. XXXIV, No. V.) Leipzig, Teubner. 7 M. 50.

M. Weber, Josephus und Vespasian. Berlin-Stuttgart-Leipzig, Kohlhammer. 50 M.

F. Meffert, Israel und der alte Orient. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 2. A. 13 M.

K. Joël, Geschichte der antiken Philosophie. I. Bd. Tübingen, Mohr (Siebeck).

H. Nickstadt, De digressionibus quibus in Variis usus est Cassidorus. Diss. Marpurgi Chattorum, Hamel.

C. Wendel, Überlieferung und Entstehung der Theokrit-Scholien. (Abh. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. Kl. N. F. XVII, 2.) Berlin, Weidmann. 14 M.

Cannstatt zur Römerzeit. Hrsg. vom Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege. I. Teil. Stuttgart, Schweizerbart. 125 M.

P. Keseling, Die Chronik des Eusebius in der syrischen Überlieferung. Diss.-Auszug. Duderstadt, Mecke.

H. Hagendahl, Studia Ammianea. Diss. Uppsala, Akademiska Bokhandeln.

W. Hack, Aus dem römischen Kulturleben. Ein Hilfsbuch für den Unterricht am Realgymnasium. Münster i. W., Aschendorff. 12 M.

J. D. Meerwaldt, Studia ad generum dicendi historiam pertinentia. Pars I. De Dionysiana virtutum et generum dicendi doctrina. Diss. Amstelodami, A. H. Kruyt.

A. Wikenhauser, Die Apostelgeschichte und ihr Geschichtswert. Münster i. W., Aschendorff. 100 M.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft.

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 6. August. 1921. №. 32.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Franz Dornseiff, Pindars Stil. Berlin 1921, Weidmann. 135 S. 12 M.

Über Pindars Stil gibt es, außer einer Reihe nützlicher, wesentlich registrierender Dissertationen, die schöne Darstellung von Alfred Croiset, Paris 1880. Dornseiffs Buch, das zum größten Teil (S. 1—112) der Basler Universität als Habilitationsschrift vorgelegen hat, spiegelt die Entwicklung der Pindarerklärung, man darf auch sagen: der Dichterinterpretation überhaupt während der letzten 40 Jahre, eindrucksvoll wider. Das Manuskript eines Pindarkommentars, das seit Jahren im Magazin eines Verlegers ruht, besserer Zeiten harrend, hat, um Papier zu sparen und eine Drucklegung in absehbarer Zeit zu ermöglichen, auf alle exkursartigen Ausführungen verzichten müssen; nun aber ergibt sich mit D. eine erwünschte Arbeitsteilung: der allgemach heimwärtstreibende Lästrygone begrüßt die frische Kraft des eben hinausziehenden mit frohem Zuruf; handelt es sich doch hier um eine ungewöhnlich reife Leistung, wohl geeignet, dem fleißiger bewundert als gelesenen Dichter Freunde zu gewinnen. Wie viel freilich von dieser Reife des Urteils der Verf. seinen beiden Lehrern, Boll und v. Wilamowitz, verdankt, kann der Uneingeweihte den überaus kühlen Worten des Vorworts nicht entnehmen.

Und vorab noch eine Warnung: Lesbar schreiben ziert auch den Philologen; aber an feuilletonistisch flotten Sachen haben wir heute keinen Mangel, die handfesten Grammatiker werden immer seltner.

In dem ersten, der Sprache gewidmeten Teil des Buches (S. 1—105) erscheint besonders gelungen der Abschnitt über die Beiworte: gute Bemerkungen (38. 40. 88) über die von Pindar mit neuem Inhalt gefüllten homerischen Epitheta. Bekannt ist die alte Neigung, auch in der älteren deutschen Sprache, bei zwei koordinierten Substantiven das eine mit einem Adjektiv zu schmücken; überwiegend ist doch wohl, was D. bezweifelt, und leicht erklärlich die Neigung, den Zusatz beim zweiten Substantiv zu machen: ἀμβροσίην καὶ νέκταρ ἐρυθρόν, νέκταρ τε καὶ ἀμβροσίην ἐρατεινήν. Sehr lesenswert auch der Abschnitt über die Metaphorik und das noch ganz unromantische Naturgefühl. Erfreulich (63), gewisse Bilder aus der Tierwelt, wie Affe, Fuchs, Wolf (Pyth. II 72 ff.) nicht auf die literarische Tierfabel zurückgeführt zu sehn, sondern auf Sprichwort und Volkswitz. Die Augenhaftigkeit der Griechen zu betonen, ist jetzt üblich und hat auch seine Berechtigung; es darf aber nicht geschehn auf Kosten der Schätzung ihrer Feinhörigkeit, besonders im Rhythmischen, einem Gebiete, das in einem Buche über Pindars Stil wohl ein eignes Kapitel verdient hätte. Aber es ist nun einmal heut für sich, nach einer kurz hingeworfenen Bemerkung auch für den Verf. scheint es, ein Noli me tangere.

Ein wahres Kreuz, jedem Pindar-Leser be-

kannt, ist die Vieldeutigkeit in Pindars Sprache, besonders in den Sentenzen. Hier machen wir uns wohl mehr Sorge als die Masse der Hörer Pindars. Aber allzufrüh dürfen wir doch die Versuche nicht aufgeben, herauszukriegen, wohin die Spitze der meist doch sehr ernst gemeinten Lehrsätze geht, wenn auch ein nicht geringer Teil lediglich Notbrücke sein soll, um zu einer neuen Nummer des vorgeschriebnen Programms hinüberzugelangen.

Völlig auf dem rechten Wege ist D. in der Beurteilung des chorlyrischen Ich. Aber schillernd darf man wohl den Ausdruck nicht heißen, wenn der Dichter sich innig eins fühlt mit seinen Choreuten, wie in Αἴγινα, φιλὰ μᾶτερ, Pyth. VIII 98 (mehr darüber in der Rezension von Studniczkas Kyrene, Wochenschr. f. kl. Philol. 1893, 707 f.). Ganz scheiden sich unsere Wege, wo D. sich verführen läßt, Pindars κτεάνων φύλακα τῶν ἐμῶν (in dem selben Ged. 57) nach Ägina zu versetzen. Zum Glück läßt er dem großen Böoter sein Ägidentum. In gewolltem Gegensatz vielleicht zu der Mehrzahl seiner Vorgänger vermeidet es D., seine Bemerkungen enger an die Kapitel der Grammatik anzuknüpfen. Über „archaische Syntax" hätte er gewiß manches zu sagen gehabt; bei der Erklärung von Stellen wie Pyth. II 67 (S. 106) oder I 75 (S. 98) beweist er, daß er sich nicht verblüffen läßt. Warum fehlt aber ein Abschnitt über das Asyndeton, über die Epanalepse, über das Pindarn unbekannte praes. hist.? (Pyth. IV 27 φέρομεν ist Imperfekt; δέκονται Pyth. V 85 richtige Gegenwart.)

Als ἀπὸ κοινοῦ führt D. nur an Setzung eines zweimal nötigen Satzgliedes nur an der zweiten Stelle, also die rückwirkende: warum nicht auch die orgelpunktartig fortwirkende, χρὴ πρὸς μακάρων τυγχάνοντ' εὖ πασχέμεν Pyth. III 104?

Über die von Pindar sehr weit getriebene Sperrung zusammengehöriger Satzteile denke ich etwas anders als D. (107), der darin, mehr in deutschem als griechischem Empfinden dünkt mich, eine Isolierung der einzelnen Wörter sieht; er selbst verkennt ja nicht (ebendaselbst) die gerade im Griechischen wirksame, „über das Ganze hin seine Kraft ausströmende" Fähigkeit des einzelnen Wortes.

Das führt uns auf eine schwache Seite des schönen Buches, auf die vielleicht unter äußerem Druck erfolgte, nur skizzenhafte Behandlung der ganz eignen Pindarischen Erzählungskunst und Art der Gedankenführung, die dann noch stark auf Aischylos eingewirkt hat. Wo D. nur abgerissene Einzelbilder wahrzunehmen glaubt, hört das musikalische Empfinden — und unverächtliche musikalische Einsicht bekundet D. selber 92. 109. 111. 113 — Wellenbewegung heraus mit verschwindenden und dann variiert wieder auftauchenden Motiven; nur in einem andern Bilde nennt Pindar das ein Flechten, Weben, Sticken (πλέκειν, ὑφαίνειν, ποικίλλειν). „Der Anfang muß schön sein, dann wuchert und kriecht das Übrige unzentriert irgendwie weiter" (138) —, damit ist das Wesen dieser Komposition doch wohl nicht getroffen.

Allzu flüchtig behandelt D. auch die für viele Gedichte so bezeichnende σφραγίς, über die er doch wohl anders denkt als Christ-Schmid, Gr. Lit.-Gesch. (1908) I 227, wonach die Sphragis „bei Pindar gar keine Rolle spielen" soll!

Vortrefflich ist der Gedanke, die Verbindung von Anrufung des Gottes mit einer Erzählung auf die homerischen Hymnen zurückzuführen. Ich weiß nicht, wer der "man" ist, der dies schon getan haben soll; bekannt ist mir nur H. Diels mit einem kurzen Hinweis auf die unmittelbar hinter einer Anrufung des Gottes einsetzende Parenthese, wonach dann ein ἀλλά die Anrufung wieder aufnimmt (Lukrezstudien 1 Berl. Sitzgsb. 1918, 922). Diels vergleicht den Bau mit einem dreiteiligen gotischen Portal, und wenn die Parenthese recht umfangreich ist, sieht er „in kühn geschwungenen Doppelbogen eingebaut, ein reiches Mittelportal". Aber mit der richtigen Beobachtung solchen Einschubs in ein Gebet ist die Sache noch nicht erschöpft; gibt es doch auch im Hymnus schon die Sphragis (Apoll. Del. 172), von wo sie dann in die Elegie gelangt sein mag, endlich auch in die Lyrik (Alcm. 25; vgl. O. Crusius, diese Wochenschr. 1885, 1297; Zürcher Phil.-Vers. 1888, 258; Wilamowitz, Timoth. 99 ff).

Eine Frage der Einzelinterpretation: der Superlativ in ἄριστον μὲν ὕδωρ soll Elativ sein. Wie verträgt sich das mit den feinen Ausführungen über „Gipfelfragen" (98—100)? Hinzu kommt jetzt eine neue Antwort auf die Frage τί κάλλιστον; in Sapphos Gedichte auf Anaktoria (Diehl, Suppl. Lyr.[3] 32; Sitzgsb. Phil. Vereins zu Berlin Sokr. II 1914, 632). Eine chronologische Einzelheit: Olympien XI ins Jahr 484 zu setzen und für das erste olympische Gedicht Pindars zu erklären, geht nicht mehr an, seit wir die Olympionikenliste von Oxyrhynchos haben (Oxyrh.-Pap. II No. 222. Und endlich eine textkritische: D. schreibt

Pyth. XII 11 ἄυσ(σ)εν mit den Hss, wo die Herausg. seit Boeckh ἄνυσσεν bieten; eine Erklärung fügt er nicht hinzu.

Die Zahl der Druckfehler übersteigt alles Maß und ist durch die große Entfernung vom Druckort kaum zu entschuldigen. Eine bei der Bedeutung des Buches sicher zu erwartende zweite Auflage wird dies und einige kleine stilistische Unebenheiten („bin satt“ m. d. Akk. 32, das Kanzleiwort „der Betreffende“ 5. 12. 21. usf.), eine mit der sonstigen Reinheit des Stils schlecht stimmende Konjunktivscheu (S. 3 Mitte, 12 Mitte usf.) leicht beseitigen können,

Charlottenburg. Otto Schroeder.

Aristoteles über die Dichtkunst. Neu übers. und mit Einleitung und einem erklär. Namen- und Sachverzeichnis vers. von Alfred Gudeman. Philosoph. Bibliothek Bd. 1. Leipzig 1920, Meiner. XXIV, 91 S. 10 M., geb. 15 M.

Die vorliegende Übersetzung der aristotelischen Poetik ist an die Stelle der Überwegschen getreten, die 1869 in der damals im Verlage von L. Heimann, Berlin, herausgegebenen philosophischen Bibliothek erschien. Gudeman hat es vorgezogen, statt einer Neubearbeitung eine ganz neue Übersetzung zu bieten und rechtfertigt das zunächst damit, daß Friedrich Überweg noch nach dem Bekkerschen Texte arbeitete, der im wesentlichen nur die Aldina wiedergab. Das ist mindestens ungenau: die Vorrede, der kritische Anhang und die Übersetzung selbst belehren uns, daß Überweg in der Feststellung seines Textes über den Bekkerschen hinausgekommen war und insbesondere auch die Vahlenschen Ergebnisse, die ja in die fünfziger und sechziger Jahre zurückgehen, hat benutzen können. G. weicht aber auch von dem Vahlenschen Text, wie er sagt, an fast 300 Stellen ab und will dies vorzugsweise der syrisch-arabischen Übersetzung verdanken, „einer Textquelle allerersten Ranges“, deren Ausnutzung ihm durch die Hilfe seiner sprachkundigen Freunde ermöglicht wurde. Diese Übersetzung war ja längst bekannt, wurde aber wegen des mangelhaften Zustandes der Hs und der groben Mißverständnisse, die dem syrischen Übersetzer zur Last fallen, gering bewertet, selbst nachdem sie 1887 Margoliouth herausgegeben hatte. Darüber unterrichtet uns G. in einem im Philologus 1920 S. 239 ff. veröffentlichten Aufsatz, worin er über 30 Proben aus Σ — so bezeichnet er die aus der Übersetzung des Abu Bishar Matta gewonnenen Lesarten — mitteilt. Bei ihrer Bewertung darf natürlich nicht vergessen werden, daß sie erst aus einem doppelten Medium erschlossen sind, der arabischen Übersetzung und ihrer syrischen Vorlage, die aber eine spätestens dem 5./6. Jahrh. angehörige Hs benutzt hat, während die älteste uns erhaltene, Parisinus 1741, aus dem 10./11. Jahrh. stammt. G. glaubt übrigens, daß auch einige der sog. Apographa selbständigen Wert besitzen. Er stellt uns eine neue Ausgabe der Poetik mit exegetischem und kritischem Kommentar und einer Textgeschichte in Aussicht, deren Veröffentlichung nur durch die gegenwärtige Buchnot aufgehalten wird; als Vorläufer schickt er die vorliegende Übersetzung voraus, die sich bemüht, „den auf eine neue Rezension gegründeten Text so wort- und sinngetreu wiederzugeben, wie dies ohne Schädigung des deutschen Ausdrucks nur irgend möglich war“. Sie setzt nicht Kenner der griechischen Sprache voraus; denn sonst würde sie die Zitate aus Homer und anderen Dichtern in griechischen Schriftzeichen, nicht in lateinischen wiedergeben — wahrlich keine Augenweide für den Leser, ebensowenig wie ihre metrische Übersetzung ein Ohrenschmaus. Da aber niemand die Poetik zum Vergnügen liest, so muß man annehmen, daß G. in erster Linie an Literarhistoriker und Ästhetiker gedacht hat, die des Griechischen unkundig von dem Büchlein wissenschaftlichen Gebrauch machen wollen. Ich fürchte freilich, daß die Schwierigkeiten, die schon der griechische Text bietet, durch die Übersetzung nicht gemindert werden. Um nur ein Beispiel vorauszuschicken: die Definitionen von σύνδεσμος und ἄρθρον im 20. Kapitel sind durch die Überlieferung so verwirrt, daß sie jeder Erklärung spotten, ein Versuch, sie zu übersetzen, aussichtslos ist; dadurch aber, daß S. 45 ἄρθρον mit „Artikel“ wiedergegeben wird und das immerwiederkehrende Wort φωνή bald mit „Lautgebilde“, bald mit „Laut“, wird die Verwirrung nur noch vermehrt. Indessen, in erster Linie interessieren uns die aus Σ gewonnenen Ergebnisse, von denen ich wenigstens einige Proben mitteilen will. Bereits Theodor Gomperz hat in seiner Übersetzung (1897) Kapitel 21 (57 a 35) Μασσαλιωτῶν für das überlieferte μεγαλιωτῶν aufgenommen, das den ungefügen Beinamen des Zeus Ἑρμοκαϊκόξανθος zu einer Erfindung der Massalioten macht, und Margoliouth hat im 26. Kapitel (61 b 34) ein Wortspiel des Mynniskos hergestellt, der den überschwenglichen Kallipides einen Kallias nannte. In der Überlieferung steht πίθηκος; aber die arabische Übersetzung hat das syrische Wort

ghallas erhalten, das „Affe“ bedeutet, ebenso wie von den Lexikographen καλλίας als Glosse für πίθηκος überliefert ist. Wir haben also anzunehmen, daß πίθηκος als Randbemerkung für das ursprüngliche Kallias in den Text geraten ist. Beides, die Massalioten und den Kallias, hat G. in die Übersetzung aufgenommen. Im 9. Kapitel 51 b 33 nimmt man in dem Satze τῶν ἁπλῶν μύθων καὶ πράξεων αἱ ἐπεισοδιώδεις εἰσὶν χείρισται an ἁπλῶν mit Recht Anstoß. Dafür bietet Σ ein Wort, das mit „mangelhaft“ übersetzt werden kann. Daraus schließt G., daß in der Hs etwa ἀτελῶν gestanden hat und übersetzt demgemäß. Im 13. Kapitel 53 a 29 übersetzt er: „Euripides .... tragisch wirksamer als andere Dichter“, weil er aus Σ schließt, daß Aristoteles τραγικώτερος geschrieben hat. Im 15. Kapitel 54 b 1 liest G. nach Σ in dem überlieferten τὰς λύσεις τῶν μύθων ἐξ αὐτοῦ δεῖ τοῦ μύθου συμβαίνειν statt μύθου: ἤθους mit Recht, wie mir scheint. Das ἤ, das er 54 b 4 vor ἃ οὐχ οἷόν τε ἄνθρωπον εἰδέναι einschiebt, kann sich nicht nur auf Σ, sondern auch auf den einen Riccardianus stützen; in anderen Fällen sind ἤ und καί von den Hss verwechselt worden, wofür G. im Philologus a. a. O. ein halbes Dutzend Beispiele gibt. Mit demselben Riccardianus stimmt Σ im 21. Kapitel 58 a 16 überein, wo beide allein die fünf auf υ auslautenden Worte: πῶυ, νᾶπυ, γόνυ, δόρυ, ἄστυ anführen; dagegen finden sich die Beispiele der auf ς und ν auslautenden Neutra δένδρον und γένος nur in Σ; G. hat auch diese in seine Übersetzung aufgenommen. Wichtiger ist, daß im 23. Kapitel 59 b 5 von den zehn Tragödien, die ihren Stoff der Iliupersis entnehmen, Εὐρύπυλος und Λάκαιναι in Σ fehlen. G. setzt sie daher in Klammern und vermutet, daß Eurypylos ein Nebentitel des Neoptolemos, die Lakonierinnen der πτωχεία gewesen seien; statt πλέον ὀκτώ schreibt er nach Σ ὀκτὼ καὶ πλέον: Aristoteles habe nur acht Tragödien namentlich angeführt, die Nebentitel gehörten an den Rand. Das ist nun freilich problematisch; auch in anderen Fällen werden wir die Ausgabe des Übersetzers abwarten müssen, ehe wir ein sicheres Urteil gewinnen. Zu den dunkelsten Stellen der Poetik gehört das dem Ὀδυσσεὺς ψευδάγγελος entnommene Beispiel für die ἀναγνώρισις ἐκ παραλογισμοῦ im 16. Kapitel 55 a 14: ὁ μὲν γὰρ τὸ τόξον ἔφη γνώσεσθαι ὃ οὐχ ἑωράκει, τὸ δὲ ὡς δι' ἐκείνου ἀναγνωριοῦντος διὰ τούτου ποιῆσαι παραλογισμόν. Auf die zahlreichen Verbesserungs- und Erklärungsversuche gehe ich nicht ein, sondern frage nur, ob Gudemans Ergänzung aus Σ stammt: wenn er übersetzt: „Da behauptet der eine (Odysseus), er allein könne den Bogen spannen und kein anderer. Dies läßt ihn der Dichter nach der Überlieferung sagen; wenn er nun aber hinzufügt, er werde den Bogen wiedererkennen, den er doch niemals gesehen, so war die Annahme, er werde diesen (wirklich) wiedererkennen, ein Fehlschluß“ [1]). An anderen Stellen mag ich schon jetzt mein Urteil nicht zurückhalten. So verstehe ich nicht, warum G. im 15. Kapitel 54 b 14 aus dem Texte den Dichter Agathon wieder entfernt, indem er die Lesart ἀγαθὸν bevorzugt: ἀγαθὸν ist nach dem vorausgehenden ἐπιεικεῖς matt und überflüssig, und καὶ vor Ὅμηρος müßte gestrichen werden. Von Agathon wird eine Tragödie Τήλεφος angeführt; dahin paßt vortrefflich die σκληρότης des Achilleus, wenn wir der Überlieferung (s. Joh. Schmidt in Roschers Lexikon V 284) folgen, daß Achilleus sich zuerst geweigert habe, Telephos die erbetene Hilfe zu leisten. In demselben Kapitel, wo die Erfordernisse des ἦθος behandelt werden, bedarf ὅμοιον 54 a 24 der Erklärung. G. übersetzt: „Das Dritte ist die (historische) Ähnlichkeit“; das bedarf selbst der Erklärung. Er hat recht, wenn er darunter die Vorschrift versteht, daß sich der Dichter an die Überlieferung zu halten habe: er darf aus Odysseus keinen Dummkopf, aus Achilleus keinen Feigling machen (vgl. 54 b 10 ὁμοίους ποιοῦντες). Was soll aber im 4. Kapitel 48 b 18 die Übersetzung: „was ein jegliches Bild vorstellt, nämlich daß dieser so und so sei“? Unser Text bietet οἷον ὅτι οὗτος ἐκεῖνος, völlig verständlich: Der Betrachter eines Bildes erkennt zu seiner Freude, daß die Person, die er darin sieht, eine ihm bekannte ist. Goethe hat einmal gesagt, nur der große Haufe freue sich daran, im Bilde die Wirklichkeit zu erkennen; Aristoteles führt die μίμησις auf ein allgemeines Gefallen zurück. (In dem vorausgehenden Satze 48 b 17 ist das hypothetische τύχῃ weder durch „zufällig“ noch überhaupt zu übersetzen; 51 b 19 die einschränkende Partikel οὐ μὴν ἀλλά nur mit „indessen“; Gudemans Ergänzung: „indessen verhält es sich in den Tragödien nicht anders“ gibt keinen erträglichen Sinn.) Im 14. Kapitel 53 b 27 ff. konstruiert Aristoteles aus der Unterscheidung

[1]) Dies wird durch Gudemans Mitteilungen in dieser Wochenschrift vom 19. Febr. Sp. 187 Anm. 3 bestätigt. Die Glossen, die an dieser Stelle behandelt werden, gehen mehr die Textrezension an als die Übersetzung, in der sie eingeklammert oder ganz übergangen sind.

von Tat und Absicht, von Wissentlich und Unwissentlich vier Fälle: πρᾶξαι εἰδότας, πρᾶξαι ἀγνοοῦντας, μὴ πρᾶξαι εἰδότας, μὴ πρᾶξαι ἀγνοοῦντας. Die Überlieferung gibt aber nur drei Fälle; daher hat man 53 b 32 nach τρίτον παρὰ ταῦτα eingeschoben: τὸ μελλῆσαι γιγνώσκοντα καὶ μὴ ποιῆσαι καὶ τέταρτον . . . In seinem Philologusaufsatz schlägt G. auf Grund von Σ vor, die Worte ἔστιν δὲ πρᾶξαι μελλῆσαι γιγνώσκοντας καὶ μὴ πρᾶξαι in Zeile 29 vor ἔστιν δὲ πρᾶξαι μὲν . . . einzuschieben. Anders in der Übersetzung; hier wird der zweite Fall ἔστιν δὲ πρᾶξαι μέν, ἀγνοοῦντας δὲ πρᾶξαι τὸ δεινόν, εἶθ' ὕστερον ἀναγνωρίσαι τὴν φιλίαν in zwei Fälle gespalten: „Ein weiterer Fall ist (2) der, in dem die Tat in Unkenntnis (des Opfers) begangen wird oder aber (3), wo das Schreckliche zwar auch unwissentlich ausgeführt wird, aber erst hinterher die Verwandtschaft erkannt wird"; τρίτον Z. 34 wird gestrichen. Eine Widerlegung dieser Auffassung ist überflüssig. Die Definition des λόγος, c. 20 57 a 27, geht darauf hinaus, daß auch jeder einzelne Teil des Satzes für sich etwas bedeutet. Als Beispiel dient dazu der Satz: ἐν τῷ 'βαδίζει Κλέων' ὁ Κλέων sc. σημαίνει τι. G. liest mit dem Parisinus ἐν τῷ βαδίζειν und mit Susemihl ὁ Κλέωνος und übersetzt drei getrennte Glieder: „Im Gehen, Kleon, der Sohn des Kleon", ohne daß sie zu einem Satze verbunden werden. Mag auch sonst die ganze Stelle noch Schwierigkeiten bieten, sie zu vermehren haben wir keinen Anlaß. Im 22. Kapitel 59 a 6 übersetzt G. πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι. „Der metaphorische Ausdruck ist der bei weitem wichtigste." Das vorausgehende μέγα μὲν . . . πρεπόντως χρῆσθαι bezieht sich auf den Dichter, auf ihn auch das μεταφορικός „geschickt im Gebrauch der Metapher"; aus Diog. Laert. VIII 57 wissen wir, daß Aristoteles Empedokles einen μεταφορικός genannt hat. Wie in anderen Fällen, hat auch hier Überweg das Richtige erkannt. Aufklärung verlangt auch c. 26 61 b 29 die Übersetzung: „Die Darstellung, die sich an Krethi und Plethi wendet"; der Gegensatz zu dem entsprechenden Gliede ἡ πρὸς βελτίους θεατάς mag sie empfehlen, aber Voraussetzung ist die Änderung der Überlieferung ἅπαντα μιμουμένη.

Zuletzt noch die Definition der Tragödie im 6. Kapitel: „Die Tragödie ist die nachahmende Darstellung einer sittlich ernsten, in sich abgeschlossenen, umfangreichen Handlung in kunstvoll gewürzter Rede, deren einzelne Arten gesondert in (verschiedenen) Teilen verwandt werden, von handelnden Personen aufgeführt, nicht erzählt, durch Erregung von Mitleid und Furcht die Reinigung (Katharsis) von derartigen Gemütsstimmungen bewirkend". Wir streichen darin „sittlich" vor „ernsten" und finden das von Bernays entlehnte „gewürzt" (ἡδυσμένος) nicht glücklich, ziehen vielmehr das einfache „in kunstmäßiger Rede" vor; am liebsten würden wir im Hinblick auf das Folgende 'ἡδυσμένον μὲν λόγον τὸν ἔχοντα ῥυθμὸν καὶ ἁρμονίαν καὶ μέτρον' „Kunstform" übersetzen, aber damit würden wir den Schriftsteller korrigieren. Vermieden hat G., der Bernayschen Deutung den Ausdruck „Entladung" für Katharsis zu entnehmen, wie er sich auch im Sachverzeichnis (unter „Katharsis") vorsichtig über die vielumstrittene Frage äußert: Wir billigen diese Zurückhaltung. Die Poetik ist für uns kein ästhetisches Gesetzbuch mehr; sie hat nur noch historischen Wert und gilt daneben als eine leider nicht zu ergiebige Fundgrube für Fragmentsammlungen. Noch weniger haben wir das Bedürfnis, unsere eigene Auffassung in ihre dunklen Stellen hineinzudeuteln oder gar danach ihren Text zu verbessern. Auf diesem Standpunkt steht auch G.; er will konservativ sein. Die Mängel der Poetik in den Zusammenhängen, in der Kürze und Dunkelheit des Ausdrucks, in offenbaren Lücken erklärt er sich dadurch, daß die erhaltene Schrift die Überbleibsel eines Kollegienheftes enthalte, das das oft nur leise Angedeutete der mündlichen Ausführung überließ. Verloren gegangen ist nicht nur der zweite Teil, sondern begreiflich ist auch bei dem unfertigen Zustand der Schrift, daß die Überlieferung noch manches verstümmelt und das Mißverstandene falsch wiedergegeben hat, das wiederherzustellen kaum jemals gelingen wird.

Loschwitz. Konrad Seeliger.

Hugo Koch, Kallist und Tertullian. Ein Beitrag zur Geschichte der altchristlichen Bußstreitigkeiten und des römischen Primats. (Sitz.-Berichte der Heidelb. Akademie d. Wiss., philos.-histor. Kl.) Heidelberg 1920, Winter. 98 S. 8.

Mit dem bekannten altchristlichen Bußedikt hängt eine Reihe von Fragen zusammen, deren Lösung durch den Bonner Dogmatiker Gerhard Esser in den theologischen Fachkreisen viel Anklang gefunden hat. Dem gegenüber nimmt H. Koch eine ablehnende Haltung ein und hat die Ergebnisse, zu denen er gelangt ist, mit eingehender Begründung in der obengenannten Schrift niedergelegt. Im ersten Abschnitte, der das „Edikt" und die Vergebung der Kapitalsünden behandelt (S. 9—46), wird 1. auf

Selbstwidersprüche der Forscher, im besonderen Essers, hingewiesen. 2. Ausgerechnet montanistisch brauche die sittliche Auffassung des sogenannten Aposteldekretes bei Tertullian nicht zu sein. Auch die Dreizahl der Todsünden sei nicht montanistisch, sondern kirchlich — bis zum „Edikt". Aus Tertullians Schrift De patientia 5 ersehe man, daß die drei Hauptsünden: Mord, Unzucht und Götzendienst und der Begriff eines *delinquere in Deum* zur katholischen Gedankenwelt gehören und nicht erst in De pudicitia auftauchen. Essers Urteil über Tertullians Beweisart in diesem Falle sei jedenfalls übertrieben, ungerecht und ungeschichtlich. Die Zählung im Dekalog habe von jeher geschwankt. Die strengere „Neigung" katholischer Kreise bezüglich der Fleischessünder sei nur erklärlich, wenn bisher ihr Ausschluß üblich gewesen war. 3. Aus Apol. 39 gehe auf jeden Fall hervor, daß auf gewisse Sünden „Relegation", d. h. dauernder Ausschluß aus der Gebets- und Sakramentsgemeinschaft gesetzt war. Wir seien wissenschaftlich vollständig berechtigt, die Schrift De paenitentia nach anderweitigen Nachrichten und Anhaltspunkten zu ergänzen, statt diese nach De paen. zu deuten. 4. Aus De pud., im Lichte von Apol. 2 und 44, De idol. 24 und der (jetzt allgemein in das Jahr 211 verlegten) Schrift De corona militis, ergebe sich, daß damals Katholiken und Montanisten in der Bestrafung der Götzendiener, Fleischessünder und Mörder mit (dauerndem) Ausschluß noch einig waren. 5. In De monog. sei die von der Kirche nachsichtig beurteilte Fleischesschwäche nur die zweite Ehe. Genau so stehe die Sache noch in De ieiunio. Von einer Lossprechung bei Ehebruch und Unzucht sei nicht die Rede. Es ergebe sich die Reihenfolge: De monog., De ieiun., De pud. und daß die Kirche zur Zeit von De ieiun. von Ehebruch und Unkeuschheit noch nicht lossprach. Die auch De monog. 15 wie schon De cor. mil. 11 und im Apologeticum, nicht erst in De pud. gemachte Äußerung, daß die Kirche bei Glaubensverleugnung die Wiederaufnahme verweigere, wiederhole er in De pud. und seine Voraussage der Folge des verhängnisvollen Erlasses setze voraus, daß bei erschwerter und widernatürlicher Unzucht die Aufnahme noch immer verweigert wurde. Auch die Ausführungen De pud. 1, 15 lassen nach des Verf. Ansicht durchblicken, daß die Kirche die Vergebung bei Ehebruch und Unkeuschheit sich erst in einer Schwächeanwandlung abringen ließ. Tatsächlich hätten sich die Katholiken selber auf eine solche Gepflogenheit nicht berufen. 6. Die Frucht, die Tertullian in der Bußschrift in Aussicht stellt, könne nicht die kirchliche Wiederaufnahme, sondern nur die göttliche Begnadigung sein. Die von Esser angeführten Wendungen können, meint der Verf., sehr wohl die Wiederherstellung des früheren Verhältnisses ohne kirchliche Wiederaufnahme bezeichnen. Ähnlich verhalte es sich mit den Äußerungen in De patientia, die Esser als Beleg für eine frühere mildere Stimmung Tertullians anführt. Es sei auch nicht so, daß er in De paen. auch bei schweren Sünden eine kirchliche Wiederaufnahme kenne, weil er die göttliche Verzeihung annehme, der jene nachfolge. Betreffs der schwierigen Stelle De paen. 7, 10 werde man sich bei der Erklärung Funks beruhigen dürfen. 7. Trotz seiner Bekenntnisse De pud. 1, 10 ff. müsse Tertullian nicht früher eine kirchliche Wiederaufnahme der schweren Sünder bekundet haben. Eine kirchliche Hilfe auf dem Totenbette, die aber keine wirkliche Ausübung der kirchlichen Rechte vor der Gemeinde brachte, werde auch für die Zeit vor dem Erlasse als unter Umständen möglich zugegeben werden müssen. Aber auch ohne Todesgefahr seien außerordentliche, namentlich durch Märtyrerspruch veranlaßte Wiederaufnahmen vorgekommen. Der Bußstreit sei ein Abschnitt aus dem Kampf zwischen „Amt" und „Geist", und damit aus der Geschichte der Katholisierung der Kirche. Da im Vorwort S. 2 gewisse eben besprochene Ausführungen vom Verf. selbst als vielleicht gelungene Beiträge zur schärferen Erfassung und besseren Beleuchtung manches Zusammenhangs erklärt werden, schien es geboten, im Berichte über diesen Teil den Gang der Untersuchung genauer darzulegen. Im weiteren wird, schon zur Vermeidung unverhältnismäßiger Ausdehnung des Berichtes, davon abgesehen werden dürfen. Es genüge die Feststellung, daß dem Verf. nach der im zweiten Abschnitte (S. 47—59) gegebenen Begründung Kallist als Urheber des „Ediktes" gilt, nicht Zephyrin, für den Esser zuletzt sich entschieden hat. Gegner in der Schrift De pud. ist (nach der zusammenfassenden Erklärung am Schlusse des dritten Abschnittes S. 69) der Urheber des „Ediktes" und mit ihm jeder nach seinem Beispiel handelnde katholische Bischof und jeder damit einverstandene Katholik. Das Ergebnis des vierten Abschnittes ist der

Hauptsache nach in den Worten S. 97 gegeben: Aus Tertullian ist demnach für einen römischen Lehr- und Rechtsprimat nichts zu gewinnen. Der Text ist ständig von kürzeren oder längeren Anmerkungen begleitet, in denen die einschlägige Literatur sorgfältige Berücksichtigung gefunden hat. Nun werden die Vertreter der Theologie, in deren Bereich diese Fragen eigentlich fallen, sich darüber zu äußern haben.

Wien. R. Bitschofsky.

Fr. W. v. Bissing, Die Datierung der Petrieschen Sinaiinschriften. (Sitzungsber. der Bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-philol. u. histor. Klasse 1920, 9.) München 1920. 22 S.

Zu dem aufsehenerregenden Funde Petries im Minengebiete der Sinaihalbinsel äußert sich hier der bekannte Ägyptologe. Auf Grund besonnener Überlegungen und Nachprüfungen sieht er sich veranlaßt, vor allem das von R. Eisler angenommene Alter der Inschriften (vgl. diese Wochenschr. 1920 Sp. 1184 ff.) wesentlich herabzusetzen, und meint, daß sie höchstens aus dem letzten Drittel des 2. Jahrtausends v. Chr. stammen. Ebenso wie ich es a. a. O. getan habe, lehnt er Eislers Vermutung, die Keniter hätten sich in ihnen betätigt, ab und bezweifelt einige Lesungen. Trotzdem bleibt Eislers Verdienst, als erster die Frage gründlich erörtert zu haben, bestehen. Aber für alle weiteren Untersuchungen und Forschungen müssen die wichtigen Ausführungen des Verf. berücksichtigt werden.

Dresden. Peter Thomsen.

Rudolf Knopf, Einführung in das Neue Testament. (Sammlung Töpelmann. 1. Gruppe: Die Theologie im Abriß, Bd. 2.) Gießen 1919, Töpelmann. XII, 394 S. Geb. 14 M.

Im Januar 1920 ist der Verf. dieser Einführung im besten Mannesalter gestorben. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die neutestamentliche Wissenschaft. Was er für sie bedeutete und in Zukunft zu leisten versprach, erkennt man aus dieser seiner letzten größeren Arbeit. Sie ist in jeder Beziehung mustergültig. Mit eingehendster und umfassender Sachkenntnis verbindet sich hier ein wunderbares Geschick, die große Stoffmasse übersichtlich zu ordnen, anschaulich darzustellen und anziehend, ja geradezu fesselnd zu berichten. Mit Recht hebt der Verf. hervor, daß die wesentlichen neueren Fortschritte der Philologie und der Verwendung ihrer Arbeitsweise und Ergebnisse zu verdanken sind. Gerade darum wird auch der Philologe die ausführlichen Abschnitte über Textkritik und Kanongeschichte gern lesen. Zu der Einleitung in das Neue Testament, mit der übrigens auch die Besprechung der apostolischen, apokryphen und der ältesten apologetischen Schriften verbunden ist, tritt eine in ihrer Kürze und Sicherheit unübertreffliche Geschichte des neutestamentlichen Zeitalters, in der u. a. auch die griechische Philosophie behandelt wird. Die wissenschaftlichen Arbeiten des In- und Auslandes sind mit größter Genauigkeit gebucht. Alles in allem: ein Buch, das dem Käufer für wenig Geld eine ganze Bibliothek ersetzt, ihm zuverlässige Kenntnisse vermittelt und ihn zu eignem Forschen aufs beste anregt.

Dresden. Peter Thomsen.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Journal. XV, 6.

(326) **J. A. Scott**, The Reasons which have convinced me of Homeric Unity. Sc. lehnt die Arbeiten von Mülder, Robert, Bethe, Wilamowitz über den Ursprung der Ilias und über ihre Urgestalt als sich gegenseitig aufhebend ab. Er betrachtet ferner zuerst linguistische Bedenken, die gegen die Einheit des Dichters der Ilias und Odyssee angeführt werden: Odysseeworte in der Ilias, Verwendung von Abstrakten. Hier weist er auf die falschen Statistikzahlen hin: Abstrakte auf σύνη, ίη, τύς hat die Ilias nicht, wie Croiset will, 39, sondern 78, die Odyssee 81. Die Phrase ἠΰς τε μέγας τε steht in der Ilias 8 (nicht 25!), in der Odyssee 3 mal. Hiatus in der diaeresis bucolica gibt es in der Ilias 60, in der Odyssee 66 mal. Der adjektivische Gebrauch von οὐδέν findet sich nur 2 mal in der Ilias, in der Odyssee aber in keinem sicheren Beispiele. Der bestimmte Artikel ist entgegen der gewöhnlichen Annahme in der Ilias häufiger als in der Odyssee: berechnet auf die Länge der Gedichte kommt ein bestimmter Artikel auf 72 Verse Ilias und auf — 71 Verse Odyssee! Verf. gibt noch mehr Beispiele, daß die den Behauptungen der Statistik zugrunde liegenden Zahlen ungenau, ja ganz irreführend sind. Oft beruht auch ein behaupteter Unterschied zwischen Odyssee und Ilias auf falschen wissenschaftlichen Voraussetzungen: so z. B. die Annahme, daß Telemachs Reise in den Sommer fallen müsse, aber die Fahrt des Odysseus in den späten Herbst. Die Beziehungen zu den westgriechischen Kolonialländern, die die Odyssee verrät, zwingen nicht, dies Gedicht spät anzusetzen: denn Ausgrabungen in Bruttium zeigen, daß griechische Händler und Schiffer schon lange vor der 1. Olympiade zu Unteritalien Beziehungen hatten. Auch die Gedanken von der verschiedenen Benutzung der Gleichnisse und der verschiedenen Behandlung der Sänger in Odyssee und Ilias zeigen sich bei genauerer Prüfung nicht geeignet, zu chorizontischer Meinung zu führen. Auch bei Nebeneinandergebrauch von

Dingen, die sich eigentlich in ein und derselben Kultur ausschließen, ist nicht gleich an Dichterverschiedenheit zu denken: Verf. führt Beispiele aus Shakespeare und Milton an. Man erinnere sich immer, daß das, was der Dichter spricht, Poesie ist. Meist rückt auch Homer die einzelne Szene so in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Hörers, daß Inkonsequenzen nicht zu verwundern sind: Inconsistencies are the privilege of genius! Homer is no mere inconsistent than life. Endlich stellt Verf. noch zusammen, was für Einzelheiten metrischer, sprachlicher, inhaltlicher, kompositioneller Natur beide Werke gemeinsam haben. So ist Homer der Dichter unsrer Ilias und Odyssee, wie es schließlich auch schon Aristoteles nicht anders wußte! — (340) **L. J. Paetow**, Latin as a Universal Language. Setzt sich ein dafür, daß Latein als die alle verbindende Weltsprache allgemein angenommen wird. Auszugehen sei dabei vom mittelalterlichen Latein des 12./13. Jahrh. n. Chr. — (350) **E. T. Sage**, The Non-Virgilian Aeneas. Stellt zusammen, wie die Person des Aeneas in der Literatur eingewirkt hat; nicht wird dabei berücksichtigt, wie Virgil den Charakter des Helden ausgestaltet hat. S. beginnt mit einer „Biographie" des Aeneas (nach der Ilias; auch Dictys, Dares, Posthomerica des Tzetzes usw. werden berücksichtigt). Dann wird die Art des Mannes betrachtet und die Form des Helden, die Virgil ihm gegeben hat, kurz besprochen. Es wird festgestellt, daß der nichtvirgilische Aeneas dagegen unpersönlich ist und der frischen Wirklichkeit entbehrt. — (358) **A. P. Mac Kinley**, The Correlation of Latin and English. Die guten Resultate, die das Lateinlernen für die Kenntnis und Beherrschung der englischen Muttersprache ergibt, dargetan an der Art der Behandlung des Latein an der Lincoln High School, Portland, Oregon. — (365) **L. B. Lawler**, Rex Helvetiorum. Ein kleines Drama, geschrieben für Lateinschüler im 2. Jahre. — Notes: (368) **G. M. Bolling**, A Reply to Professor Scott (Class. Journ. XV [1920] S. 239 ff.). Es wird festgestellt, daß die Formel ἠΰς τε μέγας τε neben achtmal in der Ilias nur einmal in der Odyssee vorkommt (IX 508). B. übt an den Rechnungen Scotts Kritik, der nicht genug die verschiedene Länge der Ilias (15693 Verse) und der Odyssee (12110 Verse) in Betracht ziehe. — (369) **J. A. Scott**, A Final Note on Croiset and Professor Bolling. Scotts Nachweis, daß die Statistiken bei Croiset nicht brauchbar sind, ist durch Bolling nur bestätigt worden. — (370) **J. A. Scott**, Herodotus and the Fertility of Babylonia. Die Angaben Herodots I 193 über märchenhaft hohe Ernteerträge in Babylonien wird dem Verf. verständlich und glaubhaft durch die neuerdings (z. T. im Kriege) gemachte Feststellung, daß der Alluvialboden nördlich des Persischen Golfes noch in 75 Fuß (engl.) genau so reich und fruchtbar ist, wie an der Oberfläche, sowie daß der Gehalt an aufgelöstem Kalkstein im Wasser der großen Flüsse und im Boden 15 Prozent beträgt (Willcocks, Geographical Journal, 1910, S. 10). Beobachtungen an Feldern in den Vereinigten Staaten, denen Kalk zugeführt wurde, ergaben fünfmal größere Ernten als ohne solche Düngung. — (372) **J. B. Pike**, Cenat Adulteria im Suetonius. Das Zitat aus einem Pasquill auf ein Gastmahl, das Kaiser Augustus veranstaltete, dum nova divorum cenat adulteria (Suet. Aug. 70) wird erklärt: he dines the rôle, i. e. gives a dinner representing the debaucheries (Ausschweifungen) of the gods. Es handelt sich also um ein Wortspiel mit cenare. Daher kommt es gar nicht darauf an, ob sonst noch lateinisch cenare mit Acc. vorkommt, wie andere Erklärer verlangten.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Albertus Magnus, De animalibus libri XXVI nach der Cölner Urschrift. Hrsg. von H. Stadler. II. Bd., Buch XIII—XXVI enthaltend: *L. Z.* 24 Sp. 455. Inhaltsangabe von *Ad. St.*

Bryce, J., World history: *Hist. Z.* 124, 1 S. 89 ff. Besprochen von *F. Liebermann.*

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Erkl. von Fr. Kraner und W. Dittenberger. 17. vollst. umgearb. A. von H. Meusel. 2. u. 3. Bd.: *L. Z.* 458 f. 'Die reife Frucht einer langen, hingebungsvollen Lebensarbeit'. *M.*

Ciccotti, E., Griechische Geschichte: *Hist. Z.* 124 S. 104 f. 'Flüchtiges, dem besonderen Zweck wenig entsprechendes Kompendium ohne wissenschaftliches Verdienst und in abscheulichem Übersetzerstil'. *E. Hohl.*

Cladder, H. J., Unsere Evangelien. Akademische Vorträge. 1. Reihe: Zur Literaturgeschichte der Evangelien: *D. L.-Z.* 10 Sp. 145. Besprochen von *W. Koch.*

Delitzsch, F., Die große Täuschung. Kritische Betrachtungen zu den alttest. Berichten über Isreals Eindringen in Kanaan, die Gottesoffenbarung vom Sinai und die Wirksamkeit der Propheten: *D. L.-Z.* 11/12 Sp. 153 ff. Im allgemeinen abgelehnt von *H. Meinhold.*

Frazer, J. G., Folk-lore in the Old-Testament. Studies in comparative religion, legend and law: *Museum* 28, 3 S. 177 f. 'Der außerordentlich belesene Verf. spendet aus seiner Fülle, wofür wir dankbar sein müssen. Großer methodischer Unterschied zwischen Robertson Smith und Fr., dessen Gegenstand ist „Vergleichende Anatomie des menschlichen Geistes"'. *A. J. Wensinck.*

Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums: *D. L.-Z.* 10 Sp 144 f. 'Lebendig und gemeinverständlich geschrieben und zugleich durch einen reichen Anhang von Anmerkungen trefflich einführend in die Quellen und in die Tendenzen der modernen Forschung'. *M. Gelzer.*

Güntert, H., Kalypso. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen auf dem Gebiet der indogerm. Sprachen: *D L.-Z.* 11/12 Sp. 165 ff. Bedenken geäußert von *E. Hermann.*

Hagemann, A., Griechische Panzerung. Eine entwicklungsgeschichtliche Studie zur antiken Bewaffnung. I. Teil: Der Metallharnisch: *L. Z.* 24 Sp. 461 f. Trotz der Wiederholungen und der Breite der Darstellung wird die Brauchbarkeit hervorgehoben von *B. Schweitzer.* — *Museum*: 28, 3 S. 183 f. 'Sorgfältig gearbeitet'. *J. Six.*

Kornemann, E., Mausoleum und Tatenbericht des Augustus: *L. Z.* 24 Sp. 459. Wenn auch das Hauptresultat abzulehnen ist, 'so fällt dennoch mancher Gewinn ab, da die Untersuchung an guten Beobachtungen aller Art reich ist'. *A. Stein.*

M. Manilii Astronomicon liber quartus, rec. et enarravit A. E. Housman: *Museum* 28, 3 S. 173 ff. 'Scharfsinnig und gelehrt, aber nicht frei von Irrtümern'. *J. van Wageningen.*

Mentz, A., Geschichte der griechisch-römischen Schrift bis zur Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern: *Hist. Z.* 124, 1 S. 97 ff. 'Entspricht einem dringenden Bedüfnis; zusammenhängende Schriftgeschichte'. *Brandi.*

Möller, H., Die semitisch-vorindogermanischen laryngalen Konsonanten. (Kgl. Danske Vidensk. Selsk. Skrifter, 7. Raekke, Historisk og Filosofisk Afd. IV 1.): *Museum* 28, 3 S. 169—172. Über diese Schrift des Verfassers des offenen Briefes an Meillet: Sul problema della parentela delle lingue (Bologna 1915), in der er seine aus den Werken „Semitisch und Indogermanisch, I. Konsonanten" (1906) und „Vergleichendes indogermanisch-semitisches Wörterbuch" (1911) bekannte Stellungnahme weiter zu begründen sucht, erstattet Bericht mit einzelnen Ausstellungen *Fr. Muller Izn.*

Ritter, M., Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft. An den führenden Werken betrachtet: *Hist. Z.* 124, 1 S. 75 ff. 'Die griechische und römische Geschichtschreibung erscheint in wesentlicher Umarbeitung'. Als 'zuverlässiger Kompaß' bezeichnet von *H. Oncken.*

Studnizka, F., Das Bildnis Menanders: *D. L.-Z.* 14 Sp. 204 f. Trotz 'der Menge von Anregungen und Belehrungen' abgelehnt von *G. Lippold.*

v. Sybel, L., Frühchristliche Kunst. Leitfaden ihrer Entwicklung: *Hist. Z.* 124, 1 S. 105 ff. 'Eine unendliche Fülle von Anregungen enthalten diese wenigen Seiten'. *R. Pagenstecher.*

Thukydides erklärt von J. Classen. 1. Bd.: Einleitung. I. Buch. 5. Aufl. bearb. von J. Steup: *Museum* 28, 3 S. 172 f. Gelobt von *R. Leyds.*

Überweg, F., Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums. 1. Teil: Das Altertum. 11. vollst. neubearb. u. stark verm. Aufl. hrsg. v. K. Praechter: *D. L.-Z.* 10 Sp. 137 ff. 'Nicht nur das Handbuch par excellence, sondern zurzeit die einzige, dem Stande unsseres Wissens angemessene Gesamtdarstellung auf exakter Grundlage'. *W. Jaeger.*

Ungnad, A., Briefe König Hammurapis (2123—2081 v. Chr.): *D. L.-Z.* 10 Sp. 149 f. 'Versucht in der Einleitung ein Kulturbild der ganzen Periode zu entrollen'. *B. Meißner.*

Veith, G., Die Feldzüge des C. Julius Caesar Octavianus in Illyrien in den Jahren 35—33 v. Chr.: *D. L.-Z.* 14 Sp. 205 ff. Die Überzeugung, 'daß hier etwas Abschließendes geleistet worden ist', vertritt *R. Grosse.*

Windelband, W., Platon. 6. Aufl.: *D. L.-Z.* 14 Sp. 203. 'Unveränderte Form'.

Mitteilungen.

Die Angleichung bei refert und interest.

Es möchte bedenklich erscheinen, zu den 70 und mehr Erklärungen von refert und interest noch eine neue hinzuzufügen; aber wenn es bisher nicht gelang, die rechte Lösung zu finden, so bleibt schon nichts weiter übrig, als die Untersuchung fortzuführen.

1. Den rechten Weg zum Ziele hin hat man seit alter Zeit insofern eingeschlagen, als angenommen wurde, in dem rē von refert sei das Substantiv res enthalten. So hat es schon Verrius Flaccus zu Augustus' Zeit angesehen, so auch Donat, und ebenso, auf die alten Grammatiker zurückgreifend, vor bald hundert Jahren Karl Reisig in seinen Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft. Und denselben Ausgangspunkt haben die Forscher bis in die neueste Zeit immer wieder genommen, aber auseinandergegangen sind sie nach verschiedenen Richtungen, sobald es darauf ankam, festzustellen, welcher Kasus von res in rē-fert zu suchen sei, und wie dieser Kasus mit dem Verbum ferre in Verbindung kam. V. Flaccus hielt das rē- für einen Dativ, Reisig für einen Ablativ: rē fert mea „es bringt in meiner Sache etwas". Fr. Schöll hat dann refert gedeutet als ex mea re fert, Karl Brugmann als entstanden aus meas res fert = ad meas res fert. A. Reifferscheid hingegen ließ mea refert hervorgehen aus meai rei fert, nahm also eigentlich die Erklärung des Flaccus wieder auf, bis endlich Fr. Skutsch, ein sonst so gründlicher und vorsichtiger Forscher, die unwahrscheinlichste Lösung brachte: mea res fert.

Wie kommt es, so fragen wir, daß man trotz immer erneuter Versuche nicht zu einer Deutung gelangt ist, die wirklich befriedigte? Eine Antwort läßt sich leicht geben, wenn man syntaktische Verbindungen nach der Art von mea refert auf ihre Entstehung hin genauer ansieht. Es sind Wendungen, welche eine starke grammatische Unregelmäßigkeit aufweisen und so der Forschung die Aufgabe stellen, zu zeigen, wie die Abweichung vom geltenden Sprachgebrauch zustande kam, in unserem Falle wie bei mea refert rē als Kasus von res, in Verbindung mit dem Verb, zu einer Art von Präfix werden konnte.

Man nehme z. B. aus Fr. Reuters Franzosentid, was Mamsell Westphalen zu Friedrich sagt: „Wat gellen mi den Franzosen sin Hosen an . . ?" Volks-A. 3, 241. Wir können wohl verstehen, daß es heißt: „Wat gellen mi den Franzosen sin Hosen

. . ?", wie denn Onkel Bräsig (3,416) sagt: „gele Stulpen sollen doch man gellen", aber wie kommt, so muß man fragen, zu gellen (gelten) die Präposition an? Die Antwort lautet kurz: Es liegt eine Vermischung vor der beiden gleichwertigen Ausdrucksformen: „Was gelten mir . . ?" und „Was gehen mich an . . ?" Der Sprecher, dem beide Möglichkeiten des Ausdrucks vorschweben, gleitet im Aussprechen von der ersten zu der zweiten hinüber und schließt so mit einem an, dem Endstück der zweiten Wendung, so daß nun die Verbindung: „Wat gellen mi . . an" herauskommt.

Ähnlich steht es, wenn der Lateiner sagt alicui foro interdicere. Wir erwarten zu interdicere untersagen, verbieten einen Akkusativ und verstehen den Ablativ foro nur, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Äußerung berechnet war auf die Wendung alicui forum interdicere, daß aber, sobald, in Gedanken eben an interdicere, der Dativ ausgesprochen war, sich die andere Ausdrucksform intercludere oder prohibere aliquem foro eindrängte und so eine grammatisch eigentlich unzulässige Konstruktion ergab. — Formelhaft ließe sich der Hergang in den beiden Fällen so veranschaulichen: 1. Wat gellen mi . . . an = Wat gellen mi ∾ wat gehn mi an[1]); 2. foro interdicere alicui = foro intercludere aliquem ∾ forum alicui interdicere.

Wenn Cäsar b. G. 1, 54 sagt: Ubii qui proximi Rhenum incolunt, dann ist der Akkus. Rhenum von proximi so abhängig, als wenn dieses eine Präposition wäre, und wir haben die Angleichung so zu deuten: Proximi Rhenum incolunt = Proximi Rheno incolunt ∾ proxime Rhenum incolunt. Tatsächlich ist hier proximus zur Rolle einer Präposition gekommen, als im Verlauf des Sprechens die Vorstellung von proximi Rheno in diejenige von proxime Rhenum hinübersprang. — Und proxime (wie prope) gelangten auf dieselbe Weise zu der Bedeutung einer Präposition, was man sich so denken mag: fons erat prope urbem = fons erat prope urbi ∾ fons erat apud (ante) urbem. Es ist genau wie im Deutschen, wenn nächst (nahe) den Rang einer Präposition erhalten: „Nächst der Brücke" (Schiller) ∾ „bei der Brücke"; nur daß hier nächst mit bei in der Kasuskonstruktion übereinstimmt. — Hinwiederum fons prope ab urbe erat erklären wir aus dieser psychologischen Verknüpfung: fons prope urbi erat ∾ fons non longe ab urbe (ab)erat.

Es wird dem Leser leicht sein, den angeführten Beispielen andere ähnlicher Art anzureihen, man wird es darum, so hoffen wir, nicht zu kühn finden, wenn wir auf Grund der angezogenen Fälle den Satz aufstellen: „Syntaktische Verbindungen finden ihre Deutung, indem man die sachlich gleichwertigen und darum wechselweise gebrauchten Wendungen aufsucht, welche die neue Ausdrucksweise hergegeben haben". Ausdrücke, welche sachlich gleichwertig sind, können grammatisch und logisch sehr verschieden sein; daher kommt es dann, daß die psychologische Verknüpfung oft ein sprachlich scheinbar anstößiges Ergebnis hat. Es ist die Aufgabe einer gesunden, psychologisch vorgehenden Sprachforschung, das Widerspruchsvolle solcher Hergänge als das Natürliche aufzuweisen.

Wenden wir uns hiernach zu den bisherigen Erklärungen von mea, tua rēfert zurück, so läßt sich der Mangel des eingeschlagenen Verfahrens leicht erkennen: er besteht darin, daß man refert in die beiden Teile rē und fert zerlegte und in irgendeiner grammatischen Beziehung beider Wortstücke zueinander schon glaubte die Lösung finden zu müssen. Die Sache wurde nur noch verwickelter, als man nach neuer Weise auch die Lautgesetze in Bewegung brachte, als z. B. Skutsch in mea res fert das s von res lautgesetzlich verschwinden ließ und damit doch eben nur meā rē fert erhielt, woraus die Entstehung von meā rēfert kaum wahrscheinlich zu machen ist.

Wir unsererseits schlagen den Weg ein, zu dem uns die vorher angestellten Erwägungen über syntaktische Ausdrucksformen hinleiteten, und suchen die sinnverwandten Wendungen auf, aus welchen die neue Worteinheit refert auf dem Wege der Angleichung erwachsen konnte. Wir finden die eine in den vielen Verbindungen, welche usus est und opus est zum Ausdruck des Notwendigen, Erforderlichen, z. B. bei Plautus, eingehen, und setzen so an: tua re non usus (opus) est = „deiner Sache bedarf es nicht, auf dich kommt es hier nicht an"; die andere sachlich gleichwertige Wendung wäre: tibi id nihil rĕfert = „das trägt dir nichts ein, kommt für dich nicht in Betracht"; beide Sprechformen kämen auf das prosaische „das geht dich nichts an" hinaus, und es ist leicht begreiflich, daß der Sprecher, der oft zwischen beiden gewechselt hatte, im Sprechen selbst, während er die eine herausbringen wollte, durch den Zwang der Ideenassoziation unvermerkt zur zweiten hinübergelenkt wurde und so der ersteren ein Stück der zweiten anpaßte. Den Ausgangspunkt für die Anbildung des einen Ausdrucks an den andern werden wir in der Frageform zu suchen haben, wobei ins Gewicht fällt, daß man statt quid tua re usus est gewöhnlich quid tua re? wird gesagt haben, indem dabei das usus est durch Miene und Geberde ersetzt wurde. Wir hätten daher die Formel: quid tua refert = quid tua rē ∾ quid istuc tibi rĕfert? Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, daß in rēfert der Ablativ von res enthalten ist; aber in dem Augenblick, wo quid tua rēfert? nach dem Muster von quid id tibi rĕfert umgeformt wurde, war rē- auch schon kein Substantivkasus mehr, sondern wurde als Stück eines Kompositums, als ein neues Präfix empfunden.

[1]) ∾ = simile angeglichen an; ‿ die Klammer die Worte oder Wortstücke bezeichnend, welche die neue Einheit des Ausdrucks ausmachen.

Ein rēfert in dem Sinne „es trägt ein, es erbringt“, ein wirtschaftlich rechnerischer Ausdruck, wird von den Wörterbüchern der Neuzeit nicht aufgeführt, Pareus aber hat es im Lexikon Plaut. mit der Angabe prodesse, utile esse necesse esse. Es findet sich z. B. Truc. 71, Epid. 116 u. s. Von Personen gebraucht, hat es sich erhalten in der Wendung gratiam referre. Unpersönlich könnte auch diese Sprechform noch vorliegen bei Lucil. L. 795: quod te intro misi, gratiam referat mihi. Wenn das unpersönliche rēfert dann der Sprache verloren ging, so lag der Grund eben darin, daß es in rēfert seinen Ersatz gefunden hatte.

Die Entstehung von rēfert, wie wir sie kennengelernt, macht nun auch verständlich, daß es in alter Zeit nur mit den Possessivpronominen mea, tua usw., nicht aber mit dem Genitiv eines Substantivs verbunden wurde: weil das rē- als ein Präfix gefühlt wurde, so hatte es eben seine alte Substantivkraft eingebüßt.

2. So weit die Entstehung von mea refert. Damit ist aber zugleich auch das Rätsel von m e a i n t e r e s t gelöst. Vorweg bleibt zu bemerken: Die Schulgrammatiken geben im allgemeinen als Regel an, rēfert richte sich in seiner Konstruktion nach interest; die Sache liegt vielmehr umgekehrt so, daß mea interest nach dem Muster von mea rēfert entstanden ist. Wie es dabei hergegangen, läßt sich unschwer erkennen. Wir sahen, wie sich die ursprüngliche Verknüpfung von mea rē bei quid mea rē (usus est)? löste durch das Aufkommen von quid mea rēfert und durch die neue Bindung rē‿fert; äußerlich kommt dies auch dadurch zum Ausdruck, daß bei Plautus und Terenz dem rēfert das Pronomen mea, tua nicht unmittelbar vorauszugehen pflegt, sondern daß es mit kurzen Einschiebungen heißt: mea istuc nihil refert; mea nihil refert; id mea minime refert[2]). Und dieses Aufhören des alten Zusammenhanges tritt noch deutlicher darin zutage, daß es bei den Komikern fortan statt quid id tua refert? sehr häufig ohne Verbalbezeichnung heißt: quid mea? quid tua? quid nostra?

In diesem quid tua? nun haben wir die eine Wendung, die zu tua interest „dir liegt daran“ geführt hat. Die andere ist interest „es ist etwas dazwischen, es macht einen Unterschied“. Schon bei Plaut. findet es sich so, häufiger noch bei Terenz. Was war da natürlicher, als daß aus den Wendungen quid mea, quid tua? einerseits und quid id tibi interest? andererseits auch quid mea, quid tua interest? entstand. Wir setzen also an: quid tua interest = quid tua (refert) ∾ quid tibi interest?

3. Begreifen wir so, wie der alte Ablativ mea von mea refert her auch in der Bindung mit interest erscheint[3]), so bleibt nunmehr um so auffälliger, daß interest auch den Genitiv sowohl eines Substantivs als eines Pronomens bei sich hat, daß es nicht bloß heißt Romanorum interest, sondern auch eius interest, omnium interest. Hier hat den richtigen Zusammenhang zuerst gesehen August Teuber, Ztschr. f. Gymnasialwesen 1879 S. 431 ff. Er erklärte nämlich Romanorum interest aus in rem Romanorum est, und das war ein höchst fruchtbarer Gedanke. Wenn er freilich aus in rem est Romanorum, unmittelbar und lautlich verstanden, interest selbst hervorgehen ließ, so daß in r'(em) est zu in-t-rest geworden wäre, so können wir ihm auf diesem Wege nicht folgen[4]). Wir sehen vielmehr in diesem interest mit dem Genitiv das alte interest „es ist ein Unterschied, hat etwas zu bedeuten“, nur daß es eben, weil sachlich, gleichwertig mit in rem est, auch dessen Konstruktion angenommen hat. Die alten Grammatiker sprechen in solchem Falle, gar nicht unverständig, von einer constructio ad synesim, und wenn wir den Hergang als Angleichung bezeichnen, so kommt das im Wesen auf dasselbe hinaus. „Alles Gescheite“, sagt Goethe, „ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken“. Unser Ansatz lautet demnach: Interest Romanorum Carthaginem deleri = interest Romanis C. d. ∾ in rem est Romanorum C. d. — Die Wendung in rem alicuius est „es ist zum Nutzen jemandes, ist vorteilhaft für jemand“, findet sich schon bei Terenz und ist in späterer Literatur häufig anzutreffen, wenn sich auch wird beobachten lassen, daß oft eben interest seine Stelle einnimmt.

Wir glauben hiermit die Hauptfragen, welche sich bei refert und interest erheben, zutreffend beantwortet zu haben. Das Ergebnis ist kurz und übersichtlich:

1. Q u i d t u a r ē f e r t e n t s t a n d e n d u r c h A n g l e i c h u n g v o n q u i d t u a r e (u s u s e s t) a n q u i d m i h i r ē f e r t.
2. Q u i d t u a i n t e r e s t e i n e A n g l e i c h u n g v o n q u i d t u a r ē f e r t a n q u i d t i b i i n t e r e s t.
3. I n t e r e s t R o m a n o r u m . . . e n t s t a n d e n a u s i n t e r e s t R o m a n i s m i t U m b i l d u n g n a c h d e m M u s t e r v o n i n r e m e s t R o m a n o r u m.

Wo sich sonst bei der Konstruktion von refert und interest Auffälliges findet, ist es in ähnlicher Weise zu behandeln, d. h. es bleibt immer der sachlich gleichwertige Ausdruck aufzusuchen, durch welchen der Konstruktionswandel hervorgerufen wurde. So ist in der Wendung tua re non usus est zunächst usus Subjekt und danach erscheint id (istuc) tua non rēfert mit seinem id als ungewöhnlich; aber man vergleiche Plaut. Pers. 497: Do. Quid hae (tabellae) ad me? To. Immo ad te attinent et tua refert: hier steht offenbar refert als gleichbedeutend mit attinet,

---

[2]) Die Nachweise bei Bennet, Early Latin.

[3]) So verstand es auch schon Zumpt, Gr.[12] 297.

[4]) Die Teubersche Annahme war trotz allem nicht weniger wahrscheinlich als die von Schöll mit seinem ex re fert, so daß dieser Archiv f. lat. Lexikogr. II 203 keine Ursache hatte, sich über Teuber lustig zu machen.

kein Wunder daher, daß wir wenige Verse weiter, 512, lesen: Quid id ad me aut ad meam rem refert Es ist offenbar, daß attinet das Vorbild abgegeben hat, wenn zu refert ein id als Subjekt vorkommt. —

Und heißt es Hor. Sat. 1, 1, 49: Vel dic, quid referat intra naturae fines viventi, so hat refert die Erbschaft des alten interest „es macht einen Unterschied" auch mitangetreten, während früher allein interest unter dem Einfluß von refert stand. — Interest und refert sind so sinngleich geworden „es liegt an etwas, ist von Wert"; so kommt es denn auch, daß sich Ausdrücke für Wertangaben einmischen, wie multum valet, magni est usw., und daß man fortan auch sagt multum refert, interest; magni refert, interest. —

Mit einem „Genit. definitivus" ist doch nichts erklärt, wenn man bei Quintil. 9, 4, 44 findet: Sed plurimum refert compositionis, quae quibus anteponas „doch am meisten kommt es für die Abfassung (der Reden) auf die Reihenfolge der Teile an"; wer sich an den Zusammenhang von in rem est mit interest erinnert, begreift leicht, wie auch für refert sich die gleiche Wirkung einstellen mochte. — Wagt endlich Tacit. Ann. 15, 65: . . . non referre dedecori, si citharoedus demoveretur, so läßt sich leicht erkennen, daß eine Vermischung von non (nihil) refert oder ad decus nihil refert und dedecori non est „es gereicht nicht zur Schande" vorliegt. — Demnach wird man heute bei Cic. ad Att. 3, 19: Itaque in Epirum ad te statui me conferre; non qua mea interesset loci natura die Überlieferung des Textes kaum beanstanden: von id mea interest zu ea res mea interest hinüber ist ja doch sicher nur ein kurzer Schritt, mochte er auch immerhin zu Varros und Ciceros Zeit ungewöhnlich sein; nur für die Schriftsprache; der Briefstil gestaltet sich freier.

Unsere Aufgabe war, für refert-interest die ausstehende sachgerechte Erklärung der sprachlichen Hergänge zu erbringen. Vielleicht findet man, daß unsere Ausführungen für syntaktische Fragen überhaupt sich nützlich erweisen könnten; der Raum läßt leider eine weiter ausschauende Anwendung nicht zu. Nur eins dürfen wir wohl hinzufügen: es gibt immer noch hochachtbare Forscher, welche im Felde der Syntax auf eine logische Erklärung Gewicht legen; es gilt allein, syntaktische Verbindungen auf dem Wege der Historie psychologisch zu ergründen.

Neustettin. Christian Rogge.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

E. Cohn-Wiener, Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. 3. Aufl. I. Vom Altertum bis zur Gotik. II. Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Leipzig-Berlin, Teubner. Je 6 M. 80, geb. 8 M. 80

E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten. I. 3. A. Leipzig-Berlin, Teubner. 6 M. 80, geb. 8 M. 80.

A. Jolles, Polykrates. Berlin, Weidmann. 15 M.

E. Täubler, Die Vorgeschichte des zweiten punischen Kriegs. Berlin, Schwetschke & Sohn. 15 M.

Aus Brahmanas und Upanisaden. Übertragen und eingeleitet von A. Hillebrandt. Jena, Diederichs. 25 M., geb. 36 M.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 13. August. 1921. №. 33.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

Michael Wittmann, Die Ethik des Aristoteles. In ihrer systematischen Einheit und in ihrer geschichtlichen Stellung untersucht. Gedruckt mit Unterstützung der Samsonstiftung der Bayer. Akad. der Wiss. Regensburg 1920, Manz.

Die nikomachische Ethik des Aristoteles ist das bedeutsamste ethische Werk der Antike und zugleich der erste große systematische Versuch einer energistisch-teleologischen Ethik mit einer eigentümlichen Verschränkung von Güter-, Tugend- und auch Pflichtenlehre, mit einer Fülle von feinen Charakteranalysen und praktischen Lebensregeln, mit einer Einstellung, die vielfach typisch für griechische Denkart überhaupt ist. Kein Wunder, daß sich das Interesse immer wieder diesem Werke zuwendet, und es ist zu begrüßen, daß Wittmann die Ethik des Aristoteles in ihrem geschlossenen Zusammenhange in einem neuen Buche vorlegt. Der Verf. stellt sich die keineswegs niedrig begrenzte Aufgabe, was den systematischen Aufbau und die historische Einbettung betrifft, über alle vorhergehenden Arbeiten hinauszukommen. In der Tat wird man dem Buche nachrühmen müssen, daß es auf dem Gebiete der Erforschung der aristotelischen Ethik einen bedeutsamen und wesentlichen Fortschritt darstellt. Durch eindringende Analyse des Textes und seiner Deutung, durch Aufzeigung der historischen Einflüsse und der Anlässe des Entstehens mancher Partien ist es W. gelungen, wertvolle neue Ergebnisse zu ermitteln. Bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit hat jedoch der Kritiker die Verpflichtung, dort nicht zu schweigen, wo er eine andere Auslegung für sachlich gefordert hält. Inhaltsangabe und Kritik sollen in folgendem miteinander verbunden werden.

In der Einleitung charakterisiert W. die Ethik des Aristoteles durch einen Vergleich mit der der Neuzeit und betont zunächst die Eigenart der Problemstellung: Richtig bemerkt er, daß die aristotelische Betrachtungsweise noch nicht so abstrakt und der Gegenstand der ethischen Reflexion noch nicht in dem Maße isoliert und verselbständigt ist wie in der Neuzeit. Nicht annehmen wird man können, wenn W. behauptet, unmittelbares Objekt der aristotelischen Untersuchung sei nicht das sittlich Gute, sondern die Glückseligkeit; die aristotelische Ethik habe daher zunächst den Charakter einer Glückseligkeitslehre und erst auf dem Umwege über den Glückseligkeitsgedanken gelange sie zur eigentlich ethischen Materie, zur Tugend. Die aristotelische Ethik ist ihrem Ausgangspunkt nach, also zunächst Güterlehre. Aristoteles sucht das höchste Gut und bestimmt es als Eudaimonie, und erst durch die nähere Bestimmung des höchsten Gutes der Eudaimonie kommt er zur Tugendlehre. Der erste Satz der nikomach. Ethik bringt das deutlich zum Ausdruck, und das ganze erste Buch beweist

Die nächste Nummer erscheint als Doppelnummer 34/35 am 27. August.

es. Vom Begriff der Güter geht Aristoteles aus, um dann das höchste, für den Menschen zu verwirklichende Gut zu suchen. Und der Begriff der höchsten Güter gehört nach Aristoteles sehr wohl zur ethischen Materie. Vielleicht liegt in dieser Verkennung des Gütergedankens begründet, daß W. dem Wertgedanken, der bei Aristoteles stark wirksam ist, zu wenig Beachtung geschenkt hat. Mit Recht hebt W. die enge Verbindung der aristotelischen Ethik mit der Pädagogik und Politik hervor. Über die Methode des Aristoteles hätte man Eingehenderes gewünscht, ebenso eine stärkere Heranziehung der Politik.

Der erste Abschnitt behandelt die Glückseligkeit. Im ersten Teil wird man sich mit allem einverstanden erklären können, ausgenommen die Ausführungen S. 14. W. begeht hier einen Fehler, der sich auch sonst in seinem Buche wiederholt. Er charakterisiert den Unterschied zwischen Aristoteles und Platon derart gegensätzlich und schroff, wie er in Wirklichkeit nicht besteht. Er sieht sich dann selber genötigt, Einschränkungen zu machen. Nicht bloß für Aristoteles, auch für Platon ist die reale Erscheinungswelt der Gegenstand der Forschung; auch Platon erwartet vom tatsächlichen Menschheitsleben die Verwirklichung der Glückseligkeit. Der Unterschied besteht nur darin, daß Platon diese Verwirklichung ohne steten Aufblick zur Idee, zum Ideal, das die Lebenstätigkeit des Menschen inspiriert, nicht für möglich hält. Auch das Verhältnis des Aristoteles zu Sokrates ist des öfteren nicht glücklich bestimmt. Schuld daran ist, daß W. mit Max Heinze vor allem den Xenophontischen Bericht zur Grundlage seiner Sokratesauffassung macht, während doch die Sokratesforschung der Gegenwart mit Recht als primäre Quelle nur die frühplatonische Folge dargetan (vgl. Heinrich Maier, Adolf Busse, Ed. Schwartz) und die Auffassung der sokratischen Ethik als einer Utilitäts- und Erfolgsmoral abgelehnt hat. Nicht eine eudaimonistische Auffassung der höchsten Güter wird bei Aristoteles durch eine teleologische verdrängt (S. 19), sondern die eudaimonistische Auffassung wird bei Aristoteles mit teleologischem Inhalte erfüllt. Ganz hat selbst bei Sokrates der Zweckgedanke (von Anaxagoras her) nicht gefehlt. Mit Recht hebt W. bei der Verwendung des Zweckgedankens die Anknüpfung an Platon hervor; wo er aber auf die Umgestaltung der platonischen Lehre durch Aristoteles zu sprechen kommt, formuliert er sie wieder zu schroff. Bei Platon soll die Seele, bei Aristoteles soll der Mensch der Träger der höchsten Lebensaufgabe sein. Doch findet auch W. noch Spuren der platonischen Auffassung der Menschennatur vor. Nicht bloß Spuren sind vorhanden, Aristoteles ist immer noch ein starker Platoniker. W. übersieht, daß Aristoteles in der nikomach. Ethik auf weite Strecken hin (im Gegensatz zu seiner sonstigen Psychologie) mit der platonischen Dreiteilung der Seele operiert und oft im Prinzip dasselbe sagt wie Platon. Platon geht von der Seele aus, um dann auch die Wohnstätte der Seele, den Leib, und damit den ganzen Menschen mit all seinen Lebensverhältnissen in Betracht zu ziehen; Aristoteles geht vom Menschen und den menschlichen Lebensverhältnissen aus und landet bei der Seele, speziell beim Nus als dem wertvollsten Bestandteil der Menschennatur, dessen Eigenart es auszuwirken und dessen Herrschaft es zu sichern gilt. Auf einer mittleren Linie treffen beide Denker im wesentlichen zusammen. Auch hinsichtlich der Einheit des Lebenszieles ist praktisch der Unterschied nicht so groß. Richtig ist, daß das eigentliche Wesen der Glückseligkeit durch die sittliche Verfassung der Persönlichkeit bedingt ist; nicht zuzugeben aber ist, daß die äußeren Güter und die Glücksgüter „nur einen ganz untergeordneten Faktor bilden“. Aristoteles ist zwar bemüht, die Eutychie von der Eudaimonie zu unterscheiden, den Wert dieser Zugaben abzuschwächen, aber es gelingt ihm nicht, sie ohne Störung einzuordnen. Hier ist der Punkt, wo Aristoteles einen direkten Abfall von Sokrates und den Sokratikern bedeutet. Mit allem Nachdruck hat Sokrates die Autarkie der Tugend im Sinne völliger Freiheit und Unabhängigkeit von äußeren Gütern gepredigt, um damit alles vom Lebensglück auszuschließen, was der sittlichen Willensbetätigung entrückt ist. Als sokratisches Erbstück ist diese Lehre auf Antisthenes und seine Schüler, auf Euklid und auf Platon übergegangen; einen Hauch von ihr hat selbst noch Aristtipp verspürt. Aristoteles verläßt die sokratische Linie; seine Auffassung wurzelt im griechischen Volksbewußtsein, das die äußerlichen wie die körperlichen Güter stets als wesentlichen Bestandteil des Lebensglückes hochgeschätzt hat.

Der zweite Abschnitt behandelt die Tugend, zunächst die Tugend in ihrer Beziehung zur Vernunft. Daß die Zusammensetzung von Wissen und Tugend bei Sokrates ihren Grund im Utilitarismus hat, wird man nicht zugeben (S. 45) und ist zum Verständnis dieses Gedankens auch nicht nötig. S. 48 bedarf manches der Korrektur.

Auch Platon sieht in der Tugend nicht bloß das Merkmal des Harmonischen, sondern auch ein Verhältnis der Über- und Unterordnung, auch bei Platon ist die Vernunft ein gebietendes Prinzip, auch bei ihm handelt es sich um eine Vernunftherrschaft. Was W. über den ὀρθὸς λόγος sagt, ist nicht in allem einwandfrei. Der ὀρθὸς λόγος ist von der φρόνησις nicht verschieden; er ist nur eine besondere Funktion und Form der φρόνησις, und es ist deshalb kein Wunder, wie W. selbst zugibt, daß beide schließlich bei Aristoteles zusammenfallen. Wer besitzt denn den ὀρθὸς λόγος? Aristoteles sagt: der φρόνιμος ἀνήρ, über dessen Seltenheit Aristoteles mit Platon in der Ethik wie in der Politik Klage führt. Deshalb ist es unzutreffend, das sittliche Denken als „populäres Bewußtsein" aufzufassen (S. 59). Es handelt sich vielmehr um sittliche Urteilsfähigkeit und um sittliches Empfinden. Wertvolle Aufschlüsse enthält das Kapitel über die φρόνησις, die als „schwankendes und in verschiedenen Farben schillerndes Gedankengebilde" erkannt und in der Mannigfaltigkeit ihrer Funktionen zergliedert wird. Allem wird man freilich auch hier nicht die Zustimmung geben können. Nicht bloß der ὀρθὸς λόγος, auch die φρόνησις entfaltet eine normierende Tätigkeit; sie ist doch ἐπιτακτική. Was W. über den sokratischen Eudaimonismus und sein Verhältnis zur φρόνησις sagt (S. 73 u. 84), krankt wiederum an seiner falschen Sokratesauffassung. Auch bei Sokrates ist das sittlich Gute das Seinsollende, das um seiner selbst willen erstrebt werden muß (vgl. Plat. Apolog. u. Kriton); auch Sokrates kennt bereits das Bewußtsein der Pflicht (S. 73). Wenn Aristoteles den Ausdruck κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον durch μετὰ τοῦ ὀρθοῦ λόγου ersetzt wissen will, so ist damit gewiß das Merkmal des Bewußten und Beabsichtigten ausgedrückt; aber nicht bloß das, es liegt darin auch eingeschlossen, daß der ὀρθὸς λόγος als autonome Kraft im Handelnden selbst wirksam ist (S. 75). Wird man W. auch beipflichten darin, daß die Vernunfttätigkeit als ὀρθὸς λόγος und als φρόνησις in die Tugend ein anderes Verhältnis hineinträgt, und daß die aristotelische φρόνησις der sokratischen nachgebildet ist, so ist auch hier zu bemerken, daß bei Sokrates nicht bloß der Glückseligkeitstrieb, sondern auch die natürliche Neigung zum Guten in der angeborenen Willensrichtung schon enthalten war. — Wo W. die Tugend in ihrer Beziehung zum freien Willen untersucht, bemerkt er mit Recht, daß Aristoteles zwei Arten von „Freiwilligsein" unterscheidet, das Freiwillige im allgemeinen Sinne (ἑκούσιον) und das Freiwillige im engeren, ethischen Sinn, die προαίρεσις; aber er muß selbst hinzufügen, daß Aristoteles die gemachte Unterscheidung nicht aufrechterhält und schon mit dem Begriff des ἑκούσιον den Begriff der Verantwortung in Verbindung bringt. Gewiß ist nach Aristoteles die Tugend ein Werk der freien Selbstbestimmung, aber auf folgende Punkte sei hingewiesen: Wo Aristoteles diese freie Selbstbestimmung betont, da operiert er mit Argumenten des populären Bewußtseins, mit Argumenten, wie sie in der Praxis des gewöhnlichen Lebens und der Rechtspflege gangbar waren. Über den näheren Modus dieser freien Entscheidung spricht er sich in diesem Zusammenhang nicht aus, und auch sonst nicht mit der Deutlichkeit, wie man es wünschen möchte.

Zunächst ist es wie bei Platon, daß der Nus sich frei entscheidet den niederen Antrieben gegenüber; dann wiederholt sich gleichsam die Freiheitsfrage noch einmal im Nus, indem Vernunft und Wille zur Einheit verbunden sind. Es handelt sich darum, wie das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren zu denken ist. Wenn W. darauf hinweist, daß nach Aristoteles der Wille von Natur aus ja bereits eine bestimmte Richtung hat, nämlich eine Richtung nach dem Guten, so hat das Aristoteles selbst nicht konsequent durchgeführt; er hat davon bei der Lösung des Freiheitsproblems keine entscheidende Anwendung gemacht. Dazu kommt, daß der Mensch nicht bloß Anlage zum Guten, sondern auch zum Schlechten hat, und daß es Menschen gibt, die nur Anlage zum Schlechten haben. Hat W. den Hemmnissen der Willensfreiheit und dem Prozeß, wie die Tugend entsteht, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, so hat er auch das Verhältnis von Unrecht und Wille nicht abschließend bestimmt. Wenn er die Freiheit aus dem sittlichen Bewußtsein ableiten will, so hat er hierin gewiß recht, aber das Bewußtsein ist nur eine Seite der praktischen Vernunft, und deshalb ist der Hinweis auf die Vernunft — richtig verstanden — nicht so verkehrt (S. 142). W. hat eine eigene Schrift: „Aristoteles und die Willensfreiheit" angekündigt, in der er die hier einschlägigen Fragen eingehend behandeln wird. — Völlig einverstanden erklären kann man sich mit den schönen Ausführungen über die Tugend in ihrer Beziehung zum Gefühlsleben, worin der Verf. zeigt, daß nach Aristoteles eine bleibende Willensrichtung von selbst eine bleibende Ge-

fühlsrichtung einschließt, daß Aristoteles in der Harmonie von Pflicht und Neigung den Höhepunkt sittlicher Gesinnung erkennt. Ebenso zustimmend kann man sich zu der Darstellung der Tugendformen und der zusammenfassenden Charakteristik der speziellen Tugendlehre äußern. Sehr richtig sagt W. über Aristoteles: „Sein Lebensideal ist nur das Ideal des freien, in jeder Beziehung unabhängigen Mannes, nicht aber ein Ideal, das auch unter völlig anders gearteten sozialen Verhältnissen verwirklicht werden könnte. Die lebensfrohe Stimmung des unabhängigen und vornehmen Mannes beherrscht dieses Ideal. Vom Erwerbsleben scheint Aristoteles ausdrücklich absehen zu wollen. Wie das Tugendideal in anderen Lebenslagen ausfallen müßte, welche sittigenden Kräfte von anderen, weniger angenehmen Verhältnissen ausgehen, inwiefern das Leben auch im Kampfe mit drückenden Schwierigkeiten veredelt werden kann, wird nicht ausgeführt. Die läuternde und erhebende Kraft, die dem Leiden und Unglück eigen ist, bleibt unausgenützt." (S. 243.)

Das Kapitel „Die Lust" behandelt zunächst den Lustabschnitt im VII. Buch, dann denjenigen im X. Buch, ihr beiderseitiges Verhältnis. Von ihnen, die lange Zeit inhaltlich als miteinander unvereinbar, ja direkt einander widersprechend und deshalb als von verschiedenen Verf. herrührend betrachtet wurden, weist W. überzeugend nach, daß sich beide Abhandlungen nicht widersprechen, sondern daß die zweite Abhandlung eine Fortsetzung und Ergänzung der ersteren ist, insofern das VII. Buch sich polemisch gegen die Lustlehre der platonischen Schule richtet, das X. Buch dagegen sich vor allem gegen Eudoxus wendet und auch dort, wo sie nochmals gegen die Platoniker gerichtet ist, ein neuer Gesichtspunkt eingeführt ist. Es handelt sich um die Platoniker, sofern sie Gegner des Eudoxus sind. Zugleich ist die erste Abhandlung nur polemisch, die zweite dagegen enthält des Aristoteles eigene Auffassung. Desgleichen sucht W. die Lustlehre in der Rhetorik (I, 11) als mit den sonstigen aristotelischen Lehren vereinbar darzutun. Zu diesem Abschnitt sei zu S. 258 bemerkt, daß der Gedanke, geistige Tätigkeit werde durch die entsprechende Lust gesteigert, bereits ein platonischer Gedanke ist und es kein Umbiegen des platonischen Gedanken in das Gegenteil ist, wenn Aristoteles die Lust mit ungehemmter Tätigkeit in Zusammenhang bringt.

So kann W. in seinem Buche wertvolle Ergebnisse buchen, und auch diejenigen Ausführungen, denen man nicht beipflichten kann, können zum Ansporn zu erneuten Untersuchungen und damit zum Nutzen werden.

München. Hans Meyer.

Menandros, Das Schiedsgericht. Komödie in fünf Akten. Verdeutscht von **Alfred Körte**, ergänzt von **Friedrich von Oppeln-Bronikowski**. Inselbücherei 104.

Als uns vor 15 Jahren Ägypten einen Menanderpapyrus schenkte, da mischte sich in die große Freude über den Fund der Schmerz, daß keins der wiederentdeckten Stücke vollständig war. Es ist daher mit größter Dankbarkeit zu begrüßen, daß der bewährte Herausgeber des Menander und ausgezeichnete Kenner der griechischen Komödie und ihrer römischen Umdichtungen Alfred Körte es in Verbindung mit Friedrich von Oppeln-Bronikowski unternommen hat, die Ἐπιτρέποντες, das besterhaltene Stück, für die Bühne zu bearbeiten und so dem großen Publikum zugänglich zu machen. Etwa ein Viertel des Ganzen, darunter Anfang und Schluß, ist in feinsinnigster Weise ergänzt und so vollkommen mit der in engstem Anschluß an den überlieferten Wortlaut gehaltenen Übersetzung verschmolzen, daß der Leser vollständig unter dem Eindruck eines einheitlichen Kunstwerkes steht. Für den Fall, daß der bei Menander noch vorhandene, aber von der Handlung völlig getrennte Chor Verwendung finden soll, sind Übersetzungen von Liedern des Anakreon und eines Fragments des Bakchylides beigegeben. Möchte das in vielem so modern anmutende Stück viele Leser finden und manche Aufführung erleben!

Dresden. Oskar Köhler.

Gerhard Beseler, Beiträge zur Kritik der römischen Rechtsquellen. Viertes Heft. Tübingen 1920, Mohr. VI, 353 S. 8. 56 M. + 75 % Teuerungszuschl.

Das Buch vertritt die Ansicht, daß es nicht mehr zu bestreiten sei, daß die Kompilatoren die klassischen Texte nicht in reiner, sondern in erweiterter Gestalt vor sich hatten (S. 281 und 298) und daß sich die Romanisten, die das nicht wahr haben wollen, dem Vorwurf der Rückständigkeit aussetzen. Es bilden nach des Verf. Ansicht (S. 304) die Urheber des uns vorliegenden Digestentextes zwei Gruppen, die durch Zeit und Art voneinander getrennt sind, während jede in sich gleichartig ist. Die Klassiker schreiben ein vorzügliches und strengen grammatischen Regeln folgendes Latein,

eine erstaunlich klare, kurze, scharf geschliffene und doch ganz schlichte Sprache; die Byzantiner dagegen schreiben, mit allen Lastern des Epigonentums behaftet, ein verkommenes, oft gräzisierendes Latein, eine wortreiche, unklare, schwülstige Sprache. Wo sich also Sprachfehler, unklassischer Inhalt, unklassische Verworrenheit, Mangel an Kürze und Klarheit („Inkonzision"), Mangel an Genauigkeit („Impräzision"), Gedankenzerstreutheit u. dgl. zeigen, da muß die Feder des Byzantiners, des „Spätlings" gewaltet haben (S. 303). Die Ausleger der Digesten fordert der Verf. auf, sich endlich an den Gedanken zu gewöhnen, daß viele Digestenstücke nicht den Klassikern, sondern Paraphrasten gehören (S. 243), und sich nicht länger der Einsicht zu verschließen (S. 253), daß die Schriften der klassischen Juristen schon in sehr alter Zeit von Paraphrasten erweitert worden sind. Die Überlieferungsgläubigkeit altmodischer Romanisten wird als von gleichem Schlage bezeichnet wie die Bibelgläubigkeit einer frommen Seele, die jeden Zweifel an der feurigen Himmelfahrt des Propheten Elias weit von sich weist, weil — es so geschrieben steht (S. 117). Leider, meint der Verf., fürchtet der Deutsche immer (S. 174 Anm.), er könne sich in den Ruf undeutscher Ungewissenhaftigkeit bringen; „als wenn Zaghaftigkeit nicht auch eine Untugend wäre!" Der alte Pandektismus wurzelt nach ihm im scholastischen Mittelalter und ist eine seltsame Mischung von Scharfsinn und — Aberwitz; seine Textgläubigkeit verdiene die Grabschrift „Credo quia absurdum" (S. 10 Anm.).

Der sachliche Inhalt einer anstößigen Stelle ist vielleicht richtig (S. 112), und doch spricht sie der Verf. dem betreffenden Juristen aus den für ihn maßgebenden und oben skizzierten Gründen ab. „Denn die Glossenschreiber waren nicht jeglicher Rechtskunde bar und aller parallelen Texte unkundig. Als Praktiker oder Lehrer, die sie waren, besaßen sie, obschon keine Leute von klassischer Logik und Feinheit, doch juristische Kenntnisse und Literaturkunde." So erscheint denn dem Verf. eine namhafte Zahl von Stücken des überlieferten Gaianischen Textes in den Institutionen unecht; „ein flüchtiger Unbekannter hat des rätselhaften Gaius oder der flüchtige Gaius hat eines unbekannten Klassikers Buch an nicht wenigen Stellen verunziert" (S. 20). (Was wohl mein Lehrer Studemund zu solchem Ketzerwort gesagt hätte!?) So sind, nach seiner Meinung, die Sentenzen des Paulus kein Werk des Paulus, sondern (S. 336) ein nachklassisches Florilegium aus den Schriften des Paulus; so läßt sich, was unter Ulpians Namen geht, in zwei Schreibarten sondern, die so stark voneinander verschieden sind, wie der romanische vom jesuitischen Baustile" (S. 118).

Randbemerkungen sind in den Text gedrungen (S. 66), Verkürzungen des ursprünglichen Wortlautes haben stattgefunden (S. 66), elende Randschreiber (S. 176) sind unvermögend zum Eindringen in den Sinn der ihnen vorliegenden Stellen gewesen, paraphrastische Umgestaltungen sind an die Stelle des Ursprünglichen getreten (S. 237), schulmeisterlich hat ein Spätling an irgendeiner Stilerscheinung Anstoß genommen und sie verschlimmbessert (S. 207).

Recht unfreundlich hat man von dem Verf., der seit 1910 schon drei Hefte Beiträge geliefert hat, gesagt, er korrigiere den Text wie den Aufsatz eines Schulbuben (S. 184). Aber wem in reichstem Maße das „sprachliche Scheidewasser" zur Trennung des Alten vom Neuen zu Gebote steht (S. 304) und wem die Nachweisung von Unmethode und Unlogik leicht von der Hand geht (S. 114), kann der schließlich anders verfahren, als der Verf. mit „admirabler" Energie verfährt? Überhaupt — mit ihm ist, bei Gott!, nicht gut Kirschen essen: er wohnt, wie er selbst sagt (S. 343), auf dem Isthmos zwischen Rechtswissenschaft und Philologie, ein Wegelagerer von Gewissen. Gute Leute, die von hier dorthin oder von dort hierher gehen wollen, fördert er gern; Passanten aber, die Böses im Schilde führen, bringt er „nach uralter Isthmosbewohner grausamer Art zu martervollem Tode (!)". Wehe, wenn diese Passanten „engherzige" Philologen sind (S. 240)! „Sie studieren die römischen Reflexe des Griechentums; aber von dem echten Kerne des Römertums, der römischen Jurisprudenz, wissen sie nichts und wollen sie wohl gar in ihrem seltsamen Stolze (um nicht zu sagen Bauernstolze) nichts wissen. Höchstens haben sie — und das sind Ausnahmen — im Sohm geblättert und Stücke des Gaius gelesen, und nun reden sie lustig über romanistische Dinge mit" (S. 315). Schlimm, daß diese Menschen auch Jugendbildner sind! „Von der ungeheuren Gewalt, mit der die Phantasie und Gedankenfreiheit der Griechen in alle Probleme der Welt sieghaft eindrang, und die bis ans Ende aller Tage die Kraft behalten wird, die Menschen aufzurütteln, sie lebendig zu machen und von dem Joche überlieferten Gedankenunrats zu befreien, wissen

nur wenige Edlere, und arme Seelen" — natürlich die misera plebs philologorum! (S. 342 Anm.) — „dürfen bestimmen, mit welcher Speise junge Geister ernährt werden sollen!" Wieviel Gebildete gibt es wohl, fragt höhnisch der Verf., denen die Erinnerung an das Gymnasium etwas anderes ist als die Erinnerung an Dösen in überfüllten Klassen, an Qualen und kleine Betrügereien (S. 249)?

Dieser Husarenritt wider die Schulmeister steht nicht vereinzelt. S. 248 bekommt auch die „ignobilis cohors der selbstgefälligen Toren, die heute auf der schönen Erde wandeln und stolz verkünden, was können uns die guten Alten lehren?" eius versetzt. Aber trotz alledem — der Verf. versteht auch Spaß, liebt auch Spaß. Wie amüsant sind nicht seine gelegentlich in die Anmerkungen verstreuten Bemerkungen, z. B. S. 290; und erst die Abkanzelung von einem kleinen Dutzend hochgelehrter Herrschaften in den von S. 239—338 reichenden „Bemerkungen zur Literatur"! Da stehen die Herren aufgereiht wie im Hintergrunde einer Jahrmarkts-Schießbude, und einer nach dem andern wird niedergeknallt, daß lustig die Fetzen fliegen. Zur Abwechselung wird der Verf. auch einmal grob; oder ist es keine Grobheit, wenn H. Krüger, der sich herausgenommen hatte, den Verf. zur Abfassung eines Lehrbuchs der Interpolationenkunde aufzufordern, auf S. 17 angefahren wird, der Verf. schreibe, was er wolle, nicht was „irgend wer" von ihm fordere? Ist es keine Grobheit, wenn ein in Ehren ergrauter Gelehrter mit einem ergrimmten seiltanzenden Seiltänzer verglichen wird (S. 250)? Doch dies nur nebenbei.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Verf. eine verblüffende Belesenheit in der antiken Literatur und ein ausgeprägt feines lateinisches Sprachgefühl besizt. Was er über die Bedeutung von atquin, quippe, placet, quis, omnimodo, nec non, itaque, quemadmodum usw. für die Beurteilung dessen, was als unecht zu gelten hat, sagt, dem wird man gern zustimmen, ebenso recht oft, von ihm geleitet, Stellen als Glossen und Paraphrasen anerkennen, ohne damit verpflichtet zu sein, sie nun auch, wie er es tut, mit „Albernheit", „Unsinn", „Narretei" zu stigmatisieren; S. 32 ist in der Stelle Ulp. Dig. 5, 3, 7 die Paraphrasis und dann dieser (schlechten) Paraphrasis noch schlechtere Glosse schön ans Licht gestellt; man vgl. noch S. 45. 67. 71. 169 usw. Von „Geminationen" läßt sich der Verf. nicht verblüffen. Das Ulp. Dig. 21, 1, 17, 1 und 47, 2, 66 stehende und „ebenso unnötige wie rhetorische und barbarische und folglich unechte" nemo enim tali peccato paenitentia sua nocens esse desiuit gefiel nach seiner Meinung Tribonian so gut (S. 297), daß er es darum geminiert hat. Überhaupt ist dem Verf. alles Rhetorische bei diesen nüchternen Gesetzesmenschen verdächtig, und wenn Ulp. Dig. 1, 1, 1, 1 (cuius merito quis nos sacerdotes appellet usw.) gedanklich auch schönes Ethos zeige, so erscheine es doch, vor allem durch das Gleichnis, kirchenväterlich, aber nicht klassisch-juristisch (S. 232/33).

„Stilgefühl" nimmt der Verf. für sich, und zwar mit Recht, in Anspruch. „Stilgefühl haben", sagt er S. 118, ist „Philolog sein". Nun, dann gestatte er dem Auch-Philologen, der diese Zeilen schreibt, ihm gegenüber davon Gebrauch zu machen. Ich will nicht davon reden, daß der Verf. eine Vorliebe für das wenig schöne „kriegen" hat; so sagt er z. B. S. 93 „Anwartschaft auf die dos, die sie zurückkriegt", und S. 209 Anm. „zu lesen kriegt" (vgl. noch S. 93, 125, 146, 156 u. ö.). Ebensowenig schön finde ich es, wenn er schreibt: „hat porro zugetan" (S. 203) und (S. 254): „hinter ceterum ist ein stillschweigendes 'sagt Plautius' zuzudenken". Aber geradezu falsch ist es, zu sagen: „es geht schließlich nicht mehr darohne" (S. 255 Anm.); „glauben, daß ..., ist wider den Geist des römischen Rechts sündigen" (S. 86); „auch die fluchwürdige Gewohnheit ... hilft ... zu untergraben (S. 342); „wie der Calvinismus zu auch weltlicher Ehrfurcht erzieht" (S. 342); „niemand Geringerer" (S. 114) statt kein Geringerer. Und dann diese geradezu fürchterlichen Latinismen: „eine Einsicht übermitteln, deren nur teilhaftig werden kann, in wessen Geisteschronik offenbarungsartige Erfahrungen . . . verzeichnet sind" (S. 249); „kein Staat, dessen kein Glied seine Haut für ihn zu Markte zu tragen willens ist" (S. 339); „ist es wirklich eines verständigen Mannes, die heilige Friedensordnung zu schelten" (S. 341). Man kann doch nicht gut annehmen, daß etwa, wie das bei manchem Poeten wohl der Fall war und ist, auch dem Verf., als er dies Deutschlatein schrieb, der — Schalk im Nacken saß, um sich parodistisch lustig zu machen (ἄτοπον καὶ γελοῖον S. 223!) über die „absurden Schulmeister" (S. 256), die Cicero und den lateinischen Aufsatz für den „närrischen Stil" unserer Beamten verantwortlich machen!

In dem Buche ist noch von allerlei Interessantem und Nützlichem die Rede, so von Ver-

besserung des juristischen Studiums und der Ausbildung unserer jungen Praktiker (S. 226), von Änderung des Lehrplans, der Lehrart und des Examens (S. 225), von Kalvinismus und Luthertum (S. 342/43), von Wilson und völkerrechtlicher Machttheorie (S. 228), von Neutralität und Bethmann-Hollweg (S. 226. 227). Es sind das Rosinen im Kuchen. Der würde auch ohne diese schmecken. Aber nicht vermissen möchte ich den famosen Abschnitt über „Bindung und Lösung" (S. 92—108) und ebensowenig das, was (S. 92) zur capitis deminutio gesagt wird.

Der Verf. liebt es, seinem Texte manchmal besondere Lichter aufzusetzen, indem er englische, französische, italienische, portugiesische und spanische Zitate anbringt. Er möge mir gestatten, diese meine Ausführungen mit einem Satze des Franzosen Labruyère zu schließen: Il faut qu'un auteur reçoive avec une égale modestie les éloges et la critique que l'on fait de ses ouvrages.

Heidelberg. Eduard Grupe.

V. Roppo, Caeliae. Manuale di storia antica e moderna di Ceglie del Campo. Bari 1920. 106 S. 3 L.

Endlich wieder einmal ein Buch aus Italien! Und zwar vom Jahre 1920. Der Verfasser, ein süditalienischer Advokat, der uns auch sein Porträt nicht vorenthält, erzählt seinen Kindern ad uso della gioventù studiosa die Geschichte seiner Vaterstadt von der frühesten Zeit bis zum Weltkrieg. Da Mittelalter und Neuzeit für diese Zeitschrift nicht in Betracht kommen, so bleibt uns nur das Altertum übrig. Voraufgeschickt ist eine bibliographische Übersicht, in der jedoch z. B. Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, Nissens Italische Landeskunde und Thesaurus ling. latinae, Suppl. 1 fehlen.

Es gab im Altertum zwei süditalische Städte Caelia, eine bei Bari und eine bei Brindisi, und wir dürfen nicht mit dem Verf. S. 35 annehmen, daß die südliche Coelium zu nennen sei; beide führten denselben Namen wie der Mons Caelius in Rom. Hier handelt es sich also nur um Caelia bei Bari, das allerdings in der alten Geschichte sehr selten genannt wird. Wir haben griechische Münzen der Stadt aus der Zeit von 300—268 v. Chr., von denen der Verf. 32 unbrauchbare Abbildungen mitteilt; sie sind klein und so verschwommen, daß er selbst nicht bemerkt hat, daß No. 15—20 auf dem Kopfe stehen; drei bis vier gute Münzbilder hätten jedenfalls bessere Dienste geleistet. Seltener und weniger wichtig sind die lateinischen Inschriften der späteren Zeit im C. I. L. IX. Die wichtigste ist erst während oder nach dem Weltkriege gefunden (S. 28); dabei vermißt man aber eine genaue Angabe des Fundortes; sie beginnt mit dem Namen G. Baebius C. f. Cla. Hispo; das G ist wahrscheinlich nur ein Druckfehler für C.; der Verf. liest diese Zeile Gaio Bebio e G. figlio di Claudio Hispo; aus einer Person macht er also zwei und verkennt die Tribus Claudia der Umgegend von Bari, die hier gerade an der richtigen Stelle hinzugefügt ist.

Von der alten Stadt ist nichts mehr erhalten; Et perierunt etiam ruinae (S. 39); die heutige Stadt Ceglie ist nur ungefähr 4 km von Bari entfernt; zwischen beiden liegt Carbonara, und der Verf. scheint recht zu haben, wenn er den Anspruch seiner Vaterstadt verteidigt.

Leipzig. Victor Gardthausen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher. XXIV, 5.

(I) (185) **O. Regenbogen**, Hippokrates und die Hippokratische Sammlung. Mächtig anregend war die Gestalt des großen Arztes Hippokrates auf die Phantasie der Völker, wie sich in zahlreichen Geschichten und Fabeln allerwärts ausprägte. Die Beschäftigung mit dem corpus Hippocrateum riß im Altertum bis zur Neuzeit nie ab; auch bei den Arabern fanden sich Benutzer und Bearbeiter (so Honein Ibn Ishak). Hss liegen vom 10. Jahrh. bis in die Zeit der Drucke vor. Trotzdem steht es sehr ungünstig um die Erkenntnis der historischen Persönlichkeit des Hippokrates und ihres individuellen Werkes. Aus dem hochberühmten Geschlecht der Asklepiaden stammt Hippokrates, geboren auf Kos, am 27. Tage des Monats Agrianios unter dem Eponymos Habriadas in unbekanntem Jahre; bei Larissa in Thessalien liegt er wahrscheinlich begraben. Das Hippokratische Corpus, wie es in der alexandrinischen Bibliothek lag, ist ganz uneinheitlich. Die Echtheitskritik des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit wird vom Verf. kurz gekennzeichnet. Ein Papyrusfund der neunziger Jahre ergab, daß bereits Aristoteles und seine Schüler bei der Entscheidung der Echtheitsprobleme Hippokratischer Schriften auf Vermutungen angewiesen waren. Verf. bespricht dann den Inhalt der Sammlung und deutet einige Wege an, wie man zu Ergebnissen vielleicht doch gelangen kann. Eine Anzahl Schriften ist aus der koischen Ärzteschule mit ihrem Blicke aufs Ganze des Menschen und seiner Umwelt, mit ihrem Streben nach möglichst gesicherter Prognose hervorgewachsen. Andere Werke stammen aus der Schule von Knidos, namentlich solche über innere Krankheiten mit besonders sorgfältigen Detail-

beschreibungen. Rhodos und Kyrene sind nicht vertreten, der Einfluß der krotonischen Ärzteschule und der sizilischen Sekte ist in einigen Schriften spürbar. Verbindende Fäden verknüpfen die Meinungen der Verfasser dieser Schriften mit den Vorsokratikern, manches wird sich ergeben, wenn man die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles vergleichen wird. Groß ist der Gewinn, der aus diesen Schriften oft für Botanik, Ethnographie, ja Völkerpsychologie und Religion abfällt; viel erfahren wir auch über das Volksleben im allgemeinen, von sozialen und ökonomischen Verhältnissen. Tiefe Blicke tun wir in das Wesen der griechischen Ärzte, ihr Leben und ihre Organisation. Lobenswert ist die wissenschaftliche Ehrlichkeit und die gelassene Vorurteilslosigkeit der Ärzte, die in den Schriften zutage tritt. Wichtig sind auch die Nachrichten, die erzählt werden von der Stellung griechischer Ärzte unter den Hellenen und im Auslande. Der Dialekt ist ionisch, reiner und ungetrübter als im Werke des Herodot. Eingehende Untersuchungen verdienen hier die etwa festzustellende landschaftliche Sonderart gewisser Schriften (etwa einen gewissen dorischen Einschlag in der Wortwahl). Auch die medizinische Terminologie verdient eingehende Prüfung und Darstellung, ebenso die Frage nach Stil und Komposition, nach der wissenschaftlichen Methode und ihrer Form. Man muß also zu Gruppenbildungen fortzuschreiten versuchen, muß die Schriften versuchen vor ihrem Eintreten in die alexandrinische Bibliothek kennen zu lernen, muß das Zusammenkommen des Corpus erklären. — (198) **J. Kohl**, Die homerische Frage der Chorizonten. Der Verf. sucht den Standpunkt zu beweisen, daß die χωρίζοντες unter den Homergrammatikern nicht nur, wie es in einem antiken, textlich nicht ganz feststehenden Zeugnis heißt, den Verfasser der Ilias von dem der Odyssee schieden, sondern daß sie, gleichsam als Vorläufer von d'Aubignac und Wolf, auch die Einheit der Entstehung von Ilias einer- und von Odyssee anderseits leugneten. Der Verf. hat 1917 in seiner Dissertation deshalb außer den 10 sicheren noch 34 weitere Fragmente der Chorizonten festzustellen gesucht, 18 allerdings nicht ohne einige Bedenken. Weiter versucht Kohl auch die Tradition von der Rezension des Peisistratos (Anth. Pal. IX 442; Paus. VII 26, 6; Cic., de orat. III 34, 137; v. Wilamowitz, Hom. Untersuchungen, S. 235 ff.) als weiter verbreitet und bekannt zu erweisen, als bisher angenommen wurde. Die beiden uns dem Namen nach bekannten Chorizonten Xenon und Hellanikos sucht Kohl genauer zu bestimmen. Gegen Xenon schrieb Aristarch seine Sonderschrift πρὸς τὸ Ξένωνος παράδοξον, in der er sich auch wohl über alltägliche Ausdrücke in der Ilias verbreitete. Für Hellanikos nimmt Kohl den bekannten Logographen des 5. Jahrh. v. Chr. in Beschlag: sei doch auch schon Herodot infolge seiner Kritik (II 117) ein Chorizont gewesen! Es ist daher die Absicht des Verf., die Chorizonten in einer viel älteren Zeit schon als am Werke nachzuweisen, als dies für gewöhnlich angenommen wird. So sind gegenüber den Chorizonten die Alexandriner die Väter der Interpolationstheorie, während die Chorizonten die spätere Redaktion von Einzelliedern zu den umfassenden Epen annahmen. — (215) **A. Laudien**, Gerhart Hauptmanns „Bogen des Odysseus". Sucht den antiken Stoff nach modernem Ideal zu formen. Laudien führt eine Vergleichung zwischen Hauptmann und Homer durch. — (II) (113) **J. Rottenkolber**, Abt Anselm Desing O.S.B. und seine Bedeutung für den Geschichtsunterricht. — (132) **W. Nestle**, Die Verwertung der Religionswissenschaft in den höheren Schulen. Nach kurzer Darlegung des Entwicklungsganges der Religionswissenschaft fordert Verf., daß die reichen auf diesem Gebiete erarbeiteten Schätze aus praktischen und theoretischen Gründen in der Schule auszumünzen seien! Dies haben aber neben dem Religionsunterrichte gelegentlich auch andere Fächer zu tun: das Deutsche, die Geschichte, die Lektüre der antiken Klassiker, die philosophische Propädeutik. Verf. zeigt darauf an praktischen Beispielen, wie er sich diese Seite des Unterrichts denkt (Homer, Herodot, Xenophon, Livius, Tacitus, Ovidius, Virgilius, Horatius; Nibelungenlied). Auch für Geschichte und Philosophie finden sich dankenswerte Hinweise. Bemerkenswert ist die mehrfach vom Verf. ausgesprochene Meinung, daß nicht neues „totes Wissen" durch diese Behandlung dieses neuartigen Stoffes beim Schüler erzeugt werden soll, sondern durch sparsame Einstreuung lichtspendender Bemerkungen der Unterricht gewürzt und dem Schüler das eigene Erleben, die eigene Umwelt verständlich gemacht werden soll. — Anzeigen und Mitteilungen: (152) **A. Biese**, Politik im Reifeaufsatz. Verlangt zwar Ausscheidung der Parteipolitik aus der Schule, wohl aber politisches Denken, nationales Empfinden, Gegenwartserleben in ihr!

Nachrichten über Versammlungen.

Akademische Kurse des Sächsischen Philologen-Vereins.

In der Woche vom 9.—14. Mai wurden den Mitgliedern des Sächsischen Philologen-Vereins von Universitätslehrern in uneigennützigster Weise Vorlesungen geboten, die eine so bedeutsame Erscheinung darstellen, daß es berechtigt erscheint, ihrer auch in dieser Wochenschrift kurz zu gedenken. Da diese Kurse für Theologen, Altphilologen und Historiker bestimmt waren, so war es nicht zu vermeiden, daß manche gleichzeitig stattfanden und also ein Zuhörer leider auf manche Vorlesung verzichten mußte, weil sie mit einer anderen zusammenfiel. So konnte der berichterstattende Herausgeber dieser Wochenschrift zu seinem Bedauern im wesentlichen nur den eigentlich klassisch-philologischen Vorlesungen beiwohnen. Gleichwohl soll auf sämtliche Vorlesungen hingewiesen werden, um

wenigstens eine Andeutung von der reichen Fülle des Gebotenen zu geben. In jeder ersten Vormittagsstunde gab Doren ein Bild von der Entwicklung des „Sozialismus“, wobei auch das griechische Altertum, vor allem Platon, gebührende Würdigung fand. In der darauffolgenden zweiten Vormittagsstunde bot Bergmann eine Betrachtung „der geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts“ die wieder bei der Behandlung des neuerdings sich kräftiger regenden Idealismus Platons Bild auftauchen ließ. Dann trennten sich die Wege der Zuhörer: die dritte Vormittagsstunde war dreifach besetzt. Von philologischer Seite behandelte an vier Tagen Bethe „Neuere philologische Literatur, besonders zu Homer und Platon“; er verschaffte dabei den Zuhörern namentlich auch einen klaren Einblick in den Stand der Homerischen Frage und wußte die künstlerische Seite von Platons Schaffen wirkungsvoll hervorzuheben. Zu gleicher Zeit betrachtete Kötzschke täglich „Staatsverfassung und Volkstum Sachsens in geschichtlicher Entwicklung“, und an vier Tagen Tagen Haas „die Humanitätsidee in der außerchristlichen Religionswelt (unter Ausschluß der Antike)“, während an den beiden andern Tagen sowie in zweistündiger Vorlesung an zwei Nachmittagen Leipoldt über „Urchristentum und Hellenismus“ sprach. In der vierten Vormittagsstunde behandelte Körte täglich „die literarischen Papyri“ und erweckte auch durch wohlgewählte Proben mit Übersetzung eine lebendige Vorstellung von dem reichen Gewinn, den die Wissenschaft den Papyrusfunden verdankt. In der letzten Vormittagsstunde besprach Litt an drei Tagen, denen der vierte zu angeregter Besprechung sich gesellte, „die Krisis der modernen Kultur und die Aufgaben deutscher Bildung“. An vier Nachmittagen gab in je zweistündigem Vortrag Heinze ein lebendiges Bild der „augusteischen Zeit, ihrer politischen, sozialen und geistigen Strömungen“, das in fesselnder Weise abgerundet wurde durch eine großzügige Würdigung des Horaz. Meist gleichzeitig behandelte an allen Tagen je zweistündig Brandenburg die „politische Geschichte der neuesten Zeit seit 1871“. In der letzten Nachmittagsstunde sprach an vier Tagen Streitberg über „Sprachwissenschaft im Unterricht“ und gab eine Fülle von Hinweisen für dieses noch sehr der Vervollkommnung bedürfende Gebiet des sprachlichen Unterrichts. Auch zwei Schulmänner traten als Vortragende auf und wiesen in je einstündigem Vortrag auf verschiedene Wege hin, den altphilologischen Unterricht anregend zu gestalten: Studienrat Dr. Herrle sprach über „pädagogische Auswertung von antiken Schriftstellern, gezeigt an dem Beispiel von Herodot und Lysias“, und der vor allem um das Zustandekommen der Kurse verdiente Oberstudienrat Dr. Lamer unter dem Titel „Plurima lectio“ über Verwendung des Exkurses zur Belebung des Unterrichts sowie über „antike Technik im Unterricht“. Außerdem gaben auch Führungen: durch die archäologische Sammlung von Studniczka, durch die Papyri und Ostraka von Mitteis, Besichtigungen von Handschriften und Inkunabeln in der Universitätsbibliothek sowie von neuerer Fachliteratur und Lehrmitteln, Besuch des Missionshauses und seines Museums, Hospitieren in der Gaudigschen Schule reiche Anregung. Darbietungen künstlerischer Art, eine griechische Aufführung von Herondas' Didaskalos im klassisch-philologischen Verein, ein Vortrag von Studienrat Dr. Jäckel „über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Insel Rhodos im Altertum“ im Verein für klassische Altertumswissenschaft vervollständigen neben künstlerischen und geselligen Veranstaltungen das Bild dieser Tagung, die für manchen der etwa 300 Teilnehmer in ihrem reichen Ertrag zu einem Erlebnis geworden ist.“

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Beseler, G., Beiträge zur Kritik der römischen Rechtsquellen. 4. Heft: *L. Z.* 25 Sp. 478 f. Inhaltsangabe.

Birt, Th., Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 4. A.: *Mon. f. höh. Sch.* XX 5/6 S. 180. 'Das Buch hat die gleichen Vorzüge und Mängel wie die Fortsetzung (Charakterbilder Spätroms)'. *M. Siebourg.*

Cohn, W., Indische Plastik: *L. Z.* 25 Sp. 482 f. 'Gute und sehr verdienstliche Einführung'. *A. Hillebrandt.*

Delitzsch, F., Die Lese- und Schreibfehler im Alten Testament nebst den dem Schrifttexte einverleibten Randnoten klassifiziert: *L. Z.* 25 Sp. 473. 'Sehr dankenswerte Gabe, wenn auch vieles hypothetisch bleibt'. *J. Herrmann.*

Fehrle, E., Studien zu den griechischen Geoponikern: *L. Z.* 26 Sp. 500. Besprochen von *E. Hoppe.*

Flinck, E., De Octaviae praetextae auctore: *L. Z.* 25 Sp. 480. 'Besonnen und sachkundig'. *K. Preisendanz.*

Foucart, P., Un décret athénien relatif aux combattants de Phylé (Extrait des Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres, Tome XLII): *Museum* 28, 9 S. 199 f. 'Ein Teil der Ergänzungen ist unrichtig; doch ist die Arbeit von bleibendem Wert für die Rekonstruktion des ψήφισμα'. *U. Th. Boissevain.*

Klee, Th., Zur Geschichte der gymnischen Agone an griechischen Festen: *Museum* 28, 9 S. 203 f. Diese Dissertation, opus posthumum, ist nach Inhalt und Methode von höherem Werte, als man von einer Erstlingsarbeit zu erwarten gewohnt ist'. *K. Kuiper.*

Ninck, M., Die Bedeutung des Wassers in Kult und Leben der Alten: *L. Z.* 26 Sp. 494. 'Tüchtige, auf eignen Quellenstudien beruhende Arbeit'. *E. v. P. G.*

Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania: *Mon. f. höh. Sch.* XX 5/6 S. 179 f. 'Philologen, Historiker, Deutschkundler, sie alle

werden dankbare Leser und Schüler Nordens sein'. *M. Siebourg.*

Oepke, A., Die Missionspredigt des Apostels Paulus: *L. Z.* 26 Sp. 489 f. Besprochen von *R. F. Merkel.*

Pagenstecher, R., Nekropolis: *Monatsh. f. Kunstwiss.* XIV. 1 S. 151. 'Bietet reiche Aufklärung und Anregung'. *E. Weigand.* — *L. Z.* 26 Sp. 503 f. 'Pagenstechers Auffassung von Ursprung und Wesen der alexandrinischen Kunst in erschöpfender und fesselnder Weise dargelegt'. *A. v. Salis.*

Pasquali, G., Filologia e storia: *L. Z.* 25 Sp. 480. 'Klar und überzeugend'. *A. Klotz.*

Rawlinson, H. G., Intercourse between India and the Western World from the earliest times to the fall of Rome: *L. Z.* 25 Sp. 475 f. Besprochen von *A. Hillebrandt.*

Reichhold, K., Skizzenbuch griechischer Meister: *Monatsh. f. Kunstwiss.* XIV 1 S. 144. 'Der Titel ist schlecht gewählt; das Buch bietet viel Wertvolles für das Verständnis der Vasenmalerei'. *A. Köster.*

Schwartz, Ed., Charakterköpfe aus der antiken Literatur. I. Reihe. 5. Aufl., fünf Vorträge. II. Reihe. 3. Aufl., fünf Vorträge: *Museum* 28, 9 S. 193 f. 'Trotz einiger Ausstellungen, besonders hinsichtlich der Zusammenstellung des Thukydides und Euripides, bleibt es ein Genuß, diese Charakterköpfe durch die Augen des Verf. anzusehen'. *M. A. Schwarz.*

Seneca. Index verborum quae in Senecae fabulis necnon in Octavia praetexta reperiuntur a Guil. A. Oldfather, A. St. Pease, H. V. Canter confectus. Part. 1. 2. 3: *L. Z.* 25 Sp. 480 f. Trotz Bedenken als nützliches Seneca-Wörterbuch anerkannt von *K. Preisendanz.*

v. Sybel, L., Frühchristliche Kunst: *Monatsh. f. Kunstwiss.* XIV 1 S. 145. 'Ausgezeichnete Zusammenfassung'. *E. Weigand.*

Trendelenburg, A., Der Humor in der Antike, ein Band zwischen Dichtung und bildender Kunst: *Mon. f. höh. Sch.* XX 5/6 S. 180. 'Ein hübscher Beitrag zu der wichtigsten Aufgabe des altsprachlichen Unterrichts, die Schüler im echten Sinne lesen und sehen zu lehren'. *M. Siebourg.*

v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Platon. Erster Band: Leben und Werke. Zweiter Band: Beilagen und Textkritik: *Korr.-Bl. f. d. höh. Sch. Württ.* 27, 11/12 S. 241 ff. 'Groß angelegte Biographie'. *W. Nestle.*

Wolffhardt, E., Shakespeare und das Griechentum: *D. Neuer. Spr.* XXIX 1/2 S. 73 f. 'Von fleißiger Belesenheit zeugend'. *W. Fischer.*

Wright, H. G., The Life and Works of Arthur Hall of Grantham, M. P., Courtier and first Translator of Homer into English: *D. Neuer. Spr.* XXIX 1/2 S. 65 ff. 'Auf archivalischen Forschungen beruhende, gründliche und gut geschriebene Monographie'. *O. L. Jiriczek.*

Mitteilungen.

Ein unbekanntes Zitat.

Die Prolegomena zu Hermogenes, Walz rhet. gr. IV 12, 9 und übereinstimmend Doxopatres, Walz VI 13, 2 berichten von dem ersten Auftreten des Korax: ἤρξατο λόγοις πρότερον θεραπευτικοῖς καὶ κολακευτικοῖς τὴν ἐκκλησίαν καὶ τὸ θορυβῶδες καταπραῧναι τοῦ δήμου. Wie bereits Reiske erkannte, ist die Überlieferung nicht in Ordnung. Erstens hängt πρότερον mit leicht mißzuverstehender Beziehung in der Luft; zweitens ist τὴν ἐκκλησίαν als beigeordnetes Objekt neben τὸ θορυβῶδες τοῦ δήμου stilistisch und logisch schief; es muß ein Infinitiv fehlen, der durch πρότερον bestimmt war und τὴν ἐκκλησίαν zum Objekt hatte. Den Sinn traf Reiske gewiß richtig mit ὑπέρχεσθαι. Daß wir eine etwas fester umrissene Vermutung äußern dürfen, bewirkt eine Stelle aus Longins Rhetorik (190, 12 Hammer): δεῖ δὲ ἐκ τῆς ἀκοῆς τὸν δικαστὴν λίχνοις τε καὶ ἡδείαις ὥσπερ καρυκείαις καὶ ὀψοποιίαις σκευασίαις τε καὶ προαγωγαῖς ἐπισπᾶσθαι καὶ προσάγεσθαι, ποιεῖσθαι δὲ τοῦτο χρὴ τοῖς θεραπευτικοῖς τε καὶ κολακευτικοῖς ὀνόμασι· ταῦτα γάρ ἐστι τῆς πειθοῦς φάρμακα, θήρατρα χαρίτων καὶ μουσικῆς τῆς ἐπὶ τὸ πείθειν ἠσκημένης. Man hat den Eindruck irgendeines Zusammenhanges mit den Walzscholien, und es läßt sich daraus vielleicht zunächst etwas für die Füllung der festgestellten Lücke gewinnen. Wir haben noch zu bedenken, daß der ausgefallene Infinitiv nahe bei dem Adverb πρότερον gestanden haben muß, weil dies sonst der richtigen und logischen Beziehung entbehrt und geradezu sinnstörend wirkt. Wenn nun Longin uns die Wahl zwischen ἐπισπᾶσθαι und προσάγεσθαι erlaubt, so wird man sich aus paläographischen Gründen für folgende Ergänzung entscheiden: ἤρξατο λόγοις ⟨προσαγαγέσθαι⟩ πρότερον θεραπευτικοῖς καὶ κολακευτικοῖς τὴν ἐκκλησίαν καὶ τὸ θορυβῶδες καταπραῧναι τοῦ δήμου.

Das Wort von den θεραπευτικοὶ καὶ κολακευτικοὶ λόγοι ist für einen byzantinischen Scholiasten merkwürdig gewählt und wird durch die Tatsache, daß noch damals die Erinnerung an eine κολακευτικὴ ῥητορική bestand [1]), nur zur Hälfte erklärt. Um seine Prägung zu verstehen, muß man schon zum Ausgangspunkt aller dieser Erörterungen zurückgehen, der berühmten Stelle im Gorgias, wo Platon nach Abscheidung der vier τέχναι fortfährt (464 C): τεττάρων δὴ τούτων οὐσῶν καὶ ἀεὶ πρὸς τὸ βέλτιστον θεραπευουσῶν τῶν μὲν τὸ σῶμα τῶν δὲ τὴν ψυχήν, ἡ κολακευτική . . . ὑποδῦσα ὑπὸ ἕκαστον τῶν μορίων προσποιεῖται εἶναι τοῦτο ὅπερ ὑπέδυ. Unmittelbare Ableitung aus Platon ist an sich dem Longin wohl zuzutrauen, und weiter eine Erinnerung an Longin bei den byzantinischen Scholiasten gut möglich. Andererseits fällt bei Longin die Bildlichkeit und Gehobenheit der Rede auf, die zum Schluß geradezu

[1]) Vgl. Προλεγόμενα τῶν στάσεων Walz VII 14, 28, Maximus Planudes, Walz V 214, 25 aus gleicher Quelle.

wie ein Enkomion klingt und dem üblichen Ton eines Lehrbuches ganz und gar nicht entspricht. An anderer Stelle wurde gezeigt, daß der Inhalt der von den Scholiasten gebrachten Erzählung über Korax aus Timaios stammt[2]); so wäre auch eine zweite Möglichkeit gegeben, nämlich, daß sich bei den Scholiasten und bei Longin, dem die Timaios-Erzählung vom Ursprung der Rhetorik bekannt sein konnte, auch Spuren der Form seiner Darstellung erhalten haben. Der Ausspruch Longins, daß die Worte πειθοῦς φάρμακα, θήρατρα χαρίτων seien, hat gorgianischen Klang, und ich hoffe, jeder, der Longin liest, bleibt an der Stelle haften, die sich durch besondere Farbe aus der Umgebung heraushebt. Man hat das Gefühl, vor einem Zitat zu stehen.

Wien. L. Radermacher.

[2]) Rheinisches Museum LII 412 ff.

Zu Tacitus und Valerius Maximus.

Tac. Histor. III 72, 6 (Klage über den Brand des Kapitols im bell. Vitellianum) liest man allgemein nach Haase: arserat et ante Capitolium civili bello, sed fraude privata: nunc palam obsessum, palam incensum, quibus armorum causis, quo tantae cladis pretio? stetit, ⟨dum⟩ pro patria bellavimus. Diese Textgestaltung ist deshalb unrichtig, weil die wichtigsten Worte pro p. bellavimus durch die Einfügung von dum subordiniert werden; Tac. fragt quibus causis? quo pretio? und steigert die Wirkung durch die Schlußfrage pro patria bellavimus? Diese Worte dürfen nicht zum Nebensatze werden; deshalb habe ich schon 1884 den Vorschlag gemacht, zu schreiben[1]): . . . quib. arm. causis, quo tantae cladis pretio sedit? („sank in Asche") pro patria bellavimus?[2]) — Ich fand ihn später dadurch bestätigt, daß Statius Silv. V, 3, 197 in Bezug auf das gleiche Ereignis das nämliche Verbum gewählt hat: sacrilegis lucent Capitolia taedis . . . needum rogus ille deorum siderat (vgl. Propert. IV 9, 37 non flebo in cineres arcem sedisse; Tac. Hist. III 13, 16 omnia sacra profanaque in igne considerent).

An dieser Stelle war das an die Dichtersprache erinnernde sedit herzustellen, am Anfang des folgenden Kapitels ist ein Wort von gleicher Prägung zu ergänzen: . . . ea tunc aedes cremabatur. (cap. 73) sed plus i⟨s labor⟩[3]) pavoris obsessis quam obsessoribus intulit „noch mehr erschreckte dieses Unheil (diese Drangsal) die Belagerten als die Belagerer". — So bezeichnet Vergil die Zerstörung Trojas als labor (Aen. II 11 si tantus amor casus cognoscere nostros et Troiae supremum audire laborem), Ovid Metam. II 404 nennt die durch Phaeton verursachten Drangsale hominum labores und Statius Silv. IV 8, 55 Neapel fessam crebris laboribus urbem; in Prosa ist labor in dieser Bedeutung selten, doch steht es im nämlichen Buche der Historien cap. 38, 23 gleichfalls eigenartig in bezug auf körperliches Leiden, vgl. das Lex. Tac., S. 737 ob. — Daß i⟨s labor⟩ zwischen plus und pavoris tritt, ist nicht auffallend (vgl. Hist. IV 34, 27 immane quantum suis pavoris indidit), die Lücke leicht erklärlich: labor wurde, weil pavoris folgt, übersehen oder überhört.

Auch bei anderen Autoren wurde oft ein Wort infolge seiner Ähnlichkeit mit dem zunächststehenden ausgelassen, so an folgenden Stellen des Valerius Maximus: II 8, 2 in fin. (Qu. Valerius) . . . prosperae pugnae ut non legitimum ita ⟨par⟩ praemium petiit (zu par „angemessen, gebührend": IV 1, 6 maxima merita paribus ornamentis decorare; Sen. Contr. IX 2, 7 di tibi parem gratiam referant! ähnl. Sen. Thyest. 530 u. ö.); ebenso V 3, 2 f. P. Lentulus . . . cum C. Gracchi nefarios conatus ⟨contudisset⟩ et aciem . . . fugasset (vgl. z. B. II 7, 1 urbis spiritus . . . contunderet; III 2 ext. 5 virtutem . . . contudisset und wegen der Verbind. conatus (conamen) contundere Thes. L. L. IV 806, 67; desgleichen V 9, 4 cum a filio insidias necti sibi comperisset nec inducere in animum posset, ut verum sanguinem ad hunc sceleris ⟨gradum⟩ progressum crederet (vgl. IX 15, 2 ad summum audaciae gradum fertur) und schließlich VI 9, 14 C. Marius maxima[e] fortunae ⟨lucet⟩ luctatione („er glänzt durch sein gewaltiges Ringen mit dem Schicksal"), ein Satz, in dem die Wortstellung durch die Alliterationen geboten ist (maxima[e] fortunae ist irrige Angleichung der Endung wie IX 6, 3 nimia[e] gloriae cupiditas u. d. m.).

Val. Max. I 1, 19 lies: (Aesculapius) venerationem, quam apud colentes maximam semper habuerat, ⟨cunc⟩tis (codd.: dis) multiplicavit („hob" — durch Bestrafung eines Frevlers — „bei allen beträchtlich"); hier wechselt die Präpos. apud mit dem Dativ wie z. B. Tac. Germ. 32, 4 nec maior apud Chattos peditum laus quam Tencteris equitum.

Val. Max. II 10, 2, Abs. 2, versichern die Räuber dem auf dem Literninum weilenden Scipio (se) non vitae eius hostes, sed virtutis admiratores venisse, conspectum tanti viri . . . expetentes: proinde securum se bonis („Biedermännern"; cod. nobis) spectandum praebere ne gravetur. — Zu m. Vorschlag bonis vgl. Phaedr. IV 11, 20 ne cum malefico usum bonus consociet; Tertull. adv. Marc. IV 42 (Corp. Eccl. L. XLII 563, 23) Barrabas nocentissimus vita ut bonus donatur; Apul. Met. I 7, 28.

Nur ein Buchstabe ist unrichtig Val. Max. IV 3, 4 his vacemus, quorum animus aliquo in momento

[1]) Er steht im Texte der 3. Auflage der komment. Ausg. v. Karl Heräus (die von Wilhelm H. besorgte 4. Auflage liest wie Haase und Halm); die Verderbnis pretio stetit statt p. sedit erklärt sich einfach: jemand, der sedit nicht verstand, änderte es in stetit, weil ihm die Verbind. pretio stare vorschwebte.

[2]) Über das Fehlen der Fragepartikel s. Nipperd.-Andres. zu Tac. Ann. II 15, 10.

[3]) Recht prosaisch klingenden Ergänzungen wie i⟨d incendium⟩ fehlt die paläographische Wahrscheinlichkeit.

ponenti (codd.: ponendi) pecuniam nunquam vacavit „schenken wir denen unsere Aufmerksamkeit, die jemanden, der in einem wichtigen Augenblicke Geld anbot, niemals Gehör schenkten!" (Als Beispiele folgen Cn. Marcius, M'. Curius, Fabricius u. a.; ponenti = proponenti wie z. B. Verg. Aen. V 292 invitat pretiis animos et praemia ponit). — Zwei Buchstaben fehlen V 2 ext. 4 in fin. beneficiorum neglectum (Subst.) suggillandi gratia, quo sit ⟨in⟩gratior, referemus „wir werden über die Undankbarkeit zu ihrem Schimpfe berichten, damit sie noch unbeliebter sei" (Wortspiel wie im gleichen Buche cap. 2 praef. gratas-ingrate; cap. 3, 3 in fin. indignus-dignissimus u. d. m.).

Auch die Verderbnis V 3 ext. 3, Abs. 7, . . . dandi et accipiendi beneficii commercium, sine quo vix vita hominum * experet . . . liegt nicht tief; lies: s. qu. v. vitā hominem exp⟨l⟩erit („kaum befriedigen dürfte"), vgl. Lucret. III 1005 nec tamen explemur vitai fructibus unquam (zum Potentialis d. Gegenw.: II 10,5 dixerit; V 4, 7 in fin. putarit; IX 9 praef. ignoverit u. a.; zur Form: Cic. de Orat. I 47, 205 expleris = expleveris; Val. Max. IX 4, 3 u. VIII 13 ext. 4 explesse; zum kollekt. Sing. hominem: IV 7 praef. deserta sit futura vita hominis, nullius amicitiae cincta praesidio.

IX 3, 4 lies: irae ⟨od⟩ium (codd.: vim) indico („sage dem Z. Feindschaft an"), quae unius civitatis . . . adfectus dividere voluit (so die beste Überlief. = ausa est); vgl. IV 7. ext. 2 med. hoc dicere voluit; Catull. 40, 7 meos amores voluisti („du erkühntest dich") amare u. Stangl in dieser Wochenschr. 1912, 1526 u.); zu ⟨od⟩ium vgl. Sen. Ben. II 17, 2 indixisti pecuniae odium; ibid. Epist. 108, 12; Gell. XIX 5, 10 bellum et odium nivi indixi.

München. Fritz Walter.

Zu Origenes.

In seiner kurzen Anzeige des ersten Bandes meiner Origenes—Rufin-Ausgabe (diese Wochenschr. Sp. 442) hat P. Lehmann auf einige Bruchstücke der Leviticushomilien aufmerksam gemacht, welche im cod. Orléans 192 (169) + cod. Voss. 88 A auf 12 Blättern in Halbunzialen des 7. Jahrh. erhalten sind und mir entgingen, weil in den Katalogen die Blätter nicht erwähnt werden, welche erst Chatelain Journ. des sav. 1902, 273 ff. (vgl. Uncialis script. tab. LXXX, Enarr. p. 144 ff.) zusammengestellt hat. Nach Abzug des unleserlichen Teiles umfassen sie nur etwa zehn Seiten meines Origenestextes und bieten auch dort, wie die Stichproben bei Chatelain beweisen, nichts neues, da auch sie, wie AP des (6.—) 7. Jahrh. und die übrigen Hss-Klassen, auf den gemeinsamen (vor dem Jahre 543 durchkorrigierten) Archetypus zurückgehen; vgl. S. 364, 8: *ministerii*] *misterii* die Frg. unrichtig mit ABEGl; — S. 364, 15: *isti ergo* [*ut*] *huiusmodi secundum litteram legis observantias penitus repudiarent . . ., merito duas tunicas habere prohibentur*; *ut* fehlt wie in AF; *ergo* ^ut^ l; — S. 386, 8: *omnis homo habet aliquem in se cibum; in se* ⟨ Frgm.; ∾ *in se aliquem* CF; — S. 386, 13: *siquidem mundus homo est . . . de quo gustum capimus, mundum sumimus cibum*; *si vero immundus sit* . . ., *immundum cibum sumimus*, wo die Symmetrie der Glieder die Konjcktur *sumimus* (so Aldus, Delarve) als richtig erweist, sämtliche Hss aber, und auch die Frgm., *sumpsimus* schreiben.

Nicht eine einzige neue und richtige Lesart werden die Bruchstücke zu Tage fördern; nur der Vollständigkeit wegen verdienten die wenigen Fehler eine Erwähnung.

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Pierersehen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 27. August. 1921. №. 34/35.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Alexander Sizoo, **De Plutarchi qui fertur de liberis educandis libello.** Dissert. Freie ref. Univ. Amsterdam. 1918. 102 S. 8.

Für die Hauptquelle der pseudoplutarchischen Schrift von der Kindererziehung gilt heute allgemein Chrysipps Schrift περὶ παίδων ἀγωγῆς. Der erste Teil der vorliegenden Dissertation sucht nun nachzuweisen, daß der Titel der Quelle περὶ παιδοτροφίας lautete: so scheint nämlich Plutarch de Stoic. repugnantiis 1035 B (sofern er überhaupt genau zitiert!) das Buch Chrysipps zu nennen, während der andere Titel direkt nirgends bezeugt ist und nur aus Analogien und aus dem Zitat des Quintilian („de liberorum educatione") erschlossen worden ist. Nach Sizoo hätte Chrysipp also nur von der Erziehung der Kinder bis zum siebenten Lebensjahre gehandelt, und wir wären genötigt, stoische Stellen, die sich auf ein höheres Lebensalter beziehen, auf andere Quellen, nicht Chrysipps genanntes Buch, zurückzuführen. Bündig beweisen kann S. seine These nicht, Schwierigkeiten bleiben zurück, aber eine genauere Nachprüfung der schon von F. Glaeser (s. diese Wochenschr. 1919, 913 ff.) wieder aufgegriffenen Frage darf an Sizoos Argumenten nicht vorübergehen.

Mißlungen aber ist der zweite Teil, worin S. für Plutarch als Verf. eintritt. An eine fertige Arbeit Plutarchs getraut er sich ja nicht zu denken, wohl aber an so etwas wie einen Entwurf von Plutarchs Hand. Unter Berufung auf M. Pohlenz (Plutarchs Schrift περὶ εὐθυμίας, Hermes 40, 1905) vergleicht S. π. παίδων ἀγωγῆς mit dieser Schrift, offenbar besonders gestützt auf die Worte S. 281: „(Plutarch) ist ihm (dem als Quelle benutzten Hypomnema) wohl ziemlich getreu gefolgt, hat es aber durch Einschiebsel erweitert. Dabei leitete ihn zum Teil die Absicht, seine sonstigen Kollektaneen zu verwerten, teils wiederholte er Gedanken aus seinen früheren Schriften". Ist nun auch die Arbeitsweise in den beiden Erzeugnissen verwandt, so dürfen wir sie doch nicht ohne weiteres miteinander vergleichen; denn περὶ εὐθυμίας ist in jeder Beziehung ein echter Plutarch, π. παίδων ἀγωγῆς aber hat gerade

dadurch zuerst Verdacht erregt, daß von Plutarchs Gesinnung und Stil nichts darin zu spüren ist.

Doch S. bleibt auch nicht bei dieser Hypothese, sondern modifiziert sie später dahin, daß er das Büchlein für eine Stoffsammlung Plutarchs hält (wie etwa die quaestiones Graecae, Romanae usw.); Plutarch habe wahrscheinlich daraus später eine Schrift über Erziehung gemacht oder machen wollen. Aber auch in dieser zweiten Fassung ist Sizoos Annahme unhaltbar; π. παίδων ἀγωγῆς ist doch alles eher als eine bloße Materialsammlung; wozu dann z. B. die vielen gesuchten Übergangsformeln zwischen den einzelnen Teilen, wozu überhaupt die schlechte, aber doch durchdachte Disposition, wozu die Einleitung und der schülerhaft gequälte Schluß? Das alles wird man in Plutarchs (echten und unechten) Stoffsammlungen vergeblich suchen. Und doch wäre genaue Entsprechung in der ganzen Anlage zwischen Ps.-Plutarch und dem verglichenen echten Plutarch die unerläßliche Basis für Sizoos Annahme gewesen, so aber baut er auf Sand.

Wenn S. ferner bald sagt, vieles im Ausdruck sei von Plutarch, die Materie aber von den stoischen Quellen, bald umgekehrt bei stilistischen und sprachlichen Dingen betont, man dürfe sie nicht dem Plutarch zur Last legen, sie seien auf Rechnung der Quelle zu setzen, so ist das methodisch höchst bedenklich; obendrein schaltet er mit diesen beiden Möglichkeiten in der Beweisführung ganz willkürlich. Und die unbewiesene Behauptung von der Stoffsammlung wird beständig als petitio principii verwendet.

Die Beweisführung selbst folgt der seit Wyttenbach üblichen Gruppierung der Argumente nach Inhalt, Stil, sprachlich-grammatischen Einzelheiten, und in jeder dieser Gruppen sucht S. erst die Argumente Wyttenbachs und seiner Nachfolger zu entkräften, dann eigene Beobachtungen zugunsten Plutarchs geltend zu machen. Nun ist ja in Wyttenbachs ausgezeichneter Beweisführung nach dem heutigen Stand der Forschung ein Fehler unverkennbar: er hätte im Abschnitt über den Inhalt betonen sollen, daß all seine Einwände doch nur für den späteren Plutarch zutreffen, wie wir ihn aus den Lebensbeschreibungen, den Dialogen, den eigentlichen Ethika usw. kennen; beim jungen Plutarch wäre schließlich auch de educ. pueris, was den Inhalt betrifft, nicht ausgeschlossen. Doch dies hat S. nicht gesehen. Er kann allerdings einige kleinere Schwächen bei Wyttenbach aufzeigen [1]), aber die können dem Gesamtergebnis keinen Eintrag tun. Wyttenbachs Beobachtung von der unplutarchischen Kürze der Sätze läßt sich unmöglich dadurch abtun, daß man mit S. auf Christ-Schmid II 1 (5. Aufl.) 402 verweist („einzige Norm des richtigen Ausdrucks ist ihm (Plutarch) Einfachheit und Verständlichkeit"); darum handelt es sich hier ja gar nicht. Wäre S. der Frage in eigener Forschung nachgegangen, so hätte er gefunden, daß die durchschnittliche Satzlänge Ps.-Plutarchs wirklich von ganz unplutarchischer Kürze ist. Soweit ich selbst durch Vergleich der „Jugendschriften" und Stichproben aus Plutarchs späteren Werken feststellen konnte, scheint Plutarchs durchschnittliche Satzlänge mit zunehmendem Alter zu wachsen; die Sätze des späten Plutarch sind durchschnittlich um ein Viertel länger als die der Jugendschriften. Aber selbst de Alexandri Magni fortuna, das die kürzesten Sätze bei Plutarch hat, übertrifft Ps.-Plutarch noch um ein Viertel, de gloria Atheniensium und de fortuna Romanorum schon um ein Drittel; ähnlich de superstitione und de esu carnium; die Sätze in de defectu oraculorum und de Pythiae oraculis sind sogar um 57 % bezw. 62 % länger als bei Ps.-Plutarch. Das sind zwar Äußerlichkeiten, aber keine Zufälligkeiten; so etwas wurzelt tief in Gewohnheit und Temperament eines Autors. Jedenfalls können solche Ziffern Wyttenbachs Feststellung nur bestätigen.

Aber auch was S. selbst zugunsten von Plutarchs Autorschaft vorbringt, ist nicht schlagend. Das gilt vor allem von seinen Argumenten aus dem Inhalt: bei den Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten zwischen Plutarch und Ps.-Plutarch wird es sich meist um gleiche Quellen handeln, manchmal auch um so abgebrauchte Gemeinplätze, daß die Frage nach einer Quelle überhaupt müßig wäre (z. B. 2 F ἦθος ἔθος

[1]) So pariert S. geschickt drei Einwände in Wyttenbachs Animadversiones S. 50—52 durch Nachweis von Textverderbnis oder Richtigstellung der Interpunktion. Auch gegen B. Weissenberger (Sprache Plutarchs v. Chaeronea, 1895) macht er richtig geltend, daß Plutarch sehr wohl gelegentlich φαίνομαι mit Partizip gebraucht. — Wyttenbach beanstandet einmal die Wiederholung der gleichen Redensart an zwei kurz aufeinanderfolgenden Stellen als unplutarchisch; ganz mit Unrecht sucht dies S. mit seinem Universalargument vom unfertigen Entwurf zu entkräften; er hätte vielmehr zeigen können, daß diese Erscheinung bei Plutarch ganz gewöhnlich ist, wie das schlagend schon J. Montesi, Studi italiani di filol. class. 20, 1913, S. 35, getan hat.

ἐστίν ∾ de virtute mor. 443 C: eine ursprünglich peripatetische Prägung, die später auch von der Stoa übernommen wurde, vgl. Glaeser a. a. O. 25 f.; 5 E νοῦς καὶ λόγος ∾ de fortuna 98 C, de tuenda sanit. 124 B: alle nach dem Vorgang von Aristoteles Polit. 4 (7), 15, 1334 B, engere Beziehung zwischen Plutarch und Ps.-Plutarch wird nicht nachgewiesen; ebensowenig beweisen die 9 E wie de prof. in virtute 76 C zitierten Hesiodverse Erga 361 f., die eben, was schon ein Blick in Rzachs editio maior zeigt, ein sehr beliebtes Zitat waren). Verfehlt ist es auch, vielgebrauchte Bilder und Gleichnisse, die zufällig beide Autoren verwenden, aus dem Zusammenhang herauszureißen und als Echtheitskriterien anzuführen, besonders wenn das tertium comparationis nicht dasselbe ist (so heißt es 9 C „Bogen und Lyra entspannen wir, um sie von neuem spannen zu können", womit die Notwendigkeit von Arbeitspausen veranschaulicht wird; in der verglichenen Stelle an seni ger. respubl. 792 C „der Bogen bricht, wenn man ihn [zu sehr] spannt, die Seele, wenn man sie [zu sehr] entspannt" wird aber die Untätigkeit getadelt). Als sprachliche Argumente benutzt S. Wörter und Ausdrücke, die auch im echten Plutarch vorkommen. Aber beweiskräftig würden diese erst, wenn sie dem Plutarch speziell eigentümlich wären, was nachzuweisen S. nicht einmal versucht. Dasselbe gilt von den grammatischen Eigentümlichkeiten. —

Glücklicher ist S. in seinen gelegentlichen textkritischen Bemerkungen, zu denen auch die Nummern 3 und 4 der beigegebenen Thesen kommen (5 A: καὶ τὸν υἱὸν καὶ ὃν ἂν πρίῃ ist Glosse; 13 B: statt λυρικῆς lies ληρικῆς).

Hinweisen darf ich noch auf Sizoos Beobachtung, daß Ps.-Plutarch, obwohl schwere Hiate bei ihm nachgewiesen sind, doch den Hiat gelegentlich zu meiden scheint (z. B. καθάπερ für ὥσπερ, χωρίς für ἄνευ usw.). Die von S. aufgezählten Fälle ließen sich noch vermehren (z. B. 2 A ἔφησεν für ἔφη; auch bei dem von J. J. Hartman, De Plutarcho, in 3 C bemängelten τούτοις für αὐτοῖς läge wohl Hiatvermeidung nahe. Vgl. auch Hartman a. a. O. zu 11 B).

München. Friedrich Bock.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Griechische Verskunst. Berlin 1921, Weidmann. XII, 631 S. gr.8. 80 M.

Die Griechische Verskunst von Wilamowitz ist nach langer Zeit die erste — und wohl auch wiederum für lange Zeit die letzte —, das ganze Gebiet umfassende und mit allen Mitteln wissenschaftlicher Kritik durcharbeitende Behandlung dieses einstweilen noch mehr Dornen als Rosen darbietenden Gegenstandes. Es ist wohl das erste Mal, daß eine Darstellung der gesamten griechischen Metrik nicht ausgeht vom Sprechvers des Epos. Aber das Buch müßte nicht von Wilamowitz sein, um nicht, bei allem Verlangen nach einem historischen Aufbau, das Schwergewicht auf die Frage zu legen: was kommt dabei heraus für die Textkritik? Das bedeutet eine gewollte und wenn man will gesunde Einseitigkeit. Aber ohne Blick und Sinn für das Ganze eines Strophen- oder Periodengebildes müssen, auch abgesehen von der ins Grauenvolle gesteigerten Unsicherheit in der Sonderung und Deutung der Einzelgebilde, nicht nur wichtige Grundfragen der griechischen Verswissenschaft notwendig unerledigt bleiben; auch die Textkritik in lyrischen Versen gerät, ohne diesen Regulator, wie sich von selbst versteht und auch bei W. oft genug zutage tritt, gar zu leicht in die Brüche.

Nach vier einleitenden Kapiteln, über die nachher zu reden sein wird, bilden den Kern des Buches (S. 137—244), teilweise in neuer Bearbeitung, die drei wertvollen Abhandlungen über den Phaläker (1898), über die iambischen Lieder der Tragödie (1895/96) und über choriambische Dimeter (1902). Dem sind dann hinzugewachsen (245—486): Untersuchungen über einzelne Metra, von Glykoneen bis zu „Daktylepitriten", mit einem Anhang über Strophenbau, und (S. 487—607) Analysen ganzer Lieder und Liedstrophen, von Pindar bis Mesomedes.

Der dauernde Wert der Abhandlung über den phaläkischen Elfer, den Vater vieler *Endecasillabi*, beruht auf dem Nachweis ionischer Messung seit den Zeiten Varros. Das (S. 150) neu hinzugekommene Sarapisorakel mutet an wie ein neckisches Exerzitium zur Unterscheidung iambischer, äolischer, ionischer Trimeter. Die zu Anfang des Aufsatzes (137) verheißene Absage an die ursprünglich ionische Natur des Phaläkers erfolgt lange nicht entschieden genug. Der Skolienvers ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον ἀνδρὶ θνατῷ läßt sich ja bequem ionisch lesen; aber gibt es den anapästischen Anhub des Äolikers nicht jetzt unzweideutig auch bei Bakchylides, βασιλεῦ τῶν ἱερᾶν Ἀθα(νᾶν κτλ.) XVIII 1, von W. 1898 ruhig hingenommen, gerade in dem Skolienvers auch 1893 (Ar. u.

Ath. II 317), und jetzt wieder (240, auch 263), „vielleicht", „als Ausnahme", doch ausdrücklich anerkannt: durfte darnach die ionische Messung ὑγιαίνειν κτλ. S. 149 wieder aufgewärmt werden? Wie lehrreich ist es, Sapphos wirkliche ionische Trimeter (149, bei Bergk 57a. 58. 59. 87. 88) mit phaläkischen Elfern zu vergleichen! Zutreffend heißt der Phaläker eine „Spielart des sapphischen Elfers" (105); verhält sich doch der Sapphiker zu ihm, wie das äolische Dimetron mit Choriambus am Schluß zum Glykoneion (mit Choriambus in der Mitte): gemeinsam ist beiden das weder aus dem Äolischen noch aus dem Ionischen, sondern aus dem uralten Hebungsverse stammende Anhängsel θεοῖ-σιν, ἔπαυ-λα. Die (S. 510) noch jetzt, wie 1898, festgehaltene ionische Messung von ἥσει δύσμορος, ἀλλ' ὀ|ξυτόνους μὲν ᾠδάς Soph. Ai. 630, ähnlich Berliner Klass.-Texte V 2, 44, und jetzt S. 338 — doppelt überraschend, wenn doch jetzt (150 [1], Bacch. III) ionische Messung von Δάματρα ἰοστέφανόν | τε κούραν aufgegeben wird —, wäre nur möglich bei fünfzeitiger Messung, ὀ-ξυτόνουου|ους μὲν ᾠδάς (Heimsoeth, de ion. vers. mensura 1872, 5). Aus dem jetzigen Schweigen über Verse wie Soph. Phil. 1140 ist wohl zu schließen, daß wir nunmehr lesen dürfen [1]): ἀνδρός τοι τὸ μὲν εὖ δίκαι-|ον εἰπεῖν und nicht: ἀνδρός τοι | τὸ μὲν εὖ δίκαιον εἰπεῖν.

Die Iambenaufsätze (1895/96) dürfen sich über Lieblosigkeit ihres Verfassers beklagen: vor 25 Jahren eine entzückende und verheißungsvolle Lektüre, machen sie heute den Eindruck von Halbheit und Versäumnis, schon äußerlich, in Wiederholung alter Druckfehler und Hinzufügung neuer, gerade in den Zahlen der Metra — damals interessierte man sich noch für Umfang und Ebenmaß der Perioden —: S. 191 steht noch 5. 7 Metra für 5. 8, besser 5. 4. 4; S. 180 gab der erste Druck 6. 8. 5. 5. 9, eine 5 zuviel; jetzt ist die 8 durch eine 3 ersetzt; die Gesamtzahl stimmt, aber so ist es gar nicht gemeint: es handelt sich um die schöne Strophe βίᾳ χαλινῶν τε κτλ. in der Parodos des Agamemnon und sollte heißen 6. 8. 5. 9, besser, im angeblichen „Hexeneinmaleins", [6]. 4. 4 : 5. [4]. 5. Die nicht weiter gediehene Teilung beruht auf der Unfreundlichkeit der Dichter, uns die Signale für die Periodensonderung, Hiatus und Kurzhebung, nicht in der nötigen Anzahl geliefert zu haben, und auf der noch immer üblichen Gleichsetzung von Bindungsmöglichkeit und Synaphie, d. i. Bindungsnötigung [2]). Wir werden auf diesen überaus wichtigen Punkt noch zurückzukommen haben. S. 206, wo der erste Druck 11. 6 Metra zählte, stehen heute die rätselhaften Zahlen 38. 33, entstanden aus 3. 8. 3. 3; gemeint war aber auch das nicht, wie der abgedruckte Text (Ar. av. 851 ff.) beweist, sondern 4. 3 + 4. 3. 3, dem geübten Blick eine πεντάς im Sinne des trefflichen Heinr. Ludolf Ahrens (Phil. 27, 1868, 581).

Man sieht wohl, einige Schritte weiter auf dem vor Zeiten so glücklich betretenen Wege der Strophenanalyse, und man wäre dahintergekommen, daß bei Einstellung der Perioden aufeinander — „Responsion des Nichtrespondierenden" sagen die Spötter, sobald sich mit der Entsprechung eine Variation verbindet —, Tragödie, wie Chorlyrik überhaupt, nicht zu befürchten brauchte, *ne nimis volgaria facere videretur* (207). Wie leicht ließ sich jetzt bei einiger diesen Dingen zugewandter Aufmerksamkeit, und *impetrare a se si potuisset vir summus*, *ut aliorum hominum* (!) *figuras metricas aut rhythmicas inspiceret*, wie leicht war es da zu erkennen, welche Funktion z. B. Aesch. Sieben 721 dem alleinstehenden Iambikon zukam, oder dem Bakcheus ebd. 736. 750. 766, Ag. 180 usw. Und die von W. mit unverhohlener Sympathie gewürdigte saftige Strophe aus der zweiten Acharnerparabase Ἀντίμαχον κτλ. 1150, wie schön konnte sie zeigen, daß auch im selben Versmaß schon Dimeter und Trimeter verschiedenes Ethos tragen: in dem Augenblick, wo die boshafte Ausmalung des appetitlich brätelnden, dann aber verloren gehenden Fischgerichts beginnt (σίζουσα 1159) setzt der Abgesang ein.

Traurig, auch für den Text des Dichters, ist es, wenn Konjekturen, wie Aesch. Sieb. 301 u. 320, durch den handgreiflichen Bau der Strophe (18 : 17 Metra bei W.) ausgeschlossen, dennoch wieder zugelassen werden. Hatte doch ein andermal (S. 168) gerade die Beobachtung des goldenen Satzes, *stropha noto more tripartita est*, *ut quasi ipsa e stropha antistropha epodo constet*, zu einer glänzenden Emendation geführt (ξῴ für ἀλίῳ Eur. Tro. 1069, gegen die ich mich leider allzu lange gesträubt habe). Mit Aufwand geringer Mühe und Sorgfalt konnten, wie sich wohl gezeigt hat, die schönen Iambenaufsätze von 1895 zu Musteraufsätzen werden, denen *tironibus*, für die sie bestimmt waren, zur Nachahmung, den Skeptikern zur Ermutigung und allen philologischen Lesern zu ungemischter

[1]) Bestätigt sich S. 232 zu Eur. Or. 833 u. ö.

[2]) Vorarb. z. gr. Versg. 63, 137, 152 f.

Freude. Für diesmal hat W. sich leider genug getan mit geringfügigen Zusätzen und einigen Streichungen: der heftige Ausfall gegen die vorsintflutliche Etymologie von γαιήοχος = „wagenfroh“, seit 1857 wohl von keinem ernsthaften Philologen mehr vertreten, konnte ruhig auch wegbleiben, nachdem der Nagel, an den die Bemerkung gehängt war, mit Streichung der Textstelle (S. 195) verschwunden war.

Die Abhandlung über Choriambische Dimeter hatte das große Verdienst, die mit Choriambos schließenden oder beginnenden Dimetra der Tragiker durch Zusammenstellung mit Satyrspiel, Komödie und den Großmuttergeschichten[3]) Korinnas als altvolkstümliche Maße zu erweisen. Die neue Bearbeitung vermehrt die Belege aus der Komödie (S. 229). Bemerkenswert ist eine zunehmende Abkehr von früher beliebter ionischer Deutung: ᾆδ' Ἄρτεμις, ὦ κόραι und χῆ δ' ἀμβροσίας μέν sind keine katalektisch oder brachykatalektisch ionischen Dimetra mehr; das Telesilleion ist zu einem akephalen Glykoneion geworden (91. 130. 248) und Reiziana zu Kurzversen, d. h. (nach S. 399) zu Gliedern kleiner als ein Dimetron. Dann sind aber die Sätze (242), wonach Reizianum Katalexe des bereits katalektischen Telesilleions sein soll, zu unrecht stehen geblieben; ein ähnliches Überlebsel ist S. 232 die Schreibung δεῦτέ νυν ἀβραὶ Χάριτες für das jetzt gewollte δεῦτέ νῦν. Auf die quallenartig schillernde Gestalt des „Reizianum“ werden wir zurückzukommen haben. — Akephalie soll sich jetzt beschränken auf den Verlust einer Silbe: ἀν' ὑ-λᾶντα νάπη Eur. Hel. 1303, oder -σιν εἱ-λισσόμενος Eur. El. 437 keine Dimetra mehr sein, zum Schaden beidemal für den Periodenbau. Dem letzten Beispiel sei hier, in Erinnerung an den Spott des Aristophanes ran. 1314 noch ein ganz sicherer Beleg angefügt aus Eur. IA 1055: παρὰ δὲ λευκοφαῆ ψάμαθον | εἱειλισσόμεναι κύκλια | πεντήκοντα κτλ. Weniger gesichert Ion. 453, Hel. 1450.

Wenn jetzt die Epodos IA 206 nicht mehr daktylisch beginnt, so liegt keine Nötigung mehr vor für die Messung τὸν ἰσάν μόν τε ποδοῖν (S. 212). Hübsch ist jetzt in dem Ephymnion des Kyklopen die Einbeziehung der Interjektion ψύττα in den lebhaften Zuruf οὐ τᾷδ', οὔ. Gern nehme ich den Vers jetzt als anapästischen Monometer, was dann bei Wilamowitzens trefflicher Emendation der letzten Worte (Tilgung des neben μηλοβότα lästigen ἀγροβάτα) eine allerliebste Strophe ergibt, zu [1]2 2 : [1]2 2 Metren.

Über das Verhältnis von Glykoneion zu choriambischem Dimetron ist die Debatte noch im Fluß, ohne daß Neues dabei zutage käme. W. hält fest an der Trennung der Glykoneia von den Choriambikern, einzelne abweichende Wendungen (S. 229, 319, 460) mögen auf augenblicklichem Fehlgreifen im Ausdruck beruhen: es soll im Glykoneion keine Choriamben, sondern wieder nur Daktylen geben; warum nicht, von dem Schluß des Kolons aus gesehen, auch einen Anapäst? Sehr erwünscht ist es doch, daß „Glykoneia“ mit überschießender Senkung — ein seltsames Ding, wenn doch zugleich die letzte Hebung in zwei Kürzen auflösbar ist — jetzt einen eigenen Namen erhalten, Hipponakteion (nach Heph. 32, 14 C), und daß Verse mit mehreren Daktylen, wie Eur. Bacch. 116 = 130, „ebensogut unter Daktylen stehen könnten“. Geben wir doch auch ihnen eigene, ihnen zukommende Namen: Alkmanika, Alkaika, Ibykeia usw. Ganz so nichtssagend, als ob ein alter Hund bellte, ist doch der Tadel des Aristophanes (ran. 1323) nicht. Aber die Frage mag ruhig noch offen bleiben, bis das, wie es scheint, auch W. beschäftigende Verhältnis von Lekythion (ἔκ μ' ἔλασας ἀλγέων) und Ithyphallikon zu den Äolikern völlig geklärt ist. — Beispiele einer merkwürdigen Unsicherheit in der Behandlung von Synaphie und Fermate S. 253[1] zu Ekkl. 293/4, 95/6, 97/8 und S. 256 zu OC 1211. 15/16.

Das Trochäenkapitel bringt eine Reihe nützlicher Observationen, namentlich über Verseinschnitte, und wiederholt aus dem Anhang der Choephorenausgabe 1896 die Analyse einiger trochaischer Lieder der Tragödie und Komödie, leider wiederum meist nur in leichter Überarbeitung. Neue Konjekturen zweifelhaften Wertes sind πάντων ἄνασσα ⟨γᾶ⟩, πάντων δὲ γᾶ τροφός Phoen. 686, und [ἔδρεπον] ἄνθιζον (f. ἀνθίζειν) Ion. 889 (S. 367[3]). Unsicherheit im Urteil, sobald einmal die Signale für Versrennung ausbleiben, und allzugroße Scheu vor einem Wechsel iambischer und trochaischer Glieder trüben auch hier den Blick für die Gliederung der Perioden, deren Maß verfehlen gerade in der Chorlyrik, wenn auch nicht alles, so doch etwas sehr Wesentliches verfehlen heißt. Neu hinzugekommen sind noch Kritik und Analyse zweier schwer verdorbener Stücke aus dem 1. Phoenissen-stasimon und aus der Parados der aulischen Iphigenie.

---

[3]) Warum nur die noch immer hartnäckig γέροια heißen, da doch niemand αἴδοια sagt! Es wird die selbe Macht sein, die noch immer an εὐπάρᾳος, Ἀθηνᾶ Προναία u. dgl. festhalten lehrt.

Das Iambenkapitel zeigt starke Neigung zur Anerkennung von „Iamben zweisilbiger Hebung". Einmal (S. 263 zu Bakch. VI 4) verkennt W. gerade den Rhythmus ◡– ◡◡– ◡– ◡– (hübsche Variation des an Sapphos δύναμαι κρέκην τὸν ἱστόν anklingenden zweiten Verses), und setzt ein Pherekrateion an mit dem Resultat, daß die zierliche Strophe (zwei Dimetra, eben die des sapphischen Liedchens zum Vorspiel, dann kräftig mit Choriamben einsetzend zwei Trimetra, denen im Gegenstollen ein Hexametron antwortet, bestehend aus zwei im Anhub variierten Glykoneen und einer dritten Variation jenes Sapphikers), dies Juwel dichterischer Kleinkunst in Scherben geht. Die Zahl der Fälle vermindert sich, wenn man, statt von Iamben, lieber von Enopliern redet oder, wie S. 292 auch W. für zulässig hält, von Choriambikern. Über der ersten Seite 292 hat ein wahrer Unstern gewaltet: κυανώπιδες soll Aesch. Pers. 559 unter Iamben stehen, nach der Ausgabe von 1914, Interpr. 53, dieser Verskunst S. 269* und vielleicht auch wirklich sind es Trochäen; δίαινε δίαινε Pers. 1038 wird hier anders behandelt als in dem Neudruck S. 196 (vielleicht dort auch nur ein Rudiment a. d. Jahre 1895? aber mitsamt der hier noch leise veränderten Fußnote über die Aussprache?); in dem Iambendimetron ἄνι' ἄνια κακὰ νεόκοτα (Pers. 256) soll ein durch die Wiederholung entschuldigter Prokeleusmatiker stecken; Ag. 1547 glaubt W. erst jetzt richtig aufzufassen unter Annahme zweisilbiger Senkung in δακρύοις; in der Ausgabe 1914 war ganz richtig das Praxilleion abgetrennt (wenn auch bis heute, nach S. 94, 122, wohl noch nicht als Trimetron anerkannt), es folgte dann ein braves choriambo-bakcheisches Dimetron σὺν δακρύοις | ἰάπ-των. — An Responsionsfreiheiten, im Sinne antistrophischer Entsprechung ausgeprägter und durch Kontraktion aufgesogener Senkungen bietet W. (294) aus Aischylos drei, mehr stehen verzeichnet Aesch. Cant. 102, Soph. 85. Eine unwahrscheinliche Fülle dieser und anderer Inkonzinnitäten belastet die sonst glückliche Analyse von Bakchylides 'Ηΐθεοι; in der Strophe, namentlich in der letzten Periode wohl nur infolge eines nicht ganz gelungenen κωλισμός. In der Epodos ergeben sich zuerst 10 (4[2]4), 10 (2 3 : 3 2), 14 (5[4]5) Metra, Umstellung von Τροιζανία σεισίχθονι unnötig, wenn man σεισίχθονι φυ- verbindet, wie ἀγλαόθρο- 124/5. Die Schlußperiode, wie erwartet von 14 Metren, rundet sich, sobald man hinter κόσμον (62) und πόντος (128) einschneidet, zu einer Pentade von 3[2]3 : 3 3 Metren, der vorletzte Trimeter sehr wirkungsvoll, wie πῆμα θνάσκει Pind. Ol. II ep. 5 mit trochaischem Schlußmetron: Κρόνιος εὐχᾶς. In der Strophe hatte die Analyse 1898 das Rechte getroffen mit Bewahrung der Periodenfuge 15/16 und mit der Vermutung λινοθώρακα f. χαλκοθ., man denke nur an die Kleidung des Theseus an der Spitze der 14 auf der François-vase. — Den Schluß des Kapitels bilden Analysen von mehr als 20 pindarischen Strophen; ein Vergleich mit den knappen Analysen des Teubnertextes 1914 dürfte recht lehrreich sein. Ein Lichtpunkt, der wie ein Hoffnungsstrahl wirkt, sei herausgehoben: Glieder wie τὸν φέρτατον θεῶν Isthm. VII oder ἐοικότα χρόνον Olymp. IV heißen jetzt auch bei W. (S. 317, 320) Dimetra! Nun fehlt doch nicht mehr viel, so gönnt man den Dichtern da, wo die Periode es fordert, mehr solcher Akephala, z. B. Aesch. suppl. 98, Pers. 575, Eur. El. 457, Phoen. 1458, 1501, suppl. 804 = 817:

προσαυδῶ-ω σε τὸν θανόντα
= ἐν ἀγκῶ-ωσι τέκνα θῶμαι,

und sodann auch in dem Antigenesepigramm ∧ ἀνωλόλυξαν, was auch dem zweifelnden Karl Münscher (Herm. 1921 1. H.) dann nicht mehr so orakelhaft vorkommen mag.

Über Choriamben konnte es nach allem Vorangegangenen nur einige Nachträge geben; gelegentlich einer überaus glücklichen Emendation Ar. Wolk. 953 (λέγων ἀμεί-νων πότερος [αὐτοῖν], die mit einem Schlag, außer von einem überzähligen Choriambus, uns von unerhörten Inkongruenzen befreit und eine feine Strophe herstellt von 4 4 : 4 [3] 4 Metren. Dicht daneben begegnet es nun dem Metriker (S. 327 [1]), daß er einmal ernstlicher einem Periodenbau nachgeht und ihn verfehlt: die Strophe Soph. El. 1058 verläuft in einem Pentametron, zwei Hexametren und zwei diesmal verbundenen Tetrametren, die Perioden, außer den beiden rasch ablaufenden Tetrametren, auch im Innern scharf voneinander abgehoben, besonders gerade die beiden ersten, die W. zusammenschweißt, obwohl noch ein iambisches Monometron die Dimetra trennt. Solch ein angehängtes Iambikon bedeutet doch ebensogut eine κατάληξις, als Pherekrateion (1065) oder Alkaikerklausel (1062, 1069).

Über Päone und Bakcheen folgen wertvolle literaturgeschichtliche Bemerkungen. Das Bohrlied Eur. Kykl. 656 erfährt eine neue Analyse, gegen früher verbessert durch Verzicht auf ein unglückliches Flickwort (Vorarb. z. gr. Versg. 155/6), aber verschlechtert durch An-

setzung eines Glykoneions für einen zweiten Dochmius, was die Periode zerstört, und zum Schluß durch ein „Reizianum“, wenn es nicht, um die Perioden des kleinen Arbeitsliedes nicht abermals zum Teufel gehen zu lassen, zur Abwechslung einmal ein Dimetron sein soll, akephales Pherekrateion also.

Die Ioniker erhalten nach der ausführlichen Behandlung 1886 und stellenweis 1902 (hier II 3) nur noch ein kurzes Kapitel. Erfreuliche Versuche einer Periodengliederung S. 337, leider auf halbem Wege stehen bleibend. Bei Eur. Hik. 54—65 stehen einmal 7 Metren zu viel, die letzte (Choriamben-) Periode Eur. Bacch. 384 (nicht 383) ff. umfaßt fünf, nicht sieben Metren. Daß ursprünglich der minor mit dem Trochaikon, der maior mit dem Iambikon zusammengehört, ergibt sich schon aus den Freiheiten der Ecksilben, ⏒⏑–⏓ und ⏓–⏑⏒, und stimmt zu der fast ausnahmslos befolgten Regel, niemals im selben Dimetron dem minor Iamben anzuschließen, vollends niemals, wie doch allgemein anerkannt wird, in der Form ⏑⏑–– ↑ ––⏑–. In dem lokrischen Tagelied ὦ τί πάσχεις, das wegen des ἱκετεύω doch wohl ionisch gehen muß, hat W. seine Meinung leider geändert. Zur Klage der Danaë einige Versuche zur Herstellung einer Entsprechung. Den Schluß macht ein metrisch wie inhaltlich bemerkenswertes Lied (Rh. Mus. 64), in wilden trochaischen Trimetern schließt es; an Dimeter mit „Reizianis“ denkt W.

Bis hierher hatte W. und wir mit ihm leidlich festen Boden unter den Füßen und schritten, bei aller Meinungsverschiedenheit im einzelnen, in der Hauptsache doch einhellig auf wohlgebahnter, zum Teil erst durch Wilamowitzens Umsicht und tatkräftiges Zugreifen völlig gesicherter Straße. Mit den scheinbar so ungefährlichen Daktylen kommen wir an eine Wegscheide: welcher der Wege uns wirklich weiter und welcher in eine Sackgasse oder auch ins Bodenlose führen mag, das wird sich bald genug zeigen. W. unterscheidet monopodisch und dipodisch gegliederte Daktylenreihen. Da ist nun verdrießlich, daß er auch da, wo er κατὰ μέτρον im Sinne von κατὰ διποδίαν mißt, immer wieder die Benennungen gebraucht, die schon den Einzelfuß als ein „Metron“ rechneten. Als Herodot die Pythia ἐν ἔπεσιν ἑξαμέτροισι orakeln ließ (VII 220) und ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ (I 49, neben ἐν τριμέτρῳ τόνῳ vom iambischen Trimeter I 174), dachte er ja nicht daran, eine metrische Theorie zu begründen über das Gewicht des Daktylos in der griechischen Lyrik. Für die Art, wie man damals die beiden Sprechverse hörte und dichtete, ist sein „Hexameter“ lehrreich. Aber heute, ohne Kautelen, wie „mißbräuchlich“ u. dgl. (108, 191), den Terminus beizubehalten, auch wo man „Trimeter“ meint, dem Archilochos, dem Alkman immerfort für Dimetra „Tetrameter“ zuzuschreiben, dann aber plötzlich πᾶν κράτος ὠγύγι-ον· τό μοι ἔννεπε (Soph. Phil. 142), ganz wie sich gehört, ein Dimetron zu nennen (S. 531), ist nicht wohlgetan: der Leser fühlt sich schlecht behandelt, und das ist dann einer Verständigung nicht förderlich. — Nach langem Sträuben und noch immer zaghaft gesteht W. dem daktylischen Penthemimeres in lyrischen Perioden den Wert eines Dimetrons zu. Leichter wird es ihm wohl bei klingendem Ausgang, λουσάμενοι δὲ πρὸ λαμπρᾶς, weil da noch deutlich die Katalexe des alten Dimeters durchschimmert (S. 229). Es ist eine zutreffende Bemerkung (S. 612), daß die alten Vierheber oder Dimetra in der Regel mit der Hebung schlossen. Wie maßgebend der Ausgang des Verses für den rhythmischen Charakter des Ganzen ist, weiß jedermann. Es berührt danach seltsam, daß es Zeiten soll gegeben haben, da man die vier Hebungen stark ins Gehör fallen ließ, und „was dahinter kam, verhallte. Es ist ja Pause dahinter“ (350). — Man wird, meine ich, gut tun, in der Katalexe zu unterscheiden zwischen fallenden und steigenden Rhythmen: in daktylischen und trochaischen Versen bedeutet κατάληξις in der Tat ein früheres Aufhören, wobei ungesagt bleiben mag, ob das Lekythion, das man als katalektisches Trochäendimetron zu nehmen pflegt, ursprünglich nicht muldenartig, wie Choriambos und Glykoneion, fallend begann, um steigend zu schließen. Aber im Paroimiakon, dem enoplischen wie dem anapästischen, im Pherekrateion, in der Iambenkatalexe, ist nach der letzten Hebung nichts verloren gegangen, am wenigsten natürlich die Hebung selber. Das wird völlig klar, wo ursprünglich katalektische Glieder mit dem Folgenden in Synaphie stehen, wie das an einer Stelle (S. 260 zu IA 1040) auch W. zuzugeben geneigt ist, während er sonst schwankt (180), oder, zum Glück ohne die Namen Dimetra, Trimetra aufzugeben, das Verschweigen einer Hebung glaubt, etwa wie in *wúnders vìl | geseít* $\acute{\wedge}$ oder *daß ích so traù|rig bín* $\acute{\wedge}$? Gern wüßte man, wie er über Fälle denkt, in denen ursprünglich als in der Katalexe gestattete Kurzhebung bei versäumter Diärese auch in der Synaphie festgehalten wird. Beispiele: Arist. Cant. p. 49,

dazu Bakch. III 2/3 : 7/8 und der von W. selber S. 214 konstruierte Tetrameter Eur. El. 713; die beim sapphischen Elfer beliebte Ausflucht (S. 104/5), man habe sich mit Festhaltung der Silbenzahl begnügt, zieht doch erst recht nicht bei dem katalektischen Vierheber. Wenn nun soeben aus scheinbar drei Daktylen ein katalektischer Vierheber werden konnte oder ein Dimetron mit stark zusammengezogenem Schlußmetron, warum nicht aus dem versgeschichtlich wie periodologisch gleich unverdaulichen daktylischen „Pentameter“ ein ebenso katalektischer Trimeter? Welch ein Unterschied ist doch zwischen αἴλινον | αἴλινον | εἰπέ, τὸ | δ' εὖ νι-| κάτω und αἴλινον, αἴλινον | εἰπέ, τὸ δ' εὖ νι-| κά-τω! So las Aischylos den althieratischen Vers, wie der mit drei Spondeen anhebende (Ag. 106) in Verbindung mit den aus lauter Spondeen bestehenden beiden katalektischen Trimetern „Terpanders“ beweist: Ζεῦ, πάντων ἀρ-|χά, πάντων ἀ-|γή-τωρ κτλ. Wer hier immer nur fünf Füße hört, der mag es auch tun in κατὰ δὲ τακόμενα μέλεοι μελέ|αν πάθαν (Soph. Ant. 977) und dabei noch an akatalektisch-daktylischen Ausgang glauben, mit dem selben Ausgang auch vier Daktylen hören, wo die Strophe einen Sechsheber verlangt, in τὸν πελάταν-λέκ|τρων ποτὲ τῶν Διός Phil. 679 (ähnlich scheint ἀστῶν δ' ὑπὲρ - τῶνδ'|ἅπτομαι φέρων Pind. N. VIII ep. 4), oder man mag in Pindars Jamosliede O. VI str. 5 βωμῷ τε μαν-τείῳ ταμίας Διὸς ἐν Πίσᾳ, wo die Strophe ein Tetrametron verlangt, das bei Verzicht auf ionische Messung bequem aus Iambikon und Ibykeion herzustellen wäre, lieber mit Ed. Fraenkel, Rh. M. 72, 1918, 177[1] einem „steigenden Epitriten“ (?) drei Daktylen nachtrippeln lassen: man gerät nur damit in die nicht allzuerlauchte Gesellschaft antiker Silbenmesser, die das Glykoneion, den Asklepiadeer, ja den alkaischen Elfer ebenso daktylisch –◡◡–◡⏓ zerflattern ließen.

Es erscheint angezeigt, hier das Verhältnis des Adoneions zu der Daktylenklausel anzuschließen. Die Bemerkung (S. 399), „der Adoneus kann mit dem daktylischen Metron nicht leicht verwechselt werden, obwohl er formal identisch ist“, klingt verheißungsvoll, wird aber dem uneingeweihten Leser einigermaßen böhmisch sein. Die Verwirrung wird wachsen, wenn er danach etwa S. 94 den Adoneus einen Zweiheber nennen hört, S. 214 ein Metron, 355 sogar einen daktylischen Monometer, S. 431 auf den ersten Blick plötzlich einen Dimeter, bis er die zitierte Stelle aufschlägt und bemerkt, daß dort zwei Adoneen angenommen werden; aber, wo ist nun der Schutz gegen die Verwechslung, wenn der Verf. selber die Gleichsetzung nicht vermeidet? Wer mit dem Problem schon vertrauter ist, der horcht noch einmal in freudiger Erwartung auf, wenn es S. 410 zu ἔτλα καὶ Δανάας | οὐράνιον φῶς Soph. Ant. 344 heißt, „um eine Silbe kürzer als der Asklepiadeus, geht also auf einen Adoneus aus“. Dies, zusammengehalten mit Sapphos καττύπτεσθε, κόραι, καὶ κατερεί|κεσθε χιτῶνας, ergibt ja die Lösung[4]): hört man denn in dem vollblütig-leidenschaftlichem καὶ κατερεί-κεσθε χιτῶ-νας nicht schon den ebenso leidenschaftlich ausklingenden Mahnruf ὦ τὸν Ἄδω-νιν? der wahrhaftig aus einer anderen Welt stammt als aus den Daktylen, und der auch den Asklepiadeern die ihnen als Äolikern wesensfremde Katalexis erst verschafft haben, wie denn überhaupt nach meiner Überzeugung der Unisonoruf bei Arbeit, Kampf, Spiel und Gebet der Vater des Rhythmus gewesen ist. Ich mag gar nicht sagen, wie ich mir die Wirkung auf das Gemüt der hehren Sappho vorstelle, wenn vor ihren Ohren — nicht etwa eine ihrer Schülerinnen, die wußten es ja von Kindesbeinen wohl anders, aber ein moderner Metriker ihrem κατερεί-κεσθε χιτῶ-νας in Gestalt eines Daktylenzweihebers ein wahrhaft asthmatisches Adoneion anschlösse. Daß es solche Daktylenklauseln in griechischer Lyrik überhaupt nicht gäbe, wird niemand behaupten (so Aesch. Ag. 110, 112; Eum. 1041 [zweimal]; Soph. OC 1058, 1079; Eur. Heracl. 609, 612 usf.); aber mit dem Adonisrufe (besonders häufig widerklingend bei Euripides, s. Cant. p. 186, 191) und den ihm verwandten Paianrufe ἰήιε παι-άν, ὦ ἰὲ παι-άν, ist sie in der Tat nicht leicht zu verwechseln.

Wie das Adoneion, so gehört auch das in letzter Zeit ungemein beliebt gewordene Reizianum zu den Kurzversen, d. h. zu Gliedern, die (nach S. 391) weder auf den alten Vierheber oder Dimeter zurückführbar sind, noch auf eins der neuen Metra von zwei Hebungen; nach den eben beim Adoneion gemachten Erfahrungen eine etwas verfängliche Definition. Dem Verf. ist auch gar nicht wohl dabei zumute, doch für die praktische Analyse der erhaltenen Lieder, meint er S. 95, sei der Schade „selbst dann gering, wenn die Glieder verschieden aufgefaßt und benannt werden: nur sondern muß man richtig“. Und messen nicht? — Nachdem mancherlei Formen dieses Kurzverses aufgezählt sind, darunter die Asklepiadeerhälfte,

---

[4]) Bereits 1910 ausgeführt, Neue Jahrbb. 25, 183.

der Dochmius, ἦλθ' ἦλθε χελιδών und das wie eben gesehen „zweihebige“ Adoneion, wird der wißbegierige Frager mit dem Bescheid entlassen, „daß es ein Kurzvers ist, den man nicht weiter analysieren soll“ (401). Wir werden der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Vielleicht ist das Reizianum auch ein Zweiheber? Wahrhaftig! „Ein Zweiheber, der vorn und hinten wie das Enoplion gestaltet ist“, heißt es mit dürren Worten S. 94 zu ἦλθ', ἦλθε χελιδών, (bestätigt S. 447), wo das (zweihebige) Adoneion ein vorn statt hinten verkürztes Reizianum heißt. Aber wie nun, wenn sich die Form ⏑–⏑–– mit –⏑–⏑– und –⏑⏑–⏑– vergleichen läßt (403)? Sind das dann etwa die vielgepriesenen Daktylenausgänge –⏑⏓? Von drei Hebungen, wie man nach der angeführten Definition doch zuerst erwartet, ist nie die Rede. Wohl aber ist das Reizianum noch einmal ein katalektisches Telesilleion, also ein Dimetron (S. 462 zu Ar. Fried. 862); dies vielleicht nur wiederum ein der Revision entgangener Rest eines älteren Manuskripts, wird doch S. 401/2 zu dem Verse der Hypsipyle κυμόκτυπος ἀχεῖ klar zwischen Reizianum und Dimetron geschieden, leider um schließlich gerade falsch zu wählen: es ist dort und kann für einen ruhigen Beurteiler gar nichts anders sein als ein Dimetron. Und das gilt auch vielleicht für fünf Sechstel aller 401—3 aufgeführten Belege. Wenn aber endlich οὐδὲν μακαρίζω S. 255 zu OT 1195 zu „mehreren akephalen Dimetern“ gehört und dabei „auch Reizianum heißen kann“ (nicht „sonst heißen könnte“?), so ist der Schluß zwingend, Reizianum ist gar kein metrischer Begriff, sondern bezeichnet rein äußerlich einen ziemlich wandelbaren Silbenkomplex, der Zweiheber, Vierheber, wohl auch Dreiheber zugleich sein kann, was ja für die praktische Analyse auch gleichgültig sein soll.

„Von allergrößter Bedeutung ist die Anerkennung des Reizianum in der ganz festen kürzesten Form ⏓–⏑––“ (S. 431) für die sog. Daktylepitriten. Das versteht man, bei Annahme von Dreihebigkeit, sofort, im sog. Enkomiologikon, wo einem dreihebig (steigend) gedachten Prosodiakon dann ein katalektischer Iambendreiheber entspricht, — nebenbei: ein klares „Dikolon“! während eine Zusammensetzung von Dimetern und Monometern oder die sog. Epoden den Namen nicht verdienen, wie meine „Zweizeiler“ (Vorarb. z. gr. Versg. 52 ff.) wohl gezeigt haben. Aber nun soll dies Chamaeleon von Kurzvers auch die neun-(dreizehn-)silbigen iambischen Di-(Tri-)metra erklären (S. 431), was doch wiederum nur bei Zweihebigkeit angeht, und nur, wenn man die perhorreszierte Hyperkatalexe in Kauf nimmt; man tut es in der Tat, nur unter einem andern Namen. Gewisse stumpf ausgehende Kola, vornehmlich aber Iamben, aber auch Dochmien (z. B. Eur. Alk. 972), sollen zuweilen das Bedürfnis empfunden haben, „klingend“ zu werden. Wie das, wolle man selber S. 298 nachlesen, wo denn sogar der rätselhafte Dimeter εἶπ' ὦ κρατιστεύων κατ' ὄμμα (Trach. 102 Klausel von Chalkidikern) zur Erklärung dienen soll des gar nicht rätselhaften Ἀναξιφόρ-μιγγες ὕμνοι, in dem Gedichte, das außer Iamben, einem Dreiheber (str. 2 a) und einem akephalen Choriambendimetron (str. 8 b), unzweideutig und, wie schon bei Gelegenheit von Bakch. Ἤϊθεοι bemerkt, höchst wirksam (ep. 2 d. 5 c), Trochaika bietet.

Hier darf die eingehende Kritik wohl innehalten. Die weiteren Kapitel, insbesondere über Strophenbau, sodann der letzte Teil, der die Anwendung der vorher mehr systematisch entwickelten Grundsätze auf die einzelnen Lieder nun in chronologischer Folge fortführt, von der ältesten Chorlyrik bis in die Kaiserzeit (Aischylos erhält kein besonderes Kapitel mehr, auch Bakchylides nicht), ebenso die flott geschriebenen Einleitungskapitel, über griechischen und modernen Versbau, Poesie und Prosa, die metrischen Theorien der Hellenen, Skizze einer Geschichte der hellenischen Verskunst, in Thesenform noch einmal S. 612, dürfen der lebhaften Teilnahme nicht bloß der Metriker gewiß sein. Doch was hier treffend von Urverwandtschaft der scheinbar so verschiedenen Vierheber oder Dimetra gelehrt wird, hätte das Verständnis erschließen können für das schon im einfachsten archilochischen Langvers vorliegende, auch in der Antithese noch wirksame Prinzip der Variation, dessen Verkennung eine der Schranken bildet des in dieser neuesten griechischen Verskunst mit soviel Wucht und teilweise soviel Glanz geübten Verfahrens. Dazu die geschilderte Unsicherheit in Behandlung der Synaphie, Fermate und Katalexe, die Unempfindlichkeit gegen stilloses Abflauen des Rhythmus und erst recht gegen völliges Zerbröckeln der Perioden und der Strophen, — so versteht man wohl, warum die Interpretation des rhythmischen Gedankenganges so vielfach mißlingen mußte.

Dies Schicksal bei so viel emsiger Bemühung und so viel Geist einem doch nicht durchweg fragmentarisch auf uns gekommenen Teile gerade hellenischer Kunst, aus einer Zeit, die die

kyklopischen Unformen weit hinter sich hatte, beschieden zu sehn, ist es nicht zum Weinen? freilich, wenn man bedenkt, wie hier, nach Sitte großer Kongresse, die Wortführer aneinander vorbeireden, so ist es auch zum Lachen.

Die prächtigen Aufsätze über die iambischen Lieder der Tragödie und über die choriambischen Dimeter, auf die Höhe der Zeit gebracht und mit einer Einleitung versehen, die knapp und klar die dem Baumeister vorschwebenden Grundlinien darlegte, das wäre ein wundervolles Vermächtnis gewesen.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß bei der ungeheueren Fülle und Schwierigkeit der Probleme, deren Verflochtenheit mit Textkritik, Sprach- und Literaturgeschichte keiner schärfer erkannt hat als W., wir überall noch in Vorarbeiten stecken. Ein junger Kopf, den der Anblick des mehr Geröll als Quadersteine aufweisenden Bauplatzes nicht erschreckt und der mit größerer Freiheit des Gemüts metrisches von unmetrischem Denken scheiden mag, er wird, wenn er das Glück hat, auf festem Grund den Bau bis zum Richtfest führen zu können, dankbar auch seiner minder glücklichen Vorarbeiter gedenken.

Berlin-Charlottenburg. Otto Schroeder.

Jos. Klek, Die Bienenkunde des Altertums. I. Die Bienenkunde des Aristoteles und seiner Zeit. Zoologische Anmerkungen und Übersichten von L. Armbruster. In Archiv für Bienenkunde, 1. Jahrg. (1919), 6. Heft. 56 S.

Das vorliegende Heft bildet den ersten Teil einer Sammlung der uns erhaltenen Darstellungen der Bienenkunde bei Griechen und Römern. Im zweiten Hefte soll das bienenkundliche Schrifttum der Römer bis Vergilius folgen, im dritten alles Spätere der Griechen und Römer bis zu den Geoponika. Die Einleitung des ersten Teiles erstreckt sich auf dies alles. Sie wird, soweit das nur möglich ist, auch demjenigen eine genügende Einführung sein, der mit Sprache und Geisteswelt des Altertums nicht vertraut ist, aber von der Bienenzucht her, wie das oft geschieht, Veranlassung nimmt, sich auch mit ihrer Geschichte bekannt zu machen. Ist diese Quellensammlung also dem Kenner des Altertums eine brauchbare Zusammenfassung von Darlegungen, die er im übrigen besser im Urtext liest, so eröffnet sie jenem nicht nur in dankenswerter Weise ein ihm sonst verschlossenes Gebiet seiner Bienenzucht, sondern darüber hinaus des Altertums und, wenn das in den folgenden Heften richtig angefaßt wird, seines Kulturzusammenhanges mit uns.

Übersetzt sind hier aus Aristoteles' Tiergeschichte V Kap. 21—24 und „Über die Fortpflanzung der Tiere" III Kap. 10. Es folgen aus dem, wie L. Dittmeyer, Blätter f. bayer. Gymnasialwesen 23 (1887) 16—162 nachwies, fälschlich Aristoteles zugeschriebenen neunten Buche der Tiergeschichte Kap. 40, 42 und 43, sowie Stellen aus Kap. 16—22 und 64 von Περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων. Über letzteres Werk hätten in der Einleitung S. 7 ein paar Worte mehr gesagt werden sollen, zumal es hier vor dem 9. Buche der Tiergeschichte erwähnt wird, während es sehr spät nach ihm entstanden ist. Aus anderen Schriften des Aristoteles sind zahlreiche Stellen in den Anmerkungen herangezogen, so aus denen über die Atmung, den Schlaf, die Teile der Tiere, Meteorologie und Metaphysik.

In welchem Verhältnis der Wortlaut der hier gebotenen Übersetzung zu der als benutzt erwähnten von H. Aubert und Fr. Wimmer steht, konnte ich, da mir letztere hier nicht zur Hand ist, nicht feststellen. Stichproben erweisen sie als gewandt und sachlich zuverlässig. Sie wird erläutert durch gute philologische und naturwissenschaftliche Anmerkungen. Die ersteren führen geschickt in die Art dieses peripatetischen Schrifttums ein, vergleichen andere, aus dem Altertum überlieferte Ansichten und erörtern Schwierigkeiten der Wiedergabe und des Verständnisses. Die naturwissenschaftlichen Bemerkungen beleuchten das vorliegende Wissen des Altertums von dem der Gegenwart aus, wie denn gelegentlich neueste Literatur angeführt wird, wie 14, 5 wegen der Sinneswahrnehmung der Insekten Frisch 1919 oder 30, 7 die Schweizer Bienenzeitung von 1918. Auch auf die Geschichte dieser Forschung ist mehrfach hingewiesen, insbesondere des großen Forschers Réaumur wiederholt gebührend gedacht. Doch hätte ich hierin etwas mehr gewünscht, durchgängige Hinweise auf die Arbeiten und Schriften Swammerdams, Hubers, Leuckarts, v. Siebolds, Bütschlis wären manchem Altertumsforscher gewiß und noch mehr manchem Bienenkundigen wertvoll gewesen.

Gut und klar ist das Ergebnis dieser Durchmusterung der Bienenkunde des Aristoteles und seiner Zeit im Vergleich zur heutigen in den Übersichten S. 45—56 dargelegt: I. Des Aristoteles Lehren über Fortpflanzung und Entwicklung bei Bienen und Insekten, schwierige Fragen, die noch heute, wie damals, im Mittelpunkte der Anteilnahme der Forscher stehen; II. Beobachtungen, Experimente und Irrtümer

des Aristoteles; III. Welche Rassen kannte man zur Zeit des Aristoteles bei Bienen?; IV. Die Bienenpflege zur Zeit des Aristoteles; V. Die Bienenkunde und Bedeutung des Pseudo-Aristoteles I., wo es sich zeigt, daß wir hier wertvolle Beobachtungen eines selbst als solcher tätigen, daneben auch wissenschaftlich gerichteten Imkers vor uns haben.

Selbst wer von der heutigen, durch so viele glänzende Hilfsmittel unterstützten Erkenntnis aus diese Forscherarbeit des Altertums betrachtet, kommt zu einem Gefühle der Achtung. Vor allem wertvoll erscheint die klare philosophische Beurteilung der Tragweite der Beobachtungen und Schlüsse. Mit Recht haben deshalb die Herausgeber (S. 24 und 45) dahin zielende Worte des Aristoteles gebührend hervorgehoben: Περὶ ζῴων γενέσεως III 10, 760 b 30: οὐ μὴν εἴληπταί γε τὰ συμβαίνοντα ἱκανῶς, ἀλλ' ἐάν ποτε ληφθῇ, τότε τῇ αἰσθήσει μᾶλλον τῶν λόγων πιστευτέον, καὶ τοῖς λόγοις, ἐὰν ὁμολογούμενα δεικνύωσι τοῖς φαινομένοις.

Das philologisch und naturwissenschaftlich zuverlässige Buch kann nur empfohlen werden. Man darf der Fortsetzung erwartungsvoll entgegensehen.

Magdeburg. Friedrich Lammert.

B. L. Ullman, Horace on the nature of satire. Transactions of the american philological association XLVIII 1917 p. 111—132.

Der Verf. will den Gedankengang der vierten Satire des ersten Buches klarlegen, in der Horaz seine Satirendichtung gegen mißgünstige Angriffe verteidigt. Nicht immer glückt es ihm, den Dichter wirklich zu erklären. Besonders verbaut er sich den Weg zum Verständnis durch die schon beim commentator Conquianus geäußerte Vermutung, daß Sulcius und Caprius (v. 65 f.) Satirendichter seien. Diese Auffassung entspricht nicht dem Zusammenhang. Die beiden uns unbekannten Männer sind scharfe Gegner der *latrones*, die sie vor Gericht ziehen. Wer *puris manibus* lebt, braucht sie nicht zu fürchten. Und selbst wenn der angenommene Gegner des Dichters den *latrones* Caelius und Birrius, offenbar zwei Opfern des Sulcius und Caprius, gleiche, so braucht er doch Horaz nicht zu fürchten, weil dieser seine Opfer nicht so scharf anfaßt und nicht öffentlich bloßstellt. Daß Horaz in der Beurteilung der Komödie durch Philodem beeinflußt sei, ist eine ansprechende Vermutung, mehr allerdings auch nicht. Im folgenden geht die Erklärung in die Irre: 86 bezieht der Verf. zwar gut auf *umbra, scurrae*, deren Witze die Gesellschaft unterhalten sollen. Aber sonst kann ich ihm nicht folgen. Horaz sagt: diese Leute haben für jeden eine Bosheit und gelten trotzdem als *comes, urbani*. Er verfolge nur wirkliche Schwächen und erscheine trotzdem dem Gegner als mißgünstig und bissig.

Erlangen. Alfred Klotz.

Georg Veith, Der Feldzug von Dyrrhachium zwischen **Cäsar** und **Pompejus**. Wien 1920, Seidel & Sohn. 80 M.

Oberstleutnant Veith hat sich auf dem Gebiete der antiken Schlachtfelderforschung bereits vor dem Kriege einen guten Namen gemacht. 1907/8 bereiste er mit Johannes Kromayer Italien und Tunis und bearbeitete in Band III, 2 der „Antiken Schlachtfelder" die Kampfstätten in Alt-Afrika (Tunis). Seine spätere Versetzung in einen bosnischen Garnisonort steigerte in ihm das Verlangen, den Feldzug von Dyrrhachium auf dem Schauplatz der Ereignisse selbst zu studieren, entsprechend seinem auf jener Studienreise gefaßten „Entschluß, nie wieder über einen antiken Feldzug zu schreiben, ehe ich das Terrain mit eigenen Augen gesehen". Aber erst im April 1914 ward es ihm endlich möglich, „fast den ganzen Kriegsschauplatz zu bereisen, alle wichtigen Örtlichkeiten zu begehen . . . Die im April 1914 gewonnenen Ergebnisse waren bis zum Sommer desselben Jahres in einem vorläufigen Konzept festgelegt, als der Weltkrieg ausbrach". Veiths Tätigkeit auf dem Balkankriegsschauplatz, 1914 und 1915 in Serbien und vor allem 1917 und 1918 gerade an der albanischen Front, unmittelbar auf dem cäsarianischen Kampfgelände, kam nicht nur der Vertiefung und Vervollständigung seiner topographischen Studien „besonders hinsichtlich der Veränderungen der Landschaft in historischer Zeit und des antiken Verkehrsnetzes" zustatten, sondern dank den eigenen dort im Felde erworbenen Erfahrungen auch dem Verständnis „der mit dem Kommunikationsproblem eng verknüpften Frage der Marschleistungen und der alles beherrschenden Verpflegsfrage" (S. VII—XI).

Dementsprechend behandelt V. vor Eintritt in die Prüfung der Quellen selbst auf S. 11—80 ausführlich den „Kriegsschauplatz", wozu am Schlusse wertvolle „Exkurse", z. B. über das „Verpflegsproblem", kommen.

Höchst wertvoll für die Veranschaulichung der einzelnen Kampfhandlungen sind auch die beigegebenen 9 Karten und Pläne und die 22 Abbildungen von wichtigen Geländeausschnitten,

Das Werk sucht seine Berechtigung nicht in einer von Cäsars Darstellung und der bestehenden Auffassung abweichenden Beurteilung des Feldzugsproblems, sondern in der möglichst bis ins einzelne gehenden Einpassung in das Gelände und der lebensfrischen Verdeutlichung der Kampfhandlungen des denkwürdigen und lehrreichen Feldzuges. Und dieser Zweck wird so vollkommen erreicht, daß man den Eindruck gewinnt, sich der Führung dieses Forschers vollkommen anvertrauen zu dürfen, und daß seine Abänderungen der topographischen Ansätze Heuzeys und Stoffels durchaus berechtigt erscheinen.

Veiths Buch dürfte also wohl unbedenklich als die endgültige Klärung der Örtlichkeitsfragen der Dyrrhachiumkämpfe zu betrachten sein, und die Verdienstlichkeit des Werkes ist um so höher anzuschlagen, als der Verf. seine Herausgabe infolge der ungünstigen Zeitumstände nur mit erheblichen persönlichen Opfern zu bewirken in der Lage gewesen ist.

Berlin-Steglitz. Konrad Lehmann.

Arthur Stein, Römische Reichsbeamte der Provinz Thracia. Hrsg. vom Bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo. Sarajevo 1920. 139 S. 8.

Der Plan der ansprechenden Arbeit geht zurück auf die Zeit, da der Verf. im Jahre 1898 Bulgarien bereiste, um im Auftrage der Balkan-Kommission der Wiener Akademie der Wissenschaften die dort befindlichen Inschriften aufzunehmen. Steins Beiträge wurden verwertet in der Publikation von Ernst Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien 1906, die auch in der vorliegenden Arbeit auf Schritt und Tritt herangezogen werden mußte. Seitdem ist viel neues Material hinzugekommen, namentlich durch die Prosopographia Imperii Romani. St. faßt mit Recht die Verwaltung der Provinz Thracia nur bis zur Zeit Diokletians ins Auge, da ja im Zuge der Reichsreformen dieses Herrschers eine völlige Neuordnung und Neueinteilung der Provinzen vorgenommen wurde, von der auch Thracia stark betroffen war (Vorwort S. VI).

Die Einleitung (S. 1—3) gibt eine kurze Übersicht über die Entstehung der Provinz Thracia. Gegen die herkömmliche Anschauung wird mit Recht betont, daß Thrakien im Jahre 45 römische Provinz geworden ist und dieser auch der bisher zu Macedonia gehörige Küstenstreifen östlich der Nestosmündung eingegliedert wurde.

Die neue Provinz wurde anfangs durch Präsidialprokuratoren aus dem Ritterstand verwaltet (S. 4—10: I. Thracia unter Prokuratoren). Die Gründe, die man für die früher verbreitete Ansicht angeführt hat, daß diese Prokuratoren und später auch die senatorischen Legaten von Thracia dem Statthalter von Mösien unterstellt waren (Marquardt, Premerstein, Filow), werden mit Glück entkräftet. Es hat eine Unterordnung des Prokurators von Thracia unter den Legaten von Mösien ebensowenig stattgefunden wie etwa die des Prokurators von Judäa unter den Statthalter von Syrien oder die der andern Präsidialprokuratoren unter die Statthalter der nächstgelegenen kaiserlichen Provinzen (S. 6 u. 7). Der früheste Statthalter ritterlichen Ranges, den wir in Thracia kennen, ist Titus Julius Ustus im Jahre 61 n. Chr. Auch unter Domitian (81—96) bestand die politische Verwaltung Thracias durch Prokuratoren fort; denn noch für das Jahr 88 ist ein Präsidialprokurator hier bezeugt (Quintus Vettidius Bassus), und die frühere Annahme von einem kaiserlichen Legaten Thracias im Jahre 82 hat sich als hinfällig erwiesen (S. 7—10).

Spätestens unter Trajan, aber wohl noch nicht zu der Zeit, als Tacitus das 1. Buch der Historien schrieb (Abfassungszeit der Historien: 104—109, Schanz, Gesch. d. r. Lit. II 2^3 311 ff.), ist die Umwandlung in der Verwaltung Thraziens eingetreten. Dieses wurde nunmehr einem kaiserlichen Legaten anvertraut, einem „legatus Augusti pro praetore“ von prätorischem Rang, wie üblich in den Provinzen, deren militärische Besatzung nicht mehr als eine Legion betrug. Hier war überhaupt niemals eine Legion stationiert, sondern es lagen in der Provinz nur Auxilien. Als frühesten sicher bezeugten senatorischen Statthalter von Thracia aus dieser Zeit kennen wir Publius Iuventius Celsus Titus Aufidius [H]oenius Severianus, der auch als Rechtsgelehrter bekannt ist. Prätor war er im Jahre 106 oder 107 (Plin. ep. VI 5) (S. 10). Die Besprechung der Legaten, die wir kennen (S. 10—73), bildet den Hauptteil der Arbeit.

Es folgen dann noch — wie in den vorhergehenden Teilen unter sorgfältiger Benutzung der Literatur, der Inschriften und Münzen — folgende Abschnitte: III. Finanzprokuratoren; IV. Chersonesos und Hellespont; V. Rang und Stellung, Laufbahn und Heimat der Statthalter von Thracia; VI. Metropole und Sitz des Statthalters; VII. Truppenmacht in Thracia.; VIII. Sprachverhältnisse in Thracia. S. 127 und 128 enthalten eine Übersicht über die einzelnen Statthalter. Ein sorgfältiges Register

(S. 129—137) erleichtert die Benutzung der Arbeit, von der man nicht ohne Dank für reiche Belehrung scheiden möchte.

Frankfurt a. M. August Kraemer.

A. Marty, Gesammelte Schriften, hrsg. von Josef Eisenmeier, Alfred Kastil, Oskar Kraus. II. Band, 2. Abteilung: Schriften zur deskriptiven Psychologie und Sprachphilosophie. Halle a. S. 1920, Niemeyer. XIV, 190 S. 28 M.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machte die Philosophie eine erfolgreiche Wendung von der spekulativ-dialektischen zur mechanistisch-genetischen Betrachtung. Daran nahm auch die Sprachwissenschaft teil. Schon 1848 wurde von H. Steinthal (Über W. v. Humboldt und die Hegelsche Philosophie) die Unhaltbarkeit oder Unfruchtbarkeit der dialektischen Methode dargelegt und gezeigt, daß sie über sich selbst hinaustreibt zur genetischen (Humboldts). Aber dieser allgemeine Grundsatz brachte eine stetige Verbesserung des mechanistisch-genetischen Betriebes mit sich. Ohne Lautphysiologie und eine alle Sprachbewegungen forschend begleitende Psychologie können die sprachlichen Vorgänge nicht begriffen werden. Ja die Psychologie selbst hat ihren Betrieb immer wieder geändert, bemüht, durch genaue Beobachtungen das Verständnis psychischer Vorgänge zu verbessern. Sie beschreibt genauer und wendet sich, mit einer Art von Mikroskopie, zur Musterung des Kleinen und Kleinsten, wie dies u. a. Physik und Biologie gleichfalls tun.

So läßt sich wohl vermuten, daß Psychologie für die Sprachwissenschaft unentbehrlich ist, und bedauern, daß wir Psychologien statt einer haben. Unter allen Umständen bedeutet die Ausschaltung der Psychologie aus der Sprachbetrachtung einen Atavismus oder die Ausgrabung eines Fossils, das aber, während sonst Fossilien schon oft sehr interessant und wertvoll gewesen sind, auf diese Beurteilung nicht den geringsten Anspruch hat. Da wird nämlich z. B. behauptet, „die Psychologie sei für die Sprachwissenschaft nicht mehr relevant als etwa die Astronomie, und darum sei es ebenso gleichgültig, ob der Sprachforscher z. B. der Herbartschen oder Wundtschen Psychologie anhängt, wie, ob er Kopernikaner oder Ptolemäer sei“ (Vossler bei Marty S. 148). Beinahe noch mehr Original ist der Italiener Croce (ebd. 158), der sogar die Identität von Ästhetik und Linguistik vertritt. Indessen gibt sich Marty die Mühe, Vossler ausführlich zu kritisieren (131—172).

Sehr bekannt ist als Vertreter einer logischen, unhistorischen Sprachbetrachtung hauptsächlich C. Ferdin. Becker. Sein „Organism der Sprache“ erschien in zweiter Ausgabe 1841. Widerlegt wurde er gründlich durch Steinthals Buch „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander“, Berlin 1855. M. ist weit entfernt davon, Becker zu erneuern (59—99), untersucht aber von seinem psychologischen Standpunkt aus das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Logik. Steinthal hatte z. B. gesagt, die Sprache schaffe ihre Formen unabhängig von der Logik in vollster Autonomie, aus der Logik lassen sich nicht Forderungen ableiten, die sich an die Grammatik stellen ließen. M. sucht das etwas zu modifizieren; er meint (S. 65 f.), es gäbe einen Sinn von Logik und logisch, in welchem die grammatischen Kategorien den logischen und der Logik näher stehen als etwa die chemischen; unter dem, was unsere Sprachmittel bedeuten, komme den Urteilen und den ihnen zugrunde liegenden Begriffen eine ganz überwiegende Rolle zu. (Zum Verhältnis zwischen Grammatik und Logik läßt sich vergleichen Misteli in der Ztschr. für Völkerpsychologie 20, 134 f., 149 f.; 186, 198 f.; G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1891, S. 427.)

Durch Logik läßt sich auch z. B. nicht feststellen, daß alle Sprache von Anschauung ausgeht. Denn es gibt Sprachlaute, die keine Anschauung bezeichnen, wie z. B. die echten Interjektionen. Außerdem: sind die prima appellata auch die prima cogitata? Diese Meinung des so gelehrten und gedankenreichen Lazar Geiger wäre nur dann glaublich, wenn es feststünde, daß Denken und Ausdruck des Gedachten identisch sind. Welche Anforderungen wären logisch an eine Interjektion zu stellen? Max Müller will zugeben, daß die gemeinsame menschliche Tätigkeit begleitenden Laute interjektional heißen können, obwohl von den eigentlichen Interjektionen dadurch verschieden, daß sie das Bewußtsein nicht trüben, sondern mit klaren Vorstellungen erfüllen. L. Noiré hat nämlich die verblüffende Ansicht aufgestellt, die sogenannten Wurzeln seien aus den bei gemeinsamer Arbeit ausgestoßenen Lauten hervorgegangen; zunächst allerdings nicht als Zeichen der Dinge, sondern unsres eigenen Bewußtseins. Misteli wieder, also ein ausgezeichneter Forscher, spricht von intellektuellen Interjektionen (he, hm, ehe), bei denen von Trübung des Bewußtseins infolge von Affekt nicht

die Rede sein kann. G. v. d. Gabelentz teilt sie a. a. O. S. 313 „in mehr objektive, nachahmende und in mehr subjektive, d. h. solche, die nur ein individuelles Empfinden ausdrücken" (dazu Ztschr. f. Völkerpsych. 8, 305). Verlieren sie ihren Wortcharakter, wenn sie nachahmen, statt rein subjektiven Ursprung zu haben? Und wenn Töne von Tieren (miauen) sprachlich verwendet werden, so entspräche das kaum der obigen logischen Forderung von Noiré. Empfindungslaute und Hilfswörter für logische Beziehungen sind zum Teil identisch, wie nach v. d. Gabelentz im Japanischen. Tatsachen dieser Art bewogen J. van Ginneken in seinem geistreichen Buche zu der Frage, ob vielleicht Präpositionen und Suffixe ursprünglich etwas anderes gewesen sein sollten, als Gefühlswörter (mots de sentiment); s. Principes de Linguistique Psychologique 1907 S. 158 f. Was in den Ausdrucksmitteln der einzelnen Sprachen zu erwarten oder zu fordern ist, läßt sich logisch durchaus nicht ableiten. Gesetzt aber auch, es wäre möglich, so bliebe immer noch der psychologische Prozeß zu begreifen, in dem die Sprachmittel nun mechanistisch w e r d e n, in dem die logische Forderung sich durchsetzt.

Viel Mühe gibt sich M. auch mit der Beurteilung von Meinongs Buch „Über Annahmen" (3—56), wohl nicht deswegen, weil er es für wichtig hält, sondern weil es recht ein Gegenstand für zähe logische Prüfung ist (s. z. B. S. 31. 43), nach der Meinongs Annahmen teils widerspruchsvoll, teils unnötig sind. Den Inhalt von Martys Buch veranschaulicht äußerlich das folgende Verzeichnis: 1. Über Annahmen S. 3—56, 2. Über das Verhältnis von Grammatik und Logik 59—99, 3. Sprache und Abstraktion 103—106, 4. Über die Ähnlichkeit 109—111, 5. Besprechung von C. Stumpf: Erscheinungen und psychische Funktionen 115—119, 6. Selbstanzeige der Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie 123—128, 7. Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie 131—172, 8. Über die Funktion der Kasus 175—178, 9. Antwort auf eine Umfrage der akademischen Antiduell-Liga 181, 10. Die Gesetze der Zivilisation 185—190 (über und gegen Funck-Brentano, La civilisation et ses lois 1876).

Zur Vorrede gehört: Ein Wort zur Abwehr über Jodl, Marty und Brentano von Oskar Kraus.

Nun warten wir also noch auf den 2. Band des Werkes „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie", dessen erster Band 1908 erschien.

Berlin. Kurt Bruchmann.

Hermann Kantorowicz, Einführung in die Textkritik. Systematische Darstellung der textkritischen Grundsätze für Philologen und Juristen. Mit drei Stammtafeln. Leipzig 1921, Dieterich. 60 S.

Es gab bisher noch keine monographische Darstellung der Textkritik in deutscher Sprache. Dieses kleine Buch füllt die Lücke in einer philosophisch vertiefenden Weise aus, wie sie nicht häufig anzutreffen ist. Wissenschaft ist kennermäßiges, fachmännisches, ausdauerndes Ausüben von Verrichtungen, die an sich jeder mit gesundem Menschenverstand Begabte jederzeit ausüben könnte. Wissenschaftliche Methode ist, wie der große Orientalist Wellhausen oft sagte, nichts weiter als die jeweils richtige Fragestellung. Die einfachen Verfahrungsweisen, die der vorwissenschaftliche Mensch anwendet, sind bald genannt. Aber es ist eine fesselnde Frage, ob die „richtige Fragestellung", die nach tausendjähriger Forscherarbeit jetzt in der Wissenschaft üblich ist, in jedem einzelnen Fall freisteht, oder ob sich da ein System von einer gewissen Notwendigkeit und Geschlossenheit aufstellen läßt, das allmählich immer mehr in der bisherigen philologischen Arbeit zur Entfaltung gelangt ist. Dies letztere behauptet in bezug auf die Textkritik dieses kleine, ungemein lebendig, wissend und klar geschriebene Buch des bekannten Freiburger Rechtsphilosophen und Rechtshistorikers Hermann Kantorowicz. Er ist beim Herausgeben mittelalterlicher Rechtsschriften und bei der Nachprüfung der Mommsenschen Digestenausgabe auf die grundsätzlichen Fragen der Textkritik geführt worden, die, wie er in einer sehr verdichteten Bemerkung S. 38 sagt, nur ein Einzelfall der rekonstruierenden Wissenschaften ist, wo aus Quellen und Überresten auf ein Ursprüngliches geschlossen wird. Es ist erfreulich, daß K. diese Früchte seines scharfsinnigen, zupackenden Denkens und seiner Fähigkeit zu systematischem Gedankenbau zur Verfügung stellte. Kein Philologe wird die 60 Seiten lesen, ohne Klärung und Anregung empfangen zu haben.

Textkritik ist nach ihm die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze auf einen zu erforschenden Text. Die richtige Lesart wird gefunden kraft einer Hypothese. Diese Hypothese zu handhaben, verfügt der Philologe über

zwei Maßstäbe der Hypothesenbildung, nämlich den literaturgeschichtlichen und den überlieferungsgeschichtlichen, und über einen Maßstab der Hypothesenbestätigung, den psychologischen. Wie sich in dieses System die bisherigen Begriffe der Textkritik (recensio und emendatio, höhere und niedere Kritik, lectio difficilior) zwanglos einreihen, dafür sei, wie für alles einzelne, auf die Abhandlung selber verwiesen. Um noch ein Mißverständnis zu verhüten: S. 3: „.. den vermessenen Ehrgeiz, ein eigentlich rechtsänderndes Gesetzbuch aufzustellen, brauchte ich nicht zu hegen, denn die dargelegten Grundsätze werden fast alle längst anerkannt und bestätigt. Aber allerdings scheint mir ein Rechtsbuch der Textkritik, ein Spiegel, wie der Jurist sagt, sehr erwünscht, d. h. eine formgerechte Aufzeichnung als verbindlich geltender und geübter Gewohnheiten für die Bedürfnisse der Anwendung“.

Basel. Franz Dornseiff.

Die Inschriften der Jüdischen Katakombe am Monteverde zu Rom. Entdeckt und erklärt von **Nikolaus Müller**. Nach des Verfassers Tode vervollständigt und herausgegeben von **Nikos A. Bees** (Βεης) (= Schriften hrsg. von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums). Leipzig 1919, Harrassowitz. X, 185 S. 4. 173 Abb. 40 M.

Mit größter Spannung sah man seit Jahren der Veröffentlichung der Inschriften entgegen, die Nik. Müller auf dem jüdischen Begräbnisplatze am Monteverde in Rom entdeckt hatte. Einen vorläufigen Bericht über seine Funde hatte er 1912 gegeben. Aber sein Tod im gleichen Jahre ließ die Befürchtung entstehen, daß man noch lange Zeit warten müsse, und der Weltkrieg, der den Verkehr mit Italien unterbrach, schien auch für diese Arbeit die endgültige Vertagung, wenn nicht die vollständige Vernichtung zu bedeuten. Dank dem Willen der Erben, die den Nachlaß des Verf. einem Gelehrtenausschuß übergeben hatten, der opferfreudigen Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums und der Tatkraft des Herausg., der im Sommer 1914 eine gründliche Nachuntersuchung in Rom vornahm, wurde die Veröffentlichung doch ermöglicht, die nun in einem stattlichen, in Druck und Ausstattung prachtvoll gestalteten Bande vorliegt. In dem Herausg. hatte man die beste Kraft für diese schwierige Arbeit gefunden. Mit größter Gewissenhaftigkeit und Treue hat er den gesamten Nachlaß geprüft, ergänzt und wissenschaftlich verarbeitet. Ihm als geborenen Griechen war vor allem die Volkssprache bekannt, die in den griechischen Inschriften der Katakombe ihre Vorläufer zeigt, ebenso die neugriechische Literatur, die nicht jedem anderen in gleicher Weise zugänglich gewesen wäre. So ist ein Werk entstanden, das mit dankbarer Freude begrüßt werden muß, da es der Forschung wertvollste Aufschlüsse bringt, so z. B. über die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Rom, über ihre Sprache, Sitte, Namengebung, über den Namenwechsel beim Übertritt zum Judentum, den Text der dort verwendeten Bibelübersetzung (wahrscheinlich die des Aquila vgl. S. 108 f.) u. a. Auch der Philologe wird sich mit den Inschriften befassen müssen, weil gelegentlich für die jüdischen Grabsteine ältere, unzweifelhaft heidnische wieder verwendet worden sind.

Was die Inschriften im einzelnen bieten, scheint zunächst nicht besonders bedeutungsvoll. Sie verzeichnen den Namen, den Stand, die Herkunft und das Alter des Bestatteten — auffällig ist dabei die große Zahl der Kindergräber —, gelegentlich auch die Hinterbliebenen, die den Stein setzen ließen, und ihren Dank an den Toten oder ihre frommen Wünsche. Eine Datierung fehlt gänzlich. So war der Herausg., um sie zu bestimmen, auf andere Kennzeichen angewiesen, wie Schriftform und Sprache. Daß solche Versuche nicht völlige Sicherheit geben, ist klar. Aber im allgemeinen wird man den Ansätzen in das 1.—4. Jahrh. n. Chr. zustimmen können. Bei genauerem Zusehen erweisen sich jedoch die Texte, wie schon angedeutet, als sehr bedeutsam für allerlei religiöse und kulturgeschichtliche Fragen. Darauf hingewiesen zu haben, ist das Verdienst von Dessau und namentlich von Deißmann. Was er in seinen Anmerkungen beigesteuert hat, ist wohl das Wertvollste an der Arbeit. Der Herausg. selbst ist zu sehr in der Kleinarbeit stecken geblieben, hat auch an manchen Stellen die Gewissenhaftigkeit zu weit getrieben. So hat er pietätvoll alles stehen gelassen, was er in Müllers Aufzeichnungen fand, auch die sicher nur für die Vorarbeit bestimmten Verweise auf andere Texte (z. B. bei der Formel ἐνθάδε κεῖται, die Form κεῖντε, das Wort νήπιος), die als nichtssagend und durch den Index ersetzt beseitigt werden konnten. Ebenso waren viele Literaturangaben über Grammatiken, Namen in spätbyzantinischer Zeit u. a. überflüssig. Man hat den Eindruck, daß sich die Arbeit dadurch unnötig vergrößert hat. Andererseits sind manche Lücken zu bemerken. Die palästinischen Inschriften hätten in größerem Umfange zum

Vergleiche herangezogen werden müssen. Im Literaturverzeichnis ist nur Eutings Sammlung der jüdischen Grabsteine aus Jaffa genannt, im Text sind außerdem nur selten Inschriften (z. B. aus Waddington) benutzt. Gewiß besteht der Übelstand, daß wir für Palästina und Syrien noch kein Inschriftencorpus haben (deshalb beginne ich jetzt mit der Herausgabe meiner Sammlung in der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins). Das Corpus inscriptionum judaïcarum Palaestinae, das S. Klein angekündigt und wohl auch schon veröffentlicht hat, konnte der Herausg. noch nicht einsehen. Aber Zusammenstellungen, wie die von Ch. Clermont-Ganneau in seinen Archaeological Researches, die Publications der Princeton University, Dussaud-Macler u. a. hätten mehr Berücksichtigung verdient. So fehlt zu der bekannten Formel θάρσει, οὐδεὶς ἀθάνατος jeder palästinische Beleg (S. 56); für 'Εσιδώρα S. 56f. ist nach der Inschrift aus Jaffa (Euting No. 92) sicher Εἰσιδώρα zu lesen, vgl. Εἰσίδωρος Wadd. 2698 und Εἶσις Wadd. 2527; Αμμι S. 47f. ist vielleicht gleichzusetzen mit Ἄμμη auf einem jüdischen Grabstein aus Jaffa (vgl. Dussaud, Les monuments palestiniens du Louvre S. 80 No. 106). Das Stierbild (S. 92 No. 102) soll sicher eine Anspielung auf den Namen des Bestatteten, der mit Bo . . . beginnt, sein, vgl. dazu E. S. McCartney in Amer. Journal of Arch. 23 (1919) S. 59 ff. Der Druck ist sehr sorgfältig überwacht (S. 18 Z. 2 v. u. lies „Petra" für „Petrae", ebenso im Register S. 183; S. 109 Z. 2 v. u. lies εὐλογίαν für εὐλογίαν; S. 182 lies Εἰσιδώτης für Εἰσίδωρος). Die Indices sind eine außerordentlich wertvolle Beigabe. Daß die Funde aus diesem ältesten jüdischen Friedhofe noch nicht abgeschlossen sind, darauf deutet ein Aufsatz von R. Paribeni in den Notizie degli Scavi 16 (1919) S. 60 ff. hin, den ich allerdings noch nicht gesehen habe.

Dresden. Peter Thomsen.

Johannes Sundwall, Zur Deutung kretischer Tontäfelchen. Acta academiae Aboensis, Humaniora II. Åbo 1920. 12 S.

Verf. versucht sich an der Deutung von sieben kretischen Tontäfelchen. Seine Vermutungen sind phantastisch und höchst unwahrscheinlich. Das einzig Brauchbare dieser Veröffentlichung ist die Deutung der Bruchzeichen, die ebenso wie die Zahlenangaben überhaupt mit der ägyptischen Weise übereinstimmen.

Göttingen. Eduard Hermann.

Auszüge aus Zeitschriften.

Mélanges de la faculté orientale. Université Saint-Joseph, Beyrouth (Syrie). VII (1914—1921).

Die wertvolle Zeitschrift, die über die Forschungen der Jesuiten in Beirut berichtet, schließt mit diesem Bande, der vor dem Kriege schon im Druck begonnen war. Da die Orientalische Fakultät noch nicht wieder eröffnet worden ist, wird die Fortsetzung den Titel „Mélanges de l'Université St.-Joseph, Beyrouth" tragen. — (1) **G. de Jerphanion**, Inscriptions de Cappadoce et du Pont. Vom Verf. 1911 gesammelt, bisher nicht bekannt (vgl. unten S. 395 ff.). 1. Caesarea. Ἀρ[σ]ινόη | Κοίντου | Παρθενίῳ | τῷ υ[ἱ]ῷ. | Κλώδιος | καὶ Γαῖος | Παρθενίῳ | τῷ ἀδελ[φ]ῷ | μνήμης ἕνεκα. 2. Tschomaḳle. Ἀντίγο|[ν]ος κα|ὶ Φίλιππ|ος Εὐηνίῳ τῷ πα|τρὶ μνήμ|ης ἕν[εκ]|εν. — Ἀντίγο|νος καὶ | Φίλιππο|ς Ναΐδι | τῇ μητ|[ρὶ] ζ[η]σ[άσῃ ἔτ]|η . . . 3. Terzili Ḥammām. †Ἔνθα κατά[κι]|τε ἡ τῆς [μα]καρία[ς] | μνήμις [Στ]εφ[ά]|νης? τόκος . . . . 4. Tschepni. Μειδύλος | Γραπτῇ τῇ μι|τρεὴ καὶ Μά[γαν]|τι τῷ πατρεὶ | ζῶν τὸ[ν τάφον . . . 5. Ebenda. . . . . Μήλα? τῷ ἰδίῳ [καὶ] ἀμέμπτῳ [πατρὶ | μνήμης ἕ|νεκα. 6. Ebenda. Δ]ιοκλη|τιανὴ ν[ε]|οφώτισ|τος ἔτος | η'. 7. Dendil. Θ]ήκη †Θεοδώ|ρου† ἐπισκόπου. 8. Ebenda. †Κύμισις | Ἰάνου. 9. Ebenda. Μηνόφιλος | Μηνορίδῃ | θηγατρὶ στή|λημνητι? | χάριν ο η . . . 11. Sebastopolis. Μαξιμίων | καὶ Ἀλέξ-ανδρος | οἱ σύνγαμβροι | Ἀρχιγενί[δι] καὶ Σα|τορνίλ[ᾳ] ταῖς γλυ|κυτάταις ἰδίαις γυναι|ξὶν ἀνέστησαν | μνήμης χάριν. 12. Meilenstein der Straße Sebastopolis—Evagina. a) D(ominis) n(ostris) . . . | [. . . Fl. Va]l[erii C]|onstan[tin]i e[t V]al(erii) L[icinniani Licinnii | Aug(ustorum) | η'. b) Con]stantio. c) λ ε ι ι η. 13. Tekke. Τολ . . .|ματισ . . . 14. Ebenda. Ἐνθάδε κῖται | Πόπλιος Ποπλί|ου τοῦ Κοά[ρ]του. | [Χ]α[ί]ρετε οἱ πολῖ|ται, ὑγι(αί)νετ(ε) ο[ἱ] ἅ|[πα]ντες. 16. Ebenda. . . . ια . ιω . η; | χρόνον, μνημοσύνης | καὶ εὐχαριστείας ἕνε|κεν ἀνέθηκεν. 17. Rawaḳ. θυ[γατρὶ . . .]|σια . . . | Κου[ριδίᾳ] | βιω[σάσῃ ἀμέμπτως καὶ πά]|σας [γυναῖκας διενεγκούσῃ]. | Κἂν[τις ἀνοίξῃ τὸν τάφον δηνάρια] | δεκ[ακισχίλια δώσει τῷ ταμείῳ]. 18. Ayden Sofu. Βλάσ|τος | Κλεο|πάτρᾳ | ἰδίᾳ [γυ]|νεκ[ὶ] μ[νή|μης] χά[ριν]. 20. Terzi. Κάνδι|δος Ἡδίσ|του Ἀθη|ναΐδι Ῥού|φου τῇ ἰδίᾳ [γυναικὶ μνήμης χάριν]. 21. Ebenda. Ἰουστιαν|ὸς Ἀνδρονί|κῳ ἀδελφῷ | ἰδίῳ μνήμης | χάριν ἀνέστη|σε. 22. Ebenda. . . .| τῷ καλῶ[ς] | αὐτῇ [συνζή|σαντι καὶ συν|βιώσαντι ἀ|νέστησεν | μνήμης χάριν. | χέροις παροδῖτα. 23. Haddschiköi. Ἔ[τους]. ρλς' [Ära von Amasia = 133—134] |Στρ]ατονείκη Σεν|τάμῳ τῷ ἀνδρὶ μνήμης | χάριν. 24. Gümüschköi. . . . ῳ Σεουή|ρῳ πάλε | στρατιώ|τῃ Ἰούλιος | Καπίτων | μνήμης χάριν. 25. Ebenda. Θεοφίλα | Πολεμιω|νίνῳ τῷ | ἀνδρὶ μνή|μης [χ]ά|ριν. 26. Ḥammām Gözu. Κορβούλων | Ἰουλίᾳ τῇ ἰδίᾳ | γυναικὶ ἀγα|θῶς συνβιωσά|σῃ μνήμης χά|ριν ἔτους ροε' [Ära von Amasia = 172—173]. 27. Ebenda. Ἄρξας πάτρῃ ἰδί|ῃ κὲ πολλὲς πολει|τείες πολειτευ|σάμενος ἁγνῶς | Σεβῆρος ἐνθάδε | κεῖτε. Αὐρηλία | Κυριακὴ τῷ ἰδί|ῳ πάτρωνι κὲ | γλυκυτάτῳ ἀν|δρὶ [ε]ὖ παθοῦσα . . . 28. Ebenda. Κ. Ποπιλ|λίῳ Ἑρ[μ]ε[ῖ] | Κ. Ποπίλλι|ος Πρείμι[ος] | εὐχαριστί|ας χάριν. 29. Tschaiköi. Κλωδίῳ Πε|πίωνι οἱ υε[ἱ]|οὶ καὶ ἡ γυνὴ | μνήμης χά|ριν ἔ(τους) ρξς' [Ära von

Amasia = 163—164]. 30. Geulköi. Διὶ Σεράπιδι . Ρ... 31. Samsūn. ... αρνες πιστευ ... 32. Chavsa. Meilenstein. Imp(eratori) A. | Nervae | Caesari | Aug(usto) | pontif(ici) | maxim(o) | trib(uniciae) | pot(estatis) | patri p(atriae) | co(n)s(uli) III | XVII D.... — (105) **S. Ronzevalle**, Notes et études d'archéologie orientale. Fortsetzung früherer Aufsätze, in denen neue Funde besprochen wurden. XVIII. Le commerce des verreries antiques en Syrie. Die Raubgrabungen werden immer schlimmer, für antike Gläser zahlt man bereits phantastische Preise (bis 2000 Franken für ein Stück). XIX. Le camp retranché d'el-Mišrifé. In Mischrīfe und Sefīnet nebi nūḥ finden sich gewaltige Befestigungsanlagen mit Erdwällen von etwa 15 m Höhe und 60—80 m Sockelbreite, früher für Reste von römischen Lagern gehalten, aber jetzt durch den Fund des Kopfes eines Gottesbildes aus Basalt, der eng verwandt ist mit den Standbildern von Sendschirli, als Werke des 2. Jahrtausends v. Chr. (der Seevölker im Kampfe gegen die Ägypter?) erwiesen. Ausgrabungen sind dort dringend nötig. XX. Tête de statuette syrienne. Aus Mischrīfe stammen ein Kopf (Granit) und die Bronzestatuette eines sitzenden Gottes. Beide stimmen ganz mit den sog. syrisch-hethitischen Zylindern überein und nötigen zu der Annahme, daß es im 12. und 11. Jahrh. v. Chr. eine vollendete Kunst gab, die durchweg nordsyrische Eigenart zeigt. XXI. Tête colossale trouvée à Beyrouth. Basalt, wohl aus dem Hinterlande nach Beirut verschleppt, sicher viel älter als die römische Zeit. XXII. Verre syrien en forme de chaussure à la poulaine. Römisches Glas in Form eines Schnabelschuhes. XXIII. L'Aigle de Qabéliâs (Coelésyrie). Felsskulptur einer menschlichen Gestalt mit Adlerkopf, wohl aus dem 8. oder 7. Jahrh. v. Chr. XXVI. Les prétendus dolmens de Tisnîn (Emésène). Die von Lidzbarski entdeckten Dolmen sind in Wirklichkeit Pressen aus römischer Zeit. Dagegen finden sich Dolmen an zwei Stellen westlich von ʿAin-ibl. XXV. A propos de sarcophages éméséniennes. Die von Lidzsbarski behauptete Verbindung von Stierkopf und Sonne erweist sich als Irrtum. Auch andere Reliefs, auf denen man symbolische Darstellungen gesehen hatte, zeigen nur belanglose Ornamente (Rosetten, Girlanden, Zapfen) oder Gorgonenköpfe. XXVI. Deux bustes de Vulcain trouvés à Ḥoms. Zwei Reliefs aus einer Höhle, offenbar Hephaistos darstellend oder vielleicht eine ihm entsprechende emesenische Gottheit; vgl. die sonderbare Nachricht bei Philo von Byblos (Müller, Fragmenta historic. Graec. III 566). XXVII. Lampe chrétienne arabe de Géraš. Die Inschrift nennt den Töpfer (Sohn des Hassan) und das Jahr (125). XXVIII. Lanternes romano-byzantines d'Émèse. Neue Exemplare dieser im ganzen Mittelmeerbezirke verbreiteten Lichthäuschen. XXIX. Chameau de Nîrab. Neben zahlreichen Bildern der Astarte, von Reitern hat sich auch ein Kamel aus Ton gefunden. XXX. Bélier de Birédjik. Schminktöpfchen (?) in Gestalt eines Widders. XXXI. Ecuyers et écuyères. Diese Reiterfiguren aus Ton sind sicher syrisch-hethitische Erzeugnisse (etwa 1100—605 v. Chr.), als Beigaben in Gräbern verwendet. XXXII. Haches syriennes. Zwei Äxte aus Beirut, eine aus der Gegend von Tyrus, erste Hälfte des 1. Jahrtausends. XXXIII. Intailles orientales. Ṣkarabäoid aus dem 4. Jahrh., einen Gott (Apollon von Hierapolis?) darstellend; kegelförmiger Siegelstein mit aramäischer Inschrift; desgl. mit hebräischer Inschrift. Ausgezeichnete Tafeln veranschaulichen die in den Aufsätzen besprochenen Stücke. — (189) **R. Desribes**, Industrie paléolithique en Phénicie. Beschreibung neuer Funde von Rās bērūt (Chelléen und Moustérien), Mīnet-dālie (Solutréen), Sinn el-fīl (Chelléen), Dukwēni und Furn esch-schebbak (Chelléen und Acheulien). — (245) **L. Cheikho**, Supplément au Catalogue des Manuscrits arabes historiques de l'Université St. Joseph. Darunter sind bemerkenswert eine Übersetzung aus dem Griechischen (Kirchengeschichte bis zum Florentiner Konzil); ein Teil der Geschichte des Eutychius von Alexandrien. Ouvrages géographiques: Geographie des Abuʾl-fīdâ (1331 n. Chr.); Mudschīr ad-dīn al-Ḥanbali, Geschichte von Jerusalem und Hebron; mehrere Pilgerschriften (ʿAbd al-gāni). Außerdem astrologische, mathematische, physikalische Werke. — (382) **R. du Mesnil du Buisson** et **R. Mouterde**, Inscriptions greques de Beyrouth. 1. Τ]ύχῃ | Ἀδριανῆς | Πέ[τρ]ας | [μ]ητροπό[λ(εως]. Vor 223 n. Chr., läßt wohl auf eine Genossenschaft von Petråern in Beirut schließen. 2. Β]ρέμουσα | χρηστὴ καὶ | ἄλοιπε χαῖρε. 3. Aus dēr el-Ḳalʿa. Θ]εῷ Βαα[λ|μα]ρκῶ[ϑ] κα[ὶ | ἐν]ο[σί]χ[ϑ]ον[ι] γ]εν[ν]α[ί]ῳ [Π]ο[σ]|σειδῶ[νι]ο . - . λ | εὐχὴν ἀνέϑη | [κε?]. 4. Dschbēl. Διὶ | τῷ ἐν Ῥήσᾳ. Resa ist vielleicht heute Ḳaṣṣūba. — (395) Additions et corrections aux inscriptions de Cappadoce et du Pont (s. o. S. 1 ff.). Nach Vorschlägen von Ramsay und Grégoire ist vielleicht zu lesen: 3. †Ἔνϑ[α] κατά[κι]τε ἡ τῖς [μ]ακαρία[ς] μνήμις [Στ]εφανὶς τὸ κοσ[μ]ήδι[ον] τῖς πόλεος σὺν τῇ [μ]ητρὶ [α]ὐτῖς Μαρίᾳ. Να[ί]ε[ι] τὸ π[ν]εῦμα αὐτὸν [σὺν τῷ ϑεῷ]. 10. †Μ]άννον Μάνη δάμαρ ἐνϑ[άδε κῖτε] | πλησϑε[ῖσ]α [ἀ]νέρος ἡδ[ίστης φιλίας. 14. Am Schlusse lies: ο[ἱ π]αρ[ιό]ντες. 15. ... τέκος Σοφίη[ς] ἣν ἐγγύϑι κατέ[χ]ει [χ]ϑόν (= χϑών). — (397) **M. Bougges**, Notes sur les Philosophes Arabes connus des Latins au Moyen Age.

Monatsschrift für höhere Schulen. XX, 5/6. (146) **Niedlich**, Klassische Metrik, deutsche Rhythmik und deutsche Kultur. Ein anderer geschichtlicher Unterschied zwischen Germanen und Indogermanen als der sprachliche der Akzentverlegung ist bis heute nicht festgestellt. Der Grieche legt den Nachdruck auf „Form", der Deutsche auf „Inhalt". Die Grundlage germanischer Verstechnik war Silbenwägung. Wo man ein Problem des Maßes sah, wurde man mit diesem Problem nicht fertig, weil man es selbst erst hineingetragen. — (155) **W. Lietzmann**, Fachwissenschaftliche Di-

daktik an der Universität. — (170) **L. Trinkwalter**, Die Schicksalsfrage des deutschen Volkes und die höhere Schule. Zur Vorbereitung rassehygienischer Forderungen und Grundsätze sollen die sprachlich-historischen Äste und vielleicht auch der mathematische zugunsten der Biologie beschnitten werden. — (170) **P. Kaestner**, Reifezeugnisse u. a.

Orientalistische Literaturzeitung. XXIV,5—6. (97) **G. Bergsträſser**, Felix Peiser †. — (101) **H. Haas**, Grünwedels „Alt-Kutscha". Ausführliche Besprechung des monumentalen Werkes (Preis 850 M.) über Temperagemälde der ersten acht Jahrhunderte in buddhistischen Höhlen, die von Fremden, zum Teil mit griechischen oder hellenisierten persischen Namen geschaffen worden sind. — (131) Altertumsberichte, Italien (Höhlengräber an der Via Appia mit Inschriften, Anrufen an Petrus und Paulus). — Aus gelehrten Gesellschaften. — (132) Personalien. — (133) Zeitschriftenschau.

Nachrichten über Versammlungen.

Académie des inscriptions.

Journal des savants III/IV S. 94—96. 15. Jan. **Vallois**, Aufbau des Theaters auf Delos. **Cowley**, Aramäisch-lydische Inschrift aus Sardes. — 21. Jan. **Th. Reinach**, Nachweis, daß der Octavius des Minucius Felix schon Tertullian bekannt war. — 28. Jan. **C. Jullian**, Spuren der römischen Straße von Lutetia nach Orleans aus der Zeit Julians und Valentinians 356—366. — 18. Febr. **De Mély**, Marmorrelief aus Toulouse: zwei Frauen, Löwe und Widder; die Inschrift Leon Aries scheint den Künstlernamen zu enthalten. — 25. Febr. **Havet** bezieht die Fabel von Wolf und Hund auf Arminius und Flavus. — **J. Baillet**, Griechische Inschriften aus Theben: die Namen Aurelius Antoninus und Lucius Aurelius sind nicht Kaisernamen; Antoninus ist der Gatte der Isidora, Aurelius Catulinus der Verwalter der Thebais.

Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse. LVII.

11. März 1920. Überreicht wird der „Bericht über die Grabungen der Akademie auf den Friedhöfen von El-Kubanieh-Nord, Winter 1910/11" vom w. M. **H. Junker**. Es handelt sich um die Ergebnisse der Durchforschung der Friedhöfe dicht beim Dorfe El-Kubanieh, 15 km nördlich Aswan. Außer einem typischen Friedhofe des Mittleren Reiches wurde ein nubischer Bestattungsplatz der Nubier des Mittleren Reiches bloßgelegt. Die Ergebnisse dieser Grabungen gipfeln in folgenden Sätzen: In der Frühprähistorie läßt sich in Ägypten und in Nubien eine einheitliche Bevölkerung und Kultur erkennen. Das Volk in Ägypten ist dann in schnellem Aufstiege. Nubien bleibt zurück; wo der ägyptische Einfluß ganz fehlt, ist ein Jahrtausende dauerndes Stagnationszentrum der Kultur. Gegen Ende des Alten Reiches fluten diese nubischen Völker nordwärts, bis ins ägyptische Land hinein: dies sind die Kuschiten, Hamiten, wie die Ägypter, nur mit etwas Negerblut vermischt. Die Friedhöfe zeigen ein allmähliches Zunehmen der ägyptischen Bräuche, also trat die tiefere nubische Kultur vor der ägyptischen höheren allmählich noch im mittleren Reiche zurück.

18. März: Das w. M. **E. Hauler** erstattet den Bericht der Kirchenväterkommission vom 1. Mai 1919 bis 1. März 1920: Infolge ungewöhnlicher Schwierigkeiten erschien nur von **M. Petschenig** der LXIV. Band des Corpus als VI. Teil der Werke des heil. Ambrosius mit der Explanatio psalmorum duodecim.

28. April: Das w. M. **P. Kretschmer** erstattet den Bericht über die Tätigkeit der Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch im Jahre 1919. Trotz großer Schwierigkeiten ging die Sammelarbeit fort. Der Hauptkatalog vereinigt nunmehr 132431 Zettel zu 15360 Hauptstichwörtern. — Der Bericht über die Tätigkeit für den Thesaurus linguae Latinae vom 1. April 1919 bis 15. März 1920 lautet dahin, daß die Drucklegung infolge Schwierigkeiten in der Teubnerschen Druckerei sehr gering war: vom Band VI wurden die Bogen 60/4 (fluctus bis fors) und die Fahnen bis foris hergestellt.

7. Juli: Das w. M. **H. Junker** legt die Abhandlung vor: „Papyrus Landorfer I. Ein Ehepakt aus der Zeit des Nektanebos." Dieser einzige aus der 30. Dynastie bekannte ägyptische Ehevertrag stammt aus dem 15. Jahr des Nektanebos. Wichtig für die Erkenntnis der Entwicklung des Schemas dieser Urkunden. Es findet sich schon die Aufzählung und Sicherstellung der Mitgift. Die von Frauen ausgestellten sog. Eheverträge enthalten nur bestimmte Sicherstellungen für den Mann. Alle als Eheverträge angesprochenen hieratischen und demotischen Urkunden sind nur rein vermögensrechtlicher Natur. Die bisherige Scheidung in Vollehen und losere Ehen in Ägypten muß aufgegeben werden. — Das w. M. **A. Wilhelm** legt folgende Mitteilung vor: Ein Brief Antiochos III. Ein auf Stein in der südlich von Tralleis im Berglande des nördlichen Karien gelegenen Ruinenstätte Mazynkalessi (alt: Amyzon) erhaltener Brief des Seleukiden Antiochos III., veröffentlicht von F. H. Marshall, Griech. Inschriften des Brit. Mus., IV. Bd., 2. Teil, S. 173, No. 1035, wird wiederhergestellt und eingehend behandelt. Er stammt vom 15. Daisios des 109. Jahres der Seleukidenära, d. h. um die Wende der Monate Mai und Juni 203 v. Chr. Der Text lautet nach Wilhelms Vorschlag: [Βασιλεὺς Ἀντίοχος Ἀμυζομένων τῷ δή]μῳ χαίρειν. Ἡμεῖς καὶ τοὺς ἄλλους μὲν πάντας | [διατελοῦμεν εὐεργετοῦντες ὅσοι α]ὑτοὺς πιστεύσαντες ἡμῖν ἐνεχείρισαν τὴν πᾶσαν αὐ-|[τῶν πρόνοιαν ποιούμενοι πρὸς τ]ὸ μένοντας ἐπὶ τῶν ἰδίων ἐν τῇ πάσῃ ἐνα-|[ναστρέφεσθαι εἰρήνῃ· ἐπειδὴ] δὲ πρόκειται ἡμῖν καὶ ὑπὲρ ὑμῶν φροντίζειν | [τὰ δίκαια συντηρήσομεν τὰ ὑπάρχο]ντα ὑμῖν τά τε ἄλλα ἃ καὶ ἐν τῇ Πτολεμαίου | [συμμαχίᾳ ὑμῖν ὑπῆρχεν· καλῶς οὖν] ποήσετε ὄντες εὔθυμοι καὶ γινόμενοι πρὸς τῷ | [ἐπιμελεῖσθαι μετὰ πάσης ἀδείας] τῶν ἰδίων· διαφυλάσσουσι γὰρ

ὑμῖν τὴν εἰς τοὺς | [θεοὺς καὶ εἰς ἡμᾶς πίστιν εἰκὸς π]αρ' ἐκείνων καὶ παρ' ἡμῶν πάντα συγκατασκευ-|[ασθήσεσθαι καὶ πρὸς ἐπιστροφὴν κ]αὶ πολυωρίαν ἀνήκο[ν]τα· γεγράφαμεν δὲ καὶ | [τοῖς ἐπὶ τῶν τόπων στρατηγοῖς ὅπ]ως ἀντιλαμβάνωνταί τε ὑμῶν | [προθύμως καὶ μηθενὶ ἐπιτρέπωσιν ἐ]νοχλεῖν ὑμᾶς. Ἔρρωσθε. θρ', Δα⟨ι⟩σίου ιε'. Darnach sichert König Antiochos III. der Stadt Amyzon, die sich ihm ergeben hat und früher mit Ptolemaios im Bundesverhältnis stand, seine Fürsorge zu. Wilhelm begründet im einzelnen alle seine Ergänzungen genau. Schließlich wird der Brief noch in die historischen Ereignisse der Zeit hineingestellt. — Regierungsrat J. Szombathy berichtet über seine Grabungen 1919 bei Gemeinlebarn. Auf dem prähistorischen Flachgräberfelde von Gemeinlebarn im westlichsten Teile des Tullner Feldes in Niederösterreich wurden die Parzellen 216, 391 und 392 durchgraben und dabei 32 Fundplätze entdeckt (19 Skelettgräber, 10 Brandgräber, 3 Wohnstellen). Die Skelettgräber sind aus dem älteren Teile der Bronzeperiode (Bronzezeitstufe B): in einem Frauengrabe 509 Schalen der kleinen Mittelmeerschnecke Columbella rustica L., von denen jedes Stück behufs Befestigung an einem Kleidungsstück an der äußeren Windung durchbohrt ist. Die Brandgräber stammen aus der Zeit vom Ausgange der Bronzezeit bis in die Mitte der Hallstattperiode: die jüngeren sind gleichzeitig mit den großen Tumuli von Gemeinlebarn.

6. Oktober: Das w. M. **M. Wlassak** überreicht eine Abhandlung: „Der Jurisdiktionsbefehl der römischen Prozesse". — Das k. M. **H. Schlitter** legt eine Arbeit vor: „Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Ein Beitrag zur Geschichte des vormärzlichen Österreich." Ihm standen neue Quellen und Akten zur Verfügung.

17. November: Das w. M. **E. Oberhummer** macht eine vorläufige Mitteilung über die erste Volkszählung in A l b a n i e n. Diese fand im März 1918 statt. Die in einer Anzahl Kisten verpackten Zählungslisten wurden von dem Militärliquidierungsamt am 10. Juli 1920 der Akademie der Wissenschaften zur weiteren Auswertung überwiesen. Zur Veröffentlichung a l l e r Ergebnisse fehlt aber das Geld. Die Hauptergebnisse sind aus vier hier veröffentlichten Tabellen zu ersehen. Die Einwohnerzahl der 28 Kreise von Albanien betrug 524 217, die Fläche des Albanerlandes 20 096 km², die Volksdichte also 26 auf 1 km². Neben der albanischen Bevölkerung bilden andere Volkselemente nur eine verschwindend kleine Ausnahme. Muselmanen sind 74 %, römisch-katholisch 18 %, griechisch-orientalisch 8 %.

Sächsische Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der Philol.-hist. Klasse vom 11. Juni 1921.

Herr **Volkelt** hält einen Vortrag über „Das Gefühl als Gewißheitsquelle in der Wissenschaft". Ausgehend von dem seit längerer Zeit mit größerer oder geringerer Heftigkeit gegen das empirisch-logische Verfahren zugunsten einer mehr persönlichen und gefühlsmäßigen Richtung geführten Kampfe stellt sich der Vortragende die Aufgabe, den subjektiven Einschlag in der Geisteswissenschaft erkenntnistheoretisch zu ordnen und zu klären. Er unterscheidet vier Typen von Gefühlsgewißheiten: die intuitive, logische, einfühlende und emotionale und kommt im Verlauf seiner Ausführungen zu der Feststellung, daß das Gefühlsmäßige durchaus nicht das direkte Gegenteil des Logischen ist, indem jenes da einsetze, wo dieses schweige. Vielmehr ist das Gefühlsmäßige in das Denken gleichsam eingebettet, es ist sozusagen Gefühl für das Logische, und zwar nicht bloß für die einzelnen Tatsachen, sondern für den Zusammenhang der Tatsachen.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Autran, C., „Phéniciens": *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 271 f. 'Von Bedeutung für die übliche Anschauung der ganzen alten Geschichte'. *Ed.*

Birt, Th., Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europas: *Neue Bahnen* 1921, 2, S. 65 f. 'Alle Vorzüge der Birtschen Darstellungsweise: Einführung in das Zeitalter, psychologisches Verständnis, lebendige, farbige Schilderung, eignen auch diesem Bande'.

Boll, F., Sinn und Wert der humanistischen Bildung in der Gegenwart: *Neue Jahrb.* 48, S. 156. 'Gegen die materialistischen und geschichtsfeindlichen Reformer wie gegen die Vertreter des reinen Nützlichkeitsstandpunktes richtet sich dieser von warmer Liebe getragene Vortrag'. *J. I.*

Cartellieri, A., Grundzüge der Weltgeschichte 378—1914: *Neue Bahnen* 1921, 2, S. 65. 'Hebt besonders die Ereignisse heraus, die von besonderer Bedeutung und Nachwirkung für Völker und Staaten gewesen sind'.

Cauer, P., Ketzereien über Lehrerbildung: *Südwestdeutsche Schulbl.* 1921, 1, S. 29. 'Eine Kritik der auf der Reichsschulkonferenz beschlossenen Leitsätze zur Vorbildung der Volksschullehrer und eine Umschreibung der Aufgaben der Universitäten bei Vorbildung der höheren Lehrer. Sehr wichtige Schrift'. *K. Dürr.*

Diehl, Ch., Histoire de l'Empire byzantin: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 276 ff. 'Füllt eine Lücke aus'. *J. Closon.*

Frazer, J. G., Les origines magiques de la royauté. Trad. p. P. H. L o y s o n: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 270 f. Bedenken geäußert von *J. P. W.*

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 9. Aufl. besorgt von G. W i s s o w a: *Neue Jahrb.* 47, S. 229 ff. Die Bedeutung des Friedländerschen Werkes und die entsagungsvolle Tätigkeit des Bearbeiters, der in einem vierten Band noch die Anhänge neu zu gestalten versprochen hat, stellt ins rechte Licht *R. Heinze.*

Helmolts Weltgeschichte, hrsg. von A. Tille 2. neubearb. u. verm. Aufl., 4. Bd.: Balkanhalbinsel: *Neue Bahnen* 1921, 2, S. 64 f. 'Enthält ein Vorwort von Tille, Geschichte der alten Völker des östlichen Mittelmeeres von Brandis, das nachalexandrinische Griechenland von Scala, Geschichte der europäischen Türkei von Zimmerer, Geschichte des slowenischen und serbokroatischen Stammes von Milkowicz und Hohlfeld, Geschichte der Bulgaren, Rumänen, Albanesen, Ungarn. Zigeuner von Jorga. Planvoll entworfen und bis ins einzelne durchdacht, in weltpolitischer Beziehung besonders aufklärend'.

Hoernes, M., Urgeschichte der Menschheit. 5. Aufl. neu bearb. von Fr. Behn (Sammlung Göschen): *Neue Bahnen* 1920, 2 S. 67. 'Ganz gründliche Neubearbeitung mit Verwertung der Neufunde; eine der besten Einführungen'.

Janssens, J., C. Suetonii Tranquilli vita Domitiani: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 281 f. Anerkannt von *J. P. W.*

Liechtenhan, E., Sprachliche Bemerkungen zu Marcellus Empiricus: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 274 ff. 'Trägt zur vertieften Kenntnis der Entwicklung des Lateinischen während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bei'. *E. Merchie.*

Meyer-Benfey, H., Klassische Dramen. II. Sophokles' Antigone: *Neue Jahrb.* 47, S. 228. 'Das Buch bringt Neues und Gutes; die dramatische Arbeit des Sophokles wird einer Kritik unterzogen'. *E. Bethe.*

Millet, R., Socrate et la pensée moderne: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge.* 18, 10/11 S. 268 ff. Trotz Ausstellungen empfohlen von *R. Nihard.*

Neuendorff, E., Die Schulgemeinde. Gedanken über ihr Wesen und Anregungen zu ihrem Aufbau: *Neue Jahrb.* 48, S. 155 f. 'Eine äußerst wertvolle und notwendige Arbeit von Neuendorff und 34 Mitarbeitern. Die Menschen sind es, mit denen der Gedanke der Schulgemeinde steht und fällt'. *Th. Herrle.*

Niedermann, M., Essais d'Étymologie et de Critique verbale latines: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 273 f. 'Niedermann bewährt sich ebenso als eindringender Sprachforscher wie als unterrichteter Philologe'. *E. Merchie.*

Papyri. **Grenfell, P.**, et **Hunt, S.**, The Oxyrhynchus Papyri XIV: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* 18, 10/11 S. 279 ff. 'Wieviel Aufklärungen geben diese Papyri über das öffentliche Leben, die Verwaltung, das tägliche Leben im Ägypten der Ptolemäer und Römer'. *J. P. W.*

Robert, C., Archäologische Hermeneutik. Anleitung zur Deutung klassischer Bildwerke: *Neue Jahrb.* 47, S. 224 ff. 'Es liegt hier eine Leistung von höchstem Schwergewicht, dazu eine wissenschaftliche Tat von ganz persönlicher Eigenart vor, die aus der archäologischen Literatur gar nicht mehr weggedacht werden kann!' *P. Herrmann.*

Sommer, F., Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen: *Südwestdeutsche Schulbl.* 1921, 3, S. 74 ff. 'Dem Schüler ist das Werk kein geeigneter Ratgeber für das Einlernen des grammatischen Rüstzeugs. Die Darstellung verfehlt jeden Anschluß an das Verständnis des Kindes'. *Eckstein.*

Spranger, E., Gedanken über Lehrerbildung: *Südwestdeutsche Schulbl.* 1921, 1, S. 29. 'Eine dauernd bedeutsame Darstellung. Höchst lesenswert'. *K. Dürr.*

Uhle, H., Laienlatein: *Neue Bahnen* 1921, 3, S. 104. 'Vermittelt in leicht verständlicher Weise den Einblick in den Sinn, die Grundbedeutung und Formengestaltung der Fremdwörter; daher sehr im Kampf gegen das Halbwissen zu begrüßen'. *R. Alschner.*

Mitteilungen.

Varros *di certi* und *incerti*.

Ein direktes Selbstzeugnis Varros, welchen Sinn er mit den Überschriften *de dis certis* und *de dis incertis* der Bücher XIV und XV seiner *Antiquitates rerum divinarum* verbunden hat, gibt es nicht. Dagegen besitzen wir zwei Serviuszeugnisse, in denen über den Sinn des Varronischen Terminus *di certi* Rechenschaft gegeben wird. Servius auct. *Aen.* II 141 *pontifices dicunt singulis actibus proprios deos praeesse. hos Varro certos deos appellat.* ebd. VIII 275 *Varro dicit deos alios esse, qui ab initio certi et sempiterni sunt, alios qui immortales ex hominibus facti sunt.* Diese beiden Zeugnisse ergänzen sich gegenseitig; denn die Sonderschutzgötter mit bestimmten Funktionen, von denen die erste Stelle spricht, haben zum natürlichen Gegensatz anthropomorph gedachte Heroen von freierem Wirkungskreis und sagenhafter, d. h. unbestimmter Persönlichkeit. Sofern man sich nach der klaren Auskunft des zweiten Serviuszeugnisses richtet, ist für den, der Varros *di incerti* zusammenbringen will, nach römischen Göttern zu suchen, die für Varro *heroes* waren.

Diesen beiden Zeugnissen, die für das Verständnis der Varronischen Buchtitel lange Zeit, so für Preller und Usener, den Ausgangspunkt abgaben, hat nun G. Wissowa verschiedentlich, Ges. Abh. S. 308 f. und zuletzt Hermes LVI (1921) S. 129 f., Varros eigene von Augustin *civ.* VII 17 überlieferten Worte aus der Einleitung des Buches XV *de dis incertis* entgegengehalten: *cum in hoc libello dubias de dis opiniones posuero, reprehendi non debeo. qui enim putabit iudicari oportere et posse, cum audierit, faciet ipse. ego citius perduci possum, ut in primo libro* (d. h. der Triade *de dis* = B. XIV) *quae dixi in dubitationem revocem, quam in hoc quae praescribam omnia ut aliquam dirigam summam.*

Eine offene Beziehung auf den Titel, eine erklärte Rechtfertigung der Überschrift *de dis incertis* liegt in dem Fragment seinem Wortlaut nach nicht

vor. Es kommt auf seine Auslegung an, die Wissowa Hermes a. a. O. S. 130 folgendermaßen formuliert: „Hier ist es doch für jedermann deutlich ausgesprochen, daß das *dubias de diis opiniones ponere* im Gegensatze zu dem vorausgegangnen Buche XIV *de dis certis* das wesentliche Merkmal des 15. Buches ist, daß also die *di incerti* der Überschrift solche sind, über welche Varro nur *dubias opiniones* vortragen kann, ohne zu einem abschließenden Urteile (*ad aliquam summam*) zu gelangen, wie letzteres im 14. Buche . . . der Fall gewesen war. . . . Deutlicher konnte es nicht wohl ausgesprochen werden, daß es sich bei der Unterscheidung von *di certi* und *incerti* um ein subjektives Anordnungsprinzip Varros handelt, und daß die *certitudo*, nach der diese Göttergruppen benannt sind, nicht in ihrem inneren Wesen begründet ist, sondern in dem Grade sicheren Wissens, das Varro von ihnen gewinnen zu können meinte."

Nach dieser Auslegung würde jeder religionsgeschichtliche Sinn den Begriffen *di certi* und *incerti* abgehen, während freilich das 3. Buch der Triade *de dis* mit der Überschrift *de dis praecipuis atque selectis* nach Varros eigener Darlegung frg. 7 Götter einer sachlich gekennzeichneten Kategorie enthält, nämlich solche, denen die Römer *aedes dedicaverunt eosque pluribus signis ornatos notaverunt.* Nicht Varros beliebige Auslese sind die *di selecti*, etwa solche aus der Gesamtzahl der römischen Götter, zu denen er Allegorisches bringen zu können glaubte, wie Wissowa, Ges. Abh. S. 309 und Hermes S. 118 es sich zu denken scheint; die *di praecipui* sind, wie Preller-Jordan, R. M. I³ S. 72f. richtig verstanden hat, die „eigentlichen Haupt- und Cultusgötter des römischen Staates", die neben den Heroen und *di certi* die Geschichte für Varro in den Vordergrund gerückt hatte. Subjektiv ist die Bezeichnung und der Umfang der *di praecipui* nur in demselben Maße, wie natürlich auch die Bezeichnung *di certi* für die römischen Sonderschutzgötter und der Umfang und die Ordnung dieser Sammlung eine persönliche Sache Varros ist. — Weil Varro nicht rein nominalistisch arbeitete, d. h. nicht nur auf die Namen der Götter sah, sondern auf die durch Kapellen und Priesterbücher und andrerseits große Tempel begründeten Kulte, liegt in der Triade *de dis* keine ursprüngliche Zweiteilung des Stoffes mit nachträglicher Auslese allegorisch zu besprechender Götter vor, wie Wissowa meint, sondern eine anfängliche Dreiteilung. Die Minerva des Kapitols gehörte ins Buch *de dis praecipuis*, die *Minerva Memor* als Sonderschutzgottheit der *memoria* ins Buch *de dis certis* (XIV frg. 43 a)[1]).

Ein wichtiges Zugeständnis muß jedoch Wissowa bei seiner Auslegung der Eingangsworte des Buches *de dis incertis* gemacht werden. Wenn der Unterschied *di certi* und *incerti* lediglich in einem sachlichen Merkmal beschlossen war, so daß also die einen Kultobjekte klar sich als *heroes*, d. h. als *di incerti*, herausstellten, die anderen ebenso deutlich als *di certi*, d. h. als rechtlich begrenzte Sonderschutzgötter, so hatte Varro zwar auch Anlaß, am Eingang dieses Buches im Gegensatz zu dem vorausgegangenen Buche XIV *de dis certis* die menschlichen Vorstellungen und schließlich auch seine eigenen gerade über diese Göttergruppe der Heroen *dubias*

[1]) Frg. 43b S. 173 Agahd *quid doctrinae vel a Mercurio vel a Minerva petendum* tritt zu Minerva Merkur für dieselbe Funktion. Merkur ist aber Zusatz Augustins und nach Agahds Selbstverbesserung S. 209, die sich bekräftigen läßt, als Varrofragment zu streichen. Es trifft sich äußerst unglücklich für Wissowa, Hermes S. 126f., daß er eine solche Bemerkung Augustins über Merkur, die mit Varro schwerlich etwas zu tun hat, im Gegensatz zu meiner, eine ferne Schwierigkeit streifenden Beachtung des Merkur (Altröm. Gottesbegriff S. 36 u. 45) ausführlicher vornimmt, um an einem schlagenden Falle darzutun, daß das Material der Varronischen *di certi*-Listen mehr durch Grammatikerwitz als durch direkte oder literarisch übermittelte Beobachtung der Kulte und durch Benutzung der Indigitamenta zusammengekommen sei. Nachdem die Hermetik durch die Welt gegangen war und die Wirkung des Neupythagoreismus und -platonismus auf Augustin der lebendigste und frischste Eindruck war, erweist der Vergleich des Fragm. 43b mit der alleinigen Erwähnung der Minerva frg. 43 a den Zusatz des Kirchenvaters. — Mangelndes Einleben in die Welt Augustins zeigt auch Wissowas Bemerkung ebd. S. 124, 1 über Augustins Verhöhnung des Subigus und der Prema, deren Benennung als *deus pater Subigus* bezw. *dea mater Prema* mir ein Anzeichen schien, daß sie für Varro mehr als Dämonen der Volksanschauung waren. „Ich fürchte Bickel verkennt hier den blutigen Hohn des Kirchenvaters, der sich in der Ausmalung der verfänglichen Situation sichtlich gefällt und sich von der Vorführung eines *deus pater* und einer *dea mater* als Helfer bei der Entjungferung besondere Wirkung verspricht." Augustin höhnt, aber sein Hohn ist nur möglich, wenn er bei Varro nicht Subigus und Prema schlechtweg, sondern den *deus* und die *dea* fand. Wissowa hält sich nicht klar, daß an die Existenz von Subigus und Prema auch die Christen geglaubt haben. Nur waren sie für sie *immundi spiritus*, Dämonen und Teufel, keine Götter. Lediglich das letztere war zu verspotten. Daß Subigus und Prema als *di* in Rom Altäre hatten, darauf kann man sich aus Respekt vor Varro verlassen. Man muß das *sacellum* des Mutunus Tutunus vergleichen; oder den Altar des Verminus (INSCR. Dessau 4019), des Sonderschutzgottes gegen die Würmerkrankheit, den Varro übrigens vielleicht übersehen hatte. Wie der Varrotext aussah, an den Augustins Hohn ansetzte, lehren die aus Gellius stammenden ausführlichen Fragmente des Buches XIV: frg. 20b *sicut Aius, inquit, deus appellatus araque ei statuta est, quae est infima nova via, quod eo in loco divinitus vox edita erat, ita Vaticanus deus nominatus* usw. frg. 17c *arae statutae sunt Romae duabus Carmentibus.*

opiniones zu nennen. Hier liegt die Ursache, daß niemand vor Wissowa bei der Behandlung des Fragmentes, das der Aufmerksamkeit auch früher nicht entgangen war, dasselbe in seinem Sinne gedeutet hat[2]). Daß aber Varro persönlich selber unsicher sei und zu keinem abschließenden Urteile gelangen könne, dies zum Mittelpunkt einer Expektoration zu machen, dazu hatte er keine Veranlassung. Und doch ist Wissowa zuzugestehen, daß das subjektive ἐπέχειν mit geradezu skeptischer Eindringlichkeit für das Buch XV eingangs proklamiert wird.

Ist darum die subjektive Unsicherheit und das persönliche ἐπέχειν das besondere Merkmal des Buches XV? Fest steht Wissowas Schluß nur dann, wenn ausschließlich von diesem Buche der Triade *de dis* die subjektive Unsicherheit in solcher Stärke von Varro bekannt wird. Tatsächlich wird nun aber, was Wissowa nicht in Rechnung stellt, die Abgeneigtheit Varros, ein abschließendes Urteil zu fällen, dieses ἐπέχειν noch entschiedener für das Buch XVI *de dis praecipius atque selectis* von Varro ausgesprochen. Wissowas Auslegung der von Augustin erhaltenen Eingangsworte des Buches *de dis incertis* läßt sich nur im Zusammenhang des gesamten Augustin-Kapitels VII 17 nachprüfen, das darum hier zuerst folgen muß.

Quod etiam ipse Varro opiniones suas
de dis pronuntiarit ambiguas.

Et sicut haec, quae exempli gratia commemoravi, ita cetera non explicant, sed potius implicant; sicut impetus errabundae opinionis impulerit, ita huc adque illuc, hinc adque illinc insiliunt et resiliunt, ut ipse Varro de omnibus dubitare quam aliquid adfirmare maluerit. nam trium extremorum primum de dis certis cum absolvisset librum, in altero de dis incertis dicere ingressus ait: „cum in hoc libello dubias de dis opiniones posuero, reprehendi non debeo. qui enim putabit iudicari oportere et posse, cum audierit, faciet ipse. ego citius perduci possum, ut in primo libro quae dixi in dubitationem revocem, quam in hoc quae praescribam omnia ut ad aliquam dirigam summam." ita non solum istum de dis incertis, sed etiam illum de certis fecit incertum. in tertio porro isto de dis selectis, postea quam praelocutus est quod ex naturali theologia praeloquendum putavit, ingressurus huius civilis theologiae vanitates et insanias mendaces, ubi eum non solum non ducebat rerum veritas, sed etiam maiorum premebat auctoritas: „de dis", inquit, „populi Romani publicis, quibus aedes dedicaverunt eosque pluribus signis ornatos notaverunt, in hoc libro scribam, sed ut Xenophanes Colophonius scribit, quid putem, non quid contendam, ponam. hominis est enim haec opinari, dei scire." rerum igitur non comprehensarum nec firmissime creditarum, sed opinatarum et dubitandarum sermonem trepidus pollicetur dicturus ea, quae ab hominibus instituta sunt. neque enim, sicut sciebat esse mundum, esse caelum et terram, caelum sideribus fulgidum, terram seminibus fertilem, adque huius modi cetera, sicut hanc totam molem adque naturam vi quadam invisibili ac praepotenti regi adque administrari certa animi stabilitate credebat: ita poterat adfirmare de Iano, quod mundus ipse esset, aut de Saturno invenire, quo modo et Iovis pater esset et Iovi regnanti subditus factus esset et cetera talia.

Nach Augustins ausdrücklichen Worten war also auch das Thema des Buches *de dis praecipius* für Varro ein *sermo rerum opinatarum et dubitandarum*, geradeso wie er nur *dubias opiniones* im Buche *de dis incertis* sich vorzubringen traute. Und wie er oben für seine Person es ablehnt, zu einem endgültigen Urteil zu gelangen, sondern problematisches Verhalten eigens für sich in Anspruch nimmt, so sagt er für Buch XVI nicht minder deutlich *quid putem, non quid contendam, ponam.* Es muß also doch etwas anderes als die Motivierung einer Sammelrubrik *de dis incertis*, d. h. solcher Götter sein, über die er sich trotz aller Arbeit nicht hätte klar werden können, die Varro vom ἐπέχειν in diesen beiden Bucheinleitungen reden läßt. Wer Varro kennt — und auch ich hoffe einiges betreffs seiner beurteilen zu können, obwohl Wissowa Hermes S. 125, 1 und 127f. behauptet, ich hätte Varro Bewegung in moderner Begriffswelt zugetraut —, weiß, was in dem hausbackenen Römer wühlt: im Buche XV sind es die Mythen, um die er anläßlich der *heroes*, z. B. seiner *lares*, nicht herum kann, und im Buche XVI die Allegorien, die ihm, der lieber von Ackerkult und Sonderschutzgöttern redet, zuwider sind, so daß er sich in beiden Fällen von Herzen auf den berühmten Standpunkt des Xenophanes Colophonius stellt (frg. 34 Diels):

καὶ τὸ μὲν οὖν σαφὲς οὔτις ἀνὴρ γένετ' οὐδέ τις ἔσται
εἰδὼς ἀμφὶ θεῶν τε καὶ ἅσσα λέγω περὶ πάντων·
εἰ γὰρ καὶ τὰ μάλιστα τύχοι τετελεσμένον εἰπών,
αὐτὸς ὅμως οὐκ οἶδε· δόκος δ'ἐπὶ πᾶσι τέτυκται.

Aus den Zeugnissen bei Diels, Poetar. philosoph. fragm. S. 45 läßt sich entnehmen, was die Skeptiker, deren Einfluß also auch auf Varro sich erstreckte, aus diesem Worte des Xenophanes: „Denn nur Wahn ist allen beschieden" für die Götterlehre jener Zeit gemacht hatten.

Was aber Varros Verweis auf die größere Sicherheit des Inhaltes von Buch XIV *de dis certis* als des Buches *de dis incertis* angeht (*ego citius perduci possum, ut in primo libro quae dixi in dubitationem revocem, quam in hoc quae praescribam omnia ut ad aliquam dirigam summam*), so drückt er damit eben seinen Abscheu vor den Mythen und seine Vorliebe für den Sonderschutzgötterglauben aus; nicht aber

[2]) Vgl. Marquardt, R. Staatsv. III² S. 10 „Denn die *incerti dii* sind ohne Zweifel eine Bezeichnung Varros, welche er von denjenigen Göttern brauchte, über deren specielle Wirksamkeit er keine Angabe vorfand." Dazu folgt als begründende Anmerkung Wissowas Augustinstelle. — Preller-Jordan I³ S. 72, 1 behandelt die Stelle gleichfalls, ohne irgend etwas Ähnliches wie Wissowa hineinzulesen, und zwar z. T. in gleicher Richtlinie mit meiner unten zu gebenden Deutung.

besagen diese Worte, daß er in der Einleitung von Buch XIV sich vermessen habe, hier „Sicheres“ und „abschließende Urteile“ zu bringen. Umgekehrt ist aus diesen Worten mit Augustin herauszuhören, daß schließlich auch für Buch XIV dasselbe wie für die ganze Triade *de dis* galt: *Quod etiam ipse Varro opiniones suas de dis pronuntiarit ambiguas.* Varro hat sogar angesichts des römischen Glaubens an die Sonderschutzgötter in etwas an seinem Xenophanes-Standpunkt festgehalten, den er freilich dort zum Ausdruck zu bringen am wenigsten in Stimmung sein konnte.

Demgemäß paßt auch der Inhalt des Buches *de dis certis* nicht zu der Aufstellung, daß Varro hier das Buch der sicheren Ergebnisse zum Unterschied von dem folgenden der unsicheren vorzulegen gemeint habe. Wenn Varro, der im Buche *de dis certis* verschiedene Auffassungen desselben *deus certus* gibt (Vaticanus, Iugatinus; vgl. Wissowa, Ges. Abh. S. 319 f.), einen solchen Gott darum, weil er von ihm „Sicheres“ wußte und über ihn zum „abschließenden Urteil“ gekommen war, ins Buch *de dis „certis“* gestellt hat, dann war er wirklich, obschon sich Wissowa gegen eine ihm von mir zugetraute Geringschätzung Varros verwahrt, ein stupider Vorläufer des Nonius.

Auch Augustin, wie er aus seiner Polemik im Gegensatz zu fast sämtlichen Kirchenschriftstellern für aufrichtigen Lernwillen und vorbildlich ehrliche Kampfesweise bekannt ist, bezeugt mit seinem ganzen Kap. XVII, daß Varro nirgends, auch nicht in der Einführung des Buches *de dis certis* gesagt hat, daß er „Sicheres“ über diese Götter wisse. Bei seinem lebendig gewissen Gottesglauben und seinem persönlichen Verhältnis zu seinem Gotte bestreitet Augustin, daß die antike römische Religion etwas Ähnliches besitze. Da treten ihm aber bei Varro im Gegensatz zu den sagenhaften, also persönlich unsicheren Heroen des Buches *de dis incertis* die *di certi* des Buches XIV entgegen, die etwas persönlich-rechtlich Faßbares zu sein scheinen. Nun erinnert Augustin im Kap. XVII daran, daß das *certus* des Varro-Titels doch nicht heiße, daß Varro sich selber sicheres Wissen über die *di certi* zugetraut habe. Nach Augustins Darlegung hat Varro direkt für Buch XV und XVI, indirekt auch für Buch XIV seinen Xenophanes-Standpunkt in bezug auf das Göttliche bekannt. Wenn Varro von dem *dubias de dis opiniones ponere* nur in Rücksicht auf den Titel des einen Buches XV, d. h. auf den Rest schwer bestimmbarer Götternamen gesprochen hätte, so hätte Augustin nie sein Kap. XVII geschrieben. Denn dann hätte er sich und seinen Lesern etwas vorgetäuscht.

Unabhängig von jeder Entscheidung über die literarhistorische Frage nach dem Sinne der Varronischen Buchtitel *de dis certis* und *incertis* ist die Forderung an jeden Darsteller der römischen Religion zu richten, daß er die Sonderschutzgötter in grundlegender und zusammenhängender Behandlung vornimmt, wie diese Forderung aus L. Deubners Kritik an Wissowa N. Jahrb. XIII (1904) S. 670 f. gleichfalls zu entnehmen ist. Nicht freilich sind diese römischen Sonderschutzgötter, deren Wesen im Buche „Der altrömische Gottesbegriff“ (1921) von mir zu ergründen gesucht wurde, Bildungen im Sinne des Usenerschen „Sondergottes“, eines Begriffes, der aus hellenischen Denkkategorien und hellenischer Religionsgeschichte geboren ist, — noch abstrakte Begriffsspaltungen abgeklärter Verstandesarbeit einer priesterlichen Reflexionskultur, „echte Sondergötter“ Wissowas [3]).

Kiel. E. Bickel.

[3]) Wissowas Erklärungsweise des Varrofragmentes XV 1 hatte ich in meinem Buche die eigene Auffassung gegenüberzustellen unterlassen, weil ich zur positiven Darlegung meiner Ansichten über den Aufbau der Varronischen Triade *de dis* diese Auseinandersetzung damals nicht für unbedingt notwendig erachtete. Wissowas Hermes-Aufsatz und andere Kritik hat mich aber belehrt, daß ich in diesem Falle wie auch bei anderen Aufstellungen zu sehr auf die knappe Herausbringung meiner Endansicht bedacht, zu Unrecht versäumte, über die für mich feststehenden Voraussetzungen und auch über das durch die Untersuchungen anderer Gewonnene Rechenschaft zu geben. Andeutungen in Nebensätzen genügen nicht, als Zwischenglieder die Gedanken zu verklammern. Nach Anhörung weiterer Kritik wird es meine Aufgabe sein, auch einige Probleme jenes Hermes-Aufsatzes erneut vorzunehmen. Über den dort S. 116 mir gemachten Vorwurf eines „schweren methodischen Fehlers“, den ich in seinem ganzen Umfange für ungerechtfertigt erachte, und den ebd. S. 123 angemerkten „groben Interpretationsfehler“, den ich zu Wissowas wie zu meinem Ärger leider von Wissowa selber, Roschers Lexikon II 3233, 5 s. v. *Murcia* übernommen habe; vgl. seine Notiz für die Leser des Hermes ebd. S. 336. Auf einen „Irrweg“ hat mich allerdings der eine Einzelheit betreffende Interpretationsfehler nicht geführt; denn die von mir behauptete volksetymologische Umdeutung der Geschlechtsgottheiten zu Zweckdämonen bleibt für sämtliche, Altr. Gottesb. S. 58 ff. (98) gebrachten Beispiele und gerade auch für *Murcia* trotz des Fortfalls jener Einzelbeobachtung m. E. bestehen. Für die Deutung der *Murcia* als *Murtea Venus* kommt Volksetymologie ebenso stark in Betracht wie z. B. für die Deutung des Namens *Murrenius* als *Murena* = μύραινα und zahlreiche verwandte Fälle.

Zu Cicero ad Attic. V 4, I.

Cicero spricht ad Att. V 4, 1 über die beiden Heiratskandidaten der Tullia. Was den Servius Sulpicius angehe: wie könne Tullia zu dieser Ehe überredet werden und während der Abwesenheit des Atticus und Cicero die Ehe zustande kommen?

Die erste Schwierigkeit wird hervorgehoben in den Worten: *de illo altero,*[1] *quem scribis tibi visum esse non alienum, vereor, adduci ut nostra possit, et tuis* δυσδιάγνωστον *esse.* Gurlitt Philol. 76, 293 verwirft mit Recht *et ais* (statt *et tuis*) des Turnebus, dem alle Herausgeber folgten; denn obwohl man zuerst geneigt ist, *ut* mit *vereor* zu verbinden, ist *vereor* . . . δυσδιάγνωστον *esse, ut* (wie) eine für Cicero nicht auffällige Konstruktion. Mit Unrecht aber schreibt Gurlitt: „*adduci ut nostra⟨e⟩ possit et tuis*“: wie Sulpicius unserer Tochter und den deinigen (Frau und Schwester) zuzuführen sei, — so daß nur diese eine Sorge Cicero quäle, nicht die etwaige Abneigung seiner Tochter. In Wahrheit ist gar nicht zu ändern und in der angegebenen Weise zu interpungieren: „ich fürchte, daß es sogar (*et*) deiner Frau und Schwester schwer fallen wird, Wege zu finden, die Tullia von den Vorteilen dieser Ehe zu überzeugen“ [1]). *Et* = sogar wurde auch an dieser Stelle verkannt.

Halle a. S. Wilhelm Baehrens.

[1]) *de illo altero* verlangt im folgenden keine direkte Fortsetzung.

53. Versammlung deutscher Philologen.

Die 53. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner findet vom 27. bis 30. September in Jena statt. Anmeldungen unter Beifügung des Preises für die Mitgliedskarte (25 M.) bezw. auch der Damenkarte für die Angehörigen der Mitglieder (10 M.) werden spätestens bis zum 1. September an die Bankfirma Helm & Jungk in Jena (Postscheckkonto Leipzig 85390) auf das Konto des Philologentages erbeten. Auf dem Abschnitte der Postanweisung (resp. Zahlkarte) oder auf besonderer Postkarte ist hinzuzufügen: 1. Name, Adresse; 2. Sektion; 3. . . „wünscht Wohnung im Gasthof“ (von 12 M. an für das Bett ohne Frühstück) oder „wünscht Privatwohnung“ (6—12 M. ohne Frühstück); 4. „vom ... bis zum . . . September“; 5. „nimmt teil an der Fahrt nach Weimar“; 6. . . . „nimmt teil an der Theateraufführung“.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

L. Castiglioni, Studi Anneani. (Estratto dell' Athenaeum. IX, III.) Pavia, Ammin. dell' Athenaeum.

C. Clemen, Die nichtchristlichen Kulturreligionen. I. II. Leipzig-Berlin, Teubner. Je 6 M. 80, geb. 8 M. 80.

M. Wentscher, Erkenntnistheorie I. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. 2 M. 10 + 100 % Zuschl.

E. Hartlieb, De nonnullis vocibus indeclinabilibus (pondo, quodsi, adversus). Diss. Vratislaviae, Soc. Typogr. Vrat.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Haydnstraße 23 III, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 3. September. 1921. №. 36.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen

Georg Stail, Über die pseudoxenophontische Ἀθηναίων πολιτεία. Paderborn 1921, Schöningh. 133 S. 8. 7 M. 60 + 40% Zuschl.

Stails Schrift zerfällt in drei Teile, I. Textkritisches, S. 7—69; II. Literarhistorisches, S. 90—96; III. Sozialpolitisches, S. 97—133.

Ich will mit dem zweiten Teil beginnen, wo Abfassungszeit und Verfasser der Ἀθ. πολ. besprochen werden.

Auf II 13 will Stail kein besonderes Gewicht legen, eine Stelle, die auf die Besetzung von Pylos Mai 425 „anzuspielen scheint". Den ungeheuren Eindruck der Ergebung von 292 Spartanern auf alle Hellenen erkennen wir aus Thuk. IV 40, man wollte es nicht glauben, daß die, welche sich ergeben hatten, den Gefallenen gleich wären. Es ist gekünstelt, mit St. S. 14 A 202 bei ἀκτὴ προέχουσα unserer Stelle an die Landung der Athener bei Pheia, bei νῆσος an die Besetzung der Inseln Atalante und Minoa 431 bezw. 427, bei στενόπορον an die Stationierung einer Flottenabteilung bei Naupaktos 430/29 zu denken. Hier bei Pylos haben wir alles vereinigt, auch ist unsere Stelle Thuk. IV 3, 3 ähnlich (zu Ps. Xen. II 13 ἐφορμοῦσι vgl. Thuk. IV 26, 7 περιορμεῖν), in beiden haben wir den Reflex des unerhörten Ereignisses (Thuk. IV 40, 1 παρὰ γνώμην τε δὴ μάλιστα τῶν κατὰ τὸν πόλεμον τοῦτο τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο). Meines Erachtens ist II 13 der sicherste terminus post quem in dieser Schrift. — Mit den anderen Ansätzen Stails betr. die Abfassungszeit bin ich einverstanden.

Über den Verfasser der Ἀθ. πολ. weiß St. viel Interessantes zu berichten: er ist ein athenischer Oligarch (S. 75), wollte den Boden für einen Verständigungsfrieden mit den Feinden Athens vorbereiten (S. 81), ist ein Industrieller und Reeder, „jedenfalls auch Großgrundbesitzer" (S. 87), ein aufgeblasener Junker und um 200 Jahre zu spät geboren (S. 90), seine Schrift zeigt Anklänge an sophistische Lehrsätze (S. 93), aber auch frappante Ähnlichkeit mit dem Stil des Herodot (S. 95). Das alles bleibe dahingestellt, nur an Stails ersten Satz will ich anknüpfen: der Verf. war ein athenischer Oligarch. Daß er dies war, folgt aus dem bissigen Ton der ganzen Schrift gegenüber dem Demos und aus I 12 ἰσηγορίαν ἐποιήσαμεν, wo er sich und seine Standesgenossen der sträflichen Nachsicht zeiht, mit der sie den Demos wachsen ließen. Denn an seine Standesgenossen ist die Schrift gerichtet, vgl. I 14 ὃ ἔνιοι (sc. ἡμῶν) θαυμάζουσιν. Aber die Frage ist nicht zu umgehen: Ist die Schrift in Athen oder außerlandes geschrieben? Auf αὐτόθι I 10. 13. III 1, αὐτόθεν III 6 will ich kein Gewicht legen, es kann ja „hier" bezw. „von hier" heißen. Bedenklicher ist schon, daß in der Bezeichnung des athenischen Volkes Ungleichheit herrscht, so steht I 14, II 19 ὁ δῆμος ὁ Ἀθήνῃσι, I 16 ὁ

δῆμος ὁ Ἀθηναίων, I 16, 17, 18 (zweimal) ὁ δῆμος τῶν Ἀθηναίων, I 16 Ἀθηναίων τῷ δήμῳ. Kannte der „athenische Oligarch" die offizielle Bezeichnuug des δῆμος nicht?

Merkwürdig ist auch, daß der Mann gar nicht ins Theater ging. Sagt er doch II 18, „sie leiden es nicht, das Volk auf der Bühne zu verspotten und zu schmähen". Das tat ja aber Aristophanes mehr als einmal, und St. S. 59 gibt zu, „die überaus günstige Aufnahme, welche „die Ritter" beim athenischen Demos fanden, schlägt der Behauptung unseres Autors ins Gesicht".

Unser Autor behauptet ferner (II 8): „Die Sprache, Lebensweise und Tracht der Athener ist ein Mischmasch aus allem hellenischen und barbarischen Wesen geworden." Daß dies eine grobe Unwahrheit, mindestens starke Übertreibung ist, wollen wir ihm nicht aufmutzen, aber traf er mit solchem Vorwurf nicht sich selbst, wie alle in Athen Wohnenden?

Wenn er ferner öfter Ἀθηναῖοι (z. B. III 10) sagt, wo eben vom Demos die Rede war, scheint er doch die athenischen Oligarchen und Demokraten in einen Topf zu werfen. Den Ausschlag gibt II 20. Dem Demos verzeiht der Verf. — denn für sein eignes Wohl zu sorgen, ist keinem zu verargen —, aber gegen die Apostaten aus den eigenen Reihen zeigt er tiefste Erbitterung: „Wer, ohne zum Volk zu gehören, es vorzieht, in einer demokratisch regierten Stadt zu wohnen, nicht in einer oligarchisch regierten, hat es auf Unrecht abgesehen und erkannt, daß es leichter ist, in einer Demokratie mit Schurkenstreichen durchzukommen als in einer Oligarchie."

Danach muß es feststehen, daß diese Schrift nicht in Attika verfaßt ist. Jetzt gewinnt auch der Schluß eine andere Bedeutung: ἐγὼ δέ φημί τινας εἶναι οἳ ἀδίκως ἠτίμωνται. Der Verf. gehört zu diesen ungerecht atimierten, lebt längere Zeit schon im Ausland, trägt aber die Unbill gefaßt und wird seinem Vaterlande keine Gefahr bereiten.

Der dritte Teil (S. 97 ff.) beleuchtet in sehr interessanter Weise die sozialen Zustände in Athen vom Standpunkt unserer gegenwärtigen deutschen Verhältnisse aus. Manches Zeugnis freilich soll mehr hergeben als es kann, so tönt aus Xen. Mem. II 7, 12 αἰτιῶνται αὐτὸν μόνον τῶν ἐν τῇ οἰκίᾳ ἀργὸν ἐσθίειν gewiß nicht „schon ganz unzweideutig entgegen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen". Das ist ja an dieser Stelle ein völlig harmloses Scherzwort. So ist auch in I 16 τοὺς δ' ἐναντίους ἀπολλύουσιν ἐν τοῖς δικαστηρίοις erst hineingetragen, daß der athenische Demos in allen Prozessen der Bündner zuungunsten der Oligarchen einen willkürlichen Urteilsspruch zu fällen pflegte.

Im ersten Teil würde St. besser vom ersten Satz von I 1 ausgegangen sein, daß der Verf. die Form der gegenwärtigen athenischen Verfassung mißbilligt, weil bei dieser die Schufte besser daran sind als die Rechtschaffenen. St. geht vom zweiten Satz aus, ὡς εὖ διασῴζονται κτλ. Aber daß dies dem Verf. erst eine Folge ist von seiner Grundansicht, zeigt das vorangestellte ἐπεὶ δὲ ταῦτα οὕτως ἔδοξεν αὐτοῖς, das auch öfter wiederholt wird z. B. I 2, III 1. Im übrigen sind die Gedankenzusammenhänge gut dargestellt.

Die Ἀθ. πολ. enthält manche Stellen, die sich wohl niemals heilen lassen. So scheint mir die Ergänzung der Lücke hinter χρηστούς I 14 durch Müller-Strübings γνώμῃ καὶ τοῦτο ποιοῦσι und selbst durch des alten Portus οἱ δὲ καὶ ἐν τούτῳ ἄριστα βουλεύονται besser gelungen als durch Stails τούτους οἱ δημοτικοὶ Ἀθηναίων ἀπολλύουσιν. Hier brauchen wir eine allgemeine Angabe, das Spezielle folgt ja in dem Satz διὰ ταῦτα κτλ.

Schließlich wünsche ich der sorgfältigen Schrift Stails viele Leser, einen besseren Berater in allen einschlägigen Fragen werden sie kaum finden.

Liegnitz. Wilhelm Gemoll.

Platon, Apologie des Sokrates und Kriton. Übers. und erläutert von **Otto Apelt.** Der philosophischen Bibliothek Band 180. Leipzig 1919, Meiner.

Das 180. Bändchen der philosophischen Bibliothek enthält die Bearbeitung einer Übersetzung der platonischen Apologie und des Kriton aus der Feder Apelts. Die Ausgabe ist wie die bereits erschienenen Bändchen der Plato-Übersetzung eingerichtet, indem zunächst die Einleitung zu der betreffenden Schrift, dann die Literatur- und Inhaltsübersicht (die Literatur ist diesmal für beide Schriften vereinigt bei der Apologie angegeben), sodann die Übersetzung und die Anmerkungen gegeben werden. Ein alphabetisches Register schließt das ganze Bändchen ab.

Die Einleitung zur Apologie erörtert die Frage nach dem Verhältnis dieser Schrift zu der von Sokrates vor Gericht gehaltenen Verteidigungsrede. Der Verf. führt aus, die Apologie schließe sich inhaltlich an die wirkliche Rede des Sokrates an, „so daß man sich alles, was Sokrates in der Apologie vortrage, recht

wohl als von ihm vor Gericht erwähnt denken könne". Trotzdem aber dürfte sich Platon „in der Gruppierung des Stoffes, Farbengebung, Intensität der Beleuchtung" manche Freiheit erlaubt haben, ja „es sei möglich, daß bei den stürmischen Szenen der Verhandlung eine oder die andere Äußerung ungenau oder mißverständlich aufgefaßt worden sei". Daher sei nicht aktenmäßige Genauigkeit bei jeder Äußerung zu erwarten, aber die Rede gebe den Eindruck des Auftretens des Sokrates wieder. Nach der Darlegung der politischen Seite des Prozesses folgt eine Charakteristik des Sokrates, bei der besonders zwei Momente hervorgehoben werden, sein Pflichtbewußtsein und Gottvertrauen. Sie findet in der Einleitung zum Kriton eine Ergänzung durch zwei weitere Punkte: die Stellungnahme des Sokrates zur öffentlichen Meinung und seine Heimatsliebe. Der Kriton enthält nach der präzisen Formulierung Apelts in der Einleitung zu diesem Dialoge die in einen Akt konzentrierte Darstellung jener Vorgänge, die für die Gefängniszeit des Sokrates hauptsächlich in Betracht kommen, nämlich die Bemühungen seiner Freunde um seine Befreiung.

Die Übersetzung beider Werke Platons ist mit gewohnter Genauigkeit und Geschicklichkeit bearbeitet, so daß beide Werke im deutschen Gewande sehr leicht lesbar sind. Einzelne Versehen, die wohl mehr als Druckfehler anzusehen sind und bei einem Neudruck leicht beseitigt werden können, mögen angeführt sein: Apol. Übers. S. 35 Z. 19 v. o. εἰπὲ τούτοις sage mir. S. 47 Z. 14 v. u. συμβουλεύειν „als Beamter des Staates" soll wohl heißen als Berater des Staates. Kriton S. 85 das Zitat aus Hom. Ilias IX wird wohl zu übersetzen sein: Laß zwei (statt drei) Tage vergehen. S. 91 Z. 18 v. u. ist die Partikel „also" unverständlich. Auch im griechischen Text steht ἀλλά.

Die Anmerkungen sind recht angemessen und inhaltsreich. Beachtenswert ist besonders Anm. 40 zur Apol. (S. 68), die Beobachtungen über die Kompositionstechnik Platons enthält.

Prag. A. Steiner.

J. Sajdak, Catullianum. (S.-A. aus Eos XXIII 1918 S. 47—54.)

Der kleine Aufsatz bespricht Cat. c. 49; er wendet sich gegen die Auslegung, welche ein ernst gemeintes Lob Ciceros darin sieht, und findet in dem disertissime Romuli nepotum eine Beziehung zu Cic. de or. I 94, wo disertus und eloquens geschieden werden. Der ironische Ton wird dann in den einzelnen Ausdrücken verfolgt. Pessimus omnium poeta wird in Verbindung gebracht mit c. 36, 6; der Dichter wäre von der Liebsten — es soll das vox blandientis sein — als pessimus poeta bezeichnet, wie er sie pessima puella nennt c. 55, 9, und hätte das dann übernommen. Doppelt unwahrscheinlich, da das Substantivum den Unterschied macht und man wohl als Schmeichelei versteht: „Du schlechtes Mädel", aber nicht „Du schlechter Dichter", und da in dem Cicerogedicht irgend eine Erinnerung an eine Liebesszene mit Lesbia unverständlich ist.

Rostock i. M. Rudolf Helm.

B. L. Ullman, Q. Horatius Flaccus, Ph. D. Professor of ethics. Classical Journal XIII 1918 S. 258—266.

Der Verf. betrachtet Horaz als Lehrer der Philosophie, der praktischen Lebensweisheit, und zeigt hübsch besonders an vielen Liedern des ersten Buches, wie die philosophische Betrachtung an das persönliche Element und an das eigne Erlebnis anknüpft: es ist die Methode, durch die Horazens Vater den Sohn fürs Leben tüchtig machte, der auch das historische und mythologische Material dienstbar gemacht wird. Gerade im Liede ist das subjektive Erlebnis das Wichtige. Dies gibt auch der vorgetragenen Lehre überzeugende Kraft. Auch die Römeroden werden in diesem Sinn betrachtet, freilich ohne daß auf ihren inneren Zusammenhang näher eingegangen wird.

Erlangen. Alfred Klotz.

Alfred Ernout, Historische Formenlehre des Lateinischen. Deutsche Übersetzung von **Hans Meltzer**. Indogerm. Bibliothek, 2. Abtlg., Sprachwiss. Gymnasialbibliothek, hrsg. v. Max Niedermann. 5. Bd., 2. u. 3. Aufl. Heidelberg 1920, Winter. XII, 199 S. Kart. 11 M. 20 + Zuschlag.

Die erste Auflage habe ich den Lesern dieser Wochenschr. 1915, Sp. 1222 f. warm empfohlen. Die zweite Auflage, die infolge der Zeitumstände dem Verf. nicht vorgelegt werden konnte, ist von dem Übersetzer selber verbessert und neubearbeitet worden. An dem ganzen Aufbau ist in der Neuauflage nichts geändert worden, so daß sich beide Auflagen Paragraph für Paragraph genau entsprechen. Aber gleichwohl sind manche Einzelheiten richtiggestellt, gestrichen oder zugefügt; im besonderen ist das Griechische jetzt mehrfach zur Erklärung herangezogen worden, was in der ersten Auflage grundsätzlich vermieden worden war. Dabei hat es der Bearbeiter der neuen Auflage dennoch

verstanden, den Umfang des Büchleins um ein paar Seiten zu verringern.

Auch in ihrer jetzigen Gestalt kann ich die Ernoutsche Formenlehre den Herren Philologen hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit nur empfehlen. Das Buch wird ihnen ein sicherer Führer durch das Labyrinth der sprachgeschichtlich oft schwer verständlichen lateinischen Formen sein. Besonders wer — etwa als Romanist — nur das Lateinische von den beiden klassischen Sprachen kennt, wird mit Vorliebe zu dieser Formenlehre greifen; die paar eingestreuten Brocken aus dem Griechischen werden ihn nicht stören. Für den klassischen Philologen sind die Hinweise auf das Griechische immer noch zu dürftig. Eins darf ich aber nicht verhehlen, was mir erst jetzt beim Durchlesen der neuen Auflage voll zum Bewußtsein gekommen ist: die hier gegebene historische Formenlehre setzt aus der Lautlehre viel mehr voraus, als Niedermann in seiner ganz scharf nur aus dem Lateinischen herausgearbeiteten Lautlehre hat geben wollen. Für manches ist leider eine Kombination von Niedermann und Ernout zum Verständnis nicht ausreichend, weil die Formenlehre oft auf das Urindogermanische zurückgeht, das in Niedermanns Lautlehre gar nicht existiert. Das zeigt schon ein Blick auf die auch in der lateinischen Formenlehre wichtigen Ablautverhältnisse, die jetzt S. XII in kurzer Übersicht zusammengestellt sind, im Vergleich mit dem wenigen, was Niedermann § 34 gibt. Was soll sich ein Philologe, der sich nur an das Lateinische halten will und darum Niedermann als Ergänzung zu Ernout-Meltzer benutzt, z. B. bei dem umgestürzten ə, bei dem tiefgesetzten *e*, *o* denken? Wie soll er die in lapidarer Kürze gehaltenen Bemerkungen über Dehnstufe, Schwachstufe, qualitativen (darunter *fēcī : fac*) und quantitativen Ablaut und zweisilbige Basen verstehen können? Eine Fortsetzung des Niveaus der Niedermannschen Lautlehre würde eben bedingen, daß in der Formenlehre allerlei gestrichen werden oder völlig unerklärt bleiben müßte. Sollte z. B. *jussuo* neben *jubeo* (S. 178) erklärt werden, so blieb nichts anderes übrig, als die urindogormanische Grundlage des *b*, d. h. das *dh* zu nennen; vergebens sieht man sich aber dafür in den hier genannten Paragraphen der Niedermannschen Lautlehre um; bei Niedermann gibt es keinen Abschnitt über Media aspirata. So hübsch die Formenlehre von E.-M. ist, sie paßt nicht zu der Niedermannschen Lautlehre, die in ihrer Beschränkung auf rein lateinische Lautveränderungen notgedrungen zu elementar gehalten ist. Wer eine Erklärung für die gar nicht selten bei E.-M. erwähnten lautlichen Verhältnisse wünscht, die bei Niedermann nicht stehen, muß ein Buch wie Sommers Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre heranziehen; dann kann er aber auf E.-M. eigentlich von vornherein verzichten. Das muß man bei den jetzigen Bücherpreisen, wie ich glaube, doch recht deutlich aussprechen. E.-M. eignet sich zur Anschaffung demnach mehr für solche, die da und dort auf ein volles Verständnis von vornherein verzichten wollen, oder für andere, die bereits genügend sprachwissenschaftliche Kenntnisse mitbringen, um selber die zwischen Niedermann und E.-M. klaffende Lücke auszufüllen. Daß die beiden Bücher nicht völlig ineinander gearbeitet sind, geht auch schon aus einer Äußerlichkeit hervor. Die Formenlehre folgt dem Brauch vieler moderner Drucke, zwischen *u* und *v* zu scheiden, aber nur *i*, nie *j* zu schreiben, während Niedermann konsequenter neben *v* auch *j* anwendet. In dem Gebrauch des *v* geht dabei die Formenlehre zu weit. Wenn S. XII besonders erklärt wird, daß *u̯* als Zeichen für konsonantisches *u* gilt, wird man nicht vermuten können, daß an manchen Stellen des Buches, z. B. S. 19, S. 139 * *nevos* mit *v* nicht der Spirant, sondern ebenfalls konsonantisches *u* gemeint sein soll. Dafür, daß sich die Formenlehre nicht direkt an die Lautlehre anschließt, erwächst dem Neubearbeiter eigentlich kein Vorwurf; auch die Kritik war bei der ersten Auflage, soviel mir bekannt ist, an dieser Disharmonie stillschweigend vorübergegangen.

An sich ist also die Neuauflage ebenso und noch mehr als die anfängliche Übersetzung ein ganz ausgezeichnetes Buch. Damit ist nicht gesagt, daß im einzelnen nicht noch allerlei zu verbessern wäre. Im folgenden erlaube ich mir auf einiges aufmerksam zu machen, was mir gerade aufgefallen ist. S. XII ist die Tiefstufe zweisilbiger schwerer Basen für *gnātus* in der Hirtschen Weise angegeben, dagegen ist S. 174 lange Liquida sonans für *strātus* angesetzt. — S. 2 ist das Neutr. *ferens* als Analogieform angesprochen, d. h. die gangbare Hypothese *-nt* > *-ns* ist abgelehnt; S. 46 ist der Sachverhalt nicht klar; aber S. 93 wird für die Endung der dritten pluralis nur *-nti* als Ausgangspunkt angesetzt, wird hier *-nt* > *-ns* doch für richtig gehalten? — 3. Der Dual scheint nach Meister zu voreilig für das Lateinische angenommen worden zu sein. — 3. Der Nom. als Apposition zum Verb ist mir un-

verständlich. — 5. Eine syntaktische Erklärung der Genetivkonstruktionen war in diesem Buch überflüssig; daß sie wissenschaftlich nicht gut durchführbar ist, stimmt nicht. — 10. u. a. Der Gen. der *i*-Stimme hat *-is* von den konsonantischen Stämmen bezogen. — 11, 13 und 15. Die Endung des N. Pl. auf *-ae* ist aus *-āi*, nicht aus *ăi* entwickelt. — 12. Die Erklärung von *juga* ist für den Laien schwer verständlich. — 17. *pinus* ist wohl als ehemaliger *u*-Stamm erweisbar. — 20. Die Form *Caecilis* wird wie in der ersten Auflage unter CIL I² 1028 angeführt; das stimmt nicht: sie steht in No. 1036. Die falsche Angabe wird einem erklärlich, wenn man S. 184 liest, daß die zweite Ausgabe des ersten Bandes des CIL nach Diehl, Altlat. Inschriften 1911 zitiert ist. Bei Diehl steht *Caecilis* unter N. 481; in den Anmerkungen steht aber 478—491 = CIL I² 1025—1173; es ist also N. 481 als die dritte Inschrift hinter CIL I² 1025 angesetzt, ohne daß CIL I² aufgeschlagen worden war. Nach E.-M.² S. 184 zu urteilen, scheint das regelmäßig geschehen zu sein. Was nicht bei Diehl steht, ist gewöhnlich nach CIL¹ zitiert. Das ist eine sonderbare Arbeitsmethode, die allerdings weniger M. als E. zur Last fällt. E. konnte 1913 die zweite Auflage von CIL I noch nicht benutzen. Er hätte darum besser daran getan, Diehl zu zitieren, wie das M. in neu zugefügten Beispielen gemacht hat. Für die neue Auflage wäre es aber Zeit gewesen, die Ungleichheit im Zitieren abzustellen, statt sie noch zu vergrößern. — 20. *imberbis* ist nicht aus **imberbios* entstanden, das es niemals gegeben hat, ersetzt es doch älteres *imberbus*. — 20. Hier wie sonst häufig werden Formen wie *agrr* genannt, die als solche nur vor Vokalen existieren; die Rücksicht auf die elementare Stufe des Buches verlangt größere Genauigkeit, damit beim Lesen keine falschen Vorstellungen entstehen. — 22. Vok. *deus* sollte auch erwähnt sein. — 22. In der Apposition ist nicht der Vok. durch den Nom. ersetzt, sondern erhalten geblieben. Von Haus aus ist jede Apposition ein eingeschobener Nominalsatz; im Uridg. war aber schon überall der Nom. durch die andern Kasus ersetzt, nur den Vok. hatte der Nom. noch nicht aus der Apposition verdrängt. — 23. Die Endung des L. kann auch auf *-oi* zurückgehen. — 23. Dat. und Ab. des Sg. der *o*-Deklination sind nicht vermischt, sondern lautlich zusammengefallen. — 26. *-oisi* ist nur griechische, nicht indogermanische Endung des L. Pl. — 28. Warum wird die dritte Deklination in zwei Paragraphen hintereinander verschieden eingeteilt? Die zweite Einteilung ist vorzuziehen. — 29 und 39 f. Die Endung des D. *turrī* ist kaum indigen (aus *-i̯ei*?) und bedarf einer Erklärung. — 29. Wenn gesagt wird, daß die Analogie von *regem: turrem* die von *rege: turre* nach sich gezogen habe, so wird damit ein typischer methodischer Fehler gemacht, der leider in sehr vielen sprachwissenschaftlichen Arbeiten wiederkehrt. Wie soll wohl eine Form von *rex* eine Form von *turris* beeinflußt haben! Die Wörter stehen sich der Bedeutung nach ja gar nicht nahe. M. hat sich auch nur deshalb so ausgedrückt, weil er *rex* und *turris* als Paradigmata auf der Seite stehen hatte. Ähnliche unrichtige Behauptungen kehren in dem Ernoutschen Buch öfters wieder, z. B. 48 *vires* nach *glires*, *boverum* nach *-arum* der 1. Dekl., 162 *docui* nach *aperui*. — 30. Eine Form wie **nig$^{u̯}_{x}$-s* hat es niemals gegeben. Wenn der auf einen stimmhaften Verschlußlaut ausgehende Stamm **nig$^{u̯}_{x}$-* vor einem *-s* zu sprechen war, verwandelte sich der stimmhafte Verschlußlaut automatisch in einen stimmlosen. Auch hier ist Genauigkeit am Platz. Will man die Tenuis vermeiden, so muß man **nig$^{u̯}_{x}$* + *s* schreiben. So nehme ich an mancherlei rekonstruierten Formen Anstoß, wie z. B. 61 **magsimos*, 99 **didcscō*, 104 **incezdsō*; anders steht es mit überlieferten Formen; hier hat man nach der landläufigen Orthographie zu schreiben, also z. B. etymologisch *urbs*. Wenn S. 31 gerade von diesem Beispiel gesagt wird, daß die Analogie *-bs* nach dem übrigen Kasus eingeführt habe, so wird das kaum richtig sein: das *b* gibt nur die Orthographie, nicht die Aussprache an. — 32. Der Abl. der kons. Stämme auf *-īd* hat im altlateinischen mit dem auf *-e* eine Zeitlang wirklich in Konkurrenz gestanden. — 33. Durch Vergleichung der Endung in *nomina* und *σώματα* wird der nicht beabsichtigte Eindruck erweckt, als ginge das *-a* auf indogermanisches *-a* zurück. — 36. Hier sollte Gen. *Apolones* erwähnt sein. — 38. Auch *dedecor* ist eine Rückbilduug wie *degener*. — 39. Das *e* von *operis* wird S. 8 anders beurteilt. — 41. *loucarid* steht hinter *in*, kann also keinesfalls „vom Hain" bedeuten; S. 10 ist die Form anders gedeutet. — 51. Die *u̯*-Stämme sind gebildet wie die *i*-Stämme, nicht ihnen nachgebildet. — 54. *rest* ist *res* + *'st* nicht *re'* + *est*. — 57. Die Tiefstufe in *magis* sollte erwähnt sein. — 61. Der Strich in *ma·ior*, *pe-ior* führt irre. — 70. Die Erklärung von *alis* steht mit der S. 20 in Widerspruch. — 71. Es sollte ein Wort

darüber gesagt sein, daß die Scheidung des relativen und des interr.-indefiniten Pronomens in der lateinischen Art nicht indogermanisch ist. — 71. Warum wird das geminierte konsonantische *i* von *cuius* hochgesetzt? Es ist doch eine ganz regelrechte Geminata eines Konsonanten. Auch bei anderen Wörtern ist ohne Grund und inkonsequent ebenso geschrieben. — 71. Was ist mit der nahen Beziehung zwischen **so* und **q^{u}o* gemeint? — 72. *quem* aus **quim* ist noch ein Überrest der in dieser Auflage erst verlassenen Auffassung Meillets. — 72. Für analogische Herstellung des *qu* in *quod* kommt auch der Einfluß der Formen mit *ō*, *ā*, *ac* in Betracht. — 77. Die Übereinstimmung von *egō*, ἐγώ beruht auf einzelsprachlicher Neuerung; *moi* dagegen ist nicht etwa einzelsprachlich Gen. geworden, Havers Theorie ist nicht durchführbar. — 78. Auch vor dem Abfall des auslautenden *-d* konnte der Ak. *mē* mit dem Abl.-Inst. *mēd* vermischt werden, weil *mēd* sein *-d* vor anlautendem Doppelkonsonant verlieren mußte. — 79. Das partitive *nostrum* hat nicht älteres *nostrorum* verdrängt, sondern das jüngere *nostrorum* nicht recht aufkommen lassen. — 79. *suus* wird nicht im Sg. wie im Pl. gebraucht, sondern in bezug auf Sg. wie auf Pl. — 83. Die Erklärung des Binnen-*ā* von *quinquāgintā* ist unverständlich; bei *quadrāgintā* liegt doch wohl *r̥̄* zugrunde; dagegen verlangte das altertümliche auslautende *-ā* eine Erklärung. — 84. Hinter *septimos* steckt kein **septm̥mos* usw., sondern höchstens **septəmmos*; sonst wäre Geminata das Resultat gewesen. 85. Das *m* von *semel* gehört zum Stamm; darum läßt sich *mel* nicht mit nhd. *Mal* zusammenbringen. — 85. Das *i* von *simplex* beruht auf Analogiebildung. Daß *e* vor *mp* + Vokal geblieben, dagegen vor *mp* + Konsonant zu *i* geworden sein soll, ist lautphysiologisch undenkbar. — 86. Es empfiehlt sich nicht, bei Darstellung der Genera verbi von der Zweiheit Aktiv-Passiv auszugehen; hier mußte sich die Orientierung genauer nach dem Urindogermanischen richten. Auch verdeckt die Gegenüberstellung von Infektum und Perfektum, daß von Hause aus präsentische, aoristische und perfektische Aktionsart zugrunde liegen. Das gilt in erhöhtem Maße von der Darstellung S. 143 f., wo *vixit* gar erst in abgeleiteter Weise die Bedeutung eines Aorists bekommen haben soll. Die S. 143f. wiederholt zutage tretende Unklarheit ist letzten Endes nur dadurch veranlaßt, daß E. bemüht war, das Griechische möglichst von der Erklärung der lateinischen Verhältnisse auszuschalten. — 90. Der Themavokal wird nicht „eingefügt". — 94. Für den Nichtkenner des Griechischen ist die Bemerkung, daß *legimini* ein Part. oder Inf. sei, ganz unverständlich. — 95 f. Die Verba sind nicht nach einheitlichem Prinzip angeordnet; meist ist das Lateinische, manchmal das Urindogermanische zum Ausgangspunkt genommen. Wenn z. B. in § 180 *colo*, *vomo* erwähnt werden, mußten auch *pēdo*, *cēdo*, *tingo*, *coquo* genannt werden; *sīdo* wird doppelt aufgeführt § 183 und § 191. — 99. Wenn *posco* auf **porcscō* zurückgeführt und neben *precor* gestellt wird, muß auch **pr̥kskō* als Vorstufe von **porcscō* genannt werden, damit keine falschen Vorstellungen von Metathese entstehen. Weggelassen ist eine solche Bemerkung gewiß nur, weil *r̥* > *or* bei Niedermann fehlt. Ebenso sind die unzulänglichen Bemerkungen S. 103 über die Vermengung von **dō-* und **dhē-* in den sog. Kompositis von *dare* offenbar nur eine Konzession an die Rücksicht auf den Ausschnitt der Lautlehre bei Niedermann; auch fehlt ein Hinweis auf § 251. — 104. Wörter auf *-izare* hat es nie gegeben. — 110. Statt bei Positionslänge den Strich über Vokal + Konsonant zu setzen, wäre besser ein Wort über den phonetischen Sinn des Begriffs Positionslänge am Platze gewesen. — 110. Die Erklärung des Unterschiedes der zwei Sorten von *i̯ō*-Verben aus dem Jambenkürzungsgesetz ist darum unwahrscheinlich, weil im Gotischen ähnlich geschieden wird; *sepelīs reperīs advenīs* usw. passen auch genau zum Gotischen. — 112. Die Desiderativa auf *-surio* sind hinter denen auf *-turio* zu nennen, weil *s* hier auf Dental + *t* beruht. — 112. Die vier Konjugationen bilden das Impf. nicht gleichmäßig; **capibam* ist nicht vorhanden. — 113 f. *legere* usw. muß ein- für allemal vor *legeris* genannt werden, um auch den Schein zu meiden, als ob *legere* die jüngere Form sei. — 114. Bei der Erklärung von *fugās* usw. ist die Möglichkeit der Herleitung aus Bildungen wie äol. τίμᾱμι ganz aus dem Auge gelassen. Diese kommt aber besonders für den Konj. auf *-ēm* in Betracht. Ernouts Annahme, daß *laudēs* das *ē* wie *legēs*, *leget* und gr. ἄγῃτε enthält, berücksichtigt nicht, daß die 1. Sing. zu *legēs* auf *-am* ausgeht; es hätte nichts im Wege gestanden, zu *laudes* eine 1. Sg. **laudam* zu bilden. Da dies nicht geschehen ist, wird man in *laudem laudā* + *i̯ēm*, also einen Optativ, suchen müssen. — 115. **ebhu̯ām* ist kein Injunktiv, da dieser nie Augment hat. — 116 und 142. *legens* + *fam* hätte nur zu **legēf(f)am* führen können; die neue Hypothese

Hoffmanns scheint M. zur Zeit des Druckes noch nicht bekannt gewesen zu sein. — 117 f. Die Erörterungen über *-iebam* lassen zu sehr beiseite, warum es nie Formen wie *capībam*, *capībo* und *audiēbo*, *capiēbo* gab. — 121. Es wird ganz übersehen, daß das *-bhu̯ō*-Futurum auch irisch ist und darum eine so ganz junge Bildung nicht sein wird. — 123. Die Gleichsetzung der Fut. *dixo* mit δείξω und dem Konj. Aor. verlangt die Bemerkung, daß das griechische Fut. δείξω nicht aus dem Konj. Aor. entstanden sein wird. — 124. „erlangen werden" ist lateinisch, aber nicht deutsch. — 127. Ob *legiminī* im Indik. oder Impr. aufkam, wissen wir nicht. — 128 und 140. Die athematische Flexion vor *fer*, *ferre* usw. wird mit Unrecht damit abgelehnt, daß *fers* aus **bhersi* nicht lautgesetzlich abzuleiten sei; es ist doch wohl kein Zufall, daß die Formen von *gerere* anders als die von *ferre* flektieren, und daß **bher-* auch im Griechischen und Indischen athematische Formen kennt. — 131. *pakari* auf der Duenosinschrift braucht nicht ein passiver Infinitiv zu sein; auch die Glosse *dasi : dari* ist kein zuverlässiger Zeuge für einen passiven Infinitiv, der auf ehemals nicht diphthongisches *-ī* hinweist. — 132. Das angebliche Femininum **amantis* ist ein Phantasiegebilde. — 133. Das isolierte *secundus* ist ein Beweis dafür, daß *-endus* erst sekundär hinter *u*, *u̯*, *qu̯* Regel geworden ist. Entstanden wird *-endus* sein in Anlehnung an das Part. Praes., und zwar wohl zur Zeit des Übergangs des mittelsilbigen *o* in *u*, gerade hinter denjenigen Lauten, hinter denen sich das *o* noch hielt; weil hier allein noch *-ondus* übriggeblieben war, konnte es dem analogischen Einfluß des Part. Praes. nicht so leicht standhalten. — 135. Ein Konjunktiv mit kurzem Stammvokal ist für den Nichtkenner homerischer Formen ein Schemen. — 136. Das Lateinische teilt die Abneigung gegen einsilbige Formen mit den anderen indogermanischen Sprachen. — 138. Der singuläre Lautwandel **u̯ols* > *u̯ois* verdient keinen Glauben. — 139. *nevolt* bei Plautus ist eine Analogieform. — 145. War es nötig, *monitum* „um zu ermahnen", von *monere* „ermahnen" zu übersetzen für jemand, der sich so tief in sprachwissenschaftliche Einzelheiten einführen lassen will, wie sie E. bietet? Das Übersetzen fast aller lateinischen Formen und Sätze paßt nicht recht zu dem ganzen Niveau des Buches. — 148. „[doch älter *memordi*]" ist überflüssigerweise aus der ersten Auflage stehengeblieben. — 155. Das *s*-Perfekt nur bei gewissen Kompositis beweist nichts für die relative Jugend. — 159. Der Vokalismus von *mansī* ist auch vor Konsonant verständlich, genau so wie in *magnus*: aus *əz*. Übrigens wird nur ein sprachwissenschaftlich gut geschulter Leser den rätselhaften Sinn des angezogenen Satzes begreifen können. — 164. Auch das *o* der ersten Silbe von *solvo*, *volvo* beweist, daß man hier noch lange *v* als sonantisches *u* gesprochen hat. — 164. Die Erklärung von *audieram* usw. ist zu kurz abgetan. Meines Erachtens kommt für den Schwund des *u̯* mit in Betracht, daß *-er-* hier aus *-iz-* entstanden ist. — 167. Ich vermisse einen Hinweis auf falisk. *peparai*. — 171. *dixerunt* ist zunächst nicht Konj. Perf., sondern Fut. II, wie S. 172 richtig steht; die Übersetzung „daß sie gesagt haben" ist französisch. — 174. Die Rekonstruktionen **genatos* und **dətos*, **st̥̄tos* passen nicht zusammen. — 174. Was das *q* in **qritos* zu bedeuten hat, ist nur aus einer Grammatik ersichtlich, welche die drei Gutturalreihen behandelt.

Dazu gebe ich noch ein kleines Verzeichnis von Druckfehlern. Lies S. 53, 15 u. (< *-*i̯am* oder < -* *i̯m̥*), 64, 9 u. *subridens*, 155, 2 *dīlēxī*, 161, 14 u. CIL I², 169, 5 afrz. *distrent*.

Trotz der hier gemachten Ausstände bleibt die Neubearbeitung von M. eine gute Leistung. Der Hauptvorwurf für das Werk trifft E., der die Formenlehre nicht genau als Fortsetzung zu Niedermanns Lautlehre geschaffen hat. Jetzt liegt daher die Sache so, daß zu E.-M. die Lautlehre, zu Niedermann die Formenlehre noch fehlt.

Göttingen. Eduard Hermann.

E. Cuthbert Butler, Palladiana. S.-A. aus The Journal of Theological Studies vol. XXII (1920) S. 21—35.

Der verdiente Herausgeber der Historia Lausiaca (1904) und des Dialogus de vita Chrysostomi (1908) bespricht in diesem Aufsatze die seither veröffentlichte Literatur, die in der Hauptsache von Deutschen geliefert worden ist, und nimmt kritisch zu ihr Stellung. Vor allem sucht er Reitzensteins Einwände gegen seine Textbehandlung zu entkräften und verzeichnet zwei neue Textzeugen (Philadelphia, Ridgway 1141, saec. XIV und cod. Baroc. 213). Für ein endgültiges Urteil muß die Fortsetzung abgewartet werden.

Dresden. Peter Thomsen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Hermes. LVI, 3.

(229) **E. von Stern**, Zur Beurteilung der politischen Wirksamkeit des Tiberius und Gaius Gracchus. Zuerst wird die vorhandene reiche Überlieferung aus dem Altertum kritisch betrachtet und ihre Ströme in eine gracchenfeindliche, eine gracchenfreundliche und eine mehr neutrale Tradition geteilt. Dann beschäftigt den Verf. das Problem, auf Grund der Überlieferung zu einer abschließenden Beurteilung des Vorgehens der Gracchen zu gelangen. Dazu werden das Leben und die Taten beider Gracchen eingehend durchgesprochen. Tiberius trat 133 mit einem wohldurchdachten Reformplan auf, den er zuerst ganz legal durch Wiederinwirksamkeitsetzen des alten 500-iugera-Gesetzes einleiten wollte. Das Veto seines Kollegen M. Octavius trieb den Tiberius auf revolutionäre Bahnen: er bekannte sich nun zu der ihm durch seine Lehrer bekannt gewordenen griechischen Theorie der Volkssouveränität und ließ — formal und nach dem römischen Staatsrecht auch inhaltlich gleich verwerflich — den widerstrebenden Beamten durchs Volk seines Amts entsetzen. Ebenso verletzten die Verfassung sein Antrag über die Realisierung der attalischen Erbschaft durchs Volk statt durch den Senat, und sein Versuch, auch für das folgende Jahr wieder Tribun zu werden. Der schnelle Wandel vom Reformator zum Revolutionär erklärt sich aus dem rücksichtslos leidenschaftlichen Charakter des Tiberius (s. die Proben aus seinen Reden bei Plutarch) und der unter dem Revolutionsfieber stehenden Umgebung. Die Reaktion, die den Tiberius erschlug, ließ sein Agrargesetz fürs erste unberührt: sogar der Konsul des Jahres 132 v. Chr., Popilius Laenas, war, wie CIL I² 638 beweist, der S a c h e der Agrarreform nicht feindlich gesinnt. v. Stern charakterisiert den geschichtlichen Tiberius als einen wohlmeinenden, ideal veranlagten Schwärmer, keinen Staatsmann. Gaius Gracchus, 153 v. Chr. geboren, von Cornelia sorgfältigst erzogen, kam 124 v. Chr. vorzeitig gegen das Gesetz von Sardinien nach Rom zurück. Durch seine flammende Beredsamkeit aller Hindernisse ledig, wird er für 123 zum Tribun gewählt. Die Reihenfolge der Gesetzesanträge des Gaius in seinem zweijährigen Tribunat wird genau festgelegt. Dabei wird die Echtheit der in Neposhss erhaltenen Verba ex epistula Corneliae anerkannt. In der Rede de legibus promulgatis hat gleich zu Anfang seines Tribunats Gaius sein Reformprogramm öffentlich dargetan. Mit dem Verfasser erleben wir dann die Untergrabung der Volkstümlichkeit des Tribunen durch die senatorische Gegenpartei mit Hilfe des Livius Drusus und des Fannius, gegen die sich Gaius vergeblich durch das Koloniegesetz für Karthago zu wehren suchte. Bald nach dem 1. Jan. 121 v. Chr. erfolgte in einer politisch außerordentlich gespannten Situation die Katastrophe, durch die Gracchaner herbeigeführt, durch militärische Maßnahmen der Senatoren für diese glücklich abgeschlossen. Gaius vertritt dieselbe Meinung wie Tiberius hinsichtlich der Volkssouveränität: daß Gaius weiterkam, liegt an seiner größeren Begabung, seiner tatkräftigen Energie und seinem diplomatischen Geschick. Seine Pläne mußten scheitern an der mangelnden Grundlage einer tragfähigen Mehrheit und der Verkennung der realen Verhältnisse in Rom, mit der er das volksfremde Prinzip der Volkssouveränität in Rom einführen wollte. — (302) **C. Robert**, Zu Euripides' Troerinnen. 308 ff. l. Ἄνεχε, πάρεχε, φῶς φέρε· σέβω, φλέγω — | ἰδοὺ ἰδού — | λαμπάσι τόδ' ἱερόν. | ὦ Ὑμέναι' ἄναξ· | μακάριος ⟨μέν, Ἰλιάδες,⟩ ὁ γαμέτας, | μακαρία δ' ἐγὼ βασιλικοῖς λέκτροις | κατ' Ἄργος ἁ γαμουμένα. | Ὑμὴν ὦ Ὑμέναι' ἄναξ. 325 ff. l. Πάλλε πόδ' αἰθέριον· ἄναγ' ἄναγε χορόν — | εὐὰν εὐοῖ — | ὡς ἐπὶ πατρὸς ἐμοῦ — | ⟨ὦ Ὑμέναι' ἄναξ⟩ — | μακαριωτάταις τύχαις, χορὸν ὅσιον. | ἄγε σύ, Φοῖβέ, νιν· κατὰ σὸν ἐν δάφναις | ἀνάκτορον θυηπολῶ. | Ὑμὴν ὦ Ὑμέναι' Ὑμήν. Der Anfang (308) ist eine Selbstanrede: Halt die Fackel in die Höhe, halte sie zur Seite, trag sie. V. 547 ff. l. δόμοις δὲ παμφαὲς σέλας | ⟨Μήνης⟩ μέλαιναν αἴγλαν | πυρὸς ἔδωκεν ὕπνῳ. V. 817 f. l. δὶς δὲ δυοῖν πιτύλοιν τείχη πρόμοι (statt περὶ oder παρὰ) | Δαρδανίας κατέλυσαν. V. 849 l. φέγγος ὀλοὸν περιεῖδε γαῖαν; dann stimmt auch das Metrum in der Strophe 831: ᾇ μὲν εὐνάτορας, ᾇ δὲ παῖδας. — (314) **L. Deubner**, Zum Freiburger Makedonier-Dialog. Die von W. Aly (Heidelb. Sitzungsberichte 1914, Abh. 2, No. 2 S. 25 ff.) herausgegebenen zusammengehörigen literarischen Stücke werden erheblich verbessert. I 12 l. [περισκ]όπει, περισκόπει πανταχοῦ, Μνήσιππε, μή τις [δημ]αγωγὸς ἢ κατάσκοπός τις ἡμῶν κατακροᾶται. I 26 l. ... ἐτελεύτη[σεν· οὐδὲν γὰρ θειό]|τερον τῆς Ἀλεξάνδρου [ψυχῆς, ὃς θνητὸς ὢν | βίον ἔσχεν εἰς ἀθανασίαν δόξης· Ἀντίπατρος | δ' ἑαυτὸν ποιήσεται ἁπάσης Μακεδονίας | ἐχθρόν. τοιγαροῦν ἡ Ἀλεξάνδρου θειότης τὸν | δυνατῆς ἡγεμονίας ὅρον ἐκτέθειται. Ἀλλ' αὐτὸς | Ἀντίπατρος ὑπέρχεται· μεταστῆναι (fort von hier!). Ἀντίπατρος. | Μακεδονία μὲν εὐδαίμων καὶ πάλαι, νῦν μέν[τοι . . Die Situation des Dialogs ist bühnenmäßig. Diese Art Schriftstellerei berührt sich aufs engste mit Lukian, besonders mit dessen Ἐγκώμιον Δημοσθένους (vgl. vor allem § 26 τῶν Ἀντιπάτρῳ πραχθέντων ἐπὶ τῆς οἰκείας). — (320) **U. Kahrstedt**, Sparta und Persien in der Pentekontaetie. Wann schloß nach den Kämpfen von 478 (Byzanz) Sparta völkerrechtlich mit Persien Frieden oder wenigstens eine Übereinkunft, die die Folgerungen aus den vorangegangenen Ereignissen zog? Kahrstedt kommt zu dem Schluß, daß dies zwischen 476/5 und 471 geschehen sein muß, und zwar führte Pausanias die offiziellen Verhandlungen mit Persien. — (326) **O. Weinreich**, Blutgerichte ἐν ὑπαίθρῳ. In allen attischen Blutgerichtshöfen fanden die Verhandlungen unter freiem Himmel statt; der Grund ist religiös: das μίασμα des Beklagten soll sich nicht auf Kläger und Richter übertragen, was ihnen, wenn unter e i n e m Dache befindlich, leicht ge-

schehen könnte. Im Freien hindern es Sonnenlicht und Regenwasser, die beide kathartische, rituell reinigende Substanzen sind. Dafür führt Weinreich zahlreiche Beweise an. Die gleiche Anschauung wie in Athen begegnet in einem Mirakel der Tempelchronik von Lindos, wo Regenwasser und Sonnenlicht den Tempel vom μίασμα eines Selbstmörders reinigen sollen: dazu muß über der Stelle der Tat das Dach abgedeckt werden (l. τοῖς¨ τοῦ πατρὸς ἁγνισθῆ λου[τρ]οῖς). Vgl. auch noch das Abdecken des Daches beim Tode des Pausanias: Thukyd. I 134; Corn. Nep. Paus. 5. So ist ἐν ὑπαίθρῳ δικάζειν sozusagen ein Akt ritueller Hygiene. — Miscellen: (332) **W. Spiegelberg**, ΨΑΓΔΑΝ, ΨΑΓΔΑΣ, ΣΑΓΔΑΣ. Dies ägyptische Lehnwort, Salbe, μύρρον, bedeutend, geht auf das altägypt. Wort sgnn (vokalisiert: sắgnen) mit dem männlichen Artikel p zurück. Aus p-sagnen wird durch Dissimilation psagden und Assimilation psagdan. Gräzisierung und ohne Artikel gebildet ist bei Pollux σάγδας. — (333) **O. Weinreich**, Zu Apuleius. Zur Rundzahl mit Zugabe (n + 1) vgl. Apul., Metam. VI 8: es ist eine vergröbernde Wiedergabe eines griechischen Vorbildes (Ἔρως δραπέτης des Moschos). — (334) **K. Praechter**, Zu Philodem ΠΕΡΙ ΟΡΓΗΣ Frg. E (P. 4 Wilke). Z. 16 f. l. τὴν γῆ[ν τῇ βακτηρίᾳ] | τύπτει. — (335) **F. Bechtel**, Thess. ΚΕΡΚΙΝΕΥΣ, ΒΟΥΛΕΥΣ. Κερκινεύς, der Fluß (IG IX 2 p. XI no. 205 II), ist nach der Fülle seiner Krebse genannt (Ablautform für καρκίνος). Der Fluß Βουλεύς (für *Βωλεύς) heißt so, weil er bei Hochwasser βῶλοι (Erdschollen) mit sich führt. — (336) **G. Wissowa**, Nachtrag zu S. 113 ff. Bemerkungen, die geeignet sind, den Streit der Meinungen zwischen Wissowa und E. Bickel über die di incerti zu beenden. Wissowa hält an seiner Hauptmeinung fest: di incerti sind nicht ἥρωες.

Nachrichten über Versammlungen.

Sächsische Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung am 1. Juli 1921.

Nach der Ansprache des vorsitzenden Sekretärs Herrn **Sievers**, in der dieser auf die vielen Verluste der Akademie in den letzten Dezennien, auf die durch den Krieg verursachten Schwierigkeiten im Publizieren wie im Verkehr mit dem Auslande und auf die erfreulichen finanziellen Unterstützungen seitens der Regierung und sonstigen Förderer und Freunde der Wissenschaft hinwies, hielt Herr **Volkelt** den Nachruf auf Wilhelm Wundt, die bedeutendste und einflußreichste Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie in der Gegenwart. Der Vortragende zeichnete ihn als Logiker, Ethiker, Systematiker und Psychologen, unter namentlicher Hervorhebung seines umfassenden gewaltigen Werkes der Völkerpsychologie. Zum Schluß charakterisierte er ihn noch als Menschen, indem er sein einfaches, schmuckloses, unpathetisches, sachliches, aber durchaus nicht temperamentloses, durch und durch deutsches Wesen hervorhob. Den von Herrn **Ostwald** verfaßten Nekrolog auf A. v. Oettingen trug in dessen Abwesenheit Herr **Le Blanc**, Sekretär der Mathemat.-phys. Klasse, vor. A. v. Oettingen, ein Mann vielseitiger Bildung, beschäftigte sich zuerst mit Arbeiten auf dem Gebiete der Elektrizität, später mit thermodynamischen Fragen, um sich schließlich musikalischen Fragen zuzuwenden, unter anderen der Entwicklung des dualen Harmoniesystems und der Vervollkommnung des dualen Reininstruments. Besondere Verdienste hat er sich erworben durch die Fortsetzung und den Ausbau des Poggendorffschen Handwörterbuches, eines für die exakten Wissenschaften unentbehrlichen Hilfsmittels. Hierauf hielt Herr **Steindorff** einen Vortrag über die nubische Kultur und die letzten Ausgrabungen der Ernst v. Sieglin-Expedition (1912—1914). Obwohl diese durch den Krieg vorzeitig abgebrochen werden mußte, hat sie doch der Erforschung Nubiens und der Erweiterung unserer Kenntnisse in hohem Maße gedient. Nach einer Einleitung über die politischen und ethnographischen Verhältnisse des Landes führte der Vortragende an der Hand vorzüglicher Lichtbilder die reichen Funde aus den in der Umgegend des heutigen Anibe gelegenen ausgedehnten Begräbnisstätten vor, von denen drei Typen sich unterscheiden lassen, die den Zeiten 3500, 2500—1700 u. 1500—1000 v. Chr. angehören. Besonders bedeutsam sind diese Ausgrabungen durch die reichen Beigaben aller Art, die die Gräber, soweit sie nicht in früherer Zeit geplündert worden waren, enthielten und durch die Auffindung von sonst nicht in Ägypten und Nubien erhaltenen Oberbauten. In klarer und verständlicher Darstellung ließ so der Redner vor den Zuhörern ein lebendiges Bild jener längst vergangenen, Jahrtausende unter Sand und Schutt vergrabenen Kultur- und Kunstepochen wieder erstehen. — Zu ordentl. Mitgliedern der Philol.-hist. Klasse wurden gewählt die Herren Professoren Joh. Hertel und Wilh. Streitberg, als Nachfolger der verstorbenen Leipziger Professoren Windisch und Brugmann. Der erstere hat sich unter den Indologen einen Namen gemacht durch seine Ausgaben und Bearbeitungen des für die Weltliteratur hochwichtigen Fabelwerkes Pantschantantra und durch seine über die ganze indische Märchenliteratur sich erstreckenden Forschungen, der letztere durch seine zahlreichen, für die indogermanische Sprachwissenschaft wertvollen Studien, wie z. B. Gotisches Elementarbuch, Urgermanische Grammatik, Zur germanischen Sprachgeschichte, Gotische Literatur, außerdem durch viele Abhandlungen in den einschlägigen Fachzeitschriften.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Archaeology. How to observe in Archaeology. Suggestions for Travellers in the Near and Middle East: *The Class. Journ.* XVI 2 S. 124 f. 'Herausgegeben von dem amtlichen Britischen Archaeological Joint Committee, um aus dem Reisenden

statt einer Gefahr für die antiken Reste ein Werkzeug der erweiterten Kenntnis des Wissens zu machen. Vorzüglich geeignet dazu'. *A. W. van Buren.*

Autran, C., Phéniciens: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 408 ff. 'Die Geschichte ist ganz anders verlaufen, als sie der Verf. konstruiert'. *S. Ronzevalle.*

Boson, G., Assiriologia: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 407 f. 'Der Verf. kennt seinen Stoff, aber die Ausführung hat unter den Zeitumständen gelitten'. *A. Condamin.*

Clemen, C., Die griechischen und lateinischen Nachrichten über die persische Religion: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 128 ff. 'Hilfloses Tasten, die Grundprobleme der Indogermanistik wie der Awestaforschung bleiben unausgewertet'. *W. Schultz.*

Clemen, C., Fontes historiae religionis Persicae: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 127 ff. 'Der Verf. handhabt die Kunst der Herausgabe einer Quellensammlung sehr mangelhaft'. *W. Schultz.*

Contenau, G., Tablettes cappadociennes: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 119 ff. 'Vorzügliche Leistung'. *H. Ehelolt.*

Dall' Osse, J., Guida Illustrata del Museo Nazionale di Ancona: *The Class. Journ.* XV 8 S. 106 ff. 'Bietet außer Beschreibungen von Funden auch viele Abbildungen, einen Abriß der Geschichte des Picenerlandes seit vorhistorischen Zeiten, ermangelt aber eines Index. Gibt einen Überblick über den erstaunlichen Reichtum der frühitalischen Kultur'. *E. D. van Buren.*

Eisler, R., Die kenitischen Weihinschriften: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 410. 'Die Entzifferung ist ganz hypothetisch'. *S. Ronzevalle.*

Fowler, W. W., Roman Essays and Interpretations: *The Class. Journ.* XV 7 S. 444 ff. Enthält vier Teile: Roman religion; Roman history; parallels from the life of other races; a group of literary studies (Virgil; Horaz; Niebuhr; Mommsen; the tragic element in Shakespeare's Julius Caesar). Sehr gelobt von *A. W. van Buren.*

Geffcken, J., Griechische Menschen. Studien zur griechischen Charakterkunde und Menschenforschung: *Pädag. Blätter.* 49, 7 S. 285 f. 'Feinsinnige Charakterisierungen, die zugleich die fortschreitende Entwicklung in der psychologischen und ethischen Erkenntnis in der griechischen Geschichte zeigen'. *Krägelin.*

Gondi, G., Trattato di Epigrafia cristiana latina e greca del mondo romano occidentale: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 421 f. 'Wohlgelungene Frucht langjähriger Arbeit'. *G. de Jerphanion.*

Herford, M. A. B., A Handbook of Greek Vase-Painting: *The Class. Journ.* XV 8 S. 570 ff. 'In Auswahl und Anordnung sind kritische Ausstellungen zu machen; für fortgeschrittenere Leser aber sehr interessant und erfrischend'. *W. S. Ebersole.*

Immisch, O., Das Nachleben der Antike (Das Erbe der Alten, Neue Folge, Heft I): *The Class. Journ.* XV 7 S. 447 f. 'Ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel für alle, die für die Bedeutung der klassischen Studien im Kampfe stehen'. *W. A. Oldfather.*

Jirku, A., Die älteste Geschichte Israels: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 123 f. 'Im Detail lassen sich manche Bedenken äußern'. *M. Löhr.*

Jolliffe, R. O., Phases of Corruption in Roman Administration in the last half-century of the Roman Republic: *The Class. Journ.* XVI 1 S. 62 f. 'Ein hochwertiges Handbuch zur Erklärung der Texte'. *W. S. Milner.*

Kaufmann, C. M., Handbuch der altchristlichen Epigraphik: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 416 ff. 'Das Buch ist nicht streng wissenschaftlich gearbeitet, läßt manche Lücken und Fehler erkennen'. *G. de Jerphanion.*

Lohmeyer, E., Vom göttlichen Wohlgeruch: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 110. 'Die Arbeit geht über den Wert einer Materialsammlung wesentlich hinaus'. *L. Malten.*

Montelatici, G., Storia della Letteratura bizantina: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 423. 'Mit Vorsicht zu benutzen'. *G. de Jerphanion.*

Oldfather, G. A., Pease, A. St., Canter, H. V., Index Verborum, quae in Senecae fabulis necnon in Octavia praetexta reperiuntur: *The Class. Journ.* XV 8 S. 508 ff. 'Eine sehr wertvolle Hilfe. Eine kleine Anzahl Versehen berichtigt' *H. M. Kinpery.*

Paribeni, R., Le Terme di Diocleziano e il Museo Nazionale Romano: *The Class. Journ.* XVI 2 S. 121 ff. 'Eine neue Ausgabe des ausgezeichneten Führers mit einer Abhandlung über die Diocletianthermen und die Bäder in Rom im allgemeinen. Kleine Nachträge gibt' *E. D. van Buren.*

Place, P. O., Beginning Latin: *The Class. Journ.* XV 6 S. 380 ff. 'Das vorzüglichste Lehrbuch für Latein, das die drei Hauptwerte des Latein recht zur Geltung bringt: den Geist disziplinierend, den rechten Gebrauch der Muttersprache lehrend, eine große Kultur als Parallele zur Gegenwart aufzeigend'. *T. W. Dickson.*

Schäfer, H., Von ägyptischer Kunst: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 124 ff. 'Wirklich grundlegendes Werk'. *W. Wreszinski.*

Thomsen, P., Die römischen Meilensteine der Provinzen Syria, Arabia und Palaestina: *Orient. L.-Ztg.* 24, 5—6 Sp. 123. Angezeigt von *K. Meister.*

Uhle, H., Laien-Latein: *Pädagog. Blätter* 49, 11/12 S. 461 f. 'Leichtfaßlich, klar und einfach'.

Vincent, H., et Abel, F.-M., Bethléem: *Mél. de la faculté orientale de Beyrouth* 7 S. 411 ff. 'Der Beweis der Verf. ist überzeugend'. *G. de Jerphanion.*

Mitteilungen.

Diodors Bericht über die Schlacht an der Allia.

Die soeben erschienene Behandlung der Alliaschlacht durch J. Kromayer (3 Schlachten aus dem griech.-röm. Altertum, Abhdl. d. philol.-hist. Klasse d. sächs. Akademie der Wissenschaften 1921, S. 28—59) veranlaßt mich, eine Interpretation des entsprechenden Diodorberichtes vorzulegen, welchem seit Mommsens Tagen für die Lokalisierung des Schlachtfeldes eine besondere Bedeutung beigemessen wurde. Angesichts der Tatsache, daß der Bericht dieses Historikers auf anerkannt guten Quellen beruht, war es um so unerfreulicher, daß er innerlich widerspruchsvoll erschien, und daß selbst Mommsen zugestehen zu müssen glaubte, die erste Hälfte des Berichtes führe auf das rechte, die zweite auf das linke Tiberufer (Röm. Forsch. II, S. 313). Demgegenüber erklärte allerdings Ed. Meyer (Apophoreton S. 149) den Bericht Diodors zwar für lückenhaft, doch für innerlich geschlossen; aber er fand mit dieser Behauptung keinen Anklang, und in der Tat war seine Darlegung nicht geeignet, die Frage zu lösen (vgl. Kromayer, S. 31—33).

Indem wir im folgenden die Kenntnis des wissenschaftlichen Problems selbst voraussetzen, erinnern wir nur kurz an die wesentlichen Züge des Schlachtenverlaufes bei Diodor (14, 114 ff.). Als die Römer die Kunde vom Anmarsch der Kelten erhalten, überschreiten sie bei Rom den Tiber und marschieren darauf am rechten Ufer flußaufwärts. In dem Kampfe, der sich nach einem Marsche von 80 Stadien mit den Kelten entwickelt, werden sie von der Flanke aufgerollt und gegen den Fluß gedrängt. Als dadurch die Schlacht verloren war, versuchten die Tapfersten der Römer in voller Waffenrüstung den Strom zu durchschwimmen (διενήχοντο imperf. de conatu 114, 6; ebenso verwandt § 7). Bei dem reißenden Strom wird aber ein Teil der Schwimmer durch das Gewicht der Waffen in die Tiefe gezogen und kommt um, „der andere Teil wird unter furchtbarem Leiden ein ziemliches Stück weit den Fluß entlang abgetrieben und dadurch mit knapper Not gerettet“. Zur Erläuterung des hier verwandten Ausdrucks ἐφ' ἱκανὸν διάστημα παρενεχθέντες verweise ich auf Diodor 18, 35, 6: einige durchschwammen den Nil, andere wurden von der Flut nach unten gerissen, οἱ πλεῖστοι δὲ παρενεχθέντες ἐπὶ πολὺν χρόνον ὑπὸ τῶν ἐν τῷ ποταμῷ θηρίων κατεβρώθησαν, d. h. sie wurden im Flusse lange Zeit parallel den Ufern abgetrieben, bis sie den Tieren zum Opfer fielen; es stehen also die παρενεχθέντες im Gegensatz zu den διανηξάμενοι (vgl. 18, 35, 1: τοὺς παραφερομένους ὑπὸ τοῦ ποταμοῦ). Sachlich und sprachlich bietet ferner eine gute Parallele 17, 55, 4, wonach der Strom des Tigris die Leute beim beabsichtigten Übergang parallel zu den Ufern fortriß, dadurch, daß er auf ihre Waffen drückte τό τε ῥεῦμα τοῖς ὅπλοις ἐμπῖπτον πολλούς τε παρέφερε ... So ist es auch den Römern gegangen, welche in voller Rüstung in den Strom sprangen: der Strom drückte derart auf die Waffen — man denke vor allem an die Schilde, bei denen sich ein großer Druck ansammeln mußte —, daß ein Durchschneiden des Stromes unmöglich war; man wurde vielmehr parallel zu den Ufern abgetrieben, bis man sich retten konnte, natürlich auf das Ufer, auf dem man sich anfänglich befunden hatte. Wäre es den Leuten gelungen, das παραφέρεσθαι in ein διανήχεσθαι zu verwandeln, dann hätte uns dies Diodor hier gerade so erzählt wie an den anderen oben behandelten Stellen. Statt dessen hebt er hervor, daß die Römer ἐφ' ἱκανὸν διάστημα abgetrieben worden wären; der „Abstand“ ist gemessen vom Kampffeld aus, das also auf demselben Ufer lag, und die Rettung vollzog sich „genügend weit“, so daß die Gelandeten dem Kampfbereich entzogen waren.

Dort tobte inzwischen die Schlacht weiter; der Rest der hoffnungslos bedrängten Römer folgte nicht dem Beispiel der Tapfersten. Sie warfen vielmehr sofort die Waffen weg und versuchten in dieser Weise erleichtert den Strom zu durchschwimmen (διενήχοντο s. o.); ihr Los sollte aber doch nicht besser werden; zwar mit dem Element wurden die Waffenlosen fertig, aber die erbitterten Kelten schossen mit Pfeilen auf sie, und da sie ohne Schutz waren, wurden bei der Massierung der Fliehenden viele tödlich getroffen; die leichter Verwundeten aber waren wegen ihres Blutverlustes zu schwach, um die Strömung des Flusses zu überwinden und wurden daher abgetrieben (παρεφέροντο). Was aus ihnen geworden ist, sagt Diodor nicht ausdrücklich, da der eigentliche Schlachtbericht hier zu Ende ist; viele werden den Tod in den Wellen gefunden haben, anderen ist es wohl gelungen, weiter unterhalb das bergende Ufer wieder zu erreichen und von dort den Anschluß an diejenigen zu gewinnen, welche mit ihrer ganzen Rüstung nach Veji geflohen waren (115, 2; 116, 2). Nur einem Teil muß es geglückt sein, den Strom zu durchqueren, und von diesen διανηξάμενοι brachten einige die Kunde nach Rom; der Rest war wohl zu schwach, um die Flucht dorthin fortsetzen zu können.

Ist erst einmal erkannt, daß die Römer, von denen Diodor 114, 6 handelt, den Strom nicht durchquert haben, sondern am eigenen Ufer an Land gegangen sind, dann löst sich auch das Rätsel, das Cap. 115, 2 der Forschung aufgab. Diodor stellt hier οἱ μὲν πλεῖστοι τῶν διασωθέντων und ὀλίγοι δὲ τῶν διανηξαμένων gegenüber; daraus kann man an und für sich entweder die Gegenüberstellung οἱ μὲν πλεῖστοι — ὀλίγοι δὲ oder die von διασωθέντες und διανηξάμενοι herauslesen; die Entscheidung wird durch den Inhalt der Aussagen gegeben; die διασωθέντες gelangen nach Veji (rechtes Tiberufer), die διανηξάμενοι nach Rom (linkes Tiberufer); also gehören die διασωθέντες nicht zu den διανηξάμενοι, es sind vielmehr diejenigen, von deren Rettung in 114, 6 gehandelt war. Sie werden als διασωθέντες bezeichnet,

was nicht bedeutet, wie Kromayer S. 32 meint, „durch den Fluß gerettet“, sondern „bis ans Ende, d. h. glücklich errettet“ (vgl. I, 68, 2 und viele Beispiele). Damit erinnert Diodor an die Tatsache, daß sie mit voller Rüstung dem Kampfe entronnen sind, und insofern stehen sie auch den ἄοπλοι gegenüber, welche den Strom durchquert haben.

Da die διασωθέντες am rechten Ufer geblieben waren, erscheint die Besetzung Vejis durchaus gerechtfertigt; konnte man doch von hier aus hoffen, weitere Versprengte (τοὺς ἐκ τῆς φυγῆς σωζομένους) zu sammeln. Diodor denkt dabei an diejenigen, welche zwar die Waffen weggeworfen haben, denen aber doch die Durchquerung des Stromes nicht geglückt ist (vgl. oben). Tatsächlich ist eine größere Anzahl derart Versprengter nach Veji versammelt worden; es sind die „Waffenlosen“, denen die διασωθέντες im Kampfe neue Waffen errungen haben (116, 2).

Diodors Bericht ist also nicht allein durchaus einheitlich, sondern auch von einer vortrefflichen Anschaulichkeit durchzogen; diese kann man sich allerdings nur aus einer Kenntnis des Diodorischen Sprachgebrauchs zu vollem Bewußtsein bringen. Wenn man Einzelprobleme aus der Gesamtschriftstellerei der Historiker herausreißt, nimmt man sich die Möglichkeit eines wirklichen Quellenverständnisses; demgegenüber scheinen mir aus einer erschöpfenden Behandlung der Überlieferung nach allen Seiten hin mehr gesicherte geschichtliche Ergebnisse gewonnen zu werden als durch topographische Untersuchungen, politische oder strategische Erwägungen. Ist aus den Quellen heraus die Überlieferung festgestellt, dann mag die Sachkritik kommen; aber es ist bedenklich, die Sachkritik in den Dienst der Interpretation zu stellen, die vielmehr nur aus der Beurteilung der Quelle heraus erfolgen kann. Indem wir aufgezeigt haben, daß nach dem richtig gedeuteten Berichte des Diodor die Schlacht rechtsseitig geschlagen wurde, daß die in der Rüstung Geflohenen auf demselben Tiberufer weiter unterhalb gelandet sind und von dort nach Veji marschierten, während die διανηξάμενοι nach Rom gelangten, machen wir, so lange wir Mommsens Urteil über Diodor teilen, jede Untersuchung topographischer Art auf dem linken Tiberufer unnötig; wohl aber mag man nunmehr das rechte Tiberufer daraufhin untersuchen, ob sich vielleicht Stellen unterhalb des Schlachtfeldes finden, an denen eine leichte Landung der Schwimmenden möglich war.

Wenn die spätere Tradition die Schlacht linksseitig ansetzt, so dürfte sich dies auch aus einer Mißdeutung des Umstandes erklären, daß die Vejikämpfer tatsächlich den Tiber zur Rettung benutzt haben; man hat die wirkliche Bewegung parallel zum Strome aus dem Schlachtfeld heraus nicht mehr verstanden, und sie daher in ein senkrechtes Durchqueren umgedeutet. Gelangte man aber erst den Tiber durchschwimmend nach Veji, dann mußte die Schlacht linksseitig geschlagen worden sein, wie Livius erzählt.

Gießen. Richard Laqueur.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

R. Helm, Der Lyriker Horaz. Rostock, Warkentien.

O. Maull, Beiträge zur Morphologie des Peloponnes und des südlichen Mittelgriechenlands. Leipzig u. Berlin, Teubner. 35 M.

X. X. Χαριτωνίδης, Κριτικὰ καὶ ἑρμηνευτικά. (S.-A. aus Ἀθηνᾶ 32.)

Giov. Chroust, Saggi di letteratura italiana moderna. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich.

C. Wessely, Catalogus Papyrorum Reineri. Series graeca. Pars I. Leipzig, Haessel. 60 M.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 10. September. **1921. №. 37.**

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Luigi Castiglioni, Studi Senofontei IV. Intorno all' Economico. (Rivista di Filologia e di istruz. class. anno XLVIII.) 1920. S. 475—495. 8.

Man glaubt, in Cobets Zeit zurückversetzt zu sein, wenn man Castiglionis Bestreben sieht, den behaglichen, etwas lässigen Stil Xenophons straffer zu gestalten. Man muß vom guten Xenophon auch nicht zuviel verlangen, andere Schriftsteller haben diesen Stil doch auch, z. B. der etwas ältere Ps-Xen. Ἀθηναίων πολιτεία (vgl. III 2 ἐκδικάζειν—ἐκδικάζου. 61 etc.). Immerhin soll zugegeben werden, daß Castiglionis Besserungen manchmal etwas für sich haben, z. B. 4,7 [τοὺς ἄρχοντας] . . οὓς δ' ἂν εὕρῃ τῶν ἀρχόντων, 8, 19 [ὅτι] καὶ χύτρας [φησὶ] εὔρυθμον φαίνεσθαι, 13, 10 οἶμαι πιθανωτέρους ⟨ἂν⟩ ἀνθρώποις χρῆσθαι, 19, 2 ὁπόσον βάθος ὀρύττειν βόθυνον statt τὸ φυτόν. Dabei muß ich aber bemerken, daß 8, 19 schon Schenkl Xen. Stud. III p. 30 ὅτι atethierte und der alte Portus p. 427 ὅτι καὶ . . . φησι εὔρυθμον, und daß 19, 2 R. Schneider Quaest. Xen. Bonn 1860 schreiben wollte „ὁπ. βάθος ⟨βόθρον⟩ ὀρ. τῷ φυτῷ".

Auch an anderen Stellen hat C. Vorgänger, die er kennen sollte. So schlägt er 7, 8 vor πολλὰ ἐπευχομένη μὲν πρὸς τ. θεούς, aber nach H (= Reginensis 96 membr. s. XII/XIII) Heindorf πολλὰ δ' ὑπισχνουμένη, Bishop γενήσεσθαι, Hartman p. 199 „neque promittendi verbum cum inf. aor. iungi potest neque ὑπισχνεῖσθαι poni pro εὔχεσθαι, Schenkl, Xen. Stud. III p. 33 πολλὰ μὲν εὐχομένη πρὸς τ. θ., πολλὰ δ' ὑπισχνουμένη ἐμοὶ γενήσεσθαι. Auch 15, 1 ist eine Stelle, an der sich schon vor C. andere versucht haben, er schlägt vor τούτῳ ⟨καὶ τὸ⟩ ἐπιμελεῖσθαι, Hartmann τούτῳ ⟨τὸ⟩ ἐπι. und bessert weiterhin κτήσηται αὐτός statt κτήσῃ αὐτῷ, von dem Satz ἔτι δὲ πρὸς τούτοις κτλ. meint Portus p. 442 „haec clausula mihi videtur ab aliquo sciolo inserta vel ab imperito librario aliunde huc translata". 20, 3 vermutet C. οὐδ' ὅτι οὐκ ὀρθῶς ⟨τις⟩ τ. ὄρχους ἐφύτευσεν, aber Schenkl X. St. III p. 30 tilgte das vorhergehende σπορεύς mit dem Bemerken: „vielleicht hat Xenophon ὁμαλῶς τις geschrieben, was jemand durch σπορεύς erklären zu müssen glaubte".

An Druckfehlern habe ich bemerkt S. 486, 7 v. u. ἀπερύκουσι st. ἀπερύκουσαι, S. 490, 10 χάντα st. πάντα.

Liegnitz. Wilhelm Gemoll.

Ben Edwin Perry, The Metamorphoses ascribed to **Lucius** of Patrae. Diss. Princeton University 1919. 74 S. 8.

Nach einem geschichtlichen Überblick über die Frage nach dem Verhältnis der drei Eselerzählungen bei Apul., Ps.-Lukian und Lukios (Phot. cod. 129) kommt der Verf. zu dem berechtigten Schluß, daß Apulejus und Ps.-Lukian beide auf das verlorene Original des Lukios von Patrai zurückgehen, wofür er zum Beweis aus den vorgebrachten Argumenten den Vergleich von Ap. VIII 28/30 As. 38, Ap. VI 29 As. 24 und Ap. IX 30 As. 44 anführt. Daß wirklich der Verf. des von Photius erwähnten Werkes Lukios von Patrai gewesen sei, bezweifelt er, weil er es für unmöglich hält, daß jemand von sich eine solche Autobiographie gibt (dagegen vgl. Werner Herm. LIII 251), und nimmt einen Irrtum des Photius an, der den Helden und Erzähler der Geschichte mit dem Verf. identifizierte. Diese erschlossene Tatsache gibt dann das Hauptargument ab, um zu erweisen, daß die Metamorphosen des Lukios nicht eine Sammlung verschiedener Verwandlungen waren, weil dann eine solche Vertauschung erschwert war. Der Plural μεταμορφώσεις im Titel soll nur eine einheitliche Geschichte bezeichnen; ἀνεγνώσθη bei Photius beweist nicht, daß das Werk ganz gelesen wurde; die Worte οἱ δέ γε πρῶτοι αὐτοῦ δύο λόγοι besagen bei ihm nicht, daß nur die ersten beiden Bücher mit dem Eselroman übereinstimmten; und in dem Titel λόγοι διάφοροι liegt nicht die Verschiedenheit des Stoffes enthalten, sondern διάφοροι ist nur so viel wie eine unbestimmte Zahl, da die sichere nicht angegeben war und Photius sich nicht die Mühe nahm, zu zählen. Der Charakter der Metamorphosen ist der einer Satire, die gegen eine bestimmte Person gerichtet sein soll. Und somit ist nun, da das Werk dem zweiten Jahrhundert kurz vor Apulejus angehört, der Weg geebnet, um den Verf. zu bestimmen. Dies ist — und damit wird eine Vermutung von Pauly wieder zu Ehren gebracht — Lukian, unter dessen Namen ja die Epitome geht. Diese Tatsache wird so am leichtesten ihre Erklärung finden; daß auch sonst eine Anzahl von Schriften zu Unrecht um Lukians Namen gruppiert ist, wird dabei nicht beachtet. Da alle in gleicher Weise als echt angesehen werden, so dient ihre Gesamtheit dazu, Charakterähnlichkeiten mit den Metamorphosen aufzustellen; auch de Syria dea wird so herangezogen. Es sollte immerhin bemerkt werden, daß Lukians Satire sonst literarisch ist, hier dagegen der Verf. ins Leben gegriffen hat, um eine komische Geschichte humorvoll zu schreiben. Zum Schluß werden die sprachlichen Beziehungen, die zuletzt Neukamm gesammelt hatte, um die Echtheit des, ὄνος zu beweisen, als Beweis dafür angeführt daß Lukian der Verf. des zugrunde liegenden Originals ist. Das Resultat wäre gewiß ein sehr erfreuliches, wenn nicht eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten bliebe.

Rostock i. M. Rudolf Helm.

D. F. Muller, Izn., Grieksch Woordenboek. Groningen, Den Haag, Wolters' U. M.

Der Verf. hat seinem Werk als Motto die Worte aus Plat. Phaed. 100 a vorausgeschickt: οὐ γὰρ πάνυ συγχωρῶ τὸν ἐν τοῖς λόγοις σκοπούμενον τὰ ὄντα ἐν εἰκόσι μᾶλλον σκοπεῖν ἢ τὸν ἐν τοῖς ἔργοις. In der Vorrede (S. V—XII) gibt er Rechenschaft über die Gesichtspunkte, die sein Verfahren bei Abfassung des Wörterbuches bestimmt haben.

Jeder Artikel (I Historische beschouwing) soll möglichst ein kleines Stück Sprachleben im Durchschnitt darstellen. Die Vorgeschichte eines Wortes, bevor es in unser Gesichtsfeld, die griechische Sprache, tritt, muß kurz behandelt werden; dem Worte selbst folgt dann die Etymologie. Diese erfreut sich bei M. einer besonderen Vorliebe. Er ist sich bewußt, hierin weiter gegangen zu sein als beispielsweise Skutsch bei der Bearbeitung von Stowassers lateinischem Wörterbuch, zumal da sein Buch für Gymnasiasten wie für Studenten ausreichend sein soll. Es war ihm darum zu tun, die lebendige Verbindung des Studiums der Texte und der Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrer vorgeschichtlichen Verwandtschaft zum Ausdruck zu bringen. Gerade darauf, sagt er S. VI, kam es mir an, daß die notwendige Einheit, die Liebe zum Sprachdenkmal und zur Sprache, also die Philologie in ihrem eigentlichen Sinn, zum Ausdruck kam. Dieses Interesse für die geschichtliche Entwicklung hat dann noch in einer anderen Richtung ihren Einfluß geltend gemacht. M. will so viel wie möglich vor Augen führen, wie in den aufeinanderfolgenden Bedeutungen eines Wortes (Erweiterung oder Einschränkung des Sinnes, Bereicherung oder Verarmung, Verstärkuug oder Schwächung) ein Stück Menschengeschichte eingeschlossen ist (vgl. ἀγών, εἶδος, λόγος, νοῦς, ἀδελφός, δόρυ; F. Bechtel, Lexilogus zu Homer, Halle 1914).

Im zweiten Abschnitt des Vorwortes (Volledig-

heid) gibt M. ausführlichen Bericht über die verwandten Hilfsmittel. Was die Papyri betrifft, so ist Vollständigkeit — weil unerreichbar — nicht angestrebt. Gute Dienste leisteten F. Preisigke, Fachwörter des öffentlichen Verwaltungsdienstes Ägyptens 1915; Wilkowski, Epistulae privatae, und Helbig (Samml. Göschen No. 625); für das Neue Testament namentlich Preuschen, Handwörterbuch zum Neuen Testament. Auch für den Theologen soll das Wörterbuch brauchbar sein.

Dialektformen wurden bei den einzelnen Artikeln mitaufgeführt. — Die vollständige Aufnahme des Wortschatzes von Solmsens Inscriptiones Graecae fiel außerhalb des Rahmens der Arbeit.

Auf die richtige Angabe der Stellen (III Het opgeven van plaatsen S. VIII u. IX) hat M. große Sorgfalt verwendet, zumal nach den schlechten Erfahrungen, die er als Schüler mit dem griechischen Wörterbuch von van den Es gemacht hat. Das Vorkommen eines Wortes bei den einzelnen Schriftstellern wurde genau geprüft.

Betreffs der Bedeutungsangabe (IV. Beperking S. IX u. X) mußte große Beschränkung geübt werden; meist wurde eine Reihe sorgfältig ausgewählter Bedeutungen angeführt.

Auf die Einleitung, deren letzte Teile kurz behandeln: V. Overzichtigkeid, VI. Gebruik, VII. Transcriptie, folgen S. XIII ff. Erklärung der verwendeten Zeichen und Abkürzungen sowie S. XVII—XX Addenda. —

Man wird anerkennen müssen, daß M. eine Riesenarbeit geleistet und ein brauchbares Wörterbuch geschaffen hat. Die einzelnen Artikel sind gut gegliedert, so daß sie ein übersichtliches Bild von der Bedeutungsentwicklung und dem Gebrauch der betreffenden Worte geben. Man vergleiche beispielshalber: *ἀγαθός, ἄγω, αἴρω, αἱρέω, ἀκούω, ἄλλος, ἀλλὰ, ἀνὰ, ἄν, κατὰ, κλίνω, σώζω, σοφιστὴς, σῶμα, σχῆμα, τρόπος, τύχη.*

Mancherlei Wünsche, die noch zu erfüllen sind, namentlich hinsichtlich der Benutzung der zur Verfügung stehenden lexikographischen Literatur, hat bereits J. van Izeren im Museum XXVIII No. 6 S. 121 ff. ausgesprochen.

Druckfehler ist S. V grècque statt grecque; Akzente fehlen z. B. S. 1 auf *λαγὴς, ἀβασίλευτος*; S. 6 *ἀγὴ*; S. 11 *ἀγυιοπλαστέω*; 18 *ἁδρὸς*; 20 *ἀεροειδὴς, ἀεροκόριξ*; 21 *ἀετώδης, ἀρητεύω*; 30 *αἰονάω*; 37 *ἀχαρὴς*; 39 *ἀκικύς*; 299 *δράστης*; 1203 *φύρω*. —

Hier wird also bei einer neuen Auflage, die wir dem mit großem Fleiße gearbeiteten Buche recht bald wünschen, die bessernde Hand noch manches zu tun finden.

Frankfurt a. M. August Kraemer.

Salvadore Sabbadini, Tricesima Sabbata. Voghera 1919. 12 S.

Die kleine Schrift bespricht die vielerörterte Stelle Hor. sat. I 9, 69 *hodie tricesima sabbata* und versucht sie als asyndeton bimembre zu deuten: *hodie tricesima* (*dies*), *sabbata*: „heute ist der 30. Tag eines Monats, ein Sabbat". Der Verf. bezieht dies auf den Neumondsabbat des Nisan. Ich glaube nicht, daß *dies* als fem. zur Bezeichnung des Kalenderdatums bei Horaz möglich ist (vgl. E. Fränkel, Glotta VIII 1916 S. 24 f.), und damit würde die vorgeschlagene Deutung scheitern. Freilich weiß ich nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen.

Erlangen. Alfred Klotz.

Arthur Rosenberg, Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte. Berlin 1921, Weidmann. XI, 304 S. 20 M.

Mit diesem Buch will der Verf. „eine kleine Hilfe" für das Studium der römischen Geschichte bieten. Von den drei Teilen: „Die Primärquellen", „Die Historiker", „Die moderne Beschäftigung mit der römischen Geschichte" hat mich der letzte am wenigsten befriedigt; er ist doch zu elementar ausgefallen, auch wenn man dem Autor die notgedrungene Kürze zugute hält. Wenn Rosenberg (S. 291) die herrschende Auffassung, die von Niebuhr „die charakteristisch moderne Behandlung der römischen Geschichte ausgehen" läßt, als „nicht richtig" preisgibt, so hätte er seinen Standpunkt eingehender begründen müssen. Prinzipiell sei zwischen den Geschichtswerken von Gibbon und Tillemont und etwa denen von Mommsen und Ranke kein Unterschied; aber mir scheint, daß K. J. Neumann in der von R. übrigens anerkennend zitierten Straßburger Rede den Unterschied sehr klar entwickelt hat.

Was die beiden anderen Teile betrifft, so ist es nur zu billigen, wenn R. sich beschränkt auf die eigentlich historische Literatur sowie auf die historischen Primärquellen, worunter er die zeitgenössischen Urkunden, Reden, Briefe, Memoiren und Flugschriften begreift. Die Gliederung der historischen Werke nach den einzelnen *γένη* ist — schon aus pädagogischen Gründen — zu begrüßen, kann doch der Anfänger nicht früh genug dazu erzogen werden, auf die Stilunterschiede und den durch sie alterierten Quellenwert zu achten. Der Satz,

daß „wer als Historiker auf dem Gebiet der römischen Geschichte mit Erfolg arbeiten will, auch ein Stück vom Philologen in sich haben muß" (S. 281), ist mir aus der Seele gesprochen.

Das Buch ist flott geschrieben, mitunter fast zu flott. Denn es ist für den Neuling nicht ganz ungefährlich, wenn ihm bloße Hypothesen, mögen sie auch noch so beachtlich sein, in zu sicherem Ton vorgetragen werden, wie es z. B. im Fall der Historia Augusta geschieht.

Aus der Fülle der modernen Literatur hat R. mit Geschick das Wichtigste ausgehoben. Allerdings hätte ich nicht gerade Wessely, Aus der Welt der Papyri, empfohlen. Bei Dionys von Halikarnaß vermisse ich die treffliche Leipziger Dissertation von E. Bux, Das Probuleuma bei D. v. H., 1915. Brauchbarer als Sieglins Schulatlas (S. 285) ist für den Studenten A. van Kampens Kleiner Atlas antiquus (Verlag Perthes), an dessen Index sich M. Besnier, Lexique de géographie ancienne, Paris 1914, hält. Daß Ferreros Werk „bis auf Kaiser Tiberius" (S. 297) reichte, ist mißverständlich. Ein Hinweis auf den cippus antiquissimus hätte in dem Kapitel Inschriften usw. nichts schaden können; auch die libelli libellaticorum durften erwähnt werden. Für die Schlacht bei Cannae mußte außer auf Delbrück auch auf Kromayer Bezug genommen werden. Gerne hätte ich die Geschichte der Autobiographie von Georg Misch zitiert gesehen. Wenn R. für die sogenannte Sallust-Invektive gegen Cicero (S. 71 f.) die Feststellung von Reitzenstein und Schwartz, wonach es sich um ein echtes politisches Dokument aus dem Jahre 54 v. Chr. handelt, unter Berufung auf Kurfeß ablehnen zu müssen glaubt, so hätte er nicht verschweigen sollen, daß Norden und Ed. Meyer von der Richtigkeit jener wertvollen Entdeckung überzeugt sind.

Wenn Rosenbergs Buch die Benutzer findet, die ich ihm wünsche, nämlich verständige Leute, denen es nicht um das Memorieren fertiger Urteile, sondern um Anregung zu selbständigen Studien zu tun ist, dann wird es wirklichen Nutzen stiften können.

Rostock i. M. E. Hohl.

Arthur Mentz, Geschichte der griechisch-römischen Schrift bis zur Erfindung des Buchdruckes mit beweglichen Lettern. Ein Versuch. Mit Schriftproben. Leipzig 1920, Dieterich. 155 S. 8. 28 M.

An einer Darstellung, welche die Schriftzeichen seit ihrer ältesten Anwendung bei den Griechen in ihren Wandlungen im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende bis zur Erfindung des Buchdruckes verfolgt, hat es gefehlt. Im besonderen war es wünschenswert, die Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenartigen, durch das Schreibmaterial bedingten Schriftgattungen sowie die zwischen griechischer und römischer Schrift entwickelt zu sehen. Daß der Verf. den Versuch gemacht hat, diese Lücke auszufüllen, ist trotz des Mißlingens des ersten Teils ein Verdienst, dem immerhin Lob und Anerkennung gebührt. Begierig werden Philologen verschiedensten Interesses und auch Laien zu dem schlichten Büchlein greifen, das hinter der Fülle bescheidener Typen der Buchstaben großen Fleiß verbirgt, und werden sich gern belehren lassen. Dabei werden der Paläograph wie der Papyrologe und der Epigraphiker und auch der Kulturhistoriker häufig auf ihre Kosten kommen und aus dem Nachbargebiet lernen können; führt ja doch der Gedankengang des vorliegenden Büchleins von der einen zu der anderen Wissenschaft. Ganz im besonderen wird dem Verf. dankbar sein, wer sich für die Geschichte der Kurz- und Schnellschrift interessiert; auf diesem Gebiet ist der Verf. Fachmann; daß er seinem Liebling etwas ausgiebig Raum gönnt, wird ihm niemand verübeln.

An einer Geschichte der Schrift nimmt aber auch der Sprachforscher Anteil; Sprachgeschichte und Schriftgeschichte sind nicht selten eng miteinander verquickt. Dem hat der Verf. nicht Rechnung getragen. Allerdings hatte er sich auch so schon auf vielerlei Gebieten umzusehen, um seinen Versuch zu ermöglichen. Daß er dabei die Sprachwissenschaft übersehen hat, ist recht schade. Mit ihrer Hilfe war das Büchlein ganz leicht um die Darstellung einiger wichtiger Probleme zu bereichern, die allgemeines Interesse beanspruchen dürfen. Die Folge davon, daß Verf. der Sprachwissenschaft völlig fernsteht, ist, daß er schon solche Fragen der Schriftgeschichte vernachlässigt, die auch nur in losem Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft stehen. Zu diesem Manko kommt ein zweites schlimmerer Art. Die Darstellung leidet des öfteren an Unklarheit, nicht nur des Ausdrucks, worüber man bei wiederholtem Lesen der Stelle hinwegkommen kann, sondern auch des Gedankens, was sich in den Anfangspartien der Buches sehr störend bemerkbar macht.

Das erste Kapitel behandelt die Zeit des Werdens. Hier ist der Grundgedanke, daß die griechische Schrift nicht von einem einzelnen gelehrten Mann auf Grund der phönizischen

Schrift erfunden sei, sondern vielmehr verschiedene Stämme (der Verf. sagt S. 11 wohl nur übertreibend „jede Stadt“) infolge ihres „Selbständigkeitssinnes“ an der Erfindung beteiligt waren; nachdem erst einmal die phönizischen Zeichen für einen griechischen Dialekt angewandt waren, soll „jede Stadt“ das Alphabet nachgeprüft und aus der Vergleichung mit den phönizischen Zeichen eine eigene Form geschaffen haben. Auf diese Weise hofft Verf. die Bevorzugung der verschiedenen phönizischen Formen eines Buchstabens an verschiedenen Orten und die bekannte Unstimmigkeit in der Verwendung der nichtphönizischen Buchstaben für ξ, χ, ψ erklären zu können. Hierzu ist aber sein Grundgedanke nicht nötig, der mir obendrein sehr anfechtbar scheint. Die Umänderung der Buchstaben und Ergänzung des Alphabets ist, dächte ich, eine Gelehrtenarbeit. Gab es denn bei Verbreitung der Schrift im Griechischen schon allenthalben Gelehrte? Ist es nicht natürlicher anzunehmen, daß von „dem Erfinder“ die Verschiedenheit mancher semitischer Buchstaben beibehalten, aber später von den verschiedenen Stämmen teils so, teils so verlassen wurde, und daß φ, χ erst hinzukamen, als man die Mangelhaftigkeit des bisherigen Alphabets allmählich begriffen und als unbequem gefühlt hatte? So etwas zu erkennen, ist eine wissenschaftliche Leistung; sie wird darum kaum an den Anfang der griechischen Schreibkunst gehören. Aber mag dem zunächst einmal sein, wie ihm will, Verf. möchte gern „den Erfinder“ der griechischen Schrift beseitigen. Wie steht es damit? Die ersten Anfänge sucht Verf. in Kreta. Dieses Uralphabet, dessen Formen hier in den ältesten Inschriften noch völlig erhalten sein sollen (?), enthält nach ihm bereits die Vokalzeichen α, ε, ι, ο, υ. Was bedeutet das anders, als daß der Erfinder der griechischen Schrift auf Kreta zu suchen ist? Denn das Wesentliche der griechischen Schrift gegenüber der semitischen ist doch die Bezeichnung der Vokalzeichen. Wer diese (vielleicht noch ohne das υ) erfunden hat, war ein wissenschaftliches Genie. Mit dieser Bereicherung verglichen, tritt die sonst ja auch wichtige Ergänzung um φ, χ völlig zurück. Jenes Genie kennt die griechische Sage zumeist unter dem Namen Kadmos; so werde ich ihn auch hier kurz nennen. Ohne es zu wollen, hat Verf. die Persönlichkeit dieses Erfinders doch bestehen lassen müssen. Das ist seine erste Unklarheit.

Die zweite, schlimmere, ist dem Verf. passiert bei der Frage nach der Heimat der Anfänge griechischer Schrift. Er argumentiert so: Äolier und Ionier haben, wie er glaubt, die Schrift nach Kleinasien noch nicht mitgebracht, wohl aber die Dorier, da die Lykier ihr Alphabet (das sog. rote Alphabet), das mit dem der peloponnesischen Dorier am nächsten verwandt ist, nur von ihren dorischen Nachbarn, die es dann wieder aufgaben, erlernt haben können. Also (S. 9) ist bei den Doriern der Anfang der Schreibkunst zu suchen! Eine merkwürdige Logik!!

Es kommt aber noch besser! Nachdem diese schöne Schlußfolgerung gezogen ist, setzt der Verf. auseinander, daß man zuerst auf Kreta Griechisch mit dem neuen Alphabet geschrieben habe; von da sei die Kunst über Thera, Melos nach Delos gewandert, wobei das sogen. helllblaue Alphabet entstand, von hier weiter nach Korinth und dann einerseits nach Chalkis, wo das rote Alphabet aufkam, andererseits nach Milet und weiter zu den dorischen Kolonien Kleinasiens kam. Man greift sich an den Kopf bei dieser Konfusion. Es sollte doch erklärt werden, wie das rote Alphabet zu den dorischen Kolonien in Kleinasien und nach Lykien gelangte. Der Verf. vergißt aber völlig, was er zur Voraussetzung gemacht hatte. Er hatte eben behauptet, die Dorier hätten das rote Alphabet von dem Peloponnes nach Kleinasien mitgebracht; wir werden aber dann nur belehrt, daß das blaue Alphabet älter als das rote ist, und daß das blaue Alphabet zu den kleinasiatischen Doriern kommt. Wie waren diese dann v o r h e r zu dem roten Alphabet gekommen? Das ist Unklarheit Nummer drei.

Nun kommt Nummer vier. In der Anmerkung 12 erfahren wir, daß bei den Doriern das Alphabet nicht aufgekommen sein könne, wenn ich mit meinen Ausführungen N G G 1917, 476 f. recht hätte. Ausgeschlossen habe ich dort genau genommen überhaupt keinen Stamm von der Erfindung der griechischen Schrift. Allerdings habe ich die Ionier als die aussichtsreichsten Kandidaten bezeichnet, aber jede positive Lösung hier wie besonders in dieser Wochenschr. 1918, 264 und D. L. 1919, 54 abgelehnt und an letzter Stelle in etwas ungenauer Weise die Achäer als ausgeschlossen (genauer wäre gewesen: als weniger wahrscheinlich) bezeichnet. Von den Doriern habe ich nur ganz vorsichtig gesprochen. Meine kleine Untersuchung war also niemand im Weg, konnte aber zur Fortsetzung benutzt werden, was Verf. nicht getan hat.

Dieselbe Anmerkung behauptet, daß ich

schon in dieser Wochenschr. 1918, 1173 widerlegt sei. Die Stichhaltlosigkeit der daselbst vorgebrachten Einwände liegt so klar auf der Hand, daß ich in dieser Wochenschr. 1919, 264 nicht auf die Einzelheiten eingegangen bin, sondern mich damit begnügt habe, unter anderm zu sagen, daß die Bemerkungen unlogisch und verkehrt seien. Da Verf. mir daraufhin in dieser Wochenschr. 1919, 576 lediglich mit einer Retourkutsche gedient hat und seine ersten Ausführungen jetzt ausdrücklich aufrechterhält, zwingt er mich, das deutlicher zu sagen, was ich ihm ersparen wollte.

Auf den ersten Einwand, daß jeder Stamm an der Erfindung geändert habe, brauche ich nach dem eben Ausgeführten nicht noch einmal einzugehen. Sodann wird zunächst als methodisches Bedenken gegen meine Vermutung, daß „Kadmus" den Buchstaben π mit dem Namen *Pẹ* benannt habe, geltend gemacht, der Name πεῖ auf einer attischen Inschrift sei ionische Schreibung; es sei also nur im Ionisch-Attischen der Name πεῖ vorhanden gewesen. Darauf frage ich: Woher stammt diese Form der Namen, hinter der ganz ohne allen Zweifel eine ältere Aussprache πε̄, d. i. *Pẹ* stecken muß? Hierauf fehlt uns noch die Antwort. Verf. fährt fort: „selbst wenn die Namen vom Schöpfer des Uralphabets festgelegt worden sind, kann doch die Schreibweise bei dem Tochteralphabet geändert worden sein". Wieder eine der Unklarheiten! Das ist ja wohl selbstverständlich, daß in einem epichorischen Alphabet der Name nur πε̄, aber nicht πεῖ geschrieben wurde; es hat nur nichts mit dem Problem zu tun. Weiter. „Wenn der Erfinder des Uralphabets bereits die beiden *e*-Laute (nämlich den geschlossenen in dem Namen *Pẹ* und den offenen in dem Namen Βῆτα, d. i. *Bäta*) kannte, dann mußte er danach streben, sie auch verschieden durch je ein Zeichen darzustellen". Wieso? Was verpflichtete ihn dazu? Nach allgemeiner Annahme gab es damals nur E für die verschiedenen *e*-Laute. Aber wohlgemerkt, Verf. sperrt das Wort ein und fährt fort: „Es ist doch sehr seltsam, daß er (damit kann nur Kadmos gemeint sein) den *ẹ̄*-Laut durch zwei Zeichen darstellt". Das ist barer Unsinn! Verf. hat wohl etwas ganz anderes sagen wollen. Wer außer dem Verf. hat denn je daran gedacht, daß Kadmos ει für *ẹ̄* geschrieben hat? Daß Verf. mir diesen Unsinn nicht zugetraut hat, gibt er ja selber in dieser Wochenschr. 1919, 576 gütigst zu. Im folgenden wird aber dieser Unsinn, daß Kadmos ει für *ẹ̄* geschrieben habe, auch noch zur Tatsache gestempelt; denn es heißt: „eben diese Tatsache legt mir die Vermutung nahe, daß dem Erfinder des Uralphabets jener Laut (nämlich *ẹ̄*) unbekannt war". Also Kadmos hat einen ihm unbekannten Laut mit ει geschrieben! Solchen Unsinn setzt Verf. dem Leser vor und wundert sich, daß ihm der Vorwurf des Unlogischen und Unrichtigen gemacht wird. Wenn man sich durch den Wust der aufgeführten Sätze hindurchgearbeitet hat, kommt man an eine völlig überflüssige Belehrung darüber, daß Kadmus statt πεῖ und βῆτα nur πε und βητα geschrieben haben könne. — Ich liebe solchen Kampf nicht; aber nach den Anzapfungen des Verf. war es für mich leider notwendig, ausführlicher und deutlicher zu werden, als es in meiner Art liegt. Den Rest des Aufsatzes in dieser Wochenschr. 1918, 1173f. zu beleuchten, will ich mir darum lieber schenken.

Aus der Aussprache der Buchstabennamen in späterer Zeit kann man selbstverständlich etwas für die Sprache des Erfinders der griechischen Schrift lernen unter der Voraussetzung, daß die spätere Aussprache die lautgerechte Entwicklung der früheren ist. Diese Voraussetzung scheint aber bei πεῖ und βῆτα zu bestehen (um so mehr als auch im semitischen Alphabet die zwei Namen zwei verschiedene Vokale gehabt zu haben scheinen); darum wird „Kadmos" voraussichtlich *ẹ̄* und *ǟ* in seiner Mundart besessen haben; also ist er nur dort zu suchen, wo es einen Unterschied in der Qualität der langen *e*-Laute gab.

Gegen eine Erfindung der griechischen Schrift auf Kreta würde ich von meiner Seite aus gar nichts einzuwenden haben, da die ältesten kretischen Inschriften zwei verschiedene lange *ē*-Laute zeigen, den einen mit E, den anderen mit 日 dargestellt. Aber dafür, daß die Erfindung auf Kreta erfolgte, hat Verf. keine Spur von Beweis erbracht. Jedenfalls ist das auf Kreta Erhaltene nicht gleich das Uralphabet; ist doch auf Kreta 日 nirgends mehr *h*, sondern nur noch *ē*-Laut. Wie sich dieser Gebrauch zu dem der Milesier verhält, mußte untersucht werden. Aus der Tatsache, daß auf Kreta (wie in der Nachbarschaft) zunächst φ, χ fehlten, geht nicht hervor, daß hier die Urstätte des Alphabets zu suchen ist; π, κ können ebensogut auch weit weg vom Erfinderlande am längsten zur Bezeichnung für φ, χ beibehalten worden sein.

Ebensowenig ist ein Beweis dafür erbracht, daß der Weg der Schreibkunst von Kreta nach Delos und über Korinth nach Chalkis und Milet ging, usw. Der ganze Weg von Anfang bis

Ende ist nur Hypothese. Daß die Aspiratenzeichen nicht in Delos aufkamen, ergibt sich daraus, daß ihre Entstehung nach Gercke, Hermes 42, 549 f. mit der Verwendung des H für η zusammenhängt; es kann also nur Ionien u. a. in Betracht kommen. Ferner hat Verf. in Korinth etwas Wichtiges übersehen; daselbst ist B (ich kann hier die Buchstabenformen nur ungenau wiedergeben) keineswegs eine Variante für ε, sondern E und B bezeichnen zwei verschiedene *e*-Laute. Daß der Weg der Schreibkunst gerade nicht von Korinth nach Chalkis führte, geht wohl am einfachsten daraus hervor, daß in Chalkis ein einheitliches Zeichen für ψ noch fehlte, während man es in Korinth schon besaß. Das chalkidische Alphabet macht gerade deswegen eben einen altertümlicheren Eindruck als das korinthische. Aber nicht nur in diesem Punkt scheint es altertümlicher zu sein, sondern auch, wie Verf. selber sagt, in der vermuteten Beibehaltung des Samech. Besonders unwahrscheinlich, um nicht zu sagen komisch, ist der „vorsichtige Mann“ in Chalkis, der für ξ, χ, ψ das blaue Alphabet von Korinth aufgibt und das rote darum erfindet — weil die nicht mehr in der lebendigen Rechtschreibung verwendeten Zeichen für Samech und Sade gleichförmig geworden waren! Für + X = ξ ist die richtige Erklärung von Kretschmer A M 21, 410 f. längst gefunden, und wie die verschiedene Verwendung zweier Zeichen für χ aufkommen konnte, hat Gercke, Hermes 41, 551 f. viel besser erklärt.

Nicht minder versagt der Verf. bei der Herleitung des römischen Alphabets, das er ebenso wie die anderen italischen Alphabete in Chalkis ganz unmittelbar wiederfindet. Von dem Zusammenhang mit dem Alphabet der Etrusker, das von höchstem Einfluß auf das oskisch-umbrische Alphabet und vermutlich auch auf das römische Alphabet gewesen ist, verlautet außer den unzureichenden Bemerkungen S. 18 kein Sterbenswörtchen. Daß Verf. Hammarströms ein halbes Jahr vorher erschienene ausgezeichnete Schrift, vgl. diese Wochenschr. 1920, 1071 f., noch nicht benutzt hat, wird man ihm nicht übelnehmen; aber daß es sonst keine moderne umfassende Darstellung gibt (Anm. 34 S. 21), berechtigt den Verf. noch nicht dazu, sich über diese Dinge überhaupt hinwegzusetzen und nicht einmal an J. Schmidts Aufsatz in Pauly-Wissowa anzuknüpfen. Allerdings war Verf. nicht unbedingt gezwungen, aus dem prächtigen Aufsatz von W. Schulze S B A 1904 über die lateinischen Buchstabennamen Nutzen zu ziehen, wenngleich das schon wegen des Parallelismus und als Ergänzung zu der Erwähnung der semitisch-griechischen S. 5 recht erwünscht war. Das griechische Digamma, das einen stimmhaften Halbvokal bezw. Spiranten bezeichnete, unmittelbar in dem lateinischen *f* wiederzufinden, das ein stimmloser Spirant war, kann nur jemand passieren, der nicht über die hier nötigen sprachlichen Kenntnisse verfügt; warum läßt denn sonst Verf. die höchst auffällige Schreibung FH in der praenestinischen Fibel weg, die in ähnlichen griechischen Schreibungen ihre Erklärung findet? Auch daß man den ganzen Buchstabennamen in Altitalien für den Buchstaben las, durfte sich Verf., zumal bei seiner Vorliebe für Kurzschrift, nicht entgehen lassen. Daß hierbei auch der Name *We* für den sechsten Buchstaben im etruskischen Alphabet eine Rolle spielte, scheint mir nicht mehr so unrichtig wie diese Wochenschr. 1920, 1070. Im Gegensatz zu den anderen Dauerlauten wird dieser Buchstabe vielleicht deswegen nicht nur mit dem Laut selbst benannt worden sein, weil *w* für sich allein dem *u* zu ähnlich klang und leicht mit ihm verwechselt werden konnte. Im römischen Alphabet mußte der Buchstabe aber darum zugrunde gehen, weil es damals diesen Spiranten nicht gab (N G G 1918, 127 f.).

So ist also das ganze erste Kapitel in seiner Anlage verfehlt. Aber auch in weiteren Einzelheiten ist es da und dort anfechtbar. Gleich auf S. 4 f. vermißt man schwer, daß die hochbedeutsamen Aufsätze von Sethe N G G 1916 und 1917, die Verf., nach dieser Wochenschr. 1918, 1174 zu urteilen, nicht einmal unbekannt sein können, völlig ignoriert. Er hat also kein Glück damit gehabt, wenn er (S 2 f.) alle Abhandlungen, selbst kleinen Umfanges, nennen wollte, welche einen wirklich wertvollen Gedanken enthalten.

S. 5. Die Namen der griechischen Buchstaben durften an dieser Stelle nicht genannt werden, ohne daß auf die Jugend der hier gegebenen Gestalt der Namen besonders hingewiesen wurde: im Uralphabet sahen sie z. T. anders aus. Die deutsche Übersetzung der semitischen Namen bedarf dringend der Verbesserung.

S. 6. Der Schluß aus der verschiedenen Gestalt der Buchstaben in Attika und Ionien ist nicht ohne weiteres richtig. Die kleinasiatischen Ionier stammten z. T. gerade aus dem Teil des Peloponnes, der in seiner dorischen Sprache noch ionisches Gut verrät und obendrein auch das ξ in derselben Gestalt besitzt, das aber gleichwohl viel jünger als die Koloni-

sation sein wird. — Davon, daß die nächste Verwandtschaft der lykischen Schrift in dem alten rhodischen Alphabet nachgewiesen ist, weiß Verf. nichts!

S. 8. In der Umschrift des semitischen Alphabets darf nicht unser deutsches *ch*, *sch* neben der phonetischen Bezeichnung *ph*, *th* stehen; auch S. 15 ist *ch* falsch gebraucht. Überhaupt sind die phonetischen Ausdrücke recht laienhaft. In der Phonetik spricht man nicht von weichen und scharfen Lauten; besonders letzterer Ausdruck kehrt öfter mißverständlich wieder; so wird S. 10 ein schärferes *s* der Dorier erfunden, usw. Ebensowenig verstehe ich, was S. 10 mit dem kretischen *ds* gesagt sein soll, jedenfalls nichts Richtiges; stand ja gortynisch ζ für stimmhafte wie stimmlose Laute; vgl. zuletzt Krause KZ 49, 121 f. So ist es auch S. 13 unverständlich, wie ξ als besonders einheitlicher Laut dort gesprochen worden sein soll, wo man χσ, nicht κσ schrieb.

S. 9 f. Hier werden die Kreter unterschiedslos Dorier genannt, während sie schon in ihren Inschriften deutlich den achäischen Einschlag in den einzelnen Ortschaften sehr verschieden stark hervortreten lassen.

S. 11. Ϝ war nicht der Halbvokal *u̯*, vgl. NGG 1918, 140 f.

S. 14. Interessant ist die Beobachtung, daß die neuen Zeichen φ + ǀ die alten Zeichen ϙ T Y jedesmal durch Verlängerung des senkrechten Striches übertreffen; ob sie aber wirklich diesen älteren von ganz anderer Bedeutung nachgebildet sind? Darin läge sonst vielleicht eine Bestätigung der Vermutung Gerckes Hermes 41, 551 f., daß + und ǀ von ein und demselben Erfinder stammen, dem natürlich dann auch die Erfindung des dritten Zeichens φ zukommt. Nilssons Theorie des Systemzwangs scheint Verf. nicht bekannt zu sein. — Wertvoller ist die andere Beobachtung, daß im korinthischen Alphabet das ξ neben π stand und aus dieser Nachbarschaft der Name zu erklären sei. Verf. irrt nur, wenn er Korinth gleich für die Heimat hält; wir kennen doch die Buchstabenfolge nur von ganz wenig Ortschaften. — Der Name μῦ ist an νῦ angeglichen, nicht umgekehrt.

S. 16. Durch Umbildung des H zu η und Schaffung des Ω wurden E, O nicht auf die kurzen Vokale beschränkt, z. B. κτε̄ναι Collitz 5495. Hier war wohl auch Gelegenheit, von *Hetha* für hε in manchen Gegenden zu sprechen.

S. 18. Wenn Hammarström recht hat, darf C des alten lateinischen Alphabets nicht mit *g* umschrieben werden, sondern mit *c*; *fhefhaked* auf der Spange von Praeseste könnte vielleicht der anderen Anschauung, die Verf. vertritt, rechtgeben; das können erst weitere Funde entscheiden. — *z* auf der Duenosinschrift ist ganz unsicher, sicher aber im Faliskischen.

S. 20. Anm. 14. Der durch Assibilation entstandene Laut der Inschrift von Mantinea stammt nicht aus τ, sondern aus q^u und ist keine Geminata.

So ist also das erste Kapitel völlig unbrauchbar. Verf. war diesem Stoff nicht gewachsen.

Das zweite Kapitel, das die Ausdehnung des ionischen Alphabets vorführt, trägt die wenig passende Überschrift „Unter der Führung Athens“; ich würde „Sieg der ionischen Schrift“ gesagt und die römischen Verhältnisse überhaupt für sich behandelt haben. Es ist entschieden besser gelungen als das erste, wenngleich es im einzelnen zu allerlei Bemerkungen Anlaß gibt.

S. 22. Daß die phönizische Schrift den verschiedenen griechischen Mundarten in adäquater Weise angepaßt worden war, stimmt nur ganz im groben. Für die Erteilung des Unterrichts konnte an van Yzeren NJ 27, 90 angeknüpft werden. Die Silbenübungen im griechischen Anfangsunterricht brauchen wir nicht erst aus dem Etruskischen zu erschließen, da wir alte griechische Schulhefte aus Ägypten mit diesen Übungen noch besitzen.

S. 24. Daß man im 8. Jahrh. in Athen rechtsläufig schrieb, ist recht unwahrscheinlich; das rechtsläufige σ kann auch aus Bustrophedoninschriften stammen. Hier wie auch später vermisse ich Bemerkungen über die Anordnung der Buchstaben, ferner über die Wort- und Silbentrennung.

S. 27. Der Sieg der ionischen Schrift in Athen war nicht durch Lautveränderungen in Athen begründet, sondern durch die größere Vollständigkeit des ionischen Alphabets; bei H mußte man allerdings etwas aufgeben: das *h* blieb nun unbezeichnet; es war nicht, wie Verf. meint, in der Aussprache geschwunden. Gesagt sollte aber irgendwo sein, daß nicht die altmilesische Orthographie, sondern die jüngere eingeführt wurde, wobei ει, ου auch für die sogen. unechten Diphthongen eintraten; vgl. das zu S. 16 Gesagte. — Was über das Vordringen der Sprache Milets gesagt wird, ist nicht ganz richtig. Die Inschriften Milets (wie der anderen Städte Ioniens) kennen z. B. das handschriftlich in κῶς usw. überlieferte κ nicht.

S. 40. Zum Studium Homers brauchte man

das Digamma nicht, da der Homertext es nie hatte.

S. 41. Die neue Erklärung der römischen Zahlzeichen von 500, 50, 5 als der Hälften der Zeichen für 1000, 100, 10, der letzten drei Buchstaben des roten Alphabets verdient Beachtung, obwohl sie Verf. S. 61 selber vergessen hat. Es hätten aber auch die griechischen Bruchzeichen erwähnt sein sollen, die sich schon in den Inschriften eteokretischer (vgl. jetzt Sundwall) und ägyptischer Schrift finden.

S. 42. Die Abkürzungen der Namen und besonders das Beibehalten von *Cn, C* für *Gnaeus, Gaius* hat sicherlich nichts mit dem bösen Blick zu tun; man braucht nur an das unverständlich gewordene *fl.* für *Gulden* zu denken.

Die folgenden Kapitel: Die Zeit des Hellenismus, die Zeit des römischen Kaiserreichs, die Zeit der Auflösung des römischen Reichs, die Zeit des germanisch-römischen Kaiserreichs, die Zeit des ausgehenden Mittelalters machen einen weit besseren Eindruck und sind, soweit ich das beurteilen kann, recht brauchbar. Darüber mögen Fachleute urteilen! Ich habe sie mit Dank gelesen und vielerlei daraus gelernt. Schmerzlich vermißt habe ich aber, daß die Spiritus- und Akzentzeichen des Griechischen, über die wir jetzt doch allerlei wissen, gar nicht zu Wort gekommen sind; auch das Jota superscriptum und subscriptum sollte erwähnt sein. Ferner hätte über das j, v, w, z usw. einiges gesagt sein können. Wenn die Schrift des Ulfila S. 90 aus dem Griechischen, Lateinischen und der Runenschrift hergeleitet wird, so könnte das zu viel sein; das Lateinische wird vielleicht nicht dazu gehören. Es wäre aber erwünscht gewesen, wenn sich Verf. überhaupt über die Entstehung der jüngeren Alphabete: über Runenalphabet, glagolitisches und kyrillisches Alphabet, auf Grund der neueren Forschungen ausgelassen hätte; letzteres ist übrigens nicht (S. 130) für die Russen aus dem griechischen Alphabet umgeformt. Zu all diesen Erweiterungen wird allerdings eine gewisse sprachwissenschaftliche und phonetische Bildung unumgänglich nötig sein.

Göttingen. Eduard Hermann.

Bruno Meißner, Babylonien und Assyrien. 1. Band. (Kulturgeschichtl. Bibliothek, hrsg. von W. Foy. 1. Reihe: Ethnologische Bibliothek, 3. Band.) Heidelberg 1920, Winter. VIII, 466 S., 138 Text- und 223 Tafel-Abbildungen, 1 Karte. 48 M., geb. 54 M.

Die Kulturgeschichte eines Volkes des Altertums zu schreiben, ist kein leichtes Beginnen. Es setzt nicht nur umfassende Kenntnisse voraus, sondern auch jahrelange geduldigste Kleinarbeit im Sammeln der weitverstreuten Einzelangaben, die oft mühsam aus größeren Zusammenhängen gewonnen werden müssen. Besonders schwierig ist ein solches Werk für die beiden großen Reiche, die einst im Gebiete des Euphrat und Tigris bestanden und mit ihrer Kultur den gesamten vorderen Orient auf das nachhaltigste beeinflußt haben. Zwar verdanken wir den Forschungen und Grabungen des letzten Jahrhunderts und der neuesten Zeit eine überraschende Fülle von Denkmälern der Kunst und der Literatur wie von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens. Aber ihre Deutung — das gilt namentlich von den Texten — ist noch keineswegs restlos gesichert und bedarf immer neuer Nachprüfung. Solche Arbeit kann nur der leisten, der mit Leib und Seele auf seinem Wissenschaftsgebiete zu Hause ist. Alles das findet sich bei dem Verf. in glücklichster Weise vereinigt, und so ist das Werk entstanden, auf das er mit vollem Rechte stolz sein darf. In ansprechendster, auch für Laien wohlverständlicher Form erzählt er von Land und Leuten, der Geschichte der beiden Reiche, dem Staate mit dem Königshause, dem Heerwesen und den Beamten, vom Rechtsleben, von der Landwirtschaft, den Gewerben, Verkehr und Handel, der Gesellschaft und der Familie. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit werden die Belegstellen für den, der Einzelheiten nachgehen will, verzeichnet. Einen außerordentlichen Wert verleihen dem Buche die zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln, deren Beschaffung schon unendliche Mühe verursacht haben wird, und das sehr genaue Register, das den großen Reichtum des Inhalts auch dem eiligen Benutzer auszuschöpfen erlaubt. Dank gebührt auch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und dem Senate der Universität Breslau, die den Druck durch namhafte Unterstützungen ermöglichten, nicht minder dem Verleger, der mutvoll die Gefahren des Druckes und des Verlages auf sich nahm. Möchte auch der zweite Band solch gütige Gönner finden, damit das Werk, das allen Altertumsfreunden und -forschern sich als unentbehrlich erweisen wird, recht bald vollendet werden kann.

Dresden. Peter Thomsen.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Review. XXXV, 3/4.

(51) **D. Godley**, Some translations. Verg. Aen. II 438 ff. u. a. — (52) **C. Pearson**, The Rhesos. Es

läßt sich nicht feststellen, seit wann der Rhesos dem Euripides zugeschrieben wurde. — (61) **S. Headlam**, The technique of Virgil's verse. Assonanz und innere Alliteration, z. B. Haetenus, Acca soror, potui; nunc volnus acerbum („ac"). — (64) **W. Kerry**, An echo of Euripides in Propertius. Eur. Iph. Taur. v. 255 ἐναλίαι δρόσοι — Prop. II 26,2 Ionio rore, 263 πορφυρευτικαί — 5 purpureis, 264 εἶδε — 17 vidi, 269 ἀνέσχε χεῖρε — 11 extollens palmas usw. — (65) **J. Whatmough**, CIL. I 1538 ludos Hercolei Magno [in circo Flami]neo fecit. Die Spiele fanden am 4. Juni statt. — (66) **H. Blakeney**, Ignat. ep. ad Eph. 20 φάρμακον ἀθανασίας vgl. σωτηρίας φάρμακον in einer 1884 in Oinoanda gefundenen Inschrift. — **P. Postgate**, Horatiana. S. I 3, 11 maiora subire verbera; zu ergänzen ist quam ferulae. Ep. 5, 88 humanam vicem = „like mere human beings". — (67) **M. Lindsay**, Varro Quaest. Plaut. libri V: betraf das Leben des Plautus, wie sich aus der Glosse Plautinarum: Plauti auctoris res gestas ergibt (Corp. Gloss. Lat. V p. 234).

Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts. XXXV, 3/4.

(83) **E. Pernice**, Tarentiner Bronzegefäße. Bronzeeimer, Spiegel u. a. — (97) **E. Schmidt**, Ein Akroter des prähistorischen Athenatempels (Nike des Akropolismuseums). — (113) **H. Pomtow**, Die Tänzerinnen, Säule in Delphi. Plut. De tranquillitate animi 467 F: König Agis weihte die Säule im Jahre 400 aus der Beute des Krieges gegen Elis. — Archäologischer Anzeiger 1920, III/IV. (58) **O. Roßbach**, Der Torso von Belvedere. — (61) **Br. Schröder**, Neues vom Diskoswerfen. Gegen J. Sieveking. — (84) Archäologische Gesellschaft zu Berlin. 2. Nov. 1920. **F. Volbach**, Spätantike syrische Silberarbeiten. — 11. Dez. **Watzinger**, Damaskus in römischer Zeit.

Zeitschrift für bildende Kunst. XXXII, 5/6.

(95) **P. Jacobsthal**, Griechische Terrakotten des 5. Jahrhunderts. I. Melische Reliefs. Mit Tafeln und Abbildungen: Orestie (Berlin), Bellerophon und Chimaira (London), Triton und Knabe (Paris), Skylla (London), Aktaion (Dresden, London), Phrixos mit dem Widder (Athen, New York), Kalydonische Jagd (Berlin), Orest und eine Choephore (Paris). Das Berliner und das Pariser Orestes-Relief gehen auf einen Orestiezyklus des Polygnotos zurück, den Pausanias in der Pinakothek der Propyläen gesehen hat. Die Reliefs waren zum Aufnageln auf hölzernen Kästen in rechteckigen Feldern bestimmt. — (110) **Fr. Volbach**, Der Silberschatz von Antiochia. Mit Abbildungen: Kelche, Buchdeckel, Patena. Der Fund wurde 1910 gemacht, der mit Ranken umzogene Kelch gehört dem 4. Jahrh. an.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Boll, F., Sinn und Wert der humanistischen Bildung in der Gegenwart: *L. Z.* 28 Sp. 546. 'So eindringlich, daß der Schrift ein weiter Leserkreis gewünscht werden muß'.

Burnam, J. M., A Classical Technology, edited from cod. Lucensis 490: *The Class. Journ.* XVI 5, S. 316 f. 'Gibt Interessantes über die Arbeitsweisen antiker Handwerker uud über das mittelalterliche Latein der Frühzeit. Über Textgestaltung, Handschriftgeschichte und mangelhaften Druck hat Bemängelungen vorzubringen' *B. L. Ullman.*

Dickins, G., Hellenistic Sculpture with a preface by P. Gardner: *The Class. Journ.* XVI 5, S. 314 f. 'Fünf glänzende Essays des im Kriege gefallenen Archäologen über die hellenistischen Schulen von Pergamum, Alexandria, Rhodos, vom griechischen Festlande sowie über Griechisch-römische Skulpturen. Ausgezeichnete Abbildungen'. *A. D. Fraser.*

Freeman, C. E., Latin Poetry, from Catullus to Claudian. An easy reader: *The Class. Journ.* XVI 3, S. 191 f. '62 Auszüge aus Catull, Vergil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, Lucan, Statius, Claudian mit kurzer Einleitung zu jedem Dichter, Anmerkungen und Vocabular. Brauchbar'. *V. D. Hill.*

Gayley, C. M., and **Kurtz, B. P.**, Materials and Methods of Literary Criticism: Lyric, Epic and allied forms of poetry: *The Class. Journ.* XVI 4, S. 254 f. 'Sehr nützlich und vollständig auch für die klassische Literatur'. *H. W. Prescott.*

Godley, A. D., Q. Horati Flacci Carminum Librum Quintum a Rudyardo Kipling et Carolo Graves anglice redditum et variorum notis adornatum ad fidem codicum mss editum: *The Class. Journ.* XVI 7, S. 446 f. 'Eine literarische Erdichtung, modernen Inhalts voll'. *G. D. Stout.*

Jaeger, W., Humanismus und Jugendbildung: *L. Z.* 28 Sp. 546. Inhaltsangabe von *H. Schnell.*

Litt, Th., Berufsstudium und Allgemeinbildung: *L. Z.* 28 Sp. 546 f. Inhaltsangabe von *K. Konrad.*

Lucretius. Ernout, A., Lucrèce. De la Nature, Texte établi et traduit, t. I (l. I. II. III); t. II (l. IV, V, VI): *The Class. Journ.* XVI 3, S. 188 f. 'Der erste Text- und Übersetzungsband der neuen franz. Association Guillaume Budé, die umfassende Pläne zur Herausgabe und Kommentierung der antiken Klassiker hegt. Erschienen sind noch Ausgaben von Plato, Theophrastus, Aeschylus, Persius. Text beruht auf den zwei Hss des 9. Jahrh. Übersetzung im Französischen ist klar'. *G. J. Laing.*

Meyer, E., Ursprung und Anfänge des Christentums. 1. Bd.: Die Evangelien. 1. bis 3. Aufl.: *L. Z.* 28 Sp. 529 ff. 'Die starken Verheißungen, mit denen das Buch in die Welt trat, scheinen nicht ganz erfüllt'. *R. St.*

Phaedrus. Postgate, J. P., Phaedri Fabulae Aesopiae cum Nicolai Perotti prologo et decem novis fabulis: *The Class. Journ.* XVI 3, S. 191. 'Wertvollste Ausgabe'. *V. D. Hill.*

Pharr, C., Homeric Greek. A Book for Beginners: *The Class. Journ.* XVI 7, S. 443 ff. Die Methode Pharrs, den griechischen Unterricht mit Homer zu beginnen, wird hier kritisch betrachtet und dies als auch möglicher, wenn auch teilweise schwierigerer Weg zu den Schätzen der griechischen Literatur betrachtet als der durch den attischen Dialekt und Xenophon. *F. E. Robbins.*

Philodemus. Hubbell, H. M., The Rhetorica of Philodemus; Translation and Commentary: *The Class. Journ.* XVI 8, S. 508 f. 'Eine Weiterbearbeitung der übernommenen Reste des Philodemischen Buches auf Grund von Sudhaus' Ausgabe. Sehr gelehrter Kommentar'. *V. D. Hill.*

Poulsen, F., Delphi. Translated by G. C. Richards, with an introduction by P. Gardner: *The Class. Journ.* XVI 6, S. 383. 'Gibt eine gute Zusammenfassung der französischen Ausgrabungen in Delphi. Manches vermißt' *W. R. Agard.*

Poyntow, A. B., Flosculi Graeci. Vitam et mores antiquitatis reddentes, quos optimis auctoribus decerpsit P.: *The Class. Journ.* XVI 3, S. 189 f. 'Stilistische, militärische, staatskundliche, philosophische, literarisch-kritische Auszüge aus bekannten und unbekannten griechischen Autoren. Es fehlen Erklärungen und ein Vocabular. Sonst sehr lobenswert'. *V. D. Hill.*

Sophocles, translated aud explained by J. T. Sheppard: *The Class. Journ.* XVI 8, S. 509 f. 'Mit großer Begeisterung und gutem Gelingen abgefaßte Übersetzung auf Grund von Jebbs Textgestaltung, mit einigen Abweichungen'. *V. D. Hill.*

Sturtevant, E. H., The Pronunciation of Greek and Latin, the Sounds and Accents: *The Class. Journ.* XVI 5, S. 305 f. 'Gibt die Meinung der alten Grammatiker über diese Dinge mit Genauigkeit und guter Erklärung wieder. Sehr nützlich'. *C. Murley.*

Teuffel, W. S., Geschichte der römischen Literatur. 7. Aufl., neu bearbeitet von W. Kroll und F. Skutsch, 2. Bd.: *The Class. Journ.* XVI 4, S. 255 f. 'Das unentbehrliche Handbuch ist gut durchgearbeitet. Die Auslandszuschläge auf deutsche Bücher bedauert sehr' *E. T. M.*

v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Griechische Verskunst: *L. Z.* 28 Sp. 542 f. 'Ein rundes, in sich ausgeglichenes Ganzes ist das Werk nicht geworden'. *O. S.*

Xenophontis opera omnia; vol. V, opuscula. Ed. E. E. Marchant: *The Class. Journ.* XVI 3, S. 190. 'Damit ist die Oxforder Ausgabe Xenophons abgeschlossen'. *V. D. Hill.*

Mitteilungen.

Der Name „Germanen".

Eduard Nordens bahnbrechendes Buch „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania", Berlin 1920, das mir eben erst zukommt, berechtigt mich wohl, auf eine Tatsache hinzuweisen, auf die ich schon einmal bei einer Zeitungsnotiz und jetzt in der Zeitschrift „Westmark" (1921, 440) bei gegebener Gelegenheit hinwies. Unter dem, was im Altertum mit des Aristoteles Namen belegt wurde, finden sich zwei Sätze, deren einer den Namen „Germaneu" (846 b, 29) und deren anderer den Namen „Germara" (frgm. 564) enthält. Der erste scheint die Germanen von der Donau her zu sehen, der andere von Gallien aus — diese beiden Wege der Erkundung Germaniens muß man, wie mir längst klar ist, überhaupt auseinanderhalten und die Nachrichten darauf hin prüfen. Die „Paionier" — doch wohl die Pannonier — überreiten (d. h. haben beim Reiten unter sich) den Istros, die Germanen den Rhein, wenn diese Ströme gefroren sind, besagt der erste Satz. Der Verfasser nimmt wohl an, daß sich die Anwohner des andern Ufers der Flüsse das Herüberreiten der Pannonier und Germanen ruhig gefallen ließen, und weiß also nichts davon, daß Rhein und Donau für die genannten Völker scharfe Grenzen waren. Das Fragment setzt die „Germara" geradezu in die Keltike hinein. Die Form „Paionier" verrät, daß der Urheber jenes Satzes von „Pannoniern" nichts genaues wußte und Namengleichheit mit dem ihm geläufigen makedonischen oder thrakischen Volksstamm der Paionier als selbstverständlich erachtete (Polit. 1324 b, 11 stellt Aristoteles selbst Skythen, Perser, Thrakier, Kelten nebeneinander). Die Nachricht ist also ziemlich nebelhaft und darnach vermutlich vorrömisch. Sie paßt ganz und gar in die Reihe der Kuriosa, unter denen sie in den Ausgaben steht. Der Name „Germara" läßt sich leicht in „Germaroi", schwerer in „Germanoi" (L. Diefenbach) ändern; ob nicht auch diesmal ein den Griechen bekannter Völkername oder Namen auf — αροι die Form beeinflußten? Diese Mitteilung über die „Germara" ist erst recht nebelhaft; das Volk soll den Tag nicht gesehen und gleich den Lotophagen (ich lese ὡς statt τοὺς) sechs (sieben) Monate des Schlafs gepflogen haben. Die Redensart „den Tag nicht sehen" bedeutet nach dem Zusammenhang so viel wie: „sie schliefen am Tag", kaum: „sie wohnten so weit nördlich, daß sie stets im Dunkel lebten". Die Frage nach dem Wesen des Scheintodes hatte schon vor Demokritos, wie es scheint, zur Jagd nach scheinbar toten Menschen geführt. Platon ist nicht frei von Interesse daran; wüßten wir alles, was Demokritos und Hippias von Elis über fremde Völker berichteten, die man nur aus sagenhaften Meldungen kannte, wir würden uns über manches nicht wundern. Jedenfalls wächst bei Platon, je älter er wird, sein Interesse für barbarische Völker. Nach ihm nimmt solches Interesse zu (Anacharsis, Abaris). Aristoteles kennt Kelten und Herkynischen Wald. Der Vergleich der „Germarer" mit den homerischen Lotophagen paßt zu dem, was über die „milchessenden" Germanen bei Norden ausgeführt ist. Daß fragm. 564 durch Stephanos von Byzanz, der so viel aus den aristotelischen Politien

bringt, überliefert ist, muß noch besonders beachtet werden. Ephoros und die Zeit bald nach Aristoteles kann für jene Sätze in Betracht gezogen werden Auf das Nachklingen der germanischen Schlafsucht bei Tacit. Germ. c. 22 statim e somno quem plerumque in diem extrahunt muß ich nach Nordens Darlegungen niemanden mehr hinweisen, auch nicht darauf, daß zu Aristot. Pol. 1336 a, 15 διὸ παρὰ πολλοῖς (?) ἐστὶ τῶν βαρβάρων ἔθος τοῖς μὲν εἰς ποταμὸν ἀποβάπτειν τὰ γιγνόμενα ψυχρόν, τοῖς δὲ σκέπασμα μικρὸν ἀμπίσχειν, οἷον Κέλτοις die bekannten Cäsarstellen über die kalten Bäder und die karge Bekleidung der Germanen eine Berichtigung darstellen: bell. Gall. IV 1 atque in eam se consuetudinem adduxerunt, ut locis frigidissimis neque vestitus praeter pellis haberent quicquam, quarum propter exiguitatem magna est corporis pars aperta et lavarentur in fluminibus; VI 21 ab parvulis labori ac duritiae student ... in fluminibus perluuntur et pellibus aut parvis renonum legimentis utuntur magna corporis parte nuda. Die lässige Wiederholung aus IV 1 in VI 21 beweist, wie stark die Sache in Cäsars Gedächtnis lebte. In VI 21 stehen die Sätze bald nach der Hauptthese, die einen scharfen Gegensatz zwischen Germanen und Galliern in der Lebensweise (multum ab hac consuetudine differunt) behauptet. Wenn also Cäsar, wie Birt und Norden zeigen, von Poseidonios abhängig ist, so hat hier dieser Stoiker seinen Meister nach besseren Quellen verbessern zu sollen geglaubt. Aristoteles' Quelle — er spricht von den Kelten als einem ganz bekannten Volke — hatte die Germanen zu den Kelten gerechnet. Aristoteles selbst aber ist von der Absicht beseelt, das, was Platon in seinen politischen Schriften über die abhärtende Erziehung der Jugend gesagt, vom Standpunkte des Mediziners zu überbieten. Da er keine Reisen im Westen gemacht, nimmt er seine gewaltige Lektüre zu Hilfe. Schließlich muß bemerkt werden, daß nach der Berliner Akademieausgabe zu Fragm. 564 auch die Lesart „Germera“ mehrfach vorkommt. „Germerer“ böte zu „Tenkterer“, „Brukterer“ eine Analogie (denn mit „ter“ wie in atfalter, win-ter hat das ter in diesen Volksnamen schwerlich etwas zu tun). Verwunderlich bleibt trotz allem sowohl „Germaroi“ als „Germeroi“, da durch Herodots (I 125) persischen Volksstamm „Germanioi“ und durch Stephanus' eigene Angabe über die „Germenoi“, d. h. die Einwohner von Germe am Hellespont, eben die Lesart „Germanoi“ hätte gefördert werden müssen. Da die Hss offenbar unsicher sind, ist eine sorgfältige Nachforschung in den Hss unbedingtes Erfordernis.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Germanisten die Frage vorlegen, ob nicht in den Chasuarii des Tacitus (Germ. 34) „die Männer an der Hase“ verstanden werden könnten wie unter den Ampsivarii „die Leute an der Ems“, und ob nicht die „Chamaver“ (c. 33. 34) etwas mit dem Namen „Hamm“ (in Westphalen) zu tun haben könnten (wie -avi- mit „-auer“)? Zu bedenken ist, daß die Chamaver wie die Angrivarier ihre früheren Sitze verlassen hatten, als Tacitus schrieb (c. 33). Die „Dulgubnii“ erwecken Verzweiflung; Ortsnamen wie Zollikoven u. ä. werden unter Umständen einen Weg weisen. Was Norden über die Kartenunterlagen bei den Alten bemerkt, wird vor allem durch die Angabe Agricola c. 10: Britannia ... in orientem Germaniae, in occidentem Hispaniae obtenditur, Gallis in meridiem etiam inspicitur gestützt, was uns, auch wenn wir keine antike Karte besäßen, an sich schon eine Vorstellung von der sonderbar verschobenen Form der dem Tacitus vorliegenden Karte des Nordens und Spaniens ergeben würde.

Bonn. Adolf Dyroff.

Eingegangene Schriften.

W. E. Heitland, Agricola. A Study of Agriculture and Rustic Life in the Greco-Roman World from the point of view of labour. Cambridge, Univ. Press.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 17. September. 1921. №. 38.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

A. Rostagni, Ibis. Storia di un poemetto greco (Contributi alla scienza dell' antichità pubblicati da G. de Sanctis et L. Pareti). Firenze 1920, Felice Le Monnier. 120 S.

Dies kühne und gedankenreiche, frisch, knapp und klar geschriebene Büchlein will folgende Thesen beweisen:

Das griechische Gedicht Ibis, Ovids Vorlage, ist in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts von einem Nachahmer und eifrigen Benutzer des Kallimachos verfaßt, der sich, um seine reiche mythographisch-historische Gelehrsamkeit auf den Markt zu bringen, der hellenistischen Form der ἀραί bediente und zu diesem Zweck als Feind einen Libyer namens Ibis fingierte (ohne dabei an den Vogel Ibis zu denken). Zu Ovids Zeit galt dies Gedicht fälschlich als Werk des Kallimachos; mit Apollonios von Rhodos haben den Ibis erst byzantinische Grammatiker identifiziert. Ovid hat das Gedicht mit geringfügigen Änderungen und Zutaten übersetzt, angezogen durch die Schwierigkeit der Aufgabe, aber zugleich um seinem Zorn gegen einen Feind Luft zu machen, den er selbst nicht kannte, sondern nur in seiner erregten Exilsstimmung ahnte und fürchtete. Die Ibisscholien bieten, von wenigen Autoschediasmen abgesehen, gute, wenn auch oft entstellte Traditionen, da sie aus den gelehrten Scholien zur griechischen Ibis übersetzt sind; das gilt auch von den zahlreichen poetischen Zitaten; sie stammen wirklich aus griechischen Dichtern, deren Namen, wie insbesondere der des Kallimachos, zumeist verderbt, auch wohl zu lateinischen Dichternamen wie Propertius, Maro u. dgl. umgebildet sind.

Von diesen, wie man sieht, grundstürzenden Thesen nehme ich eine vorweg, die mir sehr beachtenswert scheint. Die Nachricht, daß der Ibis des Griechen in Wahrheit Apollonios der Rhodier war, begegnet uns erst bei Suidas und in dem byzantinischen Epigramm vor den Hymnen des Kallimachos; das wäre an sich nicht bedenklich, denn es sind dies ja überhaupt die einzigen Erwähnungen der Ibis in griechischer Literatur. Aber auffallend ist in der Tat, daß weder Ovid noch die Ibisscholien auf jene Gleichsetzung irgendwie hindeuten. Hätte man von ihr zur Zeit, da der Grundstock der Scholien entstand, etwas gewußt, so wäre sie dem in der hellenistischen Literatur wohl bewanderten Verf. schwerlich unbekannt geblieben. Und sind einmal so Zweifel rege geworden, so wird man auch fragen, ob es denn überhaupt wahrscheinlich ist, daß Kallimachos — um vorläufig bei diesem Namen zu bleiben —, der am Schluß des Apollohymnus den Apollonios mit so unendlich überlegenem Hohne abtut, eben diesem Gegner ein von wütendem Haß erfülltes Fluchgedicht gewidmet habe; ja ob ihm überhaupt in diesen Jahren noch ein Gedicht, wie wir uns die Ibis denken müssen, zuzutrauen ist. Sehr wahrscheinlich, daß die Person des Angegriffenen für Fernerstehende aus dem Gedicht selbst so wenig zu erraten war wie aus Ovids Ibis oder aus den Dirae; sehr erklärlich

andererseits, daß späte Philologen, die eben nur den Apollonios als Feind des Kallimachos kannten — wenn auch nur aus dem unter seinem Namen überlieferten, von Bernhardy freilich und Wilamowitz ihm abgesprochenen Epigramm Καλλίμαχος τὸ κάθαρμα κτλ. — unbedenklich die Gleichsetzung vollzogen. In diesem Punkt also möchte ich Rostagni (der übrigens, wie ich durch ihn p. 9, 5 erfahre, an Spiro einen Vorgänger hat) recht geben. Und ebenso recht hat er gewiß mit seiner Polemik gegen die seltsame, besonders von Ellis ausgeführte Anschauung, daß das griechische Gedicht sich über die Untugenden und Charakterfehler des Vogels Ibis ausgiebig verbreitet habe: das geht aus Ovids Versen 449 f., auf die ich unten zurückkomme, keineswegs hervor. Wohl aber muß der Vogel irgendwie das Symbol des Angegriffenen gewesen sein — wahrscheinlich, nach Ovids Andeutung, um das μιαρὸν στόμα des verleumderischen und schmähsüchtigen Gegners zu treffen —; denn als fingierter Personenname, wie R. will, ist Ibis unmöglich.

An Kallimachos als Verfasser halte ich fest. R. argumentiert so: Ovids γρῖφοι aus der hellenistischen Geschichte beziehen sich mehrfach auf Ereignisse der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts und führen hier ins Jahr 214 hinab, nicht weiter; da aber — wie ich natürlich zugebe — Belochs Versuch, auf Grund dieser Tatsache des Kallimachos Lebensdauer so lange hinauszuschieben, gescheitert ist, so rühren diese γρῖφοι nicht von Kallimachos her; also kann er der Verf. des Gedichts nicht sein. Natürlich nur unter der Voraussetzung, daß, wie R. bewiesen zu haben meint, alle jene Historien sich in Ovids Original fanden: und dies bestreite ich, s. u. Hat sie Ovid, wie ich annehme, aus anderer Quelle zugefügt, so erhebt sich die Frage, warum er zeitlich nicht weiter hinabgegangen ist. Sie wird sich mit Sicherheit nicht beantworten lassen. Aber es ist doch bemerkenswert, daß Ovid auch mit seinen römischen *historiae* nur eben so weit hinabgeht: die jüngste ist aus dem hannibalischen Krieg. Nun glaubt freilich R. auch diese Romana in der Hauptsache dem Original zuschreiben zu sollen: aber er muß, auch abgesehen von den Geschichten aus Virgil, zugeben, daß gerade die beiden jüngsten, von Regulus sowie von Hannibal, ovidische Zutaten sind: und was übrig bleibt, ist (einschließlich des Curtius v. 443, an dessen Stelle R. schon wegen *facti nomina* nicht Amphiaraos setzen durfte) Allbekanntes aus der ältesten Geschichte, für die der Fastendichter am wenigsten einer eigenen Quelle bedurfte. Wenn er auch in römischen Dingen etwa 200 Jahre vor seiner Zeit Halt gemacht hat, so kann dabei das Gefühl mitgesprochen haben, daß Ereignisse der Neuzeit aus dem vorwiegend mythischen Gedankenkreise, in dem sich das Gedicht bewegt, zu stark herausfallen würden. Danach würde nichts im Wege stehen, die Auswahl der hellenistischen Historica als ovidisch anzusehen, und damit entfiele das einzige Argument, das R. gegen Kallimachos' Autorschaft vorbringt.

Den generellen Beweis aber dafür, daß Ovid sein ganzes Gedicht übersetzt hat, wenn auch frei, halte ich nicht für gelungen. R. irrt, wenn er meint, sich dafür einfach auf Ovids eigene Worte berufen zu dürfen; denn Ovid sagt nur, daß er den Feind, statt einen archilochischen Jambus gegen ihn zu richten, verfluchen wolle — was also komischerweise als das mildere Verfahren gilt — *quo modo Battiades Ibin devovet* — daraus ist nicht einmal, wie es R. mit anderen will, auf elegische Form zu schließen, und ich muß jetzt sagen, daß diese an sich unwahrscheinlich ist — und daß er, seiner sonstigen Art untreu, die *ambages* des Kallimachos imitiere: daß aber *imitatio* und *interpretatio* zweierlei sind, ist bekannt genug. Noch Catull und Varro Atacinus haben übersetzt: unter den augusteischen Dichtern tut es keiner mehr. Es wäre ein Rückfall in ein überwundenes Stadium, wenn Ovid interpretiert hätte, und von vornherein spricht alles dafür, daß er, wenn er sich einmal der *ars* des Kallimachos eng anlehnte, sein *ingenium* um so freier spielen ließ, gerade dem Kontrast zuliebe: daß er, der eben von der Arbeit an den Metamorphosen und Fasten kam, die hellenistische Poesie gut im Kopfe hatte, versteht sich. Man hat den erst v. 449 wieder auftretenden Hinweis auf das Vorbild (*et quibus exiguus volucris devota libello est, corpora proiecta quae sua purgat aqua*) so gedeutet, daß alles Folgende, also v. 550—634, aber nur dies, aus Kallimachos stamme, und R. glaubt dem nur dadurch entgehen zu können, daß er das Verspaar kurz entschlossen für interpoliert erklärt: interpoliert in der Zeit der jüngsten Scholien, die schon Ibis-Apollonios kennen und die das vorhergehende, uns unerklärliche Distichon (*et quae Pentides fecit de fratre Medusae eveniant capiti vota sinistra tuo*), *Battiades* für *Pentides* einsetzend, auf die Ibis bezogen. Die Annahme ist so unwahrscheinlich wie möglich: schrieb man schon *Battiades*, so bedurfte das Distichon 447 f. wahrlich keiner erklärenden

Interpolation: wieviel dergleichen wäre sonst in dem Gedicht erforderlich erschienen! Und wie sollte ein Interpolator auf den *exiguus libellus* verfallen sein? Gerade das Epitheton ist für uns sehr wichtig: Ovid konnte es nur setzen, wenn sein Vorbild erheblich kürzer war als sein eigenes Gedicht, das auch ein *libellus* (639), aber nicht *exiguus* ist. Man darf vielleicht weitergehen und schließen, daß Ovid absichtlich gerade die Kallimacheischen *ambages* nicht übersetzt, sondern durchweg oder doch zum weitaus überwiegenden Teile neue, nur im Stile der kallimacheischen, geformt hat: niemand wird leugnen, daß griechische Sage und Legende auch außer den ovidischen noch genug Grausamkeiten und Unglücksfälle aufwies, um einen *exiguus libellus* damit zu füllen: steht doch z. B. von den vier Verwünschungen, die das neue Fragment eines Fluchgedichtes des Euphorion enthält (Berl. Kl. T. V 1), keine bei Ovid. Denkbar ist freilich auch die alte Annahme, daß Ovid nun erst, gleichsam zur Ausführung seiner Verwünschung, Callimachea bringe. Im übrigen ist es als γρῖφος recht hübsch, daß hier Kallimachos' Gegner Ibis ohne weiteres durch den Vogel ersetzt wird, da ja eben Ibis, wie schon gesagt, nicht Eigenname ist, sondern Symbol für den Menschen.

R. bemüht sich, umgekehrt zu zeigen, daß schon der erste Teil des Gedichts (v. 67—250), der allgemeine Verwünschungen ohne *caecae historiae* enthält, in allem wesentlichen auf das Original zurückgehe, wenn er auch Ovid hier etwas freie Bewegung zugesteht. Karl Zipfel hat in seiner guten Dissertation (*Quatenus Ovidius in Ibide Callimachum aliosque fontes imprimis defixiones secutus sit*, Lps. 1910), die R. leider nur aus kurzen Referaten kennt, überzeugend nachgewiesen, daß jene Verwünschungen stilistisch wie inhaltlich in engster Beziehung zu den *defixiones* der Fluchtafeln stehen; ihre Kenntnis, die wir bei Ovid voraussetzen müssen, würde vollkommen ausreichen, um die Benutzung anderer Quellen unnötig zu machen. Aber es ist wohl möglich, daß auch die ἀραί hellenistischer Dichtung schon in diesen Bahnen wandelten; nur auf Kallimachos' Ibis weist in diesem Abschnitt gar nichts hin, und auch an sich ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß gerade er diese populären Töne angeschlagen hätte. Das libyschägyptische Kolorit, das R., z. T. in Anlehnung an Ellis' Phantasien zu bemerken glaubt, ist Täuschung: was soll man z. B. dazu sagen, wenn für den Zug, daß die Eumeniden den Neugeborenen Ibis auf harten Stein gebettet haben, als Parallele aufgeführt wird, daß ägyptische Priester auf der Erde zu schlafen und dabei ein Holz „oder noch härtere Gegenstände“ unter den Kopf zu schieben pflegten. Eher könnten zwei spezielle Argumente Eindruck machen. In dem Schwur ewiger Feindschaft *desinet esse prius contrarius ignibus umor* usw. (31 f.) steht unter lauter Beispielen aus der Natur: *et nova fraterno veniet concordia fumo quem vetus accensa separat ira pyra.* Daß Kallimachos von diesem Phänomen der unversöhnlichen Feindschaft des Eteokles und Polyneikes erzählt hat, wissen wir aus Trist. V 5, 33 f., wo Ovid erklärt, jetzt daran zu glauben: *hoc memini quondam fieri non posse loquebar, et me Battiades iudice falsus erat.* Aber jeder nicht voreingenommene Leser wird das auf eine Erzählung, nicht auf einen γρῖφος der Ibis beziehen; daß Ovid in den Tristien an diese gar nicht denkt, ist sicher, da er ja in seinem Gedicht gerade dem Battiaden den Glauben nicht versagt hatte. Der zweite angeblich deutliche Hinweis findet sich in der wundervollen Schilderung von der Geburt des Ibis 209 f.: *qui simul impurae matris prolapsus ab alvo Cinyphiam foedo corpore pressit humum. Cinyphiam humum:* also der griechische Ibis war wirklich Libyer — das sei in einem dem kyrenischen Dichter zugeschriebenen Gedicht ganz natürlich —; Ovid aber übertrug das einfach auf einen unbekannten Feind, indem er auch an die verrufene Natur der Syrte dachte, also unter der *Cinyphia humus* ganz allgemein einen abscheulichen Boden verstand (*Cinyphiam i. terram ita turpem sicut est Cinyphia* sagt übrigens schon das Scholion P). Das letztere wäre vielleicht, als γρῖφος, nicht unmöglich: aber nun sagt Ovid auch v. 501 *feta tibi occurrat patrio popularis in arvo sitque . . causa leaena necis.* Hier versagt jede metaphorische Deutung: die Heimat des Ungenannten muß wirklich ein Land der Löwen, d. h. Nordafrika sein. Also hätte Ovid wirklich einen bestimmten Gegner im Auge — den erraten zu wollen, wie es viele versucht haben, freilich vergebene Mühe ist — und Rostagnis weitere These, daß Ovid selbst nicht wisse, gegen wen sich seine Flüche richten, würde schon hieran scheitern. Ich kann aber auch nicht zugeben, daß es entgegenstehende Argumente gibt. Die Ibis selbst jedenfalls gibt keines an die Hand: hier ist alles widerspruchslos darauf gestellt, daß Ovid seinen Gegner, den er sehr wohl kennt, vorläufig nicht nennen will. Die übrigen Verbannungsgedichte dürfen aber nur mit großer Vorsicht heran-

gezogen werden: die hat R. mehr als seine Vorgänger, aber immer noch nicht genug walten lassen. Sucht man dort nach dem „Ibis“, so müssen zunächst ausscheiden drei einstige nahe Freunde des Dichters: der eine (tr. I 8) hat sich schon bei der Abreise nicht um ihn gekümmert; der andere hat ihm nicht geholfen, aber auch nicht einmal nach Tomis geschrieben (ex P. IV 3) — das konnte Ovid vom ersten nicht mehr erwarten; der dritte (tr. IV 6) hat sich zwar zunächst seiner angenommen, ihn aber bald fallen lassen. Zu scheiden sind ferner von den gravamina der Ibis die entrüsteten Beschwerden über Schadenfreude und hämischen Spott: hatte Ovid im Brief an Augustus (tr. II 569 f.) noch erklärt, er glaube nicht, daß irgend jemand in Rom über sein Unglück frohlocke, so ist er tr. III 11 in dieser Zuversicht irre geworden: er hat gerüchtweise davon gehört, daß doch solche häßliche Gesinnung sich äußere und man seinen Charakter verleumde. Da kennt er die Person nicht, mag auch an das Gerücht nicht glauben. Dagegen hat er sich V 8 von seiner Wahrheit überzeugen müssen und droht dem Schadenfrohen — v. 1, 2 scheinen anzudeuten, daß er ihn kennt — mit der Wandelbarkeit des Schicksals. All das hat mit dem, was er dem Ibis vorwirft, nichts zu tun. Der hat zwar nicht zu seinen Freunden gezählt, hat aber doch auf gutem Fuße mit ihm gestanden, so daß der Dichter von ihrer einstigen *gratia* (40) reden kann und erwarten durfte, „Ibis“ werde die Flamme seines Unglücks löschen. Statt dessen will er den Verbannten noch tiefer ins Unglück stürzen und sich sein Vermögen aneignen. Das ist nur so zu erklären, daß eine Anklage wegen *maiestas* (auf einen Ankläger scheint auch v. 14 und 23 zu deuten) die Strafe der *relegatio* zu der des *exilium* verschärfen und damit den Dichter seines Vermögens berauben werde; wir müssen aber weiter annehmen, daß schon damals in solchem Falle das Vermögen des Verurteilten unter die *delatores* oder *accusatores* verteilt wurde. Zu alledem stimmt aufs genaueste tr. I 6, noch auf der Reise geschrieben: Ovid hat von seiner Gattin gehört, daß man versucht habe, ihn seines Vermögens zu berauben; treue Freunde haben das, auf der Gattin Bitten, abgewendet: *sic mea nescio quis, rebus male fidus acerbis, in bona venturus, si pateretre, fuit.* Besagt *nescio quis* hier wirklich, daß Ovid den Feind nicht kennt? Es wäre seltsam, wenn ihm die Gattin etwas von dem (geplanten oder ausgeführten) Angriff und seiner gelungenen Abwehr berichtet, den Namen des Angreifers aber verschwiegen, und doch so viel gesagt hätte, daß Ovid den Gegner als *perfidus* (wie den Ibis: 85. 150) bezeichnen kann; fast seltsamer noch, daß er seine Unkenntnis ausdrücklich hervorhöbe. Ich meine, *nescio quis* heißt hier nur, mit verächtlichem Nebensinn, „ein ganz beliebiger Mensch“, der keinerlei Anrecht auf sein Vermögen hat oder haben kann; ähnlich, wenn auch mit anderer Nuance, aus der Bescheidenheit des Dichters heraus die Worte des Bacchus V 3, 34 *nescio quis nostri cultor abest.* Außer I 6 kann höchstens noch IV 9 in Betracht kommen. Da wird von einem bestimmten *facinus* und, ganz wie von dem Ibis, von einem dem Dichter bekannten Feinde gesprochen, den er nicht nennen will, falls er bereut; wo nicht, so wird Ovid sich rächen oder, falls das nicht möglich, den Namen in einem Klagegedicht (*querar* 20, *gemitus* 24) der Mitwelt und Nachwelt bekannt geben. Eine Ankündigung der Ibis, wie R. will, ist das nicht: sie tut ja gerade das, was hier angedroht wird, nicht. Es könnte nur ein Vorläufer der Ibis sein, die das hier angeschlagene Thema weit ausführte: aber ich glaube auch das nicht. Die *vindicta*, die Ovid zunächst ins Auge faßt (v. 15), kann nur als gerichtliche Anklage verstanden werden: Ovid beruft sich ausdrücklich darauf, daß Augustus ihm alle bürgerlichen Rechte belassen habe. Dann muß aber das *facinus* ein anderes sein als das des Ibis. Ferner: Ovid verspricht Vergessen und Vergeben, falls der andere in sich geht: dem Ibis sagt er mit den stärksten Beteuerungen unversöhnliche Feindschaft an. Endlich, so glaublich es ist, daß unmittelbar nach Ovids Sturz der Versuch gemacht wurde, des Augustus Empörung zu eigensüchtigen Zwecken auszunutzen, so wenig wahrscheinlich ist ein solcher Versuch drei Jahre später. Sonach glaube ich, daß Ovid die Ibis sehr bald nach der Ankunft in Tomis, in frischem Zorn über das, was er unterwegs erfahren hatte, abgefaßt hat; die Versicherungen tr. II 563 *non ergo mordaci destrinxi carmine quemquam* und ex P. IV 14, 14 *extat adhuc nemo saucius ore meo* widersprechen diesem Zeitansatz nicht: sie meinen poetische *libellos famosos*, wie Ovid sie in der Ibis androht, aber schwerlich je geschrieben haben würde: an sich verboten, wären sie dem Relegierten doppelt schwer verdacht worden. Wie es aber nun auch um IV 9 stehen mag: auch hier würde, falls der Gegner mit Ibis identisch wäre, nichts für Rostagnis These sprechen. Nichts hindert uns, die Fingerzeige der Ibis auf die Heimat des Feindes als

Bezeichnungen aufzufassen, die dem Betroffenen selbst und den Kennern der Verhältnisse deutlich, für Fernerstehende unklar sein sollten.

Die Ibisscholien haben durch neuere Funde — ich erinnere nur an die glänzende Bestätigung ihrer Angaben über Makelo — und Forschungen sehr an Kredit gewonnen; wir wissen jetzt, daß sie gar nicht wenig beste Gelehrsamkeit enthalten, auch in der Anführung poetischer Gewährsmänner; daß die Namen Gallus, Clarus, Darius zumeist aus dem Compendium Call. entwickelt sind, also Kallimachos bedeuten, hat Zipfel gesehen, dem R. folgt. Er hat im dritten Buche seiner Schrift, vor allem auf die Scholien gestützt, alles zusammengestellt, was in der Ibis auf Kallimachos zurückgeht, im vierten und fünften einzelne Fragen der Interpretation erörtert, mit Scharfsinn und Kombinationsgabe; einen großen Teil dieser Ausführungen hätte ihm freilich die Kenntnis von Zipfels Dissertation erspart. Aber was er z. B. über den Thessalus v. 285 (= Ionus) und über eine von Ovid benutzte thessalische Königsliste feststellt, ist neu und wichtig; nur durfte er sich dadurch, daß die Scholien zu 323 dem Aleuas einen Therodamas zum Vater geben, nicht verleiten lassen, die *Therodamanteos leones* v. 383 nach Thessalien zu versetzen, wo sich ein ganzer Löwenzwinger doch durch den Löwen der Kyrene nicht plausibel machen läßt: die Scholien zu diesem Vers lokalisieren die Geschichte, zu der sie — wohl zuverlässiges — Detail anführen, gewiß richtig in Libyen. Mißtrauen ist den Scholien gegenüber dringend von nöten: wie früher die Skepsis, so geht jetzt der Glaube zu weit; hielt man früher alles für Schwindel, was nicht durch andere Zeugnisse gestützt wurde, so ist R. geneigt, alles für bare Münze zu nehmen, was nicht unbedingt als falsch erwiesen werden kann. Es steht doch fest, daß die Scholiasten sich gar nicht gescheut haben, glattweg zu erfinden — eines der schönsten Beispiele zu 569, wo die falsche Lesart *Agenor* für *acerno* eine *historia* von Agenor erzeugt hat, und da ist denn auch in C das Zitat *ut ait Gallus* gleich mit erfunden; ähnlich zu v. 256, wo der Scholiast bereits statt *armatique tulit vulnus, inermis opem,* wie alle unsere Hss las *armatusque tulit vulgus inerme potens* und sich daraufhin eine Geschichte über Dares den Tyrannen von Milet ersann: hier sind gleich zwei Verse des „Eupolius“ als Beleg zur Hand. Nicht immer ist die Fälschung so plump: zu v. 351 *quaeque sui venerem iunxit cum fratre mariti Locris, in ancillae dissimulata nece* wissen die Scholien den Namen Hypermnestra, und schol. P berichtet, nach Tötung des Buhlen (durch den Ehemann, muß man verstehen) habe sie ihre Sklavin Locris getötet; das ist also zu einer Zeit geschrieben, wo man Locris als Genetiv fassen konnte (wie Melanthēā 623 als Akkusativ); die übrigen Scholien, überall unzuverlässiger als P, setzen an Stelle des *adulter* einen von Hypermnestra getöteten Sklaven, dessen Namen sie sogar kennen. Da das vorhergehende Distichon Tydeus und Aigiale, das nachfolgende Eriphyle behandelt, so besticht Rostagnis Vermutung, Hypermnestra sei die Tochter des Thestios, Mutter des Amphiaraos; aber daß Ovid die Tochter des Königs von Pleuron als Lokrerin bezeichnet hätte, ist doch undenkbar. Also hat sich, meine ich, der Scholiast in seinem Handbuch (Hygin z. B. nennt alle jene Personen in enger Verbindung) einen Namen ausgesucht, der einen historischen Zusammenhang der drei Distichen herstellte; was sich im übrigen nicht aus Ovid entnehmen ließ, ist frei erfunden und allmählich verschlechtert. Man steht also überall auf schwankem Boden; dringend notwendig ist es, um auf etwas festeren zu gelangen, daß die Analyse der Scholienmasse, die einst Ehwald in seinem vortrefflichen Programm (Gotha 1876) angebahnt hatte, auf Grund des viel reicheren Materials, das wir Ellis verdanken, durchgeführt werde; was R. p. 73 ff. über die verschiedenen Schichten äußert, ist ganz provisorisch. Seine Gläubigkeit wird vollends zum Aberglauben, wenn er auch die von den Scholiasten zitierten Verse als Übersetzungen echter Zitate ansieht; p. 69 klingt es zwar noch recht vorsichtig, aber z. B. in dem Kallimachoskapitel ist jeder Zweifel an der Echtheit verschwunden. Es liegt doch auf der Hand, daß alle diese Verse, mag nun als ihr Autor Kallimachos oder Menephron oder Propertius oder wer sonst zitiert, sein, ein und dieselbe Faktur aufweisen: es sind Umformungen ovidischer Verse mit Einfügung einiger neuer Daten oder versifizierte Prosa, bestenfalls ein triviales Moralisieren oder kindisches Klingeln mit Epanalepsen und Antithesen, in denen der Verf. alle *vitia* Ovids, die ihm besonders gefallen haben, übertrumpft. Unbegreiflich, wie R. gerade in einem der albernsten dieser Produkte (zu v. 259) den echten Stil des Kallimachos erkennen kann (p. 81, 2). Die positiven Beweise, die er p. 69 f. für die Echtheit zweier Zitate erbringen zu können meint, zerflattern bei näherem Zusehen; Gegenbeweise ließen sich reichlich auch aus dem Inhalt geben. Daß hinter dem zu

v. 317, 319, 321 zitierten Maro Μοιρώ steckt, ist eine ansprechende Vermutung Rostagnis (p. 68); aber das zu 319 angehängte Distichon beruht auf der falschen Lesung *indutus* statt *insutus* und entstellt infolgedessen den Vorgang. Die beiden Distichen, die R. der griechischen Ibis zuschreibt, reden eine besonders deutliche Sprache: zu 299 wird in Ovids Verse der Name dessen, der den Achaios tötete, Antigonos, eingeführt und damit der γρῖφος zerstört; zu 315 zeigen die Verse ebenso wie die vorhergehende Prosa mit ihrem *multo cinere obruerat*, daß der Scholiast die Geschichte mißverstanden hat; auch hier ist zudem alles Rätselhafte beseitigt. Zu v. 351 geben die Verse die aus eigenem hergerichtete Erzählung der Scholien in der schlechteren Fassung (s. o.), wieder usf. usf.

Woher der Scholiast seine Gelehrsamkeit bezogen hat, wüßte man gern. Am einfachsten wäre freilich die Frage durch Rostagnis Antwort gelöst: aus den Scholien zur griechischen Ibis; aber da diese, wie oben gesagt, gewiß kein Ebenbild der lateinischen war, ist diese Auskunft für die Hauptmasse nicht angängig. R. versucht auch hier einen Beweis, den er vor allem auf die Spuren des griechischen Textes in der lateinischen Übersetzung gründet. Den von anderen bereits gefundenen fügt er eine recht einleuchtende hinzu; in der Geschichte der Limone scheint wirklich das *in corio equino clausa* aus einer griechischen Fassung wie der des Apostolios καθεῖρξεν ἐν χωρίῳ τινί geworden zu sein. Aber gerade dies war gewiß nicht die Fassung alter Scholien aus bester Zeit (daß alle Quellen berichten von Limone *rinchiuse in una fortezza* ist ein Irrtum; es wäre ja auch Unsinn), und dazu stimmt, daß die Fassung des Ibisscholions (*ut ab equo stupraretur*), die der des Apostolios am verwandtesten ist, die altbekannte Geschichte in übelster Weise entstellt. Also, wenn auch die griechische Vorlage des Scholiasten durchschimmert — und woher anders sollte er denn auch den größten Teil seines Materials entnehmen als aus griechischer Quelle? —, so braucht diese Quelle darum noch kein Scholion aus Theons Zeit oder Nachfolge zu sein. Auch hier wird, wenn irgend etwas, nur sorgfältige Analyse und Prüfung des einzelnen weiterhelfen. Man darf hoffen, daß R. selbst dabei mitwirken wird.

Leipzig. Richard Heinze.

Martin P. Nilsson, Primitive Time-reckoning. A Study in the origins and first development of the art of counting time among the primitive and early culture peoples. (Skrifter, utgivna av Humanistiska Vetenskapssamfundet. Bd. I.) Lund, Gleerup; Leipzig 1920, Harrassowitz. XIII, 384 S. gr. 8. 30 M. + 200 % Zuschlag.

Bei seinen Studien und Arbeiten über den griechischen und römischen Kalender in religiöser Beziehung erkannte Nilsson immer mehr „die Notwendigkeit einer klaren und auf umfassendes Material gegründeten Kenntnis der Entstehung und Entwicklung der Zeitrechnung in primitiven Verhältnissen, damit man von den in gleicher Weise für den ganzen Erdkreis gegebenen Bedingungen aus die Vorstufen der griechischen Zeitrechnung, über die in alter und neuer Zeit so viel Wunderliches vorgebracht worden ist, richtiger beurteilen könne“ (vgl. diese Wochenschr. 1919, Sp. 339 f.). Da der Krieg die Fortführung des Lexikons der griechischen und römischen Religion, über dessen Plan er sich im Arch. f. Religionswiss. XVI (1913) 621 f. ausgesprochen hat, unterbrach, so gewann er Zeit, diese Untersuchung selbst auszuführen. Sie lag schon 1917 abgeschlossen vor und erscheint jetzt, wo die äußeren Verhältnisse es erlauben, wie angekündigt, unter dem Titel „Primitive Zeitrechnung“, und zwar in englischer Sprache als erster Band der Schriften der Humanistiska Vetenskapssamfundet, einer anläßlich der 200 jährigen Jubelfeier der Universität Lund gegründeten Gesellschaft. — Das umfängliche Werk beginnt mit einer Vorrede, die die oben angedeutete Vorgeschichte der Untersuchung und eine Aufzählung der hauptsächlichen Vorarbeiten gibt; es folgt dann eine Einleitung, in der von der allgemeinen Grundlage der Untersuchung, von den Zeiteinheiten, dem Auf- und Untergang der Sterne, den Phasen des Klimas, der Pflanzen und des Tierlebens und den Arten der Zeitrechnung die Rede ist, und schließlich werden in vierzehn Kapiteln nacheinander behandelt: der Tag, die Jahreszeiten, das Jahr, die Sterne, der Monat, die Monate, alte semitische Monate, Kalenderregulierung, namentlich Einschaltung und Jahresbeginn, volkstümliche Monate der europäischen Völker, Solstizien und Aequinoktien, Hilfsmittel zur Zeitbestimmung, künstliche Zeitperioden und Feste und die Kalendermacher; dazu kommt ein fünfzehntes Kapitel mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse und einem Abschnitt über die griechische Zeitrechnung. Beigegeben sind am Anfang des Buches eine eingehend

Inhaltsangabe und am Ende außer einem Wortindex ein ausführliches Verzeichnis der zitierten Quellenwerke, dessen Umfang geradezu verblüffend wirkt und den Beweis liefert, daß das gesammelte Material allen Erdteilen entstammt. Wenn N. beklagt, daß er des Krieges wegen sich mit der Benutzung der Bibliotheken von Schweden und Kopenhagen hätte begnügen müssen, so hat diese Beschränkung der Brauchbarkeit und dem Wert des Werkes schwerlich Eintrag getan, da die Ergebnisse seiner Forschung ebenso reichhaltig als gleichförmig sind und die Durcharbeitung zahlreicher Reisebeschreibungen und ethnologischer Werke keine neue Ausbeute gegeben hat. Auch aus dem bedeutenden Buch von Webster, Rest Days, das dem Verf. erst bei Abschluß seines Buches bekannt wurde, hat sich keine neue Grundlage für die in Betracht kommenden Fragen ergeben, und ebensowenig wurden die eigenen Schlußfolgerungen dadurch beeinflußt.

Ein genaueres Eingehen auf die in den einzelnen Kapiteln niedergelegten Beobachtungen verbietet sich durch den Hinweis, daß bei der Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes dann ein neues Buch entstehen würde. Nur nach den Ergebnissen der in dem Buche angestellten Forschungen soll noch gefragt werden. Im 15. Kapitel faßt sie N. selbst zusammen. Die ersten Zeitangaben sind keine Zahlenangaben, sondern beruhen auf konkreter Anschauung; Sonne ist Tag, Schlaf Nacht; Tageszeiten unterscheidet man nach dem Stande der Sonne; man spricht von Dämmerung, Sonnen-Auf- und Untergang, ebenso von Tagesbeschäftigungen. Der Monat ist der Mond; man bezeichnet die Tage nach den Mondphasen. Allmählich erst entwickeln sich die Begriffe für die Jahreszeiten unter dem Einflusse des Ackerbaues. Zunächst redet man z. B. nur von Aussaat und Ernte, von klimatischen und anderen Naturerscheinungen. Auch der Begriff „Jahr“ kommt erst nach und nach zur Bedeutung einer Periode von einer Jahreszeit bis zu ihrer Wiederkehr. Die Jahre werden nicht gezählt, sondern nach einem wichtigen Ereignisse u. dgl., z. B. im Altertum nach einem Beamten, benannt. Himmels- und Naturerscheinungen, die den Ausgangspunkt für die Zeitrechnung geben, werden nur an und für sich betrachtet und nicht als Teile eines größeren Ganzen; sie dehnen sich über einander sehr unähnliche Perioden aus und sind von veränderlicher Länge. Allgemeine Maße für kürzere Zeitperioden sind durch Handlungen und Beschäftigungen gegeben, z. B. durch ein Stück Weg, dessen Länge man kennt. Das Mittel zu genauer Zeitbestimmung sind die Sternphasen, deren regelmäßige Wiederkehr die Aufmerksamkeit des Menschen erweckt; er zählt aber nur die Wiederkehr in der Periode und sieht die Dauer nicht: zehn Herbste sind zehn Jahre; der Reisende ist sechs Nächte unterwegs, macht also eine sechstägige Reise; dieselbe Anschauung liegt zugrunde, wenn der volle vierundzwanzigstündige Tag als „Tag“ bezeichnet wird. Diese Ausdrucksweise nennt N. die pars pro toto-Methode, für die auch Sumatra, die Gesellschaftsinseln, Bulgarien usw. Beispiele liefern, indem dort die Wochen nach einzelnen Tagen gezählt werden: statt sechs Wochen sagen die Eingeborenen sechs Sabbate; andere reden von sechs Sonntagen, Freitagen, Markttagen u. dgl. Nach derselben Weise werden auch die Monate als Neumonde gezählt; doch kommt vom Monde auch die zusammenhängende Zeitrechnung her, da sich seine Periode auch von unkultivierten Völkern übersehen läßt und z. B. die neun Schwangerschaftsmonate so oft gezählt werden.

Die konkrete Methode der Zeitrechnung kommt auch in Anwendung, wenn es gilt Monate zu bezeichnen, die nicht der unmittelbaren Vergangenheit oder Zukunft angehören: man wendet die Namen der Jahreszeit an, da sich die Monate in bezug auf ihre natürlichen Bedingungen deutlich voneinander unterscheiden. Weil aber die Jahreszeiten nach Lage und Dauer nicht begrenzt sind und die Monate sich mit ihnen nicht decken, so folgt, daß die Zahl der Monatsbezeichnungen zuerst eine recht willkürliche und unsichere Sache war. Hat sich dann aber eine feste Reihe von Monaten gebildet, so entsteht eine neue Schwierigkeit: das Jahr enthält mehr als zwölf und weniger als dreizehn Monate, weshalb die Beziehungen zu den Naturphasen bald in Unordnung kommen. Dieser Mangel muß durch „Extra“- oder durch „Inter“-kalation korrigiert werden. Am ehesten entsteht eine feste Ordnung, wenn man sie den Priestern, einem Beamtenkollegium oder einer einzelnen für diesen Zweck bestellten Person anvertraut, wie z. B. bei den alten Semiten oder in Loango.

Zuerst wurde in Babylon die Ordnung des Mond- und Sonnenjahres durch verfeinerte Beobachtungen des Himmels bestimmt. Doch brach sich inzwischen von selbst die Erkenntnis Bahn, daß in einer gewissen Anzahl von Jahren (8) immer eine gewisse Anzahl (3) von Einschaltungen fallen müsse, und an diesem Brauche hielt man fest.

Schließlich wendet N. die gewonnenen Ergebnisse auf den griechischen Kalender an, dessen Bearbeitung ja den Anstoß zur Sammlung des vorgelegten Materials gegeben hat. Während sich sonst in der ganzen Welt auf den frühen Stufen der Entwicklung eine Verbindung der Monate und ihrer Namen mit den Jahreszeiten nachweisen läßt, so fehlt in Griechenland dieses Stadium, und es tritt ganz unvorbereitet eine geordnete Jahresform und zyklische Einschaltung auf, wiewohl bei Homer der Zustand der Zeitrechnung primitiver ist als bei manchem barbarischen Volke. Hierin findet N. das Problem des griechischen Kalenders und den Grund zur Annahme, daß der griechische Kalender nicht in Griechenland entstanden ist. Dieser hat ebenso wie die Oktaeteris sakralen Charakter, und der Zyklus ist apollinisch. Die Feste, die mit der kyklischen Einschaltung eng zusammenhängen, werden nach den Beschlüssen von Delphi angeordnet, und ihnen folgt der Kalender, während Bauern und Seeleute an den Sternphasen festhalten. Woher stammt nun die Einschaltung? Aus Babylon. Auch Apollo stammt aus Asien, und babylonische Elemente finden sich in seinem Kult, wie seine Feste z. B. am 7. des Monats gefeiert werden, d. h. an Sabbaten. Die Kalenderbeeinflussung ist nur ein Teil eines mächtigen Stromes der Zivilisation, der von Osten kam, und Beziehungen zwischen Delphi und Kleinasien sind auch sonst nachweisbar.

Diese in den Hauptpunkten wohl unanfechtbare Darstellung wiederholt in knapper Form den Inhalt der betreffenden Abschnitte seiner „Entstehung usw. des griechischen Kalenders“, und man sieht deutlich, daß das neueste Werk Nilssons vor allem als Ergänzung zu seinem älteren Buche zu bewerten ist und eine Grundlage abgibt, schon früher gewonnene Forschungsergebnisse vom Standpunkt der Völkerkunde aus zu beleuchten und zu stützen. In den Dank, den die Altertumswissenschaft ihrem unermüdlichen, hochverdienten Mitarbeiter auch für sein neuestes Werk in höchstem Maße schuldet, kann diesmal auch die Ethnologie einstimmen, die ein so reiches Material für ihre Zwecke bereitgestellt findet.

Leipzig. Ernst F. Bischoff.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutsch-Türkischen Denkmalschutz-Kommandos. Hrsg. von **Theodor Wiegand**. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. 2. Heft 1: Sinai von Theodor Wiegand, mit Beiträgen von F. Frhrrn. Kress von Kressenstein, W. Schubart, C. Watzinger, E. Werth und K. Wulzinger. 1920. VIII, 145 S., 8 Tafeln, 142 Abbildungen. Kart. 100 M. — Heft 2: Die griechischen Inschriften der Palaestina tertia westlich der ʿAraba von A. Alt. 1921. IV, 64 S. 10 Abb. 50 M. — Heft 3: Petra von W. Bachmann, C. Watzinger, Th. Wiegand. Mit einem Beitrage von K. Wulzinger. 1921. X, 94 S., 2 Tafeln. 79 Abb. 100 M.

Der furchtbare Weltkrieg hatte trotz seiner ungeheuren Anforderungen an die Wehrkraft Deutschlands und seiner Verbündeten diesem Volke der Dichter und Denker doch vielfach Gelegenheit geboten, mit größter Gewissenhaftigkeit die Denkmäler der Vergangenheit zu retten und zu schützen. Ein beredtes Zeugnis für diese Tätigkeit, die uns Barbaren turmhoch über alle anderen Völker hebt, ist Clemens bekanntes Buch über den Denkmalschutz im Kriege. Der Anschluß der Türkei veranlaßte bald die Entsendung deutscher Truppen nach Syrien und Palästina. Daß auch in diesen zum großen Teile nach der archäologischen Seite hin völlig ungenügend erforschten Ländern deutsche Gelehrte wissenschaftliche Untersuchungen vornehmen, bedeutsame Reste des Altertums schützen und sichern und, wo dies nicht möglich war, sie in Wort und Bild genau beschreiben konnten, ist das Verdienst des Generaldirektors der Berliner Museen, Th. Wiegand, der mit seltener Tatkraft und nie ermüdender Geduld alle Hemmungen zu überwinden verstand, einen Stab ausgezeichneter Mitarbeiter um sich scharte und die unter unsäglichen Mühen gewonnenen Ergebnisse nun in der Heimat verwerten läßt. Die erste Frucht dieser Tätigkeit war das bereits 1918 veröffentlichte Prachtwerk „Alte Denkmäler aus Syrien, Palästina und Westarabien“, das auf seinem Titelblatte zwar den bereitwilligen Förderer des Denkmalschutzes im Osten, Achmed Dschemmāl Pascha, nennt, aber den Namen des eigentlichen Führers verschweigt. Während sich dieses Prachtwerk an alle Freunde des Morgenlandes richtete, sind die oben verzeichneten Veröffentlichungen für die Gelehrten bestimmt und bieten ihnen wissenschaftliche Einzeldarstellungen von höchstem Werte, den freilich nur der recht einzuschätzen vermag, der es weiß, wie wenig oder wie ungenau die hierin behandelten Gegenden oder Denkmäler bisher bekannt waren. Sie stellen die wissenschaftliche Arbeit im vorderen Orient auf eine völlig neue und zuverlässige Grundlage und sind eine Leistung, die alle früheren Forschungen, namentlich die der Engländer und der Franzosen, weit überholt. Denn in ihnen findet sich das vereinigt, was von jeher der selbstverständliche Grundsatz deutscher Wissenschaft gewesen ist:

peinlichste Genauigkeit bis in die Einzelheiten und Freiheit von aller Voreingenommenheit.

Das erste Heft führt in eine Gegend, die wegen ihrer Unfruchtbarkeit, Öde und der daraus erwachsenden Gefahren so gut wie ganz unbekannt geblieben ist, in die große Wüste, die sich zwischen der Südgrenze von Palästina und dem Sinaigebirge erstreckt. Daß sie nicht immer so verlassen gewesen ist, wußte man bereits aus den Reiseberichten eines Palmer, Trumbull, Musil und der Jerusalemer Dominikaner. Aber diese alle hatten doch nur Streifzüge in dieses Gebiet gemacht und dabei oft in größter Eile arbeiten müssen. Nun läßt es die deutsche Forschung gewissermaßen zu neuem Leben erstehen. Eine ganze Provinz des byzantinischen Reiches, die seit der Mitte des 7. christlichen Jahrh., als das Grenzbollwerk von den andringenden Arabern überrannt wurde, immer mehr verödete und auch literarisch fast gänzlich der Vergessenheit anheimfiel, lernen wir mit ihren festen Plätzen, Burgen, einst dichtbesiedelten Städten, mit Kirchen und Klöstern kennen. Nur von wenigen wissen wir die alten Namen, wie z. B. von Raphia, Rhinokorura, Birsama, Eboda, Elusa, die als Garnisonorte oder wichtige Straßenkreuzungspunkte vom 3. bis zum 7. Jahrh. genannt wurden. Unbekannt ist immer noch der alte Name von ḥafīr el-ʿaudscha, in dessen Trümmern sich sogar zwei Papyrusbruchstücke (von W. Schubart als Vertragsurkunden entziffert und bearbeitet) fanden. Der Einzelbeschreibung dieser Orte folgt ein zusammenfassender Überblick aus der Feder Wiegands, der die Bautechnik der Wüstenorte (reiner Steinbau wegen der Holzarmut, dicht gestellte Gurtbogen als Träger steinerner Decken und flacher Dächer), den Baustil (Wohnhäuser aus Stein nach hellenistischem Typus, dreischiffige Kirchen mit nicht vorspringender Apsis) und die Schmuckformen (entweder bewußte Anlehnung an den vorjustinianischen Klassizismus mit reichen Mosaikfußböden oder Geometrisierung der Ornamente, vorbereitet im römischen Kunsthandwerk seit Augustus, besonders deutlich an den spätjüdischen Ossuarien), Entwicklung, Eigenart und Untergang der Orte schildert. In besonderen Aufsätzen werden die Keramik, die jungpaläolithischen Werkzeuge und das Grab Aarons auf dem Berge Hor bei Petra (einst christliche Grabkirche) behandelt. Als Einleitung gibt der Führer des Vorstoßes zum Suezkanal einen fesselnd geschriebenen Bericht über die Kampfhandlungen auf der Sinaihalbinsel bis zum Ende des Jahres 1916, der den hier und da gemachten Vorwurf, es sei zu wenig geleistet worden, als völlig ungerechtfertigt erweist. Außerordentlich schöne Abbildungen, namentlich Aufnahmen der kühnen Fliegerabteilung 300, zieren den Band, dessen Reichtum nur eingehendstes Studium ausschöpfen kann.

Bietet schon dieses erste Heft für den Archäologen, den Historiker und den Philologen eine Fülle von neuen Tatsachen, so verdient das zweite Heft nicht minder die Aufmerksamkeit des Philologen. Zum ersten Male werden hier von Alt, der selbst an Ort und Stelle mitgearbeitet hat, die griechischen Inschriften der Palaestina tertia gesammelt. Bisher mußte man sie mühsam aus verschiedenen Zeitschriften zusammensuchen, in denen sie oft recht fehlerhaft und ohne Bezugnahme auf die Vorgänger veröffentlicht waren. Geboten werden 150 Stück aus bīr es-sebaʿ, umm ʿadschwe, el-chalaṣa, er-ruḥēbe, ḥafīr el-ʿaudscha, sbēṭa und ʿabde (Eboda), in der Mehrzahl Grabsteine (auffällig ist die große Zahl der für Kinder bestimmten). Besondere Beachtung verdienen die großen Bruchstücke der Kaiserlichen Dekrete aus bīr es-sebaʿ, die zugleich eine Menge von Ortsnamen liefern, und einige Gedichte (No. 14, 39, 56). Der Herausg. konnte viele neue Steine mitteilen, bei nicht wenigen die frühere sehr mangelhafte Lesung verbessern oder glücklich ergänzen. Die Erklärung ist zwar kurz und läßt manche Frage beiseite, gründet sich aber auf größte Sachkenntnis. Was die Inschriften, obwohl sie zunächst kärglich aussehen, doch über die Geschichte der Provinz, die verwickelte Zeitrechnung, die Bevölkerungsschichten, die Religion, die Sprachmengung u. a. aussagen, hat Alt am Schlusse meisterhaft zusammengefaßt. Es ist das Los aller Inschriftensammlungen, daß infolge neuer Funde Nachträge und Ergänzungen nötig werden. Der Herausg. verweist selbst auf die Veröffentlichungen in der Revue biblique und den Quarterly Statements des Jahres 1920. Von früheren sind, wie sich bei genauer Nachprüfung herausstellte, nur die Steine aus dēr el-balah und māʿīn, die A. Musil im Anzeiger der Wiener Akademie 44 (1907) S. 136, 141 f. bekanntgemacht hat, das große Mosaik von eschschellāl (vgl. American Journal of Archaeology 22 [1918] S. 83 f.) und der von R. A. S. Macalister in den Quarterly Statements 35 (1903) S. 171 mitgeteilte Grabstein, der doch sicher aus bīr-es-sebaʿ stammt, nicht verwertet. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort: ich hoffe, kleinere Berichtigungen im zweiten

Teile meiner Inschriftensammlung liefern zu können, die ich in der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins 43 (1920) S. 138 begonnen habe. Durch sie wird die Anerkennung, die der mühevollen und gewissenhaften Leistung gezollt werden muß, nicht im geringsten beeinträchtigt werden.

Auch das dritte Heft bringt eine Fülle von Überraschungen. Die Liste der Reisenden, die Petra, die wunderbare Hauptstadt des Nabatäerreiches aufgesucht haben, ist recht lang (vgl. die ausführliche Bibliographie bei Brünnow und v. Domaszewski, Die Provincia Arabia), und unter ihnen waren erprobte Forscher. Im wesentlichen haben sie aber alle ihre Aufmerksamkeit den Gräbern mit ihren prachtvollen, aus dem Sandstein des Gebirges herausgearbeiteten Schauseiten zugewendet und diese zu deuten versucht. Von der Stadt selbst kannte man so gut wie nichts. Das erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß die Forscher immer nur wenige Tage sich hier aufhalten konnten, und wenn man sich die wirren Stein- und Schuttmassen vergegenwärtigt, mit denen von der Wucht der winterlichen Wasserfluten das ganze Talgebiet angefüllt ist. Trotzdem gelang es den Verf., während eines nur vierzehntägigen Aufenthalts höchst bedeutsame Reste der alten Stadt nachzuweisen, und ihre Beschreibung, die auch das Geringste beachtet hat, läßt vor unseren Augen aus den Trümmern die Prachtgebäude der Tempel, der beiden Theater, des prunkvollen dreiteiligen Straßentores, der Paläste, des Gymnasions, die Märkte mit ihren Hallen, die gepflasterten Straßen und die wohlgeordneten Wasseranlagen wieder erstehen. Der Hellenismus hat hier im fernen Osten eine besonders schöne Leistung vollbracht. Er gibt auch das rechte Verständnis für die z. T. rätselhaften Fassaden der Felsgräber, namentlich des im stillen Zugangstale eingeschlossenen Wunderbaues, den die Araber Chaznet fir'aun nennen. Im Anschluß an Kohl, dem wir die erste Untersuchung eines einigermaßen erhaltenen Gebäudes, des Antentempels (Kasr fir'aun) verdanken, werden diese Schauseiten gedeutet als ein eigenartiger Versuch der peträischen Steinmetzen, ein Hintereinander einzelner Gebäude als ein Übereinander an der Felswand darzustellen. Erhält schon damit die Forschung für dieses Gebiet eine ganz neue Richtung vorgezeichnet, so wird sie außerdem noch großartig bereichert durch genaue Einzeluntersuchungen, wie z. B. an der für einen Fürsten oder Großen des Nabatäerreiches bestimmten Grabanlage im reizvollen Gartental, die wie das Chazne noch aus dem 1. vorchristlichen Jahrh. stammen wird. Möglich waren derartig wertvolle Ergebnisse in so kurzer Zeit deshalb, weil der Blick der Verf. geschärft und erprobt war durch die Ausgrabungen in Kleinasien. Eine volle Lösung aller auftauchenden Fragen könnten freilich nur Ausgrabungen bringen, worauf immer wieder hingewiesen wird. Sie würden, das ist mit Sicherheit anzunehmen, ein Pompeji des syrisch-westarabischen Kunstkreises aufdecken. Aber daran ist wohl so bald nicht zu denken. Um so dankbarer sind wir den Verf., daß sie diesen Reichtum an Wort und Bild uns schenken, der ohne die Hilfe des Spatens nicht überboten werden kann.

Mit freudiger Spannung werden alle Leser den weiteren, bereits angekündigten Heften dieser Sammlung entgegensehen, die u. a. auch Palmyra behandeln werden. Zum Schlusse sei auch der Verlagshandlung gedankt, die den Veröffentlichungen ein ihrem inneren Werte entsprechendes äußeres Gewand gegeben hat. Möchten diese Prachtwerke, die uns an die besten Friedenszeiten erinnern — höchstens der Einband könnte fester gefügt sein —, ihren Weg zu recht vielen finden als ein Schatz, dessen Bedeutung mit jedem Jahre des Besitzes klarer erkannt werden wird.

Dresden. Peter Thomsen.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Weekly. XIV, 18—20.

(137) **C. K.**, An Illustration of Horace, Sermones I. 3. Gibt eine Gedankenübersicht und bringt Parallelen zu dem Sinne des Ausdrucks naribus acutis. Besonders interessant ist ein Ausschnitt aus der New York Sun, Saturday, April 9, 1898, ein Auszug aus The Lancet (London), der berichtet über die Bedeutung der Nase in Italien und über die modernen Wettbewerbe in Nasenschönheit (concorsi di nasi): 1891 in Padua, 1897 in Mailand! — (138) **R. B. Steele**, Some Spheres of Roman Originality. Das Originalgenie der Römer auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Gesetze und des Krieges wird übersichtlich dargetan. Weiterhin werden Stellen lateinischer Schriftsteller behandelt, die die Eigenart römischen Wesens gegenüber dem griechischen aussprechen. Überhaupt sucht der Verf. das spezifisch Römische möglichst herauszustellen, z. B. auch an Cicero. — (144) **R. G. Kent**, Horace, Odes, 4. 6. 1—28. Another Study in Punctuation. Die Verse 9—24 sind parenthetisch zu fassen; sie umschreiben Achilleus, von dem Vs. 3—8 die Rede war. Dive in Vs. 1 wird wieder aufgenommen durch Phoebe in Vs. 26; das Verb ist defende: 27.

(149) **C. K.**, A State Specialist on the Outlook

for Latin. Darlegung der Hauptresultate aus einem Artikel: The Outlook for Latin, von S. D. Arms, im Educational Review, Jan. 1921, 61, S. 41 ff. Im Staate New York betrug die Schülerzahl 1914/15: 174320 in den Secundary Regents Schools; Latein nahmen 78565, Griechisch 2226, Französisch 32722, Spanisch 5244, Deutsch 73189 mit; 1918/19 betrugen bei 197119 Schülern die Zahlen für Latein 69370, Griechisch 2161, Französisch 56591, Spanisch 32877, Deutsch — 11306! März 1920 betrugen die Schüler der High Schools in Greater New York 68981: Latein nahmen 14845 mit, Griechisch 172, Französisch 20336, Spanisch 28801, Deutsch — 532. Die Aussichten für Latein als Unterrichtsfach sind gut.

(153) C. K., Horace, Sermones, 1. 3, 29/34. A Matter of Style. Zu dem dreifachen at werden ähnliche Beispiele (sed) aus der lateinischen Literatur angeführt. Auch aus englischer Literatur finden sich Belege von wiederholtem but. — (154) R. M. Gummere, The English Essay and Some of its Ancient Prototypes. I. The English. Gibt eine Erklärung des Begriffs und einen Überblick über den der anglosächsischen Nation besonders gut liegenden Essay: vielfache Beziehungen zu den Schriften der alten Klassiker sind zu beobachten. II. The Greek. Hesiod hat oft etwas Essay-Ähnliches, vor allem aber Theognis. Kapitel wie I 93; I 131 im Herodot, II 15 im Thukydides kann man als Essays bezeichnen. Auch bei Isokrates findet man Essayistisches. Theophrast ist Essayist, wie seine Nachfolger La Bruyère, Hall, Earle und Overbury. Weiter sind Essayisten Herodes Atticus, Aristides, Dio Chrysostomos, Plutarch, Pausanias und vor allem Lukian. II. The Roman. Auch die Römer hatten ebenso wie die Griechen keine Vorstellung vom Essay als Typus der Literatur. Verf. behandelt Cato und Varro. Ciceros de Senectute und de Amicitia sind wirkliche Essays; unter seinen Briefen findet Gummere die Natur des Essays gewahrt in I 358 ff. II 51 ff. 94 ff. III 205 f. IV 286 ff. V 148. 411 ff. (Ausg. von Tyrrell und Purser). Auch bei Curtius Rufus, Valerius Maximus, Velleius Paterculus findet man dem Essay Ähnliches. Wesentlich Essayisten sind der jüngere Plinius, Gellius, Fronto, Apuleius, Macrobius und vor allem Seneca der Jüngere (Epist. 2, 7, 12, 28, 38, 41, 51, 54, 67, 69, 77, 80, 83, 86, 91, 100, 104, 108, 110, 122). Diese finden hier feine Charakteristiken, besonders Senecas Episteln 56, 57 und 87a werden hervorgehoben.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Alfaric, Pr., Les écritures Manichéennes: *The J. of Theol. Stud.* XXI 84 S. 338. 'Ausgezeichnet'. *C. Burkitt.*

Altertum. Vom A. zur Gegenwart. Hrsg. von E. Norden und A. Giesecke: *Hist. Z.* 124, 2 S. 265 ff. Besprochen von *J. Kaerst.*

Aristoteles Atheniensium respublica, transl. by C. Kenyon: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 70. 'Genau und umfassend'. *G. Stock.*

Aristotle, Four books of Meteorologica, by H. Fobes: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 69. 'Eine gelehrte und mühevolle Arbeit'. *G. Stock.*

Aristoteles Oeconomica, transl. by S. Forster. *The Class. Rev.* XXXV, 3/4 S. 70. 'Wohlgelungen'. *G. Stock.*

Birt, Th., Aus dem Leben der Antike. 2. A.: *Hist. Z.* 124, 2 S. 275 ff. 'Faßt heitere und ernste Stoffe zusammen, die dem modernen Menschen das antike Leben nahebringen sollen'. *R. Herzog.*

Buddenhagen, Fr., Περὶ γάμου: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 75. 'Gute Sammlung des Stoffes. Leider ist nur ein Teil der Arbeit gedruckt'. *J. Rose.*

Cadbury, J., The style and literary method of Luke: *The J. of Theol. Stud.* XXI 84 S. 342. 'Knapp, gründlich und lehrreich'. *C. Burkitt.* — *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 77. 'Gründlich und ergebnisreich'. *K. Lowther Clarke.*

Defourny, M., Aristote et l'éducation: *Rev. de philos.* XXI 3 S. 326. 'Überzeugende Erklärung der scheinbaren Widersprüche zwischen Ar. Polit. und Eth. *G. J.*

Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. 2. Teil: *Hist. Z.* 124, 2 S. 323 ff. 'Überaus wertvolles Hilfsmittel der Forschung'. 'Streitfragen mehr angeschnitten als erledigt'. *G. v. Below.*

Elbogen, J., Geschichte der Juden seit dem Untergange des jüdischen Staates: *Hist. Z.* 124, 2 S. 341 f. 'Knappe und gewandte Darstellung'. *G. Beer.*

Geffcken, J., Griechische Menschen: *Hist. Z.* 124, 2 S. 277 ff. 'Fesselndes Buch'. *O. Immisch.*

Grofse, R., Römische Militärgeschichte von Gallienus bis zum Beginn der byzantinischen Themenverfassung: *Hist. Z.* 124, 2 S. 280 ff. 'Ist bei allem aufgewandten Fleiß doch nicht zu fruchtbaren und klaren Ergebnissen gekommen'. *Delbrück.*

Hardy, R., Res metrica: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 72. 'Umfassend und eigenartig; ausgezeichnete Darstellung der Metrik des Horaz'. *S. Robertson.*

Heinemann, K., Die tragischen Gestalten der Griechen: *Engl. Stud.* 55, 2 S. 289. 'Willkommene Übersicht'. *R. Petsch.*

Ibis, von A. Rostagni: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 67. 'Zweifelhafte Ergebnisse'. *E. Housman.*

Immisch, O., Das Nachleben der Antike: *Hist. Z.* 124, 2 S. 267 f. 'Interessante und gehaltvolle Schrift'. *J. Kaerst.*

Jolliffe, O., Phases of corruption in Roman administration on the last half-century of the republic: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 80. 'Übersichtliche Zusammenstellung'. *W. W. H.*

Laing, J., The genitive of value in Latin: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S 80. 'Übersichtlich und lehrreich'. *A. Sonnenschein.*

Laqueur, R., Der jüdische Historiker Flavius Josephus: *Theol. Rev.* 7/8 S. 143. 'Scharfsinnig und anregend'. *H. Dieckmann.*

McClees, H., A Study of women in Attic Inscriptions: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 76. 'Reichhaltig und anregend'. *H. Richardson.*

Meyer, M., Juristische Papyri: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 78. 'Brauchbare Einführung'. *A. S. H.*

Pasquali, Orazio Lirico: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 79. 'Sehr gelehrt'. *E. Butler.*

Reitzenstein, R., Das mandäische Buch des Herrn der Größe und die Evangelienüberlieferung: *Theol. Rev.* 9/10 S. 179. 'Reich an Problemen, weniger an Ergebnissen'. *A. Allgeier.*

Sallust. With translation, by C. Rolfe: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 79. 'Willkommen'. *E. Butler.*

Sandys, E., Latin Epigraphy: *The Class. Rev.* XXXV 3/4 S. 73. 'Dankenswertes Hilfsbuch für Lehrende und Lernende'. *M. Calder.*

Schulten, A., Hispania. Traducion par P. Bosch-Gimpera y M. Artigas Ferrando. Mit einem Anhang: La arqueologia prerromana hispanica von P. Bosch-Gimpera: *Hist. Z.* 124, 2 S. 334 ff. 'Hochwillkommene Gabe'. *H. Mötefindt.*

Wundt, M., Plotin. Studien zur Geschichte des Neuplatonismus: *Hist. Z.* 124, 2 S. 279 f. 'Wird die Probe der eindringendsten Einzeluntersuchung bestehen'. *O. Immisch.*

Mitteilungen.

Diogenes Laertios X 14.

Nachdem in § 12 der ἔπαινος Epikurs geschlossen ist, folgt ein Abschnitt über seine etwaigen Lehrer, der auf Diokles weist, dessen Angaben aber zum Teil wenigstens Apollodors Chronik entnommen sind. Daran reiht sich eine offenbar noch zum ἔπαινος gehörende Kennzeichnung des Stils Epikurs, die mit den Worten schließt: καὶ ἐν ταῖς ἐπιστολαῖς ἀντὶ τοῦ Χαίρειν Εὖ πράττειν καὶ Σπουδαίως ζῆν. Und dann die fragliche Stelle (§ 14), die nach den Hss lautet: ἄριστον οἱ δέ φασιν ἐν τοῦ 'Επικούρου βίῳ τὸν Κάνονα γράψαι αὐτὸν ἐκ τοῦ Ναυσιφάνους Τρίποδος, οὗ καὶ ἀκοῦσαί φησιν αὐτόν, ἀλλὰ καὶ Παμφίλου τοῦ Πλατωνικοῦ ἐν Σάμῳ· ἄρξασθαί τε φιλοσοφεῖν ἐτῶν ὑπάρχοντα δυσκαίδεκα, ἀφηγήσεσθαι δὲ τῆς σχολῆς ἐτῶν ὄντα δύο πρὸς τοῖς τριάκοντα.

Cobet verändert ἄριστον in 'Αρίστων und tilgt οἱ (wofür Bignone ὁ π⟨εριπατητικός⟩ lesen will); Usener „wagt" 'Αντίγονος ebenfalls mit Tilgung von οἱ (auch Καρύστιος hält er für möglich). Alle drei ändern φασι in φησι.

Ich halte alle diese Änderungen für zu gewaltsam und die Überlieferung für richtig. Nur ist der Abschnitt an falsche Stelle geraten; er gehört hinter (§ 13) Τοῦτον 'Απολλόδωρος ἐν Χρονικοῖς Ναυσιφάνους ἀκοῦσαί φησι καὶ Πραξιφάνους; zu diesen Worten bildet der Satz οἱ δὲ (nämlich Gegner Epikurs) eine Randbemerkung. Mit οὗ καὶ ἀκοῦσαί φησιν (nämlich Apollodor) nimmt Laertios (oder sein Schreiber) den unterbrochenen Faden wieder auf, um hinzuzufügen, daß Epikur nach Apollodor — und das ist wichtig — auch Pamphilos in Samos gehört hat. Daß die Angabe über sein Alter bei Begründung der Schule auf Apollodor zurückgeht, zeigt der nächste Abschnitt, der auch Apollodor als Gewährsmann für diese Tatsache nennt; nur ist dieser Abschnitt einem anderen Mittelsmann entnommen als jener.

Ich glaube aber, daß der Abschnitt § 12 f.: Μάλιστα δ' ἀπεδέχετο, der den ἔπαινος unterbricht, ebenfalls nicht an rechter Stelle steht, sondern hinter Σπουδαίως ζῆν (§ 14 Anfang) einzureihen war.

Es bleibt noch das ἄριστον hinter diesen beiden Wörtern zu erklären. Ich halte es für die Beifallserklärung eines Lesers zu ihnen, die mit den folgenden Sätzen vom Rande in den Text geraten ist. Ich weiß nicht, ob ähnliche Einschiebsel auch sonst im Texte des Laertios vorkommen, verweise aber des Beispiels halber auf die Glossen in Cicero De finibus, die ich in dieser Wochenschrift 1918 No. 18 Sp. 414 gegen Ende zusammengestellt habe, besonders auf das „quod certissimum est".

Magdeburg. Robert Philippson.

ANZEIGEN.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 24. September. 1921. №. 39.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Erik Peterson, Εἷς θεός. Epigraphische, formgeschichtliche und religionsgeschichtliche Untersuchungen. Göttinger (theol.) Diss. 1920. Hubert & Co. 42 S.

Εἷς θεός als Akklamation bei Heiden und Christen, νικᾷ-Akklamationen im Kaiser-, Götter- und Christuskult, Κύριε ἐλέησον, Εἷς θεός als Akklamation in der Aretalogie, die μόνος- und μέγας-Formeln, die μέγα τὸ ὄνομα (Σαράπιδος, θεοῦ, τῆς ἁγίας τριάδος usw.)-Formel, die in Akklamationen vorkommende Wendung ὁ θεὸς τοῦ δεῖνα werden besprochen und am Schluß zusammenfassend der Zusammenhang der christlichen mit der jüdischen und hellenistischen Wundererzählung skizziert. Alles herrliche Themen, die bei dem starken Interesse für Liturgie und Aretalogie ebenso lockend wie dankbar sind[1]). Man wird durch sie mitten in die impulsiven Äußerungen religiösen Lebens versetzt, in das Treiben der Propaganda heidnischer wie christlicher Kreise, in die scharfe Luft gegenseitiger Rivalität, die sich in gleichartigen Formeln Ausdruck schafft. Der junge Theologe, der sich dies Gebiet wählte, verfügt über ausgedehnte Kenntnis des in Betracht kommenden Quellenmaterials, zeigt offenen Blick für die Typik der Erscheinungen, ohne darüber charakteristische

[1]) Vgl. auch die kurzen Ausführungen von Josef Kroll, Die christl. Hymnodik bis zu Clemens von Alexandreia (Verzeichn. d. Vorlesungen Akad. Braunsberg S. S. 1921) S. 34 A. 1.

Unterschiede zu übersehen, ist auch in der neueren Literatur zu Hause. Für die εἷς- und νικᾷ-Formeln sowie den Schlußabschnitt konnten meine Ausführungen (Neue Urkunden z. Sarapis-Religion) schon benutzt werden. Ich habe mir seitdem noch notiert Apul. met. IX 14, von der liederlichen Bäckersfrau: spretis atque calcatis numinibus in vicem certae religionis mentita sacrilega praesumtione dei, quem praedicaret unicum. An das christliche Bekenntnis braucht man dabei nicht zu denken. Wir wissen jetzt zur Genüge, wie viele Konventikel ihren Gott als den εἷς oder μόνος bezeichneten. Ungemein lehrreich ist da ein Fall, den weder Peterson noch ich heranziehen konnten. Ich habe S. 22 nach der Erstpublikation die Inschrift aus dem Mithraeum unter den Caracallathermen zitiert: εἷς Ζεὺς Μίτρας Ἥλιος κοσμοκράτωρ ἀνείκητος. Das ist aber nicht der ursprüngliche Text; sondern, wie Canet erkannt hat (bei Cumont, Compt. rend. Acad. d. Inscr. 1919, 313 ff.), stand statt Μίτρας zuerst Σάραπις auf dem Stein — also die εἷς Ζεὺς Σάραπις-Formeln vermehren sich um dieses Beispiel. Cumont meint, die Weihung habe von Anfang an dem mit Sarapis identifizierten Mithras gegolten, letzterer sei aber nicht durch den Eigennamen, sondern nur durch das für ihn typische ἀνείκητος angedeutet gewesen. Das ist möglich, aber nicht durchaus sicher, denn ἀνείκητος heißen auch Ma und andere Gottheiten, und gerade auf den „Sieger“ Sarapis (s. meine Sammlung der Σάραπις νικᾷ-Formeln a. a. O.) kann dies

Epitheton sinnvoll angewendet werden. Überzeugend ist aber Cumonts weitere Darlegung. Im 3. Jahrh., als der Mithrasdienst der wichtigste wurde, habe man dann aus der obigen Inschrift den Sarapis eliminiert und in ziemlich rohen Buchstaben Μίτρας drübergemeißelt, der so (und nur so) zum Epitheton κοσμοκράτωρ, das er sonst nicht führt, gekommen ist. Da hat man ein sprechendes Beispiel für die Rivalität innerhalb antiker Kulte selbst, Mithras verdrängt den Sarapis. — Bei den νικᾷ-Formeln verzeichnet P. zu Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat die schon von Weymann verglichene Quintilianstelle VII 4, 24: hic regnat, hic imperat, hic sola vincit (sc. eloquentia). Petersons Zusatz, „ich möchte freilich darauf hinweisen, daß bei Quintilian die Reihenfolge der drei Verben gerade umgekehrt ist", soll die Parallele abschwächen. Sie bleibt aber doch, denn die Umsetzung ist verursacht durch das steigernde sola, was zu vincit besser paßt, und dies gesteigerte Glied muß natürlich, dem crescendo zuliebe, an den Schluß des Satzes. Ob wir freilich für diese anaphorische asyndetische Triade verwandter und synonymer Begriffe bei Quintilian die Benutzung einer antik-religiösen Formel annehmen dürfen, wage ich nicht zu behaupten [2]). Bemerkenswert wäre immerhin X 1, 16: vivunt enim omnia et moventur. Das ist das stoische ζῆν καὶ κινεῖσθαι. Diese Stelle sei bei Nordens Material (Agn. Theos 19—22) nachgetragen. Uns ist ja die Erweiterung dieser dyadischen Formel zur triadischen geläufiger: ἐν αὐτῷ γὰρ ζῶμεν καὶ κινούμεθα καὶ ἐσμέν. Ich sage nur sehr vorsichtig: wenn N. N. vincit, regnat, imperat stoische Formel wäre, dann hätte ihre Adaption bei Quintilian und im Christentum nichts Verwunderliches. Anderenfalls hat eben der aller gehobenen Sprache eigene Hang zur triadischen Synonyma-Häufung zufällig zu verwandt aussehenden Formeln geführt, oder es liegt, wie Weymann annahm, gelehrte Anlehnung an die Quintilianstelle vor. — Zu den μέγας-Akklamationen wäre noch das Material aus Br. Müller (ΜΕΓΑΣ ΘΕΟΣ, Diss. Phil. Hal. XXI 3), soweit es Akklamationscharakter hat, hinzuzunehmen. Müller selbst schied diese Beispiele nicht von den anderen. Vgl. ferner für antikes Gut: Hermes LV 1920, 327 f.

[2]) Weymann, Hist. Jahrb. d. Görresgesellschaft, 1916, 79 nimmt für die christliche Formel gelehrte Entlehnung aus Quintilian an, ohne zu erwägen, ob nicht schon eine antike Formel als gemeinsame Quelle für Quintilian einer-, Christentum anderseits angesetzt werden kann.

Die christlichen Rufe in den Aretalogien wie μέγας ὁ θεὸς τῶν χριστιανῶν u. a. kann man sehr treffend illustrieren durch Aelius Aristides II 339 § 21 Keil: ἦν καὶ βοὴ πολλῶν τε παρόντων καὶ ἐπιόντων τὸ π ο λ υ ύ μ ν η τ ο ν δὴ τοῦτο βοώντων μέγας ὁ Ἀσκληπιός, vgl. auch 396 § 7. „Groß ist die Artemis der Epheser" (vgl. P. 28) ist ja das bekannteste Beispiel dieser Akklamationen, die ein langes Leben haben. „Groß ist der Gott der russischen Erde," sagte der Zar einmal in der Kriegsduma.

Doch ich darf den Rahmen einer Anzeige nicht überschreiten durch weitere Materialanhäufung. Um so weniger, als P. in diesem Dissertationsteildruck nur einen kurzen Überblick gibt, in dem er bei weitem nicht alle ihm bekannten Belege anführen konnte. Es wäre dringend wünschenswert, daß er für die ganze Arbeit, die ein Corpus der εἷς θεός-Inschriften u. ä. liefern soll, einen Verleger finde — oder aber wir Herausg. der Religionsgesch. Versuche und Vorarbeiten einen Kapitalisten, der den zur Drucklegung nötigen Zuschuß leistete. Denn Petersons Erstlingsarbeit verdient alle Förderung.

Heidelberg. Otto Weinreich.

Edwin Flinck, Auguralia und Verwandtes (Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B Tom. XI. No. 10). Helsingfors 1921. 75 S.

Der den Lesern dieser Wochenschr. (s. oben Sp. 198 ff.) als Verf. einer tüchtigen Dissertation über Senecas Octavia bekannte junge finnische Gelehrte liefert in der vorliegenden, kleinen, aber inhaltreichen Schrift einige sehr beachtenswerte Beiträge zur Geschichte des römischen Augurates. Hinsichtlich der Etymologie des Wortes *augur* lehnt er, wie mir jetzt scheint mit Recht, den Zusammenhang mit St. *avi-* ab und entscheidet sich mit Buecheler u. a. für die Ableitung von einem aus *augus-tus* zu erschließenden neutralen *s*-Stamm **augus*, zu *augere* gehörig, im Sinne von Förderung, Segen. Damit ist der richtige Ausgangspunkt für die Beurteilung der *auguria*, der selbständigen Kulthandlungen der Augurn, gewonnen, von denen ich (Relig. u. Kultus d. Röm.[2] S. 524) bereits stark betont hatte, daß sie in keiner Weise den Zweck verfolgen, den Schleier der Zukunft zu lüften und über bevorstehende Ereignisse Auskunft zu gewinnen: Verf. geht auf diesem Wege weiter und stellt fest, daß Vogelschau und Erkundung des Götterwillens überhaupt nicht zu den ursprünglichen Obliegenheiten der Augurn gehören, sondern die *auguria* eine Art Vermehrungsritus darstellen, Beschwörungen des

Segens, z. B. auf den neubestellten Priester, auf die Felder und Weinberge, auf die ganze Gemeinde, wobei er sehr ansprechend den Lituus (zusammenhängend mit *litare*) als Zauberstab faßt. Die Frage, wann und wie der Augur zum Zeichendeuter wurde, streift der Verf. nur leicht. Jedenfalls muß es sehr früh, lange vor Beginn der römischen Literatur, geschehen sein; denn schon Cato kennt *augur* als Bezeichnung des privaten Wahrsagers, und bei Plautus ist *augurium* schlechthin Vorzeichen; das setzt eine lange vorhergegangene Entwicklung voraus. Ich denke mir die Sache so: Das Geheimnis des häufigen Erfolges kirchlicher Regenprozessionen in katholischen Ländern beruht doch darauf, daß der wetterkundige Geistliche den Bittgang nicht eher veranstaltet, bevor ihm nicht allerlei aus langer Beobachtung bekannte Anzeichen das baldige Eintreten eines Witterungsumschwunges wahrscheinlich erscheinen lassen; so mußte auch der Augur, um seine Beschwörungen (z. B. bei *augurium canarium* in der Hundstagsdürre) mit einiger Aussicht auf günstige Wirkung vornehmen zu können, sich auf Himmelszeichen und Vogelflug (auf die regenverkündenden Vögel Rabe und Krähe weist der Verf. S. 25 hin) verstehen, und damit war der Ausgangspunkt für seine später so bedeutsame Mitwirkung bei der Auspikation gegeben, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob es vor der Übernahme der Disziplin durch die Augurn eigene *auspices* gab, an deren Stelle dann die Augurn traten, oder ob das Wort nur die Augurn in dieser ihrer Funktion bezeichnet. Gut ist auch, was der Verf. S. 54 ff. im Anschlusse an die vor einem Jahrzehnt gefundene wichtige römische Inschrift Dessau 9337 über das Augurium salutis namentlich gegen F. Blumenthal ausführt: die jedenfalls auf Aufzeichnung durch die Priester selbst beruhende Liste enthält offenbar sämtliche innerhalb der Berichtszeit (1—17 n. Chr.) veranstalteten *auguria*, aus denen nur die beiden *auguria salutis* als *maxima* herausgehoben und an die Spitze gestellt sind, während die übrigen unter sich ganz verschiedenartig sein können; daß die Augurn in 17 Jahren nur siebenmal in die Lage kamen, ein Augurium zu veranstalten, ist eine Tatsache, die Hervorhebung verdient. Nicht gelungen ist dem Verf. meines Erachtens der Nachweis einer besonders engen Beziehung der Augurn zum Weinbau. Denn wenn Cicero (de leg. II 21) ihnen das *augurare vineta virgetaque* zuweist, so stammen die Worte *vineta virgetaque* (übrigens kann *virgeta* gewiß nicht „die Obst- und Beerenpflanzungen" bezeichnen, wie Verf. S. 23 will) ganz offenbar aus einer Gebetsformel nach Art der bei Cato de agric. 141 mitgeteilten und bezeichneten (vielleicht zusammen mit anderen Ausdrücken, wie bei Cato *fruges frumenta*) die Gesamtheit der römischen Feldmark mit allem, was darauf wuchs. Die Geschichte vom Augur Attus Navius aber ist erfunden zur Exemplifikation doch nicht der *auguria* im engeren Sinne, sondern der auguralen Anlegung des Templum durch Ziehung von Cardo und Decumanus, und daß sie gerade in einen Weinberg verlegt wird, ist ein nebensächliches Moment der Erzählung. Der Verf. legt auf diese Verbindung der Augurn mit dem Weinbau Wert um einer damit zusammenhängenden, geistreichen, aber unhaltbaren Kombination willen: er faßt nämlich *vindex* als *vin(i)-dex*, das soll der sein, der mit dem Stabe (vom Weinstock) zeigt, unter der meines Erachtens ganz unmöglichen Annahme, daß *vinum* ursprünglich dasselbe bedeutet habe wie später *vitis*. Völlig abwegig erscheint mir auch die Behauptung, daß auch die Fuchtel des Centurio eine religiöse Grundbedeutung habe: wenn nach Livius per. 57 in einem Falle des militärischen Koerzitionsverfahrens Römer *vitibus*, Fremde *fustibus* geschlagen werden, so soll nach dem Verf. (S. 34) der Grund der sein, daß man „bei dem eigenen Soldaten, der sich verging, annahm, er sei von einer bösen Kraft besessen, die mit einem Stock aus dem glückbringenden Baume ausgetrieben werden mußte", während für den Fremden der gewöhnliche Knotenstock genügt habe: daß die Bedeutung von *fustis* eine ganz andere ist als die eines gewöhnlichen Knotenstockes, zeigt die Darlegung von M. Leumann im Hermes LV 1920 S. 107 ff.; es ist das aber hier gegenstandslos, weil in der Liviusstelle *fustibus* Interpolation für *virgis* ist, der Gegensatz also ganz anders steht (s. Mommsen, Strafrecht S. 983 Anm. 4). Von Lituus und Vitis kommt der Verf. auf die Besprechung anderer Bräuche, bei denen ein Stab oder Zweig eine Rolle spielt. Die Strena ist ja durch Deubner glänzend und endgültig erklärt; ob der vom Verf. S. 59 konstruierte etymologische Zusammenhang von *strena* und *stirps* sprachlich möglich ist, möchte ich nicht entscheiden; jedenfalls aber ist es sehr bedenklich, zu diesem Behufe den angeblichen sabinischen Einschlag in der römischen Religion mit in die Rechnung zu stellen. Was im letzten Abschnitt (S. 62 ff.) über den Zusammenhang von *stips*, *stipula*, *stipulari* gesagt wird, verdient jedenfalls ernste Erwägung; für den

sowohl bei *strena* wie bei *stips* hervortretenden Bedeutungswandel, vermöge dessen die Bezeichnung einer bestimmten Sache später die Geldleistung bedeutet, die an Stelle jener Sache getreten ist, hätte auf die Analogie von *sportula* hingewiesen werden können. Schließlich noch ein paar Einzelheiten. S. 13f. wird bei Plautus Asin. 263 die Überlieferung *quantum ex augurio auspicii intellego* (mit doppeltem Hiatus) verteidigt und die Verbindung *augurium auspicii* besprochen: aber wenn die Lesung richtig ist (was ich stark bezweifle), müßte doch wohl *auspicii* mit *quantum*, nicht mit *augurio* verbunden werden. Juppiter Liber als Weingott zu fassen und gleichzeitig mit dem *liberare* und *effare* von Örtlichkeiten zusammenzubringen (S. 21), geht gewiß nicht an. Aus der Wendung der suetonischen Horazbiographie *ruris sui Sabini aut Tiburtini* lassen sich Schlüsse auf die Lage von Horaz' Sabinum (S. 59 Anm. 2) nicht ziehen, weil hier offenbar eine literarische Reminiszenz an Catull 44 *o funde noster seu Sabine seu Tiburs* (vgl. auch Cat. 39, 10) hineinspielt. Im Ausdrucke ist auffällig S. 34 „das Insignium"; S. 37 (zweimal) „der Anaglyph".

Halle a. S. Georg Wissowa.

Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Übersetzt von **Elsa Lüders**. Mit einer Einleitung von **Heinrich Lüders**. Mit 8 Tafeln, Jena 1921, Diederichs. XVI, 372 S. Geb. 20 M.

Um der indischen, besonders der buddhistischen Literatur Geschmack und willig mitgehendes Verständnis abgewinnen zu können, bedarf man einer gewissen geistigen Disposition, die dem eher rationalistisch als mystisch veranlagten Referenten völlig abgeht. Ich habe mich vor Jahren nur mit starkem Mißbehagen in Dschatakam und Pantschatantra eingearbeitet, als es für mich darauf ankam, zu der Frage der Priorität der indischen oder griechischen Fabel- und Märchendichtung Stellung zu nehmen. Und auch heute noch halte ich den Gesamteindruck für richtig, den ich 1906 so formulierte: „in den griechischen Fabeln guter Zeit handeln die Tiere schlicht ihrer Natur gemäß; bei den indischen hat man stets den Eindruck, es mit verkleideten Menschen zu tun zu haben. Die äsopischen Fabeln entstammen frischer, volkstümlicher Poesie, die indischen abgelebter, geistlicher Rhetorik" (Pauly-Wissowa R.-E. VI 1731). In der Tat ist auch die Empfindung, mit der man den hübschen Band „Buddhistischer Märchen" aus der Hand legt, vor allem die des Bedauerns, daß man diese Erzählungen, die z. T. noch Spuren ihrer volkstümlichen Entstehung an sich tragen, nicht ohne diesen theologischen Aufguß zu genießen bekommt.

Die hier vereinten Märchen, Fabeln, Legenden, Schwänke und Novellen entstammen alle den Dschatakas, über deren Eigenart Heinrich Lüders in der Einleitung gut orientiert. Er weist auf die mannigfachen Widersprüche zwischen dem Prosatext und den eingeschobenen Versen hin und erklärt letztere mit Recht für die ältere Fassung. Auch er hat die Anschauung aufgegeben, daß die buddhistischen Mönche diese Erzählungsliteratur geschaffen hätten, und sieht in ihnen Erzeugnisse volkstümlicher Dichtung, „die in Indien in vorbuddhistischer und frühbuddhistischer Zeit, also etwa seit dem 6. Jahrh. v. Chr., als Vorläuferin der Epik im Sanskrit blühte". Ganz richtig weist er z. B. darauf hin, daß das hübsche Märchen von der schönen Pabhavati und dem häßlichen Kusa ursprünglich sicher nicht dazu bestimmt war, um dem mönchischen Weiberhaß des Bearbeiters zum Beleg zu dienen.

Der Zeitansatz sowohl für die volkstümlichen Erzählungen wie für die Überarbeitung in den Dschatakas bleibt aber strittig. Als terminus post quem für die letzteren kommen die Reliefs von Bharaut in Betracht, die inschriftlich als Dschatakas bezeichnet sind und ins 2. Jahrh. gesetzt werden. Was aber Lüders S. XIII—XIV über die indischen Erzählungen als Quelle von Herodot, Sophokles, Plato sagt, scheint dem Ref. auch jetzt noch durch seine Ausführungen bei Pauly-Wissowa VI 1727ff. sowie in der Heidelberger Akademieabhandlung von 1918 über das Verhältnis der orientalischen zur griechischen Fabeldichtung (Achiqar und Äsop) widerlegt zu sein. Danach kann daran festgehalten werden, daß sich Beeinflussung der griechischen Märchen- und Fabeldichtung durch die des Orients erst in der Zeit des Hellenismus nachweisen läßt — also z. B. bei Babrius —, ebenso aber daran, daß sehr oft Hellas der gebende Teil war.

Dschatakas „Geburtsgeschichten" sind Erzählungen, die Buddha — oder wie er hier nach streng kirchlicher Terminologie heißt: Bodhisatta — in lehrhafter Absicht vorträgt, z. B. um einen strauchelnden Mönch zur Einsicht zu bringen, bei denen er dann stets an ein Erlebnis bei seinen zahllosen Wiedergeburten anknüpft. Damit er aber die Tiergeschichten erlebt haben kann, wird er als Hase (53), „tugendhafte Sau" (54), Gazelle (55, 58), Elefantenabrichter (61) usw. geboren. In dem

obenerwähnten Liebesmärchen (23) ist er der schmachtende Liebhaber, in No. 30 Räuberhauptmann, in der sehr unklar erzählten No. 32 anscheinend Ehebrecher. S. 161 ist von einer schlechten Tat die Rede, die er in einer früheren Geburt begangen hatte, derentwegen er als häßlicher Mensch wiedergeboren wird. So ist es allerdings ermöglicht, daß eine bunte Fülle von Erzählungen zusammengetragen wird, die, meist gut und alle sehr eindringlich erzählt, ein fesselndes Bild jener eigentümlichen Welt geben. Die ersten Stücke sind legendenhaft und poetisch meist ebenso wertlos wie die christlichen Legenden. Über die Tierfabeln ist oben schon geurteilt — als Zeichen, wie wenig Wert darauf gelegt wird, das Milieu der Tierwelt festzuhalten, erwähne ich, daß in No. 63 der König der sich aufopfernden Krähe „den weißen Sonnenschirm" verleiht. Einige Fabeln sind gut vorgetragen, so 62, 63, 70.

Am wertvollsten erscheinen mir die Märchen, Schwänke und Novellen. Von sonst wiederkehrenden Motiven erwähne ich die Sirenen (5), die Sintflut (6), dankbare Tiere (51), das Motiv des mittelalterlichen Unibos — hier angebliches Erwerben von Reichtümern durch den Feuertod — (10), Fluch des Goldes (21), Verständnis der Tiersprache (24), Scharfsinnsproben (7, 11 und öfters passim), Namenerraten (17). Die orientalische Freude an Übertreibungen stört oft, so bei den Leistungen der Scharfschützen S. 211 u. 259, oder wenn der Fleischhaufen von all den Tieren, die auf das „unüberwindliche Löwengebrüll" tot hinfallen, sich 12 Meilen lang ausdehnt S. 318. Der Frauenhaß der Mönche beherrscht die No. 27—32, 39—40. Zur Abwechslung handelt dann 34 von Frauentreue und 35 von Frauentugend. Merkwürdig erschien mir auch die oft wiederkehrende Warnung vor der Seefahrt — z. B. in 7, 23.

Die Übersetzung liest sich meist sehr angenehm. Hervorzuheben ist, daß die Verse nicht in den reimlosen indischen Metren, sondern gereimt wiedergegeben sind. Dabei sind z. T. recht gute Wirkungen erzielt — z. B. in den öfters wiederkehrenden Versen: die Weiber sind voll Lug und Trug — die Wahrheit gibt es nicht für sie. — Des Fisches Spur im Wasser gleicht — ihr Wesen. Du erkennst es nie. Oder in den Versen in 10 mit dem eindringlichen Refrain: Schutz ward zur Gefahr.

Literargeschichtlich scheint mir das Wichtigste, daß jetzt auch für Indien bewiesen ist, daß die bewußt lehrhafte Märchen- und Fabeldichtung aus volkstümlichen, tendenzlosen Erzählungen umgeschaffen ist, wie wir das für die kynisch-stoische Diatribe schon lange wissen und Reitzenstein es auch für die christliche Apologetik erwiesen hat.

Die Ausstattung des Buches mit Abbildung buddhistischer Kunstwerke — die nur bis auf die Reliefs von Bharaut mit den Texten kaum in Verbindung stehen, — ist recht geschmackvoll.

Wertheim. August Hausrath.

Arthur Mentz, Geschichte der Stenographie. 2. verb. Auflage. Berlin u. Leipzig 1920, de Gruyter & Co. (Sammlung Göschen No. 511.) 136 S. 8. 1 M. 60 + Teuer.-Zuschlag.

Die gemeinfaßlich und flott geschriebene kurze Geschichte der Stenographie von Arthur Mentz hat dank ihrer Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit in Fachkreisen vielen Beifall gefunden. Die zweite Auflage ist sorgfältig durchgesehen und läßt fast auf jeder Seite die feilende und bessernde Hand des Verf. erkennen. Das gilt zunächst von der Darstellung der antiken Tachygraphie, die den Lesern dieser Zeitschrift besonders empfohlen werden kann. Man findet hier eine neue Lesung des Akropolis-Steines, neue Ausführungen über die erste Anlage der Commentarii Notarum Tironianarum, über die zwei neutironischen Systeme (B und C) der nachklassischen Zeit, über die beiden englischen Kurzschriften des 13. Jahrh. und über die Nachwirkungen der antiken Tachygraphie in der Neuzeit. Alles dies liegt auf dem eigensten Arbeitsgebiet von M., der gerade in den genannten Richtungen unsere Kenntnisse wesentlich gefördert und vertieft hat, und sie nun den weitesten Kreisen zugänglich macht. Auch die Philologen werden hier einen kurzen Einblick darin gewinnen, welche neue Fragen auf diesem Sondergebiet in den stark zwei Dezennien behandelt worden sind, seitdem der Altmeister Tironischer Notenforschung, Wilhelm Schmitz, die Augen geschlossen hat, und wie man sich bemüht hat, näher in die Entwicklung der Tachygraphie im Altertum und Mittelalter einzudringen. Im einzelnen ist natürlich noch manches zweifelhaft, aber nur durch Zweifel und durch immer neues Forschen und Prüfen kann man auch hier der Erkenntnis näher rücken.

Von Einzelheiten möchte ich auf die neue Lesung des sogen. Akropolis-Steines eingehen, weil M. sie sonst noch nicht öffentlich bekannt gegeben hat[1]). Die leider sehr stark

[1]) Inzwischen hat M. sie auch in seiner „Ge-

verstümmelte Steininschrift aus dem 4. vorchristlichen Jahrh. birgt bekanntlich die einzigen erhaltenen Reste der ältesten griechischen Kurzschrift und hat daher nicht nur auf Philologen und Epigraphiker, sondern auch auf Stenographen größte Anziehungskraft ausgeübt[2]). Die älteren Versuche zu einer Wiederherstellung der Inschrift sind in Prof. Larfelds „Griechischer Epigraphik" (im Handbuch der klass. Altertumswissenschaften, zuletzt 3. Aufl. 1914, S. 281 ff.) mitgeteilt. Eine neue Lesung der Steininschrift durch Prof. v. Premerstein (damals Leiter des österr. archäol. Instituts in Athen) hat sie z. T. überholt. Namentlich hat sich dadurch die Unrichtigkeit der Lesung des ersten Wortes der Zeile 20 mit ἀρχεῖ durch Gitlbauer ergeben, das vielmehr sicher mit Gomperz als μέση zu lesen ist. Gitlbauers geistvolle Enneaden-Theorie ist damit endgültig zu Falle gebracht. Ebenso ist dadurch die bisherige Ergänzung πλαγία oder σκολιά in Zeile 22 beseitigt, denn vor dem noch sicher lesbaren Schluß-α hat hier keinesfalls ein I, sondern ein breiterer Buchstabe gestanden. Man hat daher ein mit . . . σα schließendes Wort einsetzen wollen; Wessely schlug νεύουσα vor, M. dachte früher an στεῖσα oder ἑστῶσα, dann an ἐποῦσα. Jetzt liest er δέουσα und überträgt dies mit „getrennt": der konsonantische Querstrich soll nicht fest an den Vokalstab angefügt, sondern in einem kleinen Zwischenraume davon angesetzt worden sein. Ob das Wort δέω aber in diesem Sinne gebraucht wird, ist mir nach den mir zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln und nach der Angabe eines Fachmannes zweifelhaft. Bis M. dafür nähere Nachweise beibringt, ziehe ich daher die Lesung Wesselys noch immer vor, zumal sie auch graphisch ansprechendere Formen ergibt, als die neue Lesung von M. Übrigens braucht vor dem Schluß-α des Wortes nicht gerade ein σ gestanden zu haben. Prof. von Premerstein teilte mir seinerzeit mit, daß seine Notiz über Zeile 22 hier laute: „P A nicht wahrscheinlich, eher Σ A"; danach erscheine ihm Σ lediglich als möglich; jedenfalls aber hätten die vorhandenen Reste einem breiten mehrstrichigen Buchstaben angehört. Zu dem προςηγμένη in Zeile 24 würde nun meiner Ansicht nach eher ein Adverb als ein Partizip (νέουσα oder δέουσα) passen. Vielleicht kann das Adverb λοξά hier in Frage kommen. Auch für den ersten, vokalischen Teil der Inschrift hat M. jetzt eine neue Lesung geboten. Die Zeilen 3—12 sollen danach lauten: . . . τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων Υ ἄνα μὲν πρὸς τὴν ὀρθὴν ἔχει κεραίαν, τὸ πρῶτον Α κάτω δὲ προςλαμβάνει, τὸ δ' ὕστερον Ε ποιεῖται ταῖς κεραίαις ἀμφοτέραις τῆς ὀρθῆς ἀπούσης· . . . d. h. „Der fünfte Vokal Υ hat oben einen Ansatz an der Senkrechten, der erste, A, nimmt unten einen hinzu, der folgende, E, wird durch beide Ansätze mit Weglassung der Senkrechten gebildet". Ich kann auch da mit meinen Bedenken nicht zurückhalten. Es ist doch auffallend, daß in demselben Satze die Wörter ἄνα und κάτω für die Begriffe „oben" und „unten" gebraucht werden; neben κάτω erwartet man ἄνω, das aber hier durch den erhaltenen Rest des Schluß-α ausgeschlossen ist, oder die Präposition ἀνά müßte mit dem folgenden Zeitwort ἔχει verbunden sein (ἀνέχει). Sachlich befriedigt die neue Lesung von M. nicht, weil darin für O keine Stelle ist, während alle anderen Vokale gelehrt werden. Ich halte daher auch hier noch immer die Lesung von Wessely für besser, nach der in dem erhaltenen Anfang der Inschrift nur die Vokale I Υ A vorgeführt werden. In dem vorhergehenden verlorenen Teil würden dann E und O gelehrt worden sein, was durch die dabei mitzuteilende (wahrscheinliche) Gleichschreibung von E und H, O und Ω erklärlich wird. Die Inschrift bleibt eben bei ihrer starken Verstümmelung noch immer ein Rätsel, bei dem man über Vermutungen nicht hinauskommt[3]).

Sonst möchte ich noch als bedenklich bezeichnen, daß M. in dieser neuen Auflage die Namen Cyprian und Johannes Tilberiensis gar nicht mehr erwähnt (S. 19, 32); wenn auch die stenographische Betätigung dieser Männer sehr zweifelhaft ist, so wird sich doch mancher, der das Buch von M. als Leitfaden benutzt, über sie unterrichten wollen. Ebenso ist mir aufgefallen, daß M. die Stelle der ersten Auflage (S. 26) über die Pflege der Tironischen Noten in den Klöstern, namentlich in Bobbio, jetzt ganz gestrichen hat.

schichte der griechisch-römischen Schrift", Leipzig 1920, S. 44 Anm. 23 mitgeteilt.

[2]) Die nähere Literatur s. bei Johnen, Geschichte der Stenographie, Bd. I, Berlin 1911, S. 114—117.

[3]) M. teilt unter den Wiederherstellungen des Systems auf S. 12 auch einen Versuch von mir mit, der aber nur eine von verschiedenen Möglichkeiten bildet, auf die ich einmal (im Arch. f. Stenographie 1903 S. 47) hingewiesen habe, an dem ich aber später nicht mehr festgehalten habe. Vgl. die Wiedergabe des Systems in meiner Geschichte der Stenographie I S. 110 und in meiner „Kurzgefaßten Geschichte der Stenographie," Berlin 1917, S. 6.

Die neue Stenographie gliedert M. nach der sachlichen Scheidung: „Die Herrschaft des geometrischen Prinzips“, „Das geometrische und graphische Prinzip“. Ich habe in meiner „Kurzgefaßten Geschichte der Stenographie“ (Berlin 1917) eine Teilung des Stoffes nach Ländern vorgezogen und dies an anderer Stelle (Neuwacht 1917 No. 7) kurz begründet und bemerke hier nur, daß M. auch jetzt seine Gliederung nicht rein durchführen konnte. In sonstigen Einzelheiten tritt jetzt M. mir bei, z. B. in der Scheidung der englischen Stenographie in die „altgeometrische“ und „neugeometrische“, in der eingehenderen Berücksichtigung der deutschen Kurzschrift unter den Auslandsdeutschen und der Übertragungen deutscher Systeme auf fremde Sprachen u. a. Auch hier sind viele Verbesserungen gegenüber der ersten Auflage vorhanden; neu sind z. B. die Ausführungen über Bales, Bordley, über die Entwicklung des Gabelsbergerschen Alphabets, über die Sprachbildlichkeit in den älteren deutschen Systemen (Gabelsberger, Stolze, Arends), über die Redeschrift der Hauptsysteme. Dagegen scheint mir die Verkürzung der Darstellung bei den Nachfolgern von Willis allzugroß zu sein, wo die Seiten 36—43 der ersten Auflage jetzt auf etwa eine halbe Seite zusammengedrängt sind und Shelton entschieden zu kurz kommt. Auch sonst könnten einige Kleinigkeiten noch gebessert werden[4]). Im ganzen wird man aber auch hier rühmend feststellen müssen, daß der Verf. seinen Gegenstand vollständig beherrscht, ihn unparteiisch, gewandt und bei aller Kürze durchaus verständlich darzustellen weiß. Auch die Systemübersichten am Schluß des Werkes sind recht deutlich. Ich kann das hübsche Büchlein allen, die einen Überblick über die Entwicklung und Geschichte der Kurzschrift erhalten wollen, nur empfehlen.

Düsseldorf. Christian Johnen.

[4]) Ein bloßer Druckfehler ist S. 117 Mitte die Zahl 1887 statt 1897. Der Erzieher Gabelsbergers hieß richtig Prinkart. Arends' Vokalbezeichnung wird man nicht als „Strichvokalisation“ bezeichnen können (S. 84). Der Name „Guenter“ (S. 89) lautet meines Wissens richtig „v. Günther“. Auch in den Schriftproben sind ein paar Versehen unterlaufen.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Journal of Hellenic Studies. XL, I.

(1) T. W. Allen, The Origin of the Greek Minuscule Hand (mit 3 Tafeln: The Uspensky Gospels, vellum; Papyrus from Aphrodito; Doctrina patrum, paper). Nichts gibt aus für die Entstehung der griechischen Minuskelhs die Bemerkung im MS. Canonici graec. 23, XIV s. (Cramer, An. Ox. IV 400. 5; Gardthausen, Gr. Pal², p. 205). Es handelt sich da vielmehr um die Erfindung einer Metallfüllung eingehauener Buchstaben. Allen wendet sich darauf der Betrachtung der ältesten bekannten griechischen Minuskelhs zu: the Uspensky Gospels von 835 (MS. No. 219, Petersburg. Bibl.). Die Hand schreibt so elegant und geläufig, daß schon viel Minuskelschriften vorhergegangen sein müssen. Der Schreiber war Nicolaus II., später Abt von Studion (vgl. Lebensbeschreibung bei Migne; vol. 105). Die Handschrift ist die damals in Konstantinopel im Kloster übliche (gegen Gardthausen!); der codex enthält auch drei κοιμήσεις von Plato († 813), Theodoros († 826) und Joseph († 831), die, unter sich verwandt, Verbindung mit dem Kloster Studium haben. Damit ist das älteste bekannte Buch in Minuskeln mit dem Στούδιον in seiner Entstehung untrennbar verbunden. Über dies Kloster vgl. E. Marin, de Studio coenobio Constantinopolitano, Paris 1897; A. Gardner, Theodore of Studium, 1905; es liegt im Südwestbezirk der Stadt, die Kirche ist jetzt eine Moschee; gegründet ist's 462/3 von dem Römer Studius, Consul mit Aetius, 454. Allen betrachtet eingehend die Geschichte des Klosters, in dem lange Zeiten hindurch das Abschreiben von Büchern eifrig geübt wurde (vgl. die Regeln περὶ τοῦ καλλιγράφου unter Theodoros). Freilich über die Form der Schrift können wir bis 800 nichts aussagen. Aber aus den Lebensbeschreibungen Platos, Theodoros' und Nicolaus' (8. und 9. Jahrh.) erfahren wir, daß alle diese großes Interesse an dem Schreibwerk hatten. Von Nicolaus allein sind zwei Schreibproben enthalten (Uspensky Gospels und Coislin 269, ff. 97—286). Aus den Ausdrücken ὠκύτης und συρμαιογραφῶν schließt Allen, daß bei Nicolaus besonders auf die Minuskelschrift seiner Hand hingewiesen wird. Nach dem schon im Leben des Plato vorhandenen Ausdruck συρμαιογραφεῖν schrieb auch schon dieser († 813) mit Minuskeln, daneben auch in Unzialen (σπουδαιογραφεῖν): zwischen 750 und 760 müssen wir uns also die Minuskelschriften schon im Gebrauche denken bei diesem Plato. Die zeitlich nächstbekannte Schrift ist die Kursive der Papyri von Aphroditopolis (710 n. Chr.): Allens Vergleichung ergibt, daß die Studitenhs von 835 und 750/60 nicht der direkte Abkömmling der Aphroditohs ist, wohl aber die Weiterentwicklung einer älteren Form der Papyrus-Kursive. Wenn sich die Aphroditohs zu einer Buchschrift innerhalb 50 Jahren entwickelt hätte, würde sie aussehen etwa wie die Sinaitische Minuskel (Petersburg. cod. Uspensky 1; Sinai No. 591, Sinai No. 824; Vaticanus 2200 = Colonna 39). Diese Codd. stammen aus dem Osten: vielleicht ist diese sinaitische Schrift ein Versuch sinaitischer Mönche, die Unziale zu ersetzen durch eine Anpassung der zeitgenössischen Papyrus-Kursive an die Buchschrift. Allen vermutet, daß die griechische Minuskelschrift von 750/60 zurückgeht auf eine vielleicht 100 Jahre ältere, von der

der Aphroditopolis-Papyri verschiedenen Kursive, die vielleicht die in Konstantinopel herrschende gewesen sein mag. Schließlich geht Allen noch den Gründen nach, die die Byzantiner wohl zu einer ausschließlichen Einführung der eigentlichen Buchform und einer kleineren Schriftart geführt haben: es sind kulturelle und politische. So wäre die Einführung der neuen σωματιογραφία vermutungsweise um 630 n. Chr. in Konstantinopel anzusetzen; hervorgegangen ist sie aus der damals dort üblichen Kursive. Näheres bleibt unbekannt. — (13) **J. F. Mountford**, Greek Music and its Relation to Modern Times. Bei der Bedeutung der Musik im alten Griechenland drängt sich die Frage auf: Sind wir auch von seiten der modernen Musik den alten Hellenen irgendwie Dank schuldig? Gibt's eine deutlich kenntliche Verbindungslinie zwischen Terpander und Timotheus und Beethoven und Wagner? Mountford behandelt die Eigenart griechischer Musik und versucht ihre Geschichte bis in mittelalterliche Zeiten herabzuführen. Nach Vorführung der hauptsächlichsten Lehrmeinungen über den Zusammenhang moderner und antiker Musik sowie über die Eigenart letzterer behandelt Allen zuerst die Frage: was the ancient Greek musik m o d a l or not? Mountford bejaht dies und weist entgegenstehende Theorien mit Gründen ab. Dann führt er die wichtigsten Stellen aus dem Altertum an: Platon, Phileb. 17, Nomoi 665 D, Phaedo 86 B 7—C 5; Aristophanes, Knights 985 ff.; Aristoteles, Politika III 3, 1276 B, VIII 7 1342 B; Aristoxenos; Cic., Tusc. Disput. I 18; Plutarch, de musica, Kap. 16 (1136 D); sie alle sprechen für den Tonleitercharakter der griechischen ἁρμονίαι: diese waren eben Tonfolgen, die sich unterschieden in der Folge der Intervalle (Ganz- und Halbtöne), aus denen sie sich zusammensetzen. Nicht entschieden werden kann die Frage, ob die verschiedenen ἁρμονίαι auch verschiedene Grundtöne hatten. Dann wendet sich Mountford zum Bestimmen der Intervallfolgen, welche eine gegebene ἁρμονία ausmachen. Zu beobachten dabei ist einmal, daß in der Zeit Platos die ἁρμονίαι schon uralte Weisen waren, entnommen dem Lyraklang, nicht logisch gebildet oder gesetzmäßig eingerichtet, dann, daß man immer im Geiste behalten muß, daß es „genera“ gibt: enharmonisch $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{4}$ 2, μαλακός chromatisch $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{3}$ 1 $\frac{5}{6}$, ἡμιόλιος chromatisch $\frac{3}{8}$ $\frac{3}{8}$ 1 $\frac{3}{4}$, τονιαῖος chromatisch $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ 1 $\frac{1}{2}$, μαλακός diatonisch $\frac{1}{2}$ $\frac{3}{4}$ 1 $\frac{1}{4}$, σύντονος diatonisch $\frac{1}{2}$ 1 1. Aristoxenos gebraucht für den Ausdruck ἁρμονίαι vielmehr εἴδη τοῦ διὰ πασῶν. Die Aristoxenischen Formen derselben sind uns erhalten in der εἰσαγωγή des Kleonides (Mixolydisch, Lydisch, Phrygisch, Dorisch, Hypolydisch, Hypophrygisch, Hypodorisch). Mountford bringt diese Liste in Verbindung mit der bei Aristides Quintilianus erhaltenen Liste der von Plato erwähnten ἁρμονίαι τῶν πάνυ παλαιοτάτων, welche ebenfalls als beste Tradition anzusprechen ist. Dieser Vergleich ergibt interessante Resultate. Die ältesten musikalischen Theoretiker (Lasos, Lamprokles, Damon) sind nicht Erfinder der Skalen, sondern bemühen sich nur, einige Prinzipien über ihre Struktur aufzufinden und daraufhin unvollständige Tonleitern zu vervollständigen. Diese Klassifikation der ἁρμονίαι erreichte ihren Höhepunkt im Buch des Aristoxenos (320 v. Chr.): so hat Aristides die Harmonien erhalten, aus einer Zeit, ehe das Werk der Klassifikation ganz getan war, Kleonides gibt sie nach Aristoxenischer Lehre. Die Musik aus der Zeit vor Plato würde unsern Ohren merkwürdig klingen, besonders durch die reichliche Anwendung des Vierteltonintervalls; weiter war eine ἁρμονία nicht auf ein einziges „genus“ beschränkt; endlich waren die alten Tonleitern gar nicht eine v o l l e Oktave groß. Trotzdem darf man nicht diese uns unzugängliche Musik, die nach Auffassung der Griechen geeignet war, den Charakter zu beeinflussen, belächeln oder geringschätzen. Weiter behandelt Mountford die Geschichte der griechischen Leier und Kithara, deren 7 Saiten um 520 Pythagoras um eine 8. vermehrte, so daß er die diatonische dorische Skala erhielt: E F G A B C D E. In den nächsten 100 Jahren wurden es schließlich 11 Saiten. Auch erfand ein Pronomos von Theben eine Flöte, Dorisch, Lydisch und Phrygisch zu spielen. Diese Neuerungen fanden wenig den allgemeinen Anklang. Mountford behandelt weiter das Aufkommen der Doppeloktave (des „greater perfect system“) und das Abkommen des Namens ἁρμονίαι, für den εἴδη τοῦ διὰ πασῶν (octave—species) eintritt. Gleichzeitig schieden sich die Tonarten in Syntonolydisch — Lydisch (= Hypolydisch), Phrygisch — Ionisch (= Hypophrygisch), Dorisch — Äolisch (= Hypodorisch). Besonders wichtig ist die Erklärung, die Mountford für die Einführung der griechischen τόνοι gibt: Wenn der Teil der langen Skala, den man für eine Melodie zu benutzen wünschte, zu tief zu singen war, wurde die Kitharastimmung a l s G a n z e s um zwei Töne erhöht; war jener Teil zu hoch, so ward sie ebenso erniedrigt als Ganzes. Dies nannte man eben τόνος: tightening up: Spannung, Stimmung. Das hypophrygische εἶδος, das so in eine singbare Lage gebracht war, nannte man den hypophrygischen τόνος. Mountford gibt eine Liste der sich in umgekehrter Reihenfolge entsprechenden εἴδη (oder σχήματα) und τόνοι. Das Wichtigste ist, daß Aristoxenos wie Claudius Ptolemaeus erklären, daß diese τόνοι entstanden direkt in Verbindung mit den Tonleitern und daß sie nur dazu dienten, die εἴδη in die beste Singlage zu bringen. Die 7 εἴδη waren auch nach der Zeit des Aristoxenos noch im praktischen Gebrauch. Ferner behandelt Mountford das Werk des Claudius Ptolemaeus aus dem 2. Jahrh. n. Chr., das er sehr hoch stellt. Claudius gibt eine Zusammenfassung der Arbeiten seiner Vorgänger. Die Weiterbildung der Lehre von den τόνοι nach der neuern Art der Kitharastimmung wird hier von Mountford eingehend behandelt: die τόνοι, wie sie existierten in praxi zur Zeit des Ptolemaeus, hießen zwar τόνοι, waren aber tatsächlich einfache

Tonleitern. Das haben mittelalterliche Theoretiker nicht erkannt. Diese τόνοι waren für die Kirche die bestehenden Skalen, — die griechische Musik bildete überhaupt von vornherein die Grundlage für die christliche Liturgie. Das diatonische genus überwog immer mehr, und im 4. Jahrh. n. Chr. war das chromatische und enharmonische genus tot (Gaudentios). Was Ambrosius, Bischof von Mailand, ums Jahr 360 n. Chr. einführte, war das antiphonale Singen, das aus Antiochia stammte. Mountford untersucht weiter noch die Musiktheorie bei Boethius, der statt der εἴδη vielmehr die Ptolemäischen τόνοι aus Mißverständnis anführt; bei Cassiodor (Brief von 508 n. Chr.), Aurelian (musica disciplina, um 850 n. Chr.) mit seiner neuen, aus Kleinasien stammenden Lehre von 4 authentischen und 4 plagalen toni, auch bei dem Spanier Notkerus (10. Jahrh.), bei John Cotton (11. Jahrh.). Bei letzterem steht folgende Liste:

1. Protus Authentus: Dorisch D—D, Endnote D,
2. Protus Plagalis: Hypodorisch A—A, Endnote D,
3. Deuterus Authentus: Phrygisch E—E, Endnote E,
4. Deuterus Plagalis: Hypophrygisch B—B, Endnote E,
5. Tritus Authentus: Lydisch F—F, Endnote F,
6. Tritus Plagalis: Hypolydisch C—C, Endnote F,
7. Tetradus Authentus: Mixolydisch G—G, Endnote G,
8. Tetradus Plagalis: Hypomixolydisch D—D, Endnote G.

In diesem Zustand sind die kirchlichen Tonleitern bis heute in der Kirchenliturgie verblieben; auf diesen baute sich die moderne Musik in konsequenter Weiterbildung auf. Die Hauptresultate Mountfords sind: 1. Die εἴδη oder octave-species stehen in der umgekehrten Ordnung des Grundtons zu den 7 τόνοι des Ptolemäus. 2. Boethius überträgt die τόνοι des Ptolemäus als Tonleitern; die kirchlichen Schriftsteller gaben dem tiefsten ihrer modi oder toni den Namen des tiefsten der pseudomodi des Boethius. 3. Die griechischen octave-species stimmen also mit den liturgischen modi gleichen Namens nicht überein:

	Griech. εἴδη	Liturg. toni
Mixolydisch	B—B	G—G
Lydisch	C—C	F—F
Phrygisch	D—D	E—E
Dorisch	E—E	D—D
Hypolydisch	F—F	C—C
Hypophrygisch . . .	G—G	B—B
Hypodorisch	A—A	A—A
Hypomixolydisch . .	—	D—D.

Das Ergebnis ist, daß die moderne Musik trotz aller Wandlungen doch die geradlinige Fortsetzung der griechischen Musik ist. — (43) **S. Casson**, Cornelius Nepos. Some Further Notes. Will in der Überlieferung über die Ereignisse auf Lemnos, bei Marathon und auf Paros, so wie sie Nepos auf Grund von Ephoros bietet, Momente finden, die der Wahrheit näher stehen, als die Schilderung bei Herodot. — (47) **J. T. Sheppard**, The Heroic Sophrosyne and the Form of Homer's Poetry. I. The Modesty of Diomed. Gegen Leaf, der zwischen Diomedes' Heldentaten und seiner Rede an Glaukos „an inconsistency that admits of no palliation" gefunden, weist Sheppard den einheitlichen Charakter des Diomedes, den dichterisch schönen Aufbau dieser Szenen und ihre Verknüpfung mit den andern Teilen der Ilias nach. Diomedes dient als Folie für Achilles, aber auch für Patroklus! Überall tritt für Sheppard die Einheit des Dichters heraus! II. The Education of Telemachus. Durch die Betrachtung, wie in der Odyssee die Erziehung des Telemach zum Manne vorwärtsschreitet, wird klar, daß auch dies Gedicht das einheitliche Werk e i n e s Dichters ist. Vielfach sind durch die Dichtung hin die Verknüpfungen und Beziehungen der geäußerten Worte und Gedanken. Besonders ist der Anfang des I. Buches richtunggebend für die ganze Dichtung. Selbst Buch XXIV ist enger mit dem Anfang der Odyssee verbunden, als im allgemeinen zugegeben zu werden pflegt. — (68) **H. F. Brown**, The Venetians and the Venetian Quarter in Constantinople to the Close of the Twelfth Century. Behandelt eingehend die geschichtlichen Beziehungen zwischen Venedig und Ostrom etwa von 800 n. Chr. an (mit einer Karte im Text). — (89) **W. M. Ramsay**, Military Operations on the North-front of Mount Taurus. (Mit 1 Karte.) I. The March of Xerxes across Asia Minor. Ramsay beschäftigt sich damit, die bisher noch nicht festgestellte Marschroute der Myriaden des Xerxes durch das Plateau Anatoliens festzulegen. Fest liegt der Marsch über den Taurus durch die Zilizischen Pässe, der Sammelpunkt nördlich des Taurus Kritala in Kappadozien (entweder die Ebene von Tyana oder die Ebene zwischen Kybistra und dem See Ak-Gyol) und Kelainai am Mäander. In Frage steht die Marschstraße zwischen den Zilizischen Pässen und Kelainai. Nach Abweisung einer Anzahl Marschstraßen entscheidet sich Ramsay für die Pisidische Straße (the Pisidian road); damit ist Kritala am Westausgang der Zilizischen Pässe anzusetzen (nahe bei Kybistra und dem Ak-Gyol); von dort marschierte Abteilung auf Abteilung (wohl je 10000 Mann: Herod. VII 60) durch den Südteil von Lykaonia bei Laranda, den Fluß aufwärts, der aus den Seen Trogitis und Karalis kommt, um die Ost- und Nordküsten des Karalissees und des Sees Limnai herum und in das Tal des Hippophorasflusses, dann über die Quellen (Aulokrene) nach Kelainai. Weiter behandelt Ramsay die Gottheiten, die in den Gegenden des Marsches hauptsächlich Verehrung genossen, betrachtet die Beschaffenheit der Marschstraße, die nur eine schwierige Stelle, den Übergang aus dem Hippophorastale in das des Mäander, aufweist (4000 Fuß hoch) und gibt auch weiter Aufklärungen aus eigner Kenntnis über die Via Sebaste des

Augustus und die 4 αὐλῶνες (Kañons), die sich im Zuge der Pisidischen Straße finden (Engwege, die aus einer Ebene in die andere führen). Historische Ereignisse, die mit diesen Gegenden verknüpft sind, werden kurz behandelt (Kreuzzug von 1190; Niederlage des Manuel Comnenos 1176). Es ist nach des Verf. Auffassung das erste Mal, daß die Art und der Zusammenhang dieses Marschweges wissenschaftlich behandelt wird. II. Sketch Map illustrating the Military Roads along the Pisidian Frontier. Die Wichtigkeit der beigegebenen Kartenskizze (Tafel IV) wird durch eingehende Erklärungen dargelegt. Die Karte enthält die Gegend von den Limnai—col. Caesarea Antiochea—Philomelion—Tyriaion?—Laodicea—Midan im Norden bis Katenna am Melasflusse—Kalykadnos—Isaura im Süden, Fluß Eurymedon im Westen bis Iconium—Isaura nova im Osten. Besondere Bemerkungen finden sich über Olympos (Sultan Dagh), Antiochea, Philomelion, Paroreios, Hadrianopolis, Myriokephalon, Misylos, über das Snakes's Head-Vorgebirge mit altem phrygischen Grab an der schon vor den Phrygern geheiligten Stelle, die auch naturhistorisch in dem Felsentor am Limnaisee ein merkwürdiges Phänomen zeigt. Weiter sind Bemerkungen zu finden über Anaboura und die Neugründung zwischen 100 und 12 v. Chr. Neapolis, über den Verlauf der Via Sebaste, über Tymbrias, Malos πρὸς χῶμα Σαχηνόν, Adada, Vasada, Amblada, Colonia Parlais, über Zizima und seine Zinnober- und Kupferminen, über Tyriaion, Prostanna, über die Straße nach Iconium, das der Eisenbahn sein Wiederaufleben verdankt, über den Namen von Lustra oder Lystra. III. The Imprisonment and Escape of Dokimos (Diod. XIX 16). Antigonos zwang eine Armee, geführt von Alketas und anderen Generälen, zur Übergabe 320 v. Chr. im Pisidischen Aulon, 12 Meilen westlich vom Pisidischen Antiochia. Die kleine Festung, in der die Generäle Attalos, Polemon, Dokimos, Antipatros, Philotas gefangengehalten wurden, war sicherlich auf dem Felsen Afiom-Kara-Hissar, 3 Meilen nordwestlich von Prymnessos. — (113) **G. M. A. Richter**, The Subject of the Ludovisi and Boston Reliefs. (Mit 1 Tafel, Reproduktion nach Studniczka, Jahrbuch XXVI 1911 Taf. 1.) Zeit: um 460 v. Chr. Die Verf. hält fest an der Deutung des Ludovisi-Reliefs als Geburt der Aphrodite aus dem Meere unter Beistand zweier Horen (nach dem homerischen Hymnus an Aphrodite VI 3—6). Für die Bostoner Seite versucht sie (gegen die Adonis-Theorie von Studniczka) eine neue Deutung: Ausgehend von der Annahme, daß beide Teile zu einem und demselben Monument gehören, das die Gottheit Aphrodite preisen soll, fragt die Verf., was sich eignet, als besonders für die Göttin charakteristisch dargestellt zu werden: deren Hauptaufgabe ist, die Gaben der Schönheit, Anmut und Überredung zur Liebe zu verteilen, glückliche Ehe zu schicken und Nachkommenschaft zu verleihen. Freilich kann sie alle diese Gaben auch v o r b e h a l t e n. Und in dieser Doppeleigenschaft erscheint die Göttin auf dem Bostoner Relief, vertreten durch Eros, der die Wägung vornimmt: wem die Wägung günstig ist, freut sich, wem nicht, der ist in Trauer. Es ist eine Darstellung, die dem Sinne der Worte des Ödipus entspricht: τὰς γὰρ ἐκ θεῶν ἀνάγκας θνητὸν ὄντα δεῖ φέρειν. Die Nebenpersonen des Reliefs stellen die verschiedenartigen Anhänger der Göttin Aphrodite dar: die verheiratete Frau opfert, die Hetäre spielt zu Ehre der Göttin die Flöte, der junge Mann spielt ebenso die Kithara zu ihrer Verehrung, die alte Frau ist vielleicht eine ἱερόδουλος, ergraut im Dienste der Göttin, oder eine τρόφος (Amme), am Ende sogar nach Petersen eine Hebamme. Die dargestellten Fische und Granatäpfel gehören ebenfalls als Symbole der Fruchtbarkeit in den Kreis der Aphrodite. Postscriptum: Richter wendet sich scharf gegen Kleins Artikel im Jahrbuch 1916, S. 231, der geradezu das Bostoner Relief als moderne Fälschung bezeichnet hatte. Kleins Behauptungen werden glücklich widerlegt, die griechische Eigenart des Reliefs besonders betont. Kleine Fehlerhaftigkeiten in der Technik erklären sich aus der Übergangszeit, der das gewaltige Kunstwerk angehört.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Bethe, E., Griechische Lyrik: *Hum. Gymn.* 32, 3/4 S. 91 f. Trotz Ausstellungen findet 'die Darstellung wissenschaftlich wohl fundiert' *F. B.*

Birt, Th., Charakterbilder Spätroms: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 55. 'Bei so bildhafter Darstellung ist die geschichtliche Richtigkeit nicht selten zu kurz gekommen'. *G. Krüger.*

Butler, C., Benedictine Monachism: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 56. 'Der Geist der Wissenschaftlichkeit weht durch das ganze Werk'. *G. Krüger.*

Clay, A. T., Babylonian Records: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 75. 'Die Edition ist gut, die Bearbeitung ausgewählter Urkunden läßt indes zu wünschen übrig'. *B. Meißner.*

Delitzsch, F., Die Lese- und Schreibfehler im A l t e n T e s t a m e n t: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 52 f. 'Entspricht einem dringenden Bedürfnis'. *W. Nowack.*

Dombart, Th., Der Sakralturm: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 51. 'Hier ist sehr viel zu verbessern'. *B. Meißner.*

Eisler, R., Die kenitischen Weihinschriften: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 49—51. 'Das Verständnis der Inschriften hat der Verf. in keinem Punkte gefördert'. *M. Lidzbarski.*

Franses, D., Die Werke des hl. Q u o d v u l t d e u s, Bischofs von Karthago: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 82. 'Fleißige Arbeit'. *A. Jülicher.*

Frazer, J. G., Folk-Lore in the O l d - T e s t a m e n t: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 75 ff. 'Schöpft aus einer staunenswerten Belesenheit auf nahezu allen Ge-

bieten, die Berichte sind mit dem Respekt und der Akribie des klassischen Philologen wiedergegeben, geprüft und verwendet worden'. *W. Baudissin.*

St. Irenaeus, The Demonstration of the Apostolic Preaching: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 81. 'Das Ergebnis ist anerkennenswert, die deutsche Literatur seit 1912 ungenügend benutzt'. *W. Lüdtke.*

Kern, O., Orpheus: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 51 f. 'Bietet viel Bemerkenswertes'. *Goedeckemeyer.*

Köhler, L., Amos: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 78 f. 'Die Übersetzung ist gut'. *H. Schmidt.*

Kunst, K., Studien zur griechisch-römischen Komödie: *Hum. Gymn.* 32, 3/4 S. 92. 'Als allseitig orientierende Einführung sehr zu empfehlen'. *Eckstein.*

Lindner, Weltgeschichte. 1. Bd.: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 73 ff. 'Man wird dieser hingebenden Arbeit am besten danken, indem man sie reichlich benutzt'. *G. Ficker.*

Mannström, O., Kristlig Konst I: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 82 f. 'Gediegen ausgestattet, warm und anregend geschrieben'. *G. Stuhlfauth.*

Papyri. The Oxyrhynchus Papyri, Part XIV ed. by B. P. Grenfell and A. S. Hunt: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 54 f. 'Wie stets von besonderem Werte'. *H. Lietzmann.*

Pott, A., De textu evangeliorum in saeculo secundo: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 80 f. Angezeigt von *K. Cybulla.*

Preuschen, E., Griechisch-deutsches Taschenwörterbuch zum Neuen Testament: *Hum. Gymn.* 32, 3/4 S. 91. 'Erfüllt durchaus seinen Zweck'. *E. G.*

Schwartz, E., Neue Aktenstücke zum ephesinischen Konzil von 431: *Th. L.-Ztg.* 46, 5—6 Sp. 55 f. 'Eine wundervolle Schatzkammer öffnet sich hier dem Kirchen- und Dogmenhistoriker'. *A. Jülicher.*

Thormeyer, P., Philosophisches Wörterbuch. 2 A.: *Hum. Gymn.* 32, 3/4 S. 91. 'Hat an Wert gewonnen'. 'Man kann das Buch schon Primanern empfehlen'. *E. G.*

Tixeront, J., Précis de Patrologie: *Th. L.-Ztg.* 46, 7—8 Sp. 82. 'Vom Standpunkt der Wissenschaft darf man daran keine großen Anforderungen stellen'. *G. Krüger.*

Mitteilungen.

Zu Ciceros Briefen an Atticus.

Im Philologus LXXVI (1920) 293 ff. hat L. Gurlitt eine Reihe von Stellen aus Ciceros Briefen sehr förderlich behandelt. Ich greife einige heraus, wo mir das letzte Wort noch nicht gesprochen scheint.

XII 44, 3 *Solet omnino* (sc. Philotimus) *esse + fulvimaster.* Purser in der Oxforder Ausgabe liest mit den alten Herausgebern und Tyrell *Fulviniaster*; O. E. Schmidt (Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. 1898 S. 171 n. 1) *fulmiaster* „Blitzkerl, ein Kerl, der es blitzen läßt"; Georges (Lexikon) *Fulviaster* „der Nachahmer des Fulvius im Lügen (v. Postumius)"; Reid schlägt, von der Annahme ausgehend, daß Cicero mit dem Namen Φιλότιμος spiele, φιλοτίμων μαστήρ vor, was Gurlitt zu gesucht scheint. Daß ein griechisches Wort hinter der Überlieferung stecke, meint aber auch Gurlitt und vermutet φιλομαθής „neugierig, sensationslüstern". Die Art des Philotimus, der sich gern zum Verbreiter von Sensationsnachrichten machte, wird wohl besser gekennzeichnet durch die Lesung *fumi* μαστήρ, wie ich in teilweisem Anschluß an Reid vorschlagen möchte. Philotimus, ein übereifriger Optimat (ad Att. IV 7, 6), stets bereit, zugunsten des Pompeius Träger von Sensationsnachrichten zu sein (ib. X 9, 1 at cuius hominis, quam insulsi et quam saepe pro Pompeio mentientis! vgl. VII 23, 1; VIII 1, 1), wird sicherlich durch die Bezeichnung „Sensationsjäger" (fumus wie καπνός „Gerede, leeres Geschwätz") zutreffend charakterisiert.

XIII 40, 2 *Equidem et in libris haereo et illum hic* (im Tusculanum) *excipere nolo; ad quem, ut audio, pater hodie + ad Saxa acrimonia* (M, *acrunoma* C, *acronuma* Z). *Mirum quam inimicus ibat ut ego obiurgarem.* Die Ankunft des jungen Quintus (*illum*) aus Cisalpina wurde erwartet; Marcus, sein Bruder Quintus und Atticus hielten Rat, wie man sich mit dieser nicht eben erwünschten Tatsache abfinden solle. Marcus wollte mit seinem Neffen in Rom zusammentreffen (XIII 38, 2 ne in Tusculano opprimar; in turba haec essent faciliora). Quintus hatte eine Besprechung mit ihm (im Tusculanum) und schied in feindseligster Stimmung gegen seinen Sohn (*mirum - - - ibat*). Marcus suchte ihn zu beschwichtigen (*ut ego obiurgarem*) und erfuhr dann (*ut audio*), daß der Vater dem Sohne entgegengereist sei (*ad quem - - - hodie*). So die Sachlage nach O. E. Schmidt („D. Br." S. 334 f.), dem sich Gurlitt (S. 317) so weit anschließt. Ob Zusammenhang und Abfolge der Begebenheiten ganz zweifelsfrei dargestellt sind, mag fraglich erscheinen, da die Verderbnis und, durch sie bedingt, die eindeutige Auslegung des Satzes: *mirum - - - obiurgarem* Schwierigkeiten bereiten. Schmidts Heilungsversuch *ad Saxa* (sc. Rubra) ⟨*summa*⟩ *acrimonia* wird wegen der hier überflüssigen Ortsangabe von Gurlitt wohl mit Recht zurückgewiesen. Er selbst sucht nach einem durch den römischen Schreiber falsch gelesenen griechischen Ausdruck und findet ihn in ἀπάξεται ἀφρονοῦντα. Er liest demnach: *ad quem, ut audio, pater hodie.* ἀπάξεται ἀφρονοῦντα *mirum - - - obiurgarem.* Ich halte eine andere Heilung der Verderbnis für wahrscheinlicher und damit auch eine etwas abweichende Auffassung der Sachlage *ad quem - - - hodie* ἀπάξας ἀκρομανής. *Mirum* eqs. „Wie ich höre, ist ihm heute sein Vater entgegen, er brach im hellen Zorne auf". Danach würde sich *ibat* auf die Absicht des Quintus beziehen, dem Sohne entgegenzureisen, die bei der Unterredung der Brüder im Tusculanum zur Sprache kam. Quintus war damals so erbittert, daß ihm Marcus Vorstellungen machte (*ut ego obiurgarem*),

ohne Erfolg, wie sich aus *ad* - - - ἀχρομανής ergeben würde. Marcus würde nämlich die Nachricht erhalten haben, daß Quintus am Tage, an dem der vorliegeude Brief geschrieben wurde, seine Reise noch immer in höchst gereizter Stimmuug angetreten habe.

XIII 42, 3 *Opinor augures velle habere ad templum effandum. Eatur* + ΜΙΑϹΚΟΡΔΟΥ. *Videbimus te igitur.* Die Auguren hatten Cicero eingeladen, an der Abgrenzung eines heiligen Gebietes teilzunehmen; er will der Einladung folgen und gedenkt bei dieser Gelegenheit mit Atticus in Rom zusammenzutreffen. Den verschiedenen Vermutungen zur Stelle reiht sich als letzte die Gurlitts an: *eatur* μία ἔξοδος (oder μιᾶς ἐξόδου). Cicero habe sich bereit erklärt. einen einzigen Festzug mitzumachen. Den richtigen Weg scheint mir aber schon Turnebus eingeschlagen zu haben, er ist ihn aber nicht zu Ende gegangen. Er versteht μία σκορόδου als „una pars allii" (minder ansprechend die Lesung ὁρμιὰ σκορόδου), und zwar in dem Sinne, deu auch Tyrells von Purser aufgenommene Vermutuug μὴ σκόρδου (sc. φάγω) der Stelle unterlegt; Tyrell vergleicht Gaisford Paroem. Graec. p. 144 n. 270 ἵνα μὴ φάγῃς σκόροδα μηδὲ κυάμους· ἐπὶ τῶν ἡσυχῇ ζώντων. Aus der Verbindung beider Vorschläge ergibt sich mit leichter Korrektur *edatur* μία σκόρδου (sc. γελγίς) „*eine* Knoblauchzehe will ich essen", d. h. einen Aufzug will ich mitmachen, mehr nicht; daß Cicero die Eiuladung nicht eben gelegen kam, zeigt das unmittelbar Vorhergeheude.

XV 4, 1 Cicero fürchtet, daß der Krieg unvermeidlich sei, wenn der Senat auf Betreiben des Antonius dem D. Brutus die Provinz wieder abnehme. Er fährt fort: Sed nou cupio, quoniam cavetur Buthrotiis. Er wünscht den Krieg nicht, weil im Frieden für die Buthrotier gesorgt ist, und zwar durch die acta Caesaris (ad Att. XVI 16), gegen die sich Cicero allerdings gewendet hatte. Im Bewußtseiu dieses Widerspruches bemerkt er daher (unmittelbar anschließend): rides aps condoles (M, abscondoles Z) nou mea potius adsiduitate, diligentia, gratia perfici. Der Sinn der Stelle ergibt sich aus dem Gesagten, doch wie ist sie zu heilen? Es liegen folgende Vorschläge vor: *At ego doleo* (Lambin, Tyrell); *ast condoleo* (Vict. Baiter); *rides* Ἀττικόν (oder ἀστικόν); *doleo* (Madvig, Adv. III p. 190); *ab isto* (sc. Antonio) *tamen doleo* (Reid). Es sei noch bemerkt, daß Orelli und Baiter (ebenso Purser) *rides* als Frage fassen. Gurlitt betont zunächst richtig, daß die Silbe *con*, da sich condoleo bei Cicero nicht findet, zum vorherigen Worte (*aps* oder *abs*) gehören müsse, und meint, die Endung lasse auf ein griechisches, von *rides* abhängiges Wort schließen; nur daß dieses Wort ein Accus. Sing. sein müsse, ist nicht zwingend. Cicero wisse sich keinen Rat: „Soll er den Krieg wünschen oder nicht? Er ist in Verlegenheit, ist ein —ἄπορος." Danach sei zu schreiben: *rides* ἄπορον. *Doleo non* sq. „Du verlachst mich Planlosen? Mich schmerzt", sq. Allein Cicero ist sich gewiß nicht im unklaren, ob er den Krieg wünschen solle oder nicht, er sagt ausdrücklich: *sed non cupio.* Auch durch ἀπορία in § 2 wird die Vermutung nicht gestützt; der Fall liegt anders, und sollte innerhalb weniger Zeilen dasselbe Wort verderbt und richtig überliefert sein? Auch κατ' εἰρωνείαν (so Orelli und Baiter) hatte Cicero eigentlich nicht gesprochen; er meinte, was er sagte, fühlte den Widerspruch, in den er sich durch das Eintreten für den Frieden um des Freundes willen verwickelte. Ich denke, es ist zu schreiben: *rides* ἄτοπον? *Doleo non* sq. „Du lachst über den Widerspruch?" Wir ergänzen leicht: Der ist nicht zu bestreiten, erklärt sich aber aus dem Interesse für deine Buthrotier. „Ich bedauere nur, daß nicht ich dies (deine Wünsche) durch meine Ausdauer, Umsicht, meinen Einfluß (beim Senat) durchsetzen konnte."

Graz. J. Mesk.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

B. A. van Groningen, De Papyro Oxyrhynchita 1380. Diss.

Anacreontis carmina graece et germanice. Griech.-deutsche Parallelausgabe von A. Charisius. Straßburg, Bull. 4 M.

Kostes Palamas, A hundred Voices and other Poems. Translated by A. E. Phoutrides. Cambridge and New York City, Harvard University Press. 2 sh. 50.

J. Heinemann, Poseidonios' metaphysische Schriften. I. Bd. Breslau, M. und H. Marcus. Inlandspreis 28 M., Auslandspreis 80 M.

XII. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1920. Frankfurt a. M., Baer & Co.

M. Gelzer, Cäsar. Der Politiker und Staatsmann. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. 30 M.

H. Greßmann, Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels, übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen. 2. A. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 37 M., geb. 48 M.

N. Deratani, Artis rhetoricae in Ovidi carminibus praecipue amatoriis perspicuae capita quaedem. Mosquae.

P. Friedländer, Der Große Alcibiades ein Weg zu Plato. Bonn, Cohen. 9 M. 50.

Deutscher Pfeiler. 1. Jahrgang No. 5. Gotha. Fr. A. Perthes. 3 M.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.**, Haydnstraße 23 III, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON

F. POLAND

(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 1. Oktober. **1921. №. 40.**

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Ettore Bignone, Il pensiero Greco, Vol. 10 **Empedocle.** Studio critico, traduzione e commento delle testimonianze e dei frammenti. Torino 1916, Bocca. XI, 688 S. 8. 15 L. und Teuerungszuschlag.

Schon in meiner Besprechung des Epicuro desselben Verf. in dieser Wochenschr. 1920 S. 774 ff. hatte ich auf die Bedeutung des vorliegenden Buches hingewiesen. Der Wunsch, den ich dort (S. 775) aussprach, daß es auch bei uns durch die Feder eines Berufenen seine Würdigung finde, ist in schönster Weise erfüllt worden: Einer der Altmeister unserer Wissenschaft und der bedeutendste Kenner der Vorsokratiker, Hermann Diels, hat es in der Deutschen Literaturzeitung 1920 No. 43 an hervorragender Stelle zugleich mit dem Epicuro besprochen, und zu meiner Freude hat auch er seine Bedeutung aufs freundlichste anerkannt. Gern willfahre ich daher dem Wunsche des Herausg. dieser Wochenschrift, auch in ihr den Inhalt des Buches etwas eingehender, soweit es der Raum und meine Kräfte gestatten, zu besprechen.

Die Anlage des Buches ist dieselbe wie die des Epicuro. Im ersten Teile wird der „Mann und sein Werk" besprochen, und zwar zuerst sein Leben und Charakter im Rahmen seiner Zeit, dann der „Philosoph". Der zweite Teil gibt auf Grund der Vorsokratiker von Diels eine Übersetzung [1]) der Zeugnisse über Empedokles und eine Versübertragung seiner Fragmente, beide mit ausführlichen erklärenden und kritischen Anmerkungen. Dieser Teil besitzt, wie Diels a. a. O. anerkennt, einen unbestreitbaren Wert, da er einen eingehenden Spezialkommentar zu dem entsprechenden Abschnitte der Vorsokratiker bildet. Der dritte handelt anhangsweise 1. über die Lehre von den Elementen und Kräften; 2. über den Kreislauf der Welt (deren Entstehung und die der Lebewesen); 3. über das „Stadium" der Auflösung der Elemente; 4. über das Verhältnis des platonischen Timaios und Epikurs zu Empedokles; 5. über die Bruchstücke, die sich auf die Gottheit beziehen, und 6. über den Aufbau des Gedichts von der Natur und über die Anordnung seiner Bruchstücke. Den Schluß bilden Inhaltsangaben, Zusätze und Verbesserungen.

Für die allgemeine Würdigung des Buches in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung kann ich auf meine Bemerkungen in meiner früheren Besprechung des Epicuro verweisen. Die nähere Beschäftigung mit ihm hat meine Bewunderung für den Scharfsinn, die Gelehrsamkeit und vor allem für die Gefühlswärme und -tiefe des Verf. nur noch gesteigert. Wenn ich also im folgenden bei der Besprechung im einzelnen hier und da Zweifel an seinen Auf-

[1]) Die Wiedergabe der Fragmente ist in Teil I oft anders und freier als in Teil II.

fassungen erhebe, so ändert das an meinem Gesamturteile über den Wert des Buches nichts.

Von jeher ist das Doppelgesicht aufgefallen, das uns Empedokles zeigt: Neben dem Rationalisten steht der Mystiker. Diels hat aus dem Nebeneinander ein Nacheinander machen wollen; so weist er das Gedicht über die Natur, das nach ihm das Gepräge eines atheistischen Materialismus trägt, einem früheren Lebensabschnitt des Denkers, die mystischen Καθαρμοί einem späteren zu. Nach Bignone bilden dagegen Materialismus und Mystizismus in Empedokles eine ursprüngliche, aus der Zeit und Umgebung des Mannes verständliche, auch sonst in der Geistesgeschichte häufige Einheit; schon das Naturgedicht zeige neben empiristischen mystische Züge, beide Gedichte seien Ausdruck derselben Sinnesart und nebeneinander entstanden. Es ist nun auf jeden Fall im höchsten Grade fesselnd, mit welchem Geist, mit welcher Kunst des Einfühlens in die entgegengesetzten Gefühlslagen, mit welchem staunenswerten Umfange des Wissens auf allen Gebieten menschlichen Denkens und nicht zuletzt mit welcher kritischen Schärfe der Verf. diese seine Ansicht verficht und begründet, und schon Diels hat a. a. O. zugestanden, daß ein solcher Dualismus psychologisch durchaus denkbar sei.

Alles kommt darauf an, ob die Bruchstücke und Berichte, die man mit Sicherheit auf das Naturgedicht beziehen kann, mystische Anschauungen zeigen. Diels leugnet das, und mir scheint es wenigstens zweifelhaft. Zwar darin stimme ich mit B. überein, daß von einem atheistischen Gepräge des Gedichtes keine Rede sein kann. Klar spricht sich die fromme Gesinnung des Verf. in fr. 4 aus (bes. V. 5). Nicht nur die Grundkräfte, die Liebe und der Streit, sind ihm wegen ihrer Ewigkeit und Beseeltheit Götter, sondern auch die Elemente. Ja, über B. hinausgehend, glaube ich, daß Empedokles auch den Volksgöttern in seiner Lehre einen Platz einräumte; er nennt sie im Unterschiede zu jenen unsterblichen Gottheiten θεοὶ δολιχαίωνες (fr. 21, 12), langlebig, nicht ewig, weil sie nur in den Zwischenstadien des Weltkreislaufes bestehen können; auch sie entstehen wie alle Lebewesen aus der Mischung der Elemente (fr. 23, 6). Mit B. nehme ich an, daß die fr. 131—134 besser diesem Gedichte zuzuweisen sind. Denn deutlich sagt der Dichter fr. 131, daß er hier einen neuen Abschnitt, und zwar ἀμφὶ μακάρων, beginne. Ein solcher fügt sich aber besser in den abhandelnden Gang des Naturgedichtes. Auch die Anrufung der Muse (ἄμβροτε Μοῦσα stimmt zu dem in fr. 4, 3). Ich sehe daher mit B. keinen Grund, die Bemerkung des Tzetzes (D. S. 212 Z. 19) zu fr. 134: ἐν τῶι τρίτωι τῶν Φυσικῶν für ein Schwindelzitat zu halten; er konnte sie wie vieles andere einer Randglosse entnommen haben[2]). Ob damit allerdings das Vorhandensein eines dritten Buches genügend bezeugt ist, lasse ich dahingestellt.

Aber Götterglaube ist noch nicht Mystik: es gehört dazu der Glaube, daß die Menschenseele in irgendeiner geheimnisvollen Weise in die Gottheit aufgeht, wie in den Καθαρμοί durch die Seelenwanderung. Daß von dieser in dem Naturgedicht keine Rede ist, gesteht auch B. zu. Aber was er auch sonst, manchmal in zu weiter Fassung des Wortes, in ihm für mystisch erklärt, kann ich kaum dafür gelten lassen. So wenn er Φιλία und Νεῖκος für mystische Vorstellungen hält. Ganz abgesehen, daß jene als Ἀφροδίτη und Ἔρως schon in der empirischen Lehre des Parmenides, dieses als Πόλεμος bei Heraklit erscheinen, begründet sie Empedokles selbst stets mit Erfahrungen des Natur- und Menschenlebens. Überhaupt scheint mir dieser durchaus nicht einer mystischen Erkenntnis der letzten Dinge durch Intuition das Wort zu reden. Überall betont er, daß die Erkenntnis der Wahrheit nur der sinnlichen Erfahrung und ihrer rationalen Bearbeitung (durch den νοῦς) entspringt. Es gibt zwar eine höhere Wahrheit, sie ist aber nur den Göttern, den Menschen überhaupt nicht erfaßbar. Und wenn er die Beschränktheit der menschlichen Erfahrung beklagt, so tut er das in demselben Sinne wie Demokrit, ohne daß er oder dieser eine andere Erkenntnisquelle für möglich hält. Weist ferner B. auf viele Übereinstimmungen des Naturgedichtes mit den Kosmogonien der Orphiker hin, so ist einerseits nicht alles in diesem mystisch, sondern vieles mythisch und rationalistisch; andererseits hat auch schon auf die ältesten orphischen Dichtungen die Philosophie des 6. Jahrh. eingewirkt, und wie vieles Orphische

---

[2]) Übrigens glaube ich, daß das fr. 134 sich nicht, wie Ammonios meint, auf das θεῖον im allgemeinen, sondern wie fr. 29, mit dem es zum Teil wörtlich übereinstimmt, auf den σφαῖρος bezieht. Wenn Ammonios bemerkt: ἐπήγαγε προηγουμένως περὶ Ἀπόλλωνος, so bezieht sich das nicht, wie B. meint, auf einen unbezeugten Hymnos des Empedokles, sondern auf eben diesen Abschnitt der φυσικά und bestätigt meine Ansicht über die Volksgötter bei Empedokles. (Vgl. seine Wertschätzung des Lorbeers fr. 127 und 140.)

noch dieser Zeit vor Empedokles angehört, steht keineswegs fest[8]).

B. erkennt dem Gedichte und seiner Lehre ein deutlich moralisches Gepräge zu, er sieht in dem Kampfe der Liebe mit dem Streite einen solchen des Guten mit dem Bösen. Ich will das gelten lassen, obgleich es in den erhaltenen Versen nur angedeutet, nicht scharf zum Ausdruck gebracht wird. Aber mystisch wäre diese Auffassung erst, wenn der Dichter wie die Avesta die Forderung stellte, daß der Mensch die Liebe in ihrem Kampfe mit dem Streite unterstützen solle. Diese Forderung wird aber nirgends gestellt. Im Gegenteil, der Weltprozeß vollzieht sich unter dem Einfluß einer strengen Notwendigkeit, in die für das Eingreifen menschlicher Schwäche kein Platz ist. Naturgesetze, nicht mystische, beherrschen die Welt und ihr ewig wechselndes Schicksal. Ihr unterliegen auch die niederen und höheren Götter. Und so will es mir denn scheinen, daß dieses System nicht aus dem Geiste der Mystik entsprungen, auch nicht in bestimmender Weise durch die Pythagoreer beeinflußt sei, sondern in seinen Hauptzügen eine Vermittlung zwischen Heraklit und den Eleaten darstellt, daneben in seinen biologischen Anschauungen den Empirismus der westgriechischen Ärzteschulen zeigt.

Dagegen finden wir in dem Sühnegedicht ganz die Mystik und die Reinigungsvorschriften des Pythagoras, auf den ja fr. 129 deutlich hinweist. Ein Versuch, diesen Glauben mit der Theorie des Naturgedichtes in Einklang zu bringen, ist in den erhaltenen Bruchstücken nirgends gemacht, und ich meine, Verse, die ihn enthalten hätten, wären bei dem Interesse, das die spätere Mystik gerade an diesem Gedichte nahm, sicher erhalten geblieben. Die beiläufigen Erwähnungen des νεῖκος im fr. 115 und der Κύπρις in fr. 128 können diesen Mangel nicht ersetzen. Dabei braucht man den Gegensatz der beiden Gedichte nicht noch dadurch zu verstärken, daß man mit Gomperz und B. im Anschluß an Hippolytos, Plutarch und Plotin unter den δαίμονες des Sühnegedichtes (fr. 115) mystische Seelen neben den Blutseelen des Naturgedichtes versteht; denn diese Dämonen sind, wie das Fragment deutlich sagt, gefallene Götter, also nicht nur Seelen, sondern Gesamtpersönlichkeiten, die auf irgend eine mystische Weise sich in Pflanzen, Tiere und Menschen verwandeln, um nach erfolgter Reinigung wieder zu Göttern zu werden.

Ich zweifle aber, ob der Gegensatz zwischen beiden Gedichten damit zu erklären sei, daß das an einen uneingeweihten Schüler gerichtete Naturgedicht wissenschaftliches, das an die Menge gerichtete Sühnegedicht volkstümliches Gepräge trage. Denn auch das letztere wendet sich nicht an das Volk von Agrigent, wie B. meint, sondern an die φίλοι, d. h. an die Anhänger des Philosophen. So bleibt mir noch immer die Ansicht von Diels, daß die Gedichte Entwicklungsstufen des Empedokles darstellen, die wahrscheinlichste, und man kann darauf hinweisen, daß dieser nach fr. 139 selbst von sich bezeugt, er habe früher gegen das Verbot des Fleischgenusses gesündigt, d. h. nicht an die Seelenwanderung geglaubt[4]).

Dennoch möchte ich betonen, daß diese kurze Erwiderung nicht genügt, um die gegenteilige Ansicht des Verf. zu widerlegen. Wer sich in dieser schwierigen und wichtigen Frage entscheiden will, der muß das ganze Werk Bignones durcharbeiten. Es bleibt auf jeden Fall sein großes Verdienst, eine einheitliche Auffassung dieses Denkers mit bewundernswertem Geist und Wissen als möglich erwiesen zu haben.

Leider muß ich mich im folgenden kurz fassen, da ich in dieser Zeit der Papierknappheit vielleicht schon zu viel Raum für mich in Anspruch genommen habe. Die Fülle neuer Lesungen, Deutungen und Beziehungen, die die Anmerkungen zur Übertragung der Zeugnisse und Bruchstücke bringen, ist ohnedies in einer Besprechung nicht zu erschöpfen[5]). Ebenso be-

[8]) Das Zitat 209 Anm. 1 bezieht sich auf Musaios, nicht auf Linos.

[4]) Wenn man mit B. die Erzählung des Timaios, nach der Empedokles Esel geschlachtet hätte, um mit deren Häuten die bösen Winde abzuwehren, für wahrscheinlich hält, so hätte dieser noch in einer Zeit gegen das Verbot der Tiertötung gesündigt, in der wir uns das Naturgedicht verfaßt denken müßten, denn dessen frg. 111, 3 ff. spielt auf die Abwehr schädlicher Winde an. Ich glaube übrigens, daß die gut bezeugte Verbannung des Empedokles (vgl. D. L. 8, 67, wo wohl σχιζομένου für οἰκιζομένου zu lesen ist) mit dieser Bildung einer mystischen Sekte, die wohl an eine in Agrigent vorhandene pythagoreische anknüpfte, zusammenhing. Die ungeheure Steigerung des Selbstbewußtseins, die er im Sühnegedicht zum Ausdruck bringt, erklärt, wie er sich Feinde machen konnte.

[5]) Nur beispielsweise will ich hier einige Stellen kurz besprechen. Beistimmen möchte ich folgenden Vorschlägen: S. 356 zu A 72 ἐκ τῶν ὁμοιω⟨θέντω⟩ν für ὁμοίων; 369 zu A 86 § 8 ⟨ἀλλὰ τὰς μὲν ἐκ τῶν

deutend sind die Anhänge[6]). Ich möchte nur hervorheben, daß nach Bignones überzeugendem Nachweis zwischen der Herrschaft[7]) des Νεῖκος und der der Φιλία sowie umgekehrt je ein Stadium der Weltbildung liegt. Nur scheint mir Empedokles nach Aristoteles' Aussage (D. 21 A 42): διὸ καὶ Ἐ. παραλείπει τὴν ἐπὶ Φιλότητος (γένεσιν) die Weltbildung im Stadium des wachsenden Einflusses der Liebe nicht eingehender geschildert zu haben.

ἴσων⟩ f. ὁμοίων D.; 370 zu § 9 ἔξωθεν nach der Hs für ἔσωθεν D.; S. 390 fr. 3 στέγ(ε) ὑπαὶ φρενὸς ἔλλοπος; ἔλλοψ (D. ἔλλοπος εἴσω); 412 zu B 21, 4 ἄμβροτα = Äther (D. = Sonne und Mond, die nicht unsterblich sind); 421 (vgl. 220 f.) sind die von Plutarch angeführten Verse mit Recht als fr. 26 a von dem fr. 27 (Simplicius) getrennt und jene dem Stadium des Νεῖκος, diese dem der Φιλία zugewiesen; S. 432 zu 38, 1 ἡλίου ἀρχὴν (ἥλιον Hs ἥλικά τε D.), aber Vs. 2 κῆξ ὧν zu abweichend von der Überlieferung (ἐξ), vielleicht ἐξ ὧν δὴ ⟨τ'⟩ ἐγένοντο; 434 f. zu fr. 41 der Gegensatz zu ὁ μὲν (ἥλιος) ist die Erde, vgl. fr. 39 die Kritik des Parmenides; 446 f. fr. 154 (D. unter Zweifelhaftem) als 69 a unter die sicheren Fragmente eingereiht; 455 fr. 73, 2 εἴδεα beibehalten (D. ἰδέα), vgl. fr. 71, 3. — Bedenken habe ich u. a. bei Folgendem: S. 305; B. bezieht in den Timonversen ἄλλων auf ἀνάγκη und τύχη statt auf Liebe und Haß. Warum sollte Timon diese Verschiedenheit der ἀρχαί nicht tadeln? S. 328: A 30 τὴν δὲ ἀρχὴν τῆς κινήσεως συμβῆναι ἀπὸ τοῦ τετυχηκέναι κατὰ τὸν ἀθροισμὸν ἐπιβρίσαντος τοῦ πυρός. D. κατά ⟨τι⟩, B. κατα(ρρέπειν), aber es müßte heißen: καταρρέποντα; vielleicht ist nichts zu ändern: „dadurch, daß (die Bewegung) eintrat längs der Zusammenhäufung unter dem Drucke des Feuers"; S. 340 zu A 48 hinter il fuoco fehlt e l'acque; S. 389 fr. 2, 3 liest B. mit Scaliger ζωῆς ἀβίου, D. bezeichnender ἰδίου; 393 fr. 5, 3 behält B. διατμηθέντος (wohl = διαληφθέντος, D. διασσηθέντος) bei, bezieht aber ἐνὶ σπλάγχνοισιν kaum richtig auf λόγοιο; S. 398 fr. 12, 2 B. behält ἄπαυστον und übersetzt: Das Vergehen ist senza termine alcuno; aber wie verträgt sich damit: „così vi è un limite alla dissoluzione; ciò che era detto con ἄπαυστον", das doch nach seiner eignen richtigen Übersetzung das Gegenteil besagt? Also entweder ἄπρηκτον (nach Ps.-Aristoteles) oder ἄπυστον mit D. (ἄπιστον?); ebenso fraglich die Übersetzung von Z. 3 ὅπη κέ τις αἰὲν ἐρείδῃ „ovunque si debba sempre arrestare (nella dissoluzione); aber ἐρείδειν nicht = arrestare und τις nicht = si debba, der Sinn wohl: das Sein ist da, wohin immer jemand es fest hinlegt", nämlich in den jedesmaligen ἀρχαί (zu ἐρείδῃ vgl. in den Timonversen εἷλεν); S. 402, fr. 15 soll eine Anspielung auf das individuelle Fortleben der Menschen sein; es spricht aber nur von den Elementen, in denen sie vorher und nachher existierten (auch Plutarch bringt seine Vermutung nur zögernd — μᾶλλον οἰομένου — vor); S. 407 f., fr. 17, 30 B. liest καὶ πρὸς τοῖς οὔτ' ἄρ τ(ε) ἐπιγίνεται οὔτ' ἀπολήγει ⟨ἄλλα . . . .⟩. Aber die Annahme dieser Lücke ist nicht nötig; besser behält man die Lesung von D. bei: ἄρ τέ τι γίνεται (ἐπιγ. nicht nötig, nur muß man πρὸς τοῖς zu γίνεται ziehen): weder kommt etwas zu dieser hinzu, noch vergeht (etwas von ihnen); S. 410, fr. 20, 5 versteht B. unter πλάζεται ἄνδιχ' den beständigen Wechsel des menschlichen Körpers im Kampfe der Gesundheit und Krankheit, des Lebens und des Todes; aber das bedeutet πλάζεται kaum, besser D.: „die Glieder irren (nach der Entwicklungslehre des E.) einzeln umher", vgl. fr. 57 und 58, wo diese Lehre dargelegt wird (ἐπλάζοντο und ἐπλανᾶτο); S. 413 f., fr. 21, 12 θεοὶ δολιχαίωνες nicht = Seelen der Seligen, sondern = Volksgöttern, die entstehen und vergehen, vgl. 23, 6; S. 417, fr. 23, 10 ὅσσα γε δῆλα γεγάκασιν, das γέ kein Vorbehalt in bezug auf die unsterblichen Seelen, nicht = wenigstens (einschränkend), sondern = γα (versichernd); S. 442, fr. 54 die in der Erde zurückgebliebene Luft (nicht im σφαῖρος); S. 458, fr. 77/8 beziehen sich nicht auf ein goldenes Zeitalter, sondern auf die immergrünen und immer fruchttragenden Gewächse in warmen Ländern, wie auch Plutarch und Theophrast zu den Stellen es auffassen; S. 469, fr. 96: neben 4/8 Feuer und 2/8 Wasser 2/8 Erde (ἡ δὲ χθών) nicht 1/8 Erde und 1/8 Φιλία, wovon nichts dasteht; χοάνοισιν nicht = Knochen, sondern in den Hohlräumen der Erde; S. 504, fr. 140 nicht mit D. Φοιβείων vor φύλλων zu ergänzen, das Plutarch kaum fortgelassen hätte, sondern vielleicht τοιγάρτοι (s. 145, 1) und an 127 anzuschließen; S. 512 das Orpheusfragment 236 Abel ist seinem Inhalt nach kaum empedokleisch; τις τὸν ἥλιον ὑμνῶν heißt auch nicht in einem Hymnus auf Helios, sondern den Helios preisend, nämlich in einem orphischen Gedichte. Ebensowenig spricht Ps.-Menander (D. 21 A 23) von Hymnen des Empedokles und Parmenides auf Apoll, sondern von ihren φυσικοὶ λόγοι, die ja Empedokles selbst fr. 31 als ὕμνοι bezeichnet (s. auch meine Ergänzung von Philodem Π. εὐσεβ. 2 c 6 Hermes 1920 S. 639).

[6]) Wenn B. S. 623 Anm. 2 und S. 396 Anm. zu fr. 9 Kolotes ein Mißverständnis des Empedokles vorwirft, so wird er ihm nicht ganz gerecht. Empedokles leugnet in fr. 8 eine φύσις und τελευτή der συγκρίσεις, weil diese in Wahrheit nur eine Mischung und Trennung der Elemente bedeuteten. Die Epikureer dagegen erkannten den συγκρίσεις eine eigene φύσις zu, die sich nicht mit der φύσις der Elemente, die sie bilden, deckt. (Vgl. Usener, Epikur S. 22, 13 ff., bes. 23, 5—12). In ihrem Entstehen und Vergehen haben wir also in der Tat eine φύσις und τελευτή. Empedokles streitet nach Kolotes mit der Erfahrung, wenn er dies leugnet.

[7]) Doch glaube ich, daß ἐπὶ Νείκους und ἐπὶ Φιλίας nicht immer die Zeit der Vorherrschaft dieser beiden bedeutet, sondern auch heißen kann „unter dem Einfluß", der sich auch in beiden Übergangsstadien zu betätigen vermag.

Im letzten Anhange versucht er auf Grund seiner vorhergehenden Untersuchung die Bruchstücke des Naturgedichtes neu zu ordnen. In vielen Fällen kann man ihm meiner Ansicht nach zustimmen, in anderen nicht, und besonders da nicht, wo des Verf. Ansicht von dem mystischen Gepräge dieses Gedichtes in Frage kommt. Jedenfalls ist auch diese Anregung sehr dankenswert.

So bin ich denn überzeugt, daß dieses hervorragende Buch auf die Empedoklesforschung ebenso anregend und fördernd wirken wird wie der Epicuro desselben Verf. auf das Verständnis dieses Denkers.

Magdeburg. Robert Philippson.

Sallusti Crispi Epistulae ad Caesarem senem de re publica recensuit **Alphonsus Kurfess**. Leipzig 1921, Teubner. VI, 28 S. 2 M. + 120 % Zuschl.

Innerhalb der letzten zehn Jahre sind zu wiederholten Malen Versuche gemacht worden, von verschiedenen Seiten her die Echtheit der zwei im cod. Vaticanus lat. 3864 saec. IX./X. hinter anderen Sallustiana ohne ausdrückliche Wiederholung des Namens Sallust überlieferten Stücke zu erweisen [1]). Der Glaube, es handele sich um elende Rhetorenprodukte, die keiner Beachtung wert seien, ist der durch sorgfältiges Interpretieren erarbeiteten Überzeugung gewichen, daß wir in den beiden Suasorien, wenn man an dieser aus der Rhetorenschule stammenden Bezeichnung festhalten will, Werke vor uns haben, die ganz bestimmte politische Ereignisse des Bürgerkrieges voraussetzen und von einem Manne stammen, der auf Cäsars Seite steht und die Vorgänge mit lebendigster Teilnahme und eingehender Kenntnis der Einzelheiten verfolgt. Seinen Gedanken gibt er eine Form, die abgesehen von einigen stilistischen, wohl aus der Jugend des Verf. zu erklärenden Übertreibungen wesentliche Eigentümlichkeiten mit der Art Sallusts gemein haben, die sich in den großen Monographien ausprägt. Unter diesen Umständen ist es zu begrüßen, daß die beiden Briefe endlich wieder in einer neuen, zuverlässigen Ausgabe vorliegen, zumal seit Jordans letzter Ausgabe mehr als 30 Jahre vergangen sind. Zugrunde gelegt ist Haulers Collation des Vaticanus (Wien. Stud. 17 [1895], 122—151). Von alten Ausgaben sind herangezogen die auf V zurückgehenden editiones Romana 1475 und Mantuana 1476—1478, auf die wieder jüngere, ganz wertlose Hss zurückgehen, ferner ein alter, in Leipzig befindlicher Druck ohne Jahr und Druckort [2]) und die Romana des Pomponius Laetus von 1490. Gegen die besonnene und maßvolle Herstellung des Textes ist nichts einzuwenden. Überall sind die Archaismen durchgeführt: ei für i, z. B. utei quein sicutei, ebenso in der Deklination, est in Synizese (dictust), oi in den Pronomina relativa und indefinita, divorsus, volgo, absolvi, optinebat, quom, haut, faciundo, aestumo maxumus, attingerit (I 4, 4), retulit (I 6, 2), supervacuanea (II 9, 4; 10, 7), vgl. relicuum (I 8, 10).

Zu ein paar Stellen seien einzelne Anmerkungen gestattet: I 4, 1 an illa, quae paulo ante hoc bellum in Cn. Pompeium victoriamque Sullanam increpabantur, oblivio interfecit: Domitium, Carbonem, Brutum, alios item non armatos neque in proelio belli iure sed postea supplices per summum scelus interfectos . . . Dazu bemerkt K.: (oblivio) intercepit Gronovius, fort. recte. Ich glaube, Sallust hat die stärkere und ungewöhnlichere Wendung gebraucht, um seiner Entrüstung besonders starken Ausdruck zu verleihen; außerdem spielt er hier vielleicht mit dem zweimal in verschiedenen Nuancen gesetzten interficere und will gerade durch die Wiederholung desselben Wortes in nicht ganz gleicher Bedeutung eine besondere Wirkung hervorbringen. I 4, 3: (2) eheu quam illa occulta civium funera et repentinae caedes, in parentum aut liberorum sinum fuga mulierum et puerorum, vastatio domuum ante partam a te victoriam saeva atque crudelia erant! ad quae te idem illi hortantur (3): [et getilgt von Jordan und Kurfeß, beibehalten von Ed. Meyer 385 [2]] scilicet id certatum esse, utrius vestrum arbitrio iniuriae fierent, neque receptam sed captam a te rem publicam et ea causa exercitus stipendiis confectis optimos et veterrimos omnium advorsum fratres parentisque [alii liberos] armis contendere. alii liberos hat Jordan ge-

---

[1]) R. v. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart, N. F. 1911, 184 ff. Ed. Meyer, Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompeius 558 ff., vgl. Wochenschr. 1919, 873. Klek, Symbuleutici historia critica, vgl. Wochenschr. 1920, 585 f. 1198 ff. Gebhardt, Sallust als politischer Publizist während des Bürgerkrieges; vgl. dazu Kurfess, Wochenschr. 1921, 52 ff. Die Stelle bei Gellius XVII 18 ist übrigens nicht zuerst von Gebhardt, wie Kurfess anzunehmen scheint (S. VI A.), sondern schon von Norden bei Ed. Meyer S. 582 [2] herangezogen worden. [Zu skeptisch urteilt Rosenberg, Quellenkunde zur röm. Gesch. 102. Korrekturnote.]

[2]) Vgl. Lange, Leipz. Stud. 1879, 290 ff.; Kurfess, Wochenschr. 1920, 1172 ff.; 1921, 597.

strichen, und K. ist ihm darin gefolgt. Vielleicht könnte man liberos für eine Variante zu fratres halten, die in der Vorlage von V am Rande gestanden hat mit der Bemerkung „alii" sc. legunt oder „al'" und von hier in den Text gedrungen ist; vgl. 4, 2 in parentum aut liberorum sinum. II 4, 2: Mit Recht ist Poehlmanns Einwänden (a. a. O. 226) gegen Mommsens Emendation at hercule a. M. Catone für atherculem catonem V nicht stattgegeben; mit Recht auch ist Orellis Herstellung at hercule M. Catoni dem Vorschlage Mommsens vorgezogen worden, vgl. Norden bei Ed. Meyer 569[2]. II 5, 3: Es ist zu billigen, daß die Überlieferung nicht angetastet worden ist: humillimus quisque in armis aut in militia nullius honestae rei egens satis sibi satisque patriae erat. Das r in armis steht in rasura und ist von erster Hand aus an verbessert. Dousa hat aruis vermutet; Poehlmann stellt S. 250[1] daneben agris zur Wahl. Das Überlieferte aber gibt einerseits guten Sinn und stimmt anderseits zu der Neigung Sallusts, Synonyma oder verwandte Begriffe durch et, atque oder aut zu verbinden, vgl. I 4, 2 saeva atque crudelia; II 1, 1 difficile atque asperum factu; 9, 2 flagitio aut facinore; 12, 6 furibundus atque amens; 13, 2 laboribus et periculis. II 8, 7: Nach Ed. Meyer 358[1] ist viritute (als bewußte Neubildung Sallusts?), nicht virtute überliefert. K. bemerkt im Apparate darüber nichts.

Daß in den Apparat Orthographica in großer Zahl aufgenommen sind, geht meines Erachtens zu weit. Zu II 3, 7 merkt K. z. B. an: nam quae Ed. Rom., nam que Ed. Mant., namque V. Ein kurzer Hinweis auf derartige Erscheinungen in der Vorrede hätte genügt. II 2, 2 Z. 20 ist nicht ep. I 1, 6 zu vergleichen, sondern I 1, 2. Im ersten Apparat sind „imitationes und ὁμοιότητες Sallustianae" zusammengestellt. Manches, was K. für eine Anspielung oder ein Zitat zu halten scheint, ist vielleicht nur zufälliger sprachlicher Anklang; es fällt z. B. sehr schwer, zu glauben, daß Apuleius bei den ersten Worten seiner Apologie „certus equidem eram proque vero obtinebam" an die ersten Worte des ersten Briefes gedacht hat. Selbst bei der fast wörtlichen Übereinstimmung zwischen I 1, 6 und Seneca de ira III 36, 4 pessimus quisque rectorem asperrime patitur wird sich der Beweis schwer erbringen lassen, zumal es sich, wie Poehlmann richtig betont hat, um einen geläufigen Gemeinplatz handelt. Interessant ist der Vergleich zwischen I 4, 4 quoque modo in belli administratione scorta aut convivia exercuerint nonnulli und Cat. 7, 4 in scortis atque conviviis lubidine[m] habebat, der bei übereinstimmendem vulgärem Inhalte eine fortschreitende Verfeinerung des Ausdruckes zeigt. Wenige Nachträge seien gestattet: I 1, 1 cf. Cic. pro Marcello 7 (Ed. Meyer 577[1]); 1, 6 cf. II 2, 3; 5, 3 cf. Cic. pro Marc. 23 (Poehlmann); 7, 2 cf. Cic. pro Sestio 103 (Poehlmann) und Cat. 37, 7; 7, 3 cf. II 7, 10; II 2, 3 cf. I 1, 6; mit 7, 11 vergleicht Poehlmann Thuk. III 62, 2—3 Tac. Ann. VI 42; 9, 2 cf. Cat. 14, 2; 9, 3: K. verweist richtig auf Cat. 54, 4; vgl. außerdem Jug. 85, 32; 10, 3 cf. Cat. 53, 2 nicht 7; 13, 1 cf. Jug. 85, 16.

Recht nützlich sind die Indices: I. Index nominum; II. Conspectus archaismorum; III. Conspectus sententiarum; IV. Congruentiae Sallustianae. In dem letzten ist ein Versehen vorgekommen. Mit alii-pars (I 8, 6) vergleicht K. eine Reihe von Stellen aus Cat. und Jug. Hier muß es heißen: C. 2, 1 J. 13, 8 31, 13 51, 1 57, 4 ferner (nicht Cat.) 66, 4 74, 1 85, 13. Indessen würde ich sämtliche Stellen gerne überhaupt preisgeben; denn überall steht pars-alii u. ä.; dafür hätte als einzige entscheidende Stelle Cat. 61, 8 angeführt werden müssen. S. 27 scilicet: cf. Cat. 52, 28 nicht 18. Am Schluß werden einige Wendungen zusammengestellt, die in den erhaltenen Schriften Sallusts nicht vorkommen, aber sallustische Eigentümlichkeiten verraten. Hier hat K. wohl im wesentlichen das Richtige getroffen. Mit quanti et quam multi mortales I 2, 7 ließe sich sprachlich vielleicht vergleichen Cat. 14, 1 in tanta tamque conrupta civitate[3]).

Berlin-Wilmersdorf. Friedrich Levy.

[3]) Ein Versehen sei hier berichtigt: I 5, 1 patenti via *ad verum* perges.

Wilhelm Rist, Die Opfer des römischen Heeres. Diss. Tübingen 1920, Laupp. 32 S.

Die von Gundermann angeregte Dissertation beruht auf einer selbständigen Durchmusterung der für ihr Thema Ertrag versprechenden antiken Autoren. „Inschriften und bildliche Darstellungen konnten nur gelegentlich herangezogen, nicht erschöpfend ausgenutzt werden." Das ist schade; der Wert der Leistung wäre durch systematische Aufarbeitung auch dieser Traditionsschicht gestiegen. In knapper, sachgemäß gegliederter Darstellung werden die Opfer bei Heer und Flotte behandelt: Anlaß, Zeit, Art des Opfers, Gottheiten, denen es gilt, Arten der Opfertiere, Beteiligung von Feldherrn und Soldaten, Modalitäten beim Opfer, Stand der Altäre, Haruspizin, Gelübde, Weih-

geschenke, Verbreitung der Opfer. Eine zusammenfassende Bemerkung über die Zahl der Opfertiere wäre erwünscht gewesen. Zuweilen vermißt man das Eingehen auf den Zweck der einzelnen Riten, ihre Bedeutung, oder wenigstens einen Hinweis auf solche Literatur, aus der etwas darüber zu erfahren wäre (z. B. S. 21 auf Köchling, RGVV. XIV 2; Schwenns Menschenopfer sind Rist offenbar erst während des Druckes bekannt geworden; sie wären auch schon S. 10 und 14 heranzuziehen gewesen). Zum Opferfanatismus des Julian s. Geffcken, Kaiser Julianus 87. 153; Ausgang d. griech.-röm. Heidentums 131 f.. Aus der Tatsache, daß die Flucht des Opfertieres als gutes Omen galt, der Stier über den Teich schwamm (S. 24 f.), erklärt sich eine Szene der Markussäule, was Petersen S. 58 zu Tafel 19 XIII verkannte. Die Angaben der Script. Hist. Aug. waren auf ihre Verläßlichkeit scharf zu prüfen. Daß in der größeren oder geringeren Häufigkeit und Ausführlichkeit von Opferschilderungen bei den einzelnen Autoren auch persönliche Liebhaberei mitspielt, hat sich R. nicht verhehlt (S. 32), auch literarische Tradition kann hier mitsprechen. Eine genaue Durchmusterung des Materials auf diese Gesichtspunkte hin hätte vielleicht Ergebnisse gehabt, unmittelbarere für die literarische Technik der einzelnen Schriftsteller, mittelbar aber auch für das Thema im engeren Sinne. Um zusammenzufassen: die Arbeit leistet als fleißige Materialsammlung gute Dienste, wäre aber auszubauen und nach der spezifisch religionsgeschichtlichen Seite hin zu vertiefen.

Heidelberg. Otto Weinreich.

H. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache. (Handbuch des Deutschen Unterrichts, IV. Band, 1. Teil.) München 1919, Beck.

Das Buch ist für Lehrer und die Schule geschrieben, möglichst gemeinverständlich. Es erreicht seinen Zweck, über die Probleme und Fragen der deutschen Sprachwissenschaft Auskunft zu geben, sehr gut. Nur wäre meines Erachtens an manchen Stellen eine größere Klarheit in der Darlegung des Standpunktes des Verf. nötig, wogegen manche Wiederholungen der Gedanken wegbleiben könnten. In engem Zusammenhange steht dies Werk mit des Verf. Handbuch der deutschen Etymologie, auf das der Leser häufig verwiesen wird.

Was uns aber veranlaßt, das Werk in dieser klassisch-philologischen Wochenschrift anzuzeigen, ist die Tatsache, daß Hirt „die Herkunft des Deutschen und Germanischen aus dem Indogermanischen verhältnismäßig ausführlich behandelt“: so kommen in diesem Buche über deutsche Sprache vielfach Dinge zur Behandlung, die ebenfalls für den klassischen Philologen und Sprachwissenschaftler von großem Interesse sind und schöne Anregungen zur Weiterforschung und genauen Prüfung geben können. In Kap. III über die Urheimat des Indogermanischen entscheidet sich H. für Europa, weil wir da die größte zusammenhängend sitzende Masse Indogermanen finden. Voll interessanter Einzelforschung ist Kap. IV: die indogermanische Sprache und ihre Eigenart, wo namentlich die Abschnitte über die Betonung, über die Beugung der Wörter und über das Zeitwort hervorzuheben sind. Im Kap. V: Vom Indogermanischen zum Germanischen konstatiert H. merkwürdige Zusammenhänge zwischen Germanisch und Lateinisch: die Italiker haben wohl vor ihrer Einwanderung in die Apenninhalbinsel in der Nähe der Germanen gesessen! Bemerkenswert sind auch die Erkenntnisse über die Wortstellung der indogermanischen Sprachen, wie sie S. 90 ff. entwickelt werden. Ganz neuartige Gedanken entwickelt H. über die Mundarten und ihre Entstehung durch den Einfluß unterworfener sprachfremder Völker auf die Sieger und Herren: „Es ist wirklich keine zu kühne Annahme, wenn man einen Teil der oberdeutschen Dialekteigentümlichkeiten darauf zurückführt, daß keltisierte Räter Deutsch gelernt haben.“ Auch mit der Entwicklung des Irischen und des Keltischen überhaupt zeigt das Deutsch in seiner Entwicklung bemerkenswerte Übereinstimmungen (S. 120 ff.).

Auch im einzelnen trifft der klassische Philologe auf interessante Streiflichter, die H. auf die Altertumswissenschaft fallen läßt; so, wenn er den Behaghelschen Gedanken von der Benutzung der Sprachen andrer und der Sprache Früherer durch griechische Beispiele (S. 149) verdeutlicht. Bedauerlich ist, daß H. dem Unterricht im Latein auf den Schulen wenig freundlich gegenübersteht (S. 224 f., 247); freilich scheint er da einen übertrieben grammatischen und einseitig intellektualistischen Unterricht vergangener Zeiten im Auge zu haben.

Als Dank für viele Anregungen mögen hier noch einige Druckfehler berichtigt werden. S. 270, 19: etwas Äußerliches, 269, 29: Hauptsache, 254, 12/3: ist: Der, S. 233, 235, 237 Überschrift: **Kampf** gegen die Fremdwörter, 191, 26: gesicherter, 159, 35: Sprache

(statt Frage). 155, 36: Hrabanus, 224, 17: Gottfried.

Überall findet der Forschungslustige die nötige Literatur angeführt und die Lücken unserer Kenntnis rückhaltlos bezeichnet.

Dresden. Hans Helck.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Journal. XV, 7.

(385) Editorial: Latin as a Tool. Feststellung, daß die Methode, Latein zu lehren, in Amerika auf dem Wege ist, mehr ans Leben der Gegenwart anzuknüpfen. Aufruf, die schon weit fortgeschrittene Bewegung, Latein als Weltsprache, besonders auch für wissenschaftliche Zwecke zu gebrauchen, ausreichend von allen Seiten zu unterstützen. *H. C. N.* — (388) **A. St. Pease**, Is the *Octavia* a Play of Seneca? Verf. versucht den Nachweis, daß die fabula praetexta Octavia durchaus von Seneca herrühren kann, sobald man annimmt, daß sie erst für die Veröffentlichung nach dem Tode Neros bestimmt war. P. spricht der Reihe nach durch, daß weder Anachronismen im Stücke selbst noch Anspielungen auf spätere Schriftwerke im Drama vorhanden sind, die die Zuweisung an Seneca unmöglich machen. Ebenso sind die gegen die Autorschaft Senecas vorgebrachten Stilkriterien, wie eingehend gezeigt wird, durch Einblick in den Senecawortindex schnell widerlegt und in ihrer Ergebnislosigkeit dargetan. Der Umstand, daß ein Zweig der Überlieferung der Tragödien Senecas die Octavia nicht bietet, erklärt sich bei der Annahme, daß dieser Zweig der Tradition zurückgeht auf eine Ausgabe, die zu Lebzeiten Senecas veröffentlicht wurde, während die A-Klasse nach Senecas Tode vollständiger zusammengestellt wurde. P. macht aufmerksam auf den großen historischen Wert, den das Stück als gleichzeitiges Quellenwerk eines Mannes wie Seneca auch dem Historiker bietet. Man muß nur immer den Charakter als a posthumous apologia of Seneca and exposé of Nero festhalten. — (404) **A. B. van Buren**, The Past Decade of Pompeian Studies. Eine interessante Zusammenstellung der Funde und Forschungsergebnisse, die sich aus Pompeji in den letzten Jahren ergeben haben. Die Kapitelüberschriften lauten: Situation and Town-Plan. The Races of Mankind represented in the People. The Pre-Roman Period. The Roman Period. The Eruption of 79 A. D. After 79 A. D. Public Edifices. Water Supply. The Area outside the Gates. Private Houses. The Inhabitants and their Occupations. The Fine Arts. Mosaics. Inscriptions (z. B. von der Innenwand eines Grabes: Sic tibi contingat semper florere, Sabina, | Contingat forma⟨e⟩, sisque puella diu). Besonders bemerkenswert und praktisch ist, daß immer die Literaturstelle angegeben ist, wo sich die Veröffentlichung der Funde und der zusammenfassenden Forschungen findet. — (417) **F. J. Miller**, Some Features of Ovid's Style: II. The dramatic Element in the *Metamorphoses*. Der Verf. beweist seinen Leitsatz: Ovid is a born dramatist aus der Art, wie der Dichter seine Geschichten in den Metamorphosen einführt, wie er die Szenen beschreibt, welche Vorbereitungen er für die eigentliche Handlungswiedergabe trifft. Manche Geschichte läßt sich leicht in ein kleines Drama verwandeln (z. B. Pyramus und Thisbe). Weiter verrät den Dramatiker die Art, wie er seine Charaktere einführt; daher ist ihm ihr äußeres Auftreten gleichfalls nicht gleichgültig. Häufige Anwendung der Apostrophe, zu der auch die Fälle gehören, wo der Dichter in Anrede an eine seiner Personen aus seinem objektiven Schweigen heraustritt (z. B. III 432 ff.), die dramatische Gestaltung der erzählten Handlungen, die Selbstgespräche der Helden (z. B. Medea VII 11 ff.), die lebensvolle Charakterisierung der Personen sind Züge, die den Dramatiker verraten. Neben der schöpferischen Intuition war Ovid vor allem eigen das tiefe Fühlen mit seinen dichterischen Gestalten und ihrem Tun. — (436) Notes: **J. A. Scott**, Why Meletus demanded the Death Penalty for Socrates. Daß Meletos die Todesstrafe gegen Sokrates beantragte, bezeugt Apologie 37 b. Die Schwere des Strafantrags erklärt sich aus der Tatsache, daß in der griechischen Welt man in Religion zu glauben hatte, was die Allgemeinheit, der Staat glaubte. Eine andere religiös-moralische Anschauung haben, mußte also Staatsverrat bedeuten. — (437) **J. A. Scott**, Purpose of the Extra Chariot Horse in the Iliad. Die παρήοροι (z. B. Pedasus Iliad. XVI 153) waren nur Reservepferde für den Fall, daß eins der Streitwagenpferde fiel. Die Annahme Leafs, daß dies dritte Pferd eher zum Ausschlagen und Beißen gegen den Feind bestimmt sei, erledigt sich durch Xenophon (Anab. III 2, 18).

The Classical Weekly. XIV, 21—25.

(162) A Classification of the Similes in the Argonautica of Apollonius Rhodius. Apollonius hat 91 größere und 60 kleinere Vergleiche. Er verdankt ungemein viel dabei Homer. Dabei ist er mehr geneigt, natürliche Phänomene zu benutzen und allgemeine Erfahrungen, sowie Material aus dem menschlichen Leben, als aus dem Tier- und Pflanzenleben. Auch bringt Apollonius neue Vergleichspunkte, so daß er im Inhalt seiner Vergleiche dann ganz unabhängig von Homer ist. Von 60 kleineren Vergleichen haben 40 von Homer verschiedene Vergleichsobjekte; von den 91 längeren Vergleichen sind 15 neu, 30 werden nur von einem schon bei Homer vorkommenden Vergleichsobjekte gebildet, 30 sind dieselben wie bei Homer, 16 sehr ähnlich. Im ganzen sind ein Drittel seiner Vergleiche im wesentlichen Original. Die Einteilung der Vergleiche bei Apollonius ist: I. Similes drawn from Natural Phenomena (sehr zahlreich). II. S. d. from the Vegetable World (sehr wenige). III. S. d. from the Animal World. IV. S. d. from Human Beings, their Activities and Experiences (sehr zahlreich).

V. S. d. from the Objects and Materials of Civilized Life. VI. Similes Likening Human Beings to the Gods (5 Stück). VII. Similes drawn from Mythical Characters (2 Vergleiche!). Die an Homer angelehnten Similia sind bezeichnet. — (168) **C. K.**, Lucretius I 1—28 once more. Ähnlich wie Knapp (The Classical Weekly XIV 73) interpungierte diese Stelle schon J. Vahlen, Monatsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1877, S. 482/4.

(169) **C. K.**, Zusätze zu Classical Weekly XIII, 137 f. Ovid as a Short-Story Writer in the Light of modern technique. Über die Artikel F. P. Donnellys in Model English, Book II: the Quality of Style, Kap. XIV, 259 ff.: the Story, und in Fraternal News, Nov. 1912, über die Polyphem-Erzählung. Vgl. ferner W. Warde Fowler, Aeneas at the Site of Rome: Observations on the Eighth Book of the Aeneid[2] über Vergil als Erzähler von Geschichten. — (170) **E. G. Wilkins**, A Classification of the Similes in Vergil's Aeneis and Georgics. Der Verf. stellt fest, in welcher Weise Vergil in der Aeneis und in den Georgica bei den benutzten dichterischen Gleichnissen hauptsächlich von Homer, in geringerem Grade von Apollonius Rhodius abhängig, in wieweit er darin selbständig ist. 163 Vergleiche liegen in der Aeneis vor, 38 davon ganz kurz; 32 in den Georgica, von denen 11 kurz sind. Von den 49 kurzen Vergleichen sind je 4 in der Aeneis und den Georgica originell; von den 146 größeren Vergleichen sind 38 neuartig, 27 haben mit Ausnahme des zugrundeliegenden Vergleichs s t o f f e s keine Entsprechung bei Homer und Apollonius. Eine gewisse Beziehung findet sich bei Vergil auch zu den Vergleichen in Lucretius' de rerum natura (9 mal). Verf. gibt eine eingehende Einteilung der Gleichnisse bei Vergil mit genauer Angabe, was der römische Dichter den älteren Epikern Homer und Apollonius verdankt. Die frühere Literatur ist benutzt. I. Similes drawn from natural Phenomena. II. S. d. from the vegetable world. III. S. d. from the animal world. IV. S. d. from human activities and experiences. V. S. d. from the objects and materials of civilized life. VI. S. likening human beings to the Gods. VII. S. drawn from mythical or legendary characters and stories.

(177) **C. K.**, Horace, Epodes 2. 33/4. Stellt den Sinn von amite lēvi fest in den Worten aut a m i t e l e v i rara tendit retia, | turdis edacibus dolos. Der Verf. vergleicht Plautus' Asin. 215 ff. und Manilius, Astron. 5, 371/3. Es handelt sich um Klappstellnetze. K. gibt noch eine moderne Parallele aus Italien 1904 (zwischen Amalfi und Sorrent) und eine amerikanische Parallele (the Companion for All the Family, 13. Jan. 1921). — (178) **H. W. Gilmer**, The Classical Element in the Poems of Rudyard Kipling. Kipling macht von klassischen Anspielungen und Anführungen in seinen Versen maßvollen, allgemein verständlichen Gebrauch.

(185) **B. C. Steiner**, Early Classical Scholars in Maryland. Über die Schulgeschichte dieses Landes, die im Jahre 1696 beginnt.

(193) **A. W. Hodgman**, Word-Grouping in Vergil. H. behandelt Worte, die gleichschweben in symmetrischen Gruppen, und zwar Adjektiva und Nomina, Adverbia und Verba, Subjekt und Verb. Zwei Arten von Symmetrie sind zu finden: 1. Vollständiges Gleichschweben: a b c a b. 2. Gruppenweises Gleichschweben: ab c ab. Dabei zählt eine Präposition nicht besonders, wenn sie ihren Kasus unmittelbar nach sich hat; ebensowenig zählen Enklitika mit. Verf. teilt ein in I. Gruppen von 3 Worten: z. B. I 12: T y r i i tenuere c o l o n i. II. Gruppen von 4 Worten: ab ba, z. B. I 11: T a n t a e n e animis caelestibus i r a e? ab ab: z. B. I 4: s a e v a e memorem J u n o n i s ob iram. III. Gruppen von 5—7 Worten: z. B. V 212: p r o n a petit m a r i a et pelago decurrit a p e r t o, Typus aba c dbd. IV. Vollständig symmetrisch gebaute Verse sind z. B. I 471, II 416, III 152, IV 92 usw. V. Manchmal unterbricht nur ein Wort die Symmetrie: z. B. I 340 (imperium). VI. Oft gehen erstes und letztes Wort des Hexameters gedanklich und in grammatischer Beziehung zusammen: z. B. I 15, 41, 74, 91 usw. VII. Aufeinander bezügliche Worte stehen am Ende längerer unsymmetrisch gebauter Perioden: z. B. II 110/1. VIII. Gedanklich zusammengehörige Worte stehen an entsprechenden Plätzen: a) in benachbarten Versen, b) in auseinander gelegenen Versen (oft in der zweiten Hälfte des Hexameters): vgl. IV 457/9. IX. Sehr häufig findet sich ein Adjektiv am Ende des ersten metrischen Kolons und sein Substantiv am Ende des ganzen Verses: z. B. I 20; auch in umgekehrter Reihenfolge der Wortarten findet sich das, aber selten: z. B. I 156. Endlich steht auch das Nomen und sein Adjektiv am Ende eines metrischen Kolons in zwei aufeinanderfolgenden Versen: z. B. I 184/5. X. Satzverbindende Wörter sind oft nachgestellt, besonders gern im vierten Versfuß, zweite Hälfte: z. B. I 1 Troiae q u i primus ab oris. (Dafür gibt H. englische Beispiele aus allen Zeiten.) Solche Nachstellung findet sich auch erst im folgenden Verse: z. B. IV 472/3. XI. Oft wird noch ein Wort nachgebracht: II 118/9 (Argolica), II 329/30 (insultans); vgl. Cic. Lael. 8, Pomp. 5; Horaz, Carm. IV 9. 25/6. XII. Es findet sich ein Nominativ innerhalb eines Abl. abs. eingebettet (V 286), Parallelismus von Gedanke und Stellung (I 467/8); ganz prosaische Anordnung der Worte (I 55/6; 180/1). Durch metrische Erfordernisse ist Vergil bei diesen Wortanordnungsweisen viel weniger bestimmt, als man zuerst denkt. — (195) **M. D. Gray**, The Proposed Syllabus for Latin in the Junior High School of New York State. Übersicht über die Feststellungen über den direkten und indirekten Nutzen (letzterer ist praktisch, geistbildend, kulturell) und die Art des Lateinlernens, wie sie Dezember 1919 von einem Ausschuß im Staate New York aufgestellt wurden für einen zweijährigen Latein-

kursus. Für das erste Jahr (seventh grade of the Junior High School) wird besonders Wert gelegt auf die Verbindung des Latein mit Englisch; hervorgehoben sei die Aufmerksamkeit auf die Wortkunde. Im zweiten Jahre wird schon Lesen elementaren Lateins verlangt. Vgl. dazu (197) **C. K.**, The New York Classical Club on the proposed syllabus for Latin in Junior High Schools in New York State. — (200) **J. M. Herroult**, Cicero, in Catilinam 3. 11. Im Satze Leguntur eadem ratione ad Senatum Allobrogum populumque litterae gehört eadem ratione zu leguntur: „in the same manner“, „with the same formalities“.

The Journal of Theological Studies. XXI, 84. (319) **F. Burney**, An acrostic poem in praise of Judas Maccabaeus. Die Verse 1 Macc. 3, 1—8 ergeben als Vorlage ein hebräisches Gedicht mit dem Akrostichon Jehuda ha Magabah. — (326) **A. Cowley**, A hittite word in Hebrew: salis = τριστάτης (LXX); Dan. 16, 29 talta „der Dritte im Reich“ könnte eine Übertragung des hethitischen Wortes sein. — (329) **A. Smith**, Ἀπαρέμφατος. Clem. Alex. Strom. IV 25, 156. Ἐμφαίνειν = spiegeln, Plat. Tim. 71 C, ἔμφασις = Spiegelung (Demokrit). Aristoteles De anima III bezeichnet den νοῦς mit ἀπαρέμφατος = neutral. indifferent wie ein Spiegel; diese Stelle hatte Klemens im Sinne, als er Gott den Sohn gegenüber Gott dem Vater als ἀπαρέμφατος τῆς περὶ ἑκάστης αὐτοῦ τῶν δυνάμεων ἐννοίας bezeichnete. — (332) **J. de Zevaan**, Another strain of symbolism in the Chi Rho as a monogram of Christ. Das Monogramm ist auf das ägyptische Henkelkreuz zurückgeführt worden, es findet sich aber als Abkürzung für πρόβατα Oxyrh. Pap. 1898 p. 137 no. LXXIV und dürfte nach Jes. 54, 6 f. das Lamm Gottes bedeuten.

Nachrichten über Versammlungen.

Bayerische Akademie der Wissenschaften.

(Philos.-philol. u. hist. Klasse.)

Sitzung am 2. Juni.

Herr **Schwartz** trug über den historischen Wert der in syrischer Übersetzung erhaltenen Schrift des Nestorius „Buch des Herakleides“ vor.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

v. **Aster, E.**, Geschichte der antiken Philosophie: *L. Z.* 27 Sp. 515. ‘Wird seinem Zweck gerecht und bietet eine zuverlässige Orientierung’. *W. Moog.*

Delitzsch, F., Die große Täuschung. Zweiter (Schluß-) Teil: *L. Z.* 29 Sp. 553 f. Abgelehnt von *Fiebig.*

Dibelius, M., Der Brief des Jakobus: *L. Z.* 30 Sp. 569. ‘Namentlich auf dem Gebiet der hellenistischen Literatur ist die Exegese so gehandhabt, wie es das einzig Natürliche und Sachgemäße ist’. Trotz Ausstellungen anerkannt von *Fiebig.*

Eichrodt, W., Die Hoffnung des ewigen Friedens im alten Israel: *L. Z.* 27 Sp. 514. Anerkannt von *Fiebig.*

Fimmen, D., Die kretisch-mykenische Kultur. Eingeleitet von G. Karo: *L. Z.* 30 Sp. 583 f. ‘Ein Denkmal deutscher, d. h. ehrlicher, klarer, sorgfältiger Arbeit’. *B. Schweitzer.*

Hasebroek, J., Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus: *L. Z.* 32/33 Sp. 613 f. Trotz Bedenken ‘die förderliche Bereicherung unserer Kenntnisse in vielen Einzelpunkten’ anerkannt von *O. Th. Schulz.*

Heisenberg, A., Aus der Geschichte und Literatur der Palaiologenzeit: *L. Z.* 27 Sp. 521. ‘Fast keine Einzeldisziplin byzantinischer Forschung wird an diesen „Beiträgen“ vorübergehen, ohne irgendeine wertvolle neue Erkenntnis aus ihnen zu schöpfen’. *Fr. Dölger.*

Kaufmann, M., Handbuch der altchristlichen Epigraphik: *Rev. d'hist. ecclés.* XVII 1 S. 93. ‘Umfassend und sehr brauchbar’. *A. van Lantschoot.*

Lichtenstein, M., Das Wort נפש in der Bibel: *L. Z.* 31 Sp. 593. ‘Das Thema ist sehr schön und mit sicheren Ergebnissen behandelt worden’. *S. Krauß.*

Meillet, A., Linguistique historique et linguistique générale: *L. Z.* 29 Sp. 561 f. Besprochen von *W. Krause.*

Reitzenstein, R., Die hellenistischen Mysterienreligionen. 2. Aufl.: *Arch. f. Rel.-Psychol.* II/III S. 275. ‘Eine Quellenschrift ersten Ranges’. *Chr. Geyer.*

Robertson, T., A grammar of the Greek New Test.: *Rev. d'hist. ecclés.* XVII 1 S. 84. ‘Bewundernswert’. *G. Aubourg.*

Rosenberg, A., Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte: *L. Z.* 31 Sp. 595 ff. ‘Der frische und lebhafte Ton, in dem das Ganze geschrieben ist, täuscht über die inneren Mängel hinweg’. *O. Th. Schulz.*

Schwartz, E., Neue Aktenstücke zum ephesinischen Konzil von 431: *L. Z.* 32/33 Sp. 609 ff. ‘Wertvolles Parergon’. *G. Kr.*

Schwarz, A. B., Die öffentliche und private Urkunde im römischen Ägypten: *L. Z.* 32/33 Sp. 618 f. ‘Inhaltreiche Schrift’. *Eg. Weiß.*

Seunig, V., Die kretisch-mykenische Kultur: *L. Z.* 30 Sp. 584. ‘Leichtfertiger Versuch’. *B. Schweitzer.*

Steinmann, A., Jesus und die soziale Frage: *L. Z.* 27 Sp. 513 f. ‘Gründliches und reichhaltiges Buch’. *J. M. Pfättisch.*

Strzygowski, J., Ursprung der christlichen Kirchenkunst: *L. Z.* 29 Sp. 563. ‘Der geniale Forscher zieht im Rahmen von acht Vorträgen auf knapp 200 Seiten die Summe seiner gesamten Lebensarbeit’.

Theele, J., Die Handschriften des Benediktinerklosters S. Petri zu Erfurt: *L. Z.* 27 Sp. 520. Anerkannt von *Chr. Ruepprecht.*

P. Vergili Maronis Opera. Post Ribbeckium ter-

tium recog. Gualth. Janell. Editio maior: *L. Z.* 27 Sp. 520 f. ‘Aufs wärmste empfohlen’ von *M.*

Weege, F., Etruskische Malerei: *L. Z.* 29 Sp. 564. ‘Hervorragendes Werk’. *E. v. P.-G.*

Wichmann, O., Platon und Kant: *L. Z.* 31 Sp. 594 f. ‘Versuch, einen Mittelweg zwischen der Auffassung von Wilamowitz und derjenigen von Natorp zu finden’. ‘Bedeutet eine Förderung der philosophischen Platonforschung’. *W. Moög.*

Wilke, G., Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus: *L. Z.* 31 Sp. 601. Anerkannt von *K. H. Jacob-Friesen.*

Mitteilungen.

Zu Galen.

Zu Galens umfangreichem Werk Περὶ τῆς τῶν ἁπλῶν φαρμάκων δυνάμεως habe ich bei Gelegenheit anderer Arbeiten den cod. Parisinus 2148 verglichen. Um dem künftigen Herausgeber der Schrift im Corpus Medic. Graec. die nochmalige Prüfung der Hs zu ersparen, teile ich hier die wenigen richtigen Lesarten mit, die sie im Gegensatz zu dem Kühnschen Text bietet. Es ist eine Papierhandschrift des 15. Jahrh., die von f. 67ʳ die ersten zwei Bücher des Werkes enthält, das zweite Buch aber nur zum Teil; denn mit den Worten καὶ θαυμάσειεν ἄν τις (= XI 509, 8 K.) bricht sie mitten im Satze ab und läßt die vier folgenden Blätter leer. Der Text ist flüchtig geschrieben und durch zahlreiche Auslassungen entstellt, die mit anderen Korrekturen von zweiter Hand zum Teil am Rande nachgetragen sind. Für die Kritik wird die Hs bei dem Vorhandensein besserer Texteszeugen kaum in Betracht kommen. Das Richtige, das sie bietet, ist nach meiner Meinung folgendes: p. 381, 8 läßt sie in den Worten ὥστε (l. ὡς oder ὥς γε) καὶ ἡμεῖς διὰ τοῦ περὶ τῶν καθ' Ἱπποκράτην στοιχείων ἐδείξαμεν συγγραμμάτων das letzte Wort weg; soll es beibehalten werden, so müßte wenigstens συγγράμματος gelesen werden. — 6 bietet sie die richtige Wortstellung εἰς θερμότητα καὶ ψυχρότητα καὶ ξηρότητα καὶ ὑγρότητα. — 18 ἐν τοῖσδε τοῖς ὑπομνήμασιν εἰδικῶς (opp. γενικῶς) ἐξεργασόμεθα. — 382, 4 οὐδ' εἰ ψαρὶ τρόφιμον, ἤδη καὶ ἀνθρώπῳ. κατὰ ταὐτὰ δὲ οὐδ' εἰ καθαρτικὸς ἀνθρώπων ὁ ἐλλέβορος, ἤδη καὶ ὀρτύγων; im Kühnschen Text ist ἀνθρώπων an die falsche Stelle hinter ψαρὶ geraten. — 383, 11 ὁ κνῆκος. — 384, 13 οὐ κατά τι συμβεβηκός. Galen gebraucht beide Ausdrucksweisen κατὰ συμβεβηκός und κατά τι σ. — 394, 13 ὑγρότερον ἀποδείξεις αὐτό. — 396, 10 τὸ γλυκὺ δηλονότι *om.*; ebenso Orib. I 318. — 398, 14 πέπερι γοῦν; γοῦν zur Anführung eines Beispiels findet sich häufig bei Galen, cf. 409, 13. — 399, 2 κατὰ τῆς γλώττης ἐπιβαλλόμενον. — 399, 15 καὶ νικᾷ *om.*; die Auslassung wird durch Orib. II 526 bestätigt. — 403, 5 οὐ γὰρ ἄλλο γέ τι ἦν αὐτῷ τὸ θερμῷ κατὰ δύναμιν ὑπάρχειν. — 404, 6 αὐτοὶ δ' ἀρκείσθωσαν τῷ φαινομένῳ διὰ τῶν αἰσθήσεων. — 9 φαίνεται . . μήτ' αὐτὸ πάσχον . . μήτ' ἀντιδρᾶσαί τι δυνάμενον, ebenso Orib. II 526. — 15 ἢ καταπίοι *om.*, bestätigt durch Orib. l. l. — 406, 7 προσλαμβάνων. — 407, 4 οὐχὶ τῷ ξηρὸς εἶναι μόνον. — 7 τεκμηράμενοι. — 411, 14 ἂν εὕροις. — 415, 13 εἴ γε μὴ ποιήσεις ἐσχάραν. — 416, 2 ἀλλὰ τὸ (l. τῷ) κατακαῦσαν οἷς ἂν ἐπιπέσοι (l. ἐπιπέσῃ) τὸ οἷον ὑπόλειμμα τῆς καύσεως ἀπεργάζεσθαι πῶμα τῶν ὑποκειμένων. — 12 τὴν ἀτοπίαν αὐτῶν. — 418, 2 ὅσα γοῦν. — 419, 17 εἰ μή τί γε θερμότητος αὐτῷ μέτεστι δαψιλοῦς. — 421, 5 μηκωνίου. — 425, 3 καίτοι γ' εἴχομεν λέγειν, ὡς καὶ χιὼν καὶ βορρᾶς καὶ ὕδωρ ψυχρὸν . . ὑπάρχει δακνῶδες, καθότι καὶ Ἱπποκράτης ἔλεγεν ἕλκεσι τὸ μὲν ψυχρὸν δακνῶδες; ἕλκεσι wird durch die Hippokratesstelle (VI 134 L), auf die Bezug genommen wird, bestätigt; auch der lateinische Übersetzer, der die Worte mit *ulceribus frigidum mordax* wiedergibt, hat es in seinem Original gelesen. — 15 δύναιτο δ' ἂν καὶ τὸ (l. τῷ) τραχεῖάν τε καὶ ἀνιαρὰν ἔχειν τὴν διέξοδον ἄλγημα ποιεῖν. — 17 καὶ γὰρ καὶ τοῦτο ἐναργές ἐστιν. — 427, 3 ἐπειδὰν πρῶτον εὕρωμεν τὸ πρὸς αὐτὸν χρηστόν. — 429, 4 ἢ ἄμωμον ἢ καρδάμωμον ἢ ἀμάρακον; der Zusatz ἢ καρδάμωμον wird durch die lateinische Übersetzung bestätigt. — 13 καὶ αὐτοῖς τοῖς ἤδη συγκειμένοις ὀρθῶς χρήσασθαι. — 430, 3 ὁρῶν περιπίπτοντας αὐτοὺς ἑαυτοῖς ἐν τοῖς πλείστοις οἷς ζητοῦσι; die Phrase περιπίπτειν ἑαυτῷ „mit sich selbst in Widerspruch geraten“ hat Galen öfter gebraucht, z. B. XI 177, 7 οὐκ οἶδα πῶς ἄν τις μᾶλλον ἑαυτῷ περιπίπτων εὑρεθείη. Der Kühnsche Text αὐτοὺς ἑαυτῶν χερσὶν ist also durch Aufnahme eines Glossems entstellt. — 430, 11 μόνον *om.* — 451, 5 ὥσπερ οὐκ ἐγχωροῦν (compend.) ἡμαρτῆσθαί γε πολλὰς αὐτῶν καὶ μοχθηρῶς συγκεῖσθαι; ἐγχωροῦν als absoluter Akkusativ des Partizips steht hier im Sinne des öfter gebrauchten δυνατὸν ὄν, und der lateinische Übersetzer gibt die Stelle richtig mit *tamquam fieri non posset*; der Infinitiv ἐγχωρεῖν, den Kühn bietet, ist also nicht am Platze; cf. 441, 13. — Ganz unverständlich ist zudem bei Kühn der Anfang des Satzes: Τῷ γὰρ λέγειν, ὅτι καὶ τοῖς ἐμπειρικοῖς ἀφορμὴν ἀντιλογίας παρασκευάζουσιν; statt Τῷ (der cod. Paris. bietet τὸ) ist zu lesen Ἐῶ, das dem lateinischen Übersetzer vorlag, der es richtig mit *Nam omitto quod* wiedergibt; cf. 469, 17. — 432, 8 τις ἄλλος *om.* — 10 εἴθ' ὁμοδόξων εἴθ' ἑτεροδόξων εἴτε καὶ τῶν ἐπιτυχόντων εἴη; den Zusatz εἴθ' ἑτεροδόξων kennt auch der lateinische Übersetzer, bei dem es heißt: *sive a sectae suae hominibus sint scripta sive diversae sive etiam a quopiam ex plebe.* — 436, 17 διορισθείη δ' ἂν τό γε τοιοῦτον. — 437, 12 εἰ δὲ συνδράμοι ποτὲ εἰς ταὐτόν. — 12 σπανία δ' ἡ τοιαύτη διάθεσις. — 438, 2 ὥστ' εἰκότως αὐτῆς ἐστι σύνθετον καὶ τὸ ἴαμα. — 438, 7 οὐκ ἀσφαλής ἐστιν ὁ πόρρω τῆς αἰσθήσεως ὑπὲρ τοῦ δοκιμαζομένου φαρμάκου: *de explorando medicamento ratiocinatio.* — 441, 2 οὔτε χαλκοῦ λεπίς; cf. 497, 5. — 442, 10 ὡς ἐν τῷ καταψεύσασθαί τισι (*delend.*) τῆς αἰσθήσεως τὸ (τοῦ *om.*) νικᾶν ὑπάρχοντος (l. ὑπάρχον). — 445, 1 ὅτι *om.* — 446, 10 πέρα μὲν τοῦ μετρίου. — 448, 1 τὰ δὲ χαλᾷ. — 5 ἔθος ἐστὶν ἡμῖν. — 449, 1 μὴ γεγυμνασμένοι κατὰ λογικὴν θεωρίαν. — 450, 7 λελέχθω δ' ἔν γε παρόντι (λόγῳ *om.*), cf. 455, 10. — 460, 5 φέρε δή. — 10 τὰ λαμπρὰ σώματα πυρὸς πλείστου μετέχειν

ἀποφαινόμην (l. ἀποφαινοίμην); die Lesart bei Kühn ἀποφηναίην ist wohl Druckfehler statt ἀποφηναίμην. — 461, 4 hat auch Parisinus die unmögliche Lesart εἰ μὲν οὖν ἀποστητέον ἐστὶ ταῖς αἰσθήσεσιν; es ist ohne Zweifel zu lesen ἀπιστητέον. — 468, 14 καὶ ὅσα πρὸς τοῦτον (sc. τὸν ἄνθρωπον) λέγεται θερμά; richtig der Lateiner *et quaecumque ad hunc dicuntur calida.* — 475, 13 διὰ τί τοὺς ἀλειφομένους ἀπεριψύκτους τηρεῖ. — 485, 2 οὔτε πειραθῆναι φαρμάκων οὔτε συλλογίσασθαι περὶ τῆς δυνάμεως αὐτῶν. — 487, 6 ὑπάρχῃ. — 489, 8 findet sich im Kühnschen Text eine durch aberratio oculorum von dem einen ἅπαντα auf das andere veranlaßte Auslassung, die der Parisinus in Übereinstimmung mit der lateinischen Übersetzung so vervollständigt: τοιαῦτα οὖν ἅπαντα βοηθήματα τῷ τὴν ψύξιν ἰάσασθαι πραΰνει τὰς ὀδύνας οὐ τῷ τὸν λυποῦντα χυμὸν ἐπικεραννύειν ἢ ἐξάγειν· συγκέχυται δ'ἐς ταὐτὸν ἅπαντα τοῖς πολλοῖς τῶν ἰατρῶν. — 490, 12 ἰσχυρότερον γενόμενον. — 495, 3 τὸ μὲν γὰρ μήτε ἐν τῷ παραχρῆμα πραῦνον τὰς δήξεις. — 496, 4 bietet der Paris. die richtige Schreibung πεπλυμένος, ebenso 498, 11, an anderen Stellen öfter πεπλυσμένος. — 496, 15 αὖθις δὲ θερμήναντας. — 499, 1 steht wie bei Kühn auch in der Hs: ἥκει τοίνυν πάλιν ἐνταῦθα τὸ παρὰ τὴν ἀναστροφὴν τοῦ συνημμένου σφάλματος μικρὸν τοῦτο καὶ φαῦλον; es ist aber zu lesen: σφάλμα οὐ σμικρόν. — 502, 13 οὐ μὴν οὐδ'ἵσταταί γε ἀθρόον οὐδαμόθι κατὰ τὰς ὁδοὺς τοῦ πνεύματος. — 505, 7 ἔτι δὲ καὶ πλύνῃς. — αὐτοί γε. — 508, 1 τρίψεως ὁμολῆς γινομένης.

Ein paar Konjekturen mögen diese Mitteilungen beschließen. XI 496, 8 ist zu lesen: χρὴ δὲ πλύνειν οὐ κηρὸν μόνον, ἀλλὰ καὶ πίτταν καὶ ῥητίνην ἔλαιόν τε καὶ πᾶν ὁτιοῦν ἄλλο τοιοῦτον . . ὕδατι προθερμαίνοντας συμμέτρως, εἶτα κατερῶντας (statt κατάρροντας bei Kühn) εἰς ἀγγεῖον πλατὺ καὶ μέγα. Das Verbum κατερᾶν eingießen, darübergießen findet sich öfter in Galens pharmazeutischen Schriften, so XIII 512, 6 κατέρασον εἰς θυείαν προκεχρισμένην ἐλαίῳ, 16 κατεράσας δὲ εἰς θυείαν, 514, 14 εἰς κακκάβην κατεράσας ἐκ τῆς θυείας, 516, 15; 748, 7; 751, 18; 54, 8, 12; ebenso die Komposita μετακερᾶν, ἐξερᾶν und ἐπικατερᾶν, zum Beispiel XIII 58, 2 μετέρα εἰς ἄγγος κεραμεοῦν (transfundito), 648, 9 εἰς οἶνον ἐξεράσαντες, 736, 15 εἰς θυείαν ἐξεράσας, 803, 8; 804, 4; 1011, 14 ἐξέρα εἰς ἕτερον ἀγγεῖον, 39, 16 λειοτριβοῦσιν αὐτὰ σὺν ὀλίγῳ γλυκεῖ καὶ ἐπικατερῶσι, 491, 7 ψύξαντας μᾶλλον καὶ ξύοντας ἤπερ ἐπικατερῶντας. — XI 506, 3 ist zu verbessern καὶ ἵνα τις ἀποδέξηται τὸν Ἀρχίδαμον (statt ἀποδείξηται bei Kühn); zu ἀποδέχεσθαί τινα im Sinne von: jemands Lehren annehmen, billigen vgl. Xen. mem. 4, 1, 1.

Ansbach. G. Helmreich†*).

*) [Mit der Korrektur traf die Nachricht von dem am 7. August erfolgten Tod des Verfassers ein. Auch die Philologische Wochenschrift betrauert den Heimgang des ausgezeichneten Gelehrten, in dem sie einen treuen Mitarbeiter verliert. *F. Poland.*]

Στρυμόδωρος.

Der bei Aristophanes bezeugte Eigenname hat mich schon lange beschäftigt mit Rücksicht auf altdeutsche Namen, die noch unerklärt sind. Nun liefert Bechtels Werk ein verwandtes Ποταμόδωρος als Namen. Ich kenne aus einer Fuldaer Urkunde (c. 790) den mit dem Flußnamen Maine zusammengesetzten Frauennamen Moinrât. Dazu gesellt sich nunmehr ein neuer Beleg (Beitr. 44, 506) Moiheruna, der als Moineruna hierher gehört. Der Diphthong oi in diesen Belegen war den Deutschen während des Mittelalters nur in dem Flußnamen Main geläufig, das ich auf ein dreisilbiges Moënus zurückführen möchte. Die Deutung der altgriechischen wie der altdeutschen Namen wird auf Findlinge deuten (Moses „ich habe ihn aus dem Wasser gezogen"), kann aber auch auf Geburt während einer Überfahrt über einen größeren Fluß bezogen werden. Der Indologe Leumann verweist mich auf den indischen Personennamen Ganghadatta „vom Ganges gegeben". Hierher auch lat. Tiberius neben Tiberis? Wahrscheinlich stellen sich bald weitere Zeugnisse für unsere Namengruppen ein, wenn nicht die vergleichende Völkerkunde sie schon anderswo festgestellt hat.

Freiburg i. Br. F. Kluge.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

F. Delitzsch, Babel und Bibel. Leipzig, J. C. Hinrichs. Neue A. 12 M. 50, geb. 18 M.

Ciceros philosophische Schriften von P. Verres. I. Bdch. 2. A. Münster i. W., Aschendorff. 2 M. 80.

O. Paret, Urgeschichte Württembergs. Stuttgart, Strecker & Schröder. 22 M., geb. 30 M.

E. Sievers, H. Lietzmann und die Schallanalyse. Eine Kritik und eine Selbstkritik. Leipzig, J. C. Hinrichs. 9 M.

A. Debrunner, Die Sprache der Hethiter. Bern, Paul Haupt. 4 M. 50.

O. Schultheß, Das attische Volksgericht. Bern, Paul Haupt. 5 M.

Ch. W. Peppler, Comic Terminations in Aristophanes. Part V. (S.-A. aus The Amer. Journ. of Philol. Vol. XLII, 2.) Baltimore, Hopkin.

C. J. Hidén, De casuum syntaxi Lucretiana. I. II. Helsingforsiae, Simelii heredes.

C. J. Hidén, De genetivo Lucretiano. (Ex annal. Acad. scient. Fenn. ser. B Tom. XI.) Helsingforsiae, soc. litt. Fenn.

K. J. Hidén, Smärre anmärkningar vid Lucretius' „De rerum natura". (Aus Övers. av Finska Vetenskaps-Soc. Förh. Bd. LXII. Avd. B No. 1.) Helsingfors, Centraltryckeri.

C. J. Hidén, De particularum quarundam usu Lucretiano. (Öfvertr. ur Finska Vetenskaps-Soc. Öfversigt. B. XLII.)

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 8. Oktober. **1921. №. 41.**

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Willy Morel, De Euripidis Hypsipyla. Diss. Frankfurt a. M. 1921. 49 S. 8.

Die scharfsinnige und sachkundige Behandlung der leider dürftigen Reste des interessanten Dramas bringt beachtenswerte Beiträge zur Aufhellung verschiedener Punkte. Doch ist auch ein Rückschritt zu verzeichnen. Schon aus der Dramaturgie des Dichters ergibt sich die Erkenntnis, daß „die Söhne es sind, welche Hypsipyle gefesselt haben und zum Tode abführen sollen (ἄγετε, φίλων γὰρ οὐδέν' εἰσορῶ πέλας, ὅστις με σώσει 34, 2 in Fragm. trag. papyracea rec. A. S. Hunt), und daß sich auf diese Verwicklung ein Hauptinteresse der Handlung konzentriert". Diese Erkenntnis wird wieder bestritten, so daß die Söhne keine andere Aufgabe haben als von der Mutter erkannt zu werden und aus der tragischen Wirkung ganz herausfallen. Auch die Erklärung von Frg. 2 ἰδού, πρὸς αἰθέρ' ἐξαμίλλησαι κόρας γραπτούς τ' ἐν αἰετοῖσι πρόσβλεψον τύπους ist sehr bedenklich geworden. Sie traut dem Kinde, das auf dem Arm getragen und von Hypsipyle mit der Klapper beruhigt wird, kunstsinniges Verständnis zu. Nichts kann sicherer sein als die Auffassung des englischen Herausgebers, daß die Worte der eine Jüngling zum andern spricht, wie sie vor dem Palast anlangen. Hel. 68—70 gibt die beste Erläuterung. Daß ἐγὼ δ' ἐτόξευσα 34, 76 als bildlicher Ausdruck gelten soll, ist kaum möglich. Unter den wahrscheinlichen Textänderungen hebe ich die zu 3, 11 Μοῦσα θέλει με κρέκειν hervor. Bezeichnet man in der Parodos die Ordnung der Strophen nicht mit „στρ. α, στρ. β, ἀντιστρ. α, ἀντιστρ. β", sondern mit „Hyps. στρ. α, Chor στρ. α, Hyps. στρ. β, Chor στρ. β", so wird damit die legitime Strophenordnung ersichtlich. Die Hypsipyle bringt in dieser Hinsicht nichts Neues.

München. Nikolaus Wecklein.

G. Thörnell, Studia Tertullianea. II. Uppsala Univers. Årsskr. 1921. Filos., Språkvetenskap och Historiske Vetenskaper 1. Uppsala, Akad. Bocktryckerie. 105 S. 8.

Wir erhalten hier die Fortsetzung der in dieser Wochenschr. 1919 S. 489 besprochenen Schrift, und ich habe allen Grund, mein anerkennendes Urteil von damals auf den neuen Teil auszudehnen. Auch hier macht Thörnell in leicht verständlicher Weise seine Ausführungen, die schon deshalb die größte Beachtung verdienen, weil sie ein Ausfluß seiner vertrauten Bekanntschaft mit Form und Inhalt der Werke Tertullians sind.

Die ersten 66 Seiten der Arbeit haben es mit der Betrachtung einzelner Stellen aus verschiedenen, meist apologetischen und dogmatisch-polemischen Schriften zu tun. Der Rest wird von zwei Aufsätzen De pronominis relativi frequentiore apud Tertullianum usu und De usu particulae et (= etiam) ausgefüllt, deren statistische Feststellungen mit Glück für die Textkritik verwertet werden. Auf die Mitteilung

sämtlicher Ergebnisse, die im Laufe der Untersuchung sich herausstellen, muß ich begreiflicherweise verzichten. Hervorheben möchte ich jedoch als besonders wichtig und interessant, daß die bereits von Haverkamp und Öhler vertretene Ansicht, die dann in H. Schrörs, Texte und Untersuchungen XL 4 (1914) einen eifrigen Verfechter gefunden hatte, aufs neue bestätigt wird. Im Apologeticum verdient die Fassung der Vulgata vor den Varianten des Fuldensis den Vorzug. In diesem liegt die erste, in jener eine spätere Ausgabe des Verf. vor.

Wiewohl aber Th. manchmal zu sehr von dem Hange zu uniformieren beherrscht zu werden scheint, so kann man doch zusammenfassend sagen, daß Kritik und Exegese der Werke des Kirchenvaters, sowie auch die Kenntnis seiner eigenartigen Sprache durch den Verf. eine merkliche Förderung erfahren haben.

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

J. de Decker, De Grieksche en Romeinsche Oudheiden en de Philosophie der Geschiedenis. Rede uitgesproken op 6. December 1917. (Academische Redeveeringen uitgegeben vanwege de Rijksuniversiteit to Gent. 4.) Gent 1918, de Veirman.

Die Geschichtsphilosophie (S. 5) ist nur allzuoft eine Fachwissenschaft, in der die Theorie — nach einem von vornherein aufgestellten System — alles ist, und worin die Tatsachen oder vielmehr einige Tatsachen, die mit bewußter Absicht ausgewählt sind, die aufgestellte Theorie zu passender Zeit stützen sollen.

So kann keine echte Wissenschaft zustande kommen. Deduktion und Induktion müssen in allen Wissenschaften zusammengehen. Aber die Induktion ist im Anfange die Hauptsache. Erst nachdem vielfache Versuche zu einer allgemeinen Regel geführt haben, kann von deduktiver Beweisführung die Rede sein.

An der Geschichte der Biologie kann man ersehen, welch riesige Fortschritte eine Wissenschaft in einigen Jahren machen kann, unter der Bedingung, daß die Induktion, die Versuche, das sorgfältige Studium der einzelnen Tatsachen die Hauptrolle spielen. Vielleicht ist es einem doch noch zu frühen Systematisieren zuzuschreiben, daß die Biologen, vor allem hinsichtlich der Phylogenie, in verschiedene feindliche Lager geteilt sind. Auch für die Wissenschaft der Biologie, in der seit Darwin der Versuch die erste Stelle einnimmt, erschallt seit einigen Jahren der Ruf: Genug an Allgemeinheiten, zurück zum sorgfältigen Experimentieren!

Wie traurig steht es in dieser Hinsicht mit der Geschichtsphilosophie (S. 6)! Man erinnere sich an Namen von gutem Klang wie: Vico, Leibnitz, Voltaire, Montesquieu, J. J. Rousseau, Winckelmann, Lessing, Herder, Kant, Goethe, Fichte, Schelling, A. und W. von Humboldt, Hegel, Carlyle, A. Comte, Spencer, Taine, Karl Marx, Lamprecht, Ostwald. Die besten Köpfe haben sich mit der Philosophie der Geschichte beschäftigt, und doch ist bei ihrem Studium nichts oder fast nichts herausgekommen.

Die theologische, transzendente Auffassung der Geschichte hat viel Anklang gefunden. Auf den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, den bereits die Griechen beobachtet haben, ist mit Recht hingewiesen worden, so auch auf den Einfluß, welchen Rasse, Klima, Beschaffenheit des Bodens, kurz die Umwelt, in der sich das Leben abspielt, auf die Völker und ihre Entwicklung ausüben. Wird die Geschichte durch Gesetze beherrscht (vgl. H. Doergens, Über das Gesetz der Geschichte. Lpz. 1874, S. 4), wie dies mit der Natur der Fall ist, oder sind der Zufall, das Individuelle, die menschliche Freiheit in der Geschichte so wichtige Faktoren, daß hier von typischen Erscheinungen und eigentlichen Gesetzen keine Rede sein kann? Besteht in der Geschichte der Völker eine Kontinuität mit festen Entwicklungslinien? Kann man in der Geschichte bestimmter Völker Stufen der Entwicklung aufweisen, die notwendig einander folgen mußten? Kann man wirklich von einem Fortschritt der Menschheit sprechen? Haben Rassen und Völker eine besondere Bestimmung im Zusammenhang mit dem Endzweck der ganzen menschlichen Evolution? Das sind die vornehmsten Probleme, welche die Geschichtsphilosophie gestellt, aber keineswegs wissenschaftlich gelöst hat (vgl. Otto Braun, Geschichtsphilosophie im Grundriß der Geschichtswissenschaft, hsg. v. Aloys Meister, 1, 6, Leipzig 1913: „Nach allem besteht die Hoffnung, daß bald ein streng wissenschaftlicher Ausbau dieser wichtigen Disziplin gelingen wird").

Es scheint (S. 7), als ob man eher von einer Metaphysik der Geschichte als von einer Wissenschaft mit fester Grundlage reden kann. Auch A. Comte, der an die Stelle der Metaphysik eine soziale Physik, gegründet auf soziale Statik und Dynamik, hat setzen wollen, kommt nur zu abstrakten Begriffen. Hegel, der in der ganzen Welt einen so großen Einfluß auf

die Geister ausgeübt hat, hat lauter deduktive Arbeit geleistet. Lamprecht hat seine eigene Theorie von den Kulturperioden nur künstlich auf die Geschichte Deutschlands anwenden können. Ostwald mit seinen energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft will eigentlich eine soziale Chemie schaffen und kommt zu sehr originellen Gedanken; aber das eigentliche Denkvermögen, die Quelle aller geschichtlichen Tatsachen, kann nicht leicht durch chemische Formeln bestimmt werden, und darin liegt, wenigstens vorläufig, die Schwäche von Ostwalds System.

In die Geschichtsphilosophie ist viel Dilettantismus gekommen, und diesem verdanken wir manche sonderbare Schrift, wie die von Strade, „La loi de l'histoire, constitution scientifique de l'histoire". Nach diesem in Frankreich viel gelesenen Buche kennzeichnen drei Stadien die Weltgeschichte: der Fideismus, der Rationalismus und der methodische Impersonalismus. Der letztere wird nach Strade durch die französische Kultur vertreten.

Es ist die höchste Zeit, daß die Geschichte der Menschen und insbesondere die Geschichte der menschlichen Taten nicht nur rein historisch studiert wird mit Benutzung alles geschichtlichen Materials — wie dies mit herrlichen Ergebnissen durch die eigentlichen Historiker geschehen ist —, sondern daß noch die historischen Tatsachen und Einrichtungen von einem geschichtsphilosophischen Standpunkt aus betrachtet werden, namentlich das Genetische und Evolutionelle.

Der eigentliche Geschichtschreiber hat zum Ziel, die Tatsachen aus der Vergangenheit so objektiv wie möglich darzustellen, wie sie geschehen sind. Wer mehr im besonderen die Geschichte der sog. Altertümer studiert, beabsichtigt sie mit Hilfe der historischen Quellen zu beschreiben, wie sie in Wirklichkeit gewesen sind. Auf dem Gebiete des griechischen und römischen Altertums (S. 8) ist dies namentlich durch Schömann, Becker, Marquardt, Mommsen, Lange, Hertzog, Madvig und Willems geschehen. Aber es ist doch noch etwas mehr zu tun, als die Tatsachen und Einrichtungen einfach darzustellen und zu ordnen; es ist noch etwas mehr zu tun, als den geschichtlichen Ursachen des Zustandekommens dieser Tatsachen und Einrichtungen nachzugehen. Und dieses „etwas mehr" oder, wenn man lieber will, „etwas anders" ist vor allem in dem genetischen und evolutionellen Studium des menschlichen Tuns zu suchen.

Die sozialen Einrichtungen in enger Verbindung mit dem Leiden und Streiten der Menschen und Völker haben eignes Leben: sie entstehen aus einem natürlichen Drang des Menschen, wachsen und leben, schwinden und vergehen nach Maßgabe ihrer Lebensbedingungen und des mehr oder minder günstigen Milieus, das sie im Laufe der Zeit finden. Dieses Leben der menschlichen Einrichtungen ist es, das mit besonders aufmerksamem Auge vom Historiker beobachtet werden muß.

Linné beschrieb die biologischen Naturerscheinungen. Aber für Lamarck und Darwin waren Genese und Evolution die Hauptsache, und dadurch haben sie eine Umwandlung in ihrer Wissenschaft hervorgerufen.

Wenn eine Vereinigung von Historikern es sich zum Ziele setzte, mit Hilfe vor allem der Psychologie, der Biologie und der Ethnologie, dem Werden und der inneren Entwicklung der „institutiones" nachzugehen, wenn sie die Resultate ihrer Arbeit, jeder nach seinem besonderen Arbeitsgebiet, bekannt machten, z. B. in einer Zeitschrift für das evolutionelle Studium der Einrichtungen, dann würde sich der gegenwärtig dunkel bewölkte Horizont der Geschichtsphilosophie wenigstens z. T. aufklären. Nicht eine philosophische Synthese der Weltgeschichte wird man auf einen Schlag erreichen, die leider oft das Ziel der Geschichtsphilosophie gewesen ist; aber nach und nach wird man in dem Bilde der menschlichen Gesellschaft einige feste Linien entwirren, die vielleicht nicht die mathematische Klarheit, wie sie der Naturwissenschaft eigen ist, aufzeigen, die aber doch zu einer streng wissenschaftlichen Systematik führen werden. In der Wissenschaft muß man sich beschränken und ein beschränktes Ziel tief zu ergründen suchen. Die Synthese wird um so mehr bleibenden Wert haben, je länger die Vorarbeit der Induktion gedauert hat und je zahlreicher und sorgfältiger die angestellten Versuche gewesen sind.

Auf einem Gebiete wenigstens (S. 9) hat das Studium der sozialen Erscheinungen in den letzten Jahren die angedeutete Richtung eingeschlagen, nämlich auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte der Religion. Psychologie und vergleichende Ethnologie haben hier gelehrt, welche Formen die religiösen Vorstellungen einerseits bei den griechischen Volksstämmen, andererseits bei den zu höherer Entwicklung gelangten Völkern angenommen haben. In England sind Tyler und Frazer, in Frankreich Réville und S. Reinach, in Deutschland

Usener und Ehrenreich systematisch auf diesem Gebiete der Wissenschaft tätig gewesen. In besonderen Fachzeitschriften sind die Forschungen niedergelegt: Zeitschrift für Religionspsychologie, Archiv für Religionswissenschaft, Revue de l'histoire des religions, Religionsgeschichtliche Vorarbeiten. Durch fortgesetzte Materialsammlung bei allen Völkern wird hier fleißig gearbeitet. Die Methode der allgemeinen, in der Luft schwebenden Betrachtung ist glücklich verlassen, man ist zum Experimentieren an Menschen und Völkern übergegangen. Religiöse Erscheinungen, die früher als verschieden angesehen wurden, werden jetzt auf die Grundformen des religiösen Gedankens zurückgeführt (S. R. Steinmetz, Essai d'une Bibliographie systématique de l'Ethnologie jusqu'à l'année 1911). Wann wird man denselben Weg einschlagen für die eigentlich sozialen Einrichtungen, vor allen Dingen diejenigen, die die Stützen der Staaten und Völker sind? (S. 10). Hier liegt erst wenig wissenschaftliche Literatur vor. Viel darf man erwarten von Zieglers Sammelwerk „Natur und Staat“; aber die bedeutendsten Teile dieses Werkes (H. Matzat, Philosophie der Anpassung mit besonderer Berücksichtigung des Rechts und des Staates; Albert Hesse, Natur und Gesellschaft. Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Deszendenztheorie für das soziale Leben) gehen selten über die rein theoretische und methodologische Betrachtung hinaus. Zu erwähnen sind aus der Bibliographie von Steinmetz: VI. Gesellschaft, Staat und Recht; VII. Ehe, Familie und Geschlechtsleben; VIII. Sitten und Gewohnheiten; IX. Moral und Moralität. Auch die Prolegomena sociologica ad antiquitates Graecas et Romanas von L. Ranke (Leiden 1906) sind zu allgemein abgefaßt, und es ist wenig oder gar nicht darin die Rede von den im Titel angekündigten „Antiquitates Graecae et Romanae.“ — Kein Teil der Geschichte ist ein fruchtbareres Feld für das genetische und evolutionelle Studium der menschlichen Tätigkeiten als die Geschichte des griechischen und vor allem des römischen Altertums.

Die Geschichte der griechischen Städte ist für den Geschichtschreiber der Altertümer ein nicht zu verschmähendes Material, vor allem weil wir für einige πόλεις die ganze innere Entwicklung kennen von ihrem Entstehen bis zum Verfall, mit all den Veränderungen, die Krieg und Friede, geistige Strömungen und materielle Interessen in einem Staat zuwege bringen, und weil wir also in diesem Mikrokosmos namentlich die Entwicklung vieler bedeutender Staats- und Rechtsaltertümer verfolgen können.

Jammerschade ist's, daß wir nicht über die vielen kleinen griechischen Staaten genauer unterrichtet sind, auf der gebirgigen griechischen Halbinsel, auf Sizilien, in Süditalien und auf den Inseln an der Küste von Kleinasien. Wären wir über alle diese Staatenbildungen (S. 11) so gut unterrichtet wie über Athen, so würden wir für die spezifisch hellenische Welt alle Abstufungen klar erkennen, die zwischen dem primitiv gebliebenen Staat mit seinen patriarchalischen Einrichtungen und den Staaten liegen, in denen der Ultra-Demokratismus Hand in Hand geht mit einer prachtvollen Entwicklung von Kunst und Wissenschaft; wir würden dann sehen, wie die Bauern von Akarnanien noch inmitten der primitivsten Haus- oder Oikenwirtschaft lebten, während auf der Agora von Athen ein Volksredner die Interessen des zahlreichen Proletariats beredt verteidigt. Aus dem Studium der hellenischen Mikrokosmen würde eine griechische Synthese entstehen, ein Kapitel in der wissenschaftlichen Philosophie der Geschichte.

Kein großartigeres Schauspiel ferner bietet die Geschichte, als daß eine kleine Stadt am Tiber nach einigen Jahrhunderten zur Welthauptstadt eines großen, alle Staaten rings um das Mittelmeer umfassenden Reiches wird. Während die griechischen Städte immer nur Stadtstaaten (πόλεις, City-States) geblieben sind und es niemals weiter gebracht haben als bis zu dem Streit um die Hegemonie übereinander, ohne daß sich ein Imperium Graecum, ein Country-State bildete, sehen wir im Laufe der Zeiten den kleinen Stadtstaat Rom emporwachsen zu einem mächtigen Landstaat, mächtiger als je die asiatischen Landstaaten des Dareios und Alexander gewesen waren, einem Landstaat, der sich erstreckte über das benachbarte Latium, dann über die ganze italische Halbinsel, endlich über die zahlreichen Provinzen von dem Limes in Britannien bis zum Arabischen und Persischen Golf.

Gibbons Werk „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ und das neuere von Ferrero „Grandezza e Decadenza di Roma“ zeigen an, welch tiefes Interesse das Problem von Roms Wachstum und Größe und andererseits von Roms Verfall den nach der geschichtlichen Wahrheit forschenden Geistern eingeflößt hat. Sicherlich ist es schwer, die Perioden der Geschichte genau abzugrenzen. Niemand jedoch wird bestreiten, daß dieses

römische Altertum ein Ganzes bildet, in dem vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus die Periode des Verfalls nicht die am wenigsten wichtige ist. Der Ursache des Verfalls nachzugehen, ist eine anziehende Aufgabe (S. 12). Welche Mittel hätten das stürzende Reich retten können? Der Ansturm der Barbaren hat das Schicksal des hinsiechenden Römertums nur besiegelt. Die tieferen Ursachen des Verfalls liegen in der Entwicklung der Geschichte der Römer selbst und vor allem ihrer Einrichtungen. Ein eigenartiger Determinismus beherrscht die ganze Entwicklung der Römer. Aus dem Stadtstaat erwächst ein großer Landstaat. Aber das zähe Fortbestehen der Einrichtungen des Stadtstaates hat stets die unentbehrliche Anpassung an die neuen Zustände in allzu großem Maße behindert. Mangel an Anpassung — das wissen wir aus der Biologie und Anthropologie — wird Ursache von Siechtum und Untergang. Dezentralisation und Repräsentativsystem hat das römische Reich nie gekannt. Der römische Senat, die Körperschaft, welche die Geldmittel des gewaltigen Freistaates verwaltete, mochte die Kriegsfurie wüten oder Friede herrschen in den Landen rings um das Mittelmeer, blieb, was er in alter Zeit gewesen war, eine Versammlung von gewesenen Beamten der Urbs am Tiber. In die Comitia, die Versammlungen, in denen das Volk seine Stimme über die wichtigsten sozialen Fragen abgab, kamen ab und zu einige cives Romani aus Italien oder aus den Provinzen, aber die Hauptmasse der Wähler bildete das Volk, die plebs der Hauptstadt. In den Contiones, den Volksversammlungen, in denen die eingebrachten Gesetzesvorschläge beraten wurden, war es gleichfalls die plebs der Stadt und ihrer Umgebung, die die Politik beherrschte. Die Philosophen des eroberten Griechenlands, die Professoren der athenischen Lehrstühle, konnten wehmütig auf dem Forum wandeln, am Fuße des Kapitols, und denken: hier wird durch eine unverantwortliche Masse das Schicksal unserer Welt entschieden; sie konnten die Kurie, das Senatsgebäude, anschauen in dem Gedanken, daß hier eine Oligarchie von Ex-Magistraten der Hauptstadt, vielfach durch Bestechung und gewissenlose ambitio gewählt, über das Wohl und Wehe von Tausenden und Abertausenden von Menschen beratschlage. Mit einer deterministischen Sicherheit wird die römische Welt zum Cäsarismus getrieben, der die Rettung hätte bringen können, wenn der — übrigens geniale — erste Alleinherrscher, C. Julius Cäsar, ein eigenes Regierungssystem ausgedacht hätte, statt sich blenden zu lassen durch das Vorbild der asiatischen und der ägyptischen Monarchie. Die Senatsoligarchie mit Cicero an der Spitze brachte den ersten Kaiser zu Fall. Der schlaue Augustus nahm Rücksicht auf die uralte Macht der Beamten der ewigen Stadt und rief eine geschickte Zweigliedrigkeit der Regierung ins Leben. Unter seinen Nachfolgern aber ward immer mehr die östliche Monarchie nachgeahmt, und das Imperium Romanum verlor seine Lebenskraft, weil die Einrichtungen von Rom sich nicht rechtzeitig an die vollständigen Änderungen der politischen und sozialen Umwelt angepaßt hatten. Dieser kurze Überblick (S. 13) zeigt, welch köstliche Ernte der Althistoriker einheimsen kann, der Blick hat für die naturwissenschaftliche Auffassung der Gesellschaft. Die Biologie lehrt uns, daß infolge der Erschöpfung des Anpassungsvermögens das Individuum durch eine Änderung der Lebensbedingungen herunterkommt, und daß die Folgen davon für eine ganze Gesellschaft verhängnisvoll werden können (vgl. Mac Leod, Inleiding tot de Natuurkunde der Maatschappijen, Leergang in 8 leesen 1902; H. G. Holle, Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik). Auf dem Gebiet der römischen Altertümer wird man zu demselben Ergebnis kommen. Einer der bedeutendsten Biologen unserer Tage, Richard Hertling, sagt in der Kultur der Gegenwart III 4, 4 (Die Abstammungslehre): „Ähnliche Verhältnisse, wie wir sie vom Bau des Menschen kennen gelernt haben, finden wir in seinen sozialen, staatlichen, kirchlichen Einrichtungen auf Schritt und Tritt; sie sind hier nachweisbar Reste historischer Entwicklung, die früher ihren guten Sinn gehabt haben, im Wechsel der Zeiten denselben aber allmählich verloren haben. Manchmal sind sie gleichgültig und bedeutungslos; nicht selten können sie sogar dem Fortschritt schädlich sein und werden trotzdem längere Zeit fortgeführt als Erbstücke vergangener Zeiten.“ Ein derartiges schädliches, ja geradezu verhängnisvolles Erbstück war für das normale Leben des Imperium Romanum der ursprüngliche Stadtstaat der sieben Hügel mit seinen veralteten Einrichtungen und ihrem mangelhaften Anpassungsvermögen (S. 14).

Der Historiker kann also für sein Fach die Methode des objektiven Naturforschers

anwenden: 1. Beobachtung der Tatsachen und Erscheinungen, z. B. der Altertümer; 2. Aufsuchung der Ursachen durch Aufstellung von Voraussetzungen zur Erklärung der Tatsacheu; 3. Aufsuchen der Begründung der Voraussetzungen durch Beobachten vou Tatsachen und Erscheinungen; 4. Feststelluug der Gesetze, denen die Tatsacheu unterliegen (Mac Leod a. a. O. S. 3).

Diese letztere Tätigkeit, die Erforschung der allgemeinen Gesetze, die die Gesellschaft beherrschen, darf dem gründlichen Studium mannigfacher politischer und sozialer Erscheinuugeu uicht vorausgehen. Alle Urkunden müssen mit Akribie uutersucht werden. Hauptsache ist wissenschaftliche Beobachtung durch den geschulten Historiker. Dieser muß das Geschehen studieren, sowohl um zu sehen, wie es eigentlich gewesen ist, als auch um die allgemeinen Entwickluugslinien aufzuspüren — eingedenk der Worte Humboldts (Ausgewählte philos. Schriften, hrsg. v. J. Schubert, philos. Bibliothek, Bd. 123, S. 92): „Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanzen, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes . . . haben Beschaffeuheiten, Entwicklungen, Gesetze miteinander gemein.“

Diese Methode (S. 15) hat der Verf. beim Studium der griechischen und römischen Altertümer befolgt. Mit Recht betont er, daß der Geschichtschreiber des klassischen Altertums einer gründlichen philologischen Schulung bedarf. Er selbst war am soziologischen Institut in Brüssel unter Leituug Maxweilers tätig, wo man die Synthese der menschlichen Gesellschaft zum Gegenstand der Forschung machte, gestützt auf Biologie und Energetik. Man wird Decker beistimmen können, wenn er behauptet, daß die Ausführungeu von Xenophon, Thukydides, Platon, Aristoteles und Plutarch über die sozialen Einrichtungen der Spartaner mit ihrer straffen Einteilung der Bewohner in Altersklassen neues Licht gewinuen durch Vergleichung mit den Zuständen, die man noch heutigentags bei den sog. primitiven Völkern beobachten kann. (Schurtz, Altersklasseu und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformeu der Gesellschaft, Berlin 1902; Nilsson, Die Grundlagen des spartanischeu Lebens.)

Einen Lykurg (S. 16) hat es nie gegeben, so wenig wie einen Romulus. Die meuschliche Phantasie hat hier a posteriori Helden ausgedacht uud ihnen zugeschrieben, was das Ergebnis einer langen Entwicklung gewesen ist. Die Dorer, die in die Peloponnes eingewandert sind und sich am Eurotas niedergelassen haben, waren vornehmlich ein Kriegervolk, wie heute z. B. noch die Massai in Ostafrika, deren soziale Einrichtungen wir jetzt ziemlich gut kenueu aus dem Werke von Merker, Die Massai. Bei diesem Volk ist alles auf die Kriegführung berechnet. Die Bevölkerung ist in eine Anzahl typischer Klassen eingeteilt von der Klasse El aijok (= Kinder vor der Geschlechtsreife) bis zu der Klasse der El Kischaro oder Greise, die nicht mehr kriegsbrauchbar sind und die politische Körperschaft bilden, die über Krieg und Frieden zu berateu hat. Die vornehmste Klasse ist natürlich die der unverheirateten eigentlichen Krieger, die El morau, die in deu sog. Krals ein gemeinschaftliches Leben führen. Die eigenartigeu Einrichtungen der Spartaner, ihre Einteilung in ῥωβίδαι, προμικιζόμενοι, μικιζόμενοι, πρόπαιδες, παῖδες, μελλείρενες, εἴρενες usw., das alles ist das Resultat einer langen Systematisierung durch ein Kriegervolk. So ist für uns das συσσίτιον oder die συσκηνία, die die spartanischen Krieger verpflichtete, gemeinschaftlich in Zelteu zu leben und gemeinsam die schwarze Suppe zu essen, nicht mehr eiu Unikum in der Geschichte der Altertümer, sondern eine normale Einrichtung, die wir an vielen Stellen der Erde wiederfinden, wenn auch nicht immer in gleicher Weise entwickelt. Eigentümliche Gebräuche, wie die διαμαστίγωσις und die κρυπτεία, Gebräuche, die schon bei den anderen Griechen Verwunderung erregteu, siud unnütze, ja schädliche Überbleibsel des Ritualismus, der bei den primitiven dorischen Volksstämmen im Schwung war. Noch heute fiuden wir bei verschiedenen primitiven Völkern derartige Gebräuche: bei den Beetsjoeanen das Blutigschlagen der jungen Leute, die das mannbare Alter erreicht haben; bei den Wey im Sudan erhalten sie bei Gelegenheit ihrer offiziellen Aufnahme unter die Männer außerordentliche Rechte: sie verstecken sich in Wäldern und plüudern mit Erlaubnis ihrer Lehrer die benachbarten Dörfer.

Demnach scheinen (S. 17) die Lacedämonier weniger eine besondere Art vou Griechen geweseu zu sein als vielmehr gewöhnliche Menschen, die ihren Staat streng logisch aufgebaut habeu auf der natürlichen Grundlage, wie sie primitiven Kriegervölkern eigen ist.

Eine eigenartige Einrichtung in verschiedenen griechischen Städten war die σιτωνία, d. h. die kostenlose oder wohlfeile Austeilung von

Getreide an die Bevölkerung. Aus einer Inschrift von Samos (Wiegand und Wilamowitz, Ein Gesetz von Samos über die Beschaffung von Brotkorn mit öffentlichen Mitteln) geht hervor, wie dort ein Volksgesetz die Sitonia regelte — bis in die kleinsten Einzelheiten. Das kostenlose oder billige Brot war eine demokratische Forderung geworden, die zu ihrer Ausführung einen vollständigen Verwaltungsapparat erforderte. Später wurde dieses demokratische Prinzip übernommen in die soziale Politik der römischen Demagogen, vor allem von C. Gracchus, der durch seine lex frumentaria 124 v. Chr. der stets zunehmenden Verarmung in Rom Einhalt zu gebieten suchte. Die ganze Entwicklung der Sitonia in Griechenland und der frumentationes in Rom bildet ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der römischen Altertümer. Der Ausgangspunkt dieser Entwicklung ist nicht ein mehr oder minder glücklicher Gedanke eines Ideologen, sondern die geographische Beschaffenheit des griechischen Bodens, der nur zu einem kleinen Teil — 22 % — für den Ackerbau geeignet war, so daß die Befriedigung des Bedarfs außerordentlich erschwert und nur durch die Zufuhr von auswärtigem Getreide zuwege gebracht werden konnte. Die ganze eigenartige Politik des Perikles mit all ihrer Weisheit einerseits und ihrer demagogischen Tendenz andererseits ist die logische Folge des geographischen Milieus, in dem die Griechen lebten (H. Francotte, Le pain à bon marché et le pain gratuit dans les cités grecques, in: Mélanges de Droit public grec; Grundy, Thucydides and his age; Decker, Arch. Soc. 1911, Bull. 15). —

Das hellenisierte Ägypten ist durch das Studium der Papyri und der Ostraka eine terra cognita geworden. Abgesehen von den Papyri, die einen großen literarischen Wert haben, weil sie uns verlorene Werke der Literatur zurückgeben (S. 18), lenkt sich der Blick besonders auf die große Zahl derer, die uns eine richtige Vorstellung geben von dem täglichen wirtschaftlichen Leben im Tal des Nils. Hier finden wir Einrichtungen von besonderer Art, die die natürliche Folge gewesen sind von des Menschen Kampf ums Dasein in einem bestimmten Milieu. Dies wird im Anschluß an Preisigke, Girowesen im griechischen Ägypten, des näheren dargelegt (S. 18 u. 19). —

Besser noch als die griechischen lassen uns die römischen Einrichtungen infolge ihrer langen Dauer und weil sie oft in eine ganz verschiedene Umwelt verpflanzt wurden, den Einfluß eben dieser Umwelt auf die Einrichtungen erkennen.

Eine der wesentlichsten Lebensfunktionen ist die gegenseitige Dienstleistung, die in der Biologie eine so große Rolle spielt. Hier stehen wir vor einer Hauptfunktion nicht allein des Menschen im gesellschaftlichen Leben, sondern auch der Tiere und Pflanzen, selbst der niedrigsten vielzelligen Pflanzen, wie z. B. ulothrix zonata.

Man kann schwer eine Gesellschaft ausdenken so vollkommen, daß alle Individuen hinreichend geschützt sind durch die Gesetze und die Macht des Staates. Wenn das Patronat und die Klientel als Folge der gegenseitigen Dienstleistung vom Anfang der römischen Geschichte so weit verbreitet sind, so kommt das gerade daher, daß der Staat und die öffentliche Macht noch zu schwach waren, den einzelnen zu beschützen. Durch eine ausführliche Übersicht (S. 19—25) über die Geschichte der römischen Klientel legt Decker dar, wie er das Studium der Altertümer als Faktor des allgemeinen pragmatischen Studiums der sozialen Erscheinungen aufgefaßt wissen will. Was die Etymologie betrifft, so schließt er sich nicht an Walde (Etymol. W. b. d. lat. Spr.) an, sondern folgt der herkömmlichen Ableitung von cluere (S. 19) Im besonderen wird hingewiesen auf die Arbeiten von H. J. Neumann, Die Grundherrschaft der römischen Republik; Fustel de Coulanges, Origines du système féodal; Bloch, la République romaine, conflits politiques et sociaux. Decker selbst hat eine ganze Anzahl einschlägiger Arbeiten über die Entstehung und Veränderung des römischen Adels, über die Sklaverei usw. im Arch. soc. (1911, 1912, 1913) veröffentlicht, alles Vorarbeiten, durch die unter Anwendung der Evolutionstheorie der Naturwissenschaften auf die Geschichte die Geschichtschreibung zur Geschichtsphilosophie werden kann: laboremus!

Es ist natürlich, daß D. im Rahmen seiner Rede nur einzelnes Neue bringen kann, da das meiste aus der Literatur bekannt ist; für die griechische Geschichte insbesondere haben wir schon vor vielen Jahren Richtlinien erhalten durch Naumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland, worin besonders anziehend dargestellt ist, wie die geistige Entwicklung der Hellenen durch die Landesnatur, namentlich Klima und Pflanzenwelt, bedingt ist. Vgl. dazu: G. Doergens, Ergebnisse einer Untersuchung des Ganges der Geschichte Europas aus dem Anteile der Nationen, Lpz. 1874 S. 6 ff., und Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre,

Braunschweig 1903, S. 4 ff. Immerhin ist es ganz nützlich und interessant, D's. zusammenfassende Betrachtung im Überblick zu lesen; und der Mehrzahl seiner Aufstellungen wird man im ganzen Beifall zollen, wenn man auch in manchen Einzelheiten anderer Meinung sein kann.

Frankfurt a. M. August Kraemer.

August Heisenberg, Aus der Geschichte und Literatur der Palaiologenzeit. (Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-philol. u. hist. Kl., Jhrg. 1920, 10. Abh.) München 1920, Franz. 144 S., 4 Tafeln.

Eine Reihe schwieriger Fragen aus dem Gebiete der byzantinischen Philologie behandelt die vorliegende Schrift Heisenbergs; sie beschäftigt sich in erster Linie mit dem Codex graecus 442 der Bayerischen Staatsbibliothek, der das Geschichtswerk des großen byzantinischen Polyhistors Georgios Pachymeres (13. Jahrh.) enthält. H. gibt eine sorgfältige Beschreibung mit wertvollen Einzelheiten über das Schicksal der Handschrift — die Namen eines Antonios Eparchos, Hieronymus Wolf und Martin Crusius sind mit ihr verknüpft — und weist den im Laufe der Zeit in Unordnung gekommenen Blättern die richtige Stelle an. Zur Textkritik wurde der Monacensis bisher noch nicht herangezogen; ein abschließendes Urteil über seinen Wert zu fällen ist zurzeit nicht möglich, da die außerdeutschen Hss schwer erreichbar sind; jedenfalls aber wird dieser sicher sehr wertvolle Codex für eine Neuausgabe von großer Bedeutung sein.

Die in dem Codex befindlichen Kaiserbilder mit dem Symbol des Adlers geben sodann dem Verf. Gelegenheit, das Problem des zweiköpfigen, heute noch im Wappen mächtiger Herrschergeschlechter prangenden Adlers der byzantinischen Kaiser aufzurollen. Der Ursprung dieses Symbols ist noch nicht geklärt. Die Ansicht von Sp. Lampros (Ὁ δικέφαλος ἀετὸς τοῦ Βυζαντίου. Νέος Ἑλληνομνήμων 6 [1909], 7 [1910] und 8 [1912]) über die nikänische Herkunft ist nach den scharfsinnigen Darlegungen Heisenbergs nicht haltbar. Zum ersten Male läßt sich der Doppeladler, wie der Verf. im dritten Teil der Abhandlung ausführt, in Verbindung mit Andronikos II. auf zwei Urkunden nachweisen, in denen dieser Kaiser dem Metropoliten von Monembasia eine hohe Würde verleiht und den Umfang seiner Metropolis festlegt (1293 und 1301)[1]). Daraus zieht H. den Schluß, daß erst dieser Herrscher die doppelköpfige Form des Wappentieres bevorzugt hat. Inwieweit sich fremdes Vorbild und besonders, wie der Verf. vermutet, abendländische ritterliche Sitte geltend macht, das festzustellen muß den Spezialforschern auf dem Gebiete der Wappenkunde vorbehalten bleiben.

Mitten im Text unserer Hs entdeckte H. ferner den Schluß einer Kaiserurkunde, die mit dem Geschichtswerk nicht im Zusammenhang steht. Die Urkunde findet sich auch im Cod. 4 der Patriarchatsbibliothek zu Jerusalem; ein Vergleich zeigt die interessante Tatsache, daß der Jerusalemer Codex eine Abschrift des Monacensis ist. Der Verf. läßt den gut ergänzten Text der Urkunde folgen und stellt Zeit und Personen dieses Prostagmas fest, in dem Michael VIII. im Jahre 1272 seinen Sohn Andronikos zum Mitregenten einsetzte. In Zusammenhang mit der Urkunde sind wohl auch die Kaiserbilder zu bringen, die nach dem Urteile des Verf. als Kopien von Bildern auf kaiserlichen Urkunden anzusehen sind, zumal sie die gleiche Auffassung verraten wie die Kaiserbilder auf den beiden Chrysobullen von Monembasia. Ein ausgezeichneter Kommentar zu unserer Urkunde mit einer erschöpfenden Literaturangabe und zahlreichen erklärenden Einzelheiten über das byzantinische Hofzeremoniell, das Sold- und Steuerwesen beschließen diesen Teil der Arbeit.

Ausführlicher von den Zeremonien des Kaiserhofes handelt der letzte Abschnitt. Das byzantinische Zeremonienwesen harrt noch wie überhaupt so manches auf dem Gebiete der Byzantinistik in vielen Teilen der aufklärenden Arbeit der Forscher. Um so wertvoller sind daher Heisenbergs Beiträge. Er verbreitet sich zunächst über den Peripatos, d. i. die feierliche Prozession vom Kaiserpalast zur Kirche am Palmsonntag zur Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem. Nachbildungen aus dem irdischen Leben Jesu zu geben war ja der Grundgedanke der besonders an Ostern so zahlreichen Zeremonien am byzantinischen Hofe. So wäscht z. B. auch in der späteren Zeit der Kaiser selbst nach dem Vorbild Christi zwölf Greisen die Füße, ein Brauch, der an den katholischen Höfen Europas bis in unsere Zeit herein lebendig blieb.

Eingehend untersucht H. das Wesen und die Geschichte der Prokypsis, jener prunkvollen

[1]) Inzwischen hat H. bei der weiteren Behandlung der beiden Urkunden von Monembasia gefunden, daß der Text von allen beiden eine Fälschung ist.

Zeremonie am Vorabend des Weihnachtsfestes, bei der sich der Kaiser mit dem Thronfolger und den übrigen Mitgliedern des Herrscherhauses auf einem von Säulen getragenen hölzernen Podium vor der Blachernenkirche der Volksmenge zeigte. Der Ursprung der Prokypsis ist noch nicht geklärt; im 10. Jahrh. ist sie noch nicht üblich, wohl aber im Zeitalter der Komnenen nachweisbar. Bei der Kaiserkrönung und bei der Feier einer Hochzeit am Kaiserhofe kehrt die glänzende Feierlichkeit wieder. Sie hat auch das lateinische Kaisertum überlebt; am Hofe von Nikaia haben die Kaiser die alten Formen des Hoflebens festgehalten, wie sie sich ja auch sonst als die legitimen Nachfolger der Kaiser von Byzanz betrachteten. Wie ich vermuten möchte, hat die Prokypsis auch am Hofe von Epirus stattgefunden, wo sich der ehrgeizige Theodoros voll von hochfliegenden politischen Aspirationen ebenfalls mit dem Prunk der alten Hofhaltung umgeben hatte.

Von der Pflege des Hoflebens in Nikaia geben uns Zeugnis die Gedichte des Nikolaos Eirenikos, aus denen wir ein anschauliches Bild von der Verlobung der Tochter Friedrichs II., Konstanze, mit dem Kaiser Johannes Doukas Batatzes (1222—1254) gewinnen. H. teilt uns hier zum ersten Male den Text dieser auch historisch interessanten Gedichte mit. Hierher gehören auch die Gedichte, die wir von dem Rhetor Manuel Holobolos aus der Zeit der ersten Palaiologen besitzen. Sie sind bereits veröffentlicht von Boissonade (Anecdota graeca V, S. 159—182) und von M. Treu, von dem auch eine Monographie über Holobolos stammt (Byzant. Zeitschr. V, 1896, S. 538—559). Treu und Krumbacher (Gesch. d. byz. Lit.², S. 770 ff.) sehen in diesen Gedichten abstoßende Erzeugnisse schwülstiger und schmeichlerischer Hofpoesie. Es ist ein Verdienst Heisenbergs, diese falsch beurteilten Gedichte nach ihrer Entstehung, ihrem Zweck und ihrer historischen Bedeutung richtig bewertet zu haben. Sie sind nichts anderes als Gedichte zur Feier der Prokypsis wahrscheinlich an den beiden Festtagen Weihnachten 1272 und Epiphanias 1273. Aus dem Rahmen der glänzenden Festlichkeit heraus erklären sich der hohe Schwung und die kühnen poetischen Vergleiche, die der sonst wegen seines Freimutes wiederholt bei Hofe in Ungnade gefallene Dichter anwendet; und wenn H. diese poetischen Ergüsse als „Schöpfung einer fein ziselierenden Hofkunst" bezeichnet, so hat er sie damit treffend charakterisiert.

Mit der Feststellung, daß der Cod. Marc. gr. 402 in Venedig ebenfalls eine mittelbare oder unmittelbare Abschrift unserer Münchener Pachymereshandschrift ist, schließt H. seine trefflichen und tiefschürfenden Ausführungen. Sie bringen uns besonders viel Neues und Interessantes aus dem byzantinischen Hofzeremoniell; mag das übertriebene Zeremonienwesen auch nicht nach unserem Geschmacke sein, von großem kulturhistorischen Werte wird seine Kenntnis immer bleiben; denn als schon längst über den Kuppeln der alten Kaiserstadt am Bosporus das Zeichen des Halbmonds glänzte, hat das Abendland manches der entschwundenen Pracht des byzantinischen Hofes zu neuem Leben entfacht und bis in unsere Tage herein festgehalten!

München. Matthias Wellnhofer.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Journal. XV, 8. 9.

(454) **W. H. Johnson**, On the Rim of the Conca D'Oro. Beschreibung einer Bergbesteigung des Monte Cuccio bei Palermo. — (465) **K. P. Harrington**, The Place of Sulpicius Severus in Miracle-Literature. Ausgehend von den in der Heiligen Schrift erzählten Wundertaten Christi, die er nach ihrer Eigenart charakterisiert, verfolgt der Verf. die weiteren Stufen dieser christlichen Wunderliteratur über die verschiedenen Pseudo-Evangelien, von denen das First Gospel of the Infancy deutlicher herausgehoben wird in seiner orientalisch-zaubervollen Eigenart, zu den Acta Pauli et Theclae und zu dem Peristephanon des Prudentius. Ferner spricht der Verf. orientierend über die Acta Apostolorum, wie in ihnen Wundertaten erzählt werden. Gegen Ende des 4. Jahrh. kam eine neue Art christlicher Mirakelliteratur auf: die Monographie über das Leben und die Taten eines einzelnen Heiligen. Vielleicht das erste Werk dieser Art war das Leben des Heil. Antonius, das unter den Schriften des Athanasius steht. Aus Gallien stammt dann das sicher erste Erzeugnis dieser Art: Sulp. Severus' Leben des Heiligen Martin. Dies für alle folgenden Zeiten in seiner Eigenart grundlegende Werk wird von H. eingehend geschildert, die Fülle der Wunder charakterisiert, einige Weiterwirkungen besonders herausgehoben. — (475) **W. J. Grinstead**, A Proposed Guide to the Etymological Importance of Latin Words. Schlägt für die amerikanischen Lateinschulen ein Unterrichtssystem vor, in dem besonders auf Wortbildungslehre Wert gelegt wird, und zwar vor allem derjenigen Worte, Wurzeln, Prä- und Suffixe, die im Englischen weiter eine Rolle gespielt haben. Er entwickelt die Grundsätze, nach denen ein passender Index für die etymologische Wichtigkeit der lateinischen Worte und Wurzeln von einer Organisation geschaffen werden sollte. — (479) **B. L. Horner**, The Use of Games in Teaching Latin. Hält die Spiele

in lateinischer Sprache für eine außerordentlich gute Unterstützung des Lateinunterrichts, besonders auf der ersten Stufe und gibt Hinweise auf Veröffentlichungen und Beispiele solcher Spiele. — (482) **N. G. McCrea**, Training versus Education. Spricht von den Veränderungen, die sich naturnotwendigerweise heutzutage auch im Betrieb des Lateinunterrichts nötig machen. Z. B. schlägt der Verf. eine besonders genaue Beachtung der Wortfolge bei der Wiedergabe des fremden Textes in der Muttersprache vor. — (494) **A. E. Phoutrides**, George Soures and His World. — Notes: (499) **R. C. Flickinger**, A British Horatius. Ein britischer Matrose erschoß nach Zeitungsnachrichten an Bord des britischen Kriegsschiffes „Resolution" kaltblütig einen deutschen Gefangenen. Zu seiner Rechtfertigung gab er an, er habe zwei Brüder im Kriege verloren. Fl. vergleicht des Horatius Ausspruch Liv. I 18: duos fratrum Manibus dedi; tertium causae belli huiusce, ut Romanus Albano imperet, dabo! — **S. E. Bassett**, Homeric Criticism applied to Plato. Phaedo 63 D und 117 B findet sich ein Widerspruch über die Menge des bereiteten Giftes. War dieser Widerspruch im Homer, er würde sogleich zur Feststellung einer Interpolation benutzt!! Bei Plato hält es freilich jeder Gelehrte für absurd, etwa Phaedo 63 D—E als Interpolation auszuwerfen! — (500) **J. A. Scott**, Interpretation of Iliad XXIII 670: ἦ οὐχ ἅλις, ὅτις μάχης ἐπιδεύομαι; Nach Odyssee XV 370 ist dies so zu verstehen: Is it not enough, that I lack a battle? — (501) **A. H. Weston**, The Lesbia of Catullus. Warum nennt Catull seine Clodia gerade Lesbia? Catulls Gedicht 51 gibt die Antwort: dies ist eine freie Übersetzung größtenteils eines Gedichts der Sappho. Catull machte mit dem Namen Lesbia der Clodia ein anmutiges Kompliment, indem er andeutete: „You are as fair as the *Lesbian maid* whom Sappho loved, and inspire in me the same emotions, which Sappho felt, and so I offer you the same words, which Sappho used." — **O. F. Long**, Caesar, B. G. II 4, 6. Verteidigt als alt die Worte: Vinum ad se . . . remollescere homines atque effeminare arbitrantur.

(515) **G. J. Laing**, Quintilian, the Schoolmaster. Verf. beklagt die um sich greifende Art der Jugend, so schnell wie möglich sich Spezialstudien hinzugeben und die der allgemeinen geistigen Ausbildung, wie Latein, dienenden Kurse zu vernachlässigen. L. charakterisiert das Werk Quintilians als including practically the whole cycle of humane and scientific culture so far as it was organized at that time. L. betrachtet die Lehren, die Quintilian für die Erziehung und den Unterricht gibt und hebt besonders das für unsere Zeit Passende in des Schriftstellers gesunden Anschauungen hervor. Der Verf. findet in Quintilians Erziehungstheorie die drei Werte ausgedrückt, die die amerikanischen Latinisten heute für ihre Unterrichtstätigkeit in Anspruch nehmen: disciplinary value, practical value, cultural value. L. schließt die interessante Studie mit dem Bilde des idealen Lehrers, wie Quintilian ihn versteht (II 2, 5). — (535) **H. C. Nutting** Situlae. Für High-Schools zurechtgemacht eine Komödie, um Witz und Humor der römischen Komödie in geeigneter Form zu zeigen (z. T. nach der Aulularia des Plautus). — (546) **R. H. Tanner**, An Application of the Laboratory Method to the Teaching of Greek and Latin. Das Interesse, das der Schüler am Lehrgegenstand nimmt, ist die Grundlage für die Wirkung des Lehrers: wie ist es zu erregen möglich? Der Schüler muß durch Lernen das Gefühl einer Sicherheit im Können bekommen. Das amerikanische Unterrichtssystem im Latein und Griechisch leidet daran, daß es auf Durchschnittsschüler berechnet ist, und die sind in der Minderheit! Die Denison University hat mit gutem Erfolge die Prinzipien der laboratory method eingeführt, um die Elemente des Griechischen und Lateinischen zu lehren. Diese Methode kommt den individuellen Bedürfnissen jedes Schülers entgegen. Es werden Anweisungskarten ausgegeben, No. 1, 2 u. folgende, die bestimmte Aufgaben und Anweisungen dazu enthalten. Jeder beschäftigt sich mit diesen in der Schule selbständig; erst wenn er alles fest kann, bekommt er die nächsten Aufgaben. So sind allerdings bald die Schüler verschieden beschäftigt und erreichen ihr Ziel in verschiedener Zeit; die besten stürmen unaufhaltsam vorwärts, die weniger Befähigten brauchen eben längere Zeit. Dauernde Prüfungen werden abgehalten, alle Korrekturen sofort in Gegenwart der Schüler vorgenommen. Manche Aufgaben bestehen aus einer Serie von Aufgabenkarten: die Besserbegabten, die die erste gut lösen, können weiter vorwärtsgehen, die weniger Guten müssen auch die übrigen Nummern der Serie, weitere Aufgaben zu demselben Kapitel erst noch gut ableisten. 1½ bis 2½ Jahre sollen die Schüler in dieser Laboratorium-Methode weitergefördert werden. 15 Schüler brauchen einen Lehrer. Die fortgeschrittenen Schüler werden als Helfer gebraucht. Der Hauptvorteil ist, daß es keine „Versager" unter den Schülern gibt, also auch keine „Sitzenbleiber", da das Ziel des Halbjahrs ja für die einzelnen nicht festliegt. Hausaufgaben sind nicht nötig: daher fallen alle unlauteren Hilfsmittel fort. — (555) **W. McC. Martin**, What My Classical Authors Mean to Me. Ein Mann des praktischen Lebens (Bankpräsident) setzt auseinander, aus welchen Gründen es nötig ist, daß auch die im praktischen Leben Stehenden Griechisch, aber namentlich Latein in ihrer Erziehungszeit lernen. Die Erweiterung des Horizontes, das Kennenlernen einer ganz anders als die Geschäftswelt gearteten Kultursphäre, die tiefere Erfassung der Lebensprobleme, die schärfere Durchbildung des Geistes sind Resultate des Latein- und Griechischlernens. Auch die Erfassung der Muttersprache wird durch diese Kenntnisse besser und bewußter. Die klassischen Autoren sind voll praktischer

Lebensweisheit und politischer Lebenserkenntnis, die für unsere eigenen Tage passen und selbst jetzt noch unerreichte Ideale darstellen. Endlich verschließt Unkenntnis der Klassiker dem Menschen reiche Quellen der Freude. — (572) Index des Bd. XV.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aristoteles Logik, neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von E. Rolfes: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 80. 'Gelungene Lösung'. *J. Amsdorf.*

Arnold, C. F., Geschichte der alten Kirche: *Verg. u. Geg.* XI 4 S. 179. 'Fesselnd und lehrreich'. *H. Preuss.*

Beth, K., Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte: *Zft. f. d. evang. Religionsunterricht* 32, 5/6 S. 149. 'Sehr wertvoll'. *O. Clemen.*

Brauer, W., Die Frau in der alten Kirche: *Zft. f. d. evang. Religionsunterricht* 32, 5/6 S. 150. 'Enthält eine Fülle konkreten und anschaulichen Quellenmaterials'. *O. Clemen.*

Dannemann, F., Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange. 2. A. 1. Bd.: Von den Anfängen bis zu dem Wiederaufleben der Wissenschaften: *Naturw. Woch.* 36, 31 S. 455. 'Überall merkt man die bessernde Hand Dannemanns und seiner Helfer'. *R. Zaunick.*

Frickenhaus, A., Die altgriechische Bühne. Mit einer Beilage von E. Schwartz: *Monatsschr. f. höh. Sch.* XX 7/8 S. 244 ff. 'Hervorragende Arbeit'. *A. Stamm.*

Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums: *Verg. u. Geg.* XI 4 S. 176 f. 'Umfassend, gerecht; mit staunenswerter Belesenheit und meisterhafter Kunst der Charaktersierung verfaßt'. *H. Preuss.*

Geffcken, J., Das Christentum im Kampf und Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 54): *Verg. u. Geg.* XI 4 S. 179. 'Sachkundig, gerecht und anziehend'. *H. Preuss.*

Gottschalk, W., Lateinisch „audire" im Französischen: *D. Neuer. Spr.* XXIX 3/4 S. 148 ff. 'Das Wachsen und Treiben in den Ästen und Blättern einiger Wortstämme hat G. mit seltener Genauigkeit und Feinsinnigkeit belauscht und erzählt'. *K. Vossler.*

Kittel, R., Religion des Volkes Israel: *Verg. u. Geg.* XI 4 S. 176. 'Meisterhaft, vorsichtig, in großen Zügen schreitend'. *H. Preuss.*

Kranz, W., Demosthenes und Philipp (Quellensammlung f. d. geschichtl. Unterr. an höh. Sch.): *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 85. „Äußerst geschickt'.

Lamer, H., Die altklassische Welt. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 80. 'Glänzende Leistung'. *M. Forstner.*

Lerch, E., Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens: *D. Neuer. Spr.* XXIX 3/4 S. 152 ff. 'Eine ganz prachtvolle Arbeit'. *L. Geyer.*

Löwy, E., Die griechische Plastik. 2. A.: *Bayer. Bl, f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 89 f. 'In jeder Beziehung gediegenes Buch'. *G. Himmler.*

Meyer, Ed., Ursprung und Anfänge des Christentums. 1. Bd.: Die Evangelien: *Verg. u. Geg.* XI 4 S. 178 f. 'Das Buch enttäuscht darin so schwer, daß es sich nicht zu einer durchgreifenden neuen Gesamtauffassung des Gegenstandes zu erheben vermag'. *H. Preuss.*

Meyer, H., Platon und die aristotelische Ethik: *Korr.-Bl. f. d. h. Sch. Württ.* 28, 3/9 S. 110 f. 'Bedeutet einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der ethischen Grundanschauungen des Platon und Aristoteles'. *W. Nestle.*

Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde. 4. Bd.: Die Germania des Tacitus. Neuer vermehrter Abdruck. Bes. von M. Roediger: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* XLII 7/8 Sp. 225 ff. 'In allen wesentlichen Punkten unverändert'. *J. Hoops.*

Oppenheimer, S., Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeiten. 1. Bd. 3. A.: *Naturw. Woch.* 36, 32 S. 469. 'Zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung aus'. *Riem.*

Preller, H., Das Altertum, seine staatliche und geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 80. 'Jeder findet eine Fülle von belehrender Anregung'. *J. Amsdorf.*

Roth, K., Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 83 f. 'Kein Geschichtslehrer wird das Büchlein ohne Gewinn aus der Hand legen'. *H. Mertel.*

Scheuermeyer, D., Einige Bezeichnungen für den Begriff „Höhle" in den romanischen Alpendialekten: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* XLII 7/8 S. 243 ff. Anerkannt von *W. Meyer-Lübke.*

Schwartz, E., Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Erste Reihe (5. A.); zweite Reihe (3. A.): *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 2 S. 79. 'Das Werk gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug des Lehrers'. *F. Fischer.*

v. Soden, H., Die Entstehung der christlichen Kirche (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 690); Vom Urchristentum zum Katholizismus (ebd., Bd. 691): *Verg. u. Geg.* XI 4 S. 179. 'Anregend und vielseitig'. *H. Preuss.*

Mitteilungen.

Das Athenaeum in Rom.

II.

Meine an anderer Stelle (Woch. für klass. Phil. 1919 7/8) ausgesprochene Vermutung, daß die Lehrer der Rhetorik am Athenaeum den amtlichen Titel rhetor urbis Romae führten, hoffe ich jetzt beweisen zu können. Die Inschrift eines in Rom gefundenen Sarkophags bezeugt, daß der rhetor urbis aeternae

Fl. Magnus, nachdem er kurze Zeit als Privatdozent tätig gewesen, vom Senate zum Lehrer der gesamten patrizischen Jugend erwählt worden ist. Die Schule der vornehmen Jugend war aber das Athenaeum. Ferner wurde er vom Senate für würdig der Auszeichnung erachtet, die durch die lex dignitatis bestimmt war (CIL. VI 9858). Fl. Magnus v. c. rhetor urbis aeternae, cui tantum ob meritum suum detulit senatus amplissimus, ut idoneum iudicaret, a quo lex dignitatis inciperet. praeceptor fraudis ignarus et intra breve tempus universae patriciae soboli lectus magister eloquentiae, ita inimitabilis saeculo suo, ut tantum veteribus possit aequari. Unter der lex dignitatis ist die Verfügung zu verstehen, die der Kaiser Theodosius II. 425 für die Hochschule von Konstantinopel erließ, und in der bestimmt wurde, daß die an der Kapitolschule angestellten Lehrer nach 20jähriger vorwurfsfreier Tätigkeit die comitiva primi ordinis erhalten sollten (cod. Theod. VI, 21). Diese Bestimmung galt also auch für Rom. Wir kennen Magnus aus einem Briefe, den Hieronymus an ihn geschrieben hat (epp. 70 ad Magnum oratorem urbis Romae). Dieser Brief ist in der Zeit von 400—405 geschrieben. Magnus war also 425 schon länger als 20 Jahre im Dienste. Ein anderer rhetor urbis Romae, dem dieselbe Ehre zuteil wurde, ist Felix. Er wird genannt in der Subskription einer Hs der Epoden des Horaz, die Mavortius (consul 527) mit seiner Hilfe angefertigt hat (Schanz R. L. II, 1. 130). Er selbst nennt sich als Schreiber einer Hs des Martianus Capella (Jahr.-Berichte d. s. G. d. W. 1851. 351) Severus Memor Felix, vir spectabilis, comes consistorii rhetor R. Die griechischen Lehrer der Rhetorik und Philosophie kamen aus Athen, und, wie es scheint, hatte Athen die Verpflichtung, auf Verlangen des Senates geeignete Lehrer zu senden. Symmachus bittet 384/5 den Kaiser um die Bestätigung der Wahl des griechischen Philosophen Celsus zum Senator. Als Grund für die Wahl führt er an, daß Celsus sich erboten habe, umsonst Unterricht zu erteilen.

Er fügt hinzu, es habe immer zu den Pflichten des Senates gehört, für den Unterricht der vornehmen Jugend Lehrer der Philosophie aus Athen zu berufen (X, 5 ut erudiendis nobilibus philosophi praeceptores ex Attica poscerentur). Celsus habe sich aber unaufgefordert in Rom eingefunden. Ferner berichtet Eunapius (II 493), daß der Senat den Sophisten Prohairesios aufgefordert habe, einen seiner Schüler als Lehrer der Rhetorik zu schicken. Aus dem Briefe des Symmachus geht hervor, daß auch die Lehrer der Philosophie Gehalt erhielten. Das wird bestätigt durch die Bemerkung Tatians (or. ad. Gr. 19) οἱ γὰρ παρ' ὑμῖν φιλόσοφοι τοσοῦτον ἀποδέουσι τῆς ἀσκήσεως ὥστε παρὰ τοῦ Ῥωμαίων βασιλέως ἐτησίους χρυσοῦς ἑξακοσίους λαμβάνειν τινάς. Da diese Schrift vor 176 verfaßt ist, so können nur die Philosophen am Athenaeum gemeint sein und nicht die in Athen. Die Besoldung von 12000 M. hat also schon Hadrian bewilligt. Über den Ort, wo sich das Athenaeum befand, ist nichts überliefert. Es ist aber möglich, daß es am forum Traiani gelegen hat. In der Subskription einer Hs der Deklamationen des Quintilian gibt der Schreiber Dracontius an, daß er sie mit Hilfe seines Bruders Hierius angefertigt habe (Schanz, R. L. II, 2. 359). Dracoutius cum fratre Hierio, oratore urbis Romae, in scola fori Traiani. Hierius ist nach der Ansicht von Schanz der berühmte Rhetor, dem Augustinus 379 ein Werk gewidmet hat. Da Hierius Lehrer am Athenaeum war, so muß die schola fori Traiani das Athenaeum sein. Ferner erwähnt der Dichter Venantius Fortunatus das forum Traiani als den Ort, wo Vergil ebenso oft gelesen werde wie Homer in Athen (VIII c. 8). An einer anderen Stelle spricht er von Gedichten, die dort in Gegenwart des Senates vorgetragen würden (III c. 23). Diese Stellen sind nur dann verständlich, wenn sich dort das Athenaeum befand, das nicht nur zu Schulzwecken diente, sondern auch zu Vorträgen benutzt wurde. Daß die Schule bis zum Ende des VI. Jahrh. bestanden hat, dafür gibt es auch noch andere Zeugnisse. Im Jahre 533 erlaubte Justinian den juristischen Unterricht nur in Konstantinopel, Rom und Berytus, und im Jahre 554 verordnete er (Nov. App. VII, 22), daß die Gehälter der Grammatiker, Redner, Juristen, Mediziner weitergezahlt werden sollten. Alle drei Schulen bestanden also noch. Paulus Diaconus spricht sogar von einer Blüte der Wissenschaften in dieser Zeit (I, 379). Die römische Schule ist also erst 602 gleichzeitig mit der kaiserlichen Schule in Konstantinopel durch den Kaiser Phokas aufgehoben worden.

Berlin-Tempelhof. Fritz Schemmel.

Eingegangene Schriften.

Baalbeck. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1898 bis 1905. Herausgegeben von Th. Wiegand. I. Bd. von B. Schulz und H. Winnefeld. Text und Tafeln. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. Geb. 460 M.

W. M. Lindsay, The Corpus, Épinal, Erfurt and Leyden Glossaries. Oxford, University Press. 15 sh.

V. Ehrenberg, Die Rechtsidee im frühen Griechentum. Leipzig, Hirzel. 25 M., geb. 33 M.

M. Albertz, Die synoptischen Streitgespräche. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 15 M.

A. Rosenberg. Geschichte der römischen Republik. Leipzig-Berlin, Teubner. 6 M. 80, geb. 8 M. 80.

Ph. Hainz, Der Langstreckenlauf. Berlin, Reher.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Gymnasialrektor Oberstudiendirektor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Haydnstraße 23 III, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 15. Oktober. 1921. №. 42.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Heinrich Barth, Die Seele in der Philosophie Platons. Tübingen 1921, Mohr. VIII, 321 S. 24 M.

Platons Lehre von der Seele ist aus zwei ihrem innersten Wesen nach ganz verschiedenen Motiven zusammengewoben: aus einem philosophischen Prinzip und einer religiösen Vorstellung. Als philosophisches Prinzip ist ihm die Seele die Lebenskraft überhaupt, die Ursache aller selbständigen Bewegung im Weltall sowohl wie im einzelnen Organismus, Träger des Bewußtseins und des sittlichen Lebens. So steht sie zwischen Werden und Sein, vermittelt zwischen der Idee und dem Körper und nimmt in ihrer Doppelseitigkeit eine schwer zu fassende Zwischenstellung ein. Als religiöse Vorstellung aber ist die Seele im engsten Anschluß an die Dionysosreligion, die Orphik und die Mystik jener Zeit eine individuelle Persönlichkeit, ein dämonenhaftes Einzelwesen, das, einer seligeren Welt entstammend, im Menschen Wohnung nimmt, in ihm und mit ihm leidet, sündigt, gereinigt wird, um zuletzt aus dem Kerker des Leibes wieder zurückzukehren nach der ewigen Heimat. Von hier aus gesehen erklärt sich ihre Präexistenz vor dem irdischen Leben, ihre Zugehörigkeit zur Ideenwelt, aus der sie stammt, an die sie sich erinnert und nach der sie sich sehnt, und schließlich ihre Unsterblichkeit. Diesen orphischen Glauben mit seiner Philosophie verbunden zu haben, darin besteht Platons eigentümliche Leistung. Seine ganze Psychologie ist in ihren wesentlichsten Teilen keine Philosophie, sondern Theologie und Mystik. — Das ist in großen Zügen der historische Tatbestand, wie er in der Platonforschung allgemein anerkannt wird, den man sich jedoch erst einmal vergegenwärtigen muß, ehe man an das Buch Barths herantritt und sich von ihm gefangen nehmen läßt; denn eine Darstellung und Anerkennung dieses Sachverhalts liegt nicht im Bereiche der Aufgaben, die er sich stellt. Ihm kommt es nicht darauf an, Platons Lehre von der Seele historisch zu entwickeln, sondern sie philosophisch zu durchdenken. Fußend auf Natorps Forschungen gilt ihm Platon als erster Vertreter des philosophischen Idealismus im Sinne der Marburger Schule, die unter philosophischem Idealismus den transzendentalen Idealismus Kants versteht. So hatte Natorp sich in seinem Werke (Platos Ideenlehre, eine Einführung in den Idealismus, Leipzig 1903) bemüht, alles Mythische, Mystische, Religiöse in Platons Philosophieren scharf abzutrennen von dem streng logischen Sinn seiner Ideenlehre, in der er so die autonome Begründung der reinen Erkenntnis als die Gesetzlichkeit des Logischen fand. Für Natorp und seine Schule sind daher Platons Ideen bloße Gedankendinge, logische Gesetzmäßigkeiten, denen ein Sein nur insofern zukommt, als sie gedacht werden. Alles was hiermit in den platonischen Dialogen nicht übereinstimmt, wird als mythische Einkleidung, uneigentliche Ausdrucksweise, als dichterische

Metapher und unphilosophische Abbiegung vom rein logischen und wissenschaftlichen Sinn der Ideenlehre abgetan. Daß man dabei mehr als den halben Platon als den Ansprüchen des transzendentalen Idealismus nicht genügend opfern muß, das macht Natorps Arbeit jedem deutlich, der den ganzen Platon kennt, wenn sich Natorp auch noch so große Mühe gibt, immer wieder das Gegenteil zu beweisen. Geradezu peinlich aber wirkt ein solches Bemühen, wenn nicht nur der Begriff der platonischen Idee, sondern mit ihm zugleich die oben in ihrer der philosophischen Bearbeitung widerstrebenden Eigenart gekennzeichnete platonische Seelenlehre in das Prokrustesbett des modernen transzendentalen Idealismus hineingezwängt werden soll. Gerade das setzt sich B. zur Aufgabe. Seine umfangreiche Arbeit will „ein Weiterforschen auf der von Natorp neu befestigten Grundlage bedeuten". Der Wechselbeziehung zwischen Seele und Idee geht er nach, um hierin den bleibenden Gehalt der platonischen Seelenlehre zu finden. Diese Aufgabe soll gelöst werden möglichst ohne Rücksicht auf die historischen Bedingtheiten, die Platons Lehren so häufig bestimmen, sondern allein „aus dem Gesamtzusammenhange des platonischen Systems heraus". Als ob Platon, den uns Wilamowitz soeben als den immer Werdenden, sich ständig selbst Überwindenden geschildert hat, seine Lehre als Ganzes „systematisch" festgelegt hätte. Dicse aus der Luft gegriffene Voraussetzung einer Kontinuität und inneren Geschlossenheit der platonischen Gedanken gibt dem Verf. die Möglichkeit, die Zeitfolge der platonischen Dialoge und die schwankende Entwicklung Platons außer Acht zu lassen. So handelt er zunächst über die Seele und den Staat, dann über die unsterbliche Seele und zum Schluß über die Seele als Bewegung. Die Methode, die er dabei verfolgt, ist im allgemeinen folgende: In ziemlich engem Anschluß an den Text entwickelt er in moderner Philosophensprache die platonischen Gedankengänge, die in irgendeiner Beziehung zum Seelenproblem stehen. Dabei wird das Mythische, Mystische, Religiöse nach Möglichkeit gedämpft und einer philosophischen Erklärung genähert. Hervorgehoben und herausgearbeitet wird dagegen überall die Beziehung der Seele zur Idee; diese Beziehung besteht in der Erkenntnis des transzendentalen Seins der Ideen. „Die Seele nicht bloß als mythisches Phänomen, nicht nur als geistige Substanz, auch nicht als ein nur spekulativ gedachtes Lebensprinzip verstanden — alle diese Vorstellungsgruppen ragen ja in die platonische Welt hinein und sind ihr lebendig fortwirkender Untergrund —, die Seele als die erkennende Seele ist es vielmehr, die in entscheidender Weise der platonischen Anschauung den Charakter echter Philosophie und transzendentaler Tiefe verleiht. Nur diese ihre Bestimmung durch die Erkenntnis schafft uns die Möglichkeit, als Historiker der Philosophie festen Fuß zu fassen in der mythischen Vieldeutigkeit dieses ursprünglich religionsgeschichtlichen Stoffes. Der Begriff der Seele als des reinen, vom Sein aus gedachten Subjektes bietet uns die feste gedankliche Grundlage, von der aus wir eine philosophische Deutung dieser Seelenlehre überhaupt erst wagen dürfen. Alle Ablösung des Seelenbegriffs von der Ideenlehre bedeutet Zerstörung seines philosophischen Gehaltes. Die Beziehung auf sie ist eben jene Grundlage unserer Nachforschung" (S. 55). Es ist bewundernswert, mit welchem Tiefsinn und mit welcher Begriffsgymnastik es dem Verf. gelingt, diese seine Auffassung in die so mannigfachen, aus den allerverschiedensten Motiven zusammengefügten philosophischen Lehren, religiösen Mythen und Gedankendichtungen Platons über die Seele hineinzudeuten. Wir haben hier ein Musterstück moderner Scholastik vor uns, wobei ich unter Scholastik eine Wissenschaft verstehe, die darauf ausgeht, die großen Offenbarungen eines religiösen oder philosophischen Genius von einem vorgefaßten Standpunkte aus solange denkerisch zu verarbeiten, so zu zerdenken, zu drehen und zu wenden, bis auch der letzte Hauch des ursprünglichen Geistes ertötet ist.

Leipzig. Hans Leisegang.

Aloisius Castiglioni, Studia Annaeana (Athenaeum, studii periodici di letteratura e storia VIII 4, ottobre), Pavia, amministrazione dell' Athenaeum). Pavia 1920. 18 S. 8.

Nach einigen einleitenden Seiten mit verständigen, allerdings heute fast allgemein befolgten Worten über die Grundsätze der Kritik behandelt der Verf. eingehend eine Anzahl Stellen der Dialoge des Seneca und von de beneficiis und de clementia. Durch sorgfältigere Beobachtung der Klauseln als bisher (namentlich ⏒ ⏑ ⏒ ⏒ ⏑ ⏒) gelingt es ihm, mehrere Fehler zu verbessern, wie de const. 8, 2 *sapiens – vicinus proximusque dis constitit* (für *consistit*) und consol. ad Polyb. 18, 6 *sic rege animum tuum, ut et sapientibus adprobare possis et fratri* (für *fratribus* ⏒ ⏑ ⏒ ⏒ ⏒). Auch die Ver-

mutung des Lipsius zu de clem. II 5, 3 *scientia, quae dediscere humanitatem iubet portumque adversus fortunam certissimum mutui auxili* (*auxilii* Lipsius) *cludit* (für *mutuo auxilio cl.*) wird auf diese Weise bestätigt. Nur darf man sie nicht mit dem Verf. in *auxili occludit* ändern. Denn für das Simplex *cludere* hat Seneca eine besondere Vorliebe; s. Thesaur. ling. Lat. III S. 1300, 21; 61.

Dagegen ist es sehr fraglich, ob man allein wegen der Klauseln Änderungen vornehmen darf. De provid. 3, 3 sagt die Fortuna *alius circumspiciatur, cum quo conferre possimus manum*, und der Verf. will *possim* einsetzen. Der Plural paßt aber gut für die stolze Göttin, welche kurz vorher von *tota potentia mea* gesprochen hat. Ähnlich steht es consol. ad Polyb. 17, 4, wo Seneca dem Kaiser Gaius Vorwürfe macht, weil er auf den Tod seiner Lieblingsschwester, der Drusilla, nicht die geringste Rücksicht nahm: *exsequîs sororis suae non interfuit, iusta sorori non praestitit.* Der Verf. streicht wegen der Klausel *sorori*; aber es ist doch klar, daß durch die Wiederholung des Wortes die Herzlosigkeit des Gaius besonders hervorgehoben werden soll. Schon die beiden obigen Sätze zeigen in *exsequîs* und *iusta* eine Steigerung, aber ihren Höhepunkt erreicht sie gleich darauf in den Worten *pro pudor imperii! principis Romani lugentis sororem alca solacium fuit.* Auch hier fehlt nicht *sororem.*

Lob verdient es, daß sich der Verf. einmal gegen eine früher von ihm selbst vorgebrachte Vermutung wendet, de ira II 11, 4 *quicquid terret, et trepidat*, wo er *et* hatte entfernen wollen. Jetzt führt er die ähnlichen Stellen an, welche beweisen, daß *et* echt ist. Übrigens gibt die beste Hs *deterret.* Liegt es da nicht nahe, *te terret* zu schreiben? Gerade in diesem und den folgenden Kapiteln tritt der Gegner Senecas oft hervor (11, 1; 2; 3; 12, 1; 2; 3; 13, 1 usw.).

Königsberg i. Pr. Otto Rossbach.

Q. Asconii Pediani commentarii. Rec. Caesar Giarratano. Collezione di testi e monumenti Romani pubblicata da Ettore Pais e da F. Stella Maranca. Rom 1920. XVIII, 111 S.

Die Einleitung behandelt die Frage der Überlieferung. Der Herausg. kennt die drei Apographa des Sangallensis durch eigene Vergleichung. Er hält mit Recht daran fest, daß Matr. X 81 (*P*) von Poggio selbst geschrieben ist, auch wägt er die Abschriften des Poggio (*P*) und Bartolomeo (*M*) gegenüber der des Sozomenus (*S*) sorgfältig ab. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß diese nicht überschätzt werden darf. *S* ist nicht unmittelbar aus dem von Poggio entdeckten Archetypus geflossen, während dieser die unmittelbare Vorlage von *P* ist. *M* ist am wenigsten genau; er hat *P* benutzt.

Die Textbehandlung bietet dem Kritiker keinen allzugroßen Spielraum. Der leicht verständliche Stil hat den Schriftsteller vor manchen Abschreibersünden bewahrt. So sind es besonders äußere Schäden, namentlich Lücken, die den Text entstellen. S. 3, 13 war *magis quod* nicht zu ändern. S. 5, 19 würde ich Savignys Änderung *ut civium R. aliae* den Vorzug geben vor der vom Herausg. gebilligten Konjektur Baiters: *ut Quiritium aliae.* Auch S. 14, 3 scheint Madvigs Vermutung *et Perse rege* besser als die vom Herausg. aufgenommene Konjektur Stangls *eiusque rege.* Gut ist die Vermutung des Herausg. S. 6, 2 *domo profectus*, wo Stangls *advena* am Buchstaben klebt. S. 9, 22 scheint auch mir das aufgenommene *vicorum* des ς besser als die Tilgung von *ludorum*, die Stangl vornimmt. S. 46, 8 ist vielleicht aus dem überlieferten *indemnans* nicht *indemnatus*, sondern ein allerdings sonst wohl nicht belegtes *indemnas* (vgl. *damnas*) zu gewinnen. S. 78, 6 war *redigundis* besser als *redigendis* (*regundis* codd.).

Dem kritischen Apparat sind knappe geschichtliche Anmerkungen beigegeben. Die Ausgabe ist als durchaus brauchbar zu bezeichnen.

Erlangen. Alfred Klotz.

Ernst Bickel, Der altrömische Gottesbegriff. Eine Studie zur antiken Religionsgeschichte. Leipzig und Berlin 1921, Teubner. 107 S. 5 M. + Teuerungszuschlag.

Es sind die letzten und tiefsten Fragen religiöser Begriffsbildung, die der Verf., angeregt namentlich durch Useners Götternamen und Wundts Völkerpsychologie, aber über beide hinausstrebend, für das römische Gebiet zu lösen unternimmt, und er tut es als Vertreter einer „ethnologisch und psychologisch vertieften Religionsforschung“ (S. 77) mit dem Gefühle einer gewissen Überlegenheit über die bisherigen Bearbeiter des Gegenstandes. Von einem Gottesbegriffe der altrömischen Religion kann auch nach der Meinung des Verf. nicht in dem Sinne die Rede sein, daß „die Reflexion der in Frage kommenden Zeit die Objekte ihrer religiösen Affekte und Besinnungen durch erklärende Urteile sich zu verdeutlichen versucht hätte und Begriffe von festen Merkmalen in Umlauf gebracht hätte“,

sondern es kommt ihm darauf an, „unscharfe und verschwimmende Vorstellungen der Frühzeit in wissenschaftliche Terminologie zu fassen“ (S. 11). Man sollte meinen, daß es zu diesem Ziele nur einen Weg gäbe: festzustellen, welche der uns bekannten Göttervorstellungen der Römer sich als ursprünglich und von fremden Einflüssen unberührt erweisen, und aus ihnen Richtung und Norm des ältesten religiösen Denkens zu erschließen. Der Verf. aber hat diesen Weg nicht eingeschlagen. Nach ein paar kurzen Vorbemerkungen befinden wir uns auf einmal in einer Untersuchung über die *di certi* und *incerti* der varronischen Antiquitates rerum divinarum, und die ganze Frage nach dem altrömischen Gottesbegriffe verschiebt sich dem Verf. zu der Frage nach dem varronischen *deus certus*, den er schließlich (S. 35) als eine „Synthese aus Dämon und juristischer Person“ definiert und weiterhin (S. 63) dahin erklärt, daß er „römische Rückbildungen aus Ahnengeistern und persönlichen Göttern der Italiker“ umfasse, „denen sich die Abstraktionen des Dämonenglaubens, Schutzgeister und sogenannte Personifikationen angeglichen haben“. Er nimmt also offenbar an, daß Varro mit seinem „großen Funde“, d. h. der Aufstellung des Begriffes *deus certus* (S. 63), das Problem bereits gelöst habe und es nur darauf ankomme, seine Grundanschauungen wiederzugewinnen. Daß diese ganze Auseinandersetzung des Verf. nach Methode und Ergebnis verfehlt und unhaltbar ist, glaube ich in einem soeben erschienenen Aufsatze des Hermes (LVI 113 ff., vgl. 336) nachgewiesen zu haben*), ich kann mich daher an dieser Stelle eines genaueren Eingehens darauf enthalten und auf jenen Aufsatz verweisen. Ein sehr gefährliches Prinzip stellt der Verf. mit der Forderung auf (S. 12), das Problem der echtrömischen Religion dürfe nicht mehr wie bislang chronologisch, sondern nur noch begrifflich gefaßt werden, denn das führt schließlich zur freien Konstruktion unter Ignorierung oder Vergewaltigung der historischen Tatsachen, wie der Verf. auch geneigt ist, Schlüsse aus den Tatsachen des Kultus etwas von oben herunter als „antiquarische Beobachtungen“ (S. 49) beiseite zu schieben. Es ist z. B. eine überaus wertvolle und folgenreiche Feststellung von H. Jordan, daß die Römer stets nur *Lares*, niemals *di Lares*, dagegen überall, wo es sich um exakten Sprachgebrauch handelt, regelmäßig *di penates*, *di manes*, *di consentes* u. a. sagen; daraus folgt, daß die letztgenannten Bezeichnungen nicht Eigennamen, sondern Zusammenfassungen verschiedener Götter zu einer Gruppe darstellen: eine derartige Beobachtung ist fördernder als die schönste begriffliche Konstruktion, weil sie eine feste Norm des Urteils gibt, die freilich in diesem Falle dem Verf. recht unbequem geworden ist, und die zu verrücken er sich mehrfach vergeblich bemüht. So soll der Umstand, daß Varro die Consentes ebenso wie die etruskischen Complices zu den Tierkreiszeichen in Beziehung setzt, ihren Zusammenhang mit der προτέρη γενεή des Arat, den ἥρωες beweisen (S. 18): aber diese Götter der Tierkreiszeichen kennen wir doch sehr gut (vgl. Apophoreton der Graeca Halensis, 1903, S. 38 ff.), sie waren nichts anderes als der griechisch-römische Zwölfgötterkreis, also dasselbe, was die *di consentes* auch sonst sind, die Zusammenfassung eines bestimmten Kreises von Einzelgottheiten. Daß die Penaten im Gegensatze zu den Lares *di penates* heißen, soll darin seinen Grund haben, daß „diese Schutzgeister, zum Staatskult herangezogen, unter den Einfluß des formalistisch sämtliche Kultobjekte auf eine und dieselbe Stufe stellenden Sakralrechts geraten sind“ (S. 65): aber erstens sind doch die Laren ebensogut wie die Penaten „zum Staatskult herangezogen“ worden, ohne doch den Namen *di Lares* anzunehmen, und zweitens: wo in aller Welt haben die Römer je eine Gottheit als Staatsgottheit dadurch bezeichnet, daß sie dem Eigennamen die Benennung *deus* oder *dea* vorsetzten? Es ist doch im Gegenteil eine bekannte Tatsache, daß dieser Zusatz vor göttlichen Eigennamen ein sicheres Kennzeichen der Fremdgottheiten ist, da ihn die Römer bei ihren eigenen Göttern strengstens vermeiden: bei diesen tritt vor den Eigennamen wohl *divus*, *diva* (*diva Angerona*, *divae Corniscae*), dagegen wird *deus*, *dea* nur mit Adjektiven verbunden (vgl. Ch. Robert, Epigraphie de la Moselle I 67 f. A. Riese, Westd. Zschr. XVII 1898 S. 15 ff.). Auch das ist eine von den wichtigen Feststellungen des Tatsächlichen, an denen man auch um der blendendsten Theorien willen nicht rütteln darf, die vielmehr bei der Diskussion über das sprachliche und sachliche Verhältnis von *divus* und *deus* mehr Berücksichtigung

*) [Korrekturnote.] Die Gegenbemerkungen Bickels in dieser Wochenschr. Sp. 832 ff. zu der entscheidenden Augustinstelle (de civ. dei VII 17) geben mir keinen Anlaß, an meinen Ausführungen etwas zu ändern. Von einer Fortsetzung der Diskussion verspreche ich mir für die Sache keinen Nutzen; ich empfehle meinen Aufsatz samt Bickels Replik der unparteiischen Nachprüfung sachverständiger Beurteiler.

verdiente, als ihr bisher zuteil geworden ist. Bei der Beurteilung der Vorstellung vom Genius, dessen Inhalt durch die Bezeichnung als „Schutzgeist des Einzelnen“ (S. 32) keineswegs erschöpft, kaum getroffen wird, schiebt der Verf. stets die verhältnismäßig junge und nie zu großer Bedeutung gelangte Gestalt des *Genius populi Romani* als Idee der Gesamtpersönlichkeit (S. 43) in den Vordergrund. S. 23 steht der Satz: „Von ihnen (den Laren und den übrigen Schutzgeistergruppen) unterscheidet sich der *genius* von Haus aus auch insofern, als seine Vervielfältigung nicht aus der Unbestimmtheit der tastenden Objektivierungsversuche der primitiven Dämonenfurcht herrührt, sondern das Bewußtsein des Individuums, daß es selber nur ein Gattungswesen ist, fügt die Pluralität nachträglich, aber notwendig hinzu“: der hier wie an vielen anderen Stellen sehr künstliche und geschraubte Ausdruck macht mich unsicher, ob ich die Meinung des Verf. richtig verstehe; will er wirklich das sagen, was ich aus seinen Worten herauslesen zu müssen glaube, daß die Einzelgenien erst aus der Vorstellung vom Genius des Gesamtvolks herausgewachsen sind, so stellt er die Tatsachen einfach auf den Kopf. Jedenfalls tut er das mit der Behauptung, (S. 43), daß die hellenistische Τύχη πόλεως Vorstellung bereits unter dem Einflusse „jener charakteristischen Neubildung des *Genius populi Romani*“ stehe. Unkenntnis eines ganz geläufigen Sprachgebrauches hat den Verf. S. 94 zu einem falschen Schlusse geführt, indem er für die Ansicht, daß die Ortsgottheiten aus dem Ahnenkulte herzuleiten seien, eine Bestätigung in der Erwähnung des *natalis* des *deus patrius* von Cumae in der Inschrift CIL X 3704 = Dessau 5054 findet, da dadurch der Ortsgott deutlich als Heros gekennzeichnet werde: aber es ist natürlich der *natalis templi* gemeint (vgl. Relig. u. Kultus d. Römer[2] S. 477 Anm. 6). Wenn Varro an einer bekannten Stelle bezeugt, daß die Römer 170 Jahre lang, d. h. bis zur Gründung des capitolinischen Heiligtums in tarquinischer Zeit, ihre Götter ohne Bilder verehrt hätten, so haben wir keinen Grund, diesem Zeugnisse den Glauben zu versagen, und wenn der Triumphator äußerlich als getreues Abbild der capitolinischen Juppiterstatue erscheint, so muß der Triumphalbrauch jünger als die Aufstellung dieser Statue sein. Das scheint klar und einfach; aber der Verf. hält es für falsche Bedenklichkeit, das Auftreten des Triumphators als Juppiter erst nach der Rezeption des *Iuppiter fictilis* zuzugestehen (S. 37), und erklärt S. 38: „Die Vorstellung, daß die Römer trotz handwerksmäßiger Fähigkeit zur Herstellung des Idols (ist es so sicher, daß sie diese damals besessen haben?), es zu verwirklichen verschmäht hätten, bis sie lediglich äußeren Einflüssen erlegen durch Volkas von Veji den *Iuppiter fictilis* erlangt hätten, steht etwa auf der Höhe der Meinung, daß die Römer der Frühzeit die Doppelkonsonanz, weil sie sie nicht schrieben, nicht empfunden hätten“. Der Vergleich macht von dem verbrieften Rechte aller Vergleiche, zu hinken, einen ungebührlich ausgiebigen Gebrauch.

Das künstliche Beweisgebäude des Verf. stürzt, nachdem sich das varronische Fundament als nicht tragfähig erwiesen hat, rettungslos zusammen und reißt auch die mit ihm verankerten Nebenbauten, wie z. B. die sehr ausführliche Erörterung des Begriffs der Persönlichkeit (S. 19 ff. 36 ff.), mit sich. Aber es ist damit nicht gesagt, daß sich unter den Trümmern nicht dieses oder jenes Werkstück fände, das bei einem neuen Bau mit Nutzen zu verwerten wäre. So verkehrt es ist, wenn Verf. in den varronischen *di certi* eine einheitliche Menge gleichartiger Gottheiten sieht, so bleibt doch von seinen Untersuchungen das bestehen, daß die bunt zusammengesetzte Masse der *di certi* neben anderen Bestandteilen eine große Anzahl von Schutzgeistern bestimmter Zweckgebiete aus einer sehr alten Schicht der religiösen Entwicklung enthält, welche es nun auszusondern gilt. Verf. tadelt mich (S. 32), daß ich den Begriff Dämon für die römische Religion sozusagen mit Tabu belegt habe: das ist richtig insofern, als ich den N a m e n Dämon gern tunlichst vermeide, weil er vieldeutig ist: was die moderne Religionstheorie und Volkskunde Dämon nennt, ist etwas ganz anderes als die Dämonen des Platon und Poseidonios, und auch die Beweisführung des Verf. hat unter dieser Unklarheit gelitten. Aber die Sache selbst habe ich nicht verkannt, nur habe ich sie nicht stark genug hervorgehoben und an keiner Stelle im Zusammenhange behandelt, was künftig geschehen muß. Weiterhin betont der Verf. mit Recht mehr, als ich es getan habe, die Wandlung, welche italische Gottheiten in Rom erfahren haben, wo sie oft aus einer reicheren persönlichen Ausgestaltung zu einer beschränkteren Begrifflichkeit verengert wurden: wenn ich Mars ausschließlich als Kriegsgott gefaßt habe, so trifft das zwar für den römischen Staatsgott zu, wird aber dem allgemein italischen Gotte und den in seinem Kulte hervortretenden Beziehungen

zum Gedeihen der Felder nicht gerecht. Die Einzelausführung S. 73 ff. „Carmen Arvale und Mars" enthält vieles Gute, wozu ich freilich die Deutung von *fere Mars* als „fruchttragender Mars" nicht rechne: abgesehen von der sprachlichen Unmöglichkeit, gerät Verf. auch sachlich mit sich selber in Widerspruch; denn wenn er S. 78 die in der Vegetation tätigen irdischen Kräfte von übergeordneten himmlischen Mächten unterscheidet, so kann doch das Beiwort „fruchttragend" nur den ersteren zukommen, während Mars als „himmlischer, die Vegetation fördernder Wettergeist" (S. 85) zur zweiten Gruppe gehört. Ob die Kennzeichnung des Mars als Gott des Apenninenfrühlings (S. 37. 87) den Kern der Sache trifft, lasse ich dahingestellt. Glücklich ist des Verf. Deutung der Virginiensis als Gottheit einer nach dem patrizischen Geschlechte benannten Örtlichkeit Verginia (S. 90 ff.); nur hätte der Verf. sie nicht mit einer so langen Kette an sie geknüpfter Kombinationen belasten dürfen. Da verwandelt sich zunächst die Ortsgottheit in eine Geschlechtsgottheit der Verginier, die als solche im Ahnen- und Totenkulte wurzelt und (wie Tarpeja) ein Grab als Kultstätte besitzt (wo sie doch wohl nicht mehr Virginiensis, sondern Verginia geheißen haben müßte); am Grabe der Totengottheit weiß dann „der Volksmund" von der Jungfrau zu erzählen, die, um der Schande zu entgehen, von der Hand des eigenen Vaters den Tod erleidet, und darin findet Verf. (S. 96) einen Beweis dafür, „daß es trotz hellenistischer Überwucherung einen Kern italischen Mythus gegeben habe". Da vermag ich nicht Schritt zu halten, und Mythen sehen meines Erachtens ganz anders aus als die Geschichte von Verginia.

Halle a. S. Georg Wissowa.

Auszüge aus Zeitschriften.

Bayer. Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen. LVII, 2.

(49) **E. Wüst**, Das Gymnasium in der Schulreform. — (63) **H. Scharold**, Ferienkurse. — (65) Büchcranzeigen.

Das humanistische Gymnasium. XXXII, 3/4.

(49) **A. Rehm**, Der Grieche und sein Staat. Die Griechen haben im Gegensatz namentlich zur neuesten Geschichte nur isolierte Stadtstaaten entwickelt. Daneben findet sich nur der primitive Stammesstaat (Ätolien, Akarnanien). Die Vollbürger bilden nur einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung; neben ihnen stehen Frauen, Sklaven, Metöken ohne politische Rechte. Die Polis stellt die einzige organisierte Vergesellschaftung der Menschen dar. Es gibt keine Rechtssicherheit außerhalb des eigenen Staates. Der Staat erscheint zugleich als das höchste Organ der Kultur. Platons Pädagogik ist organisch mit seiner Staatslehre verbunden, und auch die Religion ist Staatskult. Charakteristika der griechischen Polis sind also ihre Kleinheit, sowohl was das Gebiet wie was die Volkszahl angeht, ihre Selbstverwaltung durch die Bürgerschaft, endlich die Konzentration des kulturellen Gesamtlebens im Staate. Der kleine Staat gab allein die Möglichkeit für jeden einzelnen Vollbürger, ihn sozusagen als Erweiterung der eigenen Persönlichkeit aufzufassen. Nicht zufällig entwickelte sich die Polis zur Normalform des griechischen Staates, als der grundbesitzende Adel die stärkste Macht im Staate war. Die zweite seelische Voraussetzung für die Entwicklung der Polis ist der elementare Drang des griechischen Menschen nach Freiheit. Ein führender Staat trachtet danach, sich zum Herrscher über die Bundesgenossen zu machen. An diesem Herrengefühl sind die beiden attischen Seebünde zugrunde gegangen. Individuelle Freiheit suchte der Hellene, und stärkste staatliche Bindung fand er. Die Sophistik ist die Reaktion gegen die Bindungen, die das ungewollte Ergebnis der Staatsentwicklung waren. Das attische Volk hat den ersten Staat in der Weltgeschichte geschaffen, der auf Freiheit und Bürgerpflicht gegründet ist. Die Reflexion der Sophisten führte den Verfall herbei. Auf Perikles folgte Kleon. Die enge Verflochtenheit mit dem Staate zeitigt die zahlreichen Versuche, auch mit Hilfe der Feinde der Heimat Rückkehr ins Vaterland zu erlangen, und läßt die häßlichsten Parteikämpfe verstehen, aber sie erzeugt auch eine unerhörte Opferfreudigkeit für den Staat; sie wuchs noch, als es mit einer selbständigen Politik der zahlreichen Poleis zu Ende war. In der Politik zeigt sich der Gegensatz zu Rom: eine Politik der individuellen Freiheit, welche zu nachhaltiger Machtentfaltung nicht imstande ist; ihr einziges Ziel kann nur Selbstbehauptung sein. Die Leistung des Gesamtvolkes der Athener, die die Voraussetzung für Salamis ist, ist einzigartig. Athen hat damals mit Aufgabe der Stadt wirklich seine ganze Existenz aufs Spiel gesetzt. Themistokles entschied sich für den kühnen Plan „alles oder nichts", und hatte sein Volk hinter sich. Aus der inneren Anlage des Volkes heraus mußte schließlich die Entscheidung von Chaironeia im Sinne des Demosthenes fallen. Die Fesseln aber, die den Griechen an seine Polis banden, mußten gesprengt werden, damit die hellenische Kultur den Erdkreis erobere und in die Jahrtausende wirke. — (58) **Berdolet**, Ein Beitrag zu dem Kapitel „Pflege des Deutschen im altsprachlichen Unterricht". Nicht nur kann das Übersetzen, zumal aus der Fremdsprache ins Deutsche, zu einer deutschen Stilübung von eigenartiger Bedeutung werden, sondern der altsprachliche Unterricht bietet auch Gelegenheit, auf das Verhältnis der Griechen und Römer zu ihrer Sprache und ihrer Literatur, be-

sonders nach der gemütvollen und nationalen Seite hin, einzugehen, und so durch das Vorbild der Alten und vergleichende Betrachtung zugleich für das Deutsche Gewinn zu ernten. Die Anschauungen über βάρβαρος, sermo patrius und der entsprechenden deutschen, über Reinheit der Sprache, Wertschätzung der eigenen Literatur bei Griechen und Römern werden durch Beispiele erläutert. — Aus Versammlungen der Freunde des human. Gymnasiums. (63) **E. Drerup**, Landesverband der Vereinigungen d. Fr. d. h. G. in Bayern. — (65) **Rupprecht**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. der Ortsgruppe München. Darin Hinweis auf den Vortrag von F. Boll über „Die humanistische Bildung und die Gegenwart". — (66) **E.**, Die Vereinig. d. Fr. f. humanistische Bildung für die Oberpfalz. Darin Bericht über den Vortrag von Ammon über „Rom, die ewige Stadt". — (67) **Hönger**, Von der Dresdner Ortsgruppe. Darin Bericht über die Vorträge von E. Norden über „Die Bildungswerte der römischen Sprache und Literatur", Schramm über das Thema „Können wir auch praktisch noch vom Altertume lernen?", Becher über „Die humanistische Bildung im neuen Deutschland", E. Bethe über „Die griechische Tragödie und wir", sowie über die Tätigkeit der „Gesellschaft für Altertumswissenschaft". — (69) **E. Brey**, Humanitas, Vereinig. d. Fr. d. h. G. zu Magdeburg. Darin Bericht über den Vortrag von Weidel über das Thema „Aus Griechenstädten in Italien". — (72) **H. Mack**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. in Braunschweig. Darin Bericht über den Vortrag von A. v. Salis über „Griechische Märchenschlösser". — (73) **E.**, Gesellschaft d. Fr. d. h. G. (Marburger Ortsgruppe). Darin Vortrag von Hölk über „Die heutige Stellung des Gymnasiums unter den drei höheren Schulen". — (74) **A. Clausing**, Vereinig. d. Fr. d. h. G. in Pforzheim und Umgebung. Darin Hinweis auf den Vortrag von Boll über „Humanismus und Gegenwart". — (75) **H. Lamer**, Akademische Kurse des Sächsischen Philologenvereins. — **H. Lamer**, Vertretertag des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands. — (76) **R. Jung**, Gymnasium Frankofurtanum 1520—1920. — (81) **F. Bucherer**, Umschau. — (89) (**Stemplinger**), Aus der Festrede zur Eröffnung der diesjährigen Versammlung Deutscher Ärzte und Naturforscher in Nauheim von **F. von Müller**-München. — Lesefrüchte. — (91) Bücherbesprechungen. — (95) **Treut**, Die Lage des deutschen höheren Schulwesens in Pommerellen-Posen.

Korrespondenz-Blatt f. d. höheren Schulen Württembergs. XXVIII, 3/9.

(49) Die der Ministerialabteilung für die höheren Schulen in Württemberg unterstellten Schulen nach dem Stande vom 1. Januar 1921. — (106) Ordnung der Fachaufsicht. — (110) Literarischer Bericht.

Monatsschrift für höhere Schulen. XX, 7/8.

(193) **E. Lotz**, Lehrplanpolitik. Pädagogische Erwägungen eines Humanisten. Einheitlichkeit des gesamten Unterrichts ist zu erstreben. — (203) **W. Knögel**, Inwieweit hat Mittellateinisch im Gymnasialunterricht seine Berechtigung? — (216) **B. Schneider**, Zur Förderung des Geschichtsunterrichts. — (222) **R. Kern**, Kleine Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht. — (238) Bücherbesprechungen.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Allbutt, Cl., Greek Medicine in Rome: *Sat. rev.* 3427 S. 18 f. Verfolgt die Geschichte der griechischen Medizin von den ältesten Zeiten an über Alexandria und Rom bis Byzanz.

Anthologia Graeca. Translations into english verse mainly from the greek Anthology, by Rob. Allison: *Sat. rev.* 3426 S. 525 f. Auch hier ist die Schwierigkeit der Aufgabe nicht immer glücklich überwunden.

Aristoteles. The works of A. transl. into english under the editorship of W. D. Ross. Vol. X: *Athen.* 4762 S. 686. Enthält die Politik in Jowetts, von Ross zeitgemäß erneuerten Übersetzung, die Oekonomik in guter Übersetzung von E. S. Forster, die Ἀθ. Πολ. in Kenyons von ihm selbst revidierter Übersetzung.

Bieber, M., Die Denkmäler zum Theaterwesen im Altertum: *Neue Jahrb.* 24 S. 308 ff. 'Die Sammlung und Herstellung der Abbildungen verdient fast uneingeschränktes Lob, der Text enthält viel Falsches: die Bearbeitung entbehrt der methodischen Kritik'. *A. Körte.*

Browne, E. G., Arabian Medicine: *Sat. Rev.* 3427 S. 18 f. Wichtig für die Erkenntnis der Fortentwicklung der griechischen Medizin.

Burkitt, M. C., Prehistory. A study of early cultures in Europe and the Mediterranean basin: *Athen.* 4761 S. 654 f. Reichhaltig und übersichtlich.

Crawford, O. G. S., Man and his past: *Athen.* 4761 S. 654 f. Zu empfehlen für alle, die den prähistorischen Problemen Interesse entgegenbringen.

Dornseiff, F., Pindars Stil: *L. Z.* 34 Sp. 643 f. 'Aus einer sehr eindringenden Beschäftigung mit Pindar hervorgegangen'. *E. v. Prittwitz-Gaffron.*

Fischer, O., Auferstehungshoffnung in Zahlen. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Altertums: *L. Z.* 35 Sp. 665 f. Abgelehnt von *R.*

Herodotus. Books I. II, ed. and transl. by A. D. Goodley (= Loeb's Classics, Herodotus I): *Athen.* 4741 S. 827. Brauchbar.

Hönig, J., Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom: *L. Z.* 34 Sp. 638 f. 'Der römische Aufenthalt scheint nicht erschöpfend dargestellt zu sein'. *F. Schneider.*

Homer. The Odyssey, transl. into engl. in the original metre by Fr. Caulfeild: *Athen.* 4754 S. 402 f. Befriedigt weder in metrischer noch in sprachlicher Hinsicht.

Paulsen, Fr., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart

mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 3., erweit. Aufl., hrsg. von R. Lehmann. 2. Bd.: *Neue Jahrb.* 24 S. 195 ff. 'Das Werk Paulsens ist mit Recht kaum verändert; der von Lehmann angefügte Anhang führt einmal Organisationsfragen der Universitäten aus der Zeit bis zum Weltkriege, dann die Reform der höheren Schulen in derselben Zeit klar, wenn auch nicht vollständig, vor'. *E. Schwabe.*

Platon, Theaetetos and Sophistes, ed. and transl. by H. N. Fowler (= Loeb's Classics, Plato II): *Athen.* 4741 S. 828. Lesbar und genau.

Procksch, O., Petrus und Johannes bei Marcus und Matthäus: *L. Z.* 34 Sp. 633 ff. 'Reich an trefflichen Beobachtungen und Anregungen'. *P. Pfättisch.*

Quintilianus Vol. I. Text and translation, by H. E. Butler (= Loeb's Classics): *Athen.* 4741 S. 828. Im ganzen vortrefflich.

Sallust, Text and transl. by J. C. Rolfe (= Loeb's Classics): *Athen.* 4741 S. 828. Trifft die Prägnanz des Originals nicht und läßt die Übersetzung zu sehr merken.

v. Sybel, L., Frühchristliche Kunst. Leitfaden ihrer Entwicklung: *L. Z.* 35 Sp. 666. 'Besonders dankenswert ist die sachkundige Auswahl der mitgeteilten Quellen und die ebenso klar wie knapp gehaltene Orientierung über abweichende Meinungen'. *v. D.*

Sykes, P., A history of Persia. 2.d ed.: *Athen.* 4760 S. 622. Umfaßt die ganze persische Geschichte von Cyrus bis zur Gegenwart, aber auch die Kämpfe mit den Griechen, Mazedoniern, Römern und Arabern. Das geistige Leben der Nation ist nicht so eingehend behandelt wie die äußeren Schicksale. — *L. Z.* 34 Sp. 637 f. 'Hervorragende Leistung'. *F. Babinger.*

Thomsen, V., Samlede Afhandlinger. Andet Bind: *L. Z.* 34 Sp. 646 f. 'Gibt Zeugnis von der Schärfe von Thomsens Geist, von der Gewissenhaftigkeit seiner Arbeitsweise, von klarer philologischer Methode'.

Tyler, J. M., The New Stone Age in Europe: *Athen.* 4761 S. 654 f. Beruht auf gründlicher Kenntnis und Forschung.

Mitteilungen.

Zu Aristoteles' Poetik [1]).

Seitdem 1911 Margoliouth seine Ausgabe der Poetik mit der vollständigen lateinischen Wiedergabe der arabischen Übersetzung hatte erscheinen lassen und zugleich unwiderlegbar für eines der sog. Apographa die Selbständigkeit erwiesen hatte, wußte jeder Poetikkenner, daß nunmehr alle prinzipiellen und alle speziellen Fragen ganz von neuem wieder geprüft werden müßten. Dies ist bis heute nicht geschehen; aber angekündigt wird jetzt dies wichtige und interessante Unternehmen von Alfred Gudeman in München, und als Vorbereitung ist 1920 eine aus der neuen Textgestaltung, wie sie sich in den Ideen Gudemans gebildet hat, erwachsene Übersetzung erschienen, die an einigen wichtigen Stellen ihre Begründung in einem vorläufigen kurzen Aufsatz des Philologus (1920 S. 239 ff.) und einem noch kürzeren in dieser Wochenschr. 1921 Sp. 185 findet. Da es heute nicht denk- und wünschbar ist, Ausgabe auf Ausgabe folgen zu lassen, sondern die künftige Gudemans wohl für manche Jahre maßgebend sein wird, ist es wohl gestattet, auf Grund dieser vorbereitenden Arbeiten etwas ausführlich zu ein paar Einzelproblemen Stellung zu nehmen. Wie natürlich, muß dies aber mit einer gewissen Reserve geschehen, da mir weder für den Arabs das ganze Material, über das der Herausgeber Gudeman verfügen wird, zugänglich war (außer Margoliouth auch die aus Vahlens Prafatio bekannte Übersetzung Sachaus mit vielfacher Kontrolle durch Dr. Pfaff) noch die Möglichkeit gegeben ist, mir von dem Abhängigkeitsverhältnis der griechischen Hss eine ganz genaue Vorstellung zu machen, da diese ja als „Apographa" bisher sehr stiefmütterlich behandelt wurden. Nur das ist auch meine Überzeugung, daß Σ, d. h. der griechische (also zu rekonstruierende) Archetypus des Arabs, hätten wir ihn erhalten oder wenigstens ein griechisches Apographon desselben, für uns wichtiger wäre als irgendeine einzelne der vorhandenen griechischen Poetikhss, weil er, wie keine dieser, einen ganz selbständigen Überlieferungsast repräsentiert. Denn unsere Hss sind zwar nicht, wie Spengel-Vahlen es fast zu einem Glaubensartikel gemacht, alle von A abhängig, weisen aber doch so viele gemeinsame Fehler auf, daß sie durchaus miteinander Σ gegenüberstehen; ja sie sind, außer dem hochinteressanten Riccardianus 46 (= B) sogar sehr, sehr nahe verwandt; für sie alle, außer eben B, ist bis jetzt die Apographatheorie nicht widerlegt, auch für die ἔννοιαν-Klasse Margoliouth' nicht. In diesem Punkte kann man auf Gudemans Untersuchung besonders gespannt sein. Hingegen B. geht, wie sich unschwer beweisen läßt, mit A und seinen Verwandten (oder Apographa) nicht auf eine Minuskel-, sondern eine Majuskelhs als gemeinsame Ahnin zurück. So ist B also fast dem Σ ebenbürtig, aber keineswegs ganz; wie verhält er sich aber an Qualität zum Arabs? Es ist durchaus begreiflich, wenn man zu einer Überschätzung des Arabs gelangt, in gesunder Reaktion gegenüber dem übertriebenen Skeptizismus Vahlens, Bywaters und anderer, und etwas vergißt, daß wir sehr weit davon entfernt sind, Σ selber zu haben, sondern, milde ausgedrückt, nur das Spiegelbild eines Spiegelbildes von Σ (Syrisch-Arabisch, und beim Arabischen auch wieder nur eine sekundäre Ab-

[1]) Eingereicht vor Erscheinen der Besprechung der Gudemanschen Übersetzung durch Seeliger (oben Sp. 749) und des Vorberichtes von Tkatsch über „Die arabische Übersetzung der Poetik des Aristoteles und die Grundlage der Kritik des griechischen Textes" (oben Sp. 642).

schrift; vgl. Gudeman S. 242). Wie pedantisch nun auch die Übersetzer vorgegangen sein mögen, wie sehr ihre mangelnden Kenntnisse die Absicht einer wirklichen Wiedergabe garantieren, so bilden diese beiden Zwischenstufen für uns, die wir diese Mittelsprachen nicht kennen, unheimliche Fehlerquellen und mahnen zur Vorsicht. Außerdem ist doch auch wirklich grenzenloser Unsinn, viele Mißverständnisse, viele Weglassungen und Zufügungen vorhanden. Natürlich sind evidente Bestätigungen von Lesarten des Riccardianus, von Konjekturen aus der Renaissance und der Gegenwart aus dem Arabs erzielt worden, gewiß haben Margoliouth, Diels und Gudeman ganz neue Erkenntnis aus ihm geholt; aber der von einem gewissen Mißtrauen angeratene goldene Mittelweg, wie ihn etwa Diels, Immisch und Butcher betreten, ist doch das Ziel, dem man zuzustreben hat. Sicherlich gibt es viele Stellen, an denen man, ohne eine Entscheidung auch nur bei sich zu erreichen, sich in guten Treuen der einen oder anderen Lösung oder Deutung der Überlieferung anschließen kann, aber ebenso sicher verlangt den Lockungen des Arabs gegenüber die Tätigkeit des Herausg. eine sichere Interpretationskunst, die nicht gedankenlos dem Arabs folgt, wo er den auf den ersten Blick einfacheren Weg geht. Eine Anzahl solcher Stellen, bei denen ich mit Gudeman nicht einig bin, will ich besprechen, alte und neue Probleme, aber nur solche, die irgendwie mit dem Arabs zusammenhängen [2]). Bei manchen glaube ich meiner Sache sicher zu sein; bei anderen möchte ich den zukünftigen Herausgeber zu erneutem Überdenken anregen.

Nehmen wir als erstes gleich jene klassische Stelle, die auch den Widerstrebenden zur Preisgabe der absoluten Apographatheorie genötigt hat, jene Stelle also, wo B in Übereinstimmung mit dem Arabs wider die ganze sonstige Überlieferung einige Worte mehr hat: 55 a 13. Der Text ist jetzt im großen und ganzen gegeben durch B mit der selbstverständlichen Korrektur des Arabs und der anderen Hss γνώσεσθαι an Stelle des zweiten ἐντείνειν; nur der letzte Passus τὸ δὲ . . . παραλογισμός läßt sich, trotzdem der Arabs, was er überhaupt bietet, in der gleichen Form bietet, nicht halten. Der Inhalt ist aber durch die Erweiterung noch keineswegs abgeklärt, wie dies Crönert haben will (diese Wochenschrift 1913 Sp. 1443). Die Erklärung muß mit dem mittleren Satze beginnen. Ganz offenbar sind mit dem τὸ μέν die Prämissen gegeben, mit dem τὸ δέ die falsche Schlußfolgerung. Für beides steht auch der richtige Ausdruck, für die Prämisse ὑπόθεσις, für die Schlußfolgerung παραλογισμός. Wir verstehen auch, wie er neben ὑπόθεσις noch den zweiten Ausdruck πεποιημένον brauchen kann. Dieser Terminus stammt aus der Poetik; ποιέω ist = τίθημι; es ist das, was der Dichter voraussetzt — es gleichzusetzen dem ποιέω in ἀναγνώρισις πεποιημένη verbietet schon der zweite Ausdruck ὑπόθεσις. Er setzt dies sogar zuerst und nachher erst den logischen Terminus ὑπόθεσις, da das das Neue ist, die Erklärung nach logischen Gesetzen. Wir bemerken ferner noch, daß die Prämisse zwei Glieder hat, das erste im Infinitiv τὸ μὲν ἐντείνειν, das zweite mit εἶγε. Nun gibt es verschiedene Arten von Paralogismen; eine von ihnen heißt παρὰ τὴν σύνθεσιν (περὶ σοφ. ἐλ. 166, 22) d. h. es werden zwei Ausdrucksweisen, die eigentlich Verschiedenes bedeuten, einander gleichgestellt und führen so zu falschem Schlusse. Nun heißt unsere Anagnorisis ja συνθετή, und zwar ἐκ παραλογισμοῦ, wie er erklärend hinzufügen muß; denn an und für sich

---

[2]) Auf sonstige Versehen sei nur anmerkungsweise hingewiesen:

47 a 18 „und zwar nicht in gleicher Weise“ ist unverständlich;

48 b 37 „ist doch der Margites dem Drama ganz analog, denn wie sich die Ilias und Odyssee zur Tragödie, so verhält sich jener zur Komödie“; eine seltsame Gleichung!;

51 a 10 „stets wird die ausgedehntere Fabel, insofern sie übersichtlich ist, auch im Hinblick auf ihren Umfang die vorzüglichere sein“, statt „solange sie noch übersichtlich ist, im Hinblick auf ihren Umfang“;

52 a 6: Wie immer wir das Vorausgehende erklären, so ist Gudemans Ergänzung falsch, der schon vor dem Satz: „τὸ γὰρ θαυμαστόν . . .“ das „Wunderbare“ hineinkonjiziert und dem zuliebe das γάρ opfern muß. Subjekt ist doch φοβερά und ἐλεεινά, und τὸ θαυμαστόν ist jetzt neu eingeführt;

52 b 17 ein Gegensatz von Drama und Tragödie? Mir ganz unverständlich;

54 a 3 hier fehlt ein Satz; warum? Ebenso 56 b 19;

54 b 14 „den sich fernhaltenden Achill“? Oder ist das ein Geheimnis des Arabs? Wenn wir diesen (nach Margoliouth) beiziehen, würde er vielleicht führen auf μνησίκακον μέν, ἀγαθὸν δέ;

55 a 11 „weil ihnen das Schicksal bestimmt hatte“ für „daß ihnen das Schicksal bestimmt habe“ — die Tempusverschiebung des ὅτι-Satzes ist ja etwas ganz Gewöhnliches;

56 b 7 die hilflose Konjektur διάνοια darf wirklich nicht aufgenommen werden; der ganze Abschnitt vorher ist mißverstanden: χρῆσθαι ἀπὸ τῶν αὐτῶν ἰδεῶν soll heißen: die gleichen Gesichtspunkte anwenden. Der Abschnitt ist vielmehr so zu erklären: Auch in den πράγματα (d. h. den Bühnenhandlungen) muß man die διάνοια nach gleichen Grundsätzen verwenden, wie wenn man eine Rede halten wollte. Unterschied ist nur, daß die Wirkungen im Drama auch ohne Aufführung zustande kommen müssen, diejenigen in einer Rede aber vom Sprechenden hervorgerufen werden und neben der Rede einhergehen, Nebenwirkungen sind. Denn was brauchte es dann noch einen Sprecher, wenn die Lust (am Zuhören) oder Unlust (nur) durch den λόγος (d. h. die Rede an und für sich ohne Vortrag) entstünde?

gibt es natürlich auch einen λογισμὸς συνθετός. Aber in der logischen Terminologie des Aristoteles ist das συνθετός nun einmal wie κακῶς συνθετός. Damit ist wohl der Name dieser Anagnorisis gedeutet; nun das Beispiel. Welches sind die beiden Prämissen?

1. Odysseus allein kann den Bogen spannen.

2. Er (Wer?) sagte, er werde den Bogen erkennen, den er nicht gesehen hatte. Gesehen habe, ἑωράκοι, bieten B und der Arabs, A ἑωράκει; letzteres ist sicher richtig. Also ein Betrüger ist es; das scheint mir die einzig mögliche Schlußfolgerung zu sein. Der Pseudangelos ist ein Pseudodysseus. Eine Zeitlang hielt man den Schwindler für Odysseus auf Grund eines παραλογισμός und einer darauf basierenden unrichtigen Anagnorisis. Das kann natürlich keine Tragödie sein, sondern muß aus einem Satyrspiel stammen. Es ist also gar nicht, wie man oft annahm, ein Verstoß gegen die Logik von seiten des Dichters, sondern θατέρου — ohne diese Korrektur G. Hermanns für θεάτρου geht es nicht. Wer dieser ἕτερος ist, Penelope, Telemach, die Freier, das wissen wir nicht. Was ist nun aber der falsche Schluß, den der ἕτερος durch σύνθεσις, falsche σύνθεσις der beiden Prämissen zieht? „Der Schluß, daß er, wenn er wiedererkennen wird, getan habe, ist ein falscher Schluß". Der Text, wie ich ihn voraussetze, ist deutlich: διὰ τούτου entweder = διὰ τοῦτο oder Doublette zu δι' ἐκείνου; über den Gen. abs. bei Gleichheit des Subjekts vergl. Vahlen in der Mantissa[3] S. 108. Was nun aber „getan" habe? Doch offenbar ἐντεῖναι. Die Leute setzen das Wiedererkennen des Bogens dem Spannenkönnen (nur das ist nach der ersten Prämisse Erkennungszeichen) gleich, συντιθέασι τὰς ὑποθέσεις. Also sie anerkennen aus seiner frechen Behauptung, daß er den Bogen erkennen werde, schon, daß er Odysseus sei, obgleich die Voraussetzung ja ist, daß er ihn spannen kann.

Eine interessante Notiz nimmt die zweite Hälfte des dritten Kapitels ein; sie benutzt eine unbekannte Quelle und polemisiert gegen sie — Gudeman behandelt sie Philol. S. 246. Es ist ein Anhang zu diesen ersten systematischen Kapiteln. Aristophanes und Sophokles gehören in eine Kategorie, πράττοντας γὰρ μιμοῦνται; nun wird mit dem Ausdruck καὶ δρῶντας dieser Exkurs eingeleitet. Bis jetzt hat er dies Wort nicht gebraucht; er fügt es jetzt bei, weil er noch auf eine weitere Konsequenz dieser Zusammengehörigkeit aufmerksam machen will. „Einige sagen, daß aus diesem Grunde αὐτά (Tragödie und Komödie zusammen) δράματα heißen, weil sie δρῶντες nachahmen". Nun noch eine weitere Anknüpfung. Διό (weil dieser Oberbegriff δρᾶμα lautet) erheben die Dorier Anspruch darauf, die Erschaffer von Tragödie und Komödie, also des „Dramas" überhaupt, zu sein, indem sie diesen Namen als Beweis anführen; denn sie selbst sagten δρᾶν für ποιεῖν, die Attiker aber πράττειν. Weil also der Name, der für beide Gattungen gilt, bei ihnen geprägt ist nach ihrer Behauptung, müssen es auch die beiden von ihm umfaßten Gattungen selber sein. Das ist das eiserne Gerüst dieses Gedankens, und wenn der Arabs von diesem etwas wegläßt, so verdient er eben keine Beachtung, selbst wenn er eine schon 1888 von Gudeman vertretene Behauptung bestätigt. Auch die effektive inhaltliche Unrichtigkeit der Feststellung dieser Gewährsmänner berechtigt nicht zu einer Athetese. Was nun aber weiter in unserem Satze steht, ist Beiwerk. Natürlich sieht es im modernen Druckbilde grotesk aus, wenn der ganze Satz (von τῆς μὲν κωμῳδίας bis ἐν Πελοποννήσῳ) in eine Parenthese hineingezogen wird. Das ist eine von der jetzt üblichen Interpunktion aufgezwungene Pedanterie. Aber tatsächlich ist es eine Parenthesis; gesprochen, ist sie nicht schlimmer als hundert ähnliche bei Aristoteles. Tatsächlich ist sie zum Gedankengang nicht nötig, aber sie erklärt rasch nebenbei: Wirklich sollen Komödie und Tragödie (das letztere war wohl weniger bekannt) bei den Doriern entstanden sein, und zwar die Komödie da und da (zwei Varianten), die Tragödie dort. Noch überflüssiger ist diese zweite Beigabe: Da das Gemeinschaftswort δρᾶμα dorisch ist (nach Behauptung der τινές), ist ja für beide Gattungen der sprachliche Ursprungsbeweis geführt; aber für das Wort Komödie gilt das gleiche wie für das Wort Drama. Auch dies Wort ist dorischer Herkunft. Wenn also etwas zu streichen wäre, so wäre es das; aber natürlich darf auch dies ganz und gar nicht gestrichen werden. Nun steht dies allerdings sogar voran und drückt die unentbehrliche Behandlung des Wortes Drama an die zweite Stelle. Daraus ist nur ein Schluß zu ziehen auf die Darstellung der τινές. Diese stellten fest: Die Komödie stammt aus dorischem Gebiet, wie jedermann beim Gedanken an Epicharm begreifen konnte; Beweis dafür ist der Name. Aber auch für die Tragödie gilt das gleiche; freilich aus ihrem Namen läßt sich nichts schließen; weil aber der gemeinsame Name für Tragödie und Komödie dorischer Provenienz ist, ist auch für die Tragödie der Beweis geführt.

Nicht minder interessant ist ferner der ganze Abschnitt des Kapitels πάθος 53b 27ff.; auch hier stützt sich Gudeman auf den Arabs (Philol. S. 254), obgleich er gerade in dieser Partie ins reine Flunkern hineinkommt, indem er in seltsamster Weise nicht nur, wie Aristoteles, auf das „Wissen" des Täters, sondern auch des Opfers abzielt. Trotzdem verblüfft die Deutung, die G. der Stelle gibt, auf den ersten Anblick. Wir haben nämlich in einer Art Doppelaufzählung (Parallelaufzählung, wie es aussehen könnte) zuerst drei und nachher vier Glieder, und zwar gewinnt eine oberflächliche Betrachtung den Eindruck, als ob die Vierzahl das Erforderliche wäre. Da nun der Weg, den G. einschlägt, in die Dreieraufzählung ein viertes Glied bringt, so wirkt das hochbefriedigend und hat nur den einen Haken, daß es ausdrücklich bei deren letztem Gliede (das auch das letzte bei Gudeman bliebe) heißt: ἔτι δὲ τρίτον usw. (53b 33), und zwar

nicht nur in unseren griechischen Hss, sondern auch im Arabs. Das ist sehr peinlich; um so eher wird man den Mut finden, noch einmal den Versuch zu machen, durch genaue Interpretation sich den Weg durch diesen Abschnitt zu bahnen.

Das πάθος soll schön durchgeführt werden, so beginnt er. Was das heißt, will Aristoteles genauer ausführen. Es gibt also verschiedene Arten, wie das πάθος gehandhabt werden kann.

1. Die Tat geschieht. Der Täter ist εἰδώς und γιγνώσκων; diese beiden Ausdrücke werden unterschiedslos als gleichbedeutend verwendet.

2. Die Tat geschieht. Der Täter ist ἀγνοῶν [dazu kommt der Zusatz: nach der Tat erfolgt dann eine Erkennung].

3. (τὸ τρίτον) Die Tat geschieht nicht. [Der Täter ἀνεγνώρισεν πρὶν ποιῆσαι].

Anderes gibt es nichts außerdem, versichert Aristoteles, ἢ γὰρ πρᾶξαι ἀνάγκη ἢ μὴ καὶ εἰδότας ἢ μὴ εἰδότας. Nach dem vorhergehenden kann das nur so interpretiert werden: Die Tat geschieht oder nicht, und, wenn sie geschieht, ist der Täter wissend oder nicht. Das ergibt dann wirklich drei Möglichkeiten. Eine vierte (die man darin gelesen hat und auch lesen konnte und dann im folgenden zu finden meinte): „Nicht wissend tut der Täter die Tat nicht", wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Also

1. Wissend tun;
2. Nicht wissend tun;
3. Wissend nicht tun.

Jetzt kommen die Werturteile dazu. Welche der genannten Anwendungen ist die schlechteste? Mit dieser will er beginnen und von da zur vorzüglichsten aufsteigen.

χείριστον I. γιγνώσκοντα μελλῆσαι καὶ μὴ πρᾶξαι (= 3)
δεύτερον II. γιγνώσκοντα πρᾶξαι (= 1)
βέλτιον III. ἀγνοοῦντα πρᾶξαι [Zusatz: καὶ πράξαντα ἀναγνωρίσαι] (= 2)
κράτιστον IV. μέλλει ἀποκτείνειν, ἀποκτείνει δὲ οὔ, ἀλλ' ἀνεγνώρισεν (= 1).

Also 1 wird für das Werturteil in zwei Unterabteilungen gespalten; bei G. wäre es 2, das im ersten Register zwei Abteilungen bekommt. Deutlich ist der Grund, warum es zu dieser Spaltung kommen muß: es ist der Unterschied von γιγνώσκω und ἀναγνωρίζω. Beide sind wissend im Momente, wo das πάθος eintreten sollte, gehören also unter 1; aber der eine (ästhetisch gewertet vorzügliche) erst im letzten Augenblicke, der andere (ästhetisch minderwertige) von Anfang an. Natürlich hätte Aristoteles das schärfer herausarbeiten können; aber schließlich können wir ihn doch verstehen und brauchen die Phantasien des Arabs dazu nicht.

Ähnlich, nur ganz einfach zu erledigen, liegt der Fall 54b 4 (Philol. S. 256). Auch hier ist Gudeman durch eine auf falscher Interpretation beruhende frühere Konjektur geblendet, die er nunmehr im Arabs bestätigt glaubt. ἄνθρωπον geht natürlich auf eine menschliche Figur als Prologsprecher. Damit sind alle Schwierigkeiten behoben.

Bei 55a 33 weiß ich nicht, ob ein einfaches Versehen vorliegt oder wieder der Einfluß des Arabs. Eben war die Ansteckung durch die Leidenschaft (also auch die des Dichters) auseinandergesetzt worden, und Aristoteles schließt: διὸ εὐφυοῦς ἡ ποιητική ἢ μανικοῦ. Nie hat man, meines Wissens, dies anders übersetzt als mit „entweder — oder". Der Begabte kann alle Leidenschaft nachahmen, da er sich in alle hineinversetzen kann — er ist εὔπλαστος; aber auch der μανικός, der Manische, sagen auch wir, kann es; denn er ist nicht ἐμμενετικός, sondern ἐκστατικός, wird also ohne weiteres das Erlebnis seines Helden miterleben. Weil aber der Arabs nach Margoliouth hat: ingeniosi magis quam dementium, übersetzt G.: „Deshalb ist die Dichtkunst viel mehr Sache eines Hochbegabten als eines Besessenen"!

36a 30 (Philol. S. 258). An dieser Stelle, an der „die Erklärer bisher stillschweigend vorübergegangen sind", soll ebenfalls eine Schwierigkeit lauern, die durch den Arabs nun behoben sei, nach dem ἢ ἐπεισόδιον ὅλον wegfällt, abgesehen von der Behebung der Inkonzinnität der Konstruktion nach διαφέρει (ἤ mit Infinitiv und nachher ἢ·εἰ), eine Behebung, nach der man gegenüber dem aristotelischen Stile kein Bedürfnis haben kann. Doch der Schluß. Ist es denn wahr, daß eine Hyperbel wie „oder selbst ⟨gar⟩ einen ganzen Akt hinzufügen" (besser „einzufügen") hier gar keinen Sinn ergäbe, ja daß dies geradezu eine unverständliche Antiklimax wäre? Man höre die Übersetzung. Voraus geht dem Sinne nach: Es gibt Dichter, die so unverständig sind, ἐμβόλιμα in ihre Tragödien einzufügen. „Und doch ist ἐμβόλιμα ᾄδειν um kein Haar besser als wenn man einen Passus (ῥῆσις) oder gar einen ganzen Akt aus einer Tragödie in eine andere einfügen würde". Das erstere könnte man sich noch denken; das letztere wird aber jedermann als allem Kunstverstand ins Gesicht schlagend empfinden. Und doch ist, was man jetzt immer macht, ἐμβόλιμα ᾄδειν, geradeso ungeheuerlich.

So begreiflich es nun ist, daß die durch vertiefte Beschäftigung gewonnene Überschätzung des Arabs zu falscher Interpretation führen kann[3]), so unverzeihlich scheint es mir aber, ohne alle innere Begründung tadellose Sätze, die im Arabs fehlen, wegzulassen, wo doch in Hinsicht auf Vollständigkeit dieser oft ganz unzuverlässig ist; so z. B.:

50b 9 ὁποῖα τις bis φεύγει. Nebenbei bemerkt: δῆλος heißt doch offenbar „selbstverständlich". Wo alle Menschen gleich reagieren, gibt es kein ἦθος. Im folgenden läßt Gudeman in mir unverständlicher Weise τῶν λόγων von ἦθος abhängen.

[3]) Das scheint mir auch 51a 8 der Fall zu sein: Gudeman und der Arabs haben die Stelle gleich mißverstanden. Ich wage es aber nicht, dafür einzutreten, da ich keine neuen Beweise über Vahlen hinaus habe.

52 b 10 τούτων bis εἴρηται.

55 b 8 ἔξω τοῦ καθόλου. Das soll wohl Variante zu ἔξω τοῦ μύθου sein? Im Grunde genommen ist der stilistische Schönheitsfehler an der Athetese schuld; denn sachlich läßt sich nichts einwenden.

Auf die Spitze getrieben ist dies Vorgehen aber in der Aufzählung der Tragödien, die aus der kleinen Ilias ihren Stoff bezogen haben 59 b 5, wo man sicherlich über die Art und Weise, wie man der Stelle zu Hilfe kommen müsse, sehr im Zweifel sein kann. Aber doch wohl nicht so, wie Gudeman es tut, der einfach die Namen des Arabs — es sind zufällig gerade 8 — abdruckt; dadurch fallen Eurypylos und die Lakonierinnen weg.

Ganz besonders wichtig scheint mir aber, daß ein zukünftiger Herausg. sich nach Kräften hüte; die Fugen, die der Poetik durch ihre Genesis anhaften, zu verdecken und zu verkleistern — wahrhaftig eine gar nicht leichte Aufgabe, da die Grenze zwischen den Überlieferungsdefekten und den ursprünglichen Diskrepanzen ungeheuer schwer zu ziehen ist. Aber hier gilt es, die jetzt wichtigste Aufgabe der Poetikforschung, die über die zum Teil ja sicher richtigen Schlagwörter von Vorlesungsmanuskript usw. hinaus zu realem Zergliedern der Schrift vorschreiten muß, nicht zu hindern. Ein Hindernis ist es aber schon, wenn man 55 b 36 durch ein Fragezeichen die Überlieferung verdächtigt, anstatt darin gerade eine der wichtigsten Stellen für die Analyse zu sehen. Auch die Preisgabe des Wortes ἁπλῶν 51 b 34 halte ich für sehr gefährlich. Gewiß ist ἀτελῶν, das Gudeman vorschlägt auf Grund der Lesung des Arabs (bei Margoliouth findet sich nichts dergleichen, er übersetzt mit voluntarius), verlockend; gerade die Parallelen im 23. Kapitel bei Behandlung des Epos empfehlen es durchaus, ebenso die Fortsetzung 52 a 3. Trotzalledem würde ich es nicht wagen, durch die Aufnahme dieses Wortes in den Text den Sachverhalt zu verwischen, denn gerade in diesen Kapiteln ist ja ein solches Durcheinander, daß wir durchaus nicht von irgendeinem logischen Prinzip aus an die Deutung einer Stelle herantreten können. Und dazu kommt noch, daß ἁπλοῦς, wie ich im Philologus 1920 S. 218 nachgewiesen zu haben glaube, ursprünglich einen anderen Sinn hatte als den, den ihm Aristoteles später gegeben wissen will. So wenig hier etwas Sicheres zu behaupten ist, so denkbar wäre es doch, daß die τραγῳδίαι ἐπεισοδιώδεις zu den ἁπλαῖ gehören, d. h. zu denen, in welchen keines der drei μέρη, nämlich ἀναγνώρισις, πάθος, ἦθος vorkommt.

Ebenso stehe ich der Erklärung des wichtigen Abschnittes 56 a 2 gegenüber, wo leider an entscheidender Stelle alle unsere Hss, auch B, eine totale Textverderbnis, nämlich die Buchstaben οης, haben, ohne daß es, wie nachher, etwas mit ὄψ oder ὄψις zu tun haben könnte. Ich habe in meinem genannten Aufsatz dafür ἁπλοῦν eingesetzt. Auf alle Fälle halte ich dem Sinne nach daran fest, daß diese vierte Art diejenige ist, die von allen anderen sich dadurch unterscheidet, daß sie nur Peripetie hat; keine Anagnorisis, kein Pathos, kein Ethos noch zu ihr hinzu. Es ließe sich auch deuten, daß es einfach hieße τὸ δὲ τέταρτον οἷον (wie B, abgesehen von οης vor οἷον). Bei Gudeman liest man nun: Die vierte einfache erscheint in Verbindung mit den beiden letzteren (path. und eth.). Ich bin aufs höchste gespannt, worauf diese Übersetzung beruht. Margoliouth schreibt einfach: Quarta autem res Phorcidas etc. Averroes hat: Quartum est, quod ex his constat sive ex tribus sive ex duobus eorum. Das erinnert etwas an Gudeman, aber auch nicht mehr, da Averroes damit offensichtlich die πεπλεγμένη in völliger Umstellung der Reihenfolge und auch Änderung in den Teilen charakterisieren will. Möge Gudeman als Herausg. sich ja diese so wichtige Stelle wohl überlegen.

Auf diese Dinge zu achten, halte ich überhaupt für die vornehmste Aufgabe des zukünftigen Poetikherausgebers. Wohl ist ein neuer Text nötig und wertvoll; der Kommentar soll aber nicht Parallelen häufen aus späterer Zeit, er soll nicht zur Sacherklärung alles das noch einmal zusammentragen, was man schon bei Bywater lesen kann; er soll vielmehr aus der genetischen Analyse der Schrift ein wichtiges Kapitel der voraristotelischen Ästhetik und Poetik rekonstruieren. Auch Platon ist da nur zum kleinsten Teile von Bedeutung. Dafür gewinnen wir ein weiteres Stück anonymer Fachliteratur der Zeit um oder nach 400.

Zürich. Ernst Howald.

Eingegangene Schriften.

P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 3. A. 1. Hälfte. Leipzig, Hirzel. 66 M.

E. Drerup, Homerische Poetik. I. Buch. III. Bd (v. F. Stürmer). Würzburg, Selbstverlag des Herausg. Subskriptionspreis 60 M. u. Versandkosten.

E. D. van Buren, Figurative Terra-cotta Revetments in Etruria and Latium. London, John Murray. 16 sh.

Sophokles, König Ödipus übers. v. P. Brandt. Leipzig und Berlin, Jaeger.

R. Meister, Zur didaktischen Behandlung von Ciceros philosophischen Schriften. Wien, Selbstverlag des Verf.

R. S. Radford, Licensed Feet in Latin Verse (Ausschnitt).

A. Fischer, Die wirtschaftliche Lage der Studentenschaft Münchens und die Bedeutung der Studentenfürsorge. München, J. A. Mahr. 3 M.

E. Weber, Dichter und Pädagogenzunft. 1. u. 2. Bd. Wien-Leipzig, A. Haase. 46 M., geb. 52 M.

F. Mastelloni di San Niccola, Delle voci degli animali nel verbi della lingua italiana e della latina. Roma, Maglione e Strini.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 22. Oktober. 1921. №. 43.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Walter Rinkefeil, De adnotationibus super Lucanum. Dissert. Greifswald. Dresden 1917, Ramming. 68 S. 8.

Der vorliegende Druck ist die Hälfte einer zu Greifswald eingereichten Dissertation, deren Rest (De pretio exegetico, De pretio critico) baldigst erscheinen sollte, aber bis jetzt noch nicht an die Öffentlichkeit gekommen ist. Auch der jetzige Teil ist eine achtbare Leistung. In klarem, wenn auch farblosem Latein wird hier über die zweite Scholienmasse des Lucan, die durch die Endtsche Ausgabe endlich erschlossenen Adnotationes, gehandelt und damit ein Gegenstück zu den Untersuchungen Ussanis für das Commentum gegeben. Der Grundstock dieser Scholiensammlung hat, wenn auch Zusätze sich angeschlossen haben, einheitlichen Charakter und ist das Werk eines Redaktors, der seine Erklärungen an den Rand einer Ausgabe schrieb. Dann haben in weiteren Abschriften, die z. T. auch die Zusammenstellung selbständig werden ließen, sich all die gewöhnlichen Fehler eingeschlichen bis zum Widerspruch zwischen Lemma und Interpretation.

Die Frage nach den Quellen ist hier schwieriger als beim Commentum, weil es an längeren Erklärungen und Zitaten mehr gebricht. Unter dem Namen Stoici, Epicurei, philosophi, physici braucht sich kein besonderer Gewährsmann zu bergen, sondern nur allgemeine Schulweisheit, wie auch die öfters vorkommende Frageform an diesen Ursprung erinnert (S. 24). Mit dem Commentum findet sich mannigfache Berührung, aber keine direkte, sondern die Übereinstimmung erklärt sich aus gemeinsamer Quelle, welche die ursprüngliche Scholienausgabe repräsentiert. In fleißiger Untersuchung werden dann die erhaltenen Kommentare zu römischen Dichtern, Servius, Philargyrius, commenta Bernensia zu Vergil, Lactantius Placidus zu Statius, selbst Donat und Eugraphius, die Terenzinterpreten, verglichen. Unmittelbare Benutzung wird trotz mannigfacher Gleichheit überall abgelehnt, der Scholiast zu Statius eher seinerseits als Benutzer angesehen. Die Übereinstimmungen weisen auf einen älteren Kommentator, den Verf. in Asper finden möchte (S. 51), während die Cicerostellen vielleicht auf den von Hieronymus mit Asper genannten Vulcacius zurückgehen (S. 55). Sonst haben auch mannigfache Handbücher, so in geographischen Notizen, als Unterlage gedient. Bei grammatischen Erklärungen wird wegen der Übereinstimmung mit Nonius, Priscian und anderen, allerdings mit Behutsamkeit (S. 65),

Caper genannt. Stimmt das, so fällt die Zeit der ersten Sammlung etwa in die Mitte des vierten Jahrhunderts, womit die völlige Ignorierung des erst später zu Ehren gekommenen Statius gut paßt.

Im ganzen wird man diesen in methodischer Beweisfolge errungenen Resultaten beipflichten können, wenn man auch den bestimmten Quellenautoren gegenüber, wie übrigens der Verf. selbst tut, Vorsicht üben wird. Mit Georgii im Servius jedes *bene* als Zurückweisung eines Angriffes aufzufassen (S. 22), geht weder dort wie hier an. Wenn in den Lemmata so oft entscheidende Worte fehlen, so braucht man daraus noch nicht auf Marginalscholien zu schließen (S. 16), sondern da mag einfacher Ausfall der letzten Worte, die besonders gern nur durch Anfangsbuchstaben ausgedrückt und daher der Korruption wie auch völligem Schwund leicht ausgesetzt waren, vorliegen.

Würzburg. Carl Hosius.

B. L. Ullman, The present status of the Satura Question. (S.-A. aus Studies in Philology XVII [1920] 379—401). 8.

Über die Geschichte und den Gebrauch des Wortes Satura, dann besonders über die Bedeutung der dramatischen Satira, wie sie in der berühmten Stelle Livius VII 2 auftritt, ist viel geschrieben worden. Ullman hat sich an dem Streit der Meinungen lebhaft beteiligt und in mehreren Aufsätzen des American Journal of Philology, der Class. Philology, den Transactions of the American Philol. Association seinen Standpunkt gegen Leo, Kroll, der in der Realenzyklopädie einen zusammenfassenden Artikel verfaßt hat, und andere Widersacher mit Geschick verteidigt. Er hat sich aber auch die Frage vorgelegt, ob bei dieser vielfachen Erörterung etwas Sicheres herausgekommen sei, oder ob der Pessimismus derjenigen, die den Ertrag der vergossenen Tintenströme nicht für wert halten, recht hätte, und er sucht so in dem vorliegenden Aufsatz zu einem Rechnungsabschluß zu kommen. Er bespricht also nochmals kritisch die Geschichte des Wortes Satura, das für ihn Substantiv ist, von seiner ersten Bedeutung farcimen („stuffing“) bis zu der Satira des Horaz, der das Wort in der uns üblichen literarischen Bedeutung, aber, wie auch Persius, als Kollektivbegriff gebraucht, und weiter bis auf Juvenal, der die einzelne Satira schrieb. Er gibt dann eine klare Interpretation der Liviusstelle mit ihren fünf Perioden, die wir einmal als die vom Historiker oder seiner Quelle geschaute Entwicklungsreihe anzuerkennen haben, und gegen deren Existenz wir auch keinen Zweifel hegen sollen, wenn wir auch gegen die Richtigkeit ihrer Reihenfolge und ihren inneren Zusammenhang Skepsis und Unglauben hegen dürfen. Auch der Name Satura als alte Bezeichnung mag als Erfindung der Quelle angesehen werden; in dem Streit, ob diese Varro war oder ein diesem vorausgehender Gewährsmann, neigt U. auf die Seite des Reatiners. In der Beziehung zu den σάτυροι spricht er Livius von dieser Verbindung frei, während er in dem Verhältnis zwischen Livius und Val. Maximus II 4, 4 sich noch nicht fest entscheidet. Der Verf. glaubt so einige Punkte der Diskussion entzogen zu haben; ob er damit recht hat, bleibt aber fraglich; je weniger an authentischen Nachrichten vorhanden ist, um so lustiger und luftiger flattern Hypothesen auf.

Würzburg. Carl Hosius.

Walter J. Snellman, De interpretibus Romanorum deque linguae latinae cum aliis nationibus commercio scripsit. Pars I: Enarratio. XVI, 183 S. Pars II: Testimonia veterum. 193 S. Leipzig 1914—1919, Dieterich. Je 10 M.

Der zweite Teil der Schrift des jungen finnischen Gelehrten enthält eine wertvolle Zusammenstellung aller antiken Zeugnisse bis auf Justinian herunter über die kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Rom und den unterworfenen Völkern, die zugleich eine Geschichte des Siegeslaufs der lateinischen Sprache ist; so wuchs dem Verf. unter der Hand das enge Problem der Verwendung von Dolmetschern im öffentlichen und privaten internationalen Verkehr des Altertums zu einem Abriß der antiken Kulturgeschichte aus. Dies reiche Material sucht nun der erste Teil, die enarratio, zu erschließen. Man darf mit gutem Gewissen empfehlen, diesen ganzen ersten Teil, auch das 15. Kapitel, „rerum breviarium“, ruhig beiseite zu legen, er bietet wirklich nicht viel mehr als eine weitschweifige, von Mißverständnissen nicht freie, in einem bis zur Unverständlichkeit entstellten Latein abgefaßte Paraphrase des im zweiten Teil vorgeführten Quellenmaterials. Wie muß das laut Vorrede von befreundeter Seite verbesserte Latein in seiner ursprünglichen Gestalt ausgesehen haben, wenn selbst so grobe Schnitzer stehen geblieben sind wie Latinae sermonis (S. 140), hac indice (S. 146), in memoria revocare, repetere u. a.! Diese Unbeholfenheiten, die man beim Werke eines Historikers und Ausländers aus äußeren Grün-

den in Kauf nehmen würde, haben aber eine tiefere Wurzel in mangelhafter Kenntnis der antiken Sprachen selber, die mehr als einmal zu wunderlichen Mißdeutungen geführt hat. Hier rächte sich vor allem die Unterlassung einer Etymologie und Begriffsbestimmung des Wortes in Kapitel XVI de statu et condicione interpretum, weil dies die Auseinanderhaltung der weiteren Bedeutungen „Ausdeuter, Vermittler“ von der speziellen „Dolmetscher“ ermöglicht hätte. Vielleicht ist es nützlich, mit ein paar Worten darauf einzugehen. Da es unbedingt geboten ist, bei der Etymologie des Wortes eine Anknüpfung an lateinisches Sprachgut zu suchen, so kommen nur zwei Möglichkeiten in Betracht: Bergks Herleitung von *inter partes* „einer, der (vermittelnd) zwischen den Parteien steht“, die jedoch lautlich unmöglich ist, da das von Consentius als Barbarismus bezeugte *interpertor* spätere Umstellung aufweist und zudem (vgl. Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen S. 179 A. 3 u. 197) wahrscheinlich in *interpetror* geändert werden muß. Es bleibt also nur die auch von Walde[2] gebilligte Verknüpfung mit *pretium*; in der Tat ist schon aus inneren Gründen wegen der als verwandte Begriffe fungierenden *arbiter*, wo die Anzweiflung von *ad* und *baetere* keinen Sinn hat, und *sequester* auch für *interpres*, das in späterer Zeit *mediator* als Synonym neben sich hat, ein ähnlicher Aspekt zum Ausgangspunkt zu nehmen, also „Zwischenhändler, Mittelsperson“ u. dgl. Ungeklärt ist dabei freilich noch die Wortbildung, da die Annahme Waldes, *interpres* sei erst aus dem Verbum *interpretor*, das eine apokopierte Präposition **pret* „dafür“ enthalte, rückgebildet, m. E. Schwierigkeiten der Bildung und Bedeutungsentwicklung gegen sich hat.

Neben der gelegentlichen Vermengung der verschiedenen Bedeutungen von *interpres* macht sich eine ausgeprägte Neigung, das argumentum ex silentio zu sehr zu pressen, sowie eine falsche Vorstellung von dem Wert der antiken Zeugnisse im einzelnen für unsere Frage, der Tradition und der schriftstellerischen Tendenzen, vielfach störend geltend. Daß z. B. das Griechische der Worte, die Hasdrubals Gattin bei Appian Λιβ. 131 zu Scipio spricht: σοὶ μὲν οὐ νέμεσις ἐκ θεῶν, ὦ Ῥωμαῖε usw., vom Schriftsteller herrührt, daß also die Schlußfolgerung auf S. 44, Hasdrubal habe für seine Verhandlungen mit Scipio einen „interpres“, nämlich Gulassa, gebraucht, seine Gattin aber nicht, irrig ist, weil sie die Stilgesetze der antiken Prosa verkennt, scheint dem Verf. nirgends zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Erwähnung verdient, daß die reiche in den Anmerkungen des ersten Teils verarbeitete Literatur und das darin ausgeschöpfte Inschriftenmaterial brauchbar ist und durch die ungenügende Ausführung des Hauptteils selbst nicht entwertet wird.

München. Johannes B. Hofmann.

Wallace E. Caldwell, Hellenic conceptions of Peace. (Studies in History, Economics and public Law edited by the faculty of polit. science of Columbia Univ., vol. 84 n. 2.) New York 1919. 140 S. (= S. 395—534 des Sammelbands).

Das Buch, das mehr und weniger bietet, als der Titel verspricht, behandelt im vorliegenden ersten Teil in fünf Kapiteln die klassische Periode bis zum Verluste der griechischen Freiheit bei Chäronea. Es kam dem Verf. mehr darauf an, die Vorstellungen von Krieg und Frieden in der griechischen Welt, wobei einen breiten Raum die Äußerungen der einzelnen Dichter, Rhetoren, Philosophen und Historiker einnehmen, als die Einrichtungen selbst zu schildern. Kein Wort über die Termini σπονδαί, εἰρήνη, φιλία, συνθήκη, ἡσυχία, Εὐνομία usw., obwohl die tiefschürfende, dem Verf. unbekannt gebliebene Abhandlung von Keil, Ber. Sächs. G. d. W. 1916, Heft 4, lehren kann, bis zu welchem Grade die Geschichte der Termini in der Rechtssprache wie in der Literatur den Wandel der rechtlichen und politischen Institutionen wie der ganzen Kultur- und Lebensauffassung reflektiert, kein Wort auch über die verschiedenen Arten des Friedens, wie sie sich in breiter Skala im subjektiven Urteil der Zeitgenossen malen, vgl. etwa εἰρ. δικαία „Rechtsfrieden“, εἰρ. αἰσχρά „Schmachfrieden“ usw., oder über die Unterscheidung z. B. des Diktatfriedens von der συνθήκη (Isokr. paneg. 176) oder der wirklichen εἰρήνη von der einen bloßen Wechsel der Kampffront bedeutenden συμμαχία (Xenoph. Hell. 7, 4, 10). Das erste Kapitel schildert das epische Zeitalter, wobei die mehr friedlichen Tendenzen in den homerischen Gesängen genau wie die Götterwelt, die Gebräuche der Gastfreundschaft, das Asylrecht und die Bestattungsgebräuche auf nordischen Einfluß, daneben auf Traditionen aus der Minoischen Periode mit ihren hochentwickelten Werken des Friedens zurückgeführt werden. Das zweite Kapitel, die Frühperiode des Stadtstaates behandelnd, hebt zunächst die Momente hervor, die zu bestän-

digen Kriegen führen mußten (geographische, zentrifugale Tendenzen wie verschiedene Kalender-, Zeit-, Münz- und Gewichtsrechnungen, religiöse Riten, Dialektunterschiede usw., ferner die aus der Notwendigkeit, Lebensmittel einzuführen, resultierende Tendenz, die Handelsstraßen zu beherrschen). Von den entgegenwirkenden zentripetalen Triebkräften beeinflußte die religiöse (Delphi) mehr die Methoden der Kriegführung, als daß sie ein allüberragender Faktor der Politik wurde. Mehr Bindungen stellten die olympischen, isthmischen, pythischen und nemeischen Spiele her, ferner der durch gemeinsame Interessen vorgeschriebene und durch formelle Bündnisse bekräftigte Zusammenschluß gerade der kleineren Staaten, die Periode der Kolonisation mit ihrer Stämmemischung und den engen sozialen und religiösen Beziehungen zwischen Tochter- und Mutterstaaten, die Intensivierung des politischen Lebens mit der Herstellung starker Klassensympathien zwischen den jeweils im Staat herrschenden Schichten, besonders unter und seit den Tyrannen, weiterhin die Behandlung der epischen Tradition als Grundstock gemeinhellenischer Geschichte, die gemeinsame Sprache, endlich die Erfordernisse von Handel und Verkehr. Die προξενία als friedenserhaltender Faktor sowie das durch eine Reihe gleichmäßig starker Staatensysteme ausgeglichene hellenische Gleichgewicht und die vielfachen schiedsrichterlichen Entscheidungen unter der Tyrannis in ihrer Bedeutung, mehr Kriege zu beendigen als zu verhindern, werden eingehend gewürdigt. Es folgt eine Schilderung der Ideenwelt der ionischen und äolischen Dichter; dann schälen sich langsam Sparta, das durch die Eroberung und Knechtung Messeniens endgültig zu seinem starren Militarismus kam, und Athen, das als agrarisches Defizitgebiet seit Solon seine Industrie und seinen Handel entwickelte, als Protagonisten heraus. Das dritte Kapitel malt die Zeit der Einigung der Griechen durch den äußeren Feind bis zu Kimons Verbannung. Der Marathonkämpfer Äschylus, der Konservative und Panhellenist von altem Schlag, ist als glühender Patriot Befürworter des nationalen Verteidigungskampfes, aber Gegner nutzloser und ungerechter Kriege, besonders der durch Leidenschaft entfachten Bürgerkriege. Bakchylides und Pindar preisen mannigfach die Segnungen des Friedens, während Heraklit auf dem geschichtlichen Hintergrund des Niedergangs der ionischen Freiheit zu seinem allumfassenden Prinzip des Kriegs als des Vaters aller Dinge kam. Es folgt das Zeitalter des Perikles, dessen teils durch kriegerische, teils durch friedliche Mittel zusammengeschlossener attischer Bund eine „Organisation für die Verewigung der Demokratie“ (S. 83) darstellte; Sprachrohr dieser Epoche sind Sophokles und Herodot. Das vierte Kapitel schildert „Entstehung, Verlauf und Ergebnisse des peloponnesischen Krieges und die Stellungnahme von Aristophanes, Thukydides und Euripides zu demselben, das fünfte schiebt als Folge des verlorenen Krieges die neuen Figuren aufs politische Schachbrett: Thebaner, Perser, zuletzt Philipp; der sog. Königsfriede bringt zu den geläufigen Termini der ἐλευθερία und αὐτονομία den neuen der „bewaffneten Erzwingung des Friedens“.

Man kann vorweg feststellen, daß über das bloße oberflächliche Referat dessen, was Griechen über das Kriegs- und Friedensproblem gedacht, geredet oder geschrieben haben, hinaus der Verf. nicht selten auf Probleme, die ihm und der von ihm vertretenen Geschichtschreibung liegen, geachtet hat. Von wirtschaftlichen Momenten als kriegveranlassenden und kriegbeendenden Faktoren war schon oben des öfteren die Rede; dieser Gesichtspunkt tritt auch sonst hervor. So wird nicht weniger als dreimal (S. 81. 109. 117) das Handelsinteresse Persiens an einer raschen Beendigung der Kriege mit den Hellenen hervorgehoben. Der Ausschluß des megarischen Handels von den attischen Märkten bedeutete finanziellen Ruin und Hungertod für diese übervölkerte Großstadt (S. 87). Als Philipp Athen von seiner Ernährungsbasis am Bosporus abschnitt, wachte es auf (S. 124). Auch an Schlagworten, die allen, die den Weltkrieg erlebt haben, zum Teil noch in den Ohren klingen, ist das Buch reich. Man vergleiche Wendungen wie: „Die Zeit begann gegen Sparta zu arbeiten und wandte sich Persien zu“ (S. 111) oder: Agesilaos ist der reaktionäre Vertreter einer Politik von „Blut und Eisen, die Recht oder Unrecht einer jeden Aktion lediglich nach dem Vorteil des Vaterlandes bemißt“ (S. 113); der Konservative und Agrarier Xenophon, der in der Schule des Agesilaos Militarist geworden, preist eine gutausgerüstete Armee, die in „schimmernder Wehr“ an Freundesseite tritt, usw. Über den Wert solcher Schlagworte, und gar übermoderner, kann man streiten; wenn z. B. der Sizilianer Ciccotti, seines Zeichens Monist, Sozialist und Deutschenfresser, in einer im Deutschland der revolutionären Nachkriegszeit erschienenen Griechischen

Geschichte in bezug auf die Schreckenherrschaft der Dreißig den Satz prägt: „In Athen selbst folgte der weiße Terror auf die Niederlage der Demokratie", so ist diese allerneueste Marke ein blutleeres Schlagwort, das erst durch den vorausgegangenen, vom Verfasser verschwiegenen „roten Terror", durch den er ausgelöst ist, Farbe und Leben gewinnt.

Alle diese auf die Kante gestellten halb- und ganzrichtigen Teilbeobachtungen hätten viel mehr Relief bekommen, wenn auch bei den einzelnen Persönlichkeiten ihre Stellung zu Krieg und Frieden und zu den großen nationalen und internationalen Problemen aus ihrem Berufe, ihrer ganzen Vergangenheit, ihrer Bildung und ihrer gesamten Weltanschauung mehr herausgearbeitet worden wäre. Wenn z. B. S. 99 f. Aristophanes als der große Vertreter des Friedensgedankens schlechthin („The great proponent of peace") geschildert wird, so wissen wir heute seit Kaibel u. a., daß es verkehrt ist, den großen Komiker deswegen als überzeugten Pazifisten auszurufen, weil er gegen die kriegstreibenden, weil profitgierigen, ehrgeizigen und erpresserischen Demagogen, gegen die Berufssoldaten, die Munitionsfabrikanten, die Wucherer und sonstigen Kriegsgewinnler immer und immer wieder loszieht: wie Kratinos gegen das damalige Haupt der demokratischen Partei, Perikles, so ist er gegen dessen Nachfolger Kleon als Komödiendichter ohne weiteres in naturgemäßer heftiger Opposition, die allerdings noch durch persönlichen Haß verstärkt sein mochte; daß er zudem bei seinen aristokratischen und panhellenischen Grundanschauungen für den Wahnsinn des selbstzerfleischenden Bürgerkriegs nichts übrig hat, ist begreiflich. Ebenso ist die Rolle, die Isokrates als Fortführer der großgriechischen kimonischen Traditionen spielt, aus seinem ganzen Wesen und Werden heraus zu verstehen. Wie Wendland und besonders Pöhlmann, der bezeichnenderweise im ganzen Buche nie zitiert wird, in seiner Monographie „Isokrates und das Problem der Demokratie" gezeigt hat, ist die ganze antidemokratische Kampfstellung dieses Sophisten, mit seiner romantischen Flucht aus dem Elend des Klassenkampfstaates seiner Zeit in die Utopie der oligarchischen Demokratie der πάτριος πολιτεία nach rückwärts und mit seinem vorausschauenden Ideal des hellenistischen Gottesgnadenkönigtums nach vorne, so sehr ein Exponent des Fühlens gerade der Besten seiner Zeit, daß seine Stellungnahme zu Krieg und Frieden geradezu ausschlaggebend dadurch beeinflußt werden mußte. Die schlagartig abrollenden Gewitter von Revolutionen und Gegenaktionen, die der langen Sturmnacht des unseligen 30jährigen Krieges in Athen folgten, bedeuteten — das wurde mehr und mehr klar — nach außen und innen das langsam heraufziehende Ende. Das Verschwinden der Bürgerwehren und ihr Ersatz durch die bewaffneten Proletarier, die Söldnerheere des 4. Jahrh., deren innere Desorganisation die Fachschrift des Aineias Taktikos mit ihrem raffiniert ausgeklügelten Schutzsystem gegen gewaltsamen Umsturz so recht grell beleuchtet, verriet ebenso wie die Schutzklauseln in den Bündnisverträgen dieser Zeit gegen den inneren Feind (z. B. v. Scala, Bündnisvertr. S. 169 u. ö.) eine derartige Erkrankung des gesellschaftlichen Organismus, daß die Aktionsfähigkeit des Klassenkampfstaates nach außen immer mehr schwinden mußte. Es liegt nur im Zuge seiner ganzen Ideen und der dadurch bedingten Frontstellung, wenn Isokrates gegen die aktivistische Kriegspolitik der Demagogen wie Demosthenes scharf Stellung nimmt; bedeutete doch die Aufrichtung des zweiten Seebundes erst materiell und geistig die Vorbedingung für die Wiederherstellung der Demokratie in ihrer radikalen, zur schließlichen Selbstvernichtung unweigerlich führenden Form. Wie konnte er für die Kriegs- und Expansionspolitik dieser Ochlokratie eintreten, die nach außen durch die Vergewaltigung ihrer Bundesgenossen und ihre korrupte Verwaltung das Idealbild der Demokratie genau so beschmutzt hatte wie durch ihr Tagegelderwesen und ihre Bestechungspolitik im Innern!

Wie hier, so fehlt es auch sonst vielfach an einer farbigen Ausmalung der skizzenhaften Umrisse, die im historischen Teil einer vorläufig nur im Manuskript vorliegenden griechischen Geschichte von Botsford folgen. Immerhin, fürs erste wird dieser nüchterne und klare Überblick mit Nutzen gelesen werden können.

München. Johannes B. Hofmann.

J. Bick, Die Schreiber der Wiener griechischen Handschriften. (Museion, Abhandlungen I.) Wien, Prag, Leipzig 1920. Mit 52 Tafeln. (Nur in 200 Exemplaren gedruckt.) Subskriptionspreis 600 M.

Die Leiter der Wiener Nationalbibliothek haben trotz der Ungunst der Zeiten Mut und Geld gefunden zu einem großartig angelegten Unternehmen: Museion, Veröffentlichungen der Nationalbibliothek in Wien. J. Bick eröffnet den ersten Band der Abhandlungen durch ein Prachtwerk über die Schreiber der griechischen

Hss, wofür ich ihn des Dankes aller Beteiligten nicht erst zu versichern brauche.

Namen von Schreibern finden sich manchmal am Schlusse griechischer Urkunden gegen Ende des Altertums und im MA; aber das sind meistens die der Notare, welche die Urkunde beglaubigen, seltener von Schreibern der Urkunde. Manchmal beginnt dieser Vermerk mit ἐτελειώθη oder ἐγράφη, wie regelmäßig die Subskriptionen der mittelalterlichen Hss, die, wie ich vermute (s. Wessely, Stud. z. Paläogr. 17, 1916/18, S. 8) sich daraus entwickelt haben. Auf diese Vorgeschichte läßt sich der Verf. nicht ein; er ordnet seinen Stoff in folgender Weise: I. Die Schreiber (bis 1500), von welchen Schriftproben noch nicht vorhanden sind, II. Die Schreiber (bis 1500), von welchen Schriftproben bereits vorhanden sind, II. Anhang: 1. Die Schreiber des 16. Jahrh., 2. Nichtautographe oder unrichtig gelesene Unterschriften; folgen sechs Indices und die Tafeln. Vielleicht wäre es übersichtlicher gewesen, diese drei Abteilungen zu einer großen chronologisch geordneten Liste zusammenzufassen, aber natürlich jede Abteilung durch ein besonderes Zeichen zu unterscheiden; dann hätte der fünfte Index (S. 123) wegfallen können. Wenn der Verf. dann seine Arbeit noch weiter ausdehnen wollte, so konnte er sogar die übrigen Wiener Hss mit Datum ohne Schreibernamen mit einfügen; doch das wäre natürlich wieder noch eine große Arbeit geworden. Die 52 Tafeln sind vorzüglich ausgeführt, wie die der Palaeographical Society, denen sie durchaus nicht nachstehen; sie geben eine Schriftprobe der Hs, nicht immer der Unterschrift des Schreibers.

Der Verf. des Textes hat seine Arbeit mit großer Sorgfalt vorbereitet und natürlich vor den Originalen ausgeführt. Alle Mittel, die Zeit und die Provenienz zu bestimmen, werden in vollem Umfang angewendet, namentlich der abendländische oder orientalische Einband und die Wasserzeichen der Papierhandschriften; die kryptographischen Noten und Monokondylien sind aufgelöst. Wo es möglich ist, wird auch die Zeit durch die alten Kataloge bestimmt, in der die Hs Eigentum der Wiener Bibliothek wurde.

Die gelehrte ältere Literatur wird sorgfältig herangezogen; Vogel-Gardthausen, Griech. Schreiber, wird oft zitiert; aber an vielleicht 14—15 Stellen wird in diesem Buch der benannte Schreiber genannt, ohne daß Bick einen Hinweis aufgenommen hätte; dort wird auch S. 352 Nikolaos ὁ Μελαγχρηνός erwähnt (bei Bick No. 175), dessen Zeit sich bestimmen läßt durch den c. Vat.-Palat. 256 vom Jahre 1449 s. Lambros N. Ἑλληνομν. 4, 1907, 308—9; auf dieselbe Zeitschrift 12, 1915, 244 war auch zu verweisen bei dem interessanten (armenisch-) griechischen Evangeliar des Herrn N. Th. Dumba in Wien, der einzigen griechischen Hs des Mittelalters mit einer nationalen Ära. Auch beim Andreas Darmarius (No. 95—101) hätte die umfangreiche neuere Literatur wohl etwas vollständiger angeführt werden können. Der Kopist Angelos Konstantinos (No. 114—15) wird richtig in die erste Hälfte des 16. Jahrh. gesetzt; aber ich vermisse einen Hinweis auf eine datierte seiner Hss vom Jahre 1523.

Als Schreiber des c. 43 vom Jahre 1495 wird Ἰωάννης ὁ ἐκ Πάτρας in Venedig genannt, den wir sonst nicht kennen. Allein die Kopfleisten, die Initialen und die Schrift, meint der Verf., erinnern stark an die von Johannes Rhosos (1447—1497) geschriebenen Codices; dessen Faks. S. 76. Ich glaube, er hat vollständig Recht; beide Schreiber rechnen nach christlichen Jahren, beide arbeiten in Venedig; ihre Schrift ist sehr ähnlich, das große T (Museion 1, XLI) wiederholt sich fast genau bei Sabas Specim. palaeogr. vom Jahre 1487. Es bleibt also nur noch zu erklären, weshalb der Schreiber des c. Vindob. sich ὁ ἐκ Πάτρας, Joh. Rhosos dagegen ἐκ Κρήτης nennt; aber bei No. 7 haben wir etwas Ähnliches; sein Schreiber heißt Κωνσταντῖνος Ταρσίτης ὁ ἐξ Ἀθηνῶν ἐν Κρήτῃ γεγονώς. Ehe Johannes Rhosos aus Kreta nach Italien übersiedelte, mag er einige Zeit in Patras gelebt haben.

Zweifelhaft bleibt manchmal, ob ein kurzes Gebet wie ὦ Χριστὲ βοήθησον τῷ σῷ δούλῳ N. N. sich auf den Schreiber oder nur auf einen Leser bezieht, wenn man nicht bestimmen kann, ob dieses Gebet von der Hand des eigentlichen Textes geschrieben ist. No. 16 vom Jahre 1216 ist geschrieben von der Hand Νικηφόρου ἁμαρτωλοῦ τάχα corr. zu ταχυγράφου; Bick sowohl wie Montfaucon P.G. 66 halten diese Korrektur für richtig; allein im Jahre 1286 gab es keine Tachygraphen mehr, wenn auch der Name noch vorkam; τάχα ist der übliche Ausdruck und heißt hier „wohl, vielleicht".

Doch das sind alles Kleinigkeiten, die dem Wert des Ganzen natürlich keinen Eintrag tun. Wir scheiden von dem Werke mit Dank und dem Wunsche, daß bald auch andere Bibliotheken dem Beispiele der Wiener folgen werden.

Leipzig. Victor Gardthausen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Mitteilungen aus der historischen Literatur. IX, 1/2.

(1) **Fr. Geyer**, Literatur zur Geschichte des Altertums, bespricht Fabricius, Der bildende Wert des Altertums (fördert die Hauptaufgabe alles Unterrichts: das Verlangen nach Wahrheit wachzurufen); Preller, Das Altertum (entwickelt besonders die Bedeutung des Hellenismus und den Einfluß der antiken Kultur auf das frühe Mittelalter); Birt, Charakterbilder Spätroms (fördert das Verständnis des Mittelalters); Friedländer, Sittengeschichte, 9. A. von Wissowa (überall gebessert); Geffcken, Das Christentum im Kampfe mit der griechisch-römischen Welt, 3. A. (wertvolle Belehrung); v. Wilamowitz-Moellendorff, Platon, 2. A. (vortrefflich, besonders da Bd. I allgemeinverständlich geschrieben ist); Schubart, Papyruskunde (wohlgelungen); Dittenberger, Sylloge III und IV 1, 3. A. (reichhaltige, übersichtliche Sammlung).

Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Römische Abteilung. XXXIV.

(1) **F. Behn**, Die Schiffe der Etrusker. Die Abbildungen ergeben, daß dem etruskischen Schiffe die Ramme ursprünglich fremd war. Die meisten Schiffe sind durch Ruder beweglich. Das Steuer hat ein breites, ausgezacktes Blatt. Der Typ ist schon in der Flotte Sanheribs erkennbar; später war griechischer Einfluß wirksam. — (17) **G. Lippold**, Das Petersburger Niobidenrelief. Die Wiederherstellung verlangt eine Reihe von abwechselnd breiten und schmalen Feldern; das Werk kann also nicht auf den Schmuck der Thronschranken des olympischen Zeus zurückgeführt werden. — (24) **H. Krieger**, Dekorative Wandgemälde aus dem 2. Jahrb. n. Chr. Mit 3 Taf. Wände der Villa Negroni in Rom, 1777 entdeckt; Wände der Villa Hadrians, die 123—134 erbaut wurde. Wandgemälde des Nasoniergrabes, Wandmalereien in Ostia, wahrscheinlich unter Severus entstanden, u. a. — (53) **G. Rodenwaldt**, Zu den Niobiden. Die Gruppe ist wahrscheinlich um 340 in Kleinasien entstanden; eine hellenistische Umschöpfung ist die Niobide Chiaramonti. — (74) **E. Täubler**, Attis auf dem Cameo de la Sainte Chapelle. Die neben Livia kauernde Gestalt ist nicht der Partherkönig Vonones, sondern Attis; Livia ist als Kybele dargestellt. — (82) **V. Müller**, Statuette der Kybele in Wien, Estensische Sammlung, Marmorfigur des 2. Jahrb. v. Chr. — (107) **M. Mayer**, Ikonographisches. Caesius Bassus, Porträtdarstellung auf einem Silberteller, kenntlich an dem Daumenspiel, auf welches Persius Sat. VI 5 hindeutet. Bei Quint. X I, 96 ist zu lesen: Caesius Bassus quem nuper sepelivimus, longe praecedentem ingenia viventium. Er soll 79 beim Ausbruche des Vesuv umgekommen sein. — (115) **C. Robert**, Nachtrag zu Bd. XXXIII, S. 31 ff. Kassandra und Aias mit dem Palladion. Medeia auf einem pompejanischen Gemälde.

Revue archéologique. XIII, Avril-Juin.

(1) **J. Bratianu**, Les fouilles de Curtea de Argesh (Roumanie): man fand das St. Denis der ältesten Woiwoden der Walachei, 14 Gräber mit Skeletten und Schmuck. — (24) **H. Sottas**, Le thiase d'Ombos. Die vom Prinzen Joachim 1913 in Assuan erworbenen Ostraka enthalten im griechischen Text ägyptische Wörter (πορθώτης, πορεμβῆκις). — (37) **A. Joubin**, Archäologie der Languedoc-Fortsetzung. — (75) **H. Breuil**, Felseninschriften mit Figuren in Irland. — (79) **E. Vassel**, Der Widder des Baal-Hammon auf Steinen und Münzen: der Widder ist libyschen Ursprungs und ist Attribut und Symbol des Gottes.

Revue biblique. XXX, 3.

(400) **D. De Bruyne**, Notes de philologie biblique. 1. Chasma, Luc. 16, 26. Das Wort wurde im Lateinischen beibehalten, dann aber in Chaos verändert, dann umschrieben durch Hiatus terrae und latinisiert in Chaum; Hieronymus stellte Chasma wieder her. 2. Argarizim, II. Macc. 5, 23. Die Vulgata hat Garizim, Lucifer von Cagliari zitiert die Stelle und schreibt In argarizin; vielleicht liegt ἀργαρίζειν zugrunde. 3. Ἐκ τῶν ὀμμάτων, II. Macc. 9, 9. Die alte Übersetzung De oculis spricht für diese Lesart gegenüber der Überlieferung Ἐκ τῶν τοῦ σώματος ὀφθαλμῶν und Ἐκ τοῦ σώματος. 4. Ἐγκλείειν II. Macc. 5, 8 und andere Zusammensetzungen wie κατακλείειν scheinen Umschreibungen für Todesstrafe zu sein.

Westfalen. XI. 1.

(1) **Fr. Langewiesche**, Die Angaben des Ptolemäus über das freie Germanien. Die Angaben sind genau bis auf einen Fehler über Leiden, das er zu weit nördlich und östlich legte; danach sind die Angaben über die von dort ausgehenden Straßen zu berichtigen. „Siatutanda" ist Utende an der Saterems im Saterlande, „Tulifurdon" ist Verden, „Askalingion" Essel, „Tulisurgion" ist Schreibfehler für „Tutiburgion", Teutoburg = Döteberg bei Hannover, im 12. Jahrh. Thiutebergen genannt. Dies ist also die Teutoburg, nach der Bischof Ferdinand von Fürstenberg 1671 den Teutoburger Wald benannte, nicht die Grotenburg bei Detmold.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. XXXI, 3.

(335) **J. Schnetz**, Zur Beschreibung des Alamannenlandes beim Geographen von Ravenna. 1. Bodungo. Lesefehler für Bodumo, was die älteste Form des Ortsnamens Bodman gewesen sein muß. 2. Rugium, Lesefehler für Brugium, Brücke, zwischen Konstanz und Bodman. 3. Rizinis, verlesen für Risenburg, eine Volksburg, die durch Strauchverhau, Reisig geschützt war, jetzt Flurname in der badischen Gemeinde Dauchingen. 4. Der Gote Athanarid, auf den sich der Ravennate beruft, ist noch als Gote aus Namen und Namensformen erkennbar; da das Land zwischen Garonne und Loire nach ihm als Guasconia bezeichnet wird, so muß er nach 638 geschrieben haben.

Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft. XX, 3.

(97) **E. Diehl**, Zur Textgeschichte des lateinischen Paulus. Alle Überlieferungen gehen auf einen einheitlichen Typus (d) zurück. — (113) **W. Mundle**, Die Stephanusrede Ap. G. c. 7 eine Märtyrerapologie. Der Verf. will den Prozeß eines Märtyrers schildern. — (147) **H. Windisch**, Englisch-amerikanische Literatur zum N. T. 1914—20. II. — (165) **G. Goetz**, Zwei Beiträge zur synoptischen Quellenforschung. 1. Die rabbinische Vorlage von Matth. 16, 18. 2. Der Sonderbericht über die Feier des Abendmahls in Bethanien in außerkanonischer Überlieferung. — (171) **H. L.**, Eine Synagogen-Inschrift aus Jerusalem. Die Epistula Apostolorum, eine bedeutsame Urkunde der apokryphen Offenbarungsliteratur.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Acts of the Apostles, ed. by J. Foakes Jackson and Kirsopp Lake. I: *Rev. bibl.* XXX 3 S. 453. Ergebnisreich. *E. Jacquier.*

Aristoteles, Meteorologicorum libri IV. Rec. H. Fobes: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 156. Wertvoll, mit vorzüglichem Index. *Sudhoff.*

Baehrens, A., Überlieferung und Textgeschichte der lateinisch erhaltenen Origenes-Homilien: *Rev. bibl.* XXX 3 S. 449. Eingehende Prüfung von 250 Handschriften. *G. Bardy.*

Diels, H., Italienische Forschung zur antiken Philosophie: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 111. Dankenswerte Belehrung über E. Bignone und seine Schriften über Empedokles und Epikur. *Günther.*

Enriques, F., La relatività del movimento nell' antica Grecia: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 121. Beachtenswert. *Wieleitner.*

Gurlitt, L., Erotica Plautina: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 157. Eingehend und ergebnisreich. *Sudhoff.*

Kantorowicz, H., Einführung in die Textkritik: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 109. Geistvoll und belehrend. *Günther.*

Kieck, J., und **Armbruster, L.**, Die Bienenkunde des Altertums. VI. Varro und Vergil: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 140. Dankenswert. *Stadler.*

Kossina, G., Die deutsche Vorgeschichte. 3. Auflage: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 151. In der Gegenwart besonders willkommen. *Sudhoff.*

Kostrzewski, J., Die ostgermanische Kultur: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 151. Umfassende Zusammenstellung. *Sudhoff.*

Meyer, M., Juristische Papyri: *The Journ. of Egypt Arch.* VII 1/2 S. 112. Ausgezeichnet. *J. Bell.*

Neuburger, M., Die Medizin und Flavius Josephus: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 153. Inhaltsreich und gemeinverständlich. *Sudhoff.*

Ninck, M., Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 110. Reichhaltig und belehrend. *Günther.*

Oppeln-Bronikowski, Die Technik des Altertums: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 140. Reichhaltige Zusammenstellung. *J. Wittmann.*

Schiller, W., Das Hungerödem bei Hesiod: *Mitt. z. Gesch d. Med.* XX 3/4 S. 154. Eine Vermutung. *H. Schelenz.*

Schipper, J., Ein neuer Text der Gynaecia des Vindician: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 155. Verdienstlich. *Diepgen.*

Schulz, W., Das germanische Haus: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 151. Brauchbare Zusammenstellung. *Sudhoff.*

Stemplinger, E. und **Lamer, H.**, Deutschtum und Antike: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 157. Wohlgelungen. *Sudhoff.*

Vorberg, G., Die Erotik der Antike: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 154. Umfassend und übersichtlich. *Sudhoff.*

Wiegand, Th., Die antike Kultur der Sinaihalbinsel: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 156. Verdienstliche Verwertung der neuesten Funde. *H. Zeiß.*

Wilke, G., Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 151. Verdienstlich. *Sudhoff.*

Zenetti, P., Über den 'Periplus' des erythraeischen Meeres: *Mitt. z. Gesch. d. Med.* XX 3/4 S. 133. Gründlich und umfassend. *Günther.*

Mitteilungen.

Die Zeit des byzantinischen Malers Eulalios.

In meiner „Apostelkirche" habe ich die Beschreibung bekannt gemacht, die Nikolaos Mesarites um das Jahr 1200 von dem Mosaikenschmuck der kaiserlichen Gruftkirche entworfen hat. Damals und in einer späteren Arbeit „Die alten Mosaiken der Apostelkirche und der Hagia Sophia" (1912) habe ich nachzuweisen versucht, daß der Mosaikenzyklus als Ganzes dem Zeitalter Justinians angehört, wenn auch im Laufe der Zeiten Änderungen vorgenommen wurden, die an einigen Stellen zu erkennen, in allen ihren Einzelheiten aber nicht mehr genau festzustellen sind. Der Maler hieß Eulalios. Mesarites hat den Namen in seiner Ekphrasis nicht genannt, aber er steht am Rande der Hs zu der Beschreibung des Bildes von den Frauen am Grabe, auf dem der Maler sich selbst dargestellt hatte. Später sind dann von andern Gelehrten und von mir noch andere Zeugnisse beigebracht worden, die den Namen Eulalios außer Zweifel stellen.

Weil der Mosaikenzyklus der Apostelkirche in seiner Gesamtheit dem Zeitalter Justinians angehört, habe ich den Maler Eulalios dem 6. Jahrh. zugewiesen; es freut mich, daß Wulff (Altchristliche und byzantinische Kunst II 434 ff. 449) mir in allem Wesentlichen zugestimmt hat. Eine andere Ansicht über die Zeit des Eulalios hat N. A. Bees in mehreren Aufsätzen „Kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Eulalios-Frage und den Mosaik-

schmuck der Apostelkirche zu Konstantinopel“ vertreten, die zuerst im Repertorium für Kunstwissenschaft, dann auch separat erschienen sind (Berlin 1917). Eine vorläufige Notiz von Bees in der Βυζαντίς 2 (1912) 467 und 618 habe ich schon in der Byz. Zeitschr. 22 (1913) 623 kurz abgelehnt, muß aber nochmals darauf zurückkommen, damit der Irrtum nicht länger ohne Nachprüfung bleibt und Schaden anrichtet (vgl. die Besprechung in dieser Wochenschrift No. 12 Sp. 278 f.).

Bees ist der Ansicht, daß der Maler Eulalios nicht dem 6., sondern dem 12. Jahrh. angehörte, und daß er nicht der Schöpfer des ursprünglichen Mosaikenschmuckes der Apostelkirche war, sondern nur der Erneuerer; sichere Werke des Eulalios wären von den Mosaiken dieser Kirche das Pantokratorbild in der mittleren Kuppel, das in einem Epigramm des Kallistos Xanthopoulos (um 1300) ausdrücklich als seine Schöpfung bezeichnet wird, und das Bild von den Frauen am Grabe, auf dem er sich selbst porträtiert hatte; auch von den übrigen Bildern könnten noch einige von ihm stammen. Den Beweis sieht Bees in vier kleinen Gedichten, die vielleicht von Theodoros Prodromos verfaßt sind, jedenfalls dem 12. Jahrh. angehören, ed. Miller, Annuaire de l'Association 17 (1883) 32 f. Die Gedichte beziehen sich auf ein berühmtes Bild des Eulalios, der ausdrücklich in ihnen genannt wird. In der Hs geht die Bemerkung voraus: Οὗτοι οἱ στίχοι ἐγένοντο εἰς τὸν χαιρετισμὸν τὸν ἐν τῷ ναῷ τοῦ πανσεβάστου ἐκείνου πρωτοσεβάστορος, τοῦ υἱοῦ σεβαστοκράτορος Ἰσαακίου. Bees weist zuerst ausführlich nach, was nicht zweifelhaft war und schon bei Du Cange steht, daß χαιρετισμός die Verkündigung bedeutet, und schließt dann S. 10: „Daher erlauben, uns die obigen Ausführungen mit absoluter Sicherheit zu sagen, daß das von Eulalios in der Kirche des Komneniden angefertigte Bild die Verkündigung unserer lieben Frauen darstellte.“ Gegen dieses dialektische Kunststück muß man Einspruch erheben, damit nicht Kunsthistoriker, die keine Philologen sind, darauf hereinfallen. Bewiesen hat Bees nur, was nicht zweifelhaft war, daß das in den Gedichten gefeierte Bild die Verkündigung darstellte, ferner, daß Eulalios dieses Bild gemalt hat, was im vierten Gedicht ausdrücklich steht, und außerdem, was die Überschrift sagt, daß dieses Bild sich zur Zeit des Dichters in der Kirche des Sohnes des Sebastokrator Isaakios befand. Aber durch nichts ist bewiesen, daß es sich um ein von Eulalios in jener Kirche angefertigtes Bild handelt, oder, um noch deutlicher zu sein, daß Eulalios jemals die Kirche betreten hat, in der sich das Bild befand. Für die Zeit des Eulalios ist es vielmehr entscheidend, ob das Bild ein Tafelbild oder ob es ein Bild war, das in Fresko oder in Mosaik auf die Wand der Kirche gemalt war. War es ein Tafelbild, so ist nichts bewiesen als die einfache und keineswegs merkwürdige Tatsache, daß noch im 12. Jahrh. ein Werk des großen alten Meisters erhalten war und bewundert wurde; wir wissen ja aus einem Gedichte des Xanthopoulos, daß es zu seiner Zeit auch noch ein Bild des Erzengels Michael von dem κλεινὸς Eulalios gab; war es aber ein Wandbild, so müßte man beweisen können, daß die Kirche erst im 12. Jahrh. gebaut wurde.

Über die erste dieser entscheidenden Fragen geht Bees mit einem einzigen Satze hinweg: „Es war wohl (!) kein Tafelbild, sondern ein Wandbild.“ Und ohne den leisesten Versuch einer Beweisführung fährt er fort: „Nun (!) fragt es sich, ob dieses Bild von Eulalios mit Farben oder mit Mosaiken angefertigt wurde. Die von den diesbezüglichen Epigrammen gebotenen Anhaltspunkte sprechen mehr für die erste Ansicht. Jedoch ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich um ein Mosaikbild handelte, da der Gebrauch der Worte in ihrer eigentlichen Bedeutung in keiner literarischen Gattung so stark vernachlässigt wird als in der byzantinischen Dichtung.“ Das trifft alles nicht den Kern der Sache. Die Worte der Überschrift: εἰς τὸν χαιρετισμὸν τὸν ἐν τῷ ναῷ τοῦ.... πρωτοσεβάστορος heißen nichts anderes als: „Auf die Verkündigung in der Kirche des .... Protosebastor.“ Daß das Bild in Farben und nicht in Mosaiken ausgeführt war, scheint Bees selbst empfunden zu haben; der Wortlaut beseitigt auch jeden Zweifel, denn II 3 βάψας τὸ γραφίδιον (den Pinsel eintauchend) εἰς τὴν αὔλίαν, III 3 καί τι πνοῆς ἔσταξας εἰς τὴν γραφίδα (in den Pinsel hast du eingeträufelt) und IV 4 λαλοῦντά τε χρώματα συγκερανvύειν (Farben zusammenmischen) kann man von Mosaiken eben nicht sagen, die Worte gelten einem Bild, daß der Künstler mit dem Pinsel gemalt hat.

Die Frage, ob es sich um ein Tafelbild oder ein Fresko handelte, läßt sich aus dem Wortlaut der Gedichte nicht entscheiden, so erwünscht uns das auch wäre. Aber ein Vergleich mit drei anderen Gedichten desselben Verfassers macht es zum mindesten höchstwahrscheinlich, daß die Verkündigung ein Tafelbild war. Die Gedichte stehen in der gleichen Hs unter dem Titel: Εἰς τὸν ἅγιον Θεόδωρον τὸν στρατηλάτην (ed. Miller ebd. S. 46 f.). Der Stil und zum Teil der Wortlaut stimmen durchaus mit den Versen auf das Verkündigungsbild des Eulalios überein, vgl. z. B. II 4 ff.:

οὕτως ὁ γραφεὺς τὸν στρατηλάτην γράφει,
θεοῦ γὰρ εἶχε δακτύλῳ κινουμένην
τὴν χεῖρα τὴν γράψασαν αὐτὸν ἐνθάδε·
οὐκ ἂν γὰρ οὕτως εἰκονούργησε ξένως

mit den Versen auf das Bild des Eulalios II 1 ff.:

Ἔμψυχος εἰκὼν ἀλλά πως ἔμπνους γράφῃ,
ἢ συμπαρῇς γράφοντι τῷ γράψαντί σε
καί τι πνοῆς ἔσταξας εἰς τὴν γραφίδα
καὶ ζῶσα γράφῃ, ζῇς γὰρ ὄντως, παρθένε.

Oder man vergleiche IV 5 ff. auf das Verkündigungsbild:

ἀλλ' ἡ περιλάλητος ἀνθρώποις κόρη
τὴν Εὐλαλικὴν ἰθύνασα γραφίδα
εὔλαλον· οὕτω καὶ τὸ χρῶμα δεικνύει

mit den Versen auf das Bild des Stratelates III 6 ff.:

οἶμαι θεοῦ δάκτυλος ἐγγέγραφέ σε,
ἢ ζωγραφοῦντι συμπαρῆν τῷ ζωγράφῳ
πρὸς τὸ πνοῶδες ἰθύνων τὴν γραφίδα,
ὡς καὶ δοκεῖν ἔμπνουν σε κραδαίνειν δόρυ.

Nun war das Bild des Stratelaten sicher ein Tafelbild, kein Wandbild, vgl. I 1:

Ἔχει σε π ί ν α ξ, ἀλλ' ἔχει καὶ καρδία,

und I 10:

καὶ τὸν π ί ν α κ α τῆς γραφῆς σου λαμπρύνει.

Daher spricht bei der Ähnlichkeit der Gedichte die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch das Verkündigungsbild des Eulalios kein Fresko, sondern ein Tafelbild war. Die Gedichte können also zur Bestimmung der Zeit des Eulalios nicht verwendet werden.

In dem Glauben aber, daß die Verkündigung wohl kein Tafelbild, sondern ein Wandbild gewesen wäre, bemüht sich Bees dann zu beweisen, daß die Kirche, in der das Bild sich befand, eine Schöpfung des 12. Jahrh. war. Obwohl das für die Eulalios-Frage jetzt ohne Bedeutung ist, will ich doch kurz darauf eingehen. Die Kirche gehörte nach der Überschrift der Gedichte dem πανσέβαστος πρωτοσεβάστωρ, dem Sohne des σεβαστοκράτωρ Ἰσαάκιος. Bees hatte in seinem ersten Aufsatz angenommen, daß es sich sicher um den πανσεβαστὸς σεβαστὸς Adrianos, den Sohn des Sebastokrator Isaakios, des Bruders des Kaisers Alexios Komnenos, handle, der Erzbischof von Bulgarien wurde und als Mönch Johannes hieß. Auch jetzt behandelt er ausführlich den Lebenslauf dieses Mannes, und wenn sich bei der Undeutlichkeit und Lückenhaftigkeit der Quellen auch kein sicherer Beweis führen läßt, daß gerade er in der Überschrift der Gedichte gemeint ist, so spricht doch für ihn eine größere Wahrscheinlichkeit als für alle anderen Personen, die als Söhne eines Sebastokrator Isaakios in Betracht kommen könnten. Denn daß der Erzbischof sowohl als Weltmann wie als Kleriker den Titel πανσεβαστὸς σεβαστός trug, der Inhaber jener Kirche aber πανσεβαστὸς σεβαστοκράτωρ war, schließt die Identität nicht sicher aus, weil wir die Zeit der Gedichte nicht kennen und nicht wissen, ob nicht inzwischen vielleicht Adrianos vom σεβαστός zum σεβαστοκράτωρ befördert wurde. Aber Bees gibt jetzt seine frühere Ansicht auf, denn „die Quellen berichten nicht, daß Sebastos Adrianos als Weltmann oder Mönch eine Kirche irgendwo errichten ließ. Deshalb (!) möchte ich den von der fraglichen Überschrift angedeuteten Sohn des Sebastokrators sicherer mit einer anderen Person identifizieren.“ Bees weist dann auf zwei Gedichte hin, die Lampros aus Cod. Marc. gr. 524 veröffentlicht hat, Νέος Ἑλληνομνήμων 8 (1911) 19—21. Das eine Gedicht ist betitelt: Ἐπὶ τοῖς εἰκονίσμασι τοῦ πρωτοσεβαστοῦ καὶ μεγάλου δουκὸς κυροῦ Ἰωάννου τοῦ Κομνηνοῦ καὶ τῆς πρωτοσεβαστῆς ἐν τῇ μονῇ τοῦ Εὐεργέτου. Aus dem Gedicht ergibt sich, daß dieser Johannes Komnenos, παῖς σεβαστοκρατόρων, ein Kloster τοῦ Εὐεργέτου erbaut hat. Das zweite Gedicht Ἐπὶ τῷ μοναχικῷ εἰκονίσματι τοῦ αὐτοῦ πρωτοσεβαστοῦ ist seine Grabschrift, er war im Kloster als Mönch gestorben und begraben. Auf den mißglückten Versuch von Bees, diesen Johannes Komnenos mit einer bei den Historikern genannten Persönlichkeit zu identifizieren, gehe ich nicht ein, weil sich für die Frage, ob dieser Protosebastos und Megasdux Johannes mit jenem πανσεβαστὸς Protosebastor, dem Sohne des Sebastokrator Isaakios, identisch ist, aus den historischen Quellen nichts ergibt. Bees hält sie für identisch, weil er glaubt, daß das Bild ein Wandbild war, und deshalb eine Persönlichkeit braucht, die im 12. Jahrh. eine Kirche erbaut hat. Aber die Widerlegung ist so einfach, daß Bees sie ohne Vorurteil sich selbst hätte geben können. Der Besitzer der Kirche und Johannes Komnenos haben nichts miteinander gemein, als daß sie beide Söhne von Sebastokratores waren, wie es deren damals viele gab; für Johannes ergibt sich das aus Vs. 10 des ersten Gedichts. Aber der Erbauer des Euergetesklosters war πρωτοσεβαστός und Megasdux, als er seinen Neubau begann, und als er gestorben war, hieß er ebenfalls noch II 3 πρωτοσεβαστὸς δοὺξ μέγας Ἰωάννης, der Besitzer der Kirche dagegen, in der das Bild des Eulalios sich befand, war πανσεβαστὸς πρωτοσεβάστωρ und nicht Megasdux.

So fällt die Hypothese, auf die Bees' ganze Arbeit aufgebaut ist, in sich zusammen und es bleiben alle früher von mir gebrachten ikonographischen Merkmale und philologischen Zeugnisse in Kraft, die es zweifellos machen, daß, abgesehen von einzelnen Erneuerungen, die Mosaiken der Apostelkirche und ihr Maler Eulalios der altbyzantinischen Zeit angehören. Ich möchte aber die Gelegenheit benutzen, um einiges Neue vorzutragen, das sich mir bei immer wiederholter Untersuchung der wichtigen Frage ergeben hat. Ich hatte schon früher auf ein anderes Gedicht des Theodoros Prodromos hingewiesen. Der Dichter bittet den Kaiser Manuel um eine Pension. Scherzend meint er, wenn er vor Hunger stürbe, so würde niemand für ihn Ersatz schaffen können, und auch wenn die Fürsten der Maler kämen, Eulalios und der berühmte Chenaros und der gefeierte Chartoularis, so würden sie dem Kaiser keinen solch netten Gelehrten hinstellen können wie ihn:

αὐτὸς ὁ Εὐλάλιος ἂν ἔλθῃ καὶ ὁ Χήναρος ἐκεῖνος
καὶ ὁ Χαρτουλάρις ὁ ἀκουστός, οἱ πρῶτοι τῶν ζωγράφων.

Von Chenaros und Chartoularis wissen wir bis jetzt aus keiner anderen Quelle etwas. Ich habe aus den Versen geschlossen, daß alle drei Maler der altbyzantinischen Zeit angehörten, Bees hat den Eindruck, daß Prodromos von Zeitgenossen spricht. Allein bei den Byzantinern des Mittelalters mit ihrer so geringen Wertschätzung der künstlerischen Eigenart hat noch weniger als anderswo in der Welt ein Künstler es bei seinen Zeitgenossen zu unbestrittener Berühmtheit gebracht. Chenaros ist ἐκεῖνος und Chartoularis ἀκουστός und alle drei sind die Fürsten der Maler, weil sie anerkannte Größen der Vergangenheit waren, wie Prodromos sie auch

sonst in ähnlichen Fällen zu zitieren pflegt. So sagt er in einem anderen Gedicht an denselben Kaiser, Rev. archéol. 25 (1873) 346 Vs. 185 ff.:

Ἔργα χειρῶν σου τεχνικῶς ἐκμελετᾶν ἐργῶδες.
τίς Πραξιτέλης ἱκανῶς τὰς νίκας σου στηλώσει,
τίς ἐγερεῖ σοι χαλκουργὸς ἀνδρείας ἀνδριάντα,
ὅσον αὐτὸς ἀνήγειρας παρὰ τῆς σῆς ἀνδρείας;
αὐτὸς καὶ πράττεις ἄριστα καὶ τελειοῖς τὰς πράξεις,
αὐτὸς αὐτὸν εἰκόνιζε καὶ γένου Πραξιτέλης.

Oder in einem dritten Gedicht an den Kaiser, ed. Miller, Recueil des hist. des crois. Hist. grecs II 745 Vs. 599:

ἀλλὰ πρὸς ταύτην τὴν γραφὴν οὐδ' Ἀπελλῆς ἀρκέσει.

Zeitgenossen erwähnt Prodromos in solchen Fällen nicht. Es heißt den klassizistischen Stil der Dichtung im Zeitalter der Komnenen verkennen, wenn man die gefeierten Dichter für Zeitgenossen halten will; klassisch war damals wie immer nur die große Kunst der Vergangenheit.

Übrigens beweist schon der Name Eulalios, daß der Maler nicht dem byzantinischen Mittelalter, sondern der altbyzantinischen Zeit angehört. Der Name ist in den ersten Jahrhunderten nicht selten, Bees zählt selbst, was Dank verdient. einige zwanzig Träger des Namens, Heiden und Christen, aus dem 3.—7. Jahrh. auf, ich könnte die Liste noch vermehren. Aber dann treffen wir keine Byzantiner dieses Namens mehr; ich wenigstens habe keinen finden können und nehme als selbstverständlich an, daß Bees ebenso eifrig danach gesucht hat wie ich. Die Tatsache hätte Bees bedenklich machen sollen; er geht aber darüber mit der irreführenden und beweislosen Behauptung hinweg, daß der Name bis heutzutage bei den Griechen gebräuchlich sei. Was die Gegenwart betrifft, so haben mir griechische Freunde das Gegenteil von Bees' Behauptung bestätigt, und in dem ausführlichen Werke von Mpoutouras über die neugriechischen Vornamen (Τὰ νεοελληνικὰ ὀνόματα ἱστορικῶς καὶ γλωσσικῶς ἑρμηνευόμενα, Athen 1912), in dem gegen 4000 Vornamen, auch alle, die antiken oder byzantinischen Ursprungs sind, aufgeführt werden, finde sich der Name Eulalios nicht. Vielleicht aber hat Bees an den neugriechischen Synaxaristes, den Heiligenkalender von Nikodemos Hagioreites (1805), gedacht. Da wird in der Tat unter dem 30. August Eulalios notiert: Μνήμη τοῦ ἁγίου ἱεράρχου Εὐλαλίου ἐν εἰρήνῃ τελεωθέντος. Aber es steht nur der Name da; kein Synaxarion findet sich dabei wie sonst bei den anerkannten Heiligen der Kirche, erst Nikodemos hat ihm, damit er doch nicht so ganz kahl dastände, ein hübsches Distichon verfaßt. Im übrigen hat er den Namen mit einem Stern versehen und damit gekennzeichnet (vgl. I S. κα' der Ausgabe von 1868), daß sich Eulalios in dem byzantinischen Synaxaristes des sog. Maurikios, das er bearbeitete, nicht fand. Seine Quelle war ein Synaxaristes des Batopediklosters auf dem Athos, dessen Alter er nicht angibt. Vom Athos stammt nach Montfaucons Ansicht auch der Cod. Paris. Coisl. 223, der unter dem 29. August die kurze Notiz enthält: Ὁ ἅγιος ἱεράρχης Εὐλάλιος ἐν εἰρήνῃ τ. Jede weitere Angabe fehlt. Diese Hs ist im Jahre 1301 von einem Meletios geschrieben; es ist die einzige sicher byzantinische Quelle, die den Eulalios unter den Männern nennt, deren Gedächtnis gefeiert werden soll. Welcher Eulalios von den verschiedenen uns bekannten altbyzantinischen Bischöfen dieses Namens gemeint ist, wird in dem Coislinianus so wenig wie in dem Synaxaristes von Batopedi gesagt. Und der Platz, den er am 29. oder 30. August zugewiesen erhalten hat, ist auch charakteristisch: gerade noch vor dem Ende des Kirchenjahres, das am 31. August schließt, hat man ihn eingefügt wie mehrere andere im byzantinischen Mittelalter ebenso unbekannte Namen, die im Synaxaristes des Nikodemos alle den Stern tragen.

Im übrigen besitzen wir von den Heiligenkalendern der offiziellen byzantinischen Kirche die ausgezeichnete Ausgabe von Delehaye, Synaxarium ecclesiae Cpolitanae etc. (1902). In allen den zahlreichen Hss, die Delehaye gefunden hat und beschreibt und die sich über das ganze byzantinische Mittelalter verteilen, kommt Eulalios nirgends vor außer in dem erwähnten Coislinianus vom Athos. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß Eulalios kein anerkannter Heiliger der byzantinischen Kirche war. Er kommt auch in keinem Menologium vor, es gibt nirgends eine Vita oder auch nur ein bescheidenes Synaxarion auf ihn. Erst der Athosmönch Meletios, der vielleicht von einem der altbyzantinischen Bischöfe des Namens Eulalios gelesen hatte, ehrte im Coislinianus an bescheidenster Stelle sein Andenken. Aber seine Verehrung hat ebensowenig wie der Synaxaristes des Nikodemos die Wirkung gehabt, den Namen populär zu machen: er ist bis heute in Vergessenheit geblieben. Es wäre ein sehr merkwürdiger Fall, wenn im 12. Jahrh. jemand auf den Einfall gekommen wäre, für ein Kind oder einen Klosterbruder diesen Namen zu wählen, der nicht im offiziellen Heiligenkalender stand und der Verehrung der Kirche nicht gewürdigt war.

Der Maler Eulalios hatte sich selbst in dem Bilde von den Frauen am Grabe porträtiert. Mesarites schreibt, nachdem er das Bild erklärt hat, daß er aufmerksam Umschau haltend auch den Maler erblicke (S. 63, 20), τὸν ταῦτα χειρὶ τῇ ἑαυτοῦ ζωγραφήσαντα, als aufrechtstehenden Wächter am Grabe des Herrn, in jenem Kleide, ἣν καὶ ζῶν καὶ ταῦτα γράφων καὶ μετὰ πάντων καὶ ἑαυτοῦ καταστοχαζόμενος ἄριστα περιέκειτο. Bees will das doppelte ταῦτα nur auf dieses eine Bild von den Frauen am Grabe beziehen. Ich halte an der Auffassung fest, daß hier der gesamte Mosaikenschmuck gemeint ist, besonders deshalb, weil Mesarites sagt, daß der Maler mit allem auch sich selbst ausgezeichnet getroffen habe. Mesarites hätte seine Leser irre geführt, wenn er dabei nur an dieses eine Bild gedacht hätte, das ihm vielleicht doch nicht ausreichenden Anlaß ge-

geben hätte, fortzufahren: „Meine Rede würde bei seinem Ruhm verweilen und mit dem vollsten Recht, wenn sie nicht die Frauen begleiten müßte.“ Jedenfalls wäre es parteiisch gewesen, wenn Mesarites nur diesen einen Maler gefeiert hätte, der selbstbewußt genug gewesen war, sich im Bilde darzustellen, obwohl er doch nur, wie Bees meint, den Mosaikenschmuck erneuerte, und zum Ruhme der anderen alten Meister nichts zu sagen gewußt hätte. Es wäre aber ferner auch schwer zu begreifen, daß Mesarites nirgends in seinem Werke von der Erneuerung des Mosaikenschmuckes durch Eulalios gesprochen hätte, der nach Bees' Ansicht doch nur wenige Jahrzehnte vor seiner Zeit gelebt hatte. Die fragmentarische Überlieferung der Ekphrasis kann das nicht erklären, denn der Abschnitt, in dem Mesarites von der Beschreibung der Lage und der Architektur der Kirche zu den Mosaiken übergeht, ist vollständig erhalten. Mesarites hat von einer umfassenden Erneuerung der Mosaiken nichts gewußt, auch z. B., wie ich früher gezeigt habe, nicht gewußt, daß das Bild des Jünglings von Naim, das Konstantinos Rhodios im 10. Jahrh. noch sah, inzwischen entfernt und durch das Bild von Jesus auf dem Meere ersetzt worden war. Er spricht immer nur von einem, von dem Maler, nicht nur an der Stelle, wo er das Selbstporträt des Künstlers erwähnt, sondern auch sonst. So liest man S. 50, 4 eben in der Beschreibung des Bildes von Jesus auf dem Meere, das sicher nicht von Eulalios stammt: καὶ γνῶθι σαφῶς διὰ τῆς τοῦ ζωγράφου χειρός, und später S. 66, 4, nachdem Mesarites gerade zuvor von dem Selbstporträt des Künstlers gesprochen hat, bei dem Bilde von der Bestechung der Kriegsknechte: τῆς τοῦ ζωγράφου λεγούσης χειρός. Nachdem er dann das Bild von den Jüngern auf dem Wege nach Galiläa beschrieben hat, geht Mesarites über zu den Bildern von der Begegnung des Thomas und Petrus mit den Worten S. 70, 18: ἡμεῖς δὲ ταῖς τοῦ ζωγράφου εἰκονοχειρουργίαις οἷον εἰπεῖν δακτυλοδεικτούμενοι ἔλθωμεν κτλ. Hier werden gleich mehrere Bilder als Werke des Malers genannt, und ebenso werden S. 77, 7 wieder die Bilder von den Jüngern auf dem See Tiberias und Jesu Erscheinung und von der Speisung der Jünger und Petri Fischzug als Werke des Malers bezeichnet: Οἱ δὲ λοιποὶ μαθηταὶ τῇ τοῦ ζωγράφου χειρὶ διακυβερνώμενοι πρὸς τὸν ἀπέναντι τῆς ἀψῖδος αἰγιαλὸν τὸ πλοῖον κατάγουσι. Man kann nicht annehmen, daß hier immer verschiedene Maler gemeint gewesen wären, Mesarites hat jedenfalls nur an einen Maler gedacht. Und gerade die zuletzt genannten sind alles Bilder, die dem Charakter der historischen Malerei der altbyzantinischen Zeit durchaus angemessen, in einem im 12. Jahrh. entstandenen monumentalen Mosaikenzyklus mit seinen durch den Festkalender bestimmten Typen aber undenkbar sind; ich brauche nur an die Mosaiken von Daphni und Hosios Loukas und S. Marco und Sizilien zu erinnern.

Nur in der großen Frühzeit der byzantinischen Kunst, im Zeitalter Justinians mit seinem hochgespannten Selbstgefühl, war es auch möglich, daß ein Künstler sich selbst in einem heiligen Bilde porträtierte, nicht mehr im Mittelalter mit seiner fest bestimmten und gebundenen Ikonographie. Dagegen wird nichts bewiesen, wenn Bees Beispiele für die bekannte Tatsache bringt, daß man auf kirchlichen Denkmälern historische Persönlichkeiten porträtierte, besonders wenn sie Stifter oder Wohltäter der betreffenden Kirchen waren. Auch ist es zu dem Porträt des Eulalios im Auferstehungsbilde noch keine Parallele, wenn in den kappadokischen Kirchen die Maler sich öfter dargestellt haben, mit dem Pinsel in der Hand auf Säulen oder in den Apsisräumen verschiedene Gegenstände malend.

Mit Veränderungen und Erneuerungen des alten Mosaikenzyklus im Laufe der Jahrhunderte müssen wir, wie ich von Anfang an betont habe, immer rechnen, bis jetzt hat sich aber so weniges ergeben, daß die Ekphrasis des Mesarites noch immer als die umfassendste und zuverlässigste literarische Quelle für die große Monumentalmalerei des justinianischen Zeitalters gelten kann.

München. A. Heisenberg.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

J. Hasebroeck, Das Signalement in den Papyrusurkunden. Berlin und Leipzig, de Gruyter. 12 M.

Tibulls Sulpicia. In deutschen Versen von E. A. F. Michaelis. Leipzig, Insel-Verlag. 4 M.

A. von Hofmann, Das Land Italien und seine Geschichte. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. 54 M.

A. Maidhof, Die unterrichtliche Verwertung der Sprachwissenschaft in der griechischen Laut- und Formenlehre, bes. auf der Unterstufe. Das Nomen. Progr. Passau, A. G. Passavia.

W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 36 M.

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. 20. Heft. Wien u. Leipzig, C. Fromme. 6 M.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.**, Haydnstraße 23 III, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ – jährl. 4 Hefte – zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft.

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 29. Oktober. 1921. №. 44.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Edgar Salin, Platon und die griechische Utopie. München und Leipzig 1921, Duncker & Humblot. VIII, 288 S. 30 M. mit Zuschlag.

Die vorliegende Schrift ist der erste Teil eines Gesamtwerkes, das die Utopien aller Zeiten umfassen soll; ihr wird die Darstellung der christlichen Utopien im zweiten, die der modernen im dritten Teile folgen; die Erörterung von Utopie und Wissenschaft bleibt einer Sonderbehandlung vorbehalten. Salin gebraucht das Wort Utopie nicht in dem Sinne, wie es seit der Utopia des Thomas Morus üblich geworden ist; vielmehr versteht er darunter die Darstellung eines „Staatsbildes ἐν λόγοις“, wie er sich ausdrückt, und unterscheidet die Utopie von dem Staatsroman: Werke, die von einem Erzähler um der Erzählung willen geschrieben einen staatlichen Stoff behandeln, sind Staatsromane; andere, die, von einem Dichter oder Weisen erschaut, von einem Forscher oder Systematiker erdacht, in Absicht oder Erwartung politischer Wirkung ein Staatsbild gestalten, sind Utopien (S. 189). Diese begriffliche Scheidung hindert ihn nicht, gelegentlich auch von einem utopistischen Staatsroman (S. 195) oder von einer im romanhaft-geschichtlichen Gewand verfaßten Utopie (S. 216) zu reden. Richtung- und maßgebend ist ihm durchgehends, wie schon im Titel angedeutet ist, die Politeia, in der Platon die Werkform geschaffen hat, die „blütenhaft organisch aus geistiger Mitte“ erwachsen, auch seinen Folgern mehr oder weniger vorbildlich geworden ist. Mit Platons Vorgängern, den uns aus der aristotelischen Politik bekannten Hippodamos von Milet und Phaleas von Chalkedon, zu beginnen, verlohnt es sich ihm nicht.

Salin gehört zu den neuesten Platonschwärmern, die ich nach ihrem Lieblingsworte Schauplatoniker (Schau, Urschau, Schauleib) nennen möchte; sie haben die Begriffsplatoniker abgelöst. Ein richtiger Gedanke liegt ihrer Auffassung der platonischen Gedankenwelt zugrunde: Platons Denktätigkeit trägt zunächst den Charakter der Intuition; wer sie beurteilen will, muß sein eigenes Denken darauf einstellen. Aber Dichter und Denker geraten auch in Widerstreit, den visionären Propheten löst der Analytiker ab, so daß er selbst über den göttlichen Wahnsinn, der ihn ergriffen, erschrecken kann und die Schwierigkeiten und Widersprüche nicht verkennt, in die er sich verwickelt. Ganz abgesehen davon, daß er in seinem langen Leben und Wirken Wandlungen durchgemach

hat, die nicht zulassen, seine Philosophie als einheitliche Offenbarung seines Geistes aufzufassen. Am wenigsten fördern wir sein Verständnis, wenn wir den „göttlichen" Platon in nicht zu überbietenden Dithyramben feiern. S. 5: „Dieser Herrscher Platon, genährt von den Säften uralter Tradition des Blutes und des Geistes, erfüllt von schöpferischer Kraft, begnadet mit ahnungsvollem Wissen der ewigen Gesetze von Welt und Staat und Mensch, getrieben vom hellenischen Willen plastischer Gestaltung, im Glauben und Wissen gehärtet und bestätigt durch den Einklang vom Keim und Welke des Sokrates, gründet und bildet sein geistig-weltliches Reich: die Politeia". Gewiß, wir glauben, daß Platon auch unserer Zeit noch Anreger und Wecker zu einer idealen Weltanschauung sein kann, und die künstlerische Wirkung seiner Persönlichkeit ist unzerstörbar; aber wir fürchten, daß solche Superlative eher hemmend wirken werden, zumal wenn sie sich in bildhafte Ausdrücke kleiden, die, statt zu klären, neue Geheimnisse schaffen. Schlichte Sachlichkeit liegt dieser Scheu vor „Banalität", die Salin mit unberechtigter Anmaßung dem Platonwerk von Wilamowitz vorwirft, ferne; aber was den Schein von Tiefsinn erwecken soll, scheint eher den Mangel an Zucht im Denken zu verhüllen. Und da Platon und Hellenentum eins sein sollen, überträgt sich diese Schwärmerei auf dieses. Wenn wir glauben die romantische Auffassung des Hellenentums überwunden zu haben, von Salin wird sie überboten. S. 120: „Es ist Hellas der einzige geschichtliche Augenblick, in dem die Ethik groß, stolz und herrisch genug war, um nur das Leben des Tages und der Sonne zu sehen und zu werten, und in dem die Politik hinreichend Freiheit, Raum und Kraft besaß, um solchen Menschen- und Staatswillen Gestalt zu leihen". Oder S. 69: „Aller große griechische Nomos ist — anders als die von keinem Glauben getriebenen, nur durch Sach- und Parteizwecke bestimmten Gesetze moderner Staaten — gefüllt und getragen von alter Tradition der Völker und von dem lebendigen Odem der großen Gesetzgeber, die in ihnen die Klammer ihrer Staatsschöpfung schufen und hinterließen." Wir können nicht alle diese Verherrlichungen hier ausschreiben; aber eins darf nicht unbeanstandet bleiben. In Salins Hellas haben die wirtschaftlichen Fragen allzeit eine untergeordnete Bedeutung gehabt, nur „krasser Unverstand hat die Herrschaft der Wirtschaft über den Geist" in die griechische Geschichte hineingedeutet (S. 15). Das Altertum kennt weder Klasse noch Klassenkampf, wird S. 18 mit einer verblüffenden Sicherheit behauptet, die nur den Nichtkenner griechischer Geschichte und Literatur täuschen kann. Robert Poehlmann muß sich die abfälligsten Urteile gefallen lassen, die freilich den Wert seiner eindringlichen Forschnngen nicht vermindern.

Doch nun zur Politeia. Die kritischen Fragen, die gerade an diesem Werke aufgeworfen worden sind, kümmern den Verf. nicht, dessen Ausführungen ich als Phantasiestück zur Politeia bezeichnen möchte. Als ihr Symbol gilt ihm die Kugel: wie diese unter den Körpern der vollkommenste ist, so die Politeia unter den Staatsbildern, alle ihre Teile sind aus der Mitte erzeugt, von der Mitte bestimmt; die Mitte ist das Gute, der νοῦς, der λόγος, der neue Gott. Gesetze bedarf diese πόλις nicht: der Geist, der sie durchdringt, der Geist der Gerechtigkeit fügt die Glieder zu einer vollkommenen Einheit. Die Harmonie ergibt sich aus der heiligen Dreiheit. Die Bürgerschaft teilt sich in drei — nicht Klassen, sondern Kasten, aber auch nicht in die ägyptischen Geburtskasten, sondern Wesenskasten. Der Mythus 415 a—c erzählt allerdings, daß der bildende Gott den einen Gold, den anderen Silber, den dritten Erz beigemischt habe. Das deutet auf Geburtskasten; aber die Herrscher im Staat sorgen durch die Auslese bei der Eheschließung, durch Ausstoß der Entarteten, durch Austausch unter den Kasten, daß sie sich rein erhalten; die Gerechtigkeit aber besteht darin, daß jeder nach seiner Anlage im ganzen Verwertung findet, Gleichheit in der Ungleichheit, insofern den Vorzügen die entsprechenden Pflichten gegenüberstehen: „nur der beseelte Bau kennt das schöne Glück des Eingefügt-Seins (S. 175)". Über der breiten Masse der „Werker", deren Handel und Wandel durch die σωφροσύνη, die Maßhaltung, den Gehorsam gegen die Oberen beschränkt wird, lagert die Schicht der Wächter, die mit ihrer Mannhaftigkeit die Schutzwehr bilden, darüber aber wiederum die Herrscher-Weisen oder auch nur ein einziger von ihnen; wenn S. 63 von der „ragenden Spitze des kultlichen Reiches" gesprochen wird, so hat sich die Kugel in eine Pyramide verwandelt. Das Symbol ist auch aufgegeben, wenn S. 13 f. die Politeia mit einem Tempel verglichen wird, „in dem sich alle menschlichen Gestaltungen als Säule oder Gebälk zu fügen haben, dessen Gesetz nur der Meister weiß und nur der zu erfassen, lebendig zu halten und neu zu verleiblichen be-

stimmt ist, dem priesterliche Erziehung das geistige Auge zur Schau des Wesens und zum Wissen des Wissens schärfte". So ist die Politeia ein pädagogisches Reich, eine große Erziehungsgemeinschaft, in deren Rahmen sich Ehe und Familie und jede Sonderverbindung fügen (S. 33). Das gilt freilich nur von den beiden oberen Ständen: die Gemeinschaft des Besitzes, der Familie, die Gleichstellung der Geschlechter; auf sie allein bezieht sich die so weit ausgeführte Erziehungslehre, die in der Philosophie gipfelt. Das Kugelsymbol ist zerstört, und wie der Verf. völlig unterdrückt, was Platon über die Gründung seines Staates sagt, über die ὑγιὴς πόλις (372 e), die ihren Ursprung der χρεία verdankt, also nicht der Emanation aus dem göttlichen Geist — wir lassen dahingestellt, ob hierin Gedanken des Demokritos stecken —, so vermag er auch nicht die Lehre von den Verfassungsformen in sein Rundbild zu fügen. Im Grunde sind sie Entartungen, die zum Verfalle führen, der aus inneren Gründen unmöglich sein soll. Platon selbst hat ihn, was Salin wiederum verschweigt, auf fehlerhafte Berechnung der Termine für die alljährlich stattfindenden Eheschließungen zurückgeführt (546 b), im übrigen meisterhaft in dem Sittengemälde von der fortschreitenden Entartung einer Familie im Laufe mehrerer Generationen dargestellt. Hier greifen die Platonischen Weltzeiten ein, und um die Einheitlichkeit seines Bildes nicht zu stören, kommt Salin zu dem Schlusse: innerhalb einer Periode k a n n die Politeia nur einmal ihren καιρός, ihre Verwirklichung (S. 84) finden. Der Verfall liegt also außerhalb der Kugel, die sich erst in der folgenden Periode wieder erneuert (vgl. die „Entfaltungsbetrachtung" (S. 86 f.). Ist das nicht Künstelei? Irre führt meines Erachtens auch die Bezeichnung der Politeia als Theokratie. Gewiß, Salin will damit in erster Linie auf den neuen Gott, den νοῦς, den λόγος hinweisen, der den ganzen Bau beseelt; aber die priesterliche Erziehung, von der er spricht, deutet auf Priesterherrschaft. Platon aber redet von den ἄρχοντες, von den φιλόσοφοι, nirgends gebraucht er den Ausdruck ἱερεῖς; ja die „Herrschenden" werden von den Wächtern überhaupt nicht kastenmäßig getrennt, vielmehr scheint Platon vorauszusetzen, daß sie eine Auslese aus den φύλακες sind und sich mehr durch das Alter als durch die Art von diesen unterscheiden. Damit wird freilich die bluthafte, heilige Dreizahl in Frage gestellt[1]). In den Nomoi (713 a) finden wir die beiläufige Bemerkung: χρῆν δ' εἴπερ τὸ τοιούτου τὴν πόλιν ἔδει ἐπονομάζεσθαι, τὸ τοῦ ἀληθῶς τῶν τὸν νοῦν ἐχόντων δεσπόζοντος θεοῦ ὄνομα λέγεσθαι. Aber den Staat der Gesetze bezeichnet Salin mit Recht als Nomokratie; ihm gegenüber müßte man den Staat der Politeia nicht als Theokratie, sondern eher als Nookratie kennzeichnen.

Immer und immer wieder betont der Verf. die Verwandtschaft, aber auch den Gegensatz der Politeia und der Nomoi, die als der zweitbeste Staat den Utopien zugerechnet werden. „Die Politeia durfte im Vollgefühl der zwingenden Kraft ihrer geistigen Mitte dem Stoff die fremdeste Form aufpassen und doch im Bunde mit dem Gott und im Glauben an den Gott Quell und Gewähr der Lebensfähigkeit erblicken. Die Nomoi, in denen der Nus nur im verborgenen wirkt und langsam sich durchsetzt, müssen stärker die eigene Art und Gewalt am erdhaften und menschlichen Stoff anerkennen" (S. 107). „Neben der runden Gestalt der Politeia wirken die Nomoi als ein Strahlenbündel, aber der Gott ist, wenn nicht sichtbar, so doch verwirklicht hier wie dort" (S. 72). Das Gesetzeswerk ist mit platonischem Geisteswillen ebenso durchdrungen wie die Politeia (S. 144); während aber diese von der Vollkommenheit ausgeht, zielen die Nomoi auf sie hin (S. 81). Wir müssen es dem Leser selbst überlassen, sich den verschlungenen Gedankengang des Verf. in dem Abschnitt „Die geistigen Grundlagen der Staatsgründuug" zurechtzulegen; genug, wenn wir ihm entnehmen, daß der „Erwerb der Tucht" — so übersetzt er ἀρετή — das Endziel des Staates der Nomoi ist (S. 82. 103 f.), des Staates, der in „heller Gegenständlichkeit" (S. 102) auf realem Boden gebaut wird, freilich nur für seinen καιρός, also nicht unter anderen Verhältnissen nachgeahmt werden kann. Voraussetzung ist die Auswahl

[1]) Crit. p. 112 c von Urathen: πάντα ὅσα πρέποντα ἦν τῇ κοινῇ πολιτείᾳ δι' οἰκοδομήσεων ὑπάρχειν αὐτῶν καὶ τῶν ἱερῶν, ἄνευ χρυσοῦ καὶ ἀργύρου. Hermann liest ἱερέων statt ἱερῶν. Salin (S. 271 Anm. 54) stimmt ihm zu, weil kaum anzunehmen sei, daß Platon das mythische Reich schildere, ohne die Priester zu erwähnen. In der Tat läßt Platon die Bevölkerung Urathens nur aus „Werkern" und Kriegern bestehen; charakteristisch für ihn; auch in den Nomoi sind ihm die Priester nur Diener ihres Tempels, haben keine führende Rolle, wie ja schon in der Homerischen Dichtung ἱερεῖς und μάντεις zu den δημιοεργοί zählen: Ω 221 ἢ οἱ μάντιές εἰσι θυοσκόοι ἢ ἱερῆες. Im Platonischen Staat gibt es keine Priesterkaste, keine Priesterherrschaft; hier herrschen die Philosophen.

des Ortes und der Siedler: der Zusammenhang von Staat und Werk und Mensch und Boden ist von Platon zuerst verkündet worden (S. 103). Nicht ohne Muster schuf er sein Werk: unter athenischer Führung gegründet, hatte Thurii in Charondas seinen Gesetzgeber gefunden; vor allem aber suchte er das Mittel zwischen dem spartanischen und athenischen Gemeinschaftstypus. Unbekümmert um geschichtliche Wirklichkeit feiert der Verf. Minos, Lykurgos, Solon als die vorbildlichen Gesetzgeber von Hellas. Um von Minos zu schweigen, Platon selbst hat an dem Bilde von dem altspartanischen Staate mit geschaffen, das sich das vierte Jahrhundert unter der lykurgischen Verfassung vorstellte, und die πολιτεία τῶν Ἀθηναίων hat uns belehrt, daß unter dem Namen Solons Einrichtungen gingen, die der vorsolonischen Zeit angehören; was mit Sicherheit auf Solon zurückgeführt werden kann, ist wirtschaftlicher Art. Die Gleichheit des Grundbesitzes, auf die der Staat der Nomoi gegründet ist, mag immerhin spartanisch sein, wie auch die Gemeinschaft des Lebens in den Syssitien; Platon verstärkt diese κοινωνία noch dadurch, daß er den einzelnen Bürgern den Besitz zur Nutznießung überläßt, das Eigentumsrecht aber der Gesamtheit vorbehält; jedenfalls ist die Grundlage dieser Staatsschöpfung, wie sich von selbst versteht, wirtschaftlich, ebenso auch die dem attischen Staatswesen entnommene Teilung der Bürgerschaft in vier Schatzungsklassen, mag dies der Verf. auch bestreiten. Von der Zahl der Ackerlose, 5040, gibt er selbst zu, daß sie, aus praktischen Gründen gewählt, zu den Bestimmungen gehört, die nicht „geistiger Notwendigkeit“ entspringen. Über die Verfassungsform dieses Staates spricht er sich nur in dem Satze S. 97 aus: „Es gibt in gewachsenen Aristokratien eine lange Zeit, wo die Geschlechter der Aristoi und der Demos identisch sind — Platons zweiter Staatstyp gehört durchaus hierher, und auch die lakonische Verfassung kann in ihrem Ursprung so betrachtet werden“. Das Wesentliche sind die Gesetze, und wir geben dem Verf. in diesem Punkte recht, wenn er den Nachdruck auf die Charakteristik als Nomokratie legt. Die zahlreichen Beamten dieses Staates regieren unter der Herrschaft der Gesetze, denen Verwaltung und Rechtsprechung, Ehe und Familie, Religion und Erziehung, Handel und Wandel unterworfen sind (S. 113 ff.). Der Verf. erkennt das wissenschaftliche Bedürfnis an, in den Platonischen Gesetzen die attischen und spartanischen Formen zu scheiden (S. 130); diese wissenschaftliche Arbeit überläßt er lieber andern; ihm selbst ist die „geistige Gestaltung“ das Wesentliche mit ihrem Ziele: die Erziehung zur Tucht im Gemeinschaftsleben. Da im Gesetzesstaate die wirtschaftliche Tätigkeit in der Hauptsache den Sklaven und Metöken überlassen ist, so kann sich in ihm die Erziehung auf die Gesamtheit der Bürgerschaft erstrecken und das mit einer Strenge und Härte, die es fraglich machen, ob die vom Verf. wiederholt betonte Dreiheit: Freiheit, Einsicht, Eintracht in diesem Gesetzesstaate zur harmonischen Entfaltung gelangen kann. Platon ist der Begründer des σωφρονιστήριον, der Besserungsanstalt. Es ist bezeichnend für die Auffassung des Verf., daß er diese Übersetzung als „moralingetränkt“ zurückweist und dafür „Mäßigungshaus“ empfiehlt, in dem der Häftling zum rechten Maß und zur Besonnenheit gebracht wird (S. 148). Aber wir wissen, daß σωφρονίζειν im hellenischen Alltagsleben eine recht fühlbare Bedeutung annehmen konnte, und selbst die Ehrfurcht vor dem göttlichen Platon hat seinen Gesetzesstaat nicht vor der Verleumdung schützen können, daß er ein Zuchthaus sei.

Wir räumen dem Verf. das Recht ein, nach seiner Begriffsbestimmung die Nomoi zu den Utopien zu rechnen, unterdrücken aber nicht unser Befremden, daß die Atlantis, die doch auf diese Literaturgattung vielfach anregend gewirkt hat, so gut wie übergangen ist. Mehr wohl, um der Politeia als Folie zu dienen, wird die Politik des Aristoteles in die Reihe eingestellt. „Was der Seher Platon in künstlerischem Bilde anschaulich geschaffen hatte, muß der Weise von Stageira in empirischer Betrachtung und logischen Schlüssen gedanklich entwickeln“ (S. 172). „Aristoteles, den der Eros verließ und einzig der Logos treibt, hat in seiner Scheibe nicht Platz noch Einsicht für das Kugelhafte“ (S. 166). In Wahrheit will Aristoteles kein Staatsbild, sondern eine Staatslehre geben als Ergebnis der kritischen Untersuchung dessen, was die Vorgänger über den Staat gesagt haben, und der eigenen Meinung über den Wert der einzelnen Verfassungen. Wir verzichten, auf das Einzelne einzugehen; nur eine Vermutung des Verf. soll nicht verschwiegen werden: aus der vielfachen Übereinstimmung der Politik mit den Gesetzen schließt er S. 178, daß Aristoteles bereits in der Akademie seinen Stoff gesammelt und Platon ihn zum ersten Mal in den Nomoi gestaltet hat; als der Schüler selbst die Meisterschaft gewonnen, habe er ihn

in seiner Politik zum zweitenmal festgehalten. Über Zenons Politeia weiß S. zu wenig, als daß er daraus ein stoisches Staatsbild hätte gewinnen können; die dürftigen Angaben, die darüber erhalten sind, werfen es offenbar mit dem kynischen zusammen, und das ist im wesentlichen negativ: Auflehnung gegen die bestehende Sitte und Ordnung in Staat und Gesellschaft. Was die Stoa im Laufe der Jahrhunderte über die sittlichen Aufgaben des Staates gedacht und gelehrt hat, hat das Ciceronische Staatsideal, das an letzter Stelle besprochen wird, beeinflußt; aber Cicero ist zu sehr Römer, um es nicht in dem altrömischen Staate des Scipionischen Zeitalters wiederzufinden; die Not der eigenen Zeit führte ihn zu dem Bilde des Retters, des Princeps (S. 262).

An die Stelle des Staatsideals hat schon die vorhellenistische Zeit das Fürstenideal gesetzt; insofern mag Xenophons Kyropädie in die Reihe gehören, sie eröffnet wenigstens für uns die Gattung der Staatsromane. Wenn wir von der Leibwache der Eunuchen absehen, über die sich der Verf. S. 196 entrüstet, spüren wir darin nicht viel vom Orient; das Kernvolk der Perser war schon im 5. Jahrhundert den Griechen vorbildlich; mit Ehrfurcht gestaltete Aischylos die Persönlichkeiten des Darieos und der Atossa, gewiß nicht bloß im Bewußtsein der hellenischen Überlegenheit.

Erst mit der Meropis des Theopompos gelangen wir auf das Gebiet, das uns namentlich durch die Darstellung von Erwin Rohde in seinem Griechischen Roman vertraut ist. Des Euhemeros Panchaia, die Sonneninseln des Jambulos gesellen sich zu ihr. Die Hyperboreer des Hekataios von Abdera vermissen wir nicht allzusehr; neu aber werden die Aigyptiaka desselben Abderiten hinzugefügt, wobei sich der Verf. auf den Aufsatz von K. Reinhardt, Hekataios von Abdera und Demokrit, im Hermes XLVII, 492 ff., stützt. Diodor nennt Hekataios nur einmal (c. 48, 8) unter den Geschichtschreibern Ägyptens, die unter den ersten Ptolemäern ins Land gekommen sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er ihn in seinem ersten Buche vorzugsweise benutzt hat, mindestens vom 42. Kapitel an. S. nimmt aber auch an, daß die synkretistische Götterlehre, in der die ägyptischen Götter mit den hellenischen gleichgesetzt werden, aus derselben Quelle stammen[2]; ihre rationalistische Deutung würde sie zu der des Euhemeros in eine auffallende Parallele stellen. Auf die Geschichte der Dynastien folgt dann vom c. 69 eine ausführliche Darstellung der ägyptischen Sitten, Bräuche und Gesetze in idealistischer Färbung und mit der Tendenz, Hellenisches aus Ägpyptischem abzuleiten und diese Abhängigkeit durch die Reisen der griechischen Weisen nach Ägypten zu erklären. Mag sein, daß die Schrift im Interesse der neuen Dynastie verfaßt ist, die eine geistige Verbindung des Hellenentums mit der ägyptischen Überlieferung anstrebte oder vielmehr mit dem, „wie sich in griechischen Köpfen das Bild des ägyptischen Staates darstellte“ (S. 215). So näherte sie sich der Utopie; sie als solche zu bezeichnen, scheint mir zu weit zu gehen. Was sonst S. über ihr Verhältnis zum Atomismus bemerkt — das 10. Kapitel über die Entstehung der Lebewesen mag immerhin auf Demokritos zurückgehen —, gehört zu den ausgeklügelten Beziehungen, in denen ich ihm nicht zu folgen vermag. Jüngere Leser sind dazu vielleicht williger; sie seien auch aufmerksam gemacht auf die mehrfach eingeflochtenen Gedanken über die Formen des Schrifttums, Epos, Drama, Dialog, Roman, die sich als Ansätze zu einer neuen Morphologie der griechischen Literaturgeschichte geben.

Dresden-Loschwitz. Konrad Seeliger.

[2]) c. 11 und 12 sind jedenfalls auszuscheiden; würden sie dem Hekataios zugesprochen, wozu S. geneigt ist (S. 278), so würde der orphische Vers τούνεκά μιν καλέουσι Φάνητά τε καὶ Διόνυσον in die vorhellenistische Zeit gerückt, was ich ohne zwingenden Grund bezweifle.

W. A. Merrill, Notes on the Silvae of Statius book I. II. III. IV. University of California Publications in Classical Philology, vol. 5 (1918—1920) 69—134. 8.

Merrill gibt hier in vier Aufsätzen Bemerkungen zu annähernd 300 Versen aus den Silven des Domitianischen Dichters, fast will es scheinen, als Präludium zu einer eigenen Ausgabe oder in Widerlegung der radikalen Textkritik in der von G. Saenger. Es sind Notizen, wie man sie sich bei einer auch kritischen Durchsicht eines Schriftstellers gern macht, aber auch nicht mehr; sie bleiben alle stark an der Oberfläche, ob sie nun die Überlieferung schützen, eine frühere Konjektur billigen oder eine eigene wagen. Selten wird gründlich auf den Zusammenhang eingegangen, noch seltener die Erklärungen früherer Editionen scharf abgewogen. Mit kurzen Worten wird angegeben, welche vorgebrachte Konjektur gefallen hat, oder daß ein Vers „hopeless corrupt“ sei. So erhalten die Bemerkungen oft genug

nichts Neues als die Versicherung dieser Zustimmung oder wiederholen nur Bekanntes. I 2, 180 „'et gloria maior' should be placed in parenthesis", so steht es bei Klotz, und so öfters. Die Begründung der Liebe oder Abneigung gegenüber einer Lesart besteht meist in Anführung von Parallelstellen, fast ausschließlich aus Statius, und dabei wird fast mehr auf äußeren Anklang als auf inneren Zusammenhang gesehen; auch an Übereilungen fehlt es nicht. Nehmen wir das erste Beispiel. I 1, 6 effigere manus: „For effigere, effinxere, effecere and exeruere have been proposed, but no one of them is used elsewhere by Statius. Perhaps fluxit of verse 3 would defend effudere here. He has effusae in I Praef. 15, IV 2, 23, V 1, 111." Zunächst effingere findet sich Theb. II 733 (vultus), IV 427, VI 243 und exserere X 283 (exerta dextra), Ach. I 346 (brachia), II 95 (manus). Und an den angeführten Stellen für effundere handelt es sich um schnell hingeworfene Gedichte, um effusae impetus aulae, um effuso pectore, was alles zu unserer Stelle keine Beziehung hätte. I 1, 15 iuvat ora tueri mixta notis belli: „mixta cannot be right; the participle does not occur elsewhere in the Silvae nor notis either". Ich lese mixtus in den Silven I 2, 22; 235; 4, 49; II 1, 47; 73; 2, 143; 6, 101; V 1, 43 und einige Dutzend Male in den Epen; notae steht ganz ähnlich Theb. I 528 ora notis foedata, IV 744, V 549, VII 302, IX 688; Ach. I 309. Und wenn er fortfährt: „notae here probably means scars, and manca may be the word demanded", so gratuliere ich ihm, daß er nicht Hofdichter bei Domitian ist. So genügt es für den Verf., daß ein Wort vorkommt, um es einzusetzen, wie das sonstige Fehlen, um es auch an der vorliegenden Stelle für unmöglich zu halten, und wenn es so landläufige Worte sind wie acrius (I 1, 47), faustus (II 7, 90, das er aber I 1, 23 selbst konjiziert hat). I 2, 4 novena lampade: „Noveni means nine each or nine; the singular is not found elsewhere", richtig nach unsern Lexica, aber binus, ternus, quinus, septenus, octonus, denus, centenus finden sich oft genug (s. Fr. Neue, Formenlehre der lat. Sprache[3] II p. 333), um auch novenus für jeden zu rechtfertigen, der nicht mit dem Ciceronianus des Erasmus wetteifern will. Ähnlich notiert Verf. III 1, 82 „Statius never uses sacer of a temple, and sacris is also the most common form of the word used by him". III 2, 70 „it is noteworthy, that the form fugimus occurs only here". II 3, 38 „(immitem) Bromium here probably means 'passion' just as Venerem often means ‚love'; Th. XI 320 saevo-Lyaeo s. II 1, 214 saeva cupido". Aber im Epos ist Lyaeus gerade der persönliche Gott; und wenn immitis = saeva der andern Silvenstelle ist, so ist Bromius noch nicht cupido. I 3, 237 reclivis gibt es nicht im Latein. II 5, 7 altarum vastator docte ferarum: „this must be a reference to the killing in the amphitheater of giraffes by lions". Hat Verf. den Freiligrath gelesen? Die Alten aber nicht. II 7, 46 doctos equites: „Here again Statius does not mean what he says' (so hart auch II 6, 82) for ‚doctos' ought to go with cantu". Aber die Herren vom Parkett, die Ritter, werden bei Hor. ep. II 1, 184 gerade als kunstverständige Richter den indocti stolidique im Publikum gegenübergestellt, s. a. sat. I 10, 76. ars p. 248. II 7, 58 dulcis ist nicht „delighted or pleased". III 3, 71 „tenuis probably means ‚humble', but possibly may go with pruinas in the sense ‚penetrating', for which meaning there are no parallels in Statius"; auch sonst schwerlich im Latein, und hier um so unwahrscheinlicher, da pruinas bereits sein Attribut Arctoas hat und die Bedeutung von tenuis durch V. 142 gesichert wird. 3, 105 „fire is not used for stamping"; doch und zwar wiederholt. 5, 78 „nec rara colonis means is not open, that is, has no room for immigrants"; es bedeutet gerade das Gegenteil. IV 7, 2 „herois labores ist improbable, as Statius usually characterizes the hero"; nein, es ist metrisch unmöglich; wie ebenso unmöglich der vorgeschlagene Kretikus I 4, 13 confremant und, wenn ich die Worte recht verstehe, I 2, 94 mater petitos, wie man auch Peerlkamp im Hexameter nicht II 1, 139 ein lacrimabiles zuschreiben sollte. Doch das mag ein Flüchtigkeits- oder Druckfehler sein, wie er sich nicht selten findet.

Würzburg. Carl Hosius.

Martin Ninck, Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten. Eine symbolgeschichtliche Untersuchung. Leipzig 1921, Dieterich. VII, 190 S. gr. 8.

Der Verf., welcher nicht bloß in H. Usener und A. Dieterich, sondern auch in J. J. Bachofen und dessen „Wiederentdecker" L. Klages seine Vorgänger und Vorbilder erblickt, will in dieser Schrift eine auch die verwandten und nichtverwandten Völker berücksichtigende „Symbolik" des Wassers im Glauben und Kult der Alten liefern. Daß seine Arbeit mehrfach Lücken aufweist (so vermißt man u. a. eine Symbolik des Taus und der Wildbäche sowie eine Unter-

suchung der reinigenden und heilenden Wirkungen des Wassers), verhehlt sich Ninck selbst durchaus nicht (S. VI), indem er nur einen kleinen Teil der Fäden des ungeheuren Gewebes, welches die Gesamtheit der symbolischen an das Wasser angeknüpften Vorstellungen darstellt, aufzudecken versucht. Diese Aufdeckung ist ihm aber mit der soeben angegebenen Einschränkung im ganzen trefflich gelungen. Das Buch zerfällt in folgende vier Hauptabschnitte: 1. Die chthonische Natur des Wassers. — 2. Wasser und Weissagung. — 3. Die Bedeutung des Wassers in den Nachtzuständen. — 4. Wasser und Verwandlung. Am Schluß folgt ein reichhaltiges Namen- und Sachregister S. 180—190.

I. Das inhaltlich bedeutendste, gar viele wertvolle Beobachtungen und Anregungen bietende Kapitel ist wohl das erste, in dem auch mit Recht die einschlägigen Anschauungen der ältesten Naturphilosophen, die sicher z. T. auf uralten Vorstellungen des Volkes beruhen (vgl. Plat. Phaedon 60—71, wo der Verf. freilich die Tatsache der für Hellas so wichtigen Katavothren hätte berücksichtigen sollen), besprochen werden, z. B. die „Reservoirtheorien" des Anaxagoras usw. und Seneca, Nat. Quaest. 3, 8 ff. — Daran schließen sich noch weitere Vorstellungen, z. B. von den aus Muttertränen oder aus dem Blut von Heroinen entstandenen Quellen (S. 11 ff.), oder von deren Erdgeburt (S. 12 ff.), ferner von deren Schwangerschaft (S. 14 ist der betreffende arkadische Fluß schwerlich neutral Elatum sondern vielmehr Elatus = Ἔλατος zu benennen), infolgedessen das aus der schwangeren Quelle strömende Wasser als „Kind, Geburt" aufgefaßt worden sein soll, wofür aber bisher noch keine genügenden Zeugnisse beigebracht sind. Auch die Mythen, nach denen die schlummernde Quelle durch eine männliche Kraft, z. B. durch den Dreizack Poseidons oder den Thyrsos des Dionysos oder den Hufschlag des Pegasos erweckt wurde (S. 16 ff.) finden eingehende Erörterung. — Es folgt die Vorstellung, daß das der Quelle als Bach oder Fluß enteilende Wasser männlich sei (S. 28 f.), im Gegensatz zu den ruhendes Wasser enthaltenden Brunnen und Seen, die demgemäß als weiblich aufgefaßt werden (S. 21 ff.). Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit wird daraus die Anschauung, daß das Roß dem Poseidon heilig sei, abgeleitet. Bei dieser Gelegenheit hätte wohl auch der als Halbrosse aufgefaßten Kentauren, dieser mit ausgerissenen Bäumen und Felssteinen kämpfenden Söhne der Regenwolke (Νεφέλη), gedacht werden können, die am wahrscheinlichsten als Wildbäche gedeutet werden. Weiter folgen die Vorstellungen und Sagen vom Lebenswasser, von Glaukos, von Styx usw. Auch der von einigen neueren Mythologen wohl zu stark betonte „chthonische" Charakter des Poseidon dürfte in diesen Zusammenhang gehören.

II. Wasser und Weissagung S. 47—99.

Hier wird ausgegangen von der Tatsache, daß allen Wasserdämonen (Proteus, Nereus, Thetis, Leukothea usw.) der Blick in die Zukunft eignet. Aber auch das Element selbst, ohne Personifikation, erscheint weissagerisch; bald wirkt der Trunk mantischen Wassers prophetisch, bald zitiert aus ihm der Magier den Geist eines Menschen oder Dämonen usw. Hierher gehört u. a. die sogen. Lekanomantie oder der Beckenzauber, den z. B. Numa geübt haben soll, der sich aber auch, wie die ägyptischen Zauberpapyri lehren, in Ägypten nachweisen läßt und noch heute wie im Mittelalter, z. B. in Ostpreußen, vorkommt. Besonders beachtenswert sind in diesem Kapitel die Bemerkungen des Verf. über die εἴδωλα und σκιαί als Erscheinungsformen der Seele, wodurch Rohdes (Psyche[5] II, 19 ff.) Ausführungen teils bestätigt, teils ergänzt werden.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch über den Inhalt der beiden letzten Kapitel (S. 100—186) gleich eingehend berichten. Es mag genügen, noch einmal hervorzuheben, daß Nincks Arbeit ebenso anregend wie inhaltreich ist, so daß nur zu wünschen bleibt, er möge seine, wie er selbst (S. VI) andeutet, noch nicht zu Ende geführten Untersuchungen mit Hilfe der wackeren opferwilligen Verlagshandlung noch weiter fortsetzen und zu Ende führen.

Dresden-A. Wilhelm H. Roscher.

W. Jaeger, Humanismus und Jugendbildung. Vortrag gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. Berlin 1921, Weidmann. 3 M.

Immer häufiger vernimmt man Stimmen, die auch der heutigen Zeit, ja gerade ihr die humanistische Jugendbildung zu erhalten wünschen. Der Vortrag des bekannten Philologen Jaeger nun richtet sich ausgesprochenermaßen an die Freunde des humanistischen Gymnasiums; er soll dem Aufbau im eigenen Hause dienen. „Er will die richtige Auffassung des humanistischen Erziehungsideals ans einer neuen Grundlegung des humanistischen Phänomens in

der europäischen Bildungsgeschichte, aus dem Wesen des Griechentums selbst ableiten."

Die humanistische Schule kann nur ruhen auf dem humanistischen Geist der ganzen Zeit. Auf dem Gebiete der Schule ringen historische Mächte und absolute, zeitbedingte Zielsetzungen eifrig miteinander um den entscheidenden Einfluß.

Die neue Begründung der humanistischen Schule für unsere Zeit muß auf einer streng geschichtlichen Anschauung vom Wesen der antiken Kulturleistung beruhen; dazu muß Rechenschaft abgelegt werden vom Wert ihres erzieherischen Grundgedankens.

Das sind erfreuliche Worte eines die Probleme von Grund aus packenden Geistes, der klar das Gegebene sieht und mit gleicher Liebe das historisch Gegebene wie die Forderungen der Gegenwart umfängt. J. lehnt das Treiben der Altertumswerte mit der Jugend nur aus ästhetischen, idealistischen, entwicklungsgeschichtlichen oder gar rein beruflichen Gründen ab: dies alles ergäbe den Tod des Humanismus, so wie er ihn als moderne Bildungsmacht auffaßt. Wie ist also nun der neue Humanismus beschaffen, der mehr will als ein Stück Kulturgeschichte erfassen, und der entspringt aus einem eigenen Bildungsideal?

Die Griechen erkannten, daß Kultur (παιδεία) ist: die Erziehung zum Menschen. Fast alle Großen der griechischen Literatur haben an diesem großartigen Erziehungswerke Anteil. Diese Meisterstellung für die Erziehungsbestrebungen bei allen anderen Völkern gab den Griechen ihr angeborener Blick für das Ganze, die Vollständigkeit einer Sache, einer Gestalt (Plato: am Anfang war die Gestalt). So sehen sie den zu Erziehenden nicht als Mittel für Beruf oder Staat, sondern als Selbstwert an. Mit dieser Auffassung steht und fällt der Humanismus!

Den für gewisse Zweige menschlicher Betätigung hochbegabten Römern gab die Berührung mit der griechischen Kultur eigentlich erst die bewußte Persönlichkeit als Volk. So aber soll und wird es auch in gleichem Falle dem Einzelindividuum gehen! Die Römer aber sind groß durch die Selbsterziehung, durch ihre disciplina, die aus ihrem moralischen und rechtlichen Bewußtsein erwachsen ist. Durch ihre bewußte eruditio kommen sie zu einer fruchtbaren Verbindung der Form und Person, d. h. zu der Prägung, in der die griechische Formkultur den europäischen Völkern als geistiges Mittel der Selbsterziehung zu gesteigerter persönlicher und nationaler Kultur zu übernehmen möglich war.

Diese Erziehungsgedanken des griechisch-römischen Humanismus müssen auf der Schule als geistesbefreiende Kraft zum Erlebnis gebracht werden; wenigstens muß Liebe zu den Alten für das eigne Leben der Modernen erzielt werden. Dazu gehört, daß die Jünger dieser Schulung wirklich Latein und Griechisch können!

Nicht zu vergessen ist die Bedeutung, die in den beiden klassischen Sprachen selbst liegt: die Gewalt der den Stoff siegreich bewältigenden griechischen Sprachphantasie, die Benutzung der lateinischen Sprache als hervorragendstes Mittel der Denkdisziplin. Die Beschäftigung mit den beiden Sprachen führt zum Können, zur heilsamen Geisteserziehung. Nie freilich darf außer acht gelassen werden, daß das oberste Ziel bleibt: die Erziehung zum Menschen, durch die Werke der schöpferischen Geister. Das Griechische sei eingestellt von vornherein auf Lektüre; das Lateinische übe man auch als Einführung in das grammatische Denken!

Dann wird die humanistische Schule mit ihren griechischen Studien anlangen bei der Anschauung eines klaren, starken Menschentums: Befreiung und Vereinfachung werden wir empfinden. Die lateinischen Studien aber werden in jene beglückende persönliche Atmosphäre gelangen, wo Horaz zum höchsten Menschentum hinleitet, Vergil mit tiefer Empfindung, mit „Seele" seine Verse vorträgt, Seneca und Tacitus ihre erstaunlich vibrationsfähige Seele in einem neuen reichbewegten Stile zeigen.

Dies sind die Kerngedanken dessen, was J. über seine neue Auffassung des modernen Humanismus äußert. Es ist eine außerordentlich glückliche Verbindung von tiefem Blick für das Wesentliche, Notwendige und Unveraltbare in den humanistischen Studien mit der Erkenntnis, was unserer Zeit besonders not tut, die sich hier kund tut. Keine Zersplitterung in Kleinstes und Spezielles, strebe zum Ganzen! Und gerade dazu kann das recht verstandene und begeisterungsvoll getriebene humanistische Studium eben unsere moderne Jugend ganz besonders leiten! Voll Dankbarkeit wird jeder suchende Lehrer diese klaren, aus der Tiefe wahrer Erkenntnis aufsprudelnden Gedanken lesen!

Noch manche interessante Frage schneidet J. an: über den Kanon des zu Lesenden, über die Bedeutung der Lektüre: „im Unterricht kommt alles darauf an, das Gefühl der jungen Menschen für das Große und Schöne durch reine, ungeteilte Eindrücke zu stärken". Deshalb ist J. nur für Lesung großer Werke großer

Geister möglichst in ihrem ganzen Gehalte, nicht für eine Musterkarte der antiken Schriftsteller, wie er sich ausdrückt.

Weiter fallen noch erfreuliche Bemerkungen über die Bedeutung vielen sinnvollen, empfindungsreichen Lesens, über das Problem der Erklärung von Kunstwerken, über die für alle Fächer geltende Regel, daß nicht der wissenschaftliche Stoff Selbstzweck ist, sondern der erzieherische Zielgedanke des Humanismus. Bemerkenswert ist des Verf. Meinung, daß die Reformanstalt nach Frankfurter Muster zur Norm für beliebige andere Verhältnisse, als sie in Frankfurt herrschen, sich nicht verallgemeinern läßt.

Des Verf. eindringliche und packende Erörterungen lassen sich zusammenfassen in dem Satze S. 36 f.: „Die humanistische Schule ist in ihrer Doppelseitigkeit, einerseits als Anschauung der rein menschlichen Werte in ihrer großartigsten geschichtlichen Erscheinungsform, andererseits als strenge Disziplin des Denkens und Willens durch die alten Sprachen, das Kernstück des europäischen Erziehungswesens".

Dresden. Hans Helck.

Auszüge aus Zeitschriften.

Berliner Museum. XLII, 9/10.

(101) **E. Kühn**, Ein antiker Schulaufsatz. Ostrakon der Berliner Papyrussammlung P. 12318: 23 Zeilen über die Würde des Menschen. Das Ostrakon ähnelt dem von U. v. Wilamowitz veröffentlichten P. 12319; vielleicht enthält es ein Diktat des Lehrers. — (104) **A. Köster**, Technisches aus der alten Glasindustrie: Glasamphoren, Netzgläser, Becher, Näpfe u. a.; die Herstellung erfolgte auf der Drehbank nach Plin. H. n. 36, 193 und Coel. Rhod. 27, 27. Die Drehbank hieß tornus, die Gefäße vasa diatreta.

Germanisch-roman. Monatsschrift. IX, 5/6.

(139) **G. Neckel**, Das Gedicht von Waltharius manufortis. I. Widerlegung des Versuches von Wilmotte, das Gedicht für Frankreich zu annektieren. Der Waltharius ist durchaus ein Denkmal deutscher Heldensage, allerdings in antik-mönchischer Einkleidung; ob der Dichter aus schriftlicher oder mündlicher Überlieferung schöpfte, ist ungewiß.

Journal des savants. VII/VIII.

(168) **L. A. Constans**, Archäologische Entdeckungen in Italien. Porticus Vipsania, Balneum Surae, Basilika der Gens Statilia, Gräber der Apostel Petrus und Paulus in Rom, Straßen in Ostia, Inschrift der Seviri Augustales, Nekropole bei Pompeji, Tabulae defixionum usw. Fortsetzung folgt.

Mémoires de la société de linguistique de Paris. XXII, 3.

(97) **J. Vendryes**, Sur quelques formations de mots latins. 1. Masculina auf *a*, z. B. lixa, Agrippa, meist fremden Ursprungs, besonders etruskische Eigennamen. 2. Ableitung auf *tus*, z. B. astutus, von Ablativen auf *tu*. —(107) **C. Höeg**, Le dialecte des Διαλέξεις. Die Sprache stimmt mit keinem bekannten Dialekte überein. — (113) **V. Magnien**, L'alternance rhythmique chez Homère. 5. Vokale und Diphthonge im inneren Hiatus, z. B. Κρονίων (◡–́–), Κρονίωνος (◡ ◡ –́ ◡), τελείει, ἐτέλεον. 6. Vokale vor Digamma, z. B. ὄϊες. 7. Vokale vor Konsonanten mit Digamma, z. B. δὲ δείσαντες. 8. Muta und liquida. Die lesbische Metrik ist der primitive Typus der griechischen Versbildung.

Revue des études grecques. XXXIII, 153.

(249) **L. Gernet**, La création du testament. Es bestehen Übereinstimmungen zwischen Solons Gesetzgebung und den 12 Tafeln. Solon setzte das Testament ein für Personen ohne männliche Erben; es war eine Art von Adoption. Im Zwölftafelgesetz war es eine Adoptio in hereditatem. — (291) **W. Deonna**, Le portrait de Phidias sur le bouclier de l'Athèna Parthénos. Die Behauptung, daß die beiden Krieger im Amazonenkampf die Züge des Phidias und des Perikles tragen, fand leicht Glauben, weil sie schwer zu widerlegen war. — (309) **A. de Ridder**, Bulletin archéologique.

Nachrichten über Versammlungen.

Académie des inscriptions.

Journ. des Sav. VII/VIII. 20. Mai. **Dugas**, Ausgrabungen im Heiligtum der Athena Alea in Tegea. — 3. Juni. **Graillot**, Grabschrift eines Galus und einer Teixsossis, 1. Jahrh., in Marignac, Haut-Garonne. **Ch. Picard**, Fresken auf Melos. — 17. Juni. **P. Paris**, Ausgrabung des Kapitols in Bolonia, Cadix. — 24. Juni. **Audollent**, Gallo-römische Gräber in Martres de Veyre: Tunika, Körbe mit Früchten, Glasfläschchen in vollkommener Erhaltung, Skelette mit Münzen des 1. Jahrh. — 1. Juli: **Vincent** und **Carrière**, Ausgrabungen in Jericho. Mosaik des 3. Jahrh.: Tierkreis und Sonnenwagen, Daniel mit den Löwen u. a.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Bresslau, H., Geschichte der Monumenta Germaniae historica: *Z. f. d. Gesch. des Oberrheins* 31, 3 S. 361. Eingehend und sehr dankenswert. *H. K.*

Collard, F., Histoire de la pédagogie: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 52. 'Klare, bestimmte, genaue und unparteiische Darlegung'.

Gardner, P., A history of ancient coinage: *Rev. arch.* XIII 1 S. 180. Eigenartig. *S. R.*

Grohmann, A., Äthiopische Marienhymnen: *L. Z.* 36 Sp. 683f. 'Gereicht der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu hoher Ehre'. *Brockelmann.*

Gsell, St., Histoire ancienne de l'Afrique du Nord. Tome I—IV: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 50. 'Künftig maßgebendes Werk'. *H.*

Jahn, M., Die Bewaffnung der Germanen: *Hist. Viertelj.* 28, 2 S. 236. Gründlich, methodisch und übersichtlich. *H. Jacob.*

Jullian, C., Histoire de la Gaule. Tome III: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 49f. 'Behandelt den Kulturzustand Galliens seit der römischen Eroberung'.

Mayr, A., Über die vorrömischen Denkmäler der Balearen: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 176. Reichhaltig. *S. R.*

Meillet, A., Geschichte des Griechischen. Übersetzt von H. Meltzer: *L. Z.* 36 Sp. 684. 'Getreu und zugleich gewandt'. *E. Fraenkel.*

Messer, W. St., The Dream in Homer and Greek Tragedy: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 10ff. Besprochen von *M. Helin.*

Mirone, S., Mirone d'Eleutere: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 175. Gelehrte und verdienstliche Monographie. *S. R.*

Mystakides, A., Sur les mots Hellen, Graikos, Byzantinos etc.: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 186. Anregend. *S. R.*

Pascal, C., Scritti varii di Letteratura latina: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 49. Anerkannt von *J.-P. Waltzing.*

Persius. Villeneuve, F., Les satires de Perse: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 14f. 'Gelehrt'. *F. Collard.*

Persius. Cartault, A., Perse, satires. Texte établi et traduit: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 15. 'Sehr verdienstliche Arbeit'. *F. Collard.*

Poisson, G., Les influences ethniques dans la religion grecque: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 182. Geistvoll. *S. R.*

Poulsen, Fr., Delphi: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 171. Sorgfältig und lehrreich. *Ch. Picard.*

Poulsen, F., Ikonographische Miszellen: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 173. Inhaltsangabe von *S. R.*

Roeder, G., Urkunden zur Religion des alten Ägypten: *Oriens christ.* IX S. 134. Wertvoll, knapp und übersichtlich. *A. Baumstark.*

Roloff, E. M., Lexikon der Pädagogik. 5 Bde.: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 45ff. 'Gibt zahlreiche sehr praktische Ratschläge'. *F. Collard.*

Salonius, A.-H., Vitae Patrum: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 15f. 'Sehr nützliche Beiträge für die historische Grammatik des Lateinischen'. E. Merchie.

Schermann, Th., Frühchristliche Liturgien: *Oriens christ.* IX S. 142. Ein Arsenal von Gelehrsamkeit, aber subjektiv behandelt. *A. Baumstark.*

Tertullian. *Waltzing, J.-P.*, Le Codex Fuldensis de Tertullien. — Tertullien; Apologétique. Texte établi d'après le Codex Fuldensis. — Tert., Apol., Texte ét. d'après la double tradition manuscrite. — Commentaire. — Apologétique de Tert. Édition classique: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 51. 'W. hat der Interpretation von T. außerordentliche Dienste erwiesen'. *L. Laurand.*

Vergil. Jules Émile (Mouterde), L'Enéide, imitée en vers français. 2. éd.: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 16f. Anerkannt von *E. V.*

Villeneuve, F., Essai sur Perse: *Bull. bibl. et pédag. du Mus. Belge* XXV 1/3 S. 12ff. 'Sehr eingehende, methodische und vollkommen begründete Studie'. *F. Collard.*

Welter, G., Aus der Karlsruher Vasensammlung: *Rev. arch.* XIII, 1 S. 175. Wird gelobt von *S. R.*

Wittmann, M., Die Ethik des Aristoteles: *Theol. Rev.* 11/12 S. 228. Ergebnisreiche Untersuchung, übersichtliche Darstellung. *E. Rolfes.*

Mitteilungen.

Euripideum.

Iphigenia Aulidensis 231—232 überliefern uns die Hss wie die Ausgaben einheitlich so:

ναῶν δ' εἰς ἀριθμὸν ἤλυθον
καὶ θέαν ἀθέσφατον ....

Fast ein Jahrtausend liest man in dieser Form die Verse. Mit Unrecht. Der Fehler steckt in ἀθέσφατον. Der Thesaurus Stephani verbindet θέα ἀθέσφατος, so auch Passow-Croenert; der Ausdruck soll bedeuten: uisio ineffabilis, inenarrabilis = ein unsagbarer Anblick. Lesen wir die beiden Zeilen bis θέαν mit Ausschluß von ἀθέσφατον, dann verstehen wir das Ganze in der Gestalt: Ich kam die Schiffe sehen und zählen. Das Hysteron: proteron mit ἀριθμὸν und θέαν durfte sich Euripides gestatten; das wiegt logisch nicht schwer. Die etwas umständliche Sprechweise εἰς ἀριθμὸν ἤλυθον καὶ θέαν steht an Stelle der einfachen Verben ἀριθμεῖν und θεᾶσθαι. Bis dahin ist der Gedanke klar. Was will ἀθέσφατον? Wohl vermögen wir die Zusammensetzung von ναῶν θέαν ἀθέσφατον mit Hilfe der Enallage adiectivi zu begreifen: Anblick unermeßlich vieler, unsagbar großartiger Schiffe, oder der unaussprechliche Anblick der Schiffe. Doch fühlen wir schon klar, daß ἀθέσφατον zum Objekte des θεᾶσθαι, zu den νᾶες zu ziehen ist, wenn wir einen einwandfreien inneren Zusammenhalt zwischen ναῶν und θέαν herstellen wollen. Wir wissen indes noch mehr: daß ἀριθμὸν καὶ θέαν durchaus enge zusammengehören. Daraus folgt, daß ἀθέσφατον nicht zu θέαν gesetzt werden darf. Denn ἀθέσφατον hier ἀπὸ κοινοῦ sowohl zu θέαν wie zu ἀριθμὸν fügen zu wollen, geht nicht, weil die Verbindung ἀριθμὸν ἀθέσφατον hier unmöglich, völlig undenkbar ist. Bezeichnet doch Vs. 231 ἀριθμὸς nicht die Zahl, sondern soviel wie ἀρίθμησις das Zählen, also eine rationelle, subjektive Arbeit, kein objektives Ergebnis. Da schließlich weder das Zählen noch das Sehen unaussprechlich ist, ergibt sich zwingend, daß das Objekt des Sehens und des Zählens die Schiffe = νᾶες ἀθέσφατοι sind. Somit ist Vs. 232 ἀθεσφάτων statt ἀθέσφατον zu schreiben. Daß man so tatsächlich lesen muß, erhärten folgende Erwägungen: 1. Die νᾶες waren wegen ihrer Menge, ihrer ungeheuren Zahl durchaus als ἀθέσφατοι zu benennen, wie man aus dem Schiffskatalog der Ilias sowie aus Vs. 235—300 der Iphigenia Aulidensis selbst ersieht. 2. Die Belege vorab aus Homer, den Euripides gerade hier in der Parodos

höchstwahrscheinlich nachahmt, beweisen; daß ἀθέσφατος sozusagen durchweg mit Konkreta verknüpft wird, cf. δ 61 οἶνος, ν 244 σῖτος, υ 211 sogar βόες· Also sind hier erst recht die Schiffe mit den wunderbaren Goldbildnissen der Nereiden oder mit sonstigen außergewöhnlichen Schmuckgegenständen als ἀθέσφατοι zu kennzeichnen. 3. Mit Rücksicht auf Vs. 233—234, wo von ὄψιν ὀμμάτων und ἁδονάν die Rede ist, also von Begriffen, die sich mit θέαν Vs. 232 vollauf decken, durfte ἀθέσφατον auf keinen Fall zu θέαν gezogen werden. Denn sonst wäre ein die Konzinnität störender, üppiger Pleonasmus enstanden. Leider hatte er so lange bis heute unbeanstandet leben dürfen. 4. Formal ist ναῶν zu Beginn des Sinnganzen und ἀθεσφάτων am Satzschluß eine ausgezeichnete Einrahmung, wie in der gleichen Parodos Vs. 166—167 nach der glänzenden Verbesserung durch v. Wilamowitz Εὐρίπου .... στενοπόρθμου (vgl. Wilamowitz, Griech. Verskunst, 1921, 610 zu S. 282). 5. Man möchte wohl auch den Grundsatz der lectio difficilior hier auf ναῶν . . . ἀθεσφάτων anwenden, wenn man bedenkt, wie leicht man dazu von Natur aus neigen konnte, ἀθέσφατον zu θέαν zu ziehen. 6. Endlich ist ἀθεσφάτων aus ἀθέσφατον paläographisch gar keine Änderung, da man in byzantinischer Zeit zwischen ο und ω keinen Unterschied mehr machte. Dazu kommt dann noch, daß die Metrik gegen die Verbesserung an dieser Stelle nicht das geringste einzuwenden weiß. Auf Grund all dieser Überlegungen sind wir nunmehr zu folgender Lesung berechtigt:

ναῶν δ' εἰς ἀριθμὸν ἤλυθον
καὶ θέαν ἀθεσφάτων . . . .

Berlin. Emil Orth.

Zu griechischen Lyrikern und Theokrit.

Xenophanes I 19 f. lautet die Überlieferung: ἀνδρῶν δ' αἰνεῖν τοῦτον, ὃς ἐσθλὰ πιὼν ἀναφαίνει, | ὡς ἡ μνημοσύνη καὶ τὸν ὃς ἀμφ' ἀρετῆς. Die Stelle hat die verschiedenste Behandlung seitens der Gelehrten erfahren, wie man aus Bergks Ausgabe ersehen kann. Ich halte mit H. Diels in den Poetarum philosoph. fragm. S. 35 nur Coraes' Änderung von ἡ in οἱ und die Schreibung τόνος für τὸν ὃς für nötig, um einen passenden Sinn zu erhalten. Diels erklärt: qui potus proba exempla edat, quomodo sibi memoria et vocis intentio vigeat in virtute canenda, versteht die Worte also vom Vortrag von Skolien beim Gelage; ich glaube, daß man darin richtiger eine Charakterisierung des Vortragenden selbst erblicken wird, eine weitere Ausführung zu ἐσθλὰ ἀναφαίνει = daß sich ihm nämlich Gedenken und Streben mit der ἀρετή beschäftigt; so steht τόνος oft von geistiger Anspannung wie auch von körperlicher. Vgl. auch Pind. P. XI 55: ξυναῖσι δ' ἀμφ' ἀρεταῖς τέταμαι. J. I 49. — Semonides I 6 f. wird von den Hoffnungen gesprochen, denen sich die Menschen hingeben; dann heißt es Vs. 9 f.: νέωτα δ' οὐδεὶς ὅστις οὐ δοκέει βροτῶν | πλούτῳ τε κἀγαθοῖσιν ἵξεσθαι φίλος. In diesen Worten finde ich den so oft ausgesprochenen Gedanken, daß der mit Reichtum und Gütern Gesegnete überall beliebt und willkommen ist, während sich alle von dem Armen abwenden; vgl. z. B. Theognis 621. 929. Soph. fr. 109. Eurip. fr. Kresph. VIII: τῶν ἐχόντων πάντες ἄνθρωποι φίλοι. Demnach halte ich die Änderung von φίλος in πλέον, die man gewöhnlich vornimmt, für unrichtig und ebenso alle anderen. Dagegen muß Vs. 12 ἵκηται verschrieben sein; denn dies ist die einzige Stelle in der ganzen klassischen Gräzität, wo πρίν „bevor, ehe“ nach positivem Satze mit dem Konjunktiv verbunden ist. Das Richtige wird ἱκέσθαι sein. Auch in den folgenden Versen 15 f.: οἱ δ' ἐν θαλάσσῃ λαίλαπι κλονεύμενοι | καὶ κύμασιν πολλοῖσι πορφυρῆς ἁλός | θνήσκουσιν, εὖτ' ἂν μὴ δυνήσωνται ζόειν kann μὴ δυνήσωνται ζόειν nicht die ursprüngliche Überlieferung sein. Die versuchten Verbesserungen möge man bei Bergk nachlesen; ich vermisse an ihnen die innigere Gedankenverbindung zwischen dem temporalen Nebensatz und dem Hauptsatz; der Sinn kann doch nur sein: sie kommen auf dem Meere infolge eines Gewittersturmes um, wenn sie sich schon am Ziele glauben, das erworbene Lebensgut schon im Schiffe untergebracht haben. Daher ist wohl zu lesen: εὖτ' ἂν νῆα νήσωνται ζοῇ bezw. ζοῆς, vgl. Hom. I 137. 279. — Theognis 490 ist die Überlieferung τὴν δ' ἐπὶ χειρὸς ἔχεις, sc. κύλικα, unhaltbar. Ich habe schon vor Jahren darauf hingewiesen, daß hier aller Wahrscheinlichkeit nach von der ἐπίχυσις die Rede sei, im Gegensatz zu den vorhergehenden Worten: τὴν δὲ θεοῖς σπένδεις, und demnach sich τὴν δ' ἐπιχέῃ τοῦ ἐρᾷς empfehle; dieser Ansicht bin ich auch jetzt noch. Die Worte ἡ δὲ πρόκειται im vorhergehenden Verse versteht man gewöhnlich von einer Wette oder auch vom Bereitstellen eines weiteren Becher Weines. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, sondern glaube, daß damit die Becher gemeint sind, die auf Anordnung des συμποσίαρχος getrunken werden müssen; so erhält man auch hier einen Gegensatz zu dem vorhergehenden ἡ μὲν γὰρ φέρεται φιλοτήσιος und zugleich einen Hinweis auf die hauptsächlichsten Trinkgebräuche beim συμπόσιον. — Simonides 107 (= Boeckh C. J. 1051, Kaibel 461), 9 ist auf dem Steine lückenhaft: ἀστοὶ δ' ἄμμι τόδε γέρας ὀμφαλῷ ἀμφὶ κτλ.; Kaibel ergänzte τόδε ⟨Μεγαρῆς⟩ γέρας, Bucherer ⟨κλεινὸν⟩. Wahrscheinlicher ist ἀνδρείας zwischen τόδε und γέρας nach ἄμμι τόδε ausgefallen. — Anyte A. P. VII 486, 1 ist überliefert: πολλάκι τῷδ' ὀλοφυδνὰ κόρας ἐπὶ σάματι Κλεινὼ | μάτηρ ὠκύμορον παῖδ' ἐβόασε φίλαν κτλ. Der Genetiv κόρας neben dem folgenden Akk. παῖδα ist außerordentlich hart, weil es sich um dieselbe Person handelt. Ich glaube, er ist im Anschluß an ἐπὶ σάματι aus dem Akk. κόραν verschrieben; zu κόραν παῖδα vgl. Aristoph. Lys. 595; Demosthen. 21, 79. Es entspricht sich dann im 1. Verse κόραν — Κλεινώ, im 2. μάτηρ — παῖδα. — Asklepiades AP. XII 50, 7 hat die Hs die unverständlichen Worte πιομένου γὰρ ἔρως, die auf verschiedene Weise zu verbessern gesucht wurden, worüber J. Geffken, Griech. Epigr. S. 103 am ausführlichsten belehrt; aber keine der

Verbesserungen entspricht dem Gedankengang, der nur sein kann: wir wollen uns Bakchos ergeben, ohne uns um Eros Kummer zu machen; demnach lese ich: μὴ μελέτω γὰρ Ἔρως; das πιομένου ist vom Schreiber an die Stelle des unleserlich gewordenen μὴ μελέτω gesetzt worden. So schließen sich die folgenden Worte: μετά τοι χρόνον οὐκέτι πουλὺν κτλ. richtig an πίνωμεν Βάκχου ζωρὸν πόμα κτλ. an. Denselben Gedanken, Liebesschmerz in Wein zu ertränken, spricht das Epigramm Meleagers A. P. XII 49 aus, das Asklepiades zum Vorbild hat. — Alkäos 12 (Diehl), in dem neugefundenen Gedicht auf die Dioskuren, ergänzt Diehl im 10. Vers: λάμπροι πρότο[ν' ἀμφίβα]ντας. Ich halte den Aorist nicht für richtig; vorausgeht θρώσκοντ[ες ὂν] ἄκρα νάων. Entsprechender ist Jurenkas πρότον' ὂν θέοντες; ich ziehe mit Rücksicht auf den Raum und die Form τὰ πρότονα, die nur im Etym. Gud. 483, 13 angeführt wird, vor προτό[νοις στίχα]ντες; äol. στίχαμι = στιχάω = στείχω, die Verbindung von στείχω mit Akkus. ist aus den Tragikern und sonst bekannt. — Theokrit III 18 liest man: ὦ τὸ καλὸν ποθορεῦσα, τὸ πᾶν λίθος ὦ κυάνοφρυ | νύμφα, πρόσπτυξαί με κτλ. Hier kann λίθος nicht richtig sein; denn es paßt nicht zu den zwei anderen Anreden. Die Scholien führen als v. l. λίπος an, was nicht angemessener ist. Das Ursprüngliche war wohl πόθος, die richtige Bezeichnung der Schönen, zu der den Hirten sein Liebesverlangen treibt. — Theokr. XI 28: παύσασθαι δ' ἐσιδών τυ καὶ ὕστερον οὐδ' ἔτι πᾳ νῦν | ἐκ τήνω δύναμαι. Wilamowitz in seiner Oxforder Ausgabe merkt dazu an: vix integer. Ich schlage vor τό γ' ὕστερον st. καὶ ὕστερον, vgl. II 144: τό γ' ἐχθές; der Sinn ist dann: παύσασθαι, sc. τοῦ ἔρωτος, οὔτε ὕστερον ἐδυνάμην ἐσιδών τυ οὔτε νῦν δύναμαι ἐκ τήνω. — Theokr. XV 30 bieten die Hss μὴ δὴ πολύ, μὴ δὲ πολὺ oder μὴ πουλύ und dann alle ἄπληστε. Man hat verschieden zu bessern versucht; Wilamowitz schreibt mit E. Schwartz: μὴ δὴ πολύ, λαιστρί, behält also das unpassende πολύ bei, ändert aber das unanstößige ἄπληστε. Mir scheint δὴ πολύ (δὲ πολύ oder πουλύ) aus θῶλον = τὸ ὅλον verschrieben: nicht das Ganze, du Nimmersatt. So ruft die Herrin, als die Magd das ganze σμᾶμα ausgießen will. — Herondas III 87 erscheint im Pap. ουδε κληξαι mit einem Querstrich oben zwischen κ und λ; Crusius ergänzt οὐ δ⟨εῖ σ'⟩ ἐκλῆξαι. Ich ziehe οὐ δοκ⟨εῖ⟩ λῆξαι vor; so verschwindet auch das seltene ἐκλῆξαι.

Freiburg i. Br. Jakob Sitzler.

Zum lateinischen Götterbeinamen Sispes bezw. Sospes.

Wenn Dante den in die Hölle Eintretenden zuruft: „lasciate ogni speranza“, so konnte er mit demselben Rechte denselben Zuruf an die in den Himmel Kommenden richten, denn sie bedürfen der Hoffnung nicht mehr. Im Lateinischen ist exspes der Hoffnungslose, aber sē-spēs (Ablativ sḗ-spēd[1]) bezw. séspēt, vgl. opet in der Duenosinschrift, dessen Kasussuffix sich auch in die übrige Flexion verirrt hat, wodurch eine Flexion sé-spitis bezw. seispitis usw. zustande kam) ist der jenseits der Hoffnung Stehende, der nunmehr Wunschlose; die Nebenform sospes aber verhält sich zu urspr. sēspes wie socors zu secors; vgl. c. gl. II 592, 62. Eine solche Bezeichnung konnte streng genommen nur den Göttern zuteil werden als den ῥεῖα ζώοντες. Und so verstehen wir es, wenn die Göttin Juno diesen Beinamen trägt. Dann konnte aber auch Götterabkömmlingen sowie Götterschützlingen — als Beschützer solcher heißt Juppiter sospitator — dieser Beiname zufallen (c. gl. V 482, 20 steht: sispes sospes beatus) und schließlich, da das Wort sospes irrtümlich mit σῶς in Beziehung gesetzt wurde, die Bedeutungen salvus incolumis usw. sich daraus entwickeln. Wenn nun spē-s bei seiner etymologischen Zusammengehörigkeit mit spa-tium dtsch. spa-nnen als vox media urspr. nur bedeutete das Gespanntsein auf das, was die Zukunft bringen werde, so könnte man unter dem sespes auch einen Menschen verstanden haben, der, weit entfernt, zu hochgespannten Erwartungen sich hinzugeben und sich dabei aufzureiben, sich mit Erreichbarem zufrieden gibt und so zu einem andern Glück kommt, nämlich dem der Beschränkung, des innern Friedens. Dann wären eben Concordia (die den Beinamen Sospes CIL. XIII 8007, 11 auch trägt) und Juno die göttlichen Vertreterinnen des Friedens der Menschen nicht bloß, sondern auch des unter den Menschen.

München. August Zimmermann.

[1]) Mit sé-spēd vgl. fal. fo-iēd, lat. ho-diē(d); vulgär-lat. Flexion spēs spētis usw. ist aus den Inschriften bekannt; so steht CIL. VI 1 7480 der Dativ Speti.

Korrekturnote. Die im Wörterbuch gebrachte Herleitung gebe ich damit auf.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica“ — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 5. November. 1921. №. 45.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Rudolf Helm, Utopia. Rede zur Jahresfeier der Universität (Rostock) am 28. Febr. 1921. Rostock 1921, Warkentien. 28 S. 1 M. 80.

Wir brauchen nur an die 16. Epode des Horaz zu denken, um zu verstehen, daß der Rektor der Universität Rostock zu ihrer Jahresfeier die Träume der Griechen und Römer von einer besseren Welt hat aufleuchten lassen, in dieser Zeit, wo der Schmerz noch längst nicht überwunden ist, nicht nur über unser äußeres Unglück, sondern noch mehr „über das Verhalten der Volksgenossen, die geradezu der Knechtschaft entgegenzujubeln schienen“. Wer wollte dem Patrioten solche Klagen verargen, wenn er nur, wie der Redner am Schlusse, zu dem Gelöbnis gelangt, den Glauben an die bessere Zukunft zu bewahren und treu zu schaffen für unser geknechtetes und zerrissenes Vaterland!

Das Wort Utopia stammt bekanntlich aus der Renaissance, aber solange Menschen denken, haben sie von einer goldenen Zeit oder von einem Wunschland in der Ferne geträumt, und wie auf allen Gebieten des Geistes, sind auch auf diesem die Griechen die vorbildlichen Dolmetscher dieser Gefühle geworden, zugleich ein Zeugnis dafür, daß auch unter ihnen neben der tatkräftigen Lebensbejahung eine schwermütige Auffassung des irdischen Daseins gegangen ist; sie besaßen Phantasie genug, um sich auf ihren Schwingen in andere Welten, Zeiten und Völker zu versetzen, das Land des ewigen Glückes mit der Seele zu suchen. Ihre Vorstellungen von der Insel der Seligen, vom goldenen Zeitalter, vom Schlaraffenleben, von fernen Märchenländern, die die Römer von ihnen übernommen haben, hat der Redner in gefälliger Form zusammengefaßt, den kundigen Fachmann hier und da leise andeutend; insbesondere aber hat er ausgeführt, wie griechische und römische Schriftsteller ihre ethnographischen Kenntnisse benutzt haben, um mit ihnen Idealbilder zu Nutz und Frommen ihrer Landsleute zu schaffen; selbst den Landesfeind, die Perser, haben die Griechen schon im Jahrhundert der Perserkriege sich nicht gescheut als erzieherisches Vorbild hinzustellen, noch wärmer aber die unverbildeten Naturvölker nordischer Länder, wie ihnen folgend Tacitus die Germanen.

Dresden-Loschwitz. Konrad Seeliger.

P. Vergili Maronis Opera. Post Ribbeckium tertium recogn. **Gvaltherus Janell.** Editio maior. Leipzig 1920, Teubner. XXVIII, 428 S.

Wenn auch kein vir Vergilianus die großen Verdienste Ribbecks um Vergil leugnet, so muß doch konstatiert werden, daß seine Hyperkritik „in varias reprehensiones incurrit“. Janell sagt mit Recht: „. . ut admiramur Ribbeckii viri doctissimi sedulitatem habilitatem sagacitatem, quibus codices Vergili perlegit, ut approbamus laudabile eius acumen, quo opera poetae traxit [1]), ita dolemus atque refutamus licentiam interdum summam, qua abhorrens a sobria arte ac ratione interpretandi verba poetae tradita coniecturis immutare transponere delere audebat . . . Mihi igitur Vergili Bucolica Georgica Aeneidem post Ribbeckium edituro in universum id spectandum erat, ut contextum verborum restituerem quatenus possem genuinum et ab omni licentia atque audacia purgatum“: und dies ist dem Herausg. gelungen.

Die erste Stelle unter den Vergilhss nimmt (trotz Ribbeck, der den Palatinus bevorzugt) der Mediceus ein, der die Grundlage des Textes sein und bleiben muß. Damit will ich jedoch nicht gesagt haben, daß man M sklavisch folgen soll, auch die übrigen Hss, selbst die deteriores, müssen für die Konstituierung des Textes herangezogen werden. Ferner hat Janell „lectiones, quas expressis verbis scriptores antiqui testantur, recipere non dubitavit“, und so hat er ein eklektisches Verfahren angewendet, das man nur billigen kann.

Neu verglichen hat der Verf. den in Breslau befindlichen codex Rehdigeranus (*r* saec. XII), der unter den codd. dett. ohne Zweifel eine beachtenswerte Stelle einnimmt. Er scheint mir, soweit ich die Sache übersehen kann, viel Ähnlichkeit mit M, besonders M 2 zu haben. An 113 Stellen sind Lesarten aus *r* mitgeteilt [2]).

Ribbecks für die Schule bestimmte Textausgabe erschien, wenn ich nicht irre, zuerst im Jahre 1866. Sie ist in der Schule nie so recht heimisch geworden, da sie neben den damals in den Händen der Schüler befindlichen Textausgaben von Jahn, Paldamus und Ladewig nicht zu gebrauchen war. Die dann erschienenen Textausgaben von Thilo, Güthling und Ladewig-Deuticke verdrängten nach und nach den Ribbeckschen Text aus der Schule, der durch die treffliche Neubearbeitung Janells neben den erwähnten Ausgaben seinen Platz in den Schulen behaupten wird [3]).

Daß ich in vielen Punkten mit dem Herausg. nicht übereinstimme, liegt in der Natur der Sache. Es würde zu weit führen, wenn ich die vielen Stellen, an denen meine Ansicht von der des Verf. abweicht, hier besprechen wollte; dazu müßte ich einen Raum beanspruchen, der mir unzweifelhaft versagt würde.

Was die Orthographie anlangt, so hat sich J. sehr oft F. A. Hirtzel (P. Verg. M. opera rec. brevique adnot. crit. instruxit) angeschlossen. Er schreibt z. B. *H*erulus für *E*rulus, Me*z*entius für Me*z*., Me*v*ius für M*ae*vius, *Ae*pytus für *E*pytus, Eric*t*honius usw. Im übrigen vermisse ich Konsequenz in der Orthographie. Man findet z. B. a*d*rigere A. II 303 [4]), IV 280, V 643, XII 618; a*r*rigere A. I 579, II 206, IV 280; V 138; i*m*mundo A. III 228; i*n*meritam A. III 2; i*m*memor E. 8, 2; i*m*m. G. III 498; i*m*probus E. 8, 49, G. I 119; i*n*pr. G. I 388, A. II 356; *K*arthago A. I 13, IV 347, 670, X 54; *C*arth. A. IV 97, 265; a*cc*erso (A. V 746) finden wir neben a*r*cesso (A. VI 119, M a*cc*erso); exstinguo A. IV 682, VIII 267; ex*t*. A. IV 322, VII 662; *a*spicere A. VIII 190; a*d*sp. z. B. A. VI 771; a*d*plico A. X 536; a*p*paro A. X 453; su*b*mittere A. IV 414; XII 832, su*m*m. A. XII 807; co*n*ligere G. I 114; co*l*l. G. I 427, A. I 170; dissice A VII 339 für disice (s. A. XII 308); max*u*mus G. I 244, 429; max*i*m. A. I 521; *cum* finden wir neben *quom*; prot*e*nus E. 1, 13 neben prot*i*nus u. dgl. Daß der Verf. auf Grund einer Notiz bei Gellius a*h*enus und aënus schreibt, ist wohl nicht zu billigen; auf das Zeugnis eines Gellius sollte man nicht viel geben.

Trotz alledem ist Janells Neubearbeitung des Ribbeckschen Textes eine sehr verdienstliche Arbeit. Keiner, der sich eingehender mit Vergil beschäftigt, darf sie unbeachtet lassen.

Um noch einer Rezensentenpflicht zu genügen, gebe ich hier ein Verzeichnis der Druckversehen. Die p. XXVII angeführten Corrigenda sind folgendermaßen zu vervollständigen: E. 1, 44 l. responsum, G. II 226 fehlt ein Punkt nach *dicam*, IV 87 l. conpressa, A. V 222 fehlt ein Punkt nach *remis*, ib. 688 l. Troianos,

[1]) Ist das Latein? — Überhaupt bin ich mit dem Latein, das der Herausg. schreibt, vielfach nicht einverstanden; doch kann ich auf diesen Punkt hier nicht näher eingehen.

[2]) Die Hs stammt aus dem Besitze Thomas Rehdigers (1540—1576), des Stifters der Breslauer Stadtbibliothek.

[3]) Neben der editio maior ist auch eine für den Schulgebrauch bestimmte ed. min. erschienen.

[4]) Die Zitate machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

VI 123 l. Alciden?, VII 329 *tam*, VIII 397/98 sind umzustellen, ib. 474 l. premit, ib. 716 fehlt ein Punkt nach *urbem*, der Vers IX 363 steht doppelt, X 245 l. Rutulae, ib. 884 ist wohl nach *gyro* ein Komma zu setzen, XII 77 l. rubebit. Der Vers G. II 69 ist wohl entgleist — trotz des Mediceus.

Goldschmieden bei Breslau.

Otto Güthling.

Werner Puttfarken, Das Asyndeton bei den römischen Dichtern der archaischen und klassischen Zeit. Kieler Diss. Auszug. 8 S.

Der knappe Auszug läßt den Inhalt der Untersuchungen des Verf. deutlich erkennen. Zuerst wird die theoretische Seite behandelt. Ausgehend von den Bezeichnungen des Asyndetons in der technischen Literatur, bespricht der Verf. die Fundstätten und die Wirkung der Figur. Erst die neuere Forschung scheidet zwischen Satz- und Wortasyndeton. Bei diesem ist das zweigliedrige Asyndeton besonders italisch. Beim Satzasyndeton ist abzutrennen das Asyndeton von Satzteilen. Bei diesen können verschiedene logische Verhältnisse des Gliedes obwalten, die durch Beispiele erläutert werden. Bei beiden Arten sucht der Verf. die Gebrauchssphäre genauer festzustellen. Den Abschluß der Arbeit bildet eine genaue Untersuchung des Wortasyndetons, dessen Verwendung eine Gesamttabelle erläutert. Eine Abnahme ist im Verlauf der literarischen Entwicklung deutlich erkennbar.

Der Abzug kann nur einen Abriß der Untersuchungen geben. Sie scheinen aber sehr sorgfältig und gründlich geführt zu sein. Jedenfalls ist das Thema glücklich gewählt und geschickt behandelt, so daß man den Wunsch hat, die Untersuchungen möchten in günstigen Zeiten vollständig veröffentlicht werden.

Erlangen. Alfred Klotz.

H. Th. Bossert, Alt-Kreta, Kunst und Kunstgewerbe im ägäischen Kulturkreise. Berlin 1921, Wasmuth. 66 S. 8. 215 Taf. 120 M.

Wenige Wochen, nachdem Karos Pietät D. Fimmens schöner und gehaltvoller Arbeit über „Die kretisch-mykenische Kultur“ zur Ausgabe verhalf, erscheint der erste Versuch der Darstellung der kretischen Kunst durch einen Kunsthistoriker, der sich in bewußter Ablehnung der bisher fast allein üblichen geschichtlichen Betrachtungsweise durchaus auf die gefühlsmäßige Bewertung der Kunst als Selbstzweck einstellt. Stärken und Schwächen des Werkes sind damit bereits ausgesprochen. Die kurze Texteinleitung enthält neben zahlreichen schönen und neuen Gedanken auch manche falsche und schiefe Auffassung, die eingehendere Beschäftigung mit den behandelten Problemen wohl von selbst berichtigen wird.

In der Rätselhaftigkeit des Wesens wird die kretische Kunst mit der etruskischen verglichen. Verwandt sind in der Tat die malerische und kunstgewerbliche Begabung, die Freude an der Natur, die soziale Stellung der Frau, das Seefahrertum, vielleicht Beziehungen aus alter Blutsverwandtschaft, vielleicht aber auch ähnliche Folgeerscheinungen aus gleichen Voraussetzungen. Methodisch aber heißt das: ein Rätsel durch ein anderes erklären wollen, und nur ästhetisch sind solche Vergleiche erlaubt. Die Herkunft des kretischen Stiles, der im ganzen fertig dasteht, zu ergründen, gelingt der ästhetischen Betrachtung naturgemäß noch weniger, als es bisher der historischen gelungen ist. Die künstlerische Wechselwirkung zwischen Kreta und Ägypten unterschätzt der Verf. wohl etwas im Zwange seiner (an sich durchaus berechtigten) Auffassung von der grundsätzlichen Verschiedenheit der beiden Kunststile: das der kretischen Kultur gleichzeitige Ägypten brach ja doch bewußt mit den alten nationalen Traditionen und nahm auf jedem Gebiet des Lebens alle fremden Eindrücke gierig auf. Dagegen sucht der Verf. die kretische Kunst (auch wieder durchaus gefühlsmäßig) enger an die babylonische zu knüpfen und durch uralte Beziehungen aus den doch sehr problematischen Ursitzen des Kretervolkes am Kaukasus zu erklären. Die bisher meist übersehenen Einflüsse von Norden her aus dem großen und reichen Kulturkreise der neolithischen Spiral-Mäander-Keramik erkennt er richtig an. Den Angelpunkt des ganzen Fragenkomplexes aber, von dem die künstlerische nur ein Teil ist, bildet die Völkerfrage, und diese hängt zum wesentlichen Teil ab von der Entzifferung der kretischen Schrift. Das ist zurzeit die allerwichtigste Forderung der archäologischen Forschung, und hier sollten alle Hebel angesetzt werden. Kennen wir Schrift und Sprache der alten Kreter, dann werden viele alte Probleme sich von selbst lösen.

Die These, daß die klassisch-griechische Kunst nur eine „Nachblüte“ jener altkretischen sei, auf die ein neues Reis durch die eingewanderten Hellenen aufgepfropft sei, zeigt an einem schlagenden Beispiel die innere Schwäche

einer einseitig ästhetischen Auffassung und bedarf kaum eines Wortes der Widerlegung. Treffend ist der Hinweis, daß mit ganz wenigen Ausnahmen fast die ganze kretische Kunst religiösen Ursprung und Charakter hat, doch braucht man nicht so weit zu gehen, die kretische Genrekunst schlechtweg zu leugnen und ihr gleichfalls religiöse Bedeutung zu unterlegen (Fayencetierreliefs aus Knossos, Vafiobecher!). Am wertvollsten scheint mir der Teil des Textes zu sein, der mit Nachdruck auf die hervorragende Rolle der Frau im alten Kreta hinweist. Die ganze Kulturumwelt kann dadurch entscheidend beeinflußt werden, und dieser Faktor ist auffallenderweise kaum für die Beurteilung historischer, geschweige denn prähistorischer Kulturen auch nur annähernd ausgewertet worden, obwohl das Material in reicher Fülle vorliegt. Die Kreterin spielt im Kult — aktiv wie passiv — die Hauptrolle, wir finden sie überall im öffentlichen Leben als gleichberechtigte Genossin des Mannes, selbst auf dem Sportplatze und auf der Jagd. Das muß sich ganz selbstverständlich auch in Geist und Formengebung der Kunst ausprägen.

Wertvoll ist die Zusammenstellung von ägyptischen, keilschriftlichen, alttestamentlichen und eteokretischen Texten über Kreta und seine Bewohner.

Das Hauptgewicht des Buches liegt in seinen Abbildungen, die auf 215 Tafeln 272 ausgewählte altkretische Denkmäler und Denkmälergruppen zeigen, und weniger historisch als sachlich geordnet sind (Baukunst, Innenausstattung der Räume, Malerei, Relief auf bemaltem Grund, Relief, Rundplastik, Steingefäße, Tongefäße, Goldschmiedearbeiten, Kleinkunst, Siegelsteine, Schriftdenkmäler und ägyptische Darstellungen). Naturgemäß ist überwiegend photomechanische Technik angewendet; von guten und lehrreichen Ergänzungen und Rekonstruktionen ist ausgiebiger Gebrauch gemacht. Die überwiegende Mehrzahl der abgebildeten Denkmäler gehört natürlich der altkretischen Zeit, d. h. der Bronzezeitstufe des 2. Jahrtausends an, doch werden in verschiedenen Zusammenhängen auch einige spätere gezeigt. Die Wiedergabe ist in technischer wie künstlerischer Hinsicht ausgezeichnet und würde selbst in früheren Jahren höheren Anforderungen genügt haben. So ist Bosserts Buch berufen, uns das heute kaum noch erschwingliche Abbildungswerk von Maraghiannis, Antiquités crétoises, mehr als zu ersetzen und bildet zusammen mit Fimmens nachgelassenem Werke eine dankbar zu begrüßende und wertvolle Erweiterung der deutschen Literatur zum alten Kreta.

Mainz. Friedrich Behn.

Carl Clemen, Die griechischen und lateinischen Nachrichten über die persische Religion. Gedruckt mit Unterstützung des preuß. Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (= Religionsgeschichtl. Versuche und Vorarbeiten, XVII. Band, 1. Heft). Gießen 1920, Toepelmann. VIII, 232 S. 40 M.

J. Scheftelowitz, Die altpersische Religion und das Judentum. Unterschiede, Übereinstimmungen und gegenseitige Beeinflussungen. Gießen 1920, Toepelmann. VIII, 240 S. 48 M.

Der Sammlung aller auf persische Religion bezüglichen Zeugnisse griechischer und lateinischer Schriftsteller (Fontes historiae religionis Persicae, Bonn 1920), deren Verdienstlichkeit trotz verschiedener Einwände in der Wochenschrift 1920, 1110 ff. anerkannt worden ist, hat Verf. eine eingehende Behandlung aller dieser Zeugnisse auf dem Fuße folgen lassen. Die Problemstellung ist hierbei folgende. Vor dem Bekanntwerden der religiösen persischen Literatur war die europäische Wissenschaft für die Erforschung der persischen Religion allein auf die griechisch-römischen Berichte angewiesen. Auch die moderne Religionswissenschaft hat diese Quelle zwar nicht vernachlässigt, baut aber naturgemäß in erster Linie auf dem Awesta und den andern persischen Quellen. Verf. untersucht nun, welchen Wert im ganzen und im einzelnen neben diesen Primärquellen jene Berichte haben, und kommt zu dem Ergebnis, daß unsere Kenntnis der persischen Religion durch sie in recht erheblichem Maße ergänzt und bereichert wird. Das liegt einerseits an dem völligen Mangel historisch-wissenschaftlichen Sinnes bei den persischen Theologen, der alles Chronologische in dieser Literatur zu einem außerordentlich schwierigen Problem macht, andererseits an dem einseitig theologischen Charakter des Awesta, das, allein für den Gebrauch der Priester bestimmt, nur das in den Bereich der persischen Theologie Aufgenommene umfaßt und sehr vieles in das Gebiet der lebendigen Religion des persischen Volkes Gehörige unberücksichtigt läßt. Nach beiden Seiten hin bringen die griechisch-römischen Quellen höchst wertvolle Beiträge. Verf. untersucht der Reihe nach Zeit, Heimat und Wirkungsstätte und die näheren Lebensumstände Zarathustras, die persische Religion mit den Unterabteilungen „Die Religion der Achämeniden“ und „Die Religion des Volkes“ und

endlich „Die Magier". Der als wertlos erwiesenen persischen Tradition, die Zarathustra ins Jahr 595 oder 631 setzen möchte, stellt Verf. die Tatsache gegenüber, daß die ältesten griechischen Zeugen (seit dem 5. Jahrh.) ihn bedeutend früher ansetzen. Ihre freigebigen Zahlen sind zwar historisch wertlos, zeigen aber soviel, daß schon zur Zeit des Erwachens griechischer Wissenschaft Zarathustra für das damalige Bewußtsein der grauen Vorzeit angehörte und also jedenfalls weit älter ist als jene persischen Datierungen ihn ansetzen. Übrigens geht es wohl nicht an, die mehrfach auftretende Datierung „6000 Jahre vor Xerxes' Feldzug" oder ähnliches mit Clemen (S. 27) als runde Zahl anzusehen: der Zusammenhang dieser Zahl mit der bekannten Trimillenienrechnung der persischen Welterzählung springt doch zu sehr in die Augen, mag auch die Spezialerläuterung Schwierigkeiten machen. Minder ergiebig ist, was die griechisch-römischen Quellen über Heimat, Wirkungsstätte und nähere Lebensumstände Zarathustras mitteilen. Die ausführliche Erörterung Clemens (S. 28—53) zeigt eigentlich nur, daß alles von Griechen Berichtete legendär, anekdotisch, von hellenistischem Synkretismus durchtränkt und verfälscht, also historisch unbrauchbar ist. Clemens Schluß, daß auch die griechischen Quellen (gleich den persischen) auf Westiran wiesen, steht auf ganz schwachen Füßen. So bleibt nur das Resultat (S. 53): „Daß die Griechen seit der Mitte des 5. Jahrh. allerlei Geschichtliches und Ungeschichtliches von Zaraϑuštrō wußten und daß also wohl auch die Religion der Perser und ihrer Könige, von der sie weiterhin berichten, irgendwie von Zaraϑuštrō beeinflußt gewesen sein wird."

Bei der schwierigen Frage, ob und seit wann die Achämeniden Zarathustrier waren, gelangt auch Cl. zu keiner ganz klaren Antwort. Soviel ist indes gewiß, daß, besonders für die älteren Könige, die griechischen Nachrichten von großer Wichtigkeit sind. Wo — wie mehrfach — manche Zeugnisse für und andere wider jene Annahme sprechen, ist noch mehr, als Verf. dies getan hat, in Rechnung zu ziehen, daß die Perserkönige keine nach der einen oder anderen Seite festgelegten Theologen waren, sondern Menschen, die — sei es aus persönlichen, sei es aus politischen Gründen — zwischen den Polen eines strengen Zarathustrismus und einer laxeren Observanz im Sinne der Volksreligion schwanken konnten.

Das umfangreichste Kapitel des Buches (S. 95—204) ist der Behandlung der griechisch-römischen Angaben über die Religion des Volkes gewidmet. Ein großes, vielseitiges Material ist hier kritisch verarbeitet, und ohne Zweifel hat Verf. recht, wenn er zum Schluß sagt (S. 202), daß „das Bild, das wir uns von der persischen Religion auf Grund des Awesta machen konnten, durch die griechischen und lateinischen Nachrichten ganz außerordentlich bereichert worden sei", und es als unerlaubt bezeichnet, diese Zeugnisse „so wenig, wie das bisher üblich war, zu berücksichtigen". Leider aber hat Verf. die Brauchbarkeit dieses gehaltreichsten Kapitels seines Buches dadurch herabgesetzt, daß er in ihm — im Gegensatz zu den voraufgegangenen Kapiteln — den Stoff nicht sachlich gruppiert, sondern einfach chronologisch, von Aischylos an bis zum Byzantiner Konstantinos Kephalas im 10. Jahrh., die Zeugnisse der Reihe nach aufgezählt und besprochen hat. Dadurch ist der Stoff heillos verzettelt, und lästige und überflüssige Wiederholungen halten den Leser auf und lassen kein klares Bild in ihm entstehen. Wer über ein gewisses Element der persischen Religion, etwa die Verwandtenheirat, sich bei Cl. informieren will, der muß an der Hand des Index 14 verschiedene Seiten des Buches aufschlagen, um zu erfahren, daß erst der Autor und dann der und dann der die Sache erwähnt habe: statt daß an einer Stelle eine Zusammenfassung aller Zeugnisse und ein Versuch wirklicher wissenschaftlicher Ausmünzung des Materials geboten würde. So ist auch das Material über die persischen Bestattungsriten über 11 Stellen des Buches verzettelt. — Im Index II „Alte Autoren" hätten die einzelnen Stellen verzeichnet werden müssen, statt daß einfach z. B. unter dem Stichwort Herodot 37 Seitenzahlen aufgeführt werden. Wem nützt das?

Hinsichtlich der Heranziehung der modernen wissenschaftlichen Literatur zu den behandelten Fragen fühlt man sich bei dem gelehrten Verfasser der religionsgeschichtlichen Bibliographie in guter Hand. Gewundert hat mich nur, daß bei der Besprechung des Zrvanismus nicht auf die eindringenden Untersuchungen Eislers (in Weltenmantel und Himmelszelt) Bezug genommen ist, und S. 104 bei dem angeblichen weiblichen Mitra die Nichtbenützung meines Aufsatzes im ARW. XIII 264. Die Auswertung der Er-Eschatologie am Ende des Platonischen Staates, die ich in den Fontes historiae rel. Pers. vermißte, fehlt leider auch in diesem Buche, obschon S. 35 gezeigt ist, daß man schon im

3. Jahrh. v. Chr. diesen Er mit Zarathustra identifiziert hat. Überhaupt steckt im Platon mehr Persisches, als man gemeinhin ahnt.

Scheftelowitz will „die vielen Ähnlichkeiten und Berührungspunkte zwischen der Parsenreligion und dem Judentum, die teilweise bereits bekannt waren, teils von ihm bei genauer Durchsicht der authentischen Quellen aufgedeckt worden sind", behandeln und ihre Genesis klarlegen, um so die Beziehungen zwischen den beiden Religionen aufzuhellen und das Verständnis für ihre historische Entwicklung zu fördern. Über die bisherigen Behandlungen des Gegenstandes will das neue Buch einerseits durch vollständigere Materialsammlung, andererseits durch eine schärfere Untersuchung des Verhältnisses der beiden Religionen: ob die gleichen Züge in beiden spontan entstanden oder in der einen ursprünglich, in der andern übernommen sind usw., hinausführen. Um es kurz zu sagen: der erste Teil des Programms ist wesentlich gelungen, der zweite nicht.

Die Materialsammlung ist auf breitester Basis angelegt, und zwar beherrscht Verf. nicht nur die weitschichtige Masse der Dokumente zur parsischen und jüdischen Religion von den Anfängen bis zur Gegenwart, sondern als modern geschulter Religionshistoriker zieht er in der Erkenntnis, daß „zur richtigen Bewertung des Materials auch die Kenntnis der Religion der Primitiven erforderlich" ist, auch in erheblichem Maße die ethnologische Literatur, dazu vielfach die Urkunden der babylonischen, ägyptischen, griechischen, römischen, germanischen, besonders aber aus guten Gründen der indischen Religion heran. Den so bereiteten gewaltigen Stoff legt Verf. übersichtlich gegliedert in 20 Kapiteln seines zweiten (Haupt-) Teils vor, in dem „gleichartige Religionsvorstellungen im Parsismus und Judentum" hinsichtlich Dämonismus, Dynamismus, Magie, Apotropaea, Zeichen, Mythen und Legenden, in Ethik, Kultus und Sitten, gleichmäßige religiöse Ideenentwicklungen, Fravašismus, Unsterblichkeitsglaube, Jenseits- und Auferstehungslehren usw. behandelt sind. Das hier vereinigte Material ist unter allen Umständen von hohem Wert, auch wo weitergehende Wünsche unerfüllt bleiben. Denn nicht überall hat Verf. die gewaltige Fülle seines Stoffes so aufarbeiten können, daß er im einzelnen die schwierige, oft unlösbare Frage schärfer anfaßt, welchen Anteil am Auftreten des Gleichartigen jedesmal die allgemeine völkerpsychologische Grundlage hat, und wieviel auf das Konto der gegenseitigen Beeinflussung und Übertragung zu setzen ist. Da das Buch ausdrücklich die Untersuchung dieser Frage im Hinblick auf Judentum und Parsismus sich zur Aufgabe gemacht hat, so ist man oft erstaunt, die Frage gar nicht angeschnitten, sondern nur das persische, jüdische und sonstige religionsgeschichtliche Material zusammengestellt zu sehen. Jedenfalls aber repräsentieren diese Zusammenstellungen eine schätzenswerte Vorarbeit für derartige Untersuchungen.

Inwieweit das Material zuverlässig ist, habe ich natürlich nicht überall nachprüfen können. Wo ich auf dem mir nächstliegenden Gebiete nachforschte, fand ich mancherlei Flüchtigkeiten und Schönheitsfehler: man sollte Plinius Nat. Hist. doch nicht mehr nach den alten Kapiteln zitieren, die zum Teil fast ein Dutzend Textseiten lang sind; desgleichen Plautus und Terenz nicht mehr nach Akten und Szenen (auch stimmen S. 46 und 145 die angegebenen Verszahlen nicht, und das S. 145 gebrachte wörtliche Zitat [Poen. 4, 2, 20 statt 40] *Facio quod moechi haud ferme solent, referro salva vasa* enthält nicht weniger als fünf Fehler); S. 41 steht das Zitat „Ammianus, Anthol. Gr. II 11 und 13"; S. 110 „Strabo XI"; S. 122 „Strabo XV 3, 13"; S. 164 „Paus. I 4"; S. 208 „Plutarch, de Is. et Os. und Theopomp. (vgl. Rapp, ZDMG. 20, 60 f.)"; S. 211 „Plutarch, Themistokles"; was ist S. 143 „Isokrates, Tetral. 3, 61"? S. 169 steht ein deutsches Zitat aus Joseph. Bell. Iud. II 1 in Anführungszeichen: jeder muß das für eine wörtliche Übersetzung nehmen; es ist aber eine freie Wiedergabe des Sinnes. Nach S. 111 Anm. 3 soll bei Plin. XI 42 (d. i. 242) stehen, daß Zarathustra von zwei Schafen genährt worden sei: es steht aber nicht da. Die Behauptung S. 41, daß das Niesen bei Griechen und Römern als schlimme Vorbedeutung gegolten habe, wird durch das eigene Material des Verf. widerlegt (der übrigens die bekannteste Stelle Hom. Od. 17, 541 übersehen hat; vgl. auch Theokr. VII 96. Plat. Symp. 185 e. 189 a. Cat. 45 und dazu Friedrich). Selbst geprüft hat Verf. alle diese Stellen nicht. S. 143 wird Seneca als Vertreter des „Spätrömischen" aufgeführt. S. 159 wird Abraham Ben Meir Ibn Esra als Gewährsmann für die Lehre von der dreifachen Seele, der denkenden, animalischen und vegetativen, zitiert, ohne Aristoteles zu nennen. S. 52, wo der Zrvanismus, und S. 144, wo das Himmelskleid be-

handelt ist, hätte Eislers großes Buch nicht vergessen werden dürfen; wie man auch sonst zu ihm steht, an seiner Behandlung der genannten beiden Fragen kann doch niemand vorübergehen. S. 217 wird die Midrašdeutung von Gen. I 26 f., die Adam als Mannweib auffaßt, wunderlicherweise auf Plat. Symp. 189 d ff. zurückgeführt: vgl. N. Jahrb. XXXI 557 ff. Das Schlußkapitel „Entlehnung einer persischen und jüdischen Vorstellung aus dem Babylonischen: Astrologie" zitiert zwar die moderne Literatur über den Gegenstand (auch Fr. Bolls glänzendes Büchlein „Sternglaube und Sterndeutung"), hat sich aber die neugewonnene Erkenntnis der Astrologie als großer, philosophisch-religiöser Weltanschauung noch nicht zu eigen gemacht. Vom „astrologischen Aberglauben" sollte ein moderner Religionshistoriker doch nicht mehr reden. — Als störende Druckfehler vermerkte ich mir S. 109 „Im altindischen Epos kämpft Beowulf mit dem Wasserungeheuer Grendel" und 113 „Protos" für Proitos. „P. Wendland, Die hellenisch-römische Kultur" ist keiner, denn es steht zweimal so da, S. 226 und 227 (aber richtig S. 105).

Bei der großen Hauptfrage, wieviel — angesichts der überraschend weitgehenden Übereinstimmung der beiden Religionen in der Gottesauffassung, Ethik, Erlösungs- und Jenseitslehre — die eine der andern verdankt, wo die nur diesen beiden Religionen eigenen, nicht allgemein ethnischen, also gewiß doch nicht unabhängig voneinander und spontan (zu etwa gleicher Zeit in benachbarten Ländern!) erwachsenen Gedanken ihren Ursprung genommen haben, bei dieser Grundfrage verbaut sich Verf. den Weg zu klarer Erkenntnis durch seine nicht durchaus unvoreingenommene und voraussetzungslose Stellungnahme zu dem Problem. Wo immer auf diesen Punkt die Rede kommt, in der Einleitung, in dem Absatz über die Unterschiede zwischen Judentum und Parsismus, in den Kapiteln über Unsterblichkeitsglauben, Seelenschicksal und Auferstehung, wird alsobald die Stimme des Apologeten vernehmbar, der um keinen Preis zugeben mag, daß das Judentum irgend etwas Wesentliches aus anderem Volkstum empfangen haben könnte. Gewiß ist dieser Standpunkt menschlich und historisch begreiflich angesichts der überlauten pseudowissenschaftlichen Propaganda, die der semitischen Rasse alle irgendwie erheblichen Kulturgedanken und -taten, ja schließlich auch ihre größten Persönlichkeiten aberkennen möchte. Aber der platten Phrase von der gänzlichen Unoriginalität und Unfruchtbarkeit des jüdischen Geistes die These von seiner absoluten Originalität entgegenzusetzen, das hilft auch nicht weiter und verkennt die Grundwahrheiten und Grundgesetze welthistorischer Entwicklung. So bleibt der Hauptwunsch, den der Titel des Buches in einem rege werden läßt, unerfüllt. Doch wird es kein Leser aus der Hand legen, ohne reiche Belehrung empfangen zu haben.

Auffällig war mir, daß dieses streng wissenschaftliche Buch, das doch keineswegs nur auf deutsche Leser rechnet, in sogenannter deutscher Schrift (Schwabacher) gedruckt ist. Mit der Eigenbrödelei der Fraktur werden wir keine moralischen Eroberungen machen und unsere Weltgeltung nicht wiederherstellen.

Breslau. Konrat Ziegler.

F. Boll, Sinn und Wert der humanistischen Bildung in der Gegenwart. Heidelberg 1921, Winter. 36 S. 3 M. + Sort.-Zuschl.

Es ist ein Streitvortrag, den Boll im Kampfe für die Bildung der Jugend durch die humanistischen Studien in manchen Städten Badens gehalten hat. So betrachtet er in frischer, allgemein verständlicher Weise die Gegner der humanistischen Jugenderziehung, sucht nach der Begriffsbestimmung dessen, was man humanistische Bildung nennt, führt in packender Weise die Lehnwörter und Lehngüter vor, die die deutsche und überhaupt die Weltkultur dem griechischen und lateinischen Untergrund verdankt. Besonders glücklich widerspricht er dem Gedanken Spenglers, daß jeder wirkliche, nicht bloß vermeintliche geistige und seelische Zusammenhang zwischen den aufeinanderfolgenden Kulturphasen zu leugnen sei! Immer zugänglich auch müssen für eine auf das Echtmenschliche abzielende Jugendbildung bleiben die großen Werke der Kunst und Literatur der Griechen und Römer. B. ruft hier dazu auf, das leidige häusliche Präparieren der Schriftsteller, wenigstens zeitweise, zugunsten eines frischen Extemporierens in der Schule fallen zu lassen — ein überall nachahmenswerter Gedanke! Vor allem aber wirkt durchschlagend für Beibehaltung der humanistischen Jugendbildnng die Gewöhnung an geistige Präzisionsarbeit, zu der die alten Sprachen in unersetzlicher Weise von Sexta an die Jungen zwingen! Schließlich setzt sich der Verf. noch in einer tieffühlenden Art mit den drei Vorwürfen auseinander, das humanistische Gymnasium sei nicht national, nicht praktisch, nicht modern! Das „Deutsche

Gymnasium" lehnt B. entschieden als eng und unzureichend zur Einführung in die Kultur der Gegenwart ab. Hier finden sich auch sehr interessante Bemerkungen über Erfahrungen in Amerika und England verzeichnet. Für Reformen bezeichnet B. als notwendig, daß sie das Lebendige, das menschlich Bereichernde in der Schule zum vollen Rechte bringen: hier lesen wir Wünsche, wie sie jeder, der im tiefsten Herzen ein wahrer Freund des Humanismus ist, nur aufs eifrigste unterstützen kann; jeder sollte an seinem Teile, wo er auch steht, als Leiter oder Lehrer, daran arbeiten, daß solche lebendige Gedanken auch wirklich an allen Schulen zur Tat würden. Diese innere Reform, die die ewigen Bildungswerte der Antike wieder rein in ihrer zeitgemäßen Wirksamkeit zutage brächte, würde viele Klagen verstummen lassen, die ja vielfach mehr nur der Methode, nicht dem Arbeitsgebiete der humanistisch gerichteten Schule gelten!

Dem Büchlein, das das so zeitgemäße Problem eingehend und tief behandelt, muß man einen möglichst weiten Leserkreis, besonders unter den Eltern wünschen, die sich vor die Frage gestellt sehen, welchem Bildungsweg sie ihren Sohn anvertrauen wollen!

Dresden. Hans Helck.

Auszüge aus Zeitschriften.

Neue Jahrbücher. XXIV, 6/7.

(1) (233) **R. Laqueur**, Cäsars Gallische Statthalterschaft und der Ausbruch des Bürgerkriegs. II. Das Ende von Cäsars Statthalterschaft. (Vgl. N. Jahrb. XLV, 1920, S. 241 ff.) Ende 50 v. Chr. waren tatsächlich die zehn Jahre abgelaufen, für die Cäsar die Statthalterschaft Galliens zu führen übernommen hatte. Vom 1. März 50 an konnte Cäsars Statthalterschaft jeden Augenblick durch den Beschluß beendet werden: ut consul paludatus exeat in provinciam. Allein Pompeius ließ diesen Plan fallen, um jeden Anschein zu vermeiden, als bekämpfe er Cäsar (Cic., Ad fam. VIII, 11, 13). Er setzte schließlich den Ablösungstermin auf den 13. Nov. 50 fest. Pompeius und der Senat haben dem Geist der Lex Vatinia und Pompeia Rechnung getragen. Worüber aber brach nun der Bügerkrieg aus? (obscuritas quaedam, Cic. pro Marcello § 30) III. Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat. Aus de bell. civ. I 85, 9 geht hervor, daß Cäsar sich geschädigt fühlte, weil an Stelle des geregelten Geschäftsganges in den Magistraten eine Cliquenherrschaft getreten war, die den Gegnern eine Ausstattung ihrer Freunde mit Provinzen gestattete. Der eigentliche Kriegsgrund war, daß durch einen Senatsbeschluß vom 1. Jan. 49 v. Chr. Cäsar des beneficium populi Romani beraubt wurde, daß er sich als Abwesender im Juli 49 um das Konsulat hätte bewerben dürfen. Bei Betrachtung der Stellen über dies Plebiszit zugunsten Cäsars (bei Dio und Sueton) deckt Laqueur einen starken sachlichen Gegensatz zwischen beiden Quellen auf. Die Entscheidung wegen des Krieges lag eben in der formalen Frage, ob aus dem Plebiszit eine Verlängerung der Statthalterschaft abzuleiten sei. Dies Problem fand bei den beiden Parteien verschiedene Lösung. Der Senat hatte die Meinung, daß Cäsar bereits im Jahre 50 für 49 designiert werden könne; diese Ansicht verwirft aber mit scharfer Polemik gegen den Senat Cäsar selbst im bell. civ. an drei Stellen. Aus Cic., ad Att. VII 7, 6 aber folgt weiter, daß der Gegensatz bei Dio und Sueton der Gegensatz zwischen Cäsar und dem Senate ist. Diese verschiedene Erklärung des Plebiszits ist die obscuritas quaedam Ciceros, wie er es öffentlich nennt, während er in seiner Privatkorrespondenz mit zutreffendem Urteil von einer impudens postulatio Cäsars spricht. Den Konflikt möglich machte lediglich die Lücke im Plebiszit, daß nicht klar ausgesprochen war, ob das Sullanische Gesetz, das ein zehnjähriges Intervall für die Bekleidung derselben Magistratur festsetzte, durch es aufgehoben war (wie der Senat meinte) oder nicht (wie Cäsar behauptete). Denn so leitete Cäsar aus dem Plebiszit die Berechtigung ab, über seine zehn Jahre noch als Statthalter in der provincia zu bleiben, was der Senat natürlich nach seiner Auffassung nicht anerkennen konnte. Der Grund, warum Cäsar das Plebiszit auf diese Weise auslegte, ist darin zu finden, daß seine Bewerbung um das Konsulat in absentia im Jahre 50 für 49 aussichtslos war infolge des überragenden Einflusses des Pompeius in Italien. Überhaupt war eine friedliche Lösung des Konflikts zwischen den beiden Machthabern nicht mehr möglich, wenn sich nicht einer von ihnen freiwillig seiner Macht entäußerte. Für Cäsar war die Interpretation des Plebiszits der Vorwand, durch kriegerische Mittel die Stellung gegen Pompeius wiederzuerringen, die ihm zuletzt verloren gegangen war, dadurch, daß Pompeius als Herr in Rom weilte. — (251) **P. Geigenmüller**, Plutarchs Stellung zur Religion und Philosophie seiner Zeit. Aus drei Charakterzügen erwächst Plutarchs Harmonie im Denken und Handeln: aus Ehrfurcht, Selbstbeherrschung und Nächstenliebe. Geigenmüller behandelt Plutarchs Stellung zu dem Problem der Weltschöpfung und dem Weltschöpfer, neben dem die alten Volksgötter nur eine dienende Stellung einnehmen. Ferner handelt G. über Frömmigkeit und Gottesverehrung, über Dämonen und Heroen, über die πρόνοια θεοῦ, über Wunder und Aberglauben. Über die Menschenseele, das ὄργανον θεοῦ, hat Plutarch viele Betrachtungen angestellt, im Anschluß an Platon, Aristoteles und Xenokrates; ebenso finden sich Beobachtungen über die Tierseele. Die Anschauungen Plutarchs über Ethik

und Politik sind eng mit seinen religiösen Gedanken verknüpft. Interessant ist Plutarchs Stellung zu den Philosophenschulen: manches Gemeinsame verbindet ihn mit der Stoa; dagegen ist die Trennung seiner Anschauungen von denen der Epikureer viel tiefer. Freundlicher steht er der Schule des Aristoteles gegenüber, und großen Einfluß hatte auf ihn die Lehre der Pythagoreer, wie sich besonders in der Zahlensymbolik zeigt. — (271) **R. Pagenstecher** †, Die Landschaft in der Malerei des Altertums. Sinn für Natur und ihre Schönheiten hatten die griechischen Dichter und das Volk; die künstlerische Gestaltung von Landschaftsbildern aber in der Malerei der Griechen stand unter merkwürdigen Hemmungen; diese betrachtet Pagenstecher eingehender. Diese Hemmungen kannte nicht die kretisch-mykenische Kunst des 2. Jahrtausends v. Chr.: hier bewegt sich der Mensch zwischen Felsen und Sträuchern, auf blumigen Wiesen, so wie es die Wirklichkeit bot. Die griechische Kunst aber bevorzugt den Menschen: so ist es schon in der Kleinkunst der geometrischen Periode. Eine Änderung dieser Anschauung schien sich anzubahnen, als durch die Kolonisation die Kunst der östlichen Mittelmeerländer und namentlich Ägyptens sich für die Griechen erschloß. Aber außer der Hinzufügung einiger landschaftlicher Motive, z. B. auf Vasen aus kleinasiatischen Städten, lehnte das eigentliche Griechenland eine verstärkte Rücksichtnahme auf die Landschaft damals ab. Spuren eines starken Naturgefühls treten aber vor allem in Etrurien auf (Gräber des 6. und 5. Jahrh. v. Chr.; z. B. tomba della caccia e pesca). Die Alleinwertung der Menschengestalt setzt sich ganz durch in Griechenland zwischen 530 und 480 v. Chr. In diese Zeit fällt Polygnot von Thasos: die Anordnung seiner Figuren auf den Riesenwandgemälden in mehreren Ebenen übereinander ergibt sich daraus, daß er ein Mittel brauchte, um die vielen Gestalten über die Fläche verteilen zu können. Dargestellt bleibt der Mensch in seiner Vereinzelung. Die Bühnenmalerei scheint in seiner Zeit schon weiter gekommen zu sein: bemalte Wände zeigten landschaftliche Motive, um den Ort der Handlung anzudeuten. Das letzte Viertel des 5. Jahrh. bietet im Grabstein des Saugenes († 424) eine Reliefplastik mit Andeutung von Landschaft. Der Fall Athens erlaubt dem übrigen, namentlich westlichen Griechenland, in der Kunst eigene Wege zu gehen: das älteste reale landschaftliche Bild ist ein Werk aus Tarent: die Ficoronische Cista, die auf ein Originalgemälde des 4. Jahrh. zurückgeht. Einen großen Einfluß auf die Ausgestaltung der Landschaftsmalerei bringen die Züge Alexanders des Großen mit ihren Erfahrungen. Schon Mitte des 4. Jahrh. scheint Nikias seine Gestalten vor einen landschaftlichen Hintergrund gestellt zu haben (vgl. die pompeianischen Gemälde: Befreiung der Andromeda; Bewachung der Jo). Der Maler Antiphilos in Alexandria stellte seine Menschen auch in Innenräume hinein (vgl. als Beispiele zwei Grabsteine aus Alexandria und aus Pagasai in Thessalien). Jetzt setzt sich im Osten das Tafelbild als Wandschmuck durch. Es entsteht die Kunst des Bürgerhauses: der sog. erste pompejanische Stil, der in Alexandria geschaffen wurde. Zum dritten Male wirkte Ägypten auf die Malerei ein, besonders in Italien. Neben der Tafelmalerei im Osten blüht im Westen namentlich die Wandmalerei in weiteren drei Stilen. Die Tafelbilder aber werden im Westen gemäß dem intensiveren Naturgefühl der Italiker erweitert: namentlich wird die Landschaft ausgestaltet. Konturen und Zeichnung lösen sich in Farben und Licht auf (Impressionismus). Alexandriner und Römer schufen das, was wir heute Landschaftsmalerei nennen. P. wendet sich noch den dargestellten Landschaften zu, sowie der Betrachtung des überschätzten ägyptischen Einflusses in der römischen Malerei. Als die höchsten Leistungen griechisch-römischer Malerei betrachtet P. die feinen, zeichnerisch leicht hingeworfenen Bildchen aus den Jahren 63—79 n. Chr. in Pompeji: hier wirkt allein die Farbe (vgl. aus Pompeji die Pygmäen, in landschaftlicher Umgebung opfernd). Diese Malerei wurde für das spätere Altertum maßgebend; sie ging wohl aus von Ägypten, dessen audacia in der Abkürzung (compendiaria) in der Malerei Petron hervorhebt. Gegen diesen Stil der Aufgelöstheit aller Formen in Licht und Sonne tritt dann der byzantinische Stil als Reaktion auf. — (289) **K. Strecker**, Die deutsche Heimat des Ruodlieb. Gegen den Versuch von M. Wilmotte, den Ruodliebroman als die Übersetzung eines französischen höfischen Epos zu erweisen, das nach 1100 am Mittellauf der Maas, etwa zwischen Lüttich und Namur, entstand. Die eingehenden Darlegungen Streckers zeigen die Haltlosigkeit der sog. „Beweise" Wilmottes. — (305) **G. Salomon**, War Heinrich (VII.) ein Minnesänger? Eine Entgegnung. Gerichtet gegen die Behauptung Hallers (N. Jahrb. 1921, 109 ff.), die drei Minnelieder Heinrich VII., dem Sohne Friedrichs II., zuzuweisen. Die Lieder müssen aus inneren Gründen Heinrich VI. (um 1190 gegeben werden. — (II) (158) **Fr. Giesing**, Die Dauer des Bildungsganges bis zur Hochschulreife. In eingehender Darlegung werden folgende wichtige Fragen beantwortet: 1. Bedingt die durch reichsgesetzliche Einrichtung der Grundschule für unser höheres Unterrichtswesen geschaffene Lage eine Verkürzung des Bildungsganges der höheren Schulen? 2. Machen die durch die gesamte neueste Entwicklung des höheren Unterrichtswesens abgeänderten Aufgaben und Ziele dieser Schulen eine solche Verkürzung notwendig oder wünschenswert? 3. Inwieweit vermögen die höheren Schulen aus eigner Kraft nachteilige Wirkungen, die aus der neuen Schulgesetzgebung für sie hervorgehen könnten, von sich und ihrer Jugend abzuwenden? Besonders wichtig ist der Nachweis, daß in Deutschland überall dort, wo nicht durch Einrichtung sog.

„Vorschulen“ die Möglichkeit einer dreijährigen Vorbereitung vorlag, rund 95 Prozent aller Schüler vier Jahre einer Volksschule vor ihrem Übergange in die Sexta schon bisher durchlaufen hatten, also 13 Jahre bis zur Hochschulreife gebrauchten! Für die höhere Schule ist anzustreben, daß sie im Gegensatz zur Starrheit der Grundschule noch biegsamer, elastischer, freier in ihren Bewegungsmöglichkeiten werden muß. — (170) **F. Friedrich**, Der Geschichtsunterricht als Vermittler politischer Bildung. — (197) Akademische Kurse des Sächsischen Philologenvereins, Leipzig, 9.—14. Mai 1921. Kurze Inhaltsangaben und Würdigungen. — (204) **O. Immisch**, Gymnasialverein und Germanistenverband. Begrüßt mit Dank und Freude seitens des Deutschen Gymnasialvereins die Erklärung des Deutschen Germanistenverbands (Deutsche Bildung, 2. Jahrg., No. 2, Juni 1921) mit der Überschrift „Das Gymnasium und wir“.

Zeitschrift f. christl. Kunst. XXXIII, 11/12.

(158) **H. Mötefindt**, Zum Christusporträt. Neben dem Bilde im Vollbart und dem bartlosen Bilde finden sich Bilder mit Fräse und rasierter Oberlippe, zuerst auf einem Mosaik aus dem Mausoleum der Konstantina in Rom, wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. Anscheinend ist dieselbe Darstellung auch auf einer Marmorplatte des 3. Jahrh. aus der Katakombe des Thrason zu erkennen, eine Tracht, die auf syrischen Denkmälern aller Zeiten vorkommt, die aber die Christusdarsteller wahrscheinlich ihrer Umgebung entlehnten.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Alt, A., Die griechischen Inschriften der Palaestina Tertia westlich der ʿAraba. (Veröff. d. deutsch-türk. Denkmalschutz-Komm. Heft 2): *L. Z.* 37, Sp. 707 f. ‘Daß in dieser Veröffentlichung der Historiker mit dem Epigraphiker sich verbindet, macht sie uns wertvoll’. *V. S.*

Arnold, C. F., Die Geschichte der alten Kirche bis auf Karl den Großen: *L. Z.* 37 Sp. 698 f. ‘Das Werk wird sich durch seine Vorzüge seinen Platz als Studentenbuch sichern’. *E. Herr.*

Cagnat, R., et **Chapot, V.**, Manuel d'archéologie romaine, II: *Journ. des sav.* VII/VIII S. 178. ‘Reichhaltig und übersichtlich’. *M. Besnier.*

Cicero. M. Tulli Ciceronis de divinatione liber primus. Part I. II. With commentary by A. St. Pease: *L. Z.* 38 Sp. 724. ‘Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in der Erklärung’. *A. Klotz.*

Crump, M., The growth of the Aeneid: *Journ. des sav.* VII/VIII S. 182. ‘Ergebnisreiche Darstellung der Entstehung’. *S. Chabert.*

Goetz, K. G., Das Abendmahl eine Diatheke Jesu oder sein letztes Gleichnis?: *L. Z.* 37 Sp. 697 f. ‘Ernster Erwägung wert’, aber nicht überzeugend für *Fiebig.*

Heiberg, J. L., Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. (2. Aufl.): *Naturw. Woch.* 36, 38 S. 558. Empfohlen von *v. Wasielewski.*

Joël, K., Geschichte der antiken Philosophie. 1. Bd.: *L. Z.* 37 Sp. 699 f. ‘Läßt die geistige Führung der großen Individualitäten deutlich erkennen’. *A. Streuber.*

Kinkel, W., Allgemeine Geschichte der Philosophie. 1. Teil: Geist der Philosophie des Altertums: *L. Z.* 37 Sp. 700. ‘In der zielbewußten Beschränkung beruht der Eigenwert des Buches’. *A. Streuber.*

Kirchberger, P., Mathematische Streifzüge durch die Geschichte der Astronomie: *Zft. f. math. u. naturw. Unterr.* 52, 9/10 S. 238 f. ‘Findet hoffentlich die verdiente Beachtung’. *F. Kliem.*

Lambeck, G., Philosophische Propädeutik im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften: *Zft. f. math. u. naturw. Unterr.* 52, 9/10 S. 235 ff. Besprochen von *P. Bommersheim.*

Libanii opera. Rec. R. Foerster. Vol. X: Epistulae 1—839: *L. Z.* 37 Sp. 705. ‘Großes Werk’.

Linforth, M., Solon the Athenian: *Journ. des sav.* VII/VIII S. 180. ‘Brauchbare Stoffsammlung’. *A. Jardé.*

Michaut, G., Histoire de la comédie romaine. II. Plautus: *Journ. des sav.* VII/VIII S. 180. ‘Umfassend und eingehend’. *G. Lafaye.*

Noetling, Fr., Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide der mathematische Schlüssel zu den Einheitsgesetzen im Aufbau des Weltalls: *Naturw. Woch.* 36, 38 S. 559. ‘Gänzlich sinnloses Machwerk’. *Riem.*

Perdrizet, P., et **Lefebvre, G.**, Les graffites grecs du Memnonion d'Abydos: *Journ. d. sav.* VII/VIII S. 145. ‘Hervorragend’. *P. Jouguet.*

Schopf, E., Die konsonantischen Fernwirkungen: *L. Z.* 37 Sp. 705 ff. und 38 Sp. 724 f. ‘Hat die Grundlinien des fast unerschöpflichen Gebiets richtig herausgearbeitet’. *E. Fraenkel.*

Das **Srautasūtra** des **Āpastamba.** Aus dem Sanskrit übers. von W. Caland. 1. bis 7. Buch: *L. Z.* 38 Sp. 723 f. ‘Erster Versuch, eines der umfangreichen und schwierigen Ritualwerke in einer europäischen Sprache den Forschern der Religions- und Kulturgeschichte in extenso zugänglich zu machen’. *B. L.*

Testament, Neues. Handbuch zum N. T. Ergänzungsband. Hrsg. von H. Lietzmann. Die apostolischen Väter: *L. Z.* 38 S. 714 f. ‘Enthält wertvolle wissenschaftliche Arbeit’. *P. Krüger.*

Volz, P., Studien zum Text des Jeremia: *L. Z.* 38 Sp. 713 f. Anerkannt von *J. Herrmann.*

Mitteilungen.

Zu Herodot.

Herod. III 36, 9 (Hude) haben die Hss: κελεύων αὐτὸν Ἀράξην (bezw. Ἀράξεα) ποταμὸν διαβάντα ἰέναι ἐπὶ Μασσαγέτας. Da hier auf eine allgemein bekannte Tatsache hingewiesen wird, muß man ⟨τὸν⟩ Ἀράξην ποταμόν lesen, und die Beifügung dieses τὸν ist auch

notwendig, wenn man mit Herwerden ποταμόν streicht, wozu aber gar nichts zwingt. Herodot sagt stets ὁ Ἀράξης oder ὁ Ἀράξης ποταμός, vgl. I 201. 202. 205. 209. 211. 216. IV 40; nur IV 11 steht ποταμὸν Ἀράξην, aber hier ist ποταμόν augenscheinlich eine Erklärung, deren Aufnahme in den Text den Artikel verdrängt hat. — 49, 24 heißt es von den Korinthern und den Kerkyräern: νῦν δὲ αἰεί, ἐπείτε ἔκτισαν τὴν νῆσον, εἰσὶ ἀλλήλοισι διάφοροι ἐόντες ἑωυτοῖσι. Daß zu den zwei letzten Wörtern das Adjektiv fehlt, ist allgemein anerkannt. Zur Vervollständigung ergänzte man οἰκήιοι, συγγενέες, ὁμαίμονες oder sonst einen ähnlichen Begriff; aber dieser ist doch schon in ἐπείτε ἔκτισαν τὴν νῆσον zur Genüge ausgedrückt. Meiner Meinung nach mußte hier der Grund zu εἰσὶ ἀλλήλοισι διάφοροι angegeben werden; daher vermute ich φθονεροί, das hinter διάφοροι der gleichen Endung wegen ausfiel. — 50 am Schlusse schreibt Hude: τέλος δέ μιν περιθύμως ἔχων ὁ Περίανδρος ἐξελαύνει ἐκ τῶν οἰκίων; die Hss haben περιθυμῶι AB, περιθυμῶ C, περὶ θυμῶι P, περιθύμως R und dann ἐχόμενος, das Abicht in ἔχων änderte. Mir scheint dieses in allen Hss überlieferte ἐχόμενος auf περισπερχόμενος zu weisen; θυμῷ war eine Erklärung dazu, die, ursprünglich darüber geschrieben, dann in den Text geriet und die Verderbnis hervorrief. Das Verb σπέρχεσθαι gebraucht Herodot I 32 und V 33; die Form περισπερχεόντων = περισπερχομένων hat er VII 207. Pind. N. 1, 60 verbindet σπέρχεσθαι mit θυμῷ. — 61 am Ende wünscht der sterbende Kambyses den um ihn versammelten Personen alles Gute, wenn sie seinen letzten Wunsch erfüllen, andernfalls das Gegenteil davon; dann fährt er fort: καὶ πρὸς ἔτι τούτοισι τὸ τέλος Περσέων ἑκάστῳ ἐπιγενέσθαι, οἷον ἐμοὶ ἐπιγέγονε. Darin ist Περσέων unmöglich; denn alle Perser können nicht gemeint sein, und die damit bezeichneten werden im Vorhergehenden stets mit ὑμεῖς angeredet. Würde Περσέων fehlen, so würde man nichts vermissen; denn man ergänzt es aus dem Zusammenhang ganz unwillkürlich. Daher kann man auch nicht annehmen, daß es der Erklärung wegen an die Stelle von ὑμέων getreten ist oder wegen Fehlens von ὑμέων hinzugefügt worden wäre; eher wird es aus πρὸς θεῶν, das hier ganz an seinem Platze ist, verschrieben sein. — 67, 14 lautet die Überlieferung: διαπέμψας γὰρ ὁ μάγος ἐς πᾶν ἔθνος κτλ. Da das Subjekt dasselbe bleibt und die Erzählung in gerader Linie fortschreitet, ist dessen Wiederholung (ὁ μάγος) störend. Dies wünschte man lieber in 68 am Anfang: προεῖπε μὲν δὴ ταῦτα αὐτίκα ἐνιστάμενος ἐς τὴν ἀρχὴν κτλ. zwischen ταῦτα und αὐτίκα. Es scheint also ὁ μάγος hier an falsche Stelle geraten zu sein. — 71 am Anfang hat die eine Hss-Klasse ἐδίδοσαν σφίσι πίστις καὶ λόγους, die andere λόγους καὶ πίστις. Solche Abweichungen in der Wortstellung finden sich nun zwar auch sonst nicht gerade selten in den beiden Hss-Klassen; an unserer Stelle jedoch scheint mir die Verschiedenheit in der Stellung darauf hinzudeuten, daß καὶ πίστις späterer Zusatz ist. Im folgenden findet nur eine Beratung der sieben Perser statt. Daß keine πίστεις ausgetauscht wurden, geht aus der Befürchtung des Dareios hervor, die Tat könnte, wenn man sie hinausschöbe, dem Magier verraten werden, sowie aus der Drohung, er selbst werde dies tun, wenn man nicht sofort zur Ausführung schreite. Der daraufhin gefaßte Beschluß, sofort zu handeln, machte tatsächlich auch alle Sicherheitsmaßregeln gegen Verrat überflüssig. Mit Bezug auf unsere Stelle heißt es dann Kap. 76, 12 f. auch: ἐδίδοσαν αὖτις σφίσι λόγους, als sie den Selbstmord des Prexaspes erfuhren. — 81 Anfang in dem Bericht über die Beratung der Sieben, die den Usurpator Smerdis getötet hatten, welche Staatsform man jetzt für die Perser wählen solle, lesen wir: Μεγάβυζος δὲ ὀλιγαρχίῃ ἐκέλευε ἐπιτράπειν. Man will hier ἐπιτρέπειν intransitiv fassen = ἐπιτρέπειν τὴν ἀρχήν oder τὰ πρήγματα. Die zwei Stellen, auf die man für diesen Gebrauch bei Herodot hinweisen könnte, nämlich II 120 und III 130, passen nicht; hier wird aus den Partizipien ἀδικέοντι und χρεώμενος καὶ προσάγων leicht der Infinitiv zu ἐπιτρέπειν ergänzt. In dem Sinne, in dem das Verbum an unserer Stelle gebraucht ist, fügt Herodot stets einen Akkusativ bei: VI 26 τὰ πρήγματα, VII 52 σκῆπτρα τὰ ἐμά, IV 202 τὴν πόλιν und so auch I 64. V 106. VII 156. Ich vermute also, daß an unserer Stelle der notwendige Akkusativ ausgefallen ist, daß es also ursprünglich geheißen hat: ἐπιτράπειν τὸ κράτος vgl. weiter unten: τούτοισι περιθέωμεν τὸ κράτος.

Freiburg i. Br. Jakob Sitzler.

Isokrates und die Völkerrechtsidee.

In No. 10 dieser Wochenschrift (vom 5. März 1921) hat W. Gemoll die interessante Frage nach dem Ursprunge des antiken Völkerrechtsgedankens aufgeworfen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß Xenophon in den Memorab. IV 4, 19 den Grundsatz eines allgemeinen Menschenrechts ausgeprägt hat (Ἀγράφους δέ τινας οἶσθα, ἔφη, ὦ Ἱππία, νόμους; Τούς γ' ἐν πάσῃ, ἔφη, χώρᾳ κατὰ ταὐτὰ νομιζομένους . . .). Mit Recht erblickt Gemoll im Kosmopolitismus der älteren griechischen Philosophie eine Vorstufe für den Begriff eines allgemeingültigen Rechtes.

Zugegeben, daß in der angeführten Stelle der Memorabilien wirklich eine xenophontische und nicht vielleicht doch eine aus der Gedankenwelt der Sophistik herstammende Idee zum Ausdruck kommt, so bedarf doch die Behauptung von dem Verdienste Xenophons um die Ausprägung dieser Idee einer Einschränkung. Gemoll hat eine bedeutsame Etappe in der Geschichte des antiken Völkerrechtes übersehen.

Zeitlich am frühesten ist die Völkerrechtsidee ausgesprochen von Isokrates, und zwar in seiner Gerichtsrede πρὸς Καλλίμαχον 28: Die Verträge sind das einzig Gemeinsame, das alle Menschen umschließt. (Τούτῳ μόνῳ κοινῷ [sc. συνθήκαις] πάντες ἄνθρωποι διατελοῦμεν χρώμενοι. Vgl. auch das Voraus-

gehende.) Es gibt nach der in der Καλλίμαχος-Rede niedergelegten Anschauung des Isokrates eine die Gesamtheit des Menschengeschlechtes verpflichtende und bindende Rechtssatzung. Die isokratische Rede gehört zu den zwischen 402 und 390 gehaltenen gerichtlichen Reden, das IV. Buch der Memorabilien ist sicher nach 390 geschrieben. (Vgl. dazu Christ-Schmid, Lit.-Gesch. I^6 S. 509 f., 569.) Auch in einer späteren Schrift, im Symmachikos, bekundet Isokrates seine ernste Auffassung von der bindenden Gewalt der συνθῆκαι. Von den Athenern rühmt er (Symm. 81): sie wollten bei ihren Verträgen verharren wie bei einer Naturnotwendigkeit (ταῖς συνθήκαις ὥσπερ ἀνάγκαις ἐμμένειν ἀξιοῦντες).

Die Auffassung des Isokrates von einer allgemeingültigen, wie ein Naturgesetz verpflichtenden Rechtsnorm hat in seiner Schule Wurzel geschlagen. Der Isokrates-Schüler Ephoros preist es als hohes Verdienst der Athener, daß sie zuerst den Gesetzen über die Schutzflehenden bei allen Menschen Geltung verschafft haben (Diodor XIII 26, 3 in der auf Ephoros zurückgehenden Rede des Nikolaos: τοὺς περὶ τῶν ἱκετῶν νόμους παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις ἰσχῦσαι παρεσκεύασαν). Die Idee eines internationalen Rechtes ist hier unzweideutig ausgesprochen. Es gibt nach der ephoreischen Anschauung gewisse überstaatliche, für die ganze Menschheit verbindliche Satzungen und Verpflichtungen, deren Beachtung heilige Pflicht ist.

Gemoll überschaut kurz den Entwicklungsweg der Völkerrechtsidee, der von den Griechen zu den Römern führt. Dabei hätte Polybios erwähnt werden müssen, der sich um die weitere Ausgestaltung der Völkerrechtslehre ein bedeutendes Verdienst erworben hat. Bei Polybios tritt eine hohe Auffassung von der Bedeutung des Völkerrechts zutage. Vgl. z. B. II 58, 6 f. (κατὰ τοὺς κοινοὺς τῶν ἀνθρώπων νόμους. τὰ κοινὰ τῶν ἀνθρώπων δίκαια). IX 31, 6; συνθήκας, ὅρκους, τὰς μεγίστας πίστεις παρ' ἀνθρώποις. Vgl. auch die von R. v. Scala, Stud. d. Polyb. I 318 Anm. 2 angeführten Stellen. R. v. Scala führt die völkerrechtliche Lehre des Polybios im wesentlichen auf drei geistige Strömungen zurück: auf das den Achäern eigene Festhalten an den Völkerrechtsbegriffen, auf die peripatetische Gelehrsamkeit sowie auf die stoische Schule (Panaitios). Es darf, wie mir scheint, in diesem Punkte wohl auch an eine Beeinflussung des Polybios seitens des Publizisten Isokrates und seiner Schule gedacht werden. Der athenische Rhetor hat ja, wie ich an anderer Stelle zu zeigen versucht habe, zum Teil recht stark auf die Geschichtsschreibung, auch auf die des Polybios, eingewirkt.

Isokrates war es tatsächlich, der die Völkerrechtsidee zuerst mit programmatischer Deutlichkeit vertreten und damit den Anstoß zur Ausbildung einer Völkerrechtslehre gegeben hat.

Pirmasens (Pfalz). Max Mühl.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

C. Morawski, De scriptoribus Romanis III et IV post Chr. n. sacculi observationes. Warschau, Gebethner & Wolff.

Platons Staat. Text und Kommentar. Hrsg. v. O. Maaß. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

M. Ebert, Südrußland im Altertum. Bonn und Leipzig, K. Schroeder. 34 M.

H. Güntert, Von der Sprache der Götter und Geister. Halle (Saale), Niemeyer. 26 M.

K. Reinhardt, Poseidonios. München, Beck. 60 M., geb. 75 M.

R. Pettazoni, La religione nella Grecia antica. Bologna, Zanichelli.

Ὁμήρου ἔπη. Leipzig, Insel-Verlag.

Q. Horatii Flacci. Leipzig, Insel-Verlag.

Jacobus a Varagine. Legenda aurea. Leipzig, Insel-Verlag.

H. B. Bender, A Lithuanian etymological Index. Princeton, University Press. 5 sh.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdr k ei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" - jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 12. November. 1921. № 46

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Hugo Bier, De saltatione pantomimorum. Bonner Diss. 1920. Manibus, opera, sumptibus auctoris. 116 S. 4.

Der Verf. hat seine Dissertation eigenhändig mittelst Opalographen, dessen Gebrauch er im Felde gelernt, in klarer gleichmäßiger Schrift sauber vervielfältigt, mit zierlichem Titelblatt und gutem Umschlag ausgestattet, auch noch selbst gebunden. Selbst ist der Mann! Ein Vorbild will er den Kommilitonen geben, sich von den Druckern zu emanzipieren. Es geht. Freilich ist's ein Geschenk des Verf. an die Wissenschaft. Aber das waren die gedruckten Dissertationen früher auch. Nachahmung wäre sehr zu wünschen. Könnten sich studentische Wirtschaftsverbände nicht solcher Vervielfältigung annehmen, wie sie schon Buchbinderei betreiben?

Der Verf. stellt noch einmal das Material zusammen (S. 77 die sämtlichen namentlich bekannten Pantomimen) und arbeitet es von neuem durch. Er stellt fest, daß Pantomimus stets die Person, nie die Aufführung bezeichne, zeigt, daß etwa um 100 n. Chr. die ἱλαρωτέρα ὄρχησις verschwinde und fortan die pantomimische Kunst nur τραγικὴ ὄρχησις genannt werde. Ihre Stoffe nahm sie aus Götter- und Heldensage, vornehmlich der Tragödie, aber auch aus der Geschichte der Könige und Großen (qualitativ also auch damals nicht voneinander unterschieden), nie dagegen aus der Komödie. Nicht im Stoffe, nur in der Darstellungsart, die aber nie skurril war, können sich also die beiden Arten der Pantomimenkunst unterschieden haben, wie ja ihre Schöpfer Pylades und Bathyllos in der Zeit des Augustus mit dem gleichen Stücke konkurriert haben.

Ihr Tanz wurde begleitet von einem Chor, der einen eigens gefertigten Text sang, so gut griechisch wie lateinisch, und der Symphonia eines stark besetzten Orchesters, in dem auch Fisteln und Cymbeln mitwirkten. Den Ursprung dieser Musik weist der Verf. in Ägypten nach. Dort sucht er auch im Gegensatz zu Grysar und allen Gelehrten den Ursprung der Pantomimenkunst überhaupt. Mit Freude begrüße ich die Erlösung von der bisher herrschenden unglaublichen Annahme, sie sei italisches Gewächs. Der Verf. zeigt, daß die Überlieferung das nicht sage. Alle Pantomimen stammen aus dem Osten, nur einer aus Italien, auffallend viele aus Ägypten (Alexandrien). Daß aber im Isiskult diese Kunst erwachsen sei, das hat auch der Verf. nicht bewiesen und ist unbeweisbar. Diese Frage kann m. E., wenn überhaupt, der Lösung nur näher gebracht werden, wenn man die gesamte, recht dürftige Überlieferung über Tanz und Mimus zusammennimmt. Die Versuche scharfer Scheidung, die Verf. macht, überzeugen nicht in der Isolierung der Untersuchung auf die Panto-

mimen. Der Zusammenhang der mit großem Apparat ausgestatteten Kunst des Pylades und Bathyllos mit den bescheidenen Vorführungen, wie sie Xenophon schildert, und den μιμολόγοι, die eine ὑπόθεσις der Ἔχυρα geben (Athen. Mitt. XXVI 1901, 1 = M. Bieber, Denkmäler zum Theaterwesen [1920] S. 178) ist doch handgreiflich.

Lebendige Vorstellung von Aufführungen und der Kunst der Pantomimen, die einst die Massen entflammte und vornehm und gering ergriff, ermöglicht das Material nicht.

Leipzig. Erich Bethe.

Tenney Frank, Tulliana. Aus: Amer. journ. of philol. XLI No. 3 p. 275—282.

Der Aufsatz behandelt einige, teilweise viel erörterte Stellen besonders der ciceronischen Briefe. Att. XVI 11, 1 bezieht der Verf. *illis III viris* auf die drei Gatten der Fulvia. Im Gegensatz zu Sage Amer. journ. of philol. 1918 p. 367 sq., der die lex Vatinia wegen der Reihenfolge bei Sueton ans Ende von Cäsars Konsulatsjahr setzt, tritt er für die Mommsensche Datierung bald nach dem 1. März 59 ein. Att. I 16, 10 *surgit pulchellus puer, obicit mihi me ad Baias fuisse. falsum, sed tamen quid hoc?* ist *falsum* anstößig, da die Tatsache stimmt. Daher vermutet der Verf. ansprechend: „*salsum*".

Gegenüber der Ansicht von Dessau Herm. 1911 p. 613, daß der Klient Ciceros, der Bankier Rabirius Postumus mit dem bei Cicero in den Briefen öfters als Amtsanwärter erwähnten Curtius Postumus gleichzusetzen sei, kehrt der Verf. mit Recht zu der früheren, auch von Münzer (P.-W. IV 1869) vertretenen Ansicht zurück, der in diesem M. Curtius Postumus sieht, für den Cicero sich um ein Militärtribunat bei Cäsar bemüht (ad Q. fr. II 13, 3 III 1, 10: 54 a.). An der verzweifelten Stelle ad Q. fr. II 9 (8) 3 *habemus hanc philosophiam non ab Hymetto, sed ab araxira* (oder *arayira*) stellt der Verf. drei Vorschläge zur Auswahl: *ab* Στάγειρα oder *a Gadara Syra* oder *a barone Syro*, von denen der erste sachlich, die beiden anderen sprachlich unmöglich sind. Auch Att. XII 6, 2 scheint mir die Deutung des Verf. *amo enim* πάντα Φιλόδημον nicht die Lösung der Schwierigkeit zu enthalten.

Erlangen. Alfred Klotz.

J. J. B. Mulder, Quaestiones nonnullae ad Atheniensium matrimonia vitamque coniugalem pertinentes. Specimen litterarum inaugurale. Utrecht 1920. Bosch. VIII 152.

Die inhaltreiche Arbeit, mit der sich die Verf. den Doktorhut erworben hat, bietet mehr, als der bescheidene Titel „Quaestiones nonnullae" vermuten läßt. Zwar beschränkt sie sich auf Athen und Attika des 5. und 4. Jahrh. v. Chr.: ausgeschlossen bleiben die Städte Kleinasiens mit ihren lockeren Sitten und der Kriegerstaat Sparta mit den Besonderheiten der Lykurgischen Verfassung; ausgeschlossen bleiben ferner, von einigen vergleichenden Ausblicken abgesehen, die Zeiten der homerischen Epen und des Hellenismus. Aber innerhalb dieses scharf abgegrenzten Gebietes hat die Verf. den umfänglichen Stoff mit Fleiß und Umsicht zusammengetragen und dabei alle wichtigen Fragen, die sich auf die Ehe bei den Athenern der klassischen Zeit beziehen, nach der politischen, militärischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, religiösen und ethischen Seite mit gesundem Urteil erörtert. Dabei hat sie die Gruppen der Gewährsmänner, die Philosophen, die Tragiker und den Komiker Aristophanes, die Historiker und die Redner scharf geschieden und sie mit behutsamer Kritik je nach ihrem verschiedenen Werte für die vorliegende Aufgabe richtig eingeschätzt. Auch an den Vasenbildern und Grabdenkmälern ist sie nicht vorübergegangen.

Im 1. Kapitel weist Mulder im einzelnen nach, daß nicht nur Plato und Aristoteles in ihren theoretischen Schriften über den Staat den Eintritt der Männer in die Ehe erst in die Mitte der dreißiger Jahre gesetzt haben, sondern daß auch im wirklichen Leben die jungen Männer von Athen verhältnismäßig spät geheiratet haben, schon aus dem rein praktischen Grunde, weil die kleinen Landgüter in Attika dem Sohne erst dann die Mittel zu einem eigenen Hausstande gewährten, wenn der alternde Vater sich auf sein Altenteil zurückzog. Dazu scheinen freilich die Hochzeitbilder auf Vasen nicht zu stimmen, auf denen der Bräutigam meist unbärtig dargestellt ist. Nun ist gewiß richtig, daß die Griechen seit dem 5. Jahrh. bis auf Alexander den Großen im allgemeinen den Bart getragen haben. Aber er war doch wohl das Zeichen des reifen Mannes. Die jungen Herren werden es sich auch in dieser Zeit nicht haben nehmen lassen, als Zeichen ihrer Jugend sich rasieren zu lassen, und Barbiere werden auch in der alten Komödie häufig genug erwähnt. Überdies wird manchem in so jungen

Jahren eben von Natur noch kein Vollbart gewachsen sein. Jedenfalls können wir trotz der Vasenbilder mit M. annehmen, daß die jungen Athener in der Regel erst als Dreißiger in den Stand der Ehe getreten sind. Mit Recht bringt M. mit diesen Zuständen die Ausbreitung des Dirnenwesens in Verbindung, an dem die Alten wenig Anstoß genommen haben, während sie über den Ehebruch mit einer Freien ziemlich strenge Anschauungen gehabt haben. Die Mädchen der freien Bürger Athens wurden dagegen ziemlich jung verheiratet, in der Regel im Alter von 18—20 Jahren, meist ohne einen nennenswerten Einfluß auf die Gattenwahl ausüben zu können, da der Vater oder nötigenfalls der Bruder die Heirat mehr als ein Geschäft erledigte, bei dem das Ansehen der Familie der Braut oder die Größe der Mitgift vornehmlich den Ausschlag gab. Überhaupt entsprangen die Beweggründe, aus denen die Athener eine Ehe zu schließen pflegten, wie im 2. Kapitel nachgewiesen wird, in der Hauptsache recht nüchternen Erwägungen, die freilich gelegentlich eine tiefere Neigung nicht ausschlossen. Die Hausfrau sollte dem Mann den Haushalt besorgen, kochen und waschen, spinnen und nähen, die Mägde beaufsichtigen und das Erworbene zusammenhalten. Der wichtigste Zweck der Ehe war, Kinder zu erzeugen, für einen Stammhalter zu sorgen, der die Familienheiligtümer bewahren, den alternden Vater ernähren und ihm schließlich die letzten Ehren erweisen konnte. Darum stehen dem Mann die Kinder näher als die Gattin, wie sich in der von M. durch eine Menge Beispiele belegten Reihenfolge der Worte παῖδες καὶ γυναῖκες kundgibt, während wir im Deutschen „Weib und Kind“ sagen. Ein anderer wichtiger Grund zur Eheschließung war die Bürgerpflicht, den nötigen Nachwuchs an junger Mannschaft zu erzeugen, der die Freiheit des Vaterlandes mit der Waffe in der Hand verteidigen könnte. Doch ist die Zahl der Kinder, wie M. durch eine sorgsame Statistik aus der Prosopographia Attica Joh. Kirchners erhärtet, in Attika bei den einzelnen Familien niemals groß gewesen, offenbar weil die beschränkten Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung einen größeren Kinderreichtum nicht erlaubten. Die meisten Eltern hatten nur zwei Kinder, von denen der männliche Erbe die Überlieferung der Familie weiterführte. — Das 4. Kapitel handelt von den Frauentugenden, ohne für Attika etwas Besonderes zu erbringen: das Hauswesen zu besorgen, sich häuslich zu halten, in Ehrerbietung vor dem Gatten zu schweigen, das kennzeichnet die gute Hausfrau in Athen; Schönheit, Anmut und Keuschheit wird an Mädchen gerühmt. Wenn von der Frau vielfach die Tugend der σωφροσύνη gefordert wird, so faßt M. diesen Begriff zu eng, wenn sie meint, das beziehe sich nur auf die Zurückhaltung gegenüber fremden Männern. Für Klytämnestra ist das richtig, die bei Euripides Iphig. in Aul. 1159 von sich selbst sagt: εἰς Ἀφροδίτην σωφρονοῦσα. Aber an anderen Stellen bezeichnet σωφρονεῖν einfach die eine der vier Haupttugenden: den gesunden Sinn für das rechte Verhalten in jeder Lebenslage, nicht bloß im Liebesleben.

So ist die in einem leicht lesbaren Latein geschriebene Arbeit, die — nebenbei bemerkt — auf bestes Friedenspapier gedruckt ist, wie wir es zurzeit in Deutschland nur selten zu sehen bekommen, zwar nicht gerade reich an neuen wissenschaftlichen Ergebnissen, bietet aber eine bequeme Übersicht über den reichhaltigen Stoff zur Kenntnis der Ehe und des ehelichen Lebens der Athener in klassischer Zeit: gar manche Stelle erhält, durch neue Gruppierung in anderen Zusammenhang gerückt, eine neue Beleuchtung.

Leipzig. K. Tittel.

Camillo Praschniker, Muzakhia und Malakastra. Archäologische Untersuchungen in Mittelalbanien. S.-A. aus den Jahresheften des Österreich. Archäolog. Instituts, Bd. XXI/XXII. Wien 1920, Hölder. 236 S., 131 Abb. 60 M.

Praschniker läßt dem ersten mit Schober gemeinsam verfaßten Bericht (s. d. Wochenschr. 41, 1921 No. 5 S. 105 ff.) einen zweiten folgen, welcher eingehendere Untersuchungen auf dem Gebiet von Apollonia und Byllis, Forschungen über den Verlauf der Via Egnatia und endlich eine Reihe von Kunstwerken enthält, die zum größten Teil auf dem Boden von Apollonia gefunden wurden.

Aus dem sehr reichen und in sorgsamster Weise vorgelegten Material sei nur weniges hervorgehoben. Der Plan von Apollonia konnte wesentlich verbessert werden. Schürfungen innerhalb der Stadtmauern ergaben Reste von verschiedenartigen Bauten und den Eindruck, als sei die Stadt planmäßig angelegt. Der im ersten Bericht als ionisch angesprochene Tempel von Krügjata hat sich als ein sehr opulenter korinthischer Grabbau flavischer Zeit entpuppt. Er liegt inmitten eines ausgedehnten Gräberfeldes, welches Keramik vom 4. vorchristl. Jahrh. an lieferte. Die Keramik auf dem Stadtgebiet von Apollonia selbst beginnt in protokorinthischer Zeit. Das von Plinius erwähnte berühmte

Nymphaeum an der Grenze gegen die Amantes und Bulliones wird vom Verf. bei Frakula Pascha identifiziert, wo sich noch Reste der Naturmerkwürdigkeiten finden, welche einst diesen Punkt berühmt machten. Es waren Erdölquellen und Asphaltlager. Zahlreiche antike Ziegel beweisen die Besiedelung des Platzes im Altertum.

Von besonderem Gewicht für die kunstgeschichtliche Forschung können die Einzeldenkmäler werden, wenn von ihnen in ruhigeren Zeiten größere Abbildungen gegeben werden. Wir hoffen, daß dies möglich sein wird, obwohl bei dem Rückzug der österreichischen Armee die von Praschniker zum Teil schon in Sicherheit gebrachten Monumente wieder verloren gegangen sind. Vor allem interessant sind die Grabdenkmäler, deren schönste und reichste Form in hohen, über einem Naiskos aufragenden Giebelstelen besteht, die in der Nische des unteren Teiles skulpierte oder gemalte Bilder des Toten, im oberen Ornamente, figürliche Reliefs, Kämpfe, Sirenen und dergleichen aufweisen. Das Material ist ein sehr feiner, leicht zu bearbeitender gelblicher Kalkstein. Diese Grabmalform ist bisher außerhalb der Grenzen von Apollonia noch nicht bekannt, doch weist ihr Stil hinüber nach dem italischen Festland, und zwar, wie ich P. bestätigen kann, nach Tarent. Wir werden im ganzen Umkreis antiker Kunst nirgends so viel verwandte sepulkrale Kunstwerke finden wie in dieser Stadt, die nicht nur für Unteritalien, sondern wie es immer mehr den Anschein gewinnt, auch für die westliche Balkanhalbinsel kulturell maßgebend gewesen ist. Nicht nur, daß die Reliefbehandlung und die eigentümliche starke Lichtwirkung der Steine von Apollonia auf den bekannten Reliefs tarentinischer Grabdenkmäler wiederkehrt, auch die großen Sarkophage, von denen P. spricht, sind in Tarent zahlreich; man sieht sie sowohl im Museum wie bei gelegentlichen Ausgrabungen oft genug. Grabstelen des Museums von Syrakus sind im Aufbau denen von Apollonia noch am ehesten verwandt. Auch ist zu erwägen, ob nicht die beiden Berliner Reliefs aus Tarent (Arch. Anz. 1919 S. 107 f.) in solchen jetzt leeren Naiskoi (aus Solunt befinden sich einige in Palermo) gesessen haben könnten. Die mythologische Deutung der Darstellung ist nicht gesichert.

Amelung hat vor kurzem auf die Beziehungen zwischen der Kunst Siziliens und der von Olympia hingewiesen. Es wird noch zu wenig beachtet, daß auch die tarentinischen Terrakotten den Olympiaskulpturen vielfach außerordentlich nahestehen. Es wäre verkehrt, aus solchen Übereinstimmungen auf eine Durchdringung der Magna Graecia durch westgriechische Kunst zu schließen. Das Gegenteil wird sich im Laufe der Zeit als das Richtige herausstellen. Die überragende Bedeutung Unteritaliens und Siziliens wird immer deutlicher. Der Wagenlenker von Delphi ist ein wichtiges Dokument. Es wäre förderlich für die Erkenntnis unteritalischer Kunst, wenn P. in seinem für die Philologenversammlung in Jena angekündigten Vortrag auch auf diese Fragen eingehen würde. Kunstgeschichtlich sind von den Problemen, welche sich aus seinem schönen und interessanten Reisebericht ergeben, diese die wichtigsten. Das außerordentlich seltsame apulische Mosaik von Dyrrhachium, welches noch dem 4. vorchristlichen Jahrh. angehört, kann in seiner Bedeutung auch in diesem Sinne garnicht überschätzt werden.

Rostock. Rudolf Pagenstecher †*).

*) Durch den am 31. August d. J. erfolgten Tod des hervorragenden Gelehrten hat auch die Philol. Wochenschrift einen treuen Mitarbeiter verloren, dessen Verlust sie schmerzlich beklagt. [F. Poland.]

Neues Leben im altsprachlichen Unterricht. Drei Preisarbeiten. **Albert Dresdner**, Der Erlebniswert des Altertums und das Gymnasium. **Richard Gaede**, Welche Wandlung des griechischen und lateinischen Unterrichts erfordert unsere Zeit? **Ottomar Wichmann**, Der Menschheitsgedanke auf dem Gymnasium. Berlin 1918, Weidmann. II, 177 S. 8. 6 M.

Wenn je eine Preisausschreibung auf dem Gebiete der Pädagogik berechtigt gewesen ist, so ist es die, deren Ergebnis ich hier, mit der Bitte um freundliche Nachsicht für die Verspätung, zu besprechen versuche; denn es ist zweifellos richtig: das Gymnasium muß, um sich seinen Fortbestand zu sichern, ein klares Ideal vor Augen haben, darf nicht „wie ein welkes Blatt im Wirbel der Tagesmeinungen treiben“ (S. 136), was ja viele heute für sein unabänderliches Schicksal halten, weil sie das Problem der klassisch-humanistischen Bildung nicht vom Standpunkt einer tiefer schürfenden kulturpolitischen Betrachtung aus ins Auge fassen.

Die Preisfrage der Vereinigung der Freunde des Humanistischen Gymnasiums für Berlin und die Provinz Brandenburg wollte dargelegt sehen, wie „sich der innere Ertrag des Unter-

richts in den beiden alten Sprachen, in Darbietungen und Anforderungen, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend steigern läßt", und die beigegebenen Erläuterungen wiesen besonders auf die letzten Schuljahre und auf die Notwendigkeit der Gestaltung des Unterrichts zu einem „dauernd wirksamen Erlebnis" hin: von den drei Arbeiten, die aus der Gesamtzahl von 32 Bewerbungsschriften hier znm Abdruck gebracht sind, haben diesem Gesichtspunkt der Erlebnisgestaltung die an erster Stelle stehende, preisgekrönte Arbeit Dresdners und die Stndie Wichmanns, die den Schluß des Buches bildet, am meisten Rechnung getragen, während der Eigenwert der Ausführungen Gaedes wohl vor allem auf den höchst beachtenswerten Winken des erfahrenen und mit der Unterrichtspraxis vollvertrauten Schulmannes beruht; es ist ein schöner Erfolg der Preisausschreibung, daß sie drei voneinander so weit verschiedene, in allem Wesentlichen aber so harmonisch zusammenklingende Schilderungen der wahren Aufgaben des Gymnasiums gezeitigt hat.

Ich kann aus der Fülle von Anregungen, die die drei Schriften bringen, an dieser Stelle nur einzelnes herausgreifen. Dresdner fordert (S. 34) mit Recht, daß das Altertum sich dem Gedächtnis des Schülers „nicht als eine Masse lateinisch und griechisch bedruckten Papiers, sondern als die bewegte Welt reicher, geistig reger, unendlich verschiedener Individualitäten einpräge"; erreichbar ist das nur, wenn auf der Oberstufe der grammatische Betrieb erheblich eingeschränkt wird und eine reiche Auswahl antiker Schriftsteller, für die das Gegenstück zu dem v. Wilamowitzschen griechischen Lesebuch noch aussteht, in lebendig fortschreitender, namentlich auf „Durststrecken" (S. 24) durch die Heranziehung von Übersetzungen gestützter Lektüre des Schülers geboten wird; Art und Behandlung der Auswahl muß durch das Ziel bestimmt sein, das Altertum als einen geistigen Organismus — ohne „Götzendienst" (S. 35)! — anschaulich zu machen und von diesem Standpunkt aus der Jugend auch die „historisch gegebene Antinomie der deutschen Bildung" mit ihren zum Teil germanischen, zum Teil antiken Quellen verständlich zu machen; die anderen Schulfächer aber müssen den altsprachlichen Unterricht bei seinen Bestrebungen wirksam unterstützen. Dem Wort von der „toten Antike" hält der Verf. treffend entgegen, daß die Antike gerade als „das einzige völlig zu Ende erlebte große Erlebnis der abendländischen Kultur" ihren einzigartigen Wert hat. Über die Möglichkeit, der Arbeit der Oberklassen im Sinne aller dieser Ausführungen schon auf der Unter- und Mittelstufe vorzuarbeiten, hätte nach meiner Ansicht zum mindesten eine kurze Andeutung nicht fehlen dürfen.

Ans Gaedes Arbeit möchte ich vor allem die erfreulich entschiedene Betonung des lauten Lesens der altklassischen Texte hervorheben: man kann mit der Vernachlässigung dieses Lesens im Unterricht und bei den Reifeprüfungen unserer Gymnasien znm Teil recht trübe Erfahrungen machen. Dem Ruf nach Erweiterung des Lesestoffes kann ich nur von Herzen beistimmen; daß dabei neben Seneca auch altchristliche und mittelalterliche Schriftsteller nicht ausgeschaltet werden, ist voll berechtigt; neben Claudian und Minucius Felix hätte Prudentius wohl erwähnt werden sollen. Sehr mit Freude zu begrüßen ist des Verf. herzhaftes Herantreten an die freie Handhabung der lateinischen Sprache, wobei freilich offen bleiben mag, ob man sie auch auf den Protrepticus über gesundes Sexnalleben (im Anschluß an Tacitus Germ. c. 10) ausdehnen soll; ebenso wertvoll ist das, was über die Studientage und über die private Lektüre gesagt wird, und wenn die Lehrenden sich auf so geeignete Fälle wie den S. 98 aus Tacitus Germ. c. 11 herangezogenen beschränken, so soll man ihnen nach meiner Ansicht gewiß nicht verwehren, auch einmal eine Frage der Textkritik zu berühren. Starke Bedenken habe ich gegen des Verf. Ansicht, daß die in Quarta einsetzende neuere Sprache ein „Fremdkörper" ist, der erst in Untersekunda erscheinen sollte; ebenso erscheint mir der Vorschlag besonderer Stunden für die archäologische Belehrung anfechtbar — wenn wir übrigens nur erst so weit wären, daß alle unsere Studenten der klassischen Philologie es für selbstverständlich halten, archäologische Vorlesungen zu hören und bei der Staatsprüfung Archäologie als Zusatzfach hinzunehmen! Ich finde immer wieder auch in der jüngeren Generation der Altphilologen Lehrer, die der nötigen Sachkenntnis entbehren und daher die von Gaede S. 97 geäußerte Hoffnung auf Verwendung der Denkmäler bei der Schriftstellererklärung durchaus nicht oder nur sehr mangelhaft erfüllen können.

Wichmann gliedert seine an feinen philosophischen Bemerkungen reiche Arbeit in vier Einzelbilder: die Apologie soll „die Bedeutung der großen Persönlichkeit in der Geistesgeschichte", der Gorgias die „Macht der Idee", Phaedon „Natur und Menschheit" und endlich

die Sestiana Ciceros den Kampf mit dem „Sturm der Ideen“ im Staatsleben darstellen, und es freut mich besonders, daß der Verf. für das Verfahren der Schule bei der Gestaltung dieser Bilder die Selbsttätigkeit der Schüler grundsätzlich in weitem Umfange fordert. Sachlich dagegen habe ich gegenüber dem letzten Abschnitte sehr starke Bedenken: die Vorstellung, daß Rom nach dem zweiten punischen Kriege ein „ruhiges Nebeneinanderbestehen der gesitteten Welt wollte, aber keinen Frieden finden konnte“, scheint mir von Grund aus irrig, und ich möchte unsere Lehrer vor der mit ihr verbundenen Parallele zwischen Rom und unserem Vaterlande dringend warnen; wenn der Verf. weiterhin den Vorschlag macht, den Gedankenkreisen des lateinischen Unterrichts der Oberklassen Mommsens Werk zugrunde zu legen, so tritt man der bleibenden Bedeutung dieses Meisterwerkes plastischer Geschichtschreibung gewiß nicht zu nahe, wenn man in der Subjektivität, die neben dem wundervollen Reiz der Darstellung seine Stärke bildet, doch einen sehr erheblichen Grund gegen die von W. vorgeschlagene Verwendung erkennt. Sehr gut und richtig scheint mir das, was der Verf. über die Macht und Wirkung der altrömischen Religion (S. 154 ff.) vorträgt, aber wertvoller noch wäre es nach meiner Ansicht, wenn die beiden Begriffe der „disciplina populi romani“ und der „Fortuna populi romani“ in den Vordergrund gestellt würden; denn in ihnen tritt uns — neben der χαλοχἀγαθία der Griechen — der zweite große Gedanke entgegen, den das Altertum der strebenden Menschheit als Zielpunkt ihrer Arbeit an sich selbst gesetzt hat — ein Unterricht, der aus dem Altertum die in diesen Ausdrücken enthaltenen Werte nicht bewußt zu gewinnen weiß, ist der wichtigsten Aufgabe des Gymnasiums fern geblieben.

Es ist in dem vorliegenden Buche an vielen Stellen vom „Erlebnis“ die Rede: möchte auch das Buch selbst recht vielen Vertretern des Gymnasialunterrichts zum Erlebnis werden! In dem Sinne nämlich, daß der Pessimismus mancher Gymnasialschulmänner sich an seinem Inhalte aufrichtet, die Zuversicht derer, die schon in seinem Sinne arbeiten, an ihm einen Rückhalt findet und die leider nicht ganz geringe Zahl derer, die seine Imperative noch nötig haben, zu freudigen eigenen Versuchen nach seiner Anleitung veranlaßt wird!

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Bayer. Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen. LVII, 3.

(97) **M. Betz**, Von zeitgemäßem Beleben und Erleben antiken Unterrichtsstoffes. Die Reden Xenophon Anab. III 1 ff. wurden von Schülern frei und lebendig vorgetragen. — (99) **W. Bachmann**, Erstrebtes und Erprobtes im Aufsatzunterricht. — (112) **F. Gebhard**, Über die Volkshochschule. — (120) **A. Patin**, Lorenz Englmann. Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag. — (124) Bücheranzeigen.

Jahresberichte des philologischen Vereins zu Berlin. XXVII, 1.

(1) **O. M.**, Ottoni Schroeder . . . nunc septuagenario. — (2) **F. Boll**, Das Epigramm des Claudius Ptolemaeus. Auf zwei Hauptwegen verläuft die Überlieferung des kleinen Gedichtes: Epigrammsammlungen und Hss des Astronomen Ptolemaeus sowie Synesius und wörtliche Beziehungen bei Späteren. Der Text der Ptolemaeushss ist der ursprüngliche. Ptolemaeus ist der Urheber, zumal das Gedicht die feine Grenzlinie zwischen peripatetischer Forscherseligkeit und mystischem Seelenaufstieg nicht überschreitet. Es hat auf die späteren Astronomen gewirkt (vgl. noch Tycho de Brahe und Kepler). — (13) **P. Maas**, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar. Zweites Stück. Es wird ein Versuch geboten, das Problem der Responsionsfreiheiten in den Ηἴθεοι des Bakchylides zwar im Sinne der alten Schule zu lösen, aber mit schärferer Observation als bisher geschehen war. Vorbemerkung, Text der Ηἴθεοι, metrisches Schema, Textkritisches zur Metrik der beiden Lieder, Periodik und Kolometrie in den Ηἴθεοι, der Rhythmus der beiden Lieder, Responsionsfreiheiten in den beiden Liedern, die Responsionsanomalien in Bakchylides, Nachtrag zu Ηἴθεοι 97—100 werden behandelt. (32) **W. Kranz**, Aufbau und Gehalt der Trachinierinnen des Sophokles. Die Überarbeitung, in der das Drama vorliegt, wollte Wortlaut oder Handlung verdeutlichen oder abrundend ergänzen. Unsophokleisch ist Vs. 25. 150. 170. 305. 336 (?). 901—903. Doppelschreibungen: 84. 971/2. 1005/6. 88/9. 90/1. Vs. 46 l. χρῆμα (Wil.), 80 τό γ' (Reiske). 363 ὅδ' εἶπε δεσπόζειν θρόνων τὸν Εὔρυτον (? Wil.). Planmäßig, aber eigenmächtig verfährt Sophokles in der Verwendung des der ganzen Handlung zugrunde gelegten Orakelspruches; der Bericht über den Feldzug füllt eine Szenenreihe; die Widersprüche in der Handlung, sind unwesentlich und nebensächlich. Der gesamte Stoff ist so gegliedert, daß zwei verschiedene, aber miteinander irgendwie verbundene Gestalten nacheinander die Bühne beherrschen wie im Aias und Hippolytos. Der Wille des Zeus, gewaltig wirkend im Leiden und Sterben zweier großer Gestalten, wird am Schluß als der Gedanke des Dramas verkündet. Doch haben sich, anders als im Oidipus, die Schicksale der beiden Gestalten verselbständigt. Die beiden Gatten sind die Hauptfiguren,

alle, die sie umgeben, nur Nebenpersonen. Der Gemahl der Deianeira, des rührendsten Wesens in der Zartheit seiner Empfindungen, das der Dichter geschaffen hat, ist der rücksichtslose Kraftmensch Herakles. Wenn sich aber hier ein ganz besonderer seelischer Gehalt der Gestalten offenbart, so ist doch das Primäre für Sophokles der gegebene Stoff, und über seinem Schaffen walten strenge Gesetze des Stils. Die Wirkung des Stilgesetzes, das die Abrundung der Szene und Rhesis, wie die des Chorliedes, zu einem geschlossenen Ganzen verlangt, mag dadurch eine Person auch zu ganz wesensfremden Worten oder Handlungen gedrängt werden, wird erörtert. Bei der Gestaltung des attischen Dramas sind sich entgegengesetzte Kräfte tätig gewesen: der Wille, seelisches Leben zu geben, und der Wille, das Leben durch den Stil zu meistern. — (50) **P. Stengel**, Θύεα und Apollonius Rhodius. Die gewöhnliche Bedeutung von θύη ist „Gebäck", an einigen Stellen auch „Räucherwerk". Apollonius, der sich wenig um die sakralen Termini kümmert, braucht allein θύεα auch von blutigen Opfern (I 353 f. IV 1183 ff. I 432 ff.). — (56) **E. Hoffmann**, Zwei quellenkritische Beobachtungen. I. Die Herkunft des Wachstafelbildes im Theätet. Das Bild stammt aus der abderitischen Sphäre, von Demokrit oder Protagoras. Aristoteles hatte Demokrits als auch Platons Fassung vor Augen. II. Das Proömium zu Plinius' Naturalis historia. Plinius hat den posidonianischen Gedanken in leidenschaftlicher Weise sich anzueignen gesucht und in wahrhaft stoischem Sinne es zu einem Erleben des Kosmos gebracht. — (63) **J. Stenzel**, Über den Aufbau der Erkenntnis im VII. Platonischen Brief. Die philosophische Stelle des siebenten Briefes bietet sachliche Anstöße. Alle vier Stufen, auch das Eidolon, müssen bei allen, auch den ethischen Objekten angenommen werden. In dem durch den Logos in seinem Wesen bestimmten Eidolon, der sichtbaren Realisierung der Idee, hat Platon in der Tat alle philosophischen Mittel geschaffen, die Aristoteles zu seiner Entelechie, zum λόγος μετὰ ὕλης brauchte. Anschauliche Repräsentation im weitesten Verstande ist der Sinn der dritten Stufe des Eidolon. Auch das Wissen und die Vernunft können lediglich als psychische Fakta aufgefaßt werden. Eidos und Idee werden an der Briefstelle geflissentlich gemieden. Keine allgemeine Erleuchtung über das ganze Ideenreich ist denkbar, sondern diese Wahrheit realisiert sich nur am einzelnen Objekt, bei strengster Ausschöpfung aller intellektuellen Mittel, durch Verknüpfen aller, auch der niederen Stufen des Erkenntnisweges. Daß diese Tätigkeit der Seele gerade den Nus angeht, das entspricht der Bedeutung, die dieser Begriff bei Platon vom Phaidon an behalten hat.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Albertus Magnus, De animalibus libri XXVI, 2. Bd. Hrsg. von H. Stadler: *Naturw. Woch.* 36, 40 S. 584. 'Eine bedeutende Leistung zum Abschluß gebracht'. *S. Killermann.*

Bauer, F. X., Proklos von Konstantinopel: *L. Z.* 40 Sp. 755. 'Mit Fleiß und Umsicht alles zum Gegenstand Gehörige zusammengetragen'. *G. Kr.*

Bultmann, R., Geschichte der synoptischen Tradition: *L. Z.* 40 Sp. 753 f. 'Eine der wichtigsten und förderlichsten Arbeiten, die in jüngster Zeit erschienen sind'. *Fiebig.*

Dahms, R., Odyssee und Telemachie: *L. Z.* 40 Sp. 762 f. Abgelehnt von *E. Drerup.*

Goette, R., Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen Mittelalter (bis 919 nach Christi Geburt): *L. Z.* 40 Sp. 757. 'Schönes Werk'. *H. P.*

Heusler, A., Deutscher und antiker Vers, der falsche Spondeus und angrenzende Fragen (Quellen und Forschungen zur Sprache u. Kulturgesch. d. German. Völker. 123. Heft): *Museum* 28, 10 S. 222 ff. Ausführlicher Bericht mit Einwendungen gegen einzelne Einseitigkeiten. *Fr. Kossmann.*

Hogarth, D. G., Hittite Seals: *L. Z.* 40 Sp. 766 f. 'Die Arbeit geht weit über den Rahmen der Sammlung hinaus'. *Th. Kluge.*

Kraus, L., Die poetische Sprache des Paulinus Nolanus: *L. Z.* 40 Sp. 763 f. 'Mit viel Liebe und Akribie durchgeführte Untersuchung'. 'Leidet unter einem gewissen Zwange des Allzuvielen'.

Laqueur, R., Der jüdische Historiker Flavius Josephus: *L. Z.* 40 Sp. 757 ff. u. 41 Sp. 779 f. 'Die zum Teil sehr scharfsinnige Konstruktion löst bei näherem Zusehen doch die schwersten Bedenken aus'. *E. v. Stern.*

Latijnsche Leergang vor Gymnasia en Lycea door P. C. de Brouwer, F. Muller Izn. en E. Slijper. Oefeningen bij de Syntaxis door P. C. de Brouwer en E. Slijper. Eerste Deeltje, Casusleer: *Museum* 28, 10 S. 227 f. 'Mit gutem Gewissen kann man niemand anraten, dieses Buch einzuführen'. *Brinkgreve.*

Norden, E., Die Bildungswerte der lateinischen Literatur und Sprache auf dem humanistischen Gymnasium: *L. Z.* 39 Sp. 747. 'Jeder Leser wird eine Freude an der Schrift empfinden'. *H. Schnell.*

Oelmann, Fr., Die Keramik des Kastells Niederbieber: *L. Z.* 40 Sp. 767. Anerkannt von *K. Koenen.*

Panconcelli-Calzia, G., Experimentelle Phonetik (Sammlung Göschen): *Museum* 28, 10 S. 217 f. 'Brauchbare Zusammenfassung der Resultate der experimentellen Phonetik auf Grund eigener Untersuchungen und der Fachliteratur des In- und Auslandes'. *G. G. Kloeke.*

Pfeiffer, R., Die Meistersingerschule und der Homer-Übersetzer Johannes Spreng: *Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil.* XLII 9/10 Sp. 293 f. 'Herzlich willkommen geheißen von *H. Wocke.*

Pindar. Übers. u. erläut. v. F. Dornseiff: *L. Z.* 39 Sp. 745. 'Sozusagen eine Exegese, die dadurch an Wert gewinnt, daß jedem Gedicht eine kurze Inhaltsangabe vorangestellt wird und die allernotwendigsten Anmerkungen angeführt sind'. *E. v. P.-G.*

Sachs, C., Handbuch der Musikinstrumentenkunde: *L. Z.* 40 Sp. 768 f. 'Praktisches und zuverlässiges Nachschlagebuch, vom Mittelalter beginnend'. *H. Fr. Zenck.*

Samter, E., Deutsche Kultur im lateinischen und griechischen Unterricht: *L. Z.* 39 Sp. 747 f. 'Zeigt, daß das humanistische Gymnasium ein wahrhaft deutsches ist'. *H. Schnell.*

Steinwenter, A., Studien zu den koptischen Rechtsurkunden aus Oberägypten: *L. Z.* 39 Sp. 742 ff. 'Die ausgezeichnete Arbeit bildet den ersten Schritt in der systematischen Erforschung eines bisher ziemlich vernachlässigten Gebietes'. *M. San Nicolò.*

Traube, L., Kleine Schriften. Hrsg. v. Sam. Brandt (= Vorlesungen u. Abhandlungen v. L. Traube. Hsg. v. Franz Boll. Bd. III): *Museum* 28, 10 S. 219 f. 'Sorgfältige und nützliche Ausgabe der vortrefflichen Arbeiten Traubes'. *S. G. de Vries.*

Ungnad, A., Briefe König Hammurapis (2123—2081 v. Chr.) nebst einem einleitenden Überblick über die Geschichte und Kultur seiner Zeit und einem Anhang, Briefe anderer altbabylonischer Herrscher enthaltend: *L. Z.* 40 Sp. 762. 'Gut lesbares und zugleich wissenschaftlich sicher fundiertes Werkchen'. *E. Ebeling.*

Unverzagt, W., Die Keramik des Kastells Alzei: *L. Z.* 40 Sp. 767. 'Für jeden Altertumsforscher durchaus unentbehrlich'. *K. Koenen.*

Unverzagt, W., Terra sigillata mit Rädchenverzierung: *L. Z.* 40 Sp. 768. 'Gründlich'. *K. Koenen.*

Webers (G.) Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden. 3. Aufl., vollständig neu bearbeitet v. Ludwig Riess. 1. Band: *Museum* 28, 10 S. 228/232. Ausführliche Anzeige mit Bedenken allgemeiner Art: die höchsten Lebensäußerungen des Menschen in Religion, Ethik und Kunst kommen nicht genügend zum Ausdruck; die Griechen kommen zu kurz gegenüber den Hethitern, Etruskern usw.; die griechische und römische Geschichte ist zu wenig kritisch behandelt. *H. van Gelder.*

Winternitz, A., Geschichte der indischen Literatur. 2. Bd.: Die buddhistische Literatur und die heiligen Texte der Jainas. 2. Hälfte: *L. Z.* 39 Sp. 744 f. 'Der höchsten Anerkennung würdig'. *R. Schmidt.*

Mitteilungen.

Horazens sechzehnte Epode und Vergils Bucolica.

Seitdem Skutsch in einem bekannten Aufsatz[1]) die Priorität der 16. Epode vor Vergils 4. Ekloge definitiv bewiesen zu haben meinte, hat diese Auffassung fast allgemein Glauben gefunden, z. B. bei M. Siebourg Neue Jahrb. 1910 S. 274 f., Schanz Gesch. d. Röm. Lit. II 1³ S. 142, Stemplinger R.-E. VIII S. 2355, Kroll-Teuffel II⁷ S. 62. Dagegen äußert sich Heinze in der 6. Auflage des Kießlingschen Horazkommentars I (1917) S. 562 folgendermaßen; „Ob Vergil . . . Horaz' Gedicht vor Augen hat . . . oder umgekehrt Horaz auf die Ekloge zurückweist . . . das ist mit voller Sicherheit leider nicht zu sagen; vergebens hat man sich bemüht, den wörtlichen Anklängen der beiden Gedichte[2]) eine entscheidende Antwort auf die Prioritätsfrage abzuringen.“ Ich glaube, daß wir diese Skepsis nicht zu teilen brauchen, und will den Nachweis führen, daß nicht, wie Skutsch glaubte, Vergil den Horaz, sondern umgekehrt Horaz den Vergil nachgeahmt hat. Das wird freilich nur möglich sein, wenn wir im folgenden eine Methode anwenden, die von den bei solchen Prioritätsfragen bisher üblichen Methoden abweicht — ob zum Schaden oder Nutzen der Sache, mag der Leser selbst beurteilen.

Der Lösung unseres Problems war Jos. Kroll nahe, als er Hermes XLIX S. 629 ff. einige Berührungen der 16. Epode mit Vergils erster Ekloge feststellte. Die Zahl der Berührungen ist größer als Kroll meint. In der 1. Ekloge sagt Meliboeus 70—73:

impius haec tam culta novalia miles habebit,
barbarus has segetes: en quo discordia civis
produxit miseros; his nos consevimus agros!

Damit vergleiche man bei Horaz die Verse 9—12:

impia perdemus devoti sanguinis aetas,
ferisque rursus occupabitur solum.
barbarus heu cineres insistet victor et urbem
eques sonante verberabit ungula.

Zwei aufeinander folgende Hexameter beginnen hier und dort mit denselben Wörtern; bei 71 ∾ 11 ist die Berührung auch im Versinnern deutlich. — Meliboeus sagt 3 f.: *nos patriae fines et dulcia linquimus arva*; *nos patriam fugimus.* Bei Horaz heißt es 17 ff.: *Phocaeorum velut profugit exsecrata civitas agros atque lares patrios, habitandaque fana apris reliquit et rapacibus lupis.* Es kommt vor allem auf die Verbalformen *linquimus* — *fugimus* ∾ *profugit* — *reliquit* an. — Mit Meliboeus' Worten 64: *at nos . . . ibimus* usw. vgl. Horazens *ire* (21)[3]) und *nos manet* (41). — Tityrus redet 59 ff. in ἀδύνατα; es sind zwei Paare. Bei Horaz finden sich 25—34 sechs ἀδύνατα in drei Paaren. Wörtliche Anklänge fehlen. S. jedoch u. Sp. 1101. — Endlich ist das Verspaar des Meliboeus 49 f.:

non insueta gravis temptabunt pabula fetas,
nec mala vicini pecoris contagia laedent

zusammenzustellen mit Horazens Distichon 61 f.:

[1]) Neue Jahrb. 1909 S. 23 ff. = Kleine Schriften S. 363 ff.

[2]) Nur als Kuriosum sei erwähnt, daß Kukula Röm. Säkularpoesie S. 91 diese wörtlichen Anklänge überhaupt in Abrede stellt.

[3]) Vgl. auch 36 *eamus.*

nulla nocent pecori contagia, nullius astri
gregem aestuosa torret impotentia.

Kroll ist nun der Ansicht, daß Vergil auch in der 1. Ekloge auf Horazens 16. Epode Bezug genommen hat. Wenn Skutsch aus der von ihm postulierten Abhängigkeit der 4. Ekloge für die Abfassungszeit der Epode auf das Jahr 40 als Terminus ante quem schloß, so glaubt Kroll, daß durch die 1. Ekloge, die im Jahre 41 verfaßt ist, die Abfassungszeit der Epode noch mehr fixiert und höher hinaufgeschoben werde. Gegen diese Auffassung zu polemisieren, wäre, wie sich nachher herausstellen wird, überflüssig.

Auf die Interpretation und höchst eigentümliche Komposition der vierten Ekloge näher einzugehen, wie es eigentlich nötig wäre, verbietet sich hier[4]). Aber einige Andeutungen darüber sind, weil für das Verständnis des folgenden wichtig, nicht zu umgehen. Das große Mittelstück der 4. Ekloge besteht in drei Abschnitten zu 8, 11, 11 Versen: 18—25, 26—36, 37—47. In diesen drei Abschnitten verfolgt Vergil in prophetischem Ton das Werden und Wachsen des von ihm verheißenen Helden durch die drei Altersstufen der Kindheit (in der Oktade 18—25), des Jünglingsalters (in der Hendekade 26—36), des Mannesalters (in der Hendekade 37—47) und charakterisiert dabei die während dieser Lebensalter des Prophezeiten allmählich fortschreitende Entwickelung des neuen goldenen Zeitalters. In der Oktade 18—25, die den mit der Kindheit des Verheißenen zusammenfallenden Zeitraum behandelt, sind mit der Schilderung von Merkmalen des neueu Zeitalters Züge aus der Sage von der Geburt des Dionysos verwoben. Denn wie bei der Epiphanie des Dionysos Blumen, Milch, Honig und Nektar aus dem Boden dringen[5]), so bestehen bei Vergil die ersten Geschenke, die der Knabe im Leben erhält, in einem aufsprießenden Blumensegen; vgl. einerseits 18—20:

at tibi prima, puer, nullo munuscula cultu
errantis hederas passim cum baccare tellus
mixtaque ridenti colocasia fundet acantho,

anderseits 23:

ipsa tibi blandos fuudent cunabula flores.

An beide Stellen schließen sich Züge des neuen goldenen Zeitalters; vgl. einerseits 21 f.:

ipsae lacte domum referent distenta capellae
ubera, nec magnos metuent armenta leones,

anderseits 24 f.:

occidet et serpens et fallax herba veneni
occidet.

Die Aufzählung schließt mit den Worten (25): *Assyrium volgo nascetur amomum.* Sie enthalten ein Merkmal des neuen Zeitalters wie die Verse 21 f. und 24 f. (bis *occidet*). Aber ebensogut schließen sie sich den in 18—20 und 23 geschilderten Zügen an (vgl. *hederas — baccare — colocasia — acantho — flores — amomum*). Dann hätte Vergil bei der Aufzählung der eineu und anderen Züge das Schema *a b a b a* befolgt. Jedenfalls gehören die Verse 21 f. und 24 f. inhaltlich zusammen. Diese Erkenntnis ist für die Interpretation der Worte 22 *nec magnos metuent armenta leones* entscheidend. Während Marx bei ihuen an zahme Löwen dachte, die mit den *armenta* Freundschaft halten, hob Sudhaus[6]) richtig hervor, daß *occidet* notwendig retrospektiv wirke und der Sinn von Vergils Worten offenbar der ist, daß die Herden darum die Löwen nicht zu fürchten brauchen, weil diese ebenso wie die Giftschlangen und das Giftkraut dem Untergange geweiht sind[7]).

Die Hendekade 26—36, die den mit dem Jünglingsalter des prophezeiten Helden zusammenfallenden Zeitraum schildert, gliedert sich in 5 und 6 Verse (26—30 und 31—36). Am Ende der Pentade hebt sich deutlich die Triade 28—30 ab, in der Vergil positive Kennzeichen des neuen goldenen Zeitalters neuut:

molli paulatim flavescet campus arista,
incultisque rubens pendebit sentibus uva,
et durae quercus sudabunt roscida mella.

Aber neben den positiven Kennzeichen machen sich auch in diesem Zeitabschnitt noch die Spuren des verflossenen fluchbeladenen Zeitalters bemerkbar. Ihre Schilderung geschieht in zwei Triaden (31—33 und 34—36), von denen die zweite besonders kunstvoll gebaut ist, 34—36:

alter erit tum Tiphys et altera quae vehat Argo
delectos heroas; erunt etiam altera bella,
atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

Hier allitterieren am Anfang und Ende des ersten und letzten Verses *alter — Argo* ∾ *atque — Achilles*; der mittlere Vers enthält den Hauptgedanken *erunt*

[4]) Da wissenschaftliche Bücher in Deutschland uicht mehr gedruckt werden, ist es mir leider nicht möglich, meine Untersuchungen über Theokrit und Vergils Eklogen im Zusammenhange vorzulegen.

[5]) Vgl. Marx, Neue Jahrb. 1898 S. 114 f.

[6]) Rhein. Museum LVI S. 48.

[7]) Vgl. Georg. II 149 ff., wo iu dem Lob Italiens das Fehlen großer Raubtiere, Schlangen und Gifte zu dem Herden- und Baumsegen in Kontrast gesetzt ist: *at rabidae tigres absunt et saeva leonum semina nec miseros fallunt aconita legentis.* — Besser als Marx S. 114 hat den Abschnitt 18—25 Sudhaus beurteilt, der S. 47 sehr schön sagt: „Vergil hat mit liebenswürdiger Symbolik das Kind in der Blumen spendenden Wiege gleichsam mitten hineingebettet in die gesicherte Welt und das freundliche Bild noch einmal mit einem Kranz vou 'lachendeu' wuuderbaren Blumen umrahmt. Darum steht Vers 23 zwischen 21—25, die die Befriedung der Natur malen, so sehr an seiner Stelle. Von dem Kinde geht gleichsam die Sicherheit aus, die ringsum herrscht, und im weiteren Umkreise der Blumensegen, der auch im Mittelpunkt des reizenden Bildes um das Kind aufsprießt. Die zartsinnige Komposition hat zum Teil Tadel erfahren, zum Teil wollte man ihr durch Versumstellung aufhelfen, aber der Dichter war feiner als seine Tadler und Helfer."

etiam altera bella, für den im ersten und letzten Vers je ein Beispiel, Argofahrt und Trojazug, genannt ist. So gliedert sich die Hendekade 26—36 in ein Verspaar und drei Triadeu: 26 f., 28—30, 31—33, 34—36.

Erst weuu der Held das Maunesalter erreicht hat, wird dic neue goldene Zeit eine vollkommene sein: das ist der Inhalt der Hendekadc 37—47. Bei der Schilderung des nunmehr vollkommenen goldenen Zeitalters galt es, die bisherigc Darstellung zu steigern. Vergil hat die Steigerung herbeigeführt, indem er erst auf den Abschnitt 26—36, dann auf den Abschnitt 18—25 einging. Wenu im Abschnitt 26—36 gesagt war, daß die Schiffahrt und die harte Arbeit des Pflügers vorerst noch existierten (31—33: *pauca tamen suberunt priscae vestigia fraudis*, *quae temptare Thetin ratibus . . . quae iubeant telluri infindere sulcos*), so heißt es jetzt 38: *cedet et ipse mari vector nec nautica pinus mutabit merces*, und 41: *robustus quoque iam tauris iuga solvet arator.* Eiu Idealbild des Hirtenlebens, bei dem jegliche Mühe und Gefahr beseitigt ist, war bereits im Abschnitt 18—25 eutworfen: s. 21 f. und 24 f. Jetzt wird das dort gezeichnete Bild, mit unverkennbarer Anspielung auf 21 f.: *ipsae lacte domum referent* usw., übertrumpft in den Versen 42 ff.: *nec varios discet mentiri lana colores, ipse sed in pratis aries iam suave rubenti murice, iam croceo mutabit vellera luto; sponte sua sandyx pascentis vestiet agnos.* Die Verse 46 f.: „*talia saecla*“ *suis dixerunt* „*currite*“ *fusis concordes stabili fatorum numine Parcae* trennen die mir bekannten Vergilinterpreten und Herausgeber von 37—45 ab. Das ist verkehrt. Denn Vergil hat die Hendekade 37—47 durch formale[8]) Indizien nach dem Schema 4. 3. 4 gegliedert. Die Schlüsse der ersten vier Verse sind ganz gleich gebaut; 37—40:

te fecerit aetas
nec nautica pinus
feret omnia tellus
non vinea falcem.

Auf Wortschluß in der vierten Hebung folgt in der vierten Senkung ein ein- oder zweisilbiges, dann ein dreisilbiges und ein zweisilbiges Wort. Auch die Schlüsse der vier letzten Verse sind ganz gleich gebaut; 44—47:

mutabit vellera luto
pascentis vestiet agnos
dixerunt currite fusis
fatorum numine Parcae.

Hier folgeu auf Wortschluß in der dritten Hebung drei Formen, die aus 3, 3, 2 Silben bestehen. Wir wollen den Verstypus von 37—40 mit *a*, den von 44—47 mit *b* bezeichnen. Zwischen diesen beiden Tetraden steht die Triade 41—43; ihre Versschlüsse lauten:

iuga solvet arator
mentiri lana colores
iam suave rubenti.

[8]) Man beachte, daß, wenn man nach dem Sinn abteilt, sich das Schema 4. 3. 4 nicht ergibt.

Der erste und dritte Vers gehören dem Typus *a* an, aber das Schlußwort ist nicht zwei-, sondern dreisilbig; wir wollen diesen Typus a^1 ueunen (man beachte auch die Allitteration *iuga solvet* ∾ *iam suave*). Der mittlere Vers gehört dem Typus *b* au, aber wiederum ist das Schlußwort nicht zwei-, sondern dreisilbig; dieser Typus heiße b^1. So ergibt sich für die Versschlüsse der Heudekade 37—47 folgendes Schema[9]):

a a a a a^1 b^1 a^1 b b b b

Vergil hat die drei Reihen 4. 3. 4 noch durch einen anderen formaleu Hinweis markiert. Die Verse 37—47 enthalten vier *iam*: von ihnen stehen zwei im ersten Vers der ersten und dritten Reihe, und zwar an derselben Versstelle (37 *hinc ubi iam* ∾ 44 *murice iam*); die beiden anderen steheu im ersten und dritten Vers der Triade (41 und 43).

Ich kehre nun zur 16. Epode zurück. Horaz hat die soeben besprochenen drei Vergilischen Abschnitte 18—25, 26—36, 37—47 stark benutzt. Um mit einer Einzelheit zu beginnen, so erscheint unter seinen ἀδύνατα (s. o. Sp. 1096) beim dritten Paar an erster Stelle ein Zug aus der Schilderung des goldenen Zeitalters aus dem Abschnitt 18—25; 33 f.:

credula nec ravos timeant armenta leones,
ametque salsa levis hircus aequora.

[9]) Die hier beobachtete eigentümliche Technik der Hexameterschlüsse stammt aus Theokrit. Ich setze aus dem Ptolemaios, den Vergil in der vierten Ekloge auch inhaltlich benutzt hat, die Nouade 86—94 her:

καὶ μὴν Φοινίκας ἀποτέμνεται Ἀρραβίας τε
καὶ Συρίας Λιβύας τε κελαινῶν τ' Αἰθιοπήων.
Παμφυλίοισί τε πᾶσι καὶ αἰχμηταῖς Κιλίκεσσι
σαμαίνει, Λυκίοις τε φιλοπτολέμοισί τε Καρσί,
καὶ νάσοις Κυκλάδεσσιν, ἐπεί οἱ νᾶες ἄριστοι
πόντον ἐπιπλώοντι, θάλασσα δὲ πᾶσα καὶ αἶα
καὶ ποταμοὶ κελάδοντες ἀνάσσονται Πτολεμαίῳ·
πολλοὶ δ' ἱππῆες, πολλοὶ δέ μιν ἀσπιδιῶται
χαλκῷ μαρμαίροντι σεσαγμένοι ἀμφαγέρονται.

Die beiden ersten und die beideu letzten Verse schließen auf füufsilbige Formen, die alle vier allitterieren: Ἀρραβίας τε — Αἰθιοπήων — ἀσπιδιῶται — ἀμφαγέρονται. Der dritte und drittletzte Vers schließen auf einen viersilbigen Nameu; davor allitterieren πᾶσι καὶ αἰχμηταῖς ∾ ποταμοὶ κελάδοντες ἀνάσσονται. Der vierte und viertletzte Vers schließen auf eine zweisilbige Form, vor der ein Monosyllabon steht. Der mittlere Vers schließt auf eine dreisilbige Form (ἄριστοι), die mit den Schlußformen der beiden ersten und letzten Verse allitteriert. Von dieser Technik ist die vou Vergil beim Bau der Versschlüsse 37—47 befolgte Technik nicht im Wesen verschieden, wohl aber durch die Gesetze des Hexameters der augusteischen Zeit modifiziert (z. B. waren hier fünfsilbige Formen und viersilbige der Messung ⏑ ⏑ – –, wenn nicht ein Monosyllbon voranging, verpönt).

Vgl. Vergil 22: *nec magnos metuent armenta leones.* Auf den Gedanken, diesen Zug schon hier[10]) zu verwenden, dürfte Horaz gekommen sein in dem Bestreben, das erste Paar der Vergilischen ἀδύνατα aus der ersten Ekloge (s. o. Sp. 1096) zu variieren; 59 f.: *ante leves ergo pascentur in aequore cervi et freta destituent nudos in litore pisces.*

Wir betrachten jetzt Horazens Schilderung der Gefilde der Seligen. Sie setzt mit dem Distichon 41 f. ein:

nos manet Oceanus circumvagus: arva beata
petamus, arva divites et insulas.

Es folgen zwei Triaden von Einzeldistichen: 43—48 und 49—52 + 61 f.[11]). Dann folgen drei Doppeldistichen: 53—56, 57—60, 63—66. So gliedert sich diese Schilderung in 2, 12 und 12 Verse wie das große Mittelstück der vierten Ekloge in 8, 11 und 11 Verse zerfällt (s. o. Sp. 1097). Horazens erste Triade von Einzeldistichen lautet 43—48:

reddit ubi Cererem tellus inarata quotannis
et imputata floret usque vinea,
45 germinat et numquam fallentis termes olivae,
suamque pulla ficus ornat arborem,
mella cava manant ex ilice, montibus altis
levis crepante lympha desilit pede.

Hier hat Horaz aus Vergils zweitem Abschnitt (26—36) die Triade 28—30 vor Augen gehabt:

molli paulatim flavescet campus arista,
incultisque rubens pendebit sentibus uva,
et durae quercus sudabunt roscida mella.

Denn er hat die von Vergil genannten drei Züge in derselben Reihenfolge wiederholt: 1. Horaz 43 = Vergil 28; 2. Horaz 44 = Vergil 29; 3. Horaz 47 = Vergil 30. Im Ausdruck freilich weicht er von Vergil ab. Aber wenn er die *tellus* eine *inarata* nennt, was sich bei Vergil von selbst versteht, wenn er statt von *incultis sentibus* von einer *imputata vinea* spricht, so schwebte ihm bei diesen beiden Ausdrücken wohl zugleich aus Vergils drittem Abschnitt (37—47) der Vers 40: *non rastros patietur humus, non vinea falcem* vor (vgl. auch den Schluß von 39: *omnis feret omnia tellus*). Zu den drei Vergilischen Zügen hat Horaz, weil er statt der Vergilischen Triade eine Hexade dichten wollte, drei weitere Züge hinzuerfunden. Die drei Vergilischen und die drei neu hinzugekommenen Züge sind in der Reihenfolge *a a b b a b* angeführt. Der von Horaz an sechster Stelle genannte Zug fällt gegenüber den fünf ersten sichtlich ab. — Die zweite Triade von Einzeldistichen lautet bei Horaz 49—52 + 61 f.:

illic iniussae veniunt ad mulctra capellae
refertque tenta grex amicus ubera;
nec vespertinus circumgenit ursus ovile,
52 nec intumescit alta viperis humus;
61 nulla nocent pecori contagia, nullius astri
gregem aestuosa torret impotentia.

In Vergils erstem Abschnitt (18—25) gehören, wie sich oben Sp. 1098 zeigte, folgende Verse inhaltlich zusammen:

21 ipsae lacte domum referent distenta capellae
22 ubera, nec magnos metuent armenta leones
24 occidet et serpens.

Vergils Worte *ipsae — ubera* hat Horaz im Distichon 49 f. benützt. Sie füllen bei Vergil bis auf das überschüssige *ubera* nur einen Vers. Da Horaz mit demselben Gedanken ein Distichon füllen wollte, führte er neben dem Vergilischen *referent . . . capellae* ein zweites Prädikat und Subjekt ein, *veniunt ad mulctra* und *grex*, verband aber das *referre ubera* der vierten Ekloge mit dem neuen Subjekt *grex* und das neue Prädikat *venire ad mulctra* mit dem *capellae* der vierten Ekloge. Nun stammen Horazens neues Prädikat und Subjekt aus Vergils dritter Ekloge. Dort heißt es 30: *bis venit ad mulctram, binos alit ubere fetus*, und 32: *de grege non ausim quicquam deponere tecum.* — Dann heißt es bei Vergil, daß Löwe und Giftschlange dem Untergange geweiht seien, s. o. Sp. 1098. Horaz hatte Vergils Worte *nec magnos metuent armenta leones* schon bei seinen ἀδύνατα verwendet, s. o. Sp. 1100. Darum ließ er jetzt für die Löwen Bären eintreten und nennt diese zusammen mit den Giftschlangen im Distichon 51 f. „Bären und Giftschlangen fehlen" — das ist der Sinn des Horazischen Distichons 51 f., genau so, wie Vergil in den Versen 22 und 24 von dem Aussterben der Löwen und Giftschlangen redet. Im Distichon 33 f. freilich (s. o. Sp. 1100) hatte Horaz den Vergilischen Worten *nec magnos metuent armenta leones* einen ganz anderen Sinn — den von Marx für sie angenommenen (s. o. Sp. 1098) — gegeben. — Im Distichon 61 f. endlich hat Horaz aus Vergils erster Ekloge das Verspaar 49 f. benützt (s. o. Sp. 1096). — Von den bei Horaz nun folgenden drei Doppeldistichen setze ich nur noch das zweite her, 57—60:

non huc Argoo contendit remige pinus,
nec impudica Colchis intulit pedem;
non huc Sidonii torserunt cornua nautae,
laboriosa nec cohors Ulixei.

In Vergils zweitem Abschnitt (26—36) steht die Triade 34—36 (s. o. Sp. 1098):

alter erit tum Tiphys et altera quae vehat Argo
delectos heroas; erunt etiam altera bella,
atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

Wie hier von einer zweiten Argofahrt und von einem zweiten Troiazug die Rede ist, so nennt Horaz in der Tetrade 57—60 die Rückfahrt der Argonauten und die Irrfahrten des Odysseus.

Sollen wir nun noch länger glauben, daß Vergil in der vierten und ersten Ekloge auf Horaz Bezug nimmt? Das Gegenteil ist richtig. Horaz hat in der 16. Epode neben der dritten die vierte und erste Ekloge in Einzelheiten benützt, und er spielt

[10]) S. u. Sp. 1102.

[11]) Das Distichon 61 f. hat Vollmer zwischen 56 und 57 gestellt. Das Richtige hierüber steht bei Heinze I[6] S. 567.

gleich in seinem ersten Verse *Altera iam teritur bellis civilibus aetas* auf Vergil an, wo er dem Verse IV 4 *Ultima Cumaei venit iam carminis aetas* mit Bezug auf I 71 f. *en quo discordia civis produxit miseros* eine andere Wendung gegeben hat. Auf Skutschs Auffassung brauche ich jetzt ebensowenig mehr einzugehen wie auf die von Jos. Kroll (s. o. Sp. 1097). Ebenso wie alles übrige von ihm Angeführte, hat sich auch die von ihm für entscheidend gehaltene Variante Vergil IV 22 *metuent* ∾ Horaz 33 *timeant* als trügerisch erwiesen. Lehrreich dagegen ist die schließlich noch festzustellende Tatsache, daß sich noch in einer anderen Epode — es ist die zweite (*Beatus ille*) — Reminiszenzen aus der ersten und zugleich eine solche aus der vierten Ekloge findet. Aus der ersten Ekloge vergleiche man u. a. 9: *errare boves, ut cernis* mit Horaz 12: *prospectat errantis greges*; 80: *mitia poma* mit Horaz 17: *mitibus pomis*; 24: *haec* (scil. *Roma*) . . . *caput extulit* mit Horaz 17 f.: *caput Autumnus* . . . *extulit*; 73: *insere* . . . *piros* mit 19: *insitiva* . . . *pira* (vgl. den ganzen Vers 73 mit 19 f.); die Schilderung 51—58 mit Horazens Schilderung 23—28 und im einzelnen etwa 55: *levi somnum suadebit inire susurro* mit Horaz 28: *somnos quod invitet levis*. Charakteristisch für den Stilunterschied der beiden Gedichte ist, daß an Stelle der Vergilischen Galatea und Amaryllis bei Horaz die *pudica mulier* . . . *Sabina qualis aut perusta solibus pernicis uxor Appuli* erscheint. Von ihr heißt es 39 ff.: *quodsi* . . . (45) *claudens* . . . *textis cratibus laetum pecus* *d i s t e n t a* *siccet* *u b e r a*. Hier steht die aus der vierten Ekloge 21 f. stammende Wendung *distenta ubera* wörtlich, während Horaz in der 16. Epode, wo er dieselbe Vergilstelle nachahmt, *tenta ubera* sagt (s. o. Sp. 1101).

Erlangen. Kurt Witte.

Eingegangene Schriften.

V. Macchioro, Eraclito. Bari, Laterza e figli.

C. Theander, Ὀλολυγή und ἰά. (S.-A. aus Eranos XXI.)

Th. v. Scheffer, Die Homerische Philosophie. München, Rösl & Co. Geb. 13 M.

J. A. Scott, The Unity of Homer. California Press, Berkeley.

J. Hazzidakis. Tylissos â l'époque minoenne. Traduit du grec par l'auteur avec la collaboration de L. Franchet. Paris, Geuthner. 25 Fr.

R. Wagner, Der Berliner Notenpapyrus nebst Untersuchungen zur rhythmischen Notierung und Theorie. Diss. Tübingen, H. Laupp jr.

Th. E. Ameringer, A Study in Greek Rhetoric. Diss. Washington, D. C.

E. Horneffer, Der junge Platon. 1. Teil. Sokrates und die Apologie. Gießen, Töpelmann.

H. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Jena, Diederichs. 30 M., geb. 38 M.

J. Schmidt, Freiwilliger Opfertod bei Euripides. Gießen, Töpelmann.

Fr. Stähelin, Zur Geschichte der Helvetier. (S.-A. aus der Zeitschrift f. Schweizer. Geschichte. 1921, 2.) Zürich, Gebr. Leemann & Co.

Einleitung in die Altertumswissenschaft. I. Bd. 1. Heft: U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie. Leipzig, Teubner. 16 M., geb. 20 M.

B. Linderbauer, S. Benedicti Regula Monachorum. Benediktinerstift Metten.

J. Schrijnen, Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft. Übers. v. W. Fischer. Heidelberg, Winter. 20 M.

Th. Hopfner, Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber. I. Band. Leipzig, H. Haessel.

ANZEIGEN.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.,** Haydnstraße 23 III, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 19. November. 1921. №. 47.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Wilh. Weber, Josephus und Vespasian. Untersuchungen zu dem jüdischen Krieg des Flavius Josephus. Berlin 1921, Kohlhammer. VIII, 287 S. 50 M.

In seinem berühmten Aufsatz „Josephus und Tacitus über Jesus Christus und eine Messianische Prophetie" (Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XXXI, 1913) hat Ed. Norden S. 662 die Forderung erhoben: „Das Kapitel 'Josephus und Tacitus' muß von einem Historiker einmal auf breitere Basis gestellt werden." Da Weber dieses Problem in den Mittelpunkt seines Buches rückt, welches er Norden widmete, darf man wohl annehmen, daß er von dessen Gedanken zu seiner eigenen Arbeit angeregt wurde. Ihr Inhalt ist etwa folgender:

Aus der Gesamtmasse des „jüdischen Kriegs" hebt sich die Kriegsgeschichte im engeren Sinne heraus; sie beginnt bei III, 1 mit der Übertragung des Kommandos an Vespasian und endet mit der Feier des Triumphs in Rom (VII, 162). Dieser Kern ist entweder überhaupt nicht oder doch nur durch lose Fäden mit den zwei ersten Büchern bezw. den letzten Kapiteln des Werkes verbunden und muß daher unabhängig von diesen betrachtet werden. Auch dieses große Mittelstück ist nicht einheitlich; aber dasjenige, was der Jude Josephus

hier aus eigener Anschauung oder jüdischen Quellen hinzugefügt hat, hebt sich so deutlich von einem Grundbericht ab, daß dessen Herausarbeitung mit Sicherheit gelingt. Dieser Grundbericht ist römischen Ursprungs, wie seine zahlreichen Berührungen mit westlichen Quellen (Sueton, Tacitus) erweisen; aber noch mehr. Er spiegelt die Auffassungen des Flavischen Kaiserhauses so klar wider, daß sein Ursprung nur bei diesem selbst gesucht werden darf. Nun sind uns durch Josephus ὑπομνήματα (commentarii) des Vespasian und Titus bezeugt; sie also sind es, welche Josephus als Quelle zugrunde gelegt hat und welche — in allerdings abgeänderter Form — auch bei den lateinischen Autoren verwandt sind. Dadurch erklären sich die Übereinstimmungen; zugleich wird aber auch dadurch die Tatsache verständlich, daß der Bericht mit der Kommandoübertragung an Vespasian beginnt und mit seinem Triumph schließt. Beide Ereignisse haben für die Kriegsgeschichte keine einschneidende Bedeutung, wohl aber sind es die gegebenen Eckpfeiler eines Werkes, welches den glänzenden Aufstieg des Flavischen Hauses schildern will. Weil das Thema dieser Quelle ein anderes war als das des Josephus, der sich aber doch von ihr nicht freizumachen wußte, entstehen Unebenheiten in seinem Werke; so ge-

hören die Nachrichten über die Reichsgeschichte zwar in das Flavische Werk, aber nicht in den jüdischen Krieg. Um so erfreulicher ist es, daß die mechanische Arbeit des Josephus die Wiedergewinnung der offiziellen Berichterstattung zuläßt, die Vespasian und Titus von ihrem Aufkommen im römischen Reich gaben.

Webers Buch, das viele neue Anregungen bringt, ist einheitlich aufgebaut, und seine Theorie hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Gerade deshalb ist es aber notwendig, sofort Bedenken geltend zu machen, wenn sich diese auch bei knapp bemessenem Raum auf die großen Linien der Beweisführung beschränken müssen.

I. Als Josephus zwischen 75 und 79 sein bellum veröffentlichte, sind die commentarii Vespasians noch nicht veröffentlicht gewesen; denn nach seinem Zeugnis bell. I, 2 haben diejenigen, welche als Teilnehmer den Krieg geschildert haben — Teilnehmer war auch Vespasian —, entweder aus Schmeichelei gegen die Römer oder aus Haß gegen die Juden die Tatsachen entstellt. Es ist ausgeschlossen, daß Josephus diese Sätze geschrieben haben sollte, wenn Vespasians Werk veröffentlicht gewesen wäre (Gutschmid, Kl. Schr. IV, 346). Und erst recht ist es ausgeschlossen, daß Titus nur des Josephus Darstellung als richtig angesehen wissen wollte (vita 363), wenn damals des Vespasian und sein eigenes Werk vorlag. So blieb nichts übrig, als sich vorzustellen, daß die Kaiser dem Josephus ihr unveröffentlichtes Material gaben, damit dieser ihr Sprachrohr werde, so wie in ähnlicher Absicht Cicero sein ὑπόμνημα τῆς ὑπατείας dem Posidonius übergab (vgl. auch Klotz, Cäsarstudien S. 3); aber in diesem Sinne hat nach Webers Ansicht Josephus, der aus dem Material etwas anderes und zwar den kaiserlichen Absichten Widersprechendes gemacht hat, die kaiserlichen ὑπομνήματα nicht verwertet. Die Schwierigkeiten wachsen weiter: bezeugt ist uns aus den ὑπομνήματα nur eine Tatsache: die Anklage der syrischen Dekapolis gegen Justus von Tiberias und seine in Ptolemais erfolgte Verurteilung durch Vespasian (vita 341 ff.); obwohl nun das bellum von diesem Aufenthalt des Vespasian in Ptolemais und seinen dortigen Handlungen eingehend berichtet (III, 29 ff.), fehlt doch gerade diese charakteristische Tatsache. Nun ist zwar W. S. 97 darin beizustimmen, daß Josephus, der im bellum den Justus überhaupt nicht erwähnt hat, diese für Justus peinliche Affäre unterdrückt haben kann, während er sie nach dem Bruche zwischen den beiden Männern hervorholte. Aber diese Ausrede ist nur ein Notbehelf, wenn die Benutzung der commentarii erwiesen wäre; so aber besteht die Tatsache, daß das einzig sichere Fragment im bellum nicht wiederkehrt, obwohl wir dies dem Zusammenhang nach unbedingt erwarten müßten.

In Wahrheit erscheinen die commentarii in den Schriften des Josephus erst von dem Augenblicke an, da Justus nach dem Jahre 100 den literarischen Kampf gegen Josephus aufgenommen hat. Justus berief sich auf seine Kenntnis der ὑπομνήματα (c. Ap. I, 56), um damit ein Gegengewicht gegen die Wirkung des Josephischen Werkes zu besitzen, und nunmehr verteidigt der Angegriffene sein Werk, indem er einmal versucht, Widersprüche des Justus gegen die kaiserlichen ὑπομνήματα aufzuzeigen (vita 340 ff.; 358), und zum andern erklärt, sein Werk habe die Billigung der maßgebenden Personen erfahren (359 ff.). Aber mit keinem Worte beruft er sich auf das in seinem Sinne durchschlagende Argument, daß auch er im bellum die kaiserlichen commentarii benutzt habe. Das scheint mir entscheidend: Justus hatte mit seiner Kenntnis der commentarii deshalb den Trumpf ausgespielt, weil Josephus über sie nicht verfügt hatte, und gerade darum sucht Josephus in seiner Erwiderung, wenn auch vergeblich, diesen Angriff zu diskreditieren. So ist Josephus erst durch Justus' Polemik auf die ὑπομνήματα gestoßen worden, wobei ich es nicht für unmöglich halte, daß er sie überhaupt nur durch Vermittlung des Justus kennt. Hat es sich denn dabei überhaupt um ein literarisches Werk gehandelt? Bereits Premerstein (R.-E. IV, 737) wollte an Kriegsjournale denken, und angesichts des von Josephus c. A. I, 56 angewandten Ausdrucks τοῖς τῶν αὐτοκρατόρων ὑπομνήμασιν, bei dem man an commentarii consulares oder noch mehr principales (Tac. hist. IV 40) erinnert wird, scheint es in der Tat nicht geboten, sich ein literarisches Werk, das doch unter Verfassernamen zu gehen pflegt, vorzustellen. Und sollte es Zufall sein, daß der terminus technicus mit derselben Regelmäßigkeit erscheint, die Endres (Rhein. Mus. 72, 1917/18 S. 442) bei Diodor bezüglich Alexanders ὑπομνήματα hervorgehoben hat? Und wenn sich W. (S. 96 ff.) mit Recht wundert, daß der Tod eines Dieners des Justus in dem kaiserlichen Werke erwähnt war, und daraus schließt, es wären die ganzen Verhandlungen gegen Justus in das Werk einverleibt worden,

so klären sich diese ganzen Schwierigkeiten, wenn man sich an Wilckens Untersuchungen über die amtlichen ὑπομνήματα erinnert, bei denen gerade die Prozeßentscheidungen mit den notwendigen Unterlagen eine so bedeutende Rolle spielen (vgl. ἡ τῶν ὑπομνημάτων δέλτος Bruns Fontes [6] 172 ff. 31; die commentarii des Claudius Tac. XIII, 43; die commentarii et acta des Tiberius Suet. Dom. 30). Dieses Material und nicht Cäsars commentarii, die zudem im Titel einen bezeichnenden Zusatz tragen, müssen uns das Wesen der kaiserlichen ὑπομνήματα veranschaulichen.

II. Ebenso bedenklich ist die künstliche Abgrenzung des Stoffes mit III, 1 einer- und VII, 162 andererseits. Wir lesen vor dem angeblichen Endpunkt den Bericht vom Einfall der skythischen Sarmaten (VII, 89—95), nachher VII, 244—251 den vom Einbruch der skythischen Alanen. Der ähnliche Gegenstand, der einheitliche Aufbau der beiden Stücke und die durch beides bedingte Identität der Quelle läßt sich m. E. nicht verkennen. Weiterhin steht das erste Stück in engster Verbindung mit der Schilderung des Gallier- und Germanenkrieges (75—88), das zweite mit der der Wirren in Kommagene (219—243). Und die dadurch festgelegten Einheiten, welche beidemal einen klaren Zusammenhang sprengen, sind durch ähnliche chronologische Bestimmungen (75 und 219) in das Werk verzahnt. Kein Zweifel, Josephus hat beide Teile aus gleicher Quelle und zu gleicher Zeit seinem Werke eingefügt, und es ist darum ausgeschlossen, mit W. S. 267 das erste Stück der Flavischen Schrift als einen wesentlichen Bestandteil einzufügen und das zweite herauszuwerfen (S. 80). Also fällt entweder der von W. angenommene Endpunkt des Flavischen Werkes oder die von W. S. 263—269 vorgenommene Ausdeutung von VII 75—95 im Sinne des Flavischen Werkes. Gleichartige Fälle treten hinzu: Josephus liebt es, geographische Schilderungen in seine Werke einzulegen, eine in sich gleichartige Masse. Mit welchem Rechte kann dann aber z. B. die Schilderung der Sodomitis im 4. Buch als besonderes Beweisstück für die Flavische Schrift verwandt werden (S. 144 ff.), die doch für analoge Schilderungen in anderen Büchern gar nicht in Frage kommen soll? Wie kann man aus der bezüglich Raphias (IV 662) gegebenen Erläuterung: ἔστι δ' ἡ πόλις αὕτη Συρίας ἀρχή den Schluß auf die Benutzung eines Flavischen Itinerars wagen (S. 191), wo analoge Bemerkungen in allen Teilen der Josephischen Schriftstellerei zu Hunderten von Fällen vorkommen? Niemand kann ferner den gleichartigen Ursprung des in der Agripparede (II 345 ff.) und in den Darlegungen III 70—109 verarbeiteten Materials verkennen — und doch soll nach W. dieses aus der zufälligen allocutio Vespasians abgeleitet und damit von den analogen Stücken getrennt werden.

III. Suchen wir uns diesen negativen Ergebnissen gegenüber die positiven Beweisstücke des Verf. vor Augen zu führen, so beruhen sie zunächst auf dem Vergleich mit der westlichen Überlieferung, ein Vergleich, der zeigen soll, daß Josepus auf der einen, Sueton, Tacitus u. a. m. auf der anderen Seite auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Eine solche Vergleichung läßt sich überhaupt nur durchführen unter der vom Verf. sehr oft (z. B. S. 50, 153, 161, 168, 192, 253, 257) gemachten Annahme, daß sei es Josephus, seien es die Lateiner die gemeinsame Quelle abgeändert haben. Auch hier gilt es zu sagen, daß, wenn die gemeinsame Quelle erwiesen wäre, eine solche Möglichkeit in Rechnung zu stellen ist; dagegen als Mittel zum Beweis gemeinsamer Quelle ist ein solcher Gedanke nicht verwertbar. In einer weiteren Gruppe von Fällen hat sich der Verf. leider durch eine falsche Übersetzung (z. B. III 110 = S. 120; III 65 = S. 115) bezw. durch unrichtige Interpretation (z. B. I 4 = S. 23 ff.; IV 501 = S. 152; IV 636 ff. = S. 176) einer der vorhandenen Quellen bestimmen lassen, eine sachliche Berührung anzusetzen, wo von einer solchen bei richtiger Deutung keine Rede sein kann; schließlich hat er nicht genügend bedacht, daß ein bestimmter Tatsachenkomplex notwendig ähnliche Darstellungen auch ohne jeden literarischen Zusammenhang auslöst. Der Gipfelpunkt des Vergleiches liegt nach W. S. 182 bei der Gegenüberstellung von Tac. IV 3 und Jos. IV 655 vor. Aber wer beide Quellen durchliest, der beobachtet sofort, daß nur dasselbe Ereignis — die Rettung Roms — von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten erzählt ist: hier freut sich das Volk Roms, das durch das Wüten der Antoniustruppen verängstigt war, nunmehr von dieser Furcht befreit zu sein; bei Tacitus fällt vom Volke kein Wort: er handelt vom Senat, der denn auch einen ganz andern, „weltweiten" Maßstab an die Ereignisse anlegt und die scheinbare Beendigung des in Gallien und Spanien ausgebrochenen Bürgerkrieges, der sich von dort auf das Reich ausgedehnt hat, begrüßt usw. Die einzige

gemeinsame Quelle ist das historische Faktum, seine Ausdeutung ist vollständig verschieden, und also gehen die beiden Berichte auf zwei verschiedene Quellen zurück, die sich für ganz verschiedene Dinge interessieren.

Zieht man die durch die eben vorgebrachten Erörterungen hinfällig gewordenen Parallelen ab, so verbleibt aus dem Material nur noch ein sehr kleiner Rest: die Messianische Prophetie, die Prodigien über den Tempeluntergang, die Schilderung des Jordantals und der Bericht über die jüdischen Parteien. W. ist über die Tempelprodigien etwas hinweggeeilt (S. 40 f., 50 f.), da er sie für seine Flavische Schrift nicht verwerten konnte, und doch ist in allen angeführten Fällen die Berührung gleichmäßig nahe, so daß ein Zusammenhang angenommen und einheitlich begründet werden muß. Den richtigen Weg dazu dürfte uns die Messianische Prophetie weisen. Nach Josephus geht sie dahin, daß „zu jener Zeit einer von ihrem (der Juden) Lande die Welt beherrschen wird", wobei es absichtlich unklar gelassen ist, ob der Herrscher einer aus ihrem Lande sein wird oder ob ein Herrscher von ihrem Lande aus die Welt regieren werde. Die Voraussetzung für die zweite, geschichtlich wirksam gewordene Ausdeutung ist demnach in dem Augenblick erfüllt, als Vespasian auf jüdischem Boden zum Kaiser ausgerufen war (VI 313). Dementsprechend erkennen denn auch Vespasian und Josephus die Vollendung der Prophezeiung mit der acclamatio an (IV 622 ff.). Ganz anders die Römer; bei ihnen wird der Prophezeite nicht, wie es die jüdische Messianische Vorstellung ist, von Judäa aus die Welt regieren, sondern „ausgehend von Judäa werden sie sich des Reiches bemächtigen": Judaea profecti rerum potirentur. D i e s e Weissagung ist erst vollendet, als Vespasian und Titus von Judäa aufgebrochen sind und sich in Rom der Lage bemächtigt haben. Nun hat Norden a. a. O. S. 659 die enge Berührung der Formulierung Judaea profecti mit sibyllinischen Weissagungen aufgezeigt und mit Recht geschlossen, daß die Josephische Formel bewußt umgedeutet worden ist. Aber diese Umänderung ist nicht allein eine formale, sondern eine sachliche, und darum dürfte ihre Begründung wohl weniger darin zu suchen sein, daß die jüdische „Vorstellungsart und Ausdrucksweise für Nichtjuden kaum verständlich war" (Norden) — dies trifft für die Form des Josephus kaum zu —, als vielmehr in der Politik. Vespasian, der Rom die ersehnte Befreiung und Rettung bringt, kann sich nicht auf ein Zeugnis stützen, welches ihn von Judäa aus die Welt, also auch Rom, b e h e r r s c h e n läßt. D e r r ö m i s c h e n n a t i o n a l e n A u f f a s s u n g z u E h r e n i s t d i e j ü d i s c h e P r o p h e z e i u n g d e s J o s e p h u s i m A n s c h l u ß a n V o r s t e l l u n g e n w i e d i e d e r S i b y l l e n t e x t e u m g e d e u t e t u n d i n e i n e F o r m g e g o s s e n w o r d e n, d i e d a m a l s a u c h s o n s t i n d i e E r s c h e i n u n g t r a t (W. S. 52).

Wann aber hat sich dann der Spruch des im Osten befreiten Josephus erfüllt? Auch hier geben die Römer — und dies schließt unsern Beweis ab — eine ganz andere Formulierung der Weissagung. Sie geht nicht wie bei Josephus (III, 402) auf die Beherrschung von „Erde und Meer und jeglichen Geschlechtes der Menschen", sondern auf die Prophezeiung an Vespasian, daß dieser als Kaiser ihm die Ketten lösen werde (Suet. Vesp. 5, 6; Dio 66, 1. 4), Die Tatsache der Prophezeiung des Josephus war offiziell verwertet und von Vespasian durch die allgemein bekannt gewordene Freilassung anerkannt worden. Da blieb, wenn man aus politischen Gründen ihre reine Gestalt nicht beibehalten konnte, nichts übrig, als eine neue Prophezeiung zu formulieren, bei der der Josephische Gedanke nur in abgeschwächter Form erscheint, dagegen das Hauptgewicht auf die allgemein bekannt gewordene Äußerlichkeit gelegt wird. In schärfstem Gegensatz zu dem, was W. zeigen wollte, folgt also aus diesen Darlegungen, daß dieser zentrale Punkt nur verstanden werden kann, wenn man Josephus hier in G e g e n s a t z z u r o f f i z i e l l e n, f ü r R o m b e s t i m m t e n A u f f a s s u n g stellt.

Ist erst an einer Stelle erkannt, daß sich das Verhältnis der Lateiner zu Josephus nicht durch Zurückführung beider auf eine Quelle erklären läßt, dann ergeben sich auch für die übrigen Fälle Richtlinien; denn sie zeigen dasselbe Charakteristikum wie die Messianische Prophetie: sachlich nahe Berührung der „Westler" zu Josephus, doch so, daß dieser nicht ihre literarische Quelle sein kann. Also wird sich auch dieselbe Lösung empfehlen. Josephus hat im Hauptquartier des Vespasian und Titus gelebt, als diese vor Jerusalem kämpften; er hat weiterhin in Rom in Verbindung mit den Kaisern gestanden. Unzweifelhaft war er hier wie dort Autorität in iudaicis und wird als solche von seinem Wissen reichlich gespendet haben. Sollten sich denn die römischen Offiziere, die in Judäa standen und die doch letzt-

lich die Ausgestaltung der römischen Geschichtserzählung beeinflußten, nicht für die Wunder des Landes, nicht für die Tempelprodigia, nicht für die in Jerusalem kämpfenden Parteien interessiert haben? Auf Grund alter Kenntnisse oder auf Grund neu eintreffender Nachrichten wird ihnen Josephus den gewünschten Aufschluß gegeben haben; und indem er dann selbst in seinem Werke auf einige Punkte dieser Art zu sprechen kommt, muß sich eine Verwandtschaft der Texte ergeben, die man aber nur dann richtig wertet, wenn man sich die geringe Zahl dieser Fälle vor Augen hält und bedenkt, daß es sich dabei in erster Linie um jüdische Sonderheiten handelt.

IV. W. betont mit Recht die flavische Tendenz im Werke des Josephus; wenn er aber daraus die Vorstellung ableitet, daß die Quelle des Josephus das Aufkommen der Flavier im römischen Reiche habe schildern wollen, so kann ich wiederum nicht folgen. Die reichsgeschichtlichen Partien, auf die W. sein Urteil vor allem stützt, sind nicht, wie er meint, Fremdkörper in der Schilderung des jüdischen Krieges, sondern notwendige Bestandteile, wie Josephus IV 496 ausdrücklich hervorhebt (unrichtig W. S. 149); denn eben durch den Bürgerkrieg rechtfertigt sich das Zögern Vespasians, der es nicht über sich bringt, Jerusalem anzugreifen, solange sein Vaterland in der großen Krisis steht (IV 498 ff., 590). Weite Kreise der Juden hatten bekanntlich den Standpunkt vertreten, daß eine energische Kriegführung der Römer das furchtbare Unheil von Jerusalem hätte abwenden können. Man lese nur, mit welcher Erbitterung Josephus von dem Abmarsch des Cestius (II 532—533) berichtet, und wie er sich dies nur so erklären kann, daß Gottes Ratschluß hinter all dem stehe (II 539; vgl. III 6; IV 501). Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hat auch Vespasian durch sein Zögern eine schwere Schuld auf sich geladen, und Josephus rechtfertigt ihn daher durch den Hinweis auf die Bürgerkriege. Mit diesen Dingen beabsichtigt der Autor nicht den römischen Lesern ein Bild vom Aufkommen der Flavier zu entwerfen, sondern er denkt an sein jüdisches Publikum, dem er auch den Titus in einer ähnlich berechneten Auffassung zeigen wollte, über welche W. S. 68 ff. wertvolle Betrachtungen anstellt. Kein Zweifel also, daß die Darlegungen der Reichsgeschichte nicht verständnislos weitergeschleppte Elemente aus einer Erzählung vom Aufkommen der Flavischen Dynastie sind, sondern notwendige Stücke in dem Plane des Josephus, der die Flavier den Juden gegenüber rechtfertigen wollte und zu diesem Zwecke sich das notwendige Material verschaffte. Auch hier bricht der Gedanke von der Flavischen Schrift als Quelle des Josephus zusammen.

Obwohl man also die Haupttheorie des Buches wird ablehnen müssen, hat der Verf. dennoch in einer Reihe von Punkten Anregungen ausgestreut, die bei vorsichtiger Ausnutzung die weitere Forschung fördern werden, und in diesem Sinne darf man Webers Schrift als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Flavischen Kaiserhauses begrüßen.

Gießen. Richard Laqueur.

Alice Hill Byrne, Titus Pomponius Atticus. Chapters of biography. Diss. Bryn Mawn Pennsylvania 1920. VIII. 102 S.

Das Material für die Lebensgeschichte des Atticus ist bei Drumann gesammelt, und als Materialsammlung, wenn auch nur als solche, hat dessen Werk unvergänglichen Wert. Die Verf. will drei Seiten von Atticus' Tätigkeit hervorkehren und beleuchten. Sie behandelt ihn als Geschäftsmann (p. 1—22), als Gelehrten (p. 23—51) und im politischen Leben (p. 52—102). Die Tätigkeit des Atticus hat sich zum guten Teil hinter den Kulissen der Weltbühne abgespielt und tritt infolgedessen nicht in so helles Licht wie die der Männer, die auf ihr selbst aufgetreten sind. Daher fehlt es uns oft an greifbaren Nachrichten über seinen Einfluß, den wir hier und da mehr empfinden als erkennen können. Wo der Lebensabriß des Nepos versagt, fehlen uns die Zusammenhänge. Hier setzt die Verf. mehrfach unsichere Vermutungen an die Stelle der uns fehlenden Tatsachen, so besonders bei dem Bericht über Atticus' literarische Ausbildung. Sie überträgt einfach was wir von Cicero wissen auch auf den Freund, was doch bedenklich ist. Auch finden sich hier manche Mißverständnisse. Die politische Bedeutung des Atticus wird gewiß überschätzt, wenn man ihn zum Führer der *equites* macht.

Größere Genauigkeit in den Zitaten wäre öfters erwünscht gewesen: p. 36 adn. 120 Usener, *Unser Platontext*, p. 50 adn. 205 Hirschfeld, *Kleine Schriften*, p. 51 adn. 210 Peter, *Wahrheit und Kunst* sind ungenügend, p. 40 *the annals* als Bezeichnung des *liber annalis*, p. 28 Varros πεπλογραφία (als Titel!) irreführend.

Wenn es also auch der Verf. nicht gelingt,

ein lebensvolles Bild des Atticus zu zeichnen, so liegt dies doch zum größten Teil an dem nicht ausreichenden Material. Man muß ihr aber das Zeugnis ausstellen, daß sie das vorhandene verständig und im allgemeinen richtig verwertet hat. Einige Kleinigkeiten dürften vielleicht in etwas anderer Beleuchtung zu erscheinen haben, in den Hauptsachen entspricht die Arbeit auch strengen Anforderungen.

Erlangen. Alfred Klotz.

Symbolae philologorum Posnaniensium. Editae cura Ludovici Ćwikliński. Posnaniae 1920, Gebethner & Wolff. 79 S. 8.

Die vorliegende Festschrift, eingeleitet durch ein griechisches Gedicht von B. Graszyński, ist von der societas philologorum Posnanensium zum ersten Jahrestag der polnischen Universität Posen veröffentlicht. Ihre einzelnen Beiträge, die alle durch gute Kenntnis des Materials und ausgezeichnete Beherrschung der von Fall zu Fall erforderlichen Literatur ausgezeichnet sind, seien hier kurz notiert: Die umfangreichste Arbeit steht an der Spitze; R. Ganszyniec bietet in ihr eine de argumentis immortalitatem vulgo adstruentibus particula prima cum epimetro de origine notionis animae, eine stoffreiche Behandlung der Probleme seines Themas. S. Hammer bespricht Kompositionsprinzipien in Apuleius' Metamorphosen, vor allem sein Streben, abzuwechseln und seine Einlagen gut unterzubringen und gegeneinander auszubalancieren, indem er von Fall zu Fall erneut untersucht, ob die Episoden vom Dichter hinzugefügt oder seiner griechischen Vorlage entnommen sind. L. Piotrowicz äußert sich über die Gliederung des νομὸς Ἀρσινοΐτης im 3. Jahrh. v. Chr. Geb. J. Sajdak interpretiert geschickt und sicher Oxyrh. Pap. VIII nr. 1083 und erblickt in diesem Rest eines antiken Satyrspiels, als dessen Verf. er wie schon M. Croiset, aber mit besserer Begründung als sein Vorgänger Achaios vermutet, eine Verhöhnung der Sophisten. Den Schluß des Bandes bilden einige gute Beiträge von L. Ćwikliński zu Stellen der xenophonteischen Πόροι, deren umsichtige, meist konservative Behandlung besonders hervorgehoben sei.

Hamburg. B. A. Müller.

Wilhelm Jänecke, Die ursprüngliche Gestalt des Tropaion von Adamklissi. Heidelberg 1919. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

In den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Jahrgang 1919) ist eine sehr lesenswerte Abhandlung des Regierungs- und Baurats Dr. Jänecke erschienen, die sich mit dem großartigen, besonders durch den Streit zwischen Benndorf und Furtwängler bekannt gewordenen Siegesdenkmal der Römer bei Adamklissi in Rumänien beschäftigt und einen neuen Vorschlag für die von mehreren Archäologen geforderte Entstehung des Monumentes in zwei verschiedenen Bauepochen macht. Während des Krieges hatte der Verf. Gelegenheit, das Bauwerk an Ort und Stelle zu untersuchen und teilt nun seine Beobachtungen und Schlüsse den Archäologen von Fach zur Prüfung mit.

Bei näherem Studium des quadratischen Kernbaues, der mit einem großen Rundbau umgeben ist und einst das eigentliche Siegeszeichen, ein aus Waffen und Statuen gebildetes Tropaion, getragen hat, ist er auf den neuen Gedanken gekommen, daß die vorhandenen Schwierigkeiten, die jenen Streit hervorgerufen haben, sich vielleicht durch die Annahme heben lassen, daß das Monument ursprünglich nur aus dem viereckigen massiven Kernbau bestanden und erst später durch den herumgelegten niedrigen Rundbau seine jetzige Gestalt erhalten habe.

Dieser neue Vorschlag verdient ernste Beachtung, weil er in der Tat einige noch unerklärte Tatsachen in befriedigender Weise zu deuten scheint, darf aber meines Erachtens noch nicht als gesicherte Lösung des Problems gelten, weil die zugunsten des Vorschlages beigebrachten Beweise nicht zwingend sind und der ursprüngliche Bau, wie Jänecke ihn vorschlägt, einige Bedenken hervorruft.

Prüfen wir zunächst die technischen und künstlerischen Beweise, auf die er seinen Vorschlag stützt.

Zuerst weist er auf die Verschiedenheit zwischen dem Quadermauerwerk des Kernbaues und dem Gußmauerwerk des äußeren Rundbaues hin und glaubt, daß jenes solide Quadermauerwerk nicht nötig gewesen wäre, wenn der Kernbau nicht ursprünglich ohne den Rundbau freigestanden habe. Hier muß ich widersprechen. Allerdings ist römisches Gußmauerwerk jetzt gewöhnlich so fest, daß es fast jede Last tragen kann; und gewiß würde das noch wohlerhaltene Gußmauerwerk von Adamklissi jetzt auch das schwerste Tropaion tragen können, aber solches Mauerwerk aus vielem Mörtel und wenig Steinen bedarf, wenn es aus gewöhnlichem Kalk hergestellt wird, längerer Zeit, um tragfähig zu werden. Meines Erachtens konnte das Gußmauerwerk des Rundbaues, als es frisch hergestellt war, zwar die aus nur einer Quader-

schicht bestehende Abdeckung, die ergänzt werden muß, sehr wohl tragen, nicht aber das schwere Tropaion mit seinem hohen Unterbau. Ich vermute, daß traurige Erfahrungen bei anderen ähnlichen Anlagen den römischen Baumeister veranlaßt haben, den Kernbau bis zum gewachsenen Boden mit Quadern zu fundamentieren. Selbstverständlich kommt es bei dieser Frage auf die Art des Gußmauerwerks an, die ich im vorliegenden Falle nicht kenne. Daher wage ich hier kein entscheidendes Urteil abzugeben.

Zweitens soll die gute Bearbeitung der Außenquadern des Kernbaues und ihre Ausstattung mit Randbeschlag für eine nicht sichtbare Mauer sehr auffallend sein und sich nur durch die Annahme erklären lassen, daß die Quadern ursprünglich sichtbar sein sollten. Auch hier kann ich nicht vollständig zustimmen; kann aber auch nicht widersprechen, so lange die Art des Randbeschlages, den die Quadern zeigen sollen, nicht genau gezeichnet oder beschrieben wird. Nicht jeder Randbeschlag an antiken Quadern war bestimmt, später sichtbar zu sein. Oft sollte der zwischen den Randbeschlägen stehengebliebene Werkzoll später abgearbeitet werden. Oft kommen auch bei Mauern, die sicher unsichtbar bleiben sollten, Quadern mit Randbeschlag vor. Oft erhalten die Quadern schon im Steinbruch eine Art von Randbeschlag. Ohne Kenntnis von der Art des Randbeschlages kann ich daher diesen Beweis nicht anerkennen.

Auch die als dritter Beweis angeführten künstlerischen Gründe sind meines Erachtens nicht so durchschlagend, wie der Verf. es darstellt. Es kann doch nicht bezweifelt werden, daß der römische Architekt, der nach Jäneckes Theorie später den Rundbau um den älteren Kernbau herumlegte, das von ihm geschaffene Ganze für künstlerisch schön gehalten hat. Warum soll da derselbe Architekt nicht auch das Ganze als einheitliches und schönes Kunstwerk entworfen haben können?

Ähnlich beurteile ich den vierten Beweis. Was Jänecke auf S. 12 über die Verschiedenheit des Verlaufes der Diagonalen im Aufriß für die einzelnen Teile des Monumentes und auf S. 16 über den Gesamteindruck beider Teile sagt, kann mich aus einem doppelten Grunde nicht überzeugen. Einmal sind die Teile des mittleren Oberbaues weder in ihrer Reihenfolge noch auch in ihrer Zugehörigkeit zum Monument so vollkommen sicher, daß aus ihnen bindende Schlüsse gezogen werden können. Sodann läßt sich über die Verhältnisse antiker Bauwerke ohne Ende streiten. Feststehende Regeln für alle antiken Bauten gibt es nicht. Ein großer breiter Unterbau zeigt selbstverständlich ganz andere Verhältnisse als der schmale Träger eines Tropaions oben auf dem Unterbau.

Können hiernach die von Jänecke für seinen Vorschlag beigebrachten Gründe nicht als entscheidend anerkannt werden, so kommen andrerseits noch einige Bedenken hinzu, die mich abhalten, der vorgeschlagenen Lösung rückhaltlos zuzustimmen.

Zunächst sieht J. sich genötigt, für seine zweite Bauperiode, nämlich für die Hinzufügung des äußeren Rundbaues, eine nachträgliche Veränderung des oberen Kernbaues anzunehmen. Die von Bühlmann gezeichneten, für den Anschluß des Kegeldaches notwendigen Rundstufen sollen erst später hinzugefügt worden sein. Das scheint mir sehr bedenklich. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß ein Architekt auf einen viereckigen Unterbau unmittelbar einen sechseckigen Oberbau gesetzt haben soll, weil dieser sich zu den einzelnen Seiten des Unterbaues verschieden verhält. Über einem quadratischen Unterbau pflegt man den Oberbau entweder achteckig oder zunächst rund und dann erst polygonal zu gestalten. Sodann zeichnet J. den Sockel eines viereckigen Unterbaues in seinen beiden Ergänzungen (Abb. 6 und 7) ganz anders als im Durchschnitt des noch erhaltenen Baues (Abb. 4). Ich nahm an, daß die letztere Zeichnung dem festgestellten Tatbestande entspräche. Ist das der Fall, so sind die anderen Zeichnungen unrichtig und unzulässig. Ist das weit ausladende Fundament nicht gesichert, so hätte es in der Zeichnung des Tatbestandes fortgelassen oder nur punktiert werden müssen.

Zum Glück gehört die Archäologie zu denjenigen Wissenschaften, deren Ergebnisse meist durch Experimente, nämlich durch Ausgrabungen, auf ihre Richtigkeit geprüft werden können. Diese Prüfung muß im vorliegenden Falle unbedingt erfolgen. Der Verf. selbst hat sie schon gefordert. Durch eine kleine Grabung von oben oder von der Seite kann leicht endgültig festgestellt werden, ob der Kernbau einst eine Zeitlang freigestanden hat oder auch nur bestimmt war freizustehen. Ich würde mich freuen, wenn Jäneckes Vorschlag die Prüfung bestehen würde, fürchte aber, daß es nicht der Fall sein wird.

Leukas-Ithaka. Wilhelm Dörpfeld.

C. Wendel, Die griechischen Handschriften der Provinz Sachsen. (Aufsätze Fr. Milkau gewidmet.) Leipzig 1920, Hiersemann.

Fast sechzig griechische Hss allein in der Provinz Sachsen? wird man vielleicht verwundert fragen, da ganz Deutschland bekanntlich kaum 1500 besitzt. Diese hohe Zahl läßt sich allerdings nur erreichen, wenn man den Begriff „Handschrift“ weiter faßt, als in unseren wissenschaftlichen Katalogen. Moderne Abschriften für die Druckerei, Kollegienhefte z. B. des Rich. Croke (S. 376), Kollationen und Photographien unserer Zeit werden als Hss aufgeführt, die sich über die Zeit vom (15.—)16.—20. Jahrh. verteilen; nur eine Pergamenths in Wittenberg stammt aus dem 11.—12. Jahrh. Der Verf. hat sich mit 76 Bibliotheken in Verbindung gesetzt und seine Arbeit mit Fleiß und Sachkunde durchgeführt. Er ist der Geschichte einzelner Gelehrter und Bibliotheken mit gsoßer Sorgfalt nachgegangen, und junge „Hss“ können dem Bearbeiter ebensoviel Mühe machen wie die alten; es fragt sich nur, ob sie es in gleicher Weise verdienen. Photographien und Kollationen auch des 20. Jahrh. haben sicher, wenn sie von kundiger Hand, z. B. von H. Hinck (S. 358), ausgeführt sind, einen großen Wert für das gelehrte Studium; auch das handschriftliche Material für Josephus muß von einem künftigen Herausgeber, wie bereits von Niese, beachtet werden, wenn auch die Schleusinger Hs (S. 374) nichts ist, als eine Abschrift des c. Vatic. 984. Allein auch Briefe der Gelehrten über handschriftliche Lesarten, über den Stammbaum und Provenienz der Hss usw. können manchmal großen Wert haben für wissenschaftliche Untersuchungen; und doch wird niemand eine derartige Korrespondenz als eine Hs bezeichnen. Es gibt also außer den Hss noch anderes wissenschaftlich wertvolles Material; und der Verf. hat vollständig Recht, wenn er meint, daß die kleineren handschriftlichen Sammlungen darauf untersucht werden müssen; auch unter der Spreu wird man noch einige Körner finden; er verdient daher unseren Dank für seine entsagungsreiche Arbeit.

Zum Schluß fordert der Verf., daß auch die anderen Bibliotheken Deutschlands in ähnlicher Weise bearbeitet werden.

Was uns not tut, ist vielmehr ein Gesamtkatalog aller griechischen Hss in Deutschland (mit Ausnahme der ganz großen Bibliotheken), der aber im wesentlichen an der alten Definition der Hs festhalten müßte.

Leipzig. Victor Gardthausen.

Richard Meister, Der Bildungswert der Antike und der Einheitsschulgedanke. Graz 1920, im Selbstverlag des Verfassers. Bezug durch Buchdruckerei Joh. Zellmayer, Wien, XIII. Bezirk, Penzingerstr. 67. 5 M. (in Österreich 10 Kr.) + 150 % Teuerungszuschl.

Die höchst dankenswerte, im Februar 1920 abgeschlossene Schrift des seit dem Winterhalbjahr 1920/21 in Wien wirkenden, bis dahin Grazer Universitätsprofessors ist in der Zeit, da im deutschen Reiche Regierungen, politische Parteien, Schulmänner, Fachleute mannigfacher Gebiete und sonstige Gruppen mehr oder weniger berufener und entschiedener Neuerer mit Wünschen, Programmen, Angriffen die höhere Schule und die Jugendbildung umzugestalten suchen, äußerst wertvoll. Sie zeigt uns Reichsdeutschen ja doch, daß in Deutschösterreich um dieselben Güter gestritten wird, und lehrt uns in Auszug oder Hinweis Beiträge aus der deutschen Ostmark kennen, die uns bei der jetzigen Lage des Bücher- und Schriftenmarktes schwer oder gar nicht zugänglich sind. Durch Aus- und Weiterbildung des Wortschatzes hilft sie uns, über Schlagwörterunklarheiten hinauszukommen. Ziel der Arbeit ist der Nachweis, daß das Wertvolle und Berechtigte in den Forderungen des Einheitsschulgedankens auch bei der Erhaltung der bestehenden österreichischen Mittelschule verwirklicht werden kann, und die Heraushebung desjenigen Typs aus der Fülle von Plänen für die Einheitsschule, mit dem die Erhaltung der Bildungswerte der Antike im deutschen Kulturbesitz am besten vereinbar ist. Dem Verf. als Altphilologen erwachsen aus dem Bestreben, sich Rechenschaft zu geben über die Stellung seines Faches im Bildungsganzen der Gegenwart, hat die Schrift Anspruch auf Würdigung auch in dieser Zeitschrift, die nicht Erziehungsfragen, sondern die klassische Philologie behandelt. Vorarbeiten des Verf. sind zwei Vorträge, die er im Frühjahr 1919 in Wien gehalten hat: „Die Bildungsziele des altsprachlichen Unterrichts und der Einheitsschulgedanke“ (Verein Mittelschule, 26. April 19) und „Die Bildungswerte der Antike und ihr Verhältnis zum Bildungsganzen der Gegenwart“ (Verein der Freunde des hum. Gymnasiums 23. Mai 19, abgedruckt im 19. Hefte der Mitteilungen dieses Vereins). Von diesen Vorarbeiten kommend, sucht Meister erstens darzulegen, worin die Bildungswerte und namentlich die Unterrichtswerte der altsprachlichen Fächer heute noch bestehen, zweitens diese Unterrichtswerte durch ihre Zugehörigkeit zum

Bildungsganzen unserer Kulturgemeinschaft zu rechtfertigen, drittens die Vereinbarkeit der verschiedenen Formen der Einheitsschule mit der Erreichung der Bildungsziele des altsprachlichen Unterrichts zu prüfen. Dabei zeigt er, wie die Aufbauschule hinter der an die vierklassige Grundschule anschließenden differenzierten höheren Einheitsschule zurückbleiben muß, und wie das humanistische Gymnasium in die differenzierte höhere Einheitsschule einzubauen ist. In einem Anhange nimmt er Stellung gegen zwei schulreformerische Kundgebungen des österreichischen Unterrichtsamtes. Meister kommt zu denselben Ergebnissen wie der pädagogische Ausschuß des Sächsischen Philologenvereins und liefert uns durch diese Übereinstimmung einen dankenswerten Beweis für die Richtigkeit und Notwendigkeit unserer Forderungen, und der Umstand, daß in Österreich wie bei uns Universitätslehrer und Schulmänner in dem Kampfe zusammenstehen, gibt uns die Zuversicht, die aus der dritten Strophe des Lutherschen Trutzliedes spricht: „Es muß uns doch gelingen".

Die Anzeige an dieser Stelle muß sich auf die oben gegebene Heraushebung der für den Leserkreis wertvollsten Gedanken beschränken. Hinzugefügt sei nur das Verzeichnis der Kapitelüberschriften als Hinweis auf den gesamten Gehalt und Gang der Erörterung zum Nutzen derer, die, selbst im Kampfe für die höhere deutsche Schule stehend, gern Kenntnis nehmen werden von der Fülle des Stoffes, die uns geboten wird: I. Der Kampf um das Bildungsziel des altsprachlichen Unterrichts. II. Die Bildungswerte des altsprachlichen Unterrichts. III. Das Bildungsziel des altsprachlichen Unterrichts. IV. Die Angriffe gegen die humanistische Bildung des altsprachlichen Unterrichts. V. Die Formen der Einheitsschule. VI. Die Vereinbarkeit des altsprachlichen Bildungszieles mit dem Einheitsschulgedanken. VII. Die Forderungen des Einheitsschulgedankens. VIII. Einheitsschule und höhere Bildungsschule.

Dresden-Neustadt. Wilhelm Becher.

Auszüge aus Zeitschriften.

Monatsschrift für höhere Schulen. XX, 9/10.

(257) **M. Siebourg**, Philologen und Schulmänner. — (260) **E. Spranger**, Die drei Motive der Schulreform. Dem Liberalismus entspricht das Ideal der frei entfalteten Individualität; der Demokratie der Einheitsschulgedanke in seiner ursprünglichen Bedeutung; einer bestimmten neuen Form des Sozialismus das Gemeinschaftsideal. Differenzierte Einheitsschule, Produktionsschule u. a. kommen zur Besprechung. Die werdende Schulreform stellt sich Spr. als ein aus dem Leben selbst Geborenes heraus. — (274) **Th. Litt**, Wissenschaft und höhere Schule. Ihres Mittleramtes wird die höhere Schule nur mit Erfolg zu walten in der Lage sein, wenn die Universität ihr tätigen Beistand leistet. — (278) **E. Goldbeck**, Die jugendliche Persönlichkeit. — (292) **H. Borbein**, Hermann Lietz und die höheren Schulen. — (321) **L. Kaiser**, Aus einer Ansprache, gehalten bei der 100jährigen Jubelfeier des Kreuznacher Gymnasiums am 19. Mai 1920. — (325) Bücherbesprechungen.

Nachrichten über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Preuss. Akademie der Wissenschaften.

6. Januar: **Schuchhardt** sprach über Ausgrabungen in altgermanischen Burgen und Siedlungen, die er 1920 ausgeführt hat. Der Schloßberg bei Witzen (Kr. Sorau) und der Palzhebbel bei Starzeddel (Kr. Guben) ergaben eine sehr starke Holz-Erdmauer und keinen freien Burghof in der Mitte. Bei Vettersfelde an der Stelle des Goldfundes von 1882 fand sich ein Haus mit steinzeitlicher und Lausitzer Keramik, in Groß-Lichterfelde, Carstennstraße 7, ein Haus mit römischen Münzen des 2. Jahrh. n. Chr. In allen diesen Fällen, von der Steinzeit bis zur römischen, war der Hausbau völlig gleichartig. Auf dem Höhbeck bei Gustow (Elbe) haben **Schuchhardt** und **Koldewey** das Castellum Hohbucki Karls des Großen untersucht, die Ringmauer mit drei Toren und das Innere aufgeklärt und fränkische, sächsische und wendische Keramik der Zeit um 800 gefunden. Dicht beim Kastell wurde auch das altsächsische Dorf jener Zeit mit einer kleinen Burg („Hexenplatz") festgestellt. — (4) Adresse an Herrn Hermann Diels zum 50jährigen Doktorjubiläum am 22. Dez. 1920.

13. Januar: **Erman** legte vor eine Mitteilung von Prof. Dr. **Möller** in Berlin: „Die Zeichen für 'Westen' und 'Osten' in der ägyptischen Hieroglyphenschrift" (168). Das Zeichen für „Westen" wird gedeutet „Land der Federträger", d. i. Libyen; das Zeichen für „Osten" meint „Kupferberg", d. i. Sinaihalbinsel. Diese Schriftzeichen müssen also aus geographischen Gründen in Unterägypten entstanden sein; das Delta muß zur Zeit ihrer Entstehung das Land der höheren Kultur gewesen sein. — (63) **U. v. Wilamowitz-Moellendorff**, Melanippe.

27. Januar: (103) **Lüders**, Zur Feier des Jahrestages Königs Friedrich II. (131) **v. Wilamowitz-Moellendorff**, Sammlung der griechischen Inschriften. **Hirschfeld**, Sammlung der lateinischen Inschriften; Prosopographie der römischen Kaiserzeit. (133) **Erman**, Wörterbuch der ägyptischen Sprache. (139) **Diels**, Corpus medicorum Graecorum. (153) **E. Meyer**, Orientalische Kommission. (156) Hermann- und Elise-geb.-Heckmann-Wentzel-Stif-

tung. 15000 M. zur Fortsetzung der Ausgabe der griechischen Kirchenväter. 15000 M. zur Fortsetzung der Bearbeitung einer römischen Prosopographie des 4. und 6. Jahrhunderts. 10000 M. zu weiteren Arbeiten auf dem Gebiete der slavisch-germanischen Bodenforschung. (161) v. Harnack, Ausgabe der griechischen Kirchenväter; Bericht über die Prosopographie. (163) Schuchhardt, Bericht über germanisch-slavische Altertumsforschung und über Ausgrabungen in Schussenried.

3. Februar: Wilcken berichtete über seine Ausgabe der „Urkunden der Ptolemäerzeit“. Nach einem Rückblick auf die bisherigen Schicksale dieser Publikation, die die älteren Funde ptolemäischer Papyri (in der Hauptsache bis 1890) in zwei Bänden, einem memphitischen und einem thebanischen, zusammenfassen soll, werden einige Proben aus dem Inhalt des im wesentlichen abgeschlossenen I. Bandes vorgelegt. Es kamen zur Sprache 1. religionsgeschichtliche Fragen (neue Argumente für die Herkunft des Sarapis aus dem Serapeum von Memphis sowie für den religiösen Charakter der Katoche); 2. kulturgeschichtliche Fragen (Mischung der ägyptischen und griechischen Kultur); 3. diplomatische Fragen (Ausbildung der Epistolographen, Entstehung der Eingaben und der amtlichen Briefe).

17. Februar: Diels trug Lukrezstudien IV vor (237). Die Episode über die Entwicklung der Kriegstechnik V 1297—1349 verdankt Lukrez der Lektüre von Poseidonios' Taktik. Einige Fehler der Überlieferung werden verbessert. — Diels legt eine Mitteilung des Prof. Dr. B. Meissner in Breslau vor: Ein neubabylonisches Zuckungsbuch. In den Abhandl. d. Akad. 1908 (Berlin 1909) S. 118 hatte Diels die Vermutung ausgesprochen, daß „bei den Vertretern der uralten Kulturen Babyloniens und Ägyptens Spuren des Zuckungszaubers sich finden“ könnten. Diese Vermutung ist, soweit sie Babylonien angeht, aufs glänzendste bestätigt worden. Zuerst wies Boissier, Revue d'Assyriologie VIII, 35 auf eine von Lenormant, Choix de textes (No. 92), S. 238 publizierte, leider nur fragmentarisch erhaltene Inschrift hin, in der von konvulsivischen Zuckungen des Körpers die Rede ist. Sodann hat Lutz, American journal of Semitic languages XXXV, S. 145 ff. einen ziemlich gut erhaltenen, 86 Zeilen langen Text aus neubabylonischer Zeit veröffentlicht, den er als „referring to the action of a dreamer“ ansah. Diese Bestimmung ist aber falsch, vielmehr repräsentiert er ein richtiges Zuckungsbuch, in dem aus den unwillkürlichen Bewegungen von Körperteilen die Zukunft zu erschließen versucht wird. — Erman legte einen Aufsatz des Prof. G. Möller in Berlin „über einen ägyptischen Schuldschein“ vor. Auf der Rückseite eines Papyrus des Berliner Museums, der Hymnen an Götter enthält, findet sich das Konzept zu einem Schuldschein, das etwa 850 v. Chr. geschrieben ist, weit früher als alle bisher bekannten ähnlichen Urkunden Ägyptens. Ein Priester des Amon, der auch einem Schatzhaus des Königs vorsteht, verleiht 5 Deben (= 455 g) Silber auf ein Jahr zu nicht weniger als 100 Prozent. Das Silber wird als solches vom Schatzhaus des Gottes Harsaphes bezeichnet, was, ebenso wie ähnliche jüngere Angaben, einen bestimmten Feingehalt desselben bezeichnen dürfte.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Altertum. Vom Altertum zur Gegenwart. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 139. Dem schönen Werk wünscht neue Leser *E. Stemplinger.*

v. Aster, E., Geschichte der antiken Philosophie: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 137 f. 'Wertvolle Einführung in die alte Philosophie, nicht bloß für Studierende, auch für Lehrende'. *M. Offner.*

Caesar. C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico erkl. v. F. Kraner u. W. Dittenberger. 17. A. v. H. Meusel. 2. und 3. Bd.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 126 f. 'Für die sprachliche und sachliche Erklärung unentbehrlich'. *P. Huber.*

Ebeling-Langes Schulwörterbuch zu Caesars bellum Gallicum und bellum civile. 8. A. neubearb. v. H. Fritzsche: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 127. 'Noch brauchbarer geworden'. *P. Huber.*

Gebhardt, J., Lateinische Ergänzungsbücher zum Schulgebrauch und Selbstunterricht mit Schlüssel: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 128. 'Ein ganz vorzügliches Hilfsmittel'. *R. Willer.*

Grammatiker, lateinische: *Jahresber. f. Alt.-Wiss.* 188 II S. 34. Bericht für 1908—1920. *P. Weßner.*

Inschriften, griechische: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 189 S. 1 ff. Bericht für 1894—1919. *E. Ziebarth.*

Kaiserzeit: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 189 S. 53 ff. Bericht über die Literatur zur Geschichte 14—284 für 1894—1913. *M. Fluss.*

Kinkel, W., Allgemeine Geschichte der Philosophie. 1. Teil: Geist der Philosophie des Altertums: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 138. 'Gibt eine Entwicklung des philosophischen Gedankens von Thales bis Boethius'. *H. Schoenberger.*

Livius: *Jahresb. f. Alt.-Wiss.* 188, II S. 1 ff. Bericht für 1910—1919. *K. Witte.*

Ljunggren, G., Zur Geschichte der Christlichen Heilsgewißheit von Augustin bis zur Hochscholastik: *L. Z.* 41 Sp. 777 f. Literatur über Augustin wird vermißt und eine streng philologisch-exegetische Methode gefordert von *J. Gotthardt.*

Meyer-Steineg, Th., u. Sudhoff, K., Geschichte der Medizin im Überblick mit Abbildungen: *Naturw. Woch.* 36, 41 S. 598 ff. Anerkannt von *G. Sticker-Würzburg.*

Neuburger, A., Die Technik des Altertums. 2. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 143 f. 'Den Vorzügen stehen erhebliche Mängel gegenüber.

Vor allem macht sich das Fehlen philologischer Schulung bemerkbar'. *E. Stemplinger.*

Ninck, M., Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 144. 'Die vergleichende Religionswissenschaft hat in Nincks trefflicher Studie eine wertvolle Bereicherung erfahren'. *E. Stemplinger.*

Oldfather, A., Index verborum quae in Senecae fabulis reperiuntur: *The journ. of engl. philol.* XIX 3 S. 406. 'Wohlgelungen und sehr verdienstlich'. *L. Cooper.*

Schanz, M., Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. 4. Teil. 2. Hälfte: Die Literatur des fünften und sechsten Jahrhunderts. Von M. Schanz, C. Hosius und G. Krüger: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 144. 'Würdiges Schlußglied des groß angelegten Schanzschen Werkes'. *G. Landgraf.*

Stemplinger, E., Horaz im Urteil der Jahrhunderte: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 116 ff. 'Eröffnet einen tiefen Einblick in den Bodenbestand der europäischen Geisteskultur'. *G. Ammon.*

Tacitus' Annalen in Auswahl und der Bataveraufstand unter Civilis. Hrsg. v. K. Stegmann. Kommentar. 3. A.: *Bayer Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 127. 'Ein für die Schule geeignetes Hilfsbuch'.

Tacitus' Dialogus, f. d. Schulgebr. erkl. von G. Andresen. 4. A.: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 128. 'Auch diese Auflage bezeugt Sorgfalt; aber der Text berücksichtigt zu wenig die neuesten Ergebnisse'. *Fr. Walter.*

Thukydides erklärt von J. Classen. 1. Bd. 5. A. bearb. von J. Steup: *Bayer. Bl. f. d. Gymn.-Schulw.* 57, 3 S. 126. 'Wertvolles Buch'. *P. Huber.*

Weber, W., Josephus und Vespasian: *L. Z.* 41 Sp. 780 f. 'Tiefschürfende Untersuchung', 'allen Beteiligten aufs dringendste empfohlen' von *E. v. Stern.*

Weir, T. H., The Variants in the Gospel Reports: *L. Z.* 41 Sp. 777. 'Eingehende Untersuchung, die manches Neue bietet'. *E. Herr.*

Mitteilungen.

Zu Lukan III 284—288.

Von III 169 an zählt Lukan die Bundesgenossen des Pompejus aus dem weiten Osten des Reiches auf. In dem Schlußstück dieses Katalogs steht der Satz:

284 Non, cum Memnoniis deducens agmina regnis
Cyrus et effusis numerato milite telis
Descendit Perses fraternique ultor amoris
Aequora cum tantis percussit classibus, unum
Tot reges habuere ducem.

Hierin wird an Kriegszüge der Vorzeit erinnert, auf denen sich ebenfalls viele Fürsten einem einzigen Führer unterordneten. — Francken glaubte drei Kriegszüge zu erkennen: den des Cyrus gegen Krösus, den des Xerxes gegen Griechenland und den des Agamemnon gegen Troja. Er gelangte zu dieser Erklärung nach Annahme der Konjektur *Xerxes* für *Perses* von Grotius. Doch wird man ihn sofort fragen müssen, warum er gerade den Zug des Cyrus gegen Krösus annimmt. Man könnte ebensogut an den Zug gegen Babylon oder gegen die Massageten denken. Das Verbum descendit belehrt uns hier nicht, und ebensowenig das deducens agmina Memnoniis regnis. Und bei dem letzteren Zusatz stocken wir außerdem von neuem. Denn kein antiker Autor berichtet uns von der Herrschaft des Cyrus über die Äthiopen, jenes sagenberühmte Volk Memnons in den südlichsten Gegenden der Welt (vgl. IX 517, X 220, 293); vielmehr denkt der Leser dabei sofort an den Bericht Herodots über das buntgemischte Heer des nach Griechenland ziehenden Xerxes, in dem die Äthiopen eine besondere Rolle spielen: Herod. VII 69 f. Und ganz offenbar ist das numerato milite mit Beziehung auf den Zug des Xerxes gesagt: Herod. VII 60 ff. Aber hier türmt sich nun eine neue Schwierigkeit vor uns auf: Was bedeutet effusis telis neben dem numerato milite? Unsere guten Scholien, die Commenta Bernensia, bieten zu Vs. 285 die resignierende Bemerkung: immensae multitudinis intellegamus oportet und zu Vs. 286 die ganz unverständliche Anmerkung: Xerxes rex Persarum, qui milites lanceis numeravit. In den geringeren Scholien bei Weber und Endt lesen wir ganz Phantastisches, wie: . . . non potuerunt numerari, sed quisque centenarius misit sagittam, und: consuetudinem hanc dicit fuisse Persarum, ut procedentes ad bellum singulas sagittas extra urbem certo loco dirigerent; cum omnes post finitum proelium redirent, singuli singulas tollerent, ut ex his, quae remansissent, occisorum numerus inveniretur. Francken gerät nun offenbar ganz auf Abwege, wenn er die sicher vorhandene Korruptel in dem numerato milite sucht wofür er umbrato lumine einsetzen möchte.

Vielmehr muß die Korruptel in *Cyrus* stecken. Dies ist eine Glosse, die zu Perses gesetzt war und ein Wort des Dichters verdrängt hat. Mit *Perses* ist von Lukan in der Tat Xerxes bezeichnet, wie VIII 694 unter *Macedo* Alexander der Große zu verstehen ist; vgl. auch II 672 u. Lucr. III 1029 ff. und dazu Heinze S. 193. Und sowohl das Memnoniis deducens agmina regnis wie das numerato milite ist auf Xerxes zu beziehen.

Bei dem Versuche, die Stelle zu heilen, muß man vor allem noch darauf bedacht sein, dem effusis telis eine andere Beziehung zu geben. Die Verbindung mit numerato milite ist, wie wir sahen, unmöglich. Folglich muß man versuchen, es mit Hilfe des für Cyrus zu findenden Wortes mit Memnoniis regnis zu verbinden. Ich schreibe *Solis* und gewinne so einen parataktisch angefügten erklärenden Zusatz zu diesem: agmina deducens Memnoniis regnis et effusis telis Solis.

Der Leser wird ja gewiß die Memnonia regna an sich ohne weiteres als das Äthiopenland verstehen; aber es ist doch ein ungewöhnlicher Ausdruck, und die Dichter pflegen in solchem Falle gerade die Figur der Parataxe gern zu verwenden, um größere Deutlichkeit zu erzielen. Man vergleiche VIII 365: Quidquid ad Eoos tractus mundique teporem ibitur, emollit gentes clementia caeli; IX 153: Non ego Pellaeas arces adytisque retectum corpus Alexandri pigra Mareotide mergam? IX 696: Illa tamen sterilis tellus fecundaque nulli arva bono virus stillantis tabe Medusae concipiunt dirosque fero de sanguine rores; X 221; Sen. H.O. 1765: Ad Tartara olim regnaque, o nate, ultima rediturus ibas; Verg. A. IV 480: Oceani finem iuxta solemque cadentem ultimus Aethiopum locus est; Lucr. III 993 quem volucres lacerant atque exest anxius angor aut alia quavis scindunt cuppedine curae und dazu Heinze S. 187.

Der Ausdruck tela Solis effusa ist ungewöhnlich wie der Ausdruck Memnonia regna, zu dessen Erklärung er dient. Während die griechischen Dichter die Sonnenstrahlen häufig βέλη nennen, finde ich im Lateinischen als einzige Parallele das bekannte Lukrezwort (I 140 u. öfter): Hunc igitur terrorem animi tenebrasque necessest non radii solis, non lucida tela dici discutiant. Sonst wird telum bekanntlich vom Blitz des Zeus gebraucht: Luc. VII 197: seu tonitrus ac tela Jovis praesaga notavit; Sen. H.O. 1912; Ov. Fast. III 316 u. Am. II 5, 52. Vgl. weiter Cic. Fam. V 16: Omnibus telis Fortunae proposita est vita nostra; Ov. Pont. IV 6, 36: linguae tela; Sen. H. O. 1653: sive de media voles auferre volucres nube, descendent aves et certa praeda tela de caelo fluent, wo das Bild des Regens vorschwebt (tela = aves telis perfixae). Mindestens ebenso kühn sind folgende Metaphern Lukans: IX 852: axis inustus Solis equis, 691 premit orbita Solis exuritque solum; VIII 203: sparsus ab Emathia fugit quicumque procella (von der Schlacht bei Pharsalus); IX 659 partu Danaes et divite nimbo ortum . . . Persea; VII 214: miles . . adverso Phoebi radiatus ab ictu descendens totos perfudit lumine colles. Vgl. Lucr. III 1034: Scipiadas, belli fulmen, und dazu Heinze. Zu dem Ganzen Memnoniis regnis et effusis telis Solis deducens agmina vgl. noch VIII 163: invia mundi arva super nimios soles austrumque iacentis; IX 690: Itque super Libyen, quae nullo consita cultu sideribus Phoeboque vacat; Sen. H. F. 37 qua Sol reducens quaque deponens diem binos propinqua tinguit Aethiopas face; Apul. Met. 11, 5 nascentis dei Solis inchoantibus illustrantur radiis Aethiopes Arique; Sen. H. O. 41.

So bringt meine Konjektur *Solis* den erwünschtesten Sinn in unsere Stelle, und ich glaube in der Tat, daß Lukan so geschrieben hat. Er hat danach an unserer Stelle nur zwei Kriegszüge der Vorzeit erwähnt, den des Xerxes und des Agamemnon. Denn daß mit dem ultor fraterni amoris nur Agamemnon gemeint sein kann, ist klar. Der Dichter unterläßt es, hier den Namen selber auszusprechen, wie ähnlich IX 971: quo iudex sederit antro (nämlich Paris), unde puer raptus caelo (nämlich Ganymedes); I 336: post . . lassi Pontica regis (nämlich Mithridats) proelia, barbarico vix consummata veneno; II 580: Idem per Scythici profugum divortia Ponti indomitum regem (nämlich Mithridat) Romanaque fata morantem ad mortem . . ire coegi; X 153, VI 362. Vgl. Heinze zu Lucr. III 1029, S. 193.

Lukan hat so in zwei mit cum eingeleiteten, durch -que verbundenen Sätzen die beiden berühmten Heereszüge des Xerxes und Agamemnon, die er beide nicht mit Namen nennt, mit dem Hilfsheer des Pompejus aus dem Osten des Reiches verglichen.

Cassel. Robert Samse.

Eingegangene Schriften.

v. Bissing, Das Griechentum und seine Weltmission. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. 10 M.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft.

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 26. November. 1921. №. 48.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Rutilii Claudii Namatiani De Reditu Suo Libri II rec. Vincentius Ussani. (Silloge di antichità classica I.) Florentiae 1921, Perrella. (Einzeldruck aus Rassegna italiana di lingue e letterature classiche II, 1920, No. 3—5, S. 121—154.) 6 L.

Neben die französische Ausgabe Vessereaus (1906), die englische Keenes (1909), die österreichische G. Heidrichs (1911/2) tritt nun eine italienische, die außer einer kurzen, über die Überlieferung und die textkritischen Grundsätze des Herausgebers berichtenden Praefatio den Text des reizvollen Gedichtes mit kritischem Apparate und einen Index nominum bringt.

Grundlage der Recensio ist für U. zwar auch der Vindobonensis 277, aber trotzdem läßt er dem 1891 bekannt gewordenen (vgl. Elter, Rhein. Mus. 46, 1891, 112[3]) Romanus eine höhere Schätzung zuteil werden, als er nach Hosius (Rhein. Mus. 51, 1896, 197 ff. vgl. auch Helm, diese Wochenschr. 1906, 809 f.; 1909, 553) eigentlich verdient[1]). Die Begründung, die U. gibt, setze ich im Wortlaut hierher: „cum dubium vix sit, quin codex Romanus ab homine si non litterarum imperito non eo tamen qui cum Sannazario — auf S. geht der Vindobonensis zurück — comparetur descriptus, mendis pluribus quam Vindobonensis foedetur, sed emendationibus vel corruptelis consulto inlatis ob eandem causam minime laboret, mihi, ut Francogallo Vessereau, pluris faciendus visus est quam ceteris editoribus eiusque aliquot lectiones quasi potiores recepi, ut 16 ueneratur, 175 imitatio, 529 similis". Auf der anderen Seite aber fehlen wiederholt Angaben über R, die nötig gewesen wären, um ein völlig richtiges Urteil über diese Hs zu ermöglichen. Zusammengestellt sind sie bei Helm, Wochenschr. 1906, 808 ff., dessen Besprechungen überhaupt, wie mir scheint, nicht eingehend genug berücksichtigt sind. So fehlt z. B.[2]) zu I 15 fruuntur *mg.* V[2] R 56 q u a m V q u a i. m g. = R 98 tolleret *mg.* V[2] R 99 sidera. f.[3]) *mg.* v R 117 radient. f. *mg.* v R 175 imitatio *mg.* V[2] *postea del.* R. 178 tenet. f. (*del.* f.) *mg.* v R 192 cupiunt. f. (*del.* f.) *mg.* v R 197 tractusq; f. (*del.* f) *mg* v R 365 nescia V[2] R 447 fatorum V[1] R II 6: man kann aus

[1]) „Schlechteste Handschrift!" Schissel-Fleschenberg, Namatianus gegen Stilicho, Wien-Leipzig 1920, 11. Ein deutliches Beispiel für die Verschlechterung der Lesarten in R ist I 329: 327 haec proprios nuper tutata est insula saltus | sive loci ingenio seu domini genio, | gurgite cum modico victricibus obstitit armis. R hat uictoribus; dazu merkt U. an: *fortasse recte, cum armi(s) pro* bracchiis *poni possint.* Zu dieser gezwungenen Erklärung ist U. durch die Überschätzung von R verführt worden.

[2]) Sperrdruck gibt an, was im Apparat fehlt, gewöhnlicher Druck das, was bei U. steht.

[3]) Über das Zeichen f wagt U. keine Entscheidung. Er denkt an fortasse, fiat oder fuit. Helm glaubt (Wochenschr. 1906, 812), daß es auf verlesenem l' = vel beruht.

dem Apparate nicht ersehen, daß auch R das von U. wohl nicht mit Recht in den Text gesetzte sitis st. siti hat. 36 hat R nach Schissel-Fleschenberg a. a. O. S. 12 die gewöhnliche Verwechselung apposuisse st. opp., U. merkt nichts an. 47 hat R armentum st. armatum (Schissel-Fleschenberg). Bei U. fehlt eine Angabe hierüber. 52 facta R st. fata (Schissel-Fleschenberg).

Wenn ich noch auf einige einzelne Stellen eingehen darf, so hat U. am Anfange richtig im Gegensatz zu Vessereau eine Lücke angenommen. I 5 richtig: o quantum et quotiens 35 konjiziert U. im Apparat ohne Not sacrae (coll. 417) st .carae[4]) 76 fretus et Alcides nobilitate deus: (daß mit Castalio und U. mobilitate zu schreiben ist, halte ich für ganz unwahrscheinlich; denn die bei Cicero und Horaz wiederholt vorgetragene analoge Anschauung weist auf nobilitas hin als Veranlassung zu der Vergottung des Menschen, wenn auch das Wort selbst nicht gebraucht wird; vgl. z. B. Cic. de n. d. II 24, 62 de off. III 5, 25 Hor. carm. III 3, 9 IV 8, 22 ff. Epist. II 1, 5 ff., Norden, Rhein. Mus. 54, 1899, 473): Bereits Helm, Woch. 1906, 811 hat gesagt, daß fretus falsch und durch factus (.f. *mg.* v) zu ersetzen ist. Das wird noch sicherer, wenn man Ovid Trist. IV 3, 83 f. vergleicht, wo im Laurentianus (Marcianus) M, Guelferbytanus G und Gothanus D, d. h. den führenden Hss der beiden Klassen, und in fast allen geringwertigen Hss überliefert ist: utere temporibus, quorum nunc munere f r e t a est et patet in laudes area magna tuas, eine Stelle, die Ehwald durch facta est (cf. Amor. III 1, 26 Trist. V 14, 23) sicher geheilt hat.

111. quid loquar inclusas inter laquearia silvas, | vernula quae vario carmine ludat avis? Die richtige Emendation steht wohl schon in der Ausgabe des Onuphrius Panuinus von 1558: qua und ludit; so auch Jäger, Rhetor. Beitr. zu Rutil. Cl. Nam. 34. 121 U. hätte besser Burmanns tibi statt Simlers tuis für das überlieferte uis in den Text gesetzt; vgl. Helm, Woch. 1909, 554; Woch. f. kl. Ph. 1911, 1316 und Jäger S. 40. 130 wird st. i m i s . . . vadis udis oder salis vermutet, weil R milis bietet, aber ich sehe keinen Grund, an imis V zu zweifeln. 188 dumque procellosi temporis ira c a d e t (cadit Hss), respectare iuvat . . . urbem. In der unsicheren Stelle 206 wäre eine Anmerkung erforderlich gewesen: 205 explorata fides (vgl. Helm, Woch. 1909, 554 und Jäger 22 [1]) pelagi ter quinque diebus, | dum melior lunae fideret aura novae. Zu fideret (ist es durch fides 205 beeinflußt?) hätte wenigstens eine der vorgebrachten Konjekturen in den Apparat gesetzt werden sollen: Heinsius hat se daret, Helm (1906, 813) sideret = „sich niedersenkte“ vermutet. 227 U. füllt die Lücke hinter stringimus durch ⟨effetum hinc⟩ aus. 235 largo mit R, und mit allen Hss wohl richtig semina; für L. Müllers saecula scheint Helm, Woch. 1909, 554 zu sein. 259 arma richtig mit VR gegen B (edit. princ. Bonon. 1520), wo ora gedruckt ist. 313 war außer den angeführten Konjekturen discussis und detersis st. decessis („iure suspectum“ U.) defessis Helm, Woch. 1906, 813 zu nennen. 373 vermag ich mit et tum forte hilares per compita rustica fagi | mulcebant sacris pectora fessa iocis nichts anzufangen. Castalios pagi gehört wohl in den Text (so schon Baehrens), fehlt aber auch in Ussanis Apparat. 377 richtig lucoque vagamur. 379 tritt U. vielleicht mit Recht (vgl. 111) für inter (Hss) ein; im Text hat er Schraders intra. 421 quo (= quo nomine) veniens versu ⟨caperis⟩, carissime Rufi (?) st. cognomen uersu ueneris (uenens R mit leichter Verlesung) Hss; veneror Helm 1906, 813 (fehlt im Apparat). 447 richtig factorum (.f. *mg* v), vgl. Helm 1906, 810. 461 viam mit V gegen RB algam (Helm 1906, 810 für algam, 1909, 555 für viam). 487 rimetur solitus naturam (so zu scharfsinnig Baehrens) expendere causas: solitas natura Hss, besser naturae Castalio; expandere Helm 1906, 813 (coll. Lucr. I 126) fehlt wieder im Apparat. 504 media in urbe (Müller) ist besser als medio in orbe der Hss, zumal das o in dem Worte orbe in R auf einer Rasur steht. 517 Pitthoeus' adversus (Hss) scopulus (-os Hss) hätte mindestens im Apparate erwähnt werden müssen. U. liest aversos scopulos. 522 ist Burmanns adit st. agit ohne zwingenden Grund aufgenommen worden. 527 ff. inde Triturritam petimus: sic illa vocatur, | quae latet expulsis insula paene fretis. | namque (iamque U. schwerlich richtig) manu (manus U.) iunctis (VB similis R Uss.) procedit in aequora saxis. Hier hat die Überschätzung von R zwei Konjekturen notwendig gemacht. Bleibt man bei der Lesart iunctis, so erübrigt sich jede Änderung des Textes. 537 ff. sed procera suo praetexitur alga profundo | molliter offensae non nocitura rati, | et tamen insanas cedendo interligat undas. Ob man das überlieferte seltene interrigat mit Castalio zu ändern und durch das

[4]) 58 hätte Castalios Emendation ortos in den Text gesetzt werden müssen; vgl. Vollmer, S.-Ber. Bayer. Ak. 1917, 3, 45[2] (Zur Gesch. des lat. Hexam.).

ebenso seltene interligat (internicat unwahrscheinlich Baehrens) zu ersetzen hat, ist zweifelhaft. Der Sinn ist: das Seegras schwächt die Gewalt der anstürmenden Wellen dadurch, daß es sie bricht. Das spricht wohl eher für caedendo, wie schon Baehrens schrieb, als für cedendo, wie U. will. Auf die Hss ist hierbei kein Wert zu legen. 541 navigii richtig mit V. 544 ist an petat nicht zu zweifeln, vgl. Helm, Woch. 1909, 556. Wenn R putat bietet, so ist das wohl nur Verschreibung oder Verlesung, keine Variante von selbständigem Wert, die es erlaubte, darauf Konjekturen zu bauen: uidere putet schon Heinsius, der R nicht kannte, uidente putet U. 545 nec magis efficiet similem pictura colorem ist Zumpts colore nicht erwähnt. Von einer Änderung kann man bei der Einsetzung dieser Endung kaum sprechen. 594 patrii richtig mit R. II 6 muß es siti heißen, nicht sitis; vgl. oben. 45 steht eine böse Konjektur. Überliefert ist dumque timet (sc. Stilicho) quicquid se fecerat ipse timeri | immisit Latiae barbara tela neci. Richtig erklärt sind die Worte von Schissel-Fleschenberg a. a. O. 33 f. und vorher schon von Helm, Woch. 1906, 814. Das unbestimmte Relativum ist adverbiell gebraucht. Schissel übersetzt nicht ganz deutlich: „und weil er in Furcht lebte, was er sich auch selbst furchtbar gemacht hatte, warf er zum Verderben Latiums die Spieße der Barbaren hinein", klarer Helm: „er fürchtet sich, was er auch immer (d. i. wie sehr) sich furchtbar gemacht hatte". U. liest im Text: dumque timet quicquid — se fecerat ipse timeri — immisit . . . und merkt im Apparate an: re fecerat ipse timoris *vel* timendum *censeo scribendum.* 48 schreibt U. dem Sinne nach richtig st. des überlieferten illatae cladis: illata est clades. Ebenso gut ist Schissels: illatae clades sc. sunt. 62 hat U. praeposito R mit Recht nicht aufgenommen, sondern ist bei propositum V geblieben.

Folgende Versehen im Index nominum sind mir aufgefallen. Es muß heißen: Aeneadae I 68, Althaea II 53, Euboicus I 247, Italia II 17, Pisae I 573, Roma I 416, II, 40.

Ganz abschließend ist nach allem die neue Ausgabe noch nicht; hoffentlich brauchen wir nun auch auf die deutsche Neubearbeitung des Rutilius in den Poetae Latini Minores nicht mehr allzulange zu warten.

Berlin-Wilmersdorf. Friedrich Levy.

Val. Wiesner, Donatiana. Die Interpretationes Vergilianae des **Ti. Claudius Donatus** sprachlich untersucht. I. Teil. Diss. Würzburg 1920. Bamberg, Kirsch.

Mehr denn 400 Jahre mußten sich die Philologen mit der elenden, von Fehlern und Entstellungen förmlich wimmelnden Erstausgabe der interpretationes Vergilianae des Ti. Cl. Donatus und ihren Nachdrucken begnügen, bis Georgii im Jahre 1905 auf Grund der drei alten, auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgehenden Hss LVR einen maßgebenden und im ganzen guten, freilich durch technische Mißgriffe etwas beeinträchtigten Teubnertext bot. Erst nach weiteren 15 Jahren erscheint die vorliegende, in ihren Anfängen allerdings bis ins Jahr 1909 zurückreichende Dissertation, die auf der festen Grundlage eines zuverlässigen Textes den Sprachgebrauch unseres rhetorisch-grammatisch-juristischen Spätlings zu erforschen unternimmt. Verdient war diese Geringschätzung kaum: zwar beherrscht unser Autor, wie bei seinem Hauptziel, einen fortlaufenden rhetorisch-ästhetischen Kommentar zu liefern, nur zu verständlich ist, rhetorische und juristische Kenntnisse und Terminologie weit besser als grammatische und antiquarische; die vorgesetzten Wortdeutungen greifen, da er bei der Auswahl der im einzelnen Falle vorliegenden Möglichkeiten der Auffassung die Entscheidung stets nur nach moralischen und ästhetischen Gesichtspunkten trifft, oft in einer Weise fehl, die ein mildes Lächeln abnötigt; in der Annahme von Hyperbata und ähnlichem leistet er oft Unglaubliches; mit der Prosodie steht er nicht selten auf gespanntestem Kriegsfuß. Was die Dinge verwickelt, ist die noch ziemlich ungeklärte Quellenfrage: Hoppes 1891 er Dissertation mit ihrer verhängnisvollen Einquellentheorie, ihrem Leugnen direkter Beziehungen zu Servius und zu Aelius Donatus' Vergilkommentar, ihrer Konstruktion eines nach Aelius Donatus, aber vor Servius herausgekommenen, etwa von Firmianus oder Lactantius stammenden Vergilkommentars als gemeinsamer Vorlage sowohl unseres Donats wie des Servius und Servius auctus — all das, mehr aphoristisch und selbstsicher als überzeugend und erschöpfend vorgetragen, hat mehr Verwirrung angestiftet, als die kurzen und nur auf das Serviusproblem eingehenden Gegenbemerkungen Georgiis beseitigen konnten. Rechnet man dazu die noch nicht planmäßig untersuchte Frage der Abhängigkeit der Vergilglossen im Götzschen Corpus von unserem Autor u. a. m., so ist klar, daß die Untersuchung der Quellen-

frage von neuem aufgenommen und auf breitester Grundlage geführt werden muß.

Von diesen für die zeitliche Abfassung, den schriftstellerischen Wert, die ganze Anlage des Werkes und den Sprachgebrauch immerhin recht wichtigen Fragen ganz abgesehen, ist jedoch unser bei aller Weitschweifigkeit ein klares, verständliches und in Wortwahl und Syntax fest ausgeprägtes Latein schreibender Autor ein Vertreter des Spätlateins wie jeder andere, der auf Grund unserer in den letzten Dezennien erweiterten und vertieften Kenntnisse des Lateins dieser Epoche genauestens erforscht zu werden verdient. Da ist nun vorweg zu betonen, daß die vorliegende, von Stangl angeregte Arbeit, die in einer für derartige Untersuchungen vorbildlichen Weise einen seit 1909 angefertigten, j e d e s Wort und jede Stelle des 1262 Teubnerseiten starken Textes umfassenden Spezialindex zur Grundlage hat, in ihrem ersten textkritischen Kapitel dieser Aufgabe in vortrefflicher Weise genügt. Einige schlagende Besserungen von der Meisterhand Stangls selber bilden die Zierde dieses Abschnitts, so II 152, 9 *exerto brachio* für das verderbte *exemto* des Vatican., eine durch zahlreiche Parallelstellen des Donat gesicherte Heilung, ferner II 619, 4 *eiectae* (sc. portae) für das vom Vatican. gebotene *evectae.* Eine emendatio palmaris ist auch II 502, 27 *consecrata enim in aliena iura transierat* für das verderbte *alie natura* des Vatican., wofür Georgii ein unmögliches und unbelegtes *alienaturam* = 'alienationem' in den Text gesetzt hatte. Eine elegante und leichte Besserung ist auch Stangls *ut qui* I 293, 23 für überliefertes *et qui*, während dasselbe Verfahren I 74, 24 gewissen Zweifeln Raum läßt: an sich ergibt ja Stangls Lesung *sororis virum, qui sororem eius numquam laesisset, ut* (*et* LR) *quae esset amabilis* einen guten Sinn und ist den dreifachen Vorschlägen Georgiis *et cui, et qui, atque* jedenfalls vorzuziehen; allein in dem ganzen Abschnitt, in dem Donat mit seinen immerhin beschränkten Mitteln derart alle seine rhetorischen Puppen tanzen läßt, daß man fast Anlehnung an Schuldeklamationen über dies Thema vermuten könnte, scheut er sich weniger denn sonst, sich zu wiederholen; wegen des engen Anschlusses an den Vergiltext *magno miserae dilectus amore*, der die Liebe der Dido zu Sychaeus, nicht umgekehrt, als erschwerend für die Mordtat hervorhebt, und wegen der dreifachen Parallele 74, 3 *carissimum sorori virum*, 74, 14 *sororis virum*, *sorori amabilem*, 75, 17 *amabilem sorori* scheint mir der Dativ nicht fehlen zu dürfen, ich möchte daher vorziehen zu schreiben *eique* oder vielleicht besser *et qu⟨i⟩ e⟨i⟩*. Auch der übrige Inhalt des I. Kapitels ist fast durchweg zu billigen; er sichert in vielen Fällen auf Grund unserer besseren Einsicht in die Entwicklung des Spätlateins, wobei dem Verf. nicht wenig die einschlägigen Arbeiten seines Lehrers Stangl von Nutzen waren, in gut konservativem Sinne die Überlieferung vor unberechtigten Eingriffen des Herausg., der weder vom klassizistischen Bazillus völlig unangesteckt geblieben, noch überhaupt in den Sprachgebrauch des Donat tief genug eingedrungen ist. So ist z. B. hübsch beobachtet und gesichert die ἀπὸ κοινοῦ-Stellung von Verben dicendi und ähnlichen in Fällen wie I 29, 19 *quod ait contra*: *non contra voluntatem Iunonis, sed contra verba*, eine Breviloquenz, mit der einigermaßen vergleichbar Fälle sind wie I 183, 16 *potest etiam sic* (nämlich videri oder intellegi), *ut idcirco de Ulixis dignitate tacuerit quoniam fuit nota persona. Praebere* mit einfachem prädik. Akkusativ ohne *se* darf heute niemand mehr antasten, wie es Georgii zu II 271, 29 noch zu müssen vermeinte und dabei Stellen desselben Donat wie I 168, 27 *et malum civem profitebatur* übersah. *Futura belli sollicitudine* II 321, 11 ist eine untadelige, aber vom Herausg. so wenig gewürdigte Enallage wie z. B. der Genet. 'identitatis' I 95, 14 *exitii . . . finem* neben *mortis exitus* II 5, 8, u. v. m. Doch ich kann vielleicht der Dankespflicht des Rezensenten am besten dadurch genügen, daß ich selber ein paar stehengebliebene Schönheitsfehler des Teubnertextes zu beseitigen suche. I 48, 7 steht ohne Variante: *quippe Troiani laborem et salutis pericula metuentes dicere poterant: quolibet loco constituamus idem et non trahamur cum exitio nostro per diversa.* Das *idem* ist sinnlos und ohne Beziehung, zu lesen ist *⟨s⟩edem*; *e* und *i* sind in LR unzähligemal vertauscht, z. B. I 156, 3 *forte* für *forti*, 186, 16 *hortare* für *hortari*, 189, 12 *incedit* für *incidit.* I 75, 29 hält der Herausg. die Überlieferung *nullus enim secreto aliquid sceleris conficit nisi qui sciat se inlicita perpetraturum* für verderbt und will *sceleris* mit r, dem gleichzeitigen ersten Korrektor des Reginensis, beseitigen; es ist schwer verständlich, wie er dabei die völlig parallele Fassung des Gedankens 74, 8 *nullus enim aliquid in occulto admittit nisi qui sciat se inlicita commissurum* übersehen konnte: dem *admittit* entspricht natürlich genau das synonyme *sceleris conficit.* — I 77, 12 will Georgii für das überlieferte *obi(e)cisse* vielmehr *obicere scilicet* schreiben, von vornherein verfehlt, vgl. z. B. I 14, 12 u. 46, 30 *evasisse*

I 58, 20 *ostendisse* und so oft, zeigt aber die Notwendigkeit eines Studiums der Tempusverschiebungen bei Donat im Zusammenhang, die beim Infin. Perfekt Aktiv und beim Ind. Konj. Plusqpf. beider Genera am weitesten vorgeschritten sind. I 80, 27 genügt es die Stelle auszuschreiben, um ein Urteil zu gewinnen: *alia traditio talis est quod venditor loci hac fraude deceptus sit, ut tantum agri modum venderet quantum corium bovis circumdare potuisset: illum nihil fraudis suspicantem arbitratum esse tantum sedis traxisse quantum posset occupare integrum corium, si per terram iaceret* eqs. Hier schreibt Georgii nach einer üblen Konjektur des Fabricius *tantum ‹se› sedis tradidisse,* zu lesen ist natürlich *tantum se distraxisse.* Diese zweifelsfreie Deutung der Überlieferung verdient vor der von mir zuerst erwogenen Möglichkeit, mit Annahme doppelter Haplographie *‹se› sedis ‹dis›traxisse* zu schreiben, um so mehr den Vorzug, als *sedis* überflüssig und kein passendes Synonym für *ager* ist. Der juristische Terminus *distrahere* „verschleißen, veräußern", der im Spätlatein in weitem Umfange ein Konkurrent von *(di)vendere* geworden ist, wird hier zur Abwechslung für das vorausgehende *venderet* gebraucht. Eine Scheinkonjektur ist I 144, 5 das vom Herausg. in den Text gesetzte *summatim et specialitatem te‹m›nens haec inmisit,* wodurch der klare Gegensatz zum folgenden *ad generalitatem quoque se convertit* (ähnlich z. B. I 200, 26 *ne singulorum nomina specialiter enumerando moram faceret, transiit ad generalitatem,* und oft) zerstört wird. *sp. tenens* „indem sie Einzelheiten innehielt, bei E. verweilte" ist gesagt wie *ordinem tenere* I 169, 23 und ähnliches: zunächst erkundigt sich Dido nach allen möglichen Einzelheiten, die weibliche Neugier reizen, dann erst stellt sie die allgemeine Frage: erzähle deine und der Troer Schicksale und Irrfahrten im großen Zusammenhang. Daß die Beantwortung dieser allgemeinen Frage sich in Einzelheiten ergehen muß, bleibt natürlich bei diesem sich nur auf die Art der Fragestellung selbst beziehenden Gegensatz außer acht. — Viele weitere voreilige Verdächtigungen des Herausg. wie z. B. I 161, 8 *omni occasione et ut plurimis locis fecit,* I 180, 29 *id quod pro nostra salute faciebat* „tätig war, eintrat", I 184, 28 *sed tamen,* I 191, 5 *occurrere,* I 191, 16 *arx* usw. kann ich hier nicht weiter verfolgen, ich wollte nur zeigen, wieviel auch nach der Teubneriana von 1905 für unseren Schriftsteller noch zu tun bleibt an Einzeluntersuchungen, die, neben einer planmäßigen Liste der handschriftlichen Verschreibungen, ohne das unschätzbare Instrument des vom Verf. hergestellten index generalis in vielen Fällen gar nicht abschließend gefördert werden können.

Das II. Kapitel sammelt die ἅπαξ λεγόμενα des Donat, 23 an der Zahl, darunter die wenig auffallenden Adverbia *deiecte, inchoative, obscurate = obscure,* was sich neben *manifestatior = manifestior* I 319, 6, *subitatus = subitus* II 251, 9 stellt; hinzufügen kann man I 162, 9 *optabiliter*: Georges[8] verzeichnet nur den Kompar. des Adverbs. Interessant ist der Konjunktionspleonasmus *quodquia* I 454, 3 (vgl. *quodquoniam*), der in dieser Form erst beim späten Venantius Fortunatus wiederzukehren scheint. *fremisco* II 68, 2 ist Neubildung nach *(in)gemisco*; *perconfundo* I 607, 26 zeigt dassselbe *per-* wie *persolidus* II 7, 6. *pigrefacio* II 150, 1 ist zu *pigresco* nach dem Muster von *liquefacio*: *liquesco* und ähnlichem hinzugebildet. *transiecto* I 496, 18 hat eine Parallele bei Cassiodor. Singulär ist *praeceratus* „vorne mit Wachs überzogen" bei der Definition der funalia I 140, 25, wofür Serv. z. St. u. zu 11, 143 *cera circumdatos* sagt. *Italius* als Adj. = *Italicus* ist vielleicht veranlaßt durch den falsch verstandenen Sprachgebrauch des Vergil; *oleus* in *olei rami, arbores* ist bequeme, aber alleinstehende Rückbildung für das nicht ganz entsprechende *oleagineus, olearis. semidirutus* I 261, 12 ist eine leichtverständliche Parallelbildung zu *semiustus, discriminosus* II 501, 18 folgt der Analogie von *periculosus. obiurgativus* endlich für regelrechtes *obiurgatorius* kann sowohl dem synonymen *invectivus* I 388, 18 wie dem Oppositum *laudativus* I 2, 10; II 456, 1 nachgebildet sein. Was die Substantivbildungen betrifft, so begegnet *improsperitas* „Unglück" auch bei Chalcidius, *longitas* II 271, 19 folgt dem Oppositum *brevitas, nemorositas* II 129, 16 ist eine kühne Ableitung von dem von Vergil gebotenen *nemorosus, salivaria-ium* „Gebiß" II 45, 24 verdankt seine Flexion wohl *calcaria, suppetitor* „Nachforderer" II 225, 10 enthält das *sub-* von *suppetior suppedito* und ähnlichen, endlich *anhelatus* = „anhelitus" II 144, 27 ist kaum anzutasten, auch Macrob. diff. S. 632, 8 hätte der Herausg. Keil das vom Bobiensis gebotene *hanelatu* wohl berücksichtigen sollen. Das merkwürdigste, bisher auch von den Etymologen gänzlich unbeachtete ἅπαξ εἰρημένον ist jedoch II 156, 4 *lisae* = „σφαγίτιδες, Kehl- oder Drosseladern", ein wegen der falschen Herleitung von *elido elisus* mitgeteiltes, wohl aus einer grammatischen Quelle entnommenes Wort, das unerklärt, jedenfalls nicht der berüchtigten „Africitas" in die Schuhe zu schieben

ist, wie Hoppe, Archiv Lex. 8, 587 richtig bemerkt.

So atmet alles, was geboten wird, den Geist der tüchtigen Stanglschen Schule. Vieles andere nicht minder Wertvolle liegt vorderhand ungehoben im Pult, so weitere Untersuchungen über den Wortschatz des Donat, über Syntaktisches, namentlich Beiordnung und Unterordnung. Reichen Aufschluß verspricht insbesondere eine erschöpfende Statistik aller Konjunktionen und Partikeln, die auch über manche von dem Teubnerherausg. verkannte Entwicklungsstufen des Spätlateins, wie z. B. kausal. *quod* mit Konjunktiv (I 118, 5), umgekehrt *quid* mit Indik. (I 92, 23) und vieles andere endgültig Licht verbreiten wird. Die vorstehenden Bemerkungen dürften unbedingt die Berechtigung erwiesen haben, daß es sich ermöglichen lassen muß, den ganzen in vielen Jahren entsagungsvoller Arbeit gesammelten Stoff zu veröffentlichen, wo nicht, wenigstens die wertvollsten und vordringlichsten Kapitel herauszugreifen. Da der Druck sämtlicher Gymnasialprogramme bereits im Schuljahr 1919/20 eingestellt wurde, war es dem Verf. nicht möglich, seine Dissertation als Programm drucken zu lassen, selbst bei Übernahme der Druckkosten. Nun, die Begeisterung für die Wissenschaft, die denselben während langer Jahre des Sammelns erfüllt hat, wird ihn wohl die Früchte seiner Arbeit zur Reife bringen lassen, auch wenn ihnen nicht die Sonne höchster Gunst wärmend strahlt. Sollte aber darin der Beginn eines Systems des Abbaues unserer Wissenschaft, der Organisation auch unserer geistigen Verarmung zu erblicken sein, dann wäre das der Anfang vom Ende, nicht bloß für die Wissenschaft, die die opferfreudige Mitarbeit der Männer der Schule, auf syntaktischem wie auf anderen Gebieten, nicht missen kann, nicht missen will. Man hüte sich, die ersten und letzten Pflanzstätten jenes Idealismus zu zerstören, der allein uns wieder herausführen kann aus dem Sumpf des Materialismus unserer Zeit; denn dann — das ist keine Übertreibung — und dann endgültig sind wir ein ausgelöschtes Volk.

München. Johannes B. Hofmann.

Rudolf Vagts, Aphrodisias in Karien. Die geschichtliche Entwicklung der Stadt, ihre künstlerische und literarische Bedeutung, ihre Verfassung und Verwaltung in römischer Kaiserzeit. Dissert. Hamburg 1920.

Der Verf. hat sich als Aufgabe gestellt, das über Aphrodisias bekannte Material, welches nach Erscheinen des Artikels „Aphrodisias" von Hirschfeld in der Realencyclopädie Bd. I bedeutend angewachsen ist, zusammenzutragen. Nach einer kurzen Übersicht über die Quellen behandelt er die geographische Lage der Stadt, geht auf die Geschichte ihres Namens ein und bespricht auch den möglicherweise historischen Namen Νινόη. Ich glaube, wir dürfen diesen getrost als beglaubigt ansehen. Dafür spricht schon der Kult des damit zusammenhängenden Ζεὺς Νινεύδιος. Die bereits griechische Kombination dieses Namens mit dem assyrischen Ninos (S. 5) hätte zurückgewiesen werden sollen. Assyrer haben nie in den in Frage kommenden Distrikten geherrscht. Sie haben nur in dem kilikischen Küstenstrich Fuß gefaßt, und erst Assurbanipal hat, wie er in seinen Inschriften erzählt, einmal Beziehungen zu den nordwestlicheren Gegenden (Gyges von Lydien) aufgenommen. Übrigens ist, was der Verf. übersehen hat, längst darauf hingewiesen, daß Ninoe ein den kleinasiatischen Sprachen angehöriger Name ist. Sundwall, Die einheimischen Namen der Lykier S. 169 hat die verschiedenen zugehörigen Namen zusammengestellt. Dadurch aber wird die Geschichtlichkeit des Namens erwiesen.

Das Christentum ist in Aphrodisias mit Sicherheit erst etwa seit dem 4. Jahrh. nachzuweisen, doch glaubt Vagts aus allgemeinen Erwägungen heraus auf ein bedeutend früheres Eindringen desselben in Aphrodisias schließen zu dürfen „Von Ephesos aus breitete sich die Mission durch das Tal des Maiandros aus längs der großen Heerstraße". An letzterer liegt freilich unsere Stadt nicht; jedenfalls ist irgendwelche Sicherheit darüber vorläufig nicht zu gewinnen. Eine Übersicht der Beziehungen von Aphrodisias zu den Nachbarstädten beschließt den ersten Abschnitt. Der zweite gibt eine „Übersicht über Pflege der Künste und Wissenschaften". Mit Recht werden hier die Bildhauer besonders herausgehoben, die es in der Tat zu einer gewissen Berühmtheit gebracht haben. Der Historiker Apollonius gehört streng genommen nicht zu den Aphrodisiern, da er nur Gastrecht in der Stadt genoß. Daß es im ganzen nicht allzuviel berühmte Köpfe gab, die aus Aphrodisias stammen, wird den nicht wundern, der die Lage und die Bevölkerungsmischung berücksichtigt.

Die Verfassung und Verwaltung von Aphrodisias bietet nur wenig von dem bekannten Schema Abweichendes, doch ist hier alles mit Fleiß zusammengetragen, was den Inschriften

abgewonnen werden konnte. Richtig ist S. 26 die Identifizierung der verschiedenen Archive: χρεωφυλάκιον, γραμματοφυλάκιον und τὰ ἀρχεῖα. Schon Keil hat im Anonymus Argentinensis S. 193 mit Recht darauf hingewiesen, daß man in den ersteren nur Unterabteilungen der ἀρχεῖα (daher der Plural) zu sehen haben wird.

Von den Kulten, die merkwürdigerweise unter Kultverwaltung S. 34 f. mitbehandelt werden, waren die ältesten und bedeutendsten der der Aphrodite und des Zeus, letzterer als Νινεύδιος und Λαβραῦνδος, die jedenfalls alteinheimische Götter darstellen. Unter Aphrodite hätte erwähnt werden müssen, daß auf Münzen Darstellungen der Aphrodite Πελαγία begegnen (vgl. Imhoof-Blumer, Kleinasiatische Münzen I 114, 10). Wenn ferner eine Münze, die Aphrodite und Ares zusammen darstellt, aufgezählt wird, so mußte erwähnt werden, daß es sich um eine gemeinsame Münze von Plarasa-Aphroditopolis handelt; der letztere Gott könnte ja den Kulten von Plarasa angehören. Der häufigste Münztyp: auf der einen Seite Aphrodite, auf der anderen Adler mit Blitz (letzterer wohl den Zeuskult andeutend) beweist, was oben über die wichtigsten Kulte gesagt wurde.

Nicht ganz klargestellt ist die scheinbare Diskrepanz zwischen der Behauptung auf S. 25, daß der eponyme Beamte der ἄρχων πρῶτος sei, und der auf S. 37, wonach die Stephanephorie „als eponymes Amt übernommen wird". Dies erklärt sich jedenfalls daraus, daß in den verschiedenen Ressorts nach dem vorgesetzten Beamten datiert wird (vgl. meine Ausführungen über verschiedene „eponyme" Beamte in Bilabel, Ionische Kolonisation, Philol. Suppl. XIV 1 (1920) S. 130 f.). Mit der Behauptung S. 38, es sei abzulehnen, daß als ἥρως bezw. ἡρωΐς bezeichnete Personen nach ihrem Tode eine Stephanephorie führen, bin ich nicht einverstanden und glaube nicht, daß dies als Ehrentitel für Lebende zu verstehen ist. Vgl. die Beispiele aus Kyzikos, die ich Ion. Kolon. S. 121 besprochen habe. Dort werden die eponymen Hipparchontate ohne und mit diesem Titel von derselben Person besonders gezählt, was doch sehr wahrscheinlich auf Amtsführungen zu Lebzeiten und nach dem Tode, wo das gestiftete Geld für die kostspieligen Ämter weiterwirkt, — und das war ja die Hauptsache in diesen Zeiten der ständigen Geldverlegenheit — gedeutet wird.

Abschnitte über Einnahmen und Ausgaben der Stadt, über öffentliche Bauten u. a. beschließen die Dissertation, die zwar keine wesentlich neuen Resultate enthält, aber doch dankenswerte und fleißige Zusammenstellungen gibt. Erhöht würde der Wert durch ein brauchbares Register. Das vorhandene berücksichtigt merkwürdigerweise keine Eigennamen. Kleine Versehen im einzelnen sind häufig (an 100 Druckfehler!). So ist mir z. B. die Abkürzung der Voyage archéologique von Le Bas et Waddington als Le Bas. (sic)-W. rätselhaft, oder sollte der Verf. das als Abkürzung von Le Baset (sic)-Wadd., wie das Abkürzungsverzeichnis schreibt, auffassen?

Heidelberg. F. Bilabel.

Robert Münzel zum Gedächtnis. Von **Fritz Burg, Albert Köster, Carl Meinhof, B. A. Müller, Karl Rathgen, A. Warburg.** Hamburg 1918, Boysen. 38 S. 4. 5 M.

Durch Robert Münzels frühen Tod ist dem geistigen Leben Hamburgs eine seiner fesselndsten Erscheinungen, dem deutschen Bibliothekswesen einer seiner führenden Männer und der Altertumswissenschaft einer ihrer scharfsinnigsten Vertreter entrissen worden, und zugleich ist mit dem Verstorbenen eine Persönlichkeit dahingegangen, die mit einer wundervollen Hoheit der Gesinnung ein aus Weltschmerz und Lebensfreude merkwürdig gemischtes Innenleben verband. Nur wer ihm persönlich näher gestanden hat, kann den gewaltigen Umfang von Münzels wissenschaftlichem Können voll ermessen; denn die Eigenart seiner Natur hat ihn von all dem vielen, was er wußte, nur ganz wenig zur Veröffentlichung bringen lassen, und auch die Verwertung seines reichen handschriftlichen Nachlasses wird leider wohl nicht ganz nachholen können, was der Lebende sich versagen zu müssen geglaubt hat. Nicht bringen können wird sie uns vor allem das unmittelbare Bild des köstlichen Scharfsinns und der unwiderstehlich den andern mit fortreißenden Entdeckerfreude, mit denen Münzel als einer der Besten der Bonner Philologenschule den griechischen Schriftstellern, vor allem dem Alexandriner Clemens, seine rastlosen Bemühungen gewidmet hat und die ich, wenn die Einschaltung dieser persönlichen Erinnerung hier gestattet ist, so oft und so gern erlebt habe, wenn in gar mancher späten Nachtstunde vor nunmehr 35 Jahren Freund Münzel von seinem Zimmer im ersten Stocke der Casa Simrock zu Bonn in mein Parterrezimmer heruntergestiegen kam, um mir unter einem ganz besonders lebhaften Funkeln seiner stets so leuchtenden Augen eine soeben von ihm ge-

fundene Emendation zum Clemens-Texte mitzuteilen; es war ein köstliches Bild des Behagens, wenn er, den am Rande eingetragenen Fund sorgsam mit der Hand deckend, im schönsten heimischen Dialekt versicherte, wie schwer die Stelle zu heilen sei.

Die sechs Mitarbeiter an der stimmungsvoll geschriebenen, mit einem sehr guten Bildnisse ausgestatteten Gedächtnisschrift haben die verschiedenen Seiten von Münzels Wesen und Wirken feinsinnig und treffend geschildert und u. a. durch die Angaben über den handschriftlichen wissenschaftlichen Nachlaß auch auf beachtenswerte Proben der formgewandten Darstellungskunst des keineswegs in der Konjekturalkritik aufgehenden Gelehrten hingewiesen. Es ist zu hoffen, daß all dieses Material tunlichst bald in geeigneter Weise verwertet werden wird. Und mit dieser Hoffnung sei ein Wunsch verbunden, den die Erinnerung an Münzels Bonner Studientage wohl bei nicht wenigen Lesern der vorliegenden Schrift hervorrufen oder neubeleben wird: der Wunsch, daß das Bild jener einzigartig schönen Tage, in denen sich um Usener, Bücheler und Kekulé eine so stattliche Anzahl begeisterter und zum großen Teile auch für die Pflege und Verwertung der Altertumswissenschaft in unserem Bildungswesen später erfolgreich tätiger Jünger geschart hat — daß dieses Bild als ein Höhepunkt deutschen Universitätslebens endlich doch seinen Darsteller finden möchte. Wenn in Münzels weiterem Nachlaß sich Briefe zur Geschichte jener Tage finden sollten, so müßten sie auf jeden Fall vorm Untergang bewahrt werden.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Giorgio Pasquali, Filologia e Storia. (Bibliotechina del „Saggiatore" diretta da E. Pistelli 2.) Firenze 1920, Felice Le Monnier. XII, 84 S. 8. 4 L.

Der Kampf gegen die Forschungstechnik und die Arbeitsweise der klassischen Philologie und überhaupt der philologischen Wissenschaften, wie sie im 19. Jahrh. zuerst in Deutschland gefunden, entwickelt und dann auf andere Länder mit ihrem Wissenschaftsbetrieb übertragen wurden, ist nicht erst während des Krieges erwacht und als ein Stück der Kampfmittel im Krieg der Geister gegen Deutschland verwandt worden. Schon Jahre vor dem Kriege ging man in Paris gegen die sog. Germanisation der Sorbonne an und beschuldigte die Pariser Professoren, durch Einführung deutscher Methoden in ihre Hochschularbeit die nationale Sprache und Literaturforschung geradezu an Deutschland ausgeliefert zu haben. Alfred Tarde und Henri Massis führten die Offensive in dieser Bewegung mit ihren Zeitschriftenaufsätzen, die sie auch unter dem gemeinschaftlichen Pseudonym Agathon 1911 gesammelt herausgaben [1]). Während des Krieges wurde dieser Streit, der vorher immer nur zeitweise zur Ruhe gekommen war, mit neuer Wucht aufgenommen. Von einer für diese Bewegung symptomatischen Bedeutung ist ein Artikel des Matin vom 18. März 1915 [2]) mit der Überschrift: Les Boches avaient envahi la Sorbonne. Mais on les expulsera. Hier wird der Kampf auf die deutsche klassische Philologie und die von ihr geschaffenen Textausgaben übertragen.

In einem tatsächlichen Parallelismus zu diesen Angriffen gegen die deutsche Wissenschaft standen manche Schritte und Betätigungen, die im Bereich der lateinischen Schwesternation, in Italien, schon im tiefen Frieden gleichfalls bisweilen gegen die von Deutschland angeregte und befruchtete altertumswissenschaftliche, namentlich archäologische Arbeit gerichtet wurden. Sie blieben ohne wesentliche Bedeutung und ohne äußeren und inneren Erfolg. Noch während des Krieges, vor der Aufhebung der italienischen Neutralität, versuchte man dort von den Gebieten des Geistes die vergiftende Atmosphäre der Gehässigkeit fernzuhalten [3]); stets werden in diesem Zusammenhang die auch in Buchform gesammelten und so verhältnismäßig leicht zugänglichen Zeitungsaufsätze von Benedetto Croce [4]) und Domenico Gnoli [5]) genannt werden dürfen, von denen wesentliche Teile von August Mayer [6]) in Übersetzung vorgelegt worden sind. Erst als Italien auch offen in das Lager unserer Gegner überging, wurde auch dort ein zunächst wohl in weiten Kreisen erfolgreicher Kreuzzug gegen die deutsche klassische Philologie eröffnet, an dessen Spitze Conrado Barbagallo und Ettore

---

[1]) Agathon, L'esprit de la Sorbonne. La crise de la culture française. La crise du français. Paris 1911, Mercure de France.

[2]) 32. Jahrg. No. 11342, S. 2 (édit. départementale).

[3]) Vgl. Der Krieg der Geister. Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkriege 1914. Ges. u. hrsg. v. Hermann Kellermann, 1915, 114/163 pass.

[4]) B. C., Cultura tedesca e politica italiana (La guerra e l'Italia 1). Roma 1915, Scotti (già Calzone-Villa).

[5]) D. G., La neutralità degli spiriti (La guerra e l'Italia 2). Roma 1915.

[6]) Das geistige Italien gegen den Krieg. [2]1916 pass.

Romagnoli[7]) standen. Als erster Rufer im Streit zeigte sich vor allem der zweite Gelehrte in seinen verschiedenen Arbeiten und Aufsätzen. Seine Anschauungen, trotz ihres wohl nur ephemeren Charakters nicht uninteressant für die schärfere Beleuchtung einer Phase in der Geschichte unserer Wissenschaft, sind zusammengefaßt in seinen Bänden Minerva e lo Scimmione und Scimmione in Italia.

Der Verständigung der deutschen und italienischen Nation auf dem Gebiet der klassischen Philologie dient nach den von einem Teil seiner Landsleute begangenen Verirrungen G. Pasquali in seinen Betrachtungen über Filologia e storia; er geht gegen innerlich unmögliche Forderungen, ganz falsche Anschauungen und geradezu verstiegene Auffassungen vor, die während des Krieges namentlich durch E. Romagnolis geschäftige Tätigkeit in Umlauf gekommen waren. Seinen Standpunkt zeigt deutlich ein Satz seiner Vorrede[8]): Egli (scil. l' autore del presente libriccino) si sente insieme Italiano ed Europeo, quantunque consideri i doveri verso la propria comunità natale, l' Italia, superiori a quelli verso la propria comunità di cultura, l' Europa civile il mondo civile. Sein Verhältnis zur klassischen Philologie in Deutschland läßt der Schluß seines Buches[9]) erkennen: Devo confessare che di fronte a questi certi libri di filologi francesi così smisurati e così vuoti, non riesco a soffocare un dubbio assurdo, se questi filologi siano davvero i connazionali dei grandi filosofi Cartesio e Bergson, dei grandi romanzieri Balzac, Flaubert, Maupassant, France. O che la mente dei moderni Francesi sia troppo geometrico per intender la storia? Quand' io leggo la Letteratura latina del Leo, sento subito che egli e connazionale del Kant e del Treitschke. Er bespricht Notwendigkeit und Erfolg der Vertiefung sprachlicher Studien, der Textkritik, den Wert und die Eigenart von Übersetzungen, die Wichtigkeit des historischen Studiums; er beweist die Nützlichkeit philologischer Arbeitsgewohnheiten und die Bedingtheit der „Gesetze" in unserer Wissenschaft. Gegenüber der naiven Auffassung Romagnolis wird F. A. Wolf als der Mann charakterisiert, der zuerst das Leben der Antike in seiner Totalität als Einheit zu schildern versucht hat, und die klassische Philologie in Deutschland nach 1870, das übrigens kein Epochenjahr in der Geschichte unserer Wissenschaft ist und als solches nur von Haß und, was noch schlimmer ist, Verblendung hingestellt werden kann, wird unter häufigen Hinweisen auf eigenartige und nicht vereinzelte Erscheinungen der wissenschaftlichen italienischen und französischen Literatur in ihrer Eigenart und Bedeutung gegen fremde Angriffe verteidigt. Viel Richtiges ist in dieser wohl nur für italienische Kreise bestimmten Schrift mit ihren im Ton vornehmen Ausführungen gesagt, und man wird in Deutschland gern das Buch als eine gratiarum actio seines Verf. an die deutsche Wissenschaft betrachten, in deren Dienst er vor dem Kriege manches Jahr in unserem Land gestanden hat.

Hamburg. B. A. Müller.

[7]) Vgl. darüber den gut unterrichtenden Aufsatz von P. M., Die Zukunft des deutschen Wissenschaftsbetriebes im Ausland, in der Wochenschrift „Die Tradition" I (1919) 559/564, der sich fast ausschließlich mit italienischen Verhältnissen beschäftigt.

[8]) S. IX.

[9]) S. 81/2.

Paul Barth, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. Dritte und vierte, wiederum durchgesehene und erweiterte Auflage. Leipzig 1920, Reisland. VIII, 776 S. 36 M., geb. 46 M.

Gegenüber der 1916 erschienenen zweiten Auflage ist die jetzt vorliegende um 25 Seiten erweitert. Der bemerkenswerteste unter den gemachten Zusätzen ist wohl der auf S. 160 ff., der den Abschnitt über „Die Erziehung in der Klassengesellschaft des Altertums" um eine kurze Darstellung des byzantinischen Bildungswesens bereichert; die Arbeiten der älteren und der neueren Forscher, unter denen Krumbachers Name nur ungern vermißt wird, sind dabei mit Umsicht benutzt; manche Winke, die sich gerade in Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur über die Schulbücher und die Lehrweise Ostroms finden, werden hoffentlich in einer künftigen Auflage berücksichtigt werden können. Die sonstigen Zusätze zeigen allenthalben die sorgsam bessernde Hand eines Gelehrten, der aus dem Vollen einer umfassenden Kenntnis der einschlägigen Fachliteratur im weitesten Sinne des Wortes zu schöpfen weiß, und in dem letzten Abschnitt, den „Ausblicken in die Zukunft", eine sehr wohldurchdachte Stellungnahme zu den schwebenden Fragen der Gegenwart, für die allerdings die Ergebnisse der Reichsschulkonferenz noch nicht vorgelegen haben. Besonders beachtenswert scheint mir aus dem Kreise dieser Zusätze das Bedenken, das gegen die hohe Bewertung der „deutschen Oberschule" durch Johannes Tews erhoben wird (S. 42 Anm. 3): „Jede Oberschule, die

des Lateins ganz entbehrt, läßt den Schüler unmündig, schon in bezug auf die vielen Fremdwörter unserer Sprache, die ein Niederschlag der antiken, von uns ererbten Kultur sind" — gerade von seiten eines Schulpolitikers, dem man einseitige Überschätzung der neuhumanistischen Anschauungen gewiß nicht vorwerfen kann, hat ein solches Bedenken sicher kein leichtes Gewicht. Bei der Erörterung über die Neuorganisation des Gesamtschulwesens hätte m. E. auf die Notwendigkeit kartographischer Bearbeitung des Bildungswesens hingewiesen werden sollen, auf die ich schon mehrfach, zuletzt in der Monatsschrift für höh. Schulen, Jahrg. 1920, aufmerksam gemacht habe.

Wenn ich die Gelegenheit benutzen darf, um zu den älteren Beständen des schönen Buches noch eine Bemerkung anzufügen, so empfehle ich dem Verf. — und zwar, wie ich hoffe, ganz im Sinne der soziologischen Richtung seines Werkes —, im Zusammenhang mit den schulpolitischen Bestrebungen des Ministers Zedlitz unter Friedrich dem Großen einige Hinweise auf die Bedeutung der damals emporblühenden statistischen Wissenschaft einzufügen: der Name Süßmilch darf in einer soziologisch gerichteten Geschichte der Pädagogik schwerlich ungenannt bleiben, und es ist eine lohnende Aufgabe, im Anschluß an das von ihm erstattete Gutachten über die städtischen Schulverhältnisse nachzuweisen, in welchem Grade und aus welchen Gründen damals die — später so tatkräftig vorwärtsstrebenden — deutschen Städte auf dem Gebiete des Bildungswesens so rückständig und so wenig unternehmungslustig gewesen sind. Auch die Persönlichkeit und das Wirken Peter von Hohenthals verdienen eine nicht zu kurze Erwähnung, bei der auch die Abstammung des Grafen von einem durch eigene Kraft emporgestiegenen Städtebürger zu erörtern ist. Ebenso ist im Rahmen der Erörterung über den Philanthropinismus und das Aufkommen der Real- und Handelsschulen wohl ein Wort darüber angebracht, wie damals die Anfänge der Geschichtschreibung der Pädagogik in die Erscheinung treten; ich hoffe, daß demnächst einer meiner Frankfurter Hörer diesen Anfängen eine eingehende Arbeit widmen wird, die das, was ich hier nur kurz andeuten konnte, ausführlicher zur Darstellung bringt. Dem vorliegenden Buche aber wünsche ich von Herzen, daß ihm der bisherige wohlverdiente Erfolg auch weiterhin beschieden sein möge und daß sein Verfasser es möglich machen möge, recht bald in einer neuen Auflage oder, wenn eine solche zunächst nicht in Betracht kommen sollte, in einem Anhang zu allen den Fragen sich zu äußern, die seit dem Juli 1920, dem Zeitpunkt der Unterzeichnung seines Vorwortes, für die Weiterentwicklung des deutschen Bildungswesens aufgeworfen worden sind und für die der Historiker der Pädagogik weit mehr gehört werden sollte, als es zurzeit leider der Fall ist.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Auszüge aus Zeitschriften.

Historisches Jahrbuch. XLI, 1.

(1) **W. Wilbrand**, Zur Chronologie einiger Schriften des h. Ambrosius. Aus gegenseitigen Beziehungen in den einzelnen Schriften ergibt sich: De virginitate 338—390, Exameron 386/87, Expos. Ev. sec. Lucan 387, Exp. Ps. 118 nicht vor 388, De Isaac und De bono mortis Ende der 80er Jahre, De officiis ministrorum frühestens 383, De mysteriis nach 389, De Tobia nach 3ь5. — (76) **C. Weyman**, Analecta. 23. Zu den Gothaer Rhythmen. 24. Zu den kirchlichen Benediktionen.

Mannus. XIII.

(88) **Fr. Hertlein**, Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen. Die Säulen sind germanische Irminsäulen in römischer Formensprache. Sie stellen nicht, wie Wissowa meinte, Ehe, Handel, Verkehr und Handwerk dar, sondern die Jahreszeiten. Die auf den Inschriften angegebenen Daten der Weihung beziehen sich auf den Anfang der Jahreszeiten und des Jahres. Der germanische Frühling begann mit dem 3. Neumond nach der Wintersonnenwende. Das Fundgebiet der Säulen ist örtlich begrenzt, es beginnt nördlich von Donaueschingen bei Rottenburg.

Revue numismatique. XXIV, 1.

(1) **F. Préchac**, Le colosse de Néron. Mit 3 Taf. Suet. Ner. 31, Plin. N. h. 34,45. Nero war dargestellt als wagenlenkender Helios. — (23) **S. Mirone**, Der Eros des Praxiteles. Den Eros der Mamertiner brachte C. Claudius Pulcher 99 v. Chr. nach Rom. Abbildung auf einer Münze von Tyndaris und auf römischen Münzen des C. Considius Paetus und des C. Egnatius Maximus. Mit Tafel IV.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aeschylus Agamemnon 1. transl. by K. Davis; 2. transl. by G. Murray: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 107. 'Wohlgelungen'. *R. Paton.*

Andreades, M., Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς δημοσίας οἰκονομίας: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 108. 'Ergebnisreich'. *M. Cary.*

Carcopino, J., Virgile et les origines d'Ostia: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 123. 'Wertvoll' *E. Butler.*

v. Christ, W., Geschichte der griechischen Literatur. 6. A. v. O. Stählin u. W. Schmidt. II, 1: *Hist. Jahrb.* 41, 1 S. 175. 'Bringt viel Neues'. *C. W.*

Dobson, F., The greek orators: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 125. 'Reichhaltig und anregend'. *J. B.*

Gagnér, A., De hercle mehercle ceterisque id genus particulis: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 117. 'Methodisch und ergebnisreich'. *A. Sonnenschein.*

Gsell, St., La civilisation carthaginoise: *Rev. de synthèse hist.* XXXI S. 148. 'Umfassend und lehrreich'. *V. Chapot.*

Holth, S., Greco-roman instruments and their medico-surgical use: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 106. 'Ergebnisreich'. *C. Allbutt.*

Macchioro, V., Zagreus, Studi sull' Orfismo: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 114. 'Nützlich und anregend'. *W. Pickard-Cambridge.*

Ninck, M., Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten: *Umschau* 41 S. 607 f. 'Eine völkerpsychologisch sehr interessante, weit über die Kreise des Altertumsforschers hinausgehende Arbeit'. *v. S.*

Rostagni, A., Giuliano l'Apostata: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 113. 'Sorgfältig und gedankenreich'. *A. Gardner.*

Salonius, H., Vitae Patrum. Kritische Untersuchungen: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 112. 'Beachtenswert'. *M. Lindsay.*

Sargeaunt, J., The trees, shrubs and plants of Virgil; *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 116. 'Wohlgelungen'. *P. Cholmeley.*

Schnetz, J., Die rechtsrheinischen Alemannenorte des Geographen von Ravenna: *Hist. Jahrb.* 41, 1 S. 155. 'Sorgfältig und ergebnisreich'. *O. Riedner.*

Schönfeld, M., Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen: *Wört. u. Sach.* VI, 2 S. 214. 'Wohlgelungen und brauchbar, aber einer Nachlese bedürftig'. Eine Reihe von Verbesserungen gibt *R. Much.*

Statius Silvae, rec. S. Phillimore. 2. ed.: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 120. 'Bringt viel Neues'. *W. Duff.*

Stemplinger, E., Sympathieglaube: *Hist. Jahrb.* 41, 1 S. 170. 'Gründlich und anziehend'. *C. W.*

Toutain, J., Les cultes paiens dans l'empire romain. I, 3: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 110. 'Umfassend und grundlegend'. *C. Bailey.* — *Rev. histor.* CXXXVII 1 S. 96. 'Umfassend und ergiebig'. *A. Grenier.*

Walker, M., Greek history: *The class. Rev.* XXXV 5/6 S. 126. 'Anregende Betrachtungen'. *M. C.*

Zervos, Chr., Un philosophe néoplatonicien, Mich. Psellos: *Rev. de synthèse hist.* XXXI S. 99. 'Verdienstlich'. *P. Masson-Oursel.*

Mitteilungen.

Der Oidipusmythos.

Leop. v. Schröder, der vor kurzem verstorbene Wiener Indologe, zählt in seiner „Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth" (München 1911, Lehmann) zu den ältesten Stoffen des indogermanischen Mythos die Vermählung der beiden größten strahlenden Himmelskörper. Da „das gegenseitige Geschlechtsverhältnis von Sonne und Mond in Anschauung und Sprache jahrhundertelang schwankend war und blieb" (Schröder a. a. O. S. 94), erscheint bald der Mond in seinen beiden Hauptphasen als Braut (s. Brünnhild-Griemhild in der Siegfriedsage), bald die Sonne wie im Sûryâsûktam, dem großen Hochzeitslied des Ṛgveda. In diesem zweiten Falle pflegt der Bräutigam die Doppelgestalt des Voll- und des Neumondes auf irgendeine Weise widerzuspiegeln und auch griechischem Empfinden ist der Mond in männlicher Erscheinung, wie ein Hinweis auf μήν zeigt (vgl. die asiatischen Luni, von denen Strabo pg. 557 und 577 erzählt), nicht fremd, während in den slawischen Sprachen das feminine *luna* neben dem maskulinen *měsic* den Charakter eines Lehnwortes trägt.

Mit so berechtigter Skepsis man nun im allgemeinen der Lunarmythologie angesichts ihrer zahlreichen bedenklichen Auswüchse gegenüberstehen mag, scheint auch die Oidipussage von Haus aus eine Variante des Hochzeitsbundes zwischen Sonne und Mond darzustellen. Auch C. Robert hat in seinem Oidipusbuch S. 59 f. darauf hingewiesen, daß sich Laios und sein Sohn als fremder Einschub in die thebanische Herrschergenealogie zeigen, und wirklich dürfte hier ein alter Naturmythos eingedrungen sein. Daß Jokaste oder, wie sie im Epos hieß, Epikaste (so noch Hom. Od. λ 271; zu καίνυσθαι im Sinne von glänzen vgl. Pind. Olymp. I 42 ἐλέφαντι φαίδιμον ὦμον κεκαδμένον; zu ἰός aber wird man an die Sonnenpfeile und Geschosse der beiden geschwisterlichen Lichtgottheiten Apollon und Artemis erinnern können) zunächst nicht Erdsondern Lichtgöttin war, geht schon aus ihrem Namen hervor, zu dem man das männliche Ἰόκαστος stellen mag, bezeichnenderweise Name eines Sohnes des Windgottes Aiolos, also wohl mit Rücksicht auf dessen ausheiternd klärende Wirkung gewählt. Dann legt noch die Art ihres freiwilligen Todes durch Erhängen den Vergleich mit einer anderen evidenten Lichtgöttin, mit Phaidra, nahe, deren Schicksal auch sonst eine unverkennbare Ähnlichkeit verrät. Beide Frauen lassen ihre sinnliche Liebe vom Vater auf den Sohn übergehen, bei Phaidra ist das Jokasten gegenüber freilich durch ein Doppeltes gemildert, weil Hippolytos nicht bloß ihr Stiefsohn ist, sondern es zu einer tatsächlichen Verbindung beider gar nicht kommt.

Außer Jokaste scheint ferner Oidipus Züge einer Lichtgottheit mit phasenhaftem Wechsel von Hell und Dunkel zu tragen; man möchte das schon aus seiner schließlichen Selbstblendung und der ganzen Tendenz seiner Figur, die den furchtbaren Sturz aus dem Glanz des Glückes in die tiefste Leidensnacht veranschaulicht, folgern; vielleicht ist jedoch in diesem Sinne auch die

Schwellung des Fußes, die dem Heros den Namen gab und auf eine bisher in ihrer Notwendigkeit nicht begriffene Grausamkeit am ausgesetzten Kinde zurückgeht, als phantastische Ausleguug einer Phase der Zunahme zu deuten.

Vor allem aber dürften durch die Annahme eines ursprünglich lunaren Charakters der Oidipusgestalt zwei bisher, soweit ich sehe, nicht genügend erklärte Stelleu des Sophokleischen „König Ödipus“, die, offenbar kaum mehr ganz verstanden, aus älteren Bearbeitungen der Sage übernommen siud, in überraschender Weise aufgehellt werden; da ist zuerst jene Äußerung des Helden knapp vor Eintritt der Katastrophe, da er sich in stolzem Rückblick auf sein bis nun so glückliches Leben Vs. 1082 f. als den Schützling der συγγενεῖς μῆνες (Brüder nennen hier die Monde Ulrich und Tycho v. Wilamowitz) bezeichnet, die ihn μικρὸν καὶ μέγαν διώρισαν. Hier kommt doch wohl das phasenhafte Element in seinem Geschick[1]) so deutlich zur Geltung, wie die Verwandtschaft mit dem Mond ausdrücklich betont wird[2]); μικρὸν καὶ μέγαν sagt Oidipus, die Zuhörer aber (abgesehen von dem Chor, der hier zwecks Einfügung des Hyporchems zu dem psychologisch fast unbegreiflichen Mißverständnis der Situation gezwungen ist) ahnen es schaudernd, daß man bald ein weiteres καὶ μικρόν wird sinugemäß dazufügen können, d. h. die neue Phase des Dunkelmondes, durch die Blendung äußerlich veranschaulicht, folgen wird. Noch sind freilich Herrscher und Chor sozusagen auf die Vollmondphase gestimmt, und das liegt offenbar auch dem nächsten Hinweis auf τὰν αὔριον πανσέληνον (Vs. 1088 f.) zugrunde, worin Bruhn gut „einen sonst nicht bekannten und in seinem tieferen Sinn uns nicht verständlichen Zug der Sage“ erblickt; auch Sophokles durchschaute zweifellos diese Tradition nicht mehr; daß sie indes das ursprüngliche Wesen des Oidipus einst klarer deutete, scheint eine erlaubte Vermutung.

Gestatten die hier vorgebrachten Argumente, die bei der Natur des ganzen Problems ein gewisses Maß von Wahrscheinlichkeit nicht überschreiten, einen Ausbau unserer Hypothese, würde sich Laios als phasenhafte Abspaltung von der Figur des Oidipus und mithin dessen Vatermord und Mutterehe als Verdrängung des einen Hellmondes durch den Dunkelmond darstellen, der durch die eigene Verbindung mit der Sonne nun selbst zum Hellmond wird, bis er der neuen Verdunkelung (Selbstblendung!) entgegengeht, das Ganze also einen Ausschnitt des am Himmel nach ewigem Gesetze sich abspielenden Wechselvorgangs versinnbildlichen, wobei der Naturmythos in den ihm wesensfremden Zusammenhang der Heldeusage eingereiht wurde.

Wien. Karl Kunst.

---

[1]) Viel ausführlicher läßt Sophokles iu einem der verloreneu Stücke Menelaos denselben Vergleich für sein Schicksal gebrauchen fr. inc. 787 N[2] (Plut. Vit. Demetr. 45): ἀλλ' οὑμὸς αἰεὶ πότμος ἐν πυκνῷ θεοῦ | τροχῷ κυκλεῖται καὶ μεταλλάσσει φύσιν | ὥσπερ σελήνης ὄψις εὐφρόνας δύο | στῆναι δύναιτ' ἂν οὔποτ' ἐν μορφῇ μιᾷ, | ἀλλ' ἐξ ἀδήλου πρῶτον ἔρχεται νέα | πρόσωπα καλλύνουσα καὶ πληρουμένη, | χὤταν περ αὑτῆς εὐπρεπεστάτη φανῇ, | πάλιν διαρρεῖ κἀπὶ μηδὲν ἔρχεται.

[2]) Die in Bruhns Anhang zu Soph. S. 160 § 266 gesammelten Belegstellen für die Verwendung des Monatsbegriffes bei unserem Dichter als Zeitmaß können den Eindruck der συγγένεια μηνῶν höchstens insoweit abschwächen, als Soph. vielleicht mit Absicht einen ihm selbst auffälligen Sagenzug vorsichtig verdunkelt hat; gewiß verdient also Jebbs[3] Erklärung des συγγενεῖς mit *as being also sons of* Τύχη (s. 1080 ἐγὼ δ' ἐμαυτὸν παῖδα τῆς Τύχης νέμων — als Gegenstück dazu sagt Polyneikes im Oid. Kol. 1323 f. von sich: ἀλλὰ τοῦ κακοῦ πότμου φυτευθείς — und Tycho v. Wilamowitz, Dram. Techn. d. Soph. 84): *the word further expresses that their lapse is the measure of his life* ihrer Zwiefachheit halber vor der Bruhns[11] den Vorzug.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 3. Dezember. 1921. №. 49.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Gustav Kafka, Die Vorsokratiker. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 6.) München 1921, Reinhardt. 164 S. 15 M.

Diese Darstellung der vorsokratischen Philosophie bildet den 1. Band der II. Abteilung eines von dem Verf. redigierten, auf 40 Bäude berechneten Sammelwerkes, das die gesamte, nicht nur europäische, sondern auch außereuropäische Philosophie vom „Weltbild der Primitiven" bis zu den modernen Positivisten und Empiristen umfassen soll. Das Buch, dem als Titelblatt eine gute Wiedergabe des Anaximanderreliefs aus dem Thermenmuseum in Rom beigegeben ist, will „grundsätzlich dem humanistischen und daher unhistorischen Vorurteil entgegentreten, als ob die griechische Philosophie wie Pallas Athene gepanzert aus dem Haupte des Zeus entsprungen oder gleichsam durch Urzeugung aus dem griechischen Geist hervorgegangen wäre". Diese hochtönenden Worte rennen offene Türen ein, wenn sie nichts anderes besagen wollen, als daß die Griechen vor und während der Zeit, in der ihre älteste Philosophie entstand, mannigfache Anregungen aus dem Orient erhalten haben, was meines Wissens niemand bestreitet, oder sie stürmen vergebens gegen die feststehende, durch den

Vergleich mit anderen orientalischen Völkern, wie den Juden und Chinesen, nur immer aufs neue bestätigte Wahrheit an, daß die Griechen allerdings das philosophische Volk des Altertums κατ᾽ ἐξοχήν sind. Die Bernfung auf Cumonts Anführungen aus Firmicus Maternus (Oriental. Religionen S. 242) genügt doch noch nicht, um die Physik des Thales, Anaximenes und Heraklit aus Ägypten, Syrien und Persien abzuleiten, und der Verf. macht auch eingestandenermaßen gar keinen Versuch, die vorsokratische Philosophie nach dieser Richtung zu ergänzen, da sich ein solcher „nach dem heutigen Stand der Wissenschaften noch auf ziemlich unsichere Vermutnngen stützen müßte". Eine solche ist es auch, daß das bekannte einzige Bruchstück Anaximanders „ganz im Sinn der indischen Philosophie" gehalten sei. Wir erhalten also — und das gereicht dem Buch entschieden zum Vorteil — eine von solchen Hypothesen weiterhin nicht beschwerte Darstellung der vorsokratischen Philosophie. Das Biographische tritt darin sehr zurück zugunsten der Grundgedanken der philosophischen Systeme, die klar entwickelt und einer eindringenden Kritik unterzogen werden. Diese Kritik hätte sich manchmal auch noch etwas mehr auf die Überlieferung erstrecken dürfen.

So ist die Nachricht des Aëtius, daß schon Thales den νοῦς für Gott erklärt habe, durchaus unglaubwürdig. Auch daß die Gleichsetzung der Seele mit Harmonie „die allgemeine Lehre" der Pythagoreer gewesen sei, läßt sich aus der bekannten Phaidonstelle nicht schließen, wo es sich vielmehr um eine jüngere heterodoxe Anschauung des Simmias oder allenfalls des Philolaos zu handeln scheint. Mindestens irreführend ist es auch, wenn S. 115 gesagt wird, die Meteoritentheorie des Anaxagoras habe zu der Legende Veranlassung gegeben, er habe den Fall eines Meteorsteins vorausgesagt. Gewiß ist die Voraussage legendarisch, daß aber das im Jahre 467 bei Aigospotamoi niedergegangene Meteor, von dem Anaxagoras in seiner Schrift sprach, seine Theorie der Himmelskörper beeinflußte, ist zweifellos. Daß Anaxagoras in fr. 1 und 3 gegen Zenon sich wende, ist ein einleuchtender Gedanke. Wenn Demokrit S. 126 zum „Zeitgenossen Platons" gemacht wird, so ist das mit seiner S. 160 A. 351 auf 420 v. Chr. angesetzten Blütezeit kaum vereinbar: denn damals war Platon 7 Jahre alt. Demokrit war also ein Menschenalter früher geboren, ein etwas jüngerer Zeitgenosse des Sokrates, wie er sich denn auch selbst (fr. 5) zu Anaxagoras in zeitliche Beziehung setzt. Aber wichtiger als das Geschichtliche sind, dem Zwecke des Buches entsprechend, die philosophischen Urteile. Hier kann ich nicht mit der von Tannery und Reinhardt aufgebrachten Geringschätzung des Xenophanes übereinstimmen (s. Zeller[6] I 678, 1) und freue mich, hierin auch Joël (Gesch. d. antiken Phil. 1921 I 394 ff.) auf meiner Seite zu sehen. Wie man in der heraklitischen und eleatischen Weltanschauung einen „rationalistisch-idealistischen Dualismus" (S. 63. 85) finden kann, ist mir vollkommen unverständlich. Wenn diese Systeme nicht monistisch sind, welches ist es dann? Auch ist der „pessimistische Grundzug" in Heraklits Philosophie zu einseitig hervorgehoben, was mit Kafkas eigenen Ausführungen S. 54 im Widerspruch steht. Die Vermutung, daß Heraklit fr. 55 gegen die Pythagoreer und ihre mystischen Spekulationen polemisiert, hat manches für sich, während die Zurückführung der Porentheorie in der Δόξα des Parmenides auf Empedokles an der chronologischen Schwierigkeit scheitert: man wird hier eher an Alkmaion (A 5 Diels) denken dürfen. Mit Recht wird die symbolische Bedeutung des Feuers bei Heraklit gegen Spengler abgelehnt. Eine neue Auffassung entwickelt der Verf. über die Lehre des Empedokles von der Entstehung der Organismen. Über ihre Richtigkeit wird erst geurteilt werden können, wenn die in Aussicht gestellte Begründung in einer Abhandlung im Philologus (72) 1922 vorliegt. Daß sich endlich K. zu den Ethika des Demokrit kritischer stellt, als es seit Natorps Ausgabe meist üblich geworden ist, ist anzuerkennen. Dem Buch ist ein bibliographischer Wegweiser und 17 Seiten Anmerkungen mit Quellenangaben, kurzen Begründungen einzelner Anschauungen und einigen kleinen polemischen Erörterungen beigegeben, die von der Belesenheit des Verf. Zeugnis ablegen.

Stuttgart. Wilhelm Nestle.

Heinrich Degen, Die Tropen der Vergleichung bei Johannes Chrysostomus. Freiburger Diss. Olten 1921, Walter. VIII, 176 S. 8.

Der Verf. bezeichnet selbst seine Arbeit auf dem Titel als „Beitrag zur Geschichte von Metapher, Allegorie und Gleichnis in der griechischen Prosaliteratur". Was er bietet, ist aber im wesentlichen nur eine Materialsammlung, und zwar leider nur eine unvollständige. Denn längst nicht alle Schriften des Johannes Chrysostomus sind in den Kreis der Betrachtung gezogen worden, sondern nur die meisten von denen, die Fr. Dübner in der Didotschen Ausgabe vom Jahre 1861 vereinigt hat; diese ist aber bekanntlich nicht über den ersten Band hinausgekommen. Sollte aber ein möglichst getreues Bild von der stilistischen Eigenart des Kirchenvaters auf dem behandelten Gebiete gewonnen werden, so bedurfte es der Bearbeitung seines gesamten literarischen Nachlasses. Eine auf derartiger Grundlage aufgebaute Statistik würde dereinst auch für unsere Erkenntnis von der historischen Entwicklung der Tropen im klassischen Altertum nicht unerheblichen Nutzen bringen. Jedoch ist es augenblicklich noch nicht möglich, eine solche Statistik in ganz einwandfreier Weise anzufertigen, und wird auch in absehbarer Zeit nicht möglich sein. Denn unerläßliche Vorbedingung für ein darauf abzielendes Unternehmen wäre das Vorhandensein einer die strengsten wissenschaftlichen Anforderungen befriedigenden kritischen Ausgabe des Johannes Chrysostomus, und bis wir diese erhalten, dürfte noch viel Wasser den Berg hinabfließen.

Infolge der angedeuteten Erwägungen sehe ich mich genötigt, mein Urteil dahin abzugeben, daß eine nennenswerte Förderung der Sache durch die Untersuchung Degens nicht erreicht

worden ist, was ich in Hinsicht auf den großen, in der Arbeit zutage tretenden Fleiß aufs lebhafteste bedaure.

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

Franz Boll, Vita Contemplativa. Festrede zum zehnjährigen Stiftungsfeste der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Stiftung Heinrich Lanz, am 24. April 1920. Sitzungsber. der Heidelb. Akad. der Wissensch., Philos.-hist. Kl., Jg. 1920, 8. Abhdl. Heidelberg 1920, Winter. 34 S. 4 M. und Sort.-Zuschlag.

Der βίος θεωρητικός als eigentümliche Lebensart des Forschers und Denkers nach griechischer Auffassung ist der Gegenstand der durch einen reichhaltigen Anmerkungsapparat zu einer wohlgerundeten Abhandlung ausgebauten Festrede. Dagegen werden — woran der Titel „Vita Contemplativa“ wohl zunächst denken läßt — das im Schauen aufgehende Leben des Mystikers sowohl wie die beschauliche Versunkenheit des künstlerisch Genießenden nicht in die Untersuchung einbezogen; denn „eine solche Art von Quietismus . . taucht erst auf, als die ungeheure Lebenskraft des Griechentums schon halb verbraucht und gebrochen ist, also im Hellenismus“. Hier schneidet Boll allzu hart die Fäden durch, die gerade das in der hellenistischen Mystik auftretende Motiv der Kontemplation mit der klassischen Antike verbinden. Wenn er Cumonts Behauptung übernimmt, daß die Griechen die kontemplierende Andacht erst im Kultus der ägyptischen Isis gelernt haben, so bedenkt er nicht, daß gerade die mystische Schau, die noch etwas anderes ist als kultische Epoptie, erst von platonisierenden Hellenisten in den von ihnen durchgeistigten orientalischen Gottesdienst hineingetragen wurde; und wenn er auf den Juden Philon und seine Schrift De vita contemplativa nicht eingehen will, weil er hier von den Griechen zu sprechen habe, so darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß Philon seine mystische Auffassung des βίος θεωρητικός etwa aus dem so herzlich wenig mystisch veranlagten Judentum geschöpft habe. Mir scheint trotz der engen Beschränkung des Themas Bolls Darstellung gerade für die in griechischer Religiosität ruhenden Wurzeln dieses Motivs hellenistischer Mystik auch gegen die Absicht des Verf. mancherlei Material zu bringen.

Er weist nach, wie das Wort θεωρητικός zunächst im religiösen Erleben seine erste Bedeutung gewinnt. Es wird speziell gebraucht für den, der „als Gesandter einer griechischen Stadt zum Tempel, Orakel, Festspiel eines Gottes ging: und da das griechische Volksempfinden, wie es scheint schon zeitig, in dem ersten Bestandteile des zusammengesetzten Wortes θεωρός das Wort für Gott, θεός, sah, so schwingt auch bei seiner profanen Anwendung wenn nicht ein leiser religiöser Oberton, so doch die Erinnerung an das festliche Anschauen der panhellenischen Kampfspiele mit.“ Platon überträgt den Begriff des θεωρεῖν vom physischen auf das geistige Betrachten. Hier wird der Zusammenhang mit der Mystik besonders deutlich und hätte hervorgehoben, nicht aber in den Hintergrund gerückt werden müssen, ganz abgesehen davon, daß die mit θεωρεῖν zusammenhängende Wortgruppe als geistiges Betrachten schon bei Vorsokratikern vorbereitet ist. Daß Aristoteles, der Platons Mystik nicht verstand und seine Ideenlehre in ihrer mystischen, die θεωρία oder θέα der Ideen möglich machenden Form bekämpfte, auch die Worte θεωρεῖν, θεωρία, θεωρητικός ins Praktische, Tatvolle umwertete, ist aus seiner ganzen philosophischen Veranlagung heraus verständlich. Doch darf man seine rationalistischen Deutungen nicht als typisch für das gesamte Griechentum ansehen. — Ebenso ist nach Bolls Ausführungen das lateinische Wort *contemplari* religiösen Ursprungs. Es hängt mit *templum* zusammen und bedeutet zunächst: „den heiligen Bezirk auf der Erde und am Himmel mit dem Blick umfassen“. So wird es besonders geeignet, die forschende und — was B. im Text nicht sagt — auch die andächtige Betrachtung des Sternenhimmels auszudrücken. Wenn dann B. fortfährt, daß erst mit dem Vordringen der hellenistischen Mystik und des Christentums das Wort vom Anschauen Gottes gebraucht wird, so konstruiert er hier wieder Unterschiede, die tatsächlich nicht in solcher Härte vorhanden sind. Man denke nur daran, daß die Sterne, die angeschaut werden, im griechischen Glauben, bei Anaximander, bei den Pythagoreern, bei Platon und dann immer wieder eben Götter sind (θεοὶ ὁρατοί).

Der sprachlichen Untersuchung folgt eine schöne Darstellung griechischer Denker und Forscher als Typen des βίος θεωρητικός: Thales, den früh ein Hauch von Fremdheit umwebt und der sich absondert vom Treiben des Tages; Heraklit, der Pöbelhasser, der sich in die Einsamkeit der Berge zurückzieht; Anaxagoras, dem das Anschauen des Himmels und der großen Ordnung des Weltalls den Sinn des Daseins gibt; Sokrates, der trotz aller Vielgeschäftigkeit eine Fülle von Zügen des rein theoreti-

schen Lebens an sich trägt; Archimedes, der sich in die Betrachtung geometrischer Figuren versenkt, die Eroberung seiner Vaterstadt überhört; und schließlich Platon und Aristoteles.

In feiner Gegenüberstellung wird dann das Verhalten des griechischen Volkes zum Typus des βίος θεωρητικός geschildert. Er verfolgt nur allzugern die lebensfremden Gelehrten mit scharfem Spott, der sich bis zur Verachtung steigert. In den Worten der Dichter und Philosophen aber klingt ununterbrochen ein volles Jahrtausend hindurch der begeisterte Lobpreis der Vita contemplativa, die die Menscheu aus der Not des Tages erlöst uud schon zu Lebzeiten auf den Inseln der Seligen leben läßt.

So hat die schöne Festrede selbst wie auch die sorgfältige Stellensammlung einen doppelten Wert: sie gibt einen guten Begriff davon, wie fest das Ideal eines βίος θεωρητικός bereits im Griechentum wurzelt, und sie stellt die Aufgabe, in umfassender philologischer und religionsgeschichtlicher Untersuchung festzustellen, ob die von B. am Rande stehen gelasseue hellenistische und christliche Mystik bei dem Ausbau ihres Typus der Vita contemplativa an die griechische Religiosität anknüpfte, die hier von Anfang an bei den alten Dichtern und Philosophen im Hintergrunde steht, oder ob der Orient bei der Ausbildung gerade dieser neuen Lebensform wirklich die ausschlaggebende Rolle gespielt hat, die ihm hierbei immer wieder zuerteilt wird.

Leipzig. Hans Leisegang.

Hugo Obermaier, El dolmen de Matarrubilla. (Comisión de investigaciones paleontológicas y prehistóricas. Memoria no. 26) Madrid 1919. 85 S. 5 Taf. 33 Abb. 4. 5 Pes.

Wenn ich auf die vorliegende Schrift, die rein prähistorischen Inhalts ist, an dieser Stelle kurz hinweise, so geschieht das, weil hier ausführlich von einem westeuropäischen Grabtypus der frühen Metallzeit die Rede ist, der eine auffällige Parallele zu den ägäischen Kuppelgräbern bildet. Der sog. Dolmen von Matarrubilla (bei Sevilla), dessen Ausgrabung hier Obermaier genau beschreibt, ist nämlich eine Art Kuppelgrab; doch ist hier die Kuppel nicht zu Ende geführt, sondern die runde Kammer oben durch eine große Deckplatte geschlossen. Der Verf. benützt die Gelegenheit, um des näheren auf die Verbreitung der Dolmen und Kuppelgräber auf der Iberischen Halbinsel (s. die Kartenskizzen auf S. 9 und 38) sowie auf einzelne Fragen, die sich an diese Grabbauten knüpfen, einzugehen. In den westeuropäischen Dolmen und Kuppelgräbern sieht er die Äußerungen von Einflüssen, die vom Orient ausgegangen sind, wie er überhaupt östlichen Einwirkungen in der frühmetallzeitlichen Kultur Spaniens einen ziemlich bedeutenden Raum zuzumessen scheint*).

München. Albert Mayr.

*) Nunmehr hat Obermaier auch in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Bd. L, 1920, S. 107—132 das Material über die Dolmen Spaniens zusammengestellt und deren Zeitstellung erörtert.

Die Denkmäler des Pelizäus-Museums zu Hildesheim. Unter Mitwirkung von Albert Ippel bearbeitet von **Günther Roeder.** Mit 78 Abbild. und 16 Tafeln. Berlin 1921, Curtius. VIII, 216 S.

Das Pelizäusmuseum in Hildesheim besitzt zwei Fundkomplexe, welche dem Archäologen unter den zahlreichen Schätzen dieser Sammlung das Interessanteste sind: die Gipsabgüsse nach hellenistischem Metallgeschirr aus Memphis und den Bronzefund von Galjûb. Von dem letzteren liest man an dieser Stelle zum erstenmal im Zusammenhang. Es handelt sich um etwa 100 Bronzen, die zusammen mit den Instrumenten des Künstlers in einem Tongefäß gefunden wurden: mehr oder weniger vollständig ausgeführte Skizzen nach berühmten Originalen oder nach eigener Erfindung des Meisters. Dieser Fund ist von gar nicht zu überschätzender Bedeutung für die Erkenntnis der alexandrinischen Kunst, und es muß auf das lebhafteste bedauert werden, daß die drei oder vier Abbildungen, welche den Kunstwerkchen gewidmet sind, auch nicht annähernd eine Vorstellung von diesen zu geben vermögen. Da die griechisch-römische Kunst, die Ippel bearbeitete, in dem vorliegendem Werkchen räumlich beträchtlich zu kurz gekommen ist, erscheint als nächste Pflicht der Direktion, den ganzen Fund von Galjûb sorgfältig veröffentlicht mit reichlichen Abbildungen vorzulegen.

Derselbe Wunsch muß für die nach dem Erscheinen von Rubensohns schöner Publikation in den Besitz der Sammlung gekommenen Gipsabgüsse von Mit-Rahine gelten. Der kurze Katalog verspricht eine hochinteressante Nachlese, bildet aber gar zu wenig ab. Es ist dringend zu wünschen, daß diese neuen Schätze der Wissenschaft nicht länger vorenthalten werden. Denn weder Ippels kurze Einführungen

noch die ohne Abbildungen unzulänglichen Beschreibungen vermögen einen wirklichen Begriff von diesem außerordentlichen Besitz des Museums zu geben.

Ausführlicher präsentiert sich der von Röder bearbeitete altägyptische Teil des Kataloges. Mit den sorgfältigen Einleitungskapiteln über ägyptische Religion, Kunst, Kultur, Geographie, Geschichte wächst sich dieser Teil zu einem kleinen Handbuch der Ägyptologie aus, welches durch die hier zahlreicheren Abbildungen ausgezeichnet illustriert wird. Auch gibt jede Einzelbeschreibung neue Winke und Gesichtspunkte, originelle Vermutungen.

Der Katalog dient der Verbreitung des Interesses für ägyptische Kunst in derselben vorbildlichen Weise wie das Musenm selbst, welches mit seinen schön aufgestellten Sammlungen und den anschließenden Arbeits- und Vortragsräumen fast als das Ideal eines für die Wissenschaft und das große Publikum gleich wirksamen Instituts angesehen werden kann. Viele der hier getroffenen Einrichtungen verdienen Nachahmung: würde ein Fonds, welcher auswärtigen Studenten Besuch und Studium ermöglicht, wie in Hildesheim auch an anderen Museen gegründet, so könnten diese nach und nach Studienzentren auch für diejenigen werden, welche ihr Studium an kleineren Universitäten absolvieren müssen und unter den ungünstigen Verhältnissen der Zeit kaum jemals in der Lage sind, bedeutende Kunstwerke im Original kennen zu lernen. Bedauerlich ist, daß in Hildesheim diese pekuniären Hilfsmittel nur für Göttinger Studenten in Betracht kommen. Derartige Beschränkungen nach Möglichkeit zu beseitigen, auch anderen jungen Forschern die Möglichkeit des Studiums an Ort und Stelle zu gewähren, sollte sich die Direktion im Verein mit dem hochherzigen Stifter des Museums angelegen sein lassen. Auf diesem Wege würde das Pelizäusmuseum zu Hildesheim immer mehr zum Vorbild werden.

Rostock. Rudolf Pagenstecher†.

Studies in Philology XVII October 1920 numb. 4. p. 361—464.

Das Heft enthält fünf Arbeiten: G. A. Harrer und J. S. Mossat machen p. 361—378 ein Fragment einer Digestenhs des 13. Jahrh. bekannt, das sich in einem Folianten der Familie Mossat in Due West S. C. gefunden hat. Es enthält XXXIX, I 20,5—II 7, 1 und gehört zur Vulgata, hat aber einige ihrer Verderbnisse nicht.

Wichtiger ist der Aufsatz von B. L. Ullman über den gegenwärtigen Stand der Saturafrage (p. 379—401). Er erörtert zunächst die Bedeutung und Entstehung des Namens *satura* und betont erneut mit Recht, daß das Wort ein Substantiv sei. Als Substantiv kennt auch Varro das Wort für *farcimen*. Eben darauf führt der Ausdruck *per saturam* (so bei Lucilius). Auch Persius' Gedichte werden in der handschriftlichen Überlieferung *satura* (sing.) genannt. Das Wort bezeichnet also eine vermischte Sammlung. Als Buchtitel ist es älter als Varro und Horaz. In der berühmten Liviusstelle (VII 2) ist zu unterscheiden: 1. Gab es die einzelnen Stufen, die Livius beschreibt? 2. Ist ihre Verbindung zu einer organischen Entwicklung richtig? Diese ist willkürlich. Über jene urteilt der Verf. sehr günstig, wenn er auch gewisse Veränderungen bei Livius anerkennt, die durch die Verbindung der Einzelerscheinungen zu einer geschlossenen Entwicklungsreihe bedingt waren. Aber gerade der wichtigste Ausdruck *impletas modis saturas* bleibt unklar. Dieser Teil des Berichts ist offenbar Kombination, denn er setzt die Bedeutung *satura* „Spottlied" voraus, die vor Lucilius unmöglich ist. Von dem Zeugnis des Cluvius Rufus (bei Plut. qu. Rom. 10?) sieht man besser ab, weil es wahrscheinlich aus Livius stammt oder doch stammen kann. Die Annahme Leos, daß in dem Bericht einfach eine nach griechischem Muster erfundene Darlegung gegeben sei, lehnt der Verf ab. Wahrscheinlich ist eine vielleicht unbewußte Beeinflussung bei der zusammenfassenden Darstellung der Entwicklung immerhin. Valerius Maximus (II 4, 4) ist nicht unabhängig von Livius, benutzt ihn hier aber nur mittelbar. Weiter wird die Frage erörtert, ob Livius aus annalistischer oder grammatischer Quelle schöpft. Daß der Abschnitt bei ihm Einlage in die geschichtliche Darstellung ist, hat Weinreich gezeigt. Da er sich auf der Teilung des Schauspiels in *deverbia* und *cantica* aufbaut, wird er aus philologischer Quelle stammen. So hat die Annahme, daß Varros Schrift *de originibus scaenicis* die Quelle ist, viel für sich.

Es folgen Marginalia von J. C. Rolfe (p. 402—422). Er verteidigt Juv. 10, 150 *alios* (ebenso auch Caes. Gall. I 41, 4, wo Ciacconius — so, nicht Ciaccius, heißt dieser Gelehrte — *Gallos* vermutet hat). Suet. Vesp. 20 erklärt er *ad numerum* „bis zu einer bestimmten Zahl" (nicht: „taktmäßig"). Weiter bespricht er die Bedeutung von *prorsus*, wobei er in einigen Fällen verschiedene Bedeutung im Satze durch ἀπὸ κοινοῦ-Beziehung annimmt (ähnlich

auch bei *de culpa* Sall. Cat. 35, 2; schwerlich richtig). Sall. Cat. 31, 9 handelt es sich um die Äußerung des Catilina beim Verlassen des Senats und die Deutung von *incendium meum*, wobei die Auslegung des Valerius Maximus (IX 11, 3), der das Possessiv subjektiv deutet, der Ciceros (Mur. 51), der es objektiv auffaßt, gegenübersteht. Mit Recht billigt der Verf. diese Auffassung. Dann handelt er über Suet. Aug. 98, 4 *vicinam Capreis insulam Apragopolin appellabat*, wobei er die unbegreifliche Auffassung, daß dieser Name sich auf Capri selbst beziehe, zurückweist. Hor. sat. II 6, 108 *praelambens* lehnt er die von Lejay gebilligte Deutung *praegustans* ab, wie auch Heinze z. d. St. Weiter behandelt er den Gebrauch von *Lethe* bei den Römern (hier ist es irreführend, wenn er aus dem Gebrauch von *Lethaeus* „unterweltlich" schließt, daß *Lethe* auch den Tod bezeichne) und eine Reihe seemännischer Ausdrücke bei lateinischen Dichtern: Verg. Aen. III 207 *vela cadunt.* III 267 *laxare rudentes.* Claud. Gild. 481 *vela legunt*, wo er *ligant* empfiehlt. Hier ist besonders erfreulich die warme Anerkennung, die er dem Thesaurus widmet, um so mehr, als dieser sich ja in großen Schwierigkeiten befindet.

Der geistreiche Vortrag von George Howe: „*an applied literature*" (p. 423—438) charakterisiert die römische Literatur in ihrer Eigenart als Ausdruck römischen Wesens. Er hebt den aristokratischen Zug in der römischen Literatur hervor. Daneben ist der Zug zum praktischen Leben, zur Organisation echt römisch.

Der letzte Aufsatz von Edwin Greenlaw (p. 439—464) weist den Einfluß des Lucrez bei dem Dichter der elisabethanischen Zeit, Spenser, nach.

Erlangen. Alfred Klotz.

A. Seidel, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachen. Geschichte und vergleichende Darstellung der Romanischen Sprachen. Wien u. Leipzig, Hartleben.

Der um die praktische Erlernung fremder Sprachen sehr verdiente Verlag führt uns mit dem vorliegenden Büchlein auf das Gebiet der Sprachwissenschaft. Der Zweck des mit recht anspruchsvollem Titel auftretenden Buches ist aber, wie der Verf. im ersten Satze der Einleitung sagt, „kein rein wissenschaftlicher, sondern ein praktischer". Er will also Tatsachen der Sprachgeschichte und Sprachvergleichung hier „populär" vorführen, er will Material aneinanderreihen wie ein dilettantischer Sammler, Produkte feilbieten, Fertigkeiten vermitteln. Wen denkt er sich dabei als Leser? Doch offenbar Anfänger im Studium der Romanistik. Denen ist aber mit einem solchen Buche wenig gedient. Ja es fördert geradezu verderbliche Neigungen, gegen die der akademische Lehrer in einem fort ankämpft. Sollen wir dem oberflächlich arbeitenden Studenten, dem es nur darauf ankommt, die äußeren Daten sprachlichen Lebens sich anzuraffen, noch Hilfsbrücken bauen? Dem Anfänger frommt viel mehr der Einblick in das Wirken ewig tätiger Kräfte als eine Übersicht über die Formenfülle des sprachlichen Materials, die ja doch erst wieder aus der Dynamik verständlich wird.

Nun geht zwar das vorliegende Werkchen in dem Bestreben, wissenschaftliche Probleme zu streifen, weiter als bloße „Repetitorien", enthält aber so viele Zeugnisse einer schiefen und äußerlichen Sprachauffassung, daß man auf jeder Seite schwere Bedenken erheben könnte. Was soll der Nutzen davon sein, daß (S. 119) ein Brief Ciceros in sehr fragwürdiges „Vulgärlatein" übersetzt wird? Wer sagt uns, daß der Franzose den h-Laut verbannte, „um körperliche Mühe zu sparen", wer, daß der Deutsche ein „Räuber" von „rauben" ableitete, „um geistige Mühe zu sparen . . . statt ein völlig neues Wort für jenen Begriff zu bilden" usw. Wer in den Geist der romanischen Sprachen eindringen will, der halte sich lieber an rein wissenschaftliche Werke (von denen ja S. 128 f. eine Anzahl mit Nutzen aufgeführt wird) als an popularisierende Sprachführer.

Hamburg. Hermann Urtel.

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 3. erweit. Aufl. hrsg. und einem Anhang fortgesetzt von **Rudolf Lehmann**. II. Band. Leipzig 1921. Veit & Co. XII, 834 S. 8.

Mit diesem Band wird die vorliegende neue Ausgabe von F. Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts abgeschlossen, deren erster Band in dieser Wochenschrift 1919, 685/6 besprochen wurde. Auf die Ausführungen an dieser Stelle darf auch hier verwiesen werden. Uneingeschränkte Anerkennung verdient die Behandlung des gelehrten Unterrichts in der Zeit von 1892 bis zum Beginn des Weltkrieges durch R. Lehmann, der im Geist seines Vorgängers gearbeitet hat. Natürlich wird man manche Phase dieser jüngsten, eben abgelaufenen Periode unserer Bildungsgeschichte anders auf-

fassen, auch manche andere Tatsache gern erwähnt sehen, in der Beurteilung der verschiedenen pädagogischen Strömungen nicht derselben Meinung sein wie der Verf. Mir will vor allem scheinen, als sei die eifrige und sehr erfolgreiche Arbeit, die in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht an den rein realistischen Anstalten seit 1900 geleistet worden ist, nicht eingehend genug dargestellt; auch darf vielleicht als besonders bezeichnender Zug angeführt werden, daß auf der Junikonferenz von 1900 allein Theodor Mommsen, Wilhelm Dilthey und Hermann Diels bei der entscheidenden Abstimmung sich für das sog. Gymnasialmonopol aussprachen. Diese Männer sind die Träger der drei Stimmen, die die Sitzungsberichte ohne Namensnennung anführen. Aber ich unterlasse die Aufzählung von weiteren Punkten u. dgl., die angesichts der Geschlossenheit dieser Leistung vielleicht kleinlich wirken würden. Auch für Lehmanns Abschnitt kann das treffende Urteil gelten, in das einst G. Voigt, Deutsche Literaturzeitung 1885, 187 seine Meinung über das Werk zusammengefaßt hatte: „Paulsen hat sich das schöne Verdienst erworben, zum ersten Male die Stellung der gelehrten Schulen auf dem Hintergrunde der Gesellschaft und des geistigen Lebens darzustellen und durch eine Fülle von repräsentativen Tatsachen und Äußerungen anschaulich zu machen“.

Hamburg. B. A. Müller.

Auszüge aus Zeitschriften.

The Classical Review. XXXV, 5/6.

(91) **L. Lucas**, The Octavia. Das Stück ist nicht von Seneca, denn es wird Neros Tod beschrieben (618 ff.), Seneca aber starb 65; der Verfasser schrieb unter den Flaviern. Bemerkenswert ist die Symmetrie im Aufbau, in der Handlung, in den lyrischen Stellen und in den Leitmotiven: Furien, Charon, Gegenüberstellung von Nero-Octavia und Jupiter-Juno. Der Pessimismus ist Zeichen der Dekadenz. — (93) **L. Agar**, Die homerischen Hymnen. XV (Εἰς Ἑρμῆν). Konjekturen. — (97) **A. Smyth**, Zu Aischylos Schutzflehenden und Prometheus. — (99) **U. Powell**, Zu Aischylos Choëphoren. — (100) **C. Lawson**, Zu Aischylos Agamemnon. — **A. Platt**, Zu Xenophons Hellenika. — (102) **W. Garrod**, Hor. I 8, 2: Hoc deos vere. — (103) **R. Inge**, Hor. Ep. I 2, 31: cessantem ducere noctem. — **D. Porteous**, Vergils Eklogen. Metrische Beobachtungen. — (104) **S. Gaselee**, Mart. IX 21: Artemidorus arat. — **C. Richards**, Περίακτοι θύραι. Verg. Georg. III 24 „scaena ut versis discedat frontibus“ setzt eine solche Bühnenvorrichtung voraus. Vergl. Vitruv. VII Praef. 10, Arist. Poet. 1499 a, 18. — (105) **W.** Madeley, Etruskische Inschrift im Museum von Exeter: Thania Seianti tutnal sec herinisa (Paulli Corp. Inscr. etc. 2757). Das s am Ende gehört vor den Anfang der ringförmigen Inschrift und ist Abkürzung von suthi (Grab).

Indogerm. Forschungen. XXXIX, 3—5.

(131) **K. Brugmann**, Zur Frage des Ursprungs der Personalendungen des indogermanischen Verbums. 1. *-u̯e-* der 1. Dual. enthält Pronomen *u̯e-*, 2. -ται, τι, -το, -τ das Demonstrativum *to*, 3. μαι, -μι, *-m* (-ν) das Pronomen der 1. Person, 4. -νται, -ντο, -ν(τ) ist identisch mit dem Stamm des Part. Praes. (??). — (140) **K. Brugmann**, Griech. σῑ als sinnverstärkendes Vorderglied in Nominalkomposita. σι ⟨ **tu̯i-* Nebenform zu altind. *tuvi-* „mächtig, stark, sehr“ in σίκυς, Σίσυφος, σιγαλόεις, σίφαρος. — (144) **K. Brugmann**, δικεῖν als Aorist zu βάλλειν. δικεῖν ist die Aoristform zu δείκνυμι, Bedeutungsentwicklung: zeigen ⟩ zuweisen ⟩ richten auf ⟩ werfen. — (149) **K. Brugmann**, Böot. πιτεύω. Als „mache ergiebig kultiviere“ zu πίων. — (151) **K. Brugmann**, Altlat. *humus* Gen. Sing. = griech. χθονός. CIL I[1] 603. — (154) **K. Brugmann**, Lat. *sevērus*. ⟨ **se + gu̯ēros* zu *grātus*. — (157) **K. Brugmann**, Analogische Neuerung in den Ausgängen der Formen des Verbum finitum in den indogerman. Sprachen. Bespricht Analogien, die bei gleicher Zeitstufenbedeutung (δέδοσαι, δίδοσαι nach γέγραψαι usw.), und solche, die bei lautlicher Übereinstimmung entstehen (wie γέγραφας zu γέγραφα nach ἔγραψας zu ἔγραψα). — (172) **F. Muller Izn.**, Lat. *barba*. **bhardhā* ⟩ *bardhā* ⟩ *barba*. Waldes Aspiratendissimilation ist in Verbindung mit Jurets Domination gebracht. Idg. *dh* im Inlaut immer zu *b* außer vor *i*, wo zu *d*. In *dhu̯* fiel *h* zwischen *d* und *u̯* (*arduus*. — (189) **R. Thurneysen**, Alte Probleme. 1. ἐσθίω aus der Kindersprache. ἔσθι- Machen. — 2. τι̯, θι̯ zunächst zu τσ, θσ; in Fällen wie *μελιτσα, *κρετσων wurde i̯ analogisch wieder dazugenommen, so entstanden *μελιτσι̯α, κρετσι̯ων ⟩ μέλισσα. κρέσσων usw. — 3. Der Dentalstamm zu ἦμαρ ist an νυκτ- entstanden. Das Schwanken zwischen -ν- und -τ-Stamm bei ἦμαρ hat sich auf die neutralen *n*-Stämme wie ὄνομα übertragen, und schließlich ist hier nur der τ-Stamm übrig geblieben. — 4. Worte auf idg. -ō hatten Nebenform auf *-ōu*, daher z. B. l. *quō*, *eō* neben *hūc*. — 5. Der altindische Dativ auf *-āya*. — 6. Lat. *paullisper*. Da *paucis* die Bedeutung „ein bißchen, auf kurze Zeit“ angenommen hatte, konnten *paullisper*, *tantisper* usw. nachgebildet werden. — 7. Lat. *hic iste*, *hic* ⟨ **hi-ce*, osk. *ekik* ⟨ **eki-ke*, lat. *iste* waren von Haus aus deiktische Adverbien. — 8. Lat. *disco*, *mitto*. Weder *disco* noch διδάσκω Inchoative zu *doceo*, sondern διδάσκω zu δα; *disco* analogisch aus **dicco* ⟨ **di-dk-ō* zu *doceo*. *mitto* ⟨ **mitito*. — 9. Zur lateinischen fünften Deklination *-ia* wurde unter nicht feststellbaren Bedingungen zu *-iē*. — 10. *permities* nach *almities* aus *pernities* umgestaltet. — (202) **A. Debrunner**, Homerica. βαῖνον A 437 statt eines zu erwartenden Aorists erklärt sich

daraus, daß βῆσαν wegen des transitiven βῆσαν 438 zu vermeiden, βάν, ἔβαν aber im Vers nicht unterzubringen war. ο 399, Hymn. Apoll. 505 sind aus A 437 entlehnt. — (207) **E. Kieckers**, Der elliptische Dual mit Ergänzungswort. Beispiele aus dem Melanesischen. — (208) **W. Preusler**, Zu A. Hillebrandt Der freiwillige Feuertod in Indien. Hinweis auf Brynhilds Ende in der Edda. — (209) **M. Leumann**, Avestisch *srīra*. — **M. Leumann**, Zur lateinischen Sprachgeschichte. 1. Passivisches *amantissimus*. Die Bedeutung ist nicht in der Flexionsform von *amare* entstanden, sondern in dem zärtlichen Beiwort der nächsten Verwandtschaftsgrade, so wie φίλη, *Freund* aktiv und passiv sind. 2. *ossua*. Plaut Men. in enger Verbindung mit *membra*, *ossa* entstand *artua*, letzteres wirkt dann wieder auf *ossa* 〉 *ossua* ein. — 3. *-eei-* 〉 *-īī-*. Das Zwischenglied *īī* zwischen *eei* und *ī* wird *iei* zu bestimmten Zeiten geschrieben. — (216) **A. Walde**, Umbr. *purditom*, *d* aus *du*, so mit *purdouitu* zu verbinden. — (217) **J. Pokorny**, Die Herkunft des irischen Artikels. — (220) **J. Wackernagel**, Zu altirisch *fitir*. Bedenken gegen Pokorny Indog. Anz. 38/9 S. 10. Dor. ἐντι „ist" statt „sind" war eine Bildung der Koine sprechenden Dorier zu ἦν, das in der Mundart noch Plural war. — (224) **J. Wackernagel**, Zu der altpersischen Stelle in Aristophanes Acharnern. Friedrichs Deutung IF XXXIX, 93 ist unhaltbar; es werden zusammenhanglose persische Brocken sein. — (224) **Ed. Schröder**, Die 2. Pers. Sg. Perf. st. Flexion im Westgermanischen. *nāmi* ist Optativform die in der Frage statt des Indik. üblich war. — (230) **W. Streitberg**, Zu IF XXXIX, 130. *Gadrobe* für *Garderobe* beruht auf Dissimilation in vortoniger Silbe. — (230) **W. Horn**, Zu IF XXXIX, 72 ae. *bēocere*. — (231) **W. Horn**, Zu IF XXXIX 67 zu got. *wit* „wir beide". — (231) **J. Friedrich**, Nachträge zu IF XXXIX, 93 f. und 102 f. — (232) **G. Ipsen**, Lat. *cuprum*, gr. Κύπρος, idg. **aios*. Κύπρος hat mit elam. *čupas* „Kupfer" nichts zu tun. Idg. **aios* kann aus dem einheimischen Namen für Kypern herstammen.

Neue Jahrbücher. XXIV, 8.

(I) (313) **A. Gercke**, Auch ich war in Arkadien geboren. Geht der Geschichte des Ausspruchs und der in ihm zum Ausdruck kommenden Stimmung nach. Zwei Gemälde Poussins und eins des Bartolommeo Schidone († 1615) liegen zugrunde; letztlich geht der Gedanke wohl auf Vergils Eklogen (X.) zurück. — (318) **H. Peters**, Die Einheit der Ilias. Betrachtet werden in ihrer Beziehung aufeinander Einleitung und Schluß der Ilias, der erste und der vierte Schlachttag, der zweite und der dritte Schlachttag, wobei sich die einheitliche Komposition der Ilias schlagend ergibt. Resultat: A. Einleitung: der Streit = Ω Schluß: die Versöhnung; B—H Erster Schlachttag: die Aristie der griechischen Offiziere, besonders des Diomedes = Τ—Ψ Vierter Schlachttag: Achills Aristie; Θ—Ι Zweiter Schlachttag: die Niederlage der Griechen und Achills Absage = Κ—Σ Dritter Schlachttag: die Niederlage der Griechen und Achills Wiedererscheinen. — (336) **E. Bickel**, Gyges und sein Ring. Zum Begriff Novelle und zu Hebbels tragischer Kunst. Betrachtet die antiken und modernen Quellen Hebbels zu diesem Drama. — Anzeigen und Mitteilungen: (358) **L. Mader**, Zu Goethes Ode „Das Göttliche". — (II) (205) **C. Hölk**, Gymnasium und Universitäts-Unterricht. Der Übergang von der Gebundenheit des Schulunterrichts zur freien Selbstbestimmung des Universitätsstudiums bedarf gründlicher Umgestaltung. Die Grundgedanken der Humboldt-Süvernschen Schulgesetze sind noch nicht veraltet, wohl aber die Ausführungsbestimmungen; das Berechtigungswesen ist zu sehr zum Selbstzweck geworden. Das Fachlehrersystem brachte erhebliche Schwierigkeiten mit sich: die Schule muß wieder viel mehr ein lebendiger Organismus sein. Rückkehr zu Humboldts Grundidee ist zu fordern: gebildet ist, wer das geistige Leben seiner Zeit in seiner Totalität (in die Tiefe gesehen) versteht. Für den ganzen Staat gleichmäßig verbindliche Lehrpläne sind nötig, das Fachlehrersystem kann nicht mehr entbehrt werden. Der Rat zum Hospitieren der Lehrer untereinander ist praktisch schwer durchführbar. Freiwillige Vereinbarungen unter den Fachgenossen über allerhand Fachfragen können praktisch weiterführen. Der Geist der Universitäten kann ohne Schaden nicht geändert werden; nötig sind Dinge, die durch innere Umstellung und Einstellung der Gedanken des Lehrers auf das Ziel erreicht werden können. Alle Einzelwissenschaften müssen sich ihrer philosophischen Grundlage bewußt sein: hier muß die Universität mehr leisten als bisher. Am besten vorgebildet in dieser Beziehung für den Unterrichtsbedarf kommt der junge Lehrer in Religion, Deutsch, Geographie und in den beschreibenden Naturwissenschaften von der Universität. Für die anderen Fächer bringt der Verfasser beachtenswerte Wünsche vor. — (222) **F. Friedrich**, Der Geschichtsunterricht als Vermittler politischer Bildung (Fortsetz. u. Schluß).

Nachrichten über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Preuſs. Akademie der Wissenschaften.

24. Februar. **von Harnack** las eine Abhandlung über „Die apokalyptischen Reiter" (Apoc. Joh. 6). Die Vision gehört zu einer zu supponierenden jüdischen Apokalypse, die höchstwahrscheinlich die Vorlage der christlichen bildet; sie ist nicht zeitgeschichtlich zu erklären, sondern endgeschichtlich; die vier Reiter bringen jedoch noch nicht das Gericht, sondern führen ein Schicksal über Gute und Böse herauf, mit welchem „das Ende" beginnt. Quelle der Vision ist die Wagen-Vision des Sacharja. Darüber hinaus läßt sich nur feststellen, daß zur Charakteristik des „Hungers" ein Kalenderspruch benutzt ist; aber die vier Reiter haben

sonst mit der Tierkreisspekulation nichts zu tun. — von Harnack überreichte eine Abhandlung: „Neue Fragmente des Werkes des Porphyrius gegen die Christen: Die Pseudo-Polycarpiana und die Schrift des Rhetors Pacatus gegen Porphyrius“ (266). Es wird erwiesen, daß die Pseudo-Polycarpiana des Feuardentius fünf bisher unbekannte Fragmente aus der Schrift des Porphyrius gegen die Christen enthalten, und daß sie einem bisher übersehenen, fast vollständig untergegangenen Werk eines Pacatus gegen Porphyrius angehören, aus dem sich noch einige weitere Fragmente des Porphyrius ermitteln lassen. Pacatus aber ist höchstwahrscheinlich mit jenem Pacatus identisch, der die berühmte Lobrede auf Theodosius den Großen gehalten hat, sowie mit dem andern, der ein Leben Paulins von Nola zu schreiben beabsichtigte.

3. März. Erman las „Über den Harem der ägyptischen Könige“. Ausgehend von der Inschrift eines Haremsbeamten erörterte er die verschiedenen Bezeichnungen des Harems und seiner Bewohnerinnen, die ihr Leben häufig als Gattinnen vornehmer Privatleute beschließen. Die Frauen sind im Harem eingeschlossen; doch sind die Beamten, die sie bewachen, keine Eunuchen, die überhaupt in Ägypten nicht nachweisbar sind. Nach dem Muster des königlichen Harems hat man dann auch die Priesterinnen der Götter als einen solchen organisiert und dabei sogar schließlich die Göttinnen mit einem Harem bedacht. — W. Schulze legte eine Mitteilung vor über Tocharisch tske peke (292). Die tocharische Wortgruppe wird durch lateinische Parallelen erörtert.

17. März. von Wilamowitz-Moellendorff sprach über Sphakteria (306). Die Forschungen von Burrows haben gezeigt, daß Thukydides über die Topographie von Sphakteria falsche Angaben macht. Er folgt also nur Berichten von athenischen Teilnehmern an der Besetzung von Pylos. Anderes stammt von Demosthenes. Thukydides hat also seine Erzählung nicht berichtigt, obwohl er später im Peloponnes gelebt hat und schon Ereignisse des nächsten Jahres nach Angaben aus dem feindlichen Lager erzählt. Wir besitzen demnach Stücke, die er vor 421 niedergeschrieben hat; sie tragen auch den Stempel der ältesten attischen Prosa.

31. März. Burdach sprach über: „Platonische und freireligiöse Züge im ‘Ackermann aus Böhmen’“. Das Schlußgebet des Witwers für das Seelenheil seiner Frau will Gottes Wesen lobpreisend ergründen. Obgleich in der Form der Allerheiligenlitanei, nennt es (gegen kirchlichen Brauch) weder Heilige noch Maria noch Fegefeuer und Sündenschuld, bekennt mit Platon (unkirchlich) die Präexistenz der Seelen, wie vorher der Ackermann (ebenso unkirchlich) Platons Lehre der ewigen Wiedergeburt alles Irdischen, und gipfelt in einem auf Platons „Ion“ (Kap. 5—7) zurückgehenden Bilde, das Gott als notwendiges, magnetisches Band aller guten Dinge hinstellt, die sich um und an ihn drängen wie der (als Traube hängende) Bienenschwarm um seine Königin.

21. April. Schäfer sprach über (372): „Honor, cis, citra im mittelalterlichen Latein“. Das Wort honor bedeutet im mittelalterlichen Latein oft „Recht, Besitz, Lehen“; die Präpositionen citra und cis werden dort auch für „jenseits“ gebraucht. Der klassische Sinn honor = Ehre und cis, citra = diesseits begegnet natürlich auch im Mittelalter; durch Nichtbeachtung der Tatsache, daß diese Worte auch andere Bedeutung haben können, sind nicht wenige wichtige Hergänge in ein schiefes Licht geraten. — Schuchhardt legte Fliegeraufnahmen aus der Dobrudscha von 1918 vor. Wiegand hat Fliegerphotographien aus der Dobrudscha von 1918 mit vielen anderen Aufnahmen aus der antiken Welt gesammelt. Sie stellen die sog. Trajanswälle in ihrer ganzen Ausdehnung von Constanza bis Cernavoda dar und ergänzen Schuchhardts Aufnahmen von 1917 (Abhandl. 1918 No. 12) in einem Punkte, indem sie am Großen Erdwall zwischen den großen Kastellen 10 und 11 noch ein kleines bisher unbeobachtetes (h^1) nahe an 10 herangerückt erkennen lassen.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Aristoteles, Über die Dichtkunst. Neu übers. v. A. Gudeman: *D. L.-Z.* 16/17 Sp. 236 f. Kurze Anzeige.

Banderet, A., Untersuchungen zu Xenophons Hellenika: *L. Z.* 42 Sp. 803 f. ‘Das Buch, mit vollständiger Beherrschung des Materials geschrieben, kommt zu dem Ergebnis, daß Xenophons Werk aus den verschiedenartigsten mündlichen Berichten zusammengestoppelt ist’. *F. Bilabel.*

Eitrem, S., Beiträge zur griechischen Religionsgeschichte: *D. L.-Z.* 15 Sp. 213 ff. ‘Das wertvollste Kapitel scheint das fünfte zu sein’. *L. Deubner.*

Feist, S., Indogermanen und Germanen: *D. L.-Z.* 16/17 Sp. 240 ff. ‘Von der prinzipiell verschiedenen Stellungnahme zu dem wichtigen Problem der Schrift abgesehen’ erkennt die ‘Fülle von interessanten Anregungen’ an *E. Fraenkel.*

Goetz, Guil., Legum Platonis de iure capitali praecepta cum iure Attico comparantur: *L. Z.* 42 Sp. 799 f. ‘Zeugt von gutem philologischen und juristischen Verständnis’. *E. Weiß.*

Horn, W., Sprachkörper und Sprachfunktion: *L. Z.* 42 Sp. 803. ‘Für die gesamte Sprachwissenschaft höchst bedeutsame Arbeit’. *W. Preusler.*

Horneffer, E., Der Platonismus und die Gegenwart: *D. L.-Z.* 21 Sp. 306 ff. ‘Ein überfließender, allerdings in unbestimmten Farben schillernder Reichtum an Einzelgedanken unserer Zeit’. *J. Stenzel.*

Jirku, A., Die Hauptprobleme der Anfangsgeschichte Israels: *L. Z.* 42 Sp. 795. ‘Die Probleme in ihrer Kompliziertheit kommen nicht so voll zur Geltung’. *J. H.*

Knopf, R.†, Einführung in das Neue Testament: *D. L.-Z* 18 Sp. 254 f. Als 'Einführung' begrüßt von *R. Bultmann*.

Menandros. Das Schiedsgericht. Komödie in 5 Akten. Verdeutscht von A. Körte, ergänzt von Fr. v. Oppeln-Bronikowski: *D. L-Z.* 16/17 Sp 235 f. 'In der Hauptsache lebhaft ansprechend, mit feinem künstlerischen Bedacht durchgeführt'. *J. Geffcken.*

Meyer, E., Ursprung und Anfänge des Christentums. 1. Bd.: Die Evangelien: *D. L.-Z.* 16/17 Sp. 225 ff. 'Die Erwartung wird zunächst enttäuscht'. *A. Dibelius.*

Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania: *D. L.-Z.* 21 Sp. 297 ff. 'Als Ganzes eine Musterleistung philologischer Interpretation'. *M. Gelzer.*

Robert, C., Die griechische Heldensage. 1. Buch: Landschaftliche Sagen: *D. L.-Z.* 18 Sp. 249 ff. 'Das Werk wird für Generationen das mythologische Handbuch sein'. *O. Weinreich.*

Scheftelowitz, J., Die altpersische Religion und das Judentum: *L. Z.* 42 Sp. 792 f. 'Die meisten Übereinstimmungen werden aus paralleler religionsgeschichtlicher Entwicklung erklärt'. *H. Haas.*

Schultze, V., Grundriß der christlichen Archäologie: *D. L.-Z.* 18 Sp. 257 ff. 'Läßt der freien Urteilsbildung vielleicht einen zu weiten Spielraum'. *O. Wulff.*

Schwartz, E., Charakterköpfe aus der antiken Literatur. 1. Reihe. 5. A. 2. Reihe. 3. A.: *D. L.-Z.* 19 Sp. 272. 'Klassisches, im feinsten Sinne philosophisches Werk'.

Snellmann, W., De interpretibus Romanorum deque linguae Latinae cum aliis nationibus commercio. I. II: *L. Z.* 42 Sp. 804 f. 'Die Sammlung des Stoffes an sich ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, und die Hauptlinien der Entwicklung hat der Verf. gewiß richtig gezogen'. *A. Klotz.*

v. Soden, H. Frhr., Geschichte der christlichen Kirche. I. II: *L. Z.* 42 Sp. 791. 'Mit größter Sachkenntnis und Anschaulichkeit verfaßt'. *E. Herr.*

Strzygowski, J., Ursprung der christlichen Kirchenkunst: *D. L.-Z.* 18 Sp. 260 ff. Einwendungen werden gemacht von *O. Wulff.*

v. Sybel, L., Frühchristliche Kunst; *D. L.-Z.* 18 Sp. 259 f. Die 'Einseitigkeit des Standpunktes' abgelehnt von *O. Wulff.*

Wichmann, O., Platon und Kant: *D. L.-Z.* 21 Sp. 308 ff. Bedenken äußert *J. Stenzel.*

Mitteilungen.

Heißt *flere* „wiehern"?

Eine Bemerkung zu Sueton, Divus Julius 81, 5.

Unter den Wunderzeichen, die den Tod Cäsars verkünden, berichtet Sueton auch: „Proximis diebus equorum greges, quos in traiciendo Rubicone flumine consecrarat ac vagos et sine custode dimiserat, comperit pertinacissime pabulo abstinere ubertimque flere." Ich glaubte bisher, die Stelle so verstehen zu müssen, daß die Pferde, die hier als wahrsagende Tiere erscheinen, aus Gram über den nahen Tod ihres alten Herrn nicht fressen wollen und „reichlich Tränen vergießen". Und darin finde ich nichts, was Anstoß geben könnte. Daß Pferde bisweilen Anzeichen von Trauer zeigen, ist bekannt; daß sie — wie auch andere Tiere — weinen, war mir in Fabeln und Märchen verschiedener Völker begegnet. So schien kein Anlaß zu sein, in *flere* eine andere Bedeutung als „weinen" zu suchen.

Ein Zufall belehrte mich jedoch, daß die Worte „ubertim flere" als „lebhaft wiehern" verstanden werden. Ein Hinweis auf das Lexikon von Georges sollte diese Übersetzung rechtfertigen. In der Tat gibt noch die letzte Auflage des „Handwörterbuchs" für *flēre* als „übertragene" Bedeutung „wiehern" an, wofür Sueton, Caesar 81, 5 als einziger Beleg angeführt wird. Wo diese Erklärung ihren Ursprung hat, habe ich nicht ermittelt. Die mir zu Gebote stehenden erklärenden Ausgaben (Isaac Casaubonus, Paris 1605, Animadversiones S. 57, Editio altera, Amsterdam 1611, und Joh. Heinrich Bremi, 2. umgearb. u. berichtigte Ausgabe, Zürich 1820) machen zu *flere* keine Bemerkung, fassen es also offenbar als „weinen". Es liegt die Vermutung nahe, daß die Erklärung von Hand zu Hand ohne Nachprüfung weitergegeben ist, nachdem sie einmal für diese Stelle angenommen war. Es wird irgend jemand, da Pferde in Wirklichkeit nicht eigentlich „weinen", vermutet haben, *flere* müsse hier „wiehern" heißen. Jener derbe Rationalismus, der jenseits seiner Denkweise liegende Vorstellungen des Volksglaubens nicht als solche zu begreifen vermochte, hat hier einmal im lateinischen Lexikon Unheil gestiftet.

Ich möchte zunächst lediglich aus dem Texte Suetons heraus die Gründe anführen, die gegen die Bedeutung „wiehern" zu sprechen scheinen, sodann aber mit weiteren Belegen die Bedeutung „weinen" zu rechtfertigen suchen.

1. Georges bezeichnet „wiehern" als „übertragene" Bedeutung. So weit ich sehe, ist die „Übertragung" einer Bedeutung psychologisch bedingt; eine Assoziation von Vorstellungen, die einander irgendwie berühren, die in gleichartigen Anschauungsbereichen liegen, ist die Voraussetzung der Übertragung. Die Sprache wird schwerlich so willkürlich dasselbe Wort für ganz verschiedene Dinge gebrauchen, zwischen denen nicht irgendeine Verbindung besteht. Wenn man für *flere* die Bedeutung „wiehern" annehmen dürfte, so könnte man ebensogut *flēre* auf das Blöken, Grunzen, Bellen oder auf das Brüllen der Rinder „übertragen". Das wird man schwerlich für möglich halten. Es ist also kaum zulässig, hier den Begriff der Übertragung einer Bedeutung anzuwenden.

2. Wenn *flēre* wirklich „wiehern" hieße — wie paßt dazu das Adverb *ubertim*? Beachten wir die sinnliche Anschauung, die überall der menschlichen Rede zugrunde liegt. *ubertim* ist doch Adverb zu *uber* ergiebig, reichlich, ertragreich. „Reichlich Tränen vergießen" gibt eine klare Anschauung. Zu der Bedeutung „wiehern" scheint mir *ubertim* keine passende Bestimmung der Weise zu sein.

3. Sueton will die *prodigia* berichten, die den Tod Cäsars ankünden. Und was er mitteilt, sind alles *prodigia*, d. h. Ereignisse wunderbarer Art, die vom natürlichen Lauf der Dinge abweichen, im Unterschied von *omina*. Als *omen*, als vorbedeutendes Zeichen, kann auch jeder natürliche, alltägliche Hergang dienen. Das W i e h e r n der Pferde könnte sehr wohl ein *omen*, aber nicht ein *prodigium* sein. Dagegen wäre das W e i n e n der Pferde wirklich ein *prodigium*.

Wenn wir also den Text unbefangen nach Wortlaut und Zusammenhang ansehen, so scheint mir nichts in ihm die Bedeutung „wiehern" zu fordern, vielmehr ihr eher zu widersprechen.

Gehen wir nun auf das Sachliche ein. Da allerdings auch das W i e h e r n der Pferde als Vorzeichen gilt, so kann es ein *omen* sein, wie alle natürlichen Hergänge. Ob man es als *prodigium* bezeichnen würde, ist mir zweifelhaft. Hier aber wird schwerlich vom Wiehern der Pferde die Rede sein. Denn das Wiehern der Pferde gilt — so weit ich sehe — als ein g l ü c k l i c h e s Vorzeichen. Durch das Wiehern des Pferdes wird die Wahl des Darius zum König der Perser bestimmt (Herodot III, 70—84). Diese Anekdote findet darin ihre Erklärung, daß bei den Iraniern die Pferde als wahrsagende Tiere galten und bei der Wahl der persischen Könige ihre Kundgebungen beachtet wurden (Herodot I, 189. VII, 55; Justinus I, 10, 5). Wenn Pferde schnaubten oder wieherten, sahen darin die Germanen ein glückliches Vorzeichen (Tacitus, Germania 10; vgl. K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde Bd. IV, 1 [1898] S. 231). Die Stelle läßt durchblicken, daß es sich um eine kultische Institution handelt, der wir bei Indern und Slawen wieder begegnen. Man hielt Pferde zum Zweck der Wahrsagung. Das wird von den Rossen gelten, die bei Norwegern und Isländern dem Freyr geweiht wurden (Mogk, German. Mythologie, 2. Aufl. S. 93 = Grundriß der germ. Philol. III, 322; Ludwig Hopf, Thierorakel und Orakelthiere in alter und neuer Zeit, Stuttgart 1888, S. 69). Über Pferde als Orakeltiere bei Germanen und Slawen ist heute noch beachtenswert der Artikel „Orakelpferde" in Ersch-Grubers Allgem. Encyclopädie, IV. Section, 4. Teil (1833) S. 380—382. Ein Nachklang der Wahrsagung durch Wiehern mag es sein, wenn im Holländischen heute noch *wichelen* „wiehern" und „weissagen" bedeutet.

In ähnlicher Weise wie bei Iraniern und Germanen gab es bei den Slawen ein Pferdeorakel. Aus Herbrord (II, 35) erfahren wir Näheres über die Orakel durch heilige Pferde, die in Stettin und Ancona dem Triglav geweiht waren (vgl. L. Leger, La mythologie slave, Paris 1901, S. 136—138, und Vict. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 6. Aufl., Berlin 1894, S. 44 f.).

Über das Wiehern der Pferde im deutschen Volksglauben der Gegenwart — hier verkündet es z. B. eine bevorstehende Hochzeit — vgl. Ad. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Bearb. von Elard Hugo Meyer, Berlin 1900, § 269.

Zeigt uns dieser Umblick, daß das Pferd als wahrsagendes Tier eine große Rolle spielte, so haben wir auch bei den Römern dafür einige Belege. Da die Etrusker ein Pferdeorakel kannten (O. Müller, Die Etrusker II, 118), so darf man vermuten, daß auch hierin etruskischer Einfluß auf den römischen Kultus möglich ist. Hier mag ein Hinweis auf folgende Stellen genügen: Cicero, De divinat. I, 35, 77; Livius XXII, 3 und Valerius Maximus I, 6, 7 (das Pferd des Flaminius stürzt bei Beginn der Schlacht am Trasimenischen See); Vergil, Aeneis III, 537 (der Anblick vier weißer Rosse verkündet den in Italien landenden Troern künftige Kämpfe).

Das Wiehern der Pferde — in der Wirklichkeit bekundet es meist wohl eine freudige Erregung des Tieres — gilt jedenfalls überall als ein glückverheißendes Zeichen (Angelo de Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, Leipzig 1874 S. 271). De Gubernatis hat (S 272) auch unsere Suetonstelle richtig erklärt; nur ist seine naturmythologische Erklärung aus Regen oder Flüssen ganz unhaltbar. Schon aus diesem Grunde scheint also die Bedeutung „wiehern" für den Zusammenhang bei Sueton nicht zu passen.

Wir können aber auch das W e i n e n der Pferde (und anderer Tiere) als ein weitverbreitetes Motiv in Märchen und Sage nachweisen. Aus Trauer oder aus Mitleid weinende Tiere begegnen uns nicht selten, und besonders sind es Pferde, die ihrer Betrübnis durch Weinen Ausdruck geben. Über den Tod des Patroklus weinen bei Homer die Rosse des Achilles (Ilias 17, 426), und über Achills Tod weinen seine Rosse bei Quintus Smyrnaeus (Paralip III, 740). Vergil Aeneis XI, 89 f. geht das Pferd „positis insignibus" in einem Leichenzuge weinend hinter den Toten. Den antiken Volksglauben vom Weinen der Pferde kennt Plinius, Hist. Nat. VIII, 42: „amissos lugent dominos lacrimasque interdum desiderio fundunt". Vgl. Isidorus Hisp. Origines XII, 1: „solius equi praeter hominem lacrimari et doloris affectum sentire". Denselben Glauben finden wir bei Germanen. In der Edda trauert der Hengst Grani über seinen gefallenen Herrn (Zweites Gudrunlied Strophe 5. Übersetzt von Hugo Gering S. 242). Das Weinen der Rosse als unglückliches V o r z e i c h e n aber finden wir im indischen Epos; als Rāvaṇa auf seinem Streitwagen zum Entscheidungskampf mit Rāma fährt, vergießen seine Pferde Tränen und verkünden dadurch den Tod des Helden (Rāmāyaṇa VI, 75). Diese Stelle ist vielleicht die

nächste Parallele zu Suetons Bericht über Cäsars Rosse. Heranziehen könnte man noch das Weinen eines Widders als Vorzeichen künftigen Unheils in einem buddhistischen Märchen (Jātaka 18, vgl. Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Übersetzt von Else Lüders, Jena 1921, S. 334 f.). Absehen dürfen wir hier von solchen Stellen, wo Tiere infolge körperlicher Schmerzen (z. B. C. Meinhof, Afrikanische Märchen, Jena 1917, S. 87) oder aus seelischer Erregung weinen (J. Hertel, Indische Märchen, Jena 1919, S. 349 f.).

Sehr reiche volkskundliche Stoffe bergen sich in der spätjüdischen Literatur, die vor allem in dem riesigen Sammelwerk des babylonischen Talmud zusammengeflossen ist. Meine Vermutung, daß sich hier auch weinende Tiere finden würden, bestätigt auf meine Anfrage eine gütige Mitteilung von Herrn Dr. Ephraim Carlebach, Rabbiner in Leipzig. Er weist mir folgende Stellen aus dem babylonischen Talmud nach. In dem Bericht über die Totentrauer um Jakob (Gen. 50, 10: „Und sie hielten dort eine große und sehr feierliche Totenklage ab") bemerkt der Talmud: „Selbst die Pferde, selbst die Esel weinten" (Sota fol. 13a). Ein vorbedeutendes Weinen bei Hunden kennt die Stelle Baba Kama fol. 60b: „Wenn die Hunde weinen, kommt der Todesengel in die Stadt, wenn die Hunde lachen, kommt der Prophet Elia in die Stadt." Eine gewisse Verwandtschaft mit Jātaka 18 zeigt folgende talmudische Erzählung: „Ein Kalb, das man zur Schlachtung führte, ging und barg seinen Kopf im Mantel von Rabbi (Jehuda Hannazir) und weinte. Da sprach er zu ihm: 'Gehe, dazu bist du geschaffen.' Man hat gesagt, weil der Rabbi kein Erbarmen mit dem Tiere gezeigt hat, sind schwere Leiden über ihn gekommen." (Baba mezia fol. 85a)

Weinende Tiere sind also in Sage und Märchen nicht ganz fremdartige Größen, und gerade Pferden wird die Gabe der Wahrsagung zugeschrieben. Beides führt dazu, daß man für das *flere* in Suetons „Caesar" bei der Bedeutung „weinen" bleiben darf.

Leipzig. Rudolf Stübe.

Mitteilung.

Durch den vor einigen Jahren erfolgten Tod des Prof. G. Thiele in Greifswald ist die Vollendung der von ihm für die Bibliotheca Teubneriana in Angriff genommenen kritischen Ausgabe der Epigramme des Martial in Frage gestellt worden. Thiele hatte sich einen recht erheblichen Zuwachs an neuem handschriftlichen Material verschafft, das nun der Verwertung, wohl auch weiterer Ergänzung harrt. Ich gebe die Bitte des Teubnerschen Verlages, einer der für den Gegenstand interessierten Fachgenossen möge sich der notwendigen Aufgabe unterziehen, hiermit gern weiter.

Eduard Norden.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

Eclogae graecolatinae. Fasc. I. Auswahl aus Augustins Confessiones. Hrsg. von A. Kurfess. Fasc. II. Quellen zum Leben Karls des Großen. Leipzig, Teubner. Je 3 M.

J. Kroll, Die christliche Hymnodik bis zu Klemens von Alexandreia. (Fortsetzung.) (Verzeichnis der Vorlesungen an der Akademie zu Braunsberg.) Königsberg i. Pr., Hartung.

E. F. Weidner, Die Könige von Assyrien. Leipzig, J. C. Hinrichs. 10 M.

H. A. Koch, Quellenuntersuchungen zu Nemesios von Emesa. Berlin, Weidmann. 6 M.

Phaedrus solutus vel Phaedri fabulae novae XXX. Rec. C. Zander. Lund, Gleerup — Leipzig, O. Harrassowitz. 45 M.

Fr. Bechtel, Die griechischen Dialekte. I. Bd. Der lesbische, thessalische, böotische, arkadische und kyprische Dialekt. Berlin, Weidmann. 78 M.

P. Maas, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar. Zweites Stück. Berlin, Weidmann. 3 M.

Q. Horatius Flaccus. Erkl. v. Kiessling. 2. Teil: Satiren. 5. A. erneuert v. R. Heinze. Berlin, Weidmann. 24 M.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON F. POLAND (Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 10. Dezember. 1921. №. 50.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

W. A. Kosten, In quiritur quid Xenophontis Λακεδαιμονίων πολιτεία valeat ad Lacedaemoniorum instituta cognoscenda. Diss. inaug. Rheno-Traiect. Middelburg-W. 1921, Den Boer. XV, 129 S. 8.

Die Verf. behandelt ihr Thema in folgenden Kapiteln: I. De puellarum corporum educatione (— S. 26); II. De bonorum aequatione (— S. 47); III. De puerorum educatione (— S. 67); IV. De deae Orthiae cultu (— S. 76); V. De syssitiis (— S. 84); VI. De oboedientia (— S. 92); VII. De virtute (— S. 96); VIII. De gerusia (— S. 107); IX. De peregrinorum expulsionibus (— S. 117); X. Quid ex monumentis Spartae effossis de Spartanorum institutis cognosci possit (— S. 123). In diesen Kapiteln ist ein reiches Material zusammengebracht, welches von dem Fleiß und der Belesenheit der Verf. ein rühmliches Zeugnis ablegt. Dennoch muß ich leider sagen, daß die ganze Arbeit verfehlt ist.

Die Beweisstellen sind nicht immer richtig angeführt: S. 117 (Xen. Λακ. πολ. 14, 4) heißt es „πρόσθεν τούτου fieri intellegere iam possumus", aber bei Xen. steht ja πρόσθεν τούτου ἕνεκα, S. 53 (Critias ap. Athen. XI 483 b) ὑποδήματα ἄριστα, Λακωνικὰ ἱμάτια, aber Kaibel hat unzweifelhaft richtig ὑπ. ἄρ. Λακωνικὰ ⟨καὶ⟩ ἱμάτια; S. 59 (Ephoros ap. Strabo 199) μηδὲ προγάστορας τὸν ὑπερβαλλόμενον τῶν νέων τὸ τῆς ζώνης μέρος ζημιοῦσθαι statt μ. προγάστορας, τὸν δ' ὑπ. τ. ν. τ. τ. ζ. μέτρον ζ.

Manche Stellen hat die Verf. nicht richtig verstanden. So wird aus Xen. H. IV 5, 4 geschlossen (S. 56) „neque Agesilai temporibus hanc duritiam exstitisse", aber Xen. sagt ausdrücklich, daß die Soldaten Sommerkleidung anhatten, sich in bedeutender Höhenlage befanden, daß es kalt war, regnete und hagelte. Unter solchen Verhältnissen wird auch der Abgehärteteste frieren. Jedenfalls darf aus einem solchen Ausnahmefall kein allgemeiner Schluß gezogen werden. — Bei der Stelle Herod. V 40 μετὰ δὲ γυναῖκας δύο ἔχων (sc. Anaxandridas) διξὰς ἱστίας οἴκεε, ποιέων οὐδαμῶς Σπαρτιητικά wird das Hauptgewicht von der Verf. auf den letzten Teil des Satzes gelegt und geschlossen: Bigamie war in Sparta verboten, also berichtet Xen. Λακ. πολ. 1, 9 Falsches. Aber „Bigamie war überall verpönt" sagt schon Stein z. d. St., die Verf. hätte lieber nach der Ursache fragen sollen, weshalb die Spartaner diese Ausnahme zuließen: es war die Sorge für die Erhaltung des Hauses, welcher sie die Heiligkeit des Ehebundes in manchen Fällen aufopferten (Xen. Λακ. πολ. 1, 9 πολλὰ μὲν τοιαῦτα συνεχώρει sc. Λυκοῦργος). Diese beruhen auf zwei gesetzgeberischen Maßnahmen Lykurgs oder, wie man wohl besser sagt, dorischen Stammeseigentümlichkeiten.

1. Xen. l. l. § 7 (aus ihm Plut. Lys. 15 Numa 3): Hielt ein Ehemann sich an der Kinderlosigkeit der Ehe für schuldig, so überließ er einem Jüngeren und Kräftigeren sein Ehebett; das so entstandene Kind aber trat in das Haus des Ehemannes ein; vgl. O. Müller, Die Dorier II S. 199.

2. War die Ehefrau an der Kinderlosigkeit schuld, so konnte der Ehemann sie ohne weiteres fortschicken; vgl. Her. V 39 σύ νυν τὴν μὲν ἔχεις γυναῖκα, ἐπείτε τοι οὐ τίκτει, ἔξεο, ἄλλην δὲ γῆμον, VI 61; König Ariston hat schon zwei Frauen geheiratet; weil er aber von ihnen keine Kinder hat, heiratet er die dritte. Wollte der Mann die Frau nicht wegschicken, so durfte er mit einer anderen (ἥντινα εὔτεκνον καὶ γενναίαν ὁρῴη), deren Ehemann er überreden mußte, Kinder erzeugen. Dies ist offenbar der Sinn von Xen. Λακ. πολ. 1, 8. Daß das Überreden oft zur List und Hinterlist ausartete, sehen wir aus Her. VI 62.

Daß unfruchtbare Frauen selber nach einem Ausweg suchten, lesen wir im Alten Testament 1. Mos. 16, 1, 2; Sarai, Abrams Weib, gebar ihm nichts. Und sie sprach zu Abram: „Siehe der Herr hat mich verschlossen, daß ich nicht gebären kann. Lieber, lege dich zu meiner Magd, ob ich doch vielleicht aus ihr mich bauen möge“. Ähnlich spricht Rahel 1. Mos. 30, 3, und v. 6 gar: „Gott hat meine Sache gerichtet und meine Stimme erhört und mir einen Sohn gegeben“ (ihre eigenen Söhne Joseph [ib. 22—24] und Benjamin [c. 35, 17, 18] werden erst viel später geboren).

Die Sache ist eigentlich so einfach; dennoch bringt es die Verf. S. 18 fertig, aus Xen. l. l. § 7—9 zu folgern: „haec summa rei est Xenophontem tradere Spartae mulierum communionem quandam fuisse“. Und nun quält sie sich zu erforschen, ob andere Schriftsteller von dieser Weibergemeinschaft Kenntnis gehabt haben, und schließt damit, Xen. habe I 9 aus Her. IV 104 geschöpft. Es genügt aber zu wissen, daß Her. da von den barbarischen Agathyrsen spricht, und nur den einen Satz zu lesen: ἐπίκοινον δὲ τῶν γυναικῶν τὴν μεῖξιν ποιεῦνται.

Weitschweifigkeit finden wir S. 8, 9—11, 21, 22, 39, 88, 102. Ja, die ganzen Kapp. 4 und 10 konnten wegbleiben; ersteres ergibt ein negatives Resultat: adulescentium flagellatio nondum explanata est (S. 76), letzteres ein recht problematisches: Imago, igitur, qualem veteris artis monumenta nobis offerunt, ab ea quam Xenophon his in capitibus adumbravit, plane abhorret (S. 122). Denn die ἀγωγή, die öffentliche Erziehung, genossen nur die Söhne der Spartiaten (O. Müller, Die Dorier II S. 300), der ὅμοιοι Xen. An. IV 6, 14, und auf diese beziehen sich des Archidamos Worte bei Thuk. I 80, 4: Worauf vertrauen wir? auf Geld? ἀλλὰ πολλῷ ἔτι πλέον τούτῳ ἐλλείπομεν καὶ οὔτε ἐν κοινῷ ἔχομεν οὔτε ἑτοίμως ἐκ τῶν ἰδίων φέρομεν. Erst beweise man uns, daß die in Sparta ausgegrabenen Kunst- und Luxusgegenstände Spartiaten angehört haben und nicht den Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerungsschichten, ehe man Xenophon einer bewußten Fälschung beschuldigt. Das tut aber die Verf.: Xen. soll seine Gedanken Lykurg unterschieben S. 47, 53, 55, 57, 62, 64, 67, 69, 70, 78, 82, 84, 85, 96, 104; er hat gar nicht die Absicht „instituta ipsa spectare ieiuneque tradere“ S. 3, „non in animo habet hoc libello sicce veritatem tradere“ S. 5, daher das vernichtende Urteil S. 118 „statuere iam licet hunc libellum ad Spartanorum instituta cognoscenda minimum valere“.

Noch ein Wort über das uns vorgesetzte Latein: es wimmelt von groben Fehlern gegen die Grammatik, vgl. S. 32, 38, 121 in Spartam, S. 120 ex Sparta, S. 17 suadet ut adhiberent, S. 49 eos hominis φύσιν magni interesse, S. XIV quam quidem novimus, S. 50 caput tertium totum in eo est ut., ib. ut quid afferam, S. 48 quaestio oritur possintne (st. potuerint), S. 38 indicia se offeruntur, S. 74 hac in re discrepant ut ferri possent (st. quod ferri potuerunt), S. 83 denuo autem nisi obiter exponit (st. obiter tantum resp. nisi — non), S. 102 non est quod miramur, S. 117 quod sibi pulcherrimum videbatur, S. 114 non eo pertinere quod . . . prohiberi, S. 98 qui ex optimatium ordine esse, ib. A 4 quod . . . enumerari, S. 29 alibi nunquam statt: a. nusquam, S. 99 ac alii, S. 48 Socrati persuasum erat . . . id agens, S. 34 res familiares; gegen die Stilistik: S. 44 quod igitur iis plane repugnat, S. 25 igitur an vierzehnter Stelle vgl. S. 27, 65, 118, S. 18 autem an fünfter, S. 79 an sechster, S. 115 enim an vierter Stelle, S. 7, 43, 58, 59 sic. st. velut, desgl. ita S. 30 u. o., S. 29 ipsa iam st. vel ipsa, S. 30 quod . . . videbantur st. acc. c. inf. desgl. S. 83, 105, S. 115 repetere in st. rep. a, S. 5 putaverunt atque ita depinxerunt st. cum putarent, dep.; gegen den color latinus: S. 9 quaestio flagrans, S. 6 nimis quaesitum mihi videtur (Schmalz, Antibarbarus II 394 weiß von solchem Gebrauch nichts), S. 12

quod scholiasta contendit . . . nihil demonstrat, S. 15 in veritate st. vere, S. 21 totaliter desinere (Spätlat. st. plane, funditus), S. 28 libelli vis ad Aristotelis scripta, S. 15 providendum esse τῷ ἄγαν st. vitandum esse τὸ ἄ., S. 64, 89, 98, 106 denuo (andererseits!); Germanismen: S. 46 quod autem non excludit, S. 29 hoc igitur enuntiatum summam reddere vult, quod autem minime effecit, S. 53 emptores inveniebant; die Beziehung ist zweifelhaft: S. 3 cuius, S. 28 ibi, der Gedanke nicht klar: S. 28 officia vero sunt quae profecto ubique inveniri possunt vgl. S. 43, 44, 45, 51, 63, 69, 113, 122. Das holländische Latein war bisher berühmt.

Liegnitz. Wilhelm Gemoll.

Gladys Martin, Laus Pisonis. Cornell University 1917. 97 S. 8.

Die Dissertation behandelt den anonymen Panegyricus in Pisonem, der als das Werk eines jugendlichen, Beistand heischenden Apollojüngers gerade nicht durch poetischen Gehalt, aber doch durch mannigfache Einzelheiten aus dem Leben des bekannten Verschwörers gegen Nero zu interessieren imstande ist. Der Verf. bespricht zunächst die Fragen der Überlieferungsgeschichte, weiter die nach dem Adressaten und nach der Persönlichkeit des Dichters klar und nüchtern, ohne gerade Neues bieten zu können, was auch nicht zu erwarten war. Auf eine Hs im Besitz des Guglielmo da Pastrengo hat R. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne' secoli XIV e XV, Florenz 1905, S. 17 hingewiesen. Da sie wie der Parisinus 7647 das Gedicht unter Lucans „Catalecton" einreiht, konnte das den anscheinenden Wunsch des Verf., in diesem Epiker den Autor des Lobgesangs zu erkennen, wie er sich in der Sammlung von Parallelen zwischen dem Panegyricus und der Pharsalia (S. 32) ausspricht, unterstützen. Mit Recht erachtet er sie freilich selbst als Beweis für die Identität als nicht genügend. Ein Versschluß *pignus amoris* (213) hängt ebensogut mit Verg. A. V 572 Ov. met. VIII 92 her. XI 113 (s. a. Stat. s. III 2, 81 Theb. IX 62 Sil. VIII 149) zusammen; *longo recessu* (198) lesen wir auch Manil. II 681 Val. V 556, *positis armis* (157) auch Ov. her. III 95, *vires dare* (217) Ov. fast. I 17 (Manil. I 10); und schenken wir, als Ersatz für diese Streichungen, ihm auch die Übereinstimmungen 137 *pronus in omne* und Lucan VI 147 *pronus ad omne nefas* (s. Claud. cons. Stil. II 67) oder die gleichen Versschlüsse *bella voca(ret)* 156 Luc. I 387 (II 476) oder *inops senecta* 245 Luc. V 535 (aber außer Verg. g. I 186 auch Ov. met. VII 2 am. I 8, 113 Val. V 685), so kräftigen wir auch damit noch nicht sonderlich seine Neigung. S. 38—47 folgt der Text, mit Recht im wesentlichen auf der Ausgabe Sichards sich aufbauend — weshalb dann nicht auch 239 *erexit*? —, leider ohne kritischen Apparat, der hier sehr vonnöten wäre. Der Standpunkt des Verf. ist konservativ und treibt ihn eher zum Geständnis, eine Stelle sei „almost hopeless" (239), als zu starker Textänderung. Es folgen die Anmerkungen, in denen der Hauptwert der Arbeit steckt. Vernünftig, ohne großen Ballast an Beleg- oder Parallelstellen geben sie das Nötige zur Erklärung und lassen im allgemeinen nur da im Stich, wo eben die antiken Hilfsmittel versagen. So kommen wir auch jetzt in der Erkenntnis des Brettspieles, in dem Piso Meister war, nicht recht weiter. Wenn Verf. V. 201 die *ancipites morae* als doppelten Angriff faßt, so ziehe ich die Erklärung vor: der Stein Pisos wird scheinbar bedenklich festgehalten, zwingt aber gerade dadurch zwei Steine der Gegenpartei zur Untätigkeit. 204 sind *clausa moenia* die bis dahin gut geschirmten Mauern; *moenia* bedeutet oft genug weniger das Bollwerk als das in und hinter ihm Befindliche, besonders in der Zusammenstellung mit *murus* (wie hier mit *vallo*); so Verg. A. VI 549 *moenia lata videt triplici circumdata muro*, s. Forbiger zu Verg. A. II 234. So ist auch das englische *town* vom Zaun zur Stadt geworden. Ich füge noch ein paar Nachträge an. Wenn der Verf. zu 58 *vibrata lingua* Lucan IX 631 *vibratis sibila linguis* heranzieht, so mußte er auch dessen Vorbild Ov. met. XV 684 *vibrata sibila lingua* beifügen, während Silius II 587 *oraque vibranti sibila lingua* sich lieber an sein verehrtes Muster Verg. Aen. II 211 *sibila linguis vibrantibus ora* anlehnt. 61 Cic. Brut. 10, 40 erwähnt zwar zunächst nur die zwei homerischen Rednertypen Ulixes und Nestor, aber nachträglich 13, 50 auch den *Menelaum pauca dicentem.* Auson gibt grat. actio 19 epist. 12 (16), 10 p. 239 P. (s. a. Prof. Burdig. XXI 20) auch den *grando Ulixei*, wie hier V. 57. 68 Zum Gebrauch von *sub* vgl. besonders Verg. g. IV 490 *luce sub ipsa.* 79 wird der Phoenix des Lactanz als eine „relatively modern compilation" bezeichnet; das ist heute nicht mehr die vorherrschende Meinung. 132 *amorem quaeris amando*: das ist die stoische Maxime *si vis amari, ama* (Sen. epist. IX 6 aus Hecaton; s. a. Otto, Sprichwörter der Römer S. 17). 133 Zu *domus personat* vgl. Iuv. III 261 *domus*

sonat; zu 140 *adducta frons* Quint. X 3, 13 Sen. benef. I 1, 5. Der Versschluß *convivia mensis* steht auch Prop. III 25, 1 und *pulsabat Olympum* (zu 231) Verg. Aen. X 216. Bis auf das Genus stimmt zu 159 Manil. V 568 *felix illa dies*. 165 *Aonium deducit carmen* ist wohl Anklang an die berühmte Horazstelle c. III 30, 13 *Aeolium carmen deduxisse*; sonst finden wir *deducere carmen (versus)* auch noch sat. II 1, 4 Prop. I 16, 41 Ov. ex P. I 5, 13 IV 1, 1. 190 Der Halbvers *te si forte iuvat* findet sich mit kleiner Abweichung Prop. III 22, 5. 221 würde ich Sichards *impulerant* halten. Das Plusquamperfekt tritt in metrisch unmöglichen Formen gern für das Perfekt ein, so bei Properz II 29, 7 III 11, 65; 24, 20 IV 8, 54, und sogar ohne Verszwang I 8, 36; 11, 29; 12, 11 u. s. 249 vgl. Sil. XI 140 *aeterno nomine famae*.

Würzburg. Carl Hosius.

C. Clemen, Religionswissenschaftliche Bibliographie. Jahrg. V/VI. 1918/19. Leipzig-Berlin 1920, Teubner. 3 M. 60 + 120 % Teuerungszuschläge

Von dieser äußerst dankenswerten Veröffentlichung, deren Jahrgang I/II Referent in dieser Wochenschrift Jahrg. 38, 1918, 583 ff. und Jahrgang III/IV ebenda 39, 1919, 822 anzeigen durfte, liegt jetzt Jahrgang V/VI vor, der die Bibliographie der Jahre 1918/19 bringt. Die Einteilung, die sich bewährt hat, ist die gleiche geblieben. Die Ungunst der Zeit spielt auch bei diesem für den Forscher unentbehrlichen Werke eine Rolle: von diesem Doppeljahrgang an erscheint die Religionswissenschaftliche Bibliographie nicht mehr selbständig, sondern „zunächst in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft und nur im Sonderdruck im Kommissionsverlag von B. G. Teubner". Wir müssen mit dem Herrn Herausgeber dankbar dafür sein, daß überhaupt das Erscheinen der Bibliographie auf diesem Wege gesichert ist. Hoffentlich leuchten auch über diesem Werke bald wieder günstigere Sterne.

Essen. Albert Ostheide.

Ferdinand Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen. Leipzig u. Berlin 1921, Teubner. VIII, 126 S. 8 M., geb. 10 M. (+ 120 % Teur.-Zuschl.).

Schon oft hatten die Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft die berechtigte Forderung erhoben, man solle die gesicherten Ergebnisse ihrer Forschung mehr für den Schulunterricht verwerten. Auch hatten Brugmann und Delbrück, die bedeutendsten Vorkämpfer dieser Bestrebungen, in wertvollen, tiefgründigen Werken den Jüngern ihrer Wissenschaft den gesamten Stoff genau und erschöpfend dargeboten; aber der Lehrer mußte sich in entsagungsvoller Arbeit das für ihn Nötige und Brauchbare erst aus den umfangreichen Grundrissen heraussuchen. Hier haben dann praktische Schulmänner für die Auswahl und Behandlung im Unterricht wertvolle Winke gegeben, für das Lateinische z. B. P. Linde, Die Fortbildung der lateinischen Schulgrammatik nach der sprachwissenschaftlichen Seite hin (3 wissensch. Beilagen zum Jahresber. Gymn. Königshütte 1911—1913, vgl. meine Bespr. Wochenschr. f. klass. Philol. 1911 Sp. 911; 1912 Sp. 1122; 1913 Sp. 834). Auch die Lexikographie suchte diese Bestrebungen zu fördern, für das Lateinische in hervorragender Weise die Neubearbeitung des Heinichen durch Blase, Reeb und Hoffmann (= 9. Aufl., 1917; vgl. diese Wochenschr. 1918 Sp. 913). Aber an praktisch verwertbaren Darstellungen des ausgedehnten Gebietes durch die zünftigen Vertreter der Sprachvergleichung fehlte es immer noch. Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß ein Sprachforscher von anerkanntem Ruf sich zur Abfassung einer vergleichenden Schulsprachensyntax entschloß; wie seine „Lateinische Schulgrammatik" und die „Sprachgeschichtlichen Erläuterungen für den griechischen Unterricht", verdankt auch dieses Buch seine Entstehung einem mehrjährigen Schulunterricht während der Kriegszeit, eine der wenigen erfreulichen Begleiterscheinungen jener verhängnisvollen Jahre. Erfreulich ist auch, daß Sommer das Gefühl der Verpflichtung dem Lehrerstand gegenüber, ihm Gelegenheit und Hilfsmittel zu liefern, empfindet und ausspricht, doppelt erfreulich, daß das so entstandene Werk ein überaus wertvolles, für den Sprachunterricht unentbehrliches, in hohem Maße belehrendes, Anregung und Richtung gebendes Hilfsmittel für die Hand des Lehrers geworden ist.

Die Hauptschwierigkeit bestand in der Beschränkung auf das Wesentlichste, das den „Schulsprachen" gemeinsam oder für einzelne besonders kennzeichnend ist. Nur so konnte ein anschauliches Gesamtbild, ein Einblick in die für die Sprachentwicklung maßgebenden Kräfte erreicht werden. Sanskrit ist nur ganz ausnahmsweise herangezogen, frühere Stufen des Französischen und Englischen nur in be-

sonders wichtigen Erscheinungen; dem Gotischen und Althochdeutschen, dessen Verständnis dem Schüler leichter zu erschließen ist, wurde mit Recht ein etwas größerer Spielraum eingeräumt. Das Altlateinische, das für die historische Betrachtung seit Ritschls Forschungen von allerhöchster Bedeutung ist, mußte gebührend gewürdigt werden. Am wichtigsten wurden die im Griechischen oft noch in ursprünglicherer Form erhaltenen Sprachformen, und mit Recht betont Sommer, daß eine vergleichend-historische Syntax auf dem Gebiet des Indogermanischen ohne Griechisch ein Unding ist. Doch sind für Nichtkenner dieser Sprache die Verhältnisse durch elementare Darstellung und Übersetzung der Beispiele nutzbar gemacht. Im Gegensatz zu manchen allzu rasch auf den Markt gebrachten Arbeiten anderer wirkt in diesem Buch die Sorgfalt der Durcharbeitung wohltuend, besonders in den zahlreichen Verweisungen auf andere Stellen ähnlichen, entsprechenden oder widersprechenden Inhalts, auch in der Sorgfalt des Druckes, der fast frei von Fehlern und Versehen ist.

In der oben gerühmten Beschränkung des Stoffes könnte am leichtesten die Kritik einsetzen und dieses für überflüssig, jenes für unentbehrlich bezeichnen, auch wäre es einfach, bei einem so umstrittenen Gebiete eine abweichende Ansicht zu vertreten. Das würde aber den Wert des Werkes als Gesamtleistung keineswegs herabsetzen. Nur um dem Wunsche des Verf. nachzukommen, ihn für etwaige Neuauflagen auf Dinge aufmerksam zu machen, die sich für den Unterricht wohl eignen, aber für diesmal seiner Kenntnis entgangen sind, mögen einige Bemerkungen folgen:

Zu S. 2 § 1: Zu der singularischen Kollektivbildung φύλλα vgl. Gewölk, Gebüsch, auch Menschheit. — Zu S. 4 § 4, 3 könnte auf sapientes, aber homo sapiens verwiesen werden. — Zu S. 6 § 6 αἴγειρος, pōpulus; nicht Personifikation? „Eine Dryas lebt in jenem Baum", vgl. Daphne. — S. 7 § 8: In anderen Fällen mit dem Femininum L arma F les armes f, Anlehnung an die a-Deklination, bes. beim „plurale tantum" § 11. — S. 8 § 9: Reste des Dualis in L: duo, ambo, in D bayr. ös für ihr, enk für euch. Überhaupt bieten die deutschen Mundarten, die S. fast ganz vernachlässigt, reichen Vergleichsstoff; vgl. zu § 13. — Zu S. 8 § 10 Anm. 1 ganz allgemein „sich das Haar schneiden lassen", „sie kämmt ihr goldenes Haar". Auch generell D häufig: „Es irrt der Mensch, solang er strebt." — S. 9 § 11 Anm. 1: vgl. „Die Himmel rühmen . . .". Anm. 2: vgl. Jak. Grimms Kampf gegen den „Fleck im Gewande der deutschen Sprache"; wie vorher? Mundarten? — S. 10 unten: auch L. gen. part. nostrum, gen. obj. nostri. — S. 12 unten persuadere = mit Erfolg raten; daher Grundbedeutung wichtig. — S. 13 § 13: Auch D in ndd. Ma. Ersetzung des Nominativs durch den Akkusativ „Unsern Vater ist krank"; vgl. Fritz Reuter. — S. 15 § 16 Ende: In F. fehlt sie ganz. Wie ersetzt? Je lui ai fait voir votre lettre; vgl. S. 97. — S. 20 L Beispiel integer vitae scelerisque purus. — S. 24 § 26 capitis damnare wie proditionis; caput = todeswürdiges Verbrechen. — S. 25 § 26 D „nichts" ist ursprünglich Genitiv; nicht = nihil; „er begehrte nichts" als Akkusativ aufgefaßt, erstarrt. — S. 30 § 36: Zum possessiven Dativ vgl. die Mischung im früheren Nhd.: „des Vaters sein Haus", also possessiver Genitiv mit Possessivpronomen. — S. 37 § 51 Anm. 1 vgl. devant = de ab ante. — S. 39 § 55, 2: Der „Elativus" macht nhd. leider Fortschritte: „größtes, erstes Haus" usw. in Reklamen juristisch gebilligt. — S. 40 § 56 Fehlen des pronominalen Subjekts mhd. beim ἀπὸ κοινοῦ; Nib. 938 dô kom an der stunt des selben gejägedes meister bestuont in ûf der slâ; ursprünglich: meister. (er) bestuont. — S. 44 § 57 A 2 dürfte das Fehlen des Artikels beim Prädikatsnomen im G besonders hervorgehoben werden. — S. 45 Anm. aber der Artikel in „si l'on", wo eine Warnung gegen die verkehrte Begründung durch den „Wohllaut" angebracht wäre. — S. 47 gutes Beispiel: pro-fic-isc-o-r „ich fange an, mich vorwärts zu machen". — S. 52 § 62 gute Beispiele: rennen got. rannjan = rinnen, springen lassen, nämlich das Pferd, ebenso sprengen Kausativum zu springen. — S. 55 unten: ne feceris verwirrt die Begriffe, da die Form Erbe des alten Perfekts ist; besser paßte auch nach der Form: ne dixeris, das tatsächlich Aoristbildung ist. — S. 63. Rest bei Paul Gerhardt: „Mach' End', o Herr, mach' Ende" nach „Befiehl' dem Herrn . . ., er wird's wohl machend". — S. 79 könnte der oft gehörte Irrtum bekämpft werden, der Deutsche denke weniger genau. „possum" bezeichnet logisch pedantisch die Wirklichkeit, „ich könnte" läßt psychologisch tiefer in die Gedanken des Redenden blicken. Ähnlich wäre in der Behandlung des Futurums § 71 darauf hinzuweisen, daß der Römer im Konjunktiv, wo er keine eigentliche Form besitzt, ebenso verfahren muß wie der Deutsche im Indikativ, daß also Syntax und Formenvorrat sich gegenseitig bedingen. — S. 105 f. Vorzüglich

ist die Behandlung des Nebensatzes und der Konjunktionen. Parallelen wie F car aus quare und mhd. wan (= denn) aus ahd. (h)wanda (warum), nhd. in Ma „warum als“ = weil, eingeschobenes „Warum?“ usw. wären auch für die Bei- und Unterordnung lehrreich. — Manchmal wäre grundsätzliche Behandlung von Begriffen wie Analogie, der viel mißbrauchten Ellipse u. a. erwünscht. — In dem Verzeichnis der Abkürzungen (S. VIII) wird der Anfänger manches vermissen (S. 3 Z. 9 Parz., während Iw. angegeben ist, S. 38 aitol. u. a). Das Wort- und Sachverzeichnis könnte noch eingehender und ausführlicher sein; ich vermisse Analogie, Ellipse.

Mainz. Joseph Köhm.

Paul Scheuermaier, Einige Bezeichnungen für den Begriff „Höhle“ in den romanischen Alpendialekten (**balma*, *spelunca*, *crypta*, **tana*, **cubulum*). Ein wortgeschichtlicher Beitrag zum Studium der alpinen Geländeausdrücke. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 69.) Halle a. S. 1920, Niemeyer. IX, 132 S.

Von den zahlreichen romanischen Benennungen für „Höhle“ hat der Verf. die fünf im Titel genannten Ausdrücke ausgewählt, „weil diese die charakteristischen Worttypen der Schweiz sind“ und er sich für diese, z. T. auf Grund persönlicher Aufnahmen in der romanischen Schweiz, ein reiches mundartliches Material beschaffen konnte; wenn auch die Alpendialekte bei seiner Untersuchung im Mittelpunkt stehen, so zieht er doch auch das übrige romanische Sprachgebiet heran, wie es die Lösung seiner wortgeschichtlichen Probleme gebot. Ohne sich an ein bestimmtes Schema zu halten, gibt Scheuermaier in gesonderter Betrachtung für jedes der fünf Wörter eine Zusammenstellung der ihm bekannt gewordenen dialektischen Formen, die ältesten Belege in der Literatur, stellt die Bedeutungen fest und behandelt die besonderen Fragen, die sich etwa an Herkunft und Verbreitung der Wörter knüpfen. Diese Untersuchungen sind sorgfältig und umsichtig geführt, kurz und präzis dargestellt, und man kann den Resultaten des Verf. im ganzen durchaus zustimmen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die romanischen Spracherscheinungen im Vordergrund des Interesses stehen, woneben bei einigen Wörtern (*balma* und vor allem *cubulum*) auch germanische Entsprechungen herangezogen werden. Für die antike Sprachgeschichte sind die Ergebnisse z. T. von geringerer Bedeutung; so wird *tana*, in Erneuerung einer älteren Ableitung, als eine späte (erst im 13. Jahrh. belegte) Rückbildung aus **subtana* (zu *subtus*) erklärt, und **cubulum* ist ebenfalls eine, wenn auch schon im 9. Jahrh. nachweisbare, romanische Bildung. In *balma* dagegen sieht der Verf. (mit Meyer-Lübke) ein Wort gallisch-ligurischen Ursprungs, das früher einmal durch ganz Frankreich verbreitet gewesen zu sein scheint. Bei *spelunca* war die nasallose Nebenform **speluca* zu erklären, die durch die romanischen Formen in Norditalien und Südfrankreich gefordert wird; während Meyer-Lübke Kreuzung mit einem vorromanischen Wort annimmt, führt Sch. diese Form auf ein nordgriechisches *σπήλυκα zurück (Akk. zu einem von ihm angesetzten dialektischen *σπῆλυξ). Am ausführlichsten wird *crypta* behandelt, das einerseits schwierige lautliche Probleme bietet und andererseits dadurch eine komplizierte Geschichte hat, daß das Wort sich in drei zeitlich verschiedenen Wellen über die Romania und sogar darüber hinaus verbreitet hat: einer bürgerlich-antiken (mit der vlat. Grundform *crupta*), einer kirchlich-christlichen (auf Grund der gelehrten Form *crypta*) und einer von Mittelitalien zur Zeit der Renaissance ausgegangenen dichterisch-modernen Schicht (*grotta*). — Die teilweise sehr eigenartigen Bedeutungsübergänge sucht der Verf. in einem besonderen zusammenfassenden Kapitel klarzustellen und kann dabei interessante Parallelen zwischen den besprochenen Wörtern aufzeigen, insofern sich ihre Bedeutung mehrfach unabhängig in der gleichen Richtung verschoben hat. Es ist ferner auf einen starken kulturgeschichtlichen Einschlag hinzuweisen, der (wenn wir von dem interessanten Exkurs über das Aufkommen der modernen *Grotten*baukunst absehen) vor allem bei der Behandlung der in die Kirchensprache übergegangenen Wörter *balma* und *crypta* hervortritt, während die Untersuchung von *cubulum* Anhaltspunkte für die Geschichte der Besiedlung der betr. Alpenländer ergibt. Zum Schluß hebt Sch. hervor, daß von den behandelten Ausdrücken drei (*balma*, *specula*, *cubulum*) als echte bodenständige alpine Bezeichnungen zu gelten haben, die aber nicht nebeneinander in den gleichen Sprachen auftreten, sondern in ihren Verbreitungsgebieten streng gesondert sind, indem *balma* das französische, *specula* das italienische, *cubulum* das rätoromanische Gebiet vertritt; Sch. zeigt an einer Reihe weiterer Geländeausdrücke, daß die drei genannten romanischen Sprachgruppen auch sonst in ihrem Wortschatz mehrfach scharf getrennt sind, eine Tatsache, die er, da es sich

speziell um vorromanische Bestandteile zu handeln scheint, auf die vorromanische Sprachverteilung in jenen Gebieten zurückführt. So gewährt das gründliche Buch auch bei allgemeineren und prinzipiellen Fragen neue Ausblicke und Anregungen.

Göttingen. Walther Suchier.

Das Register Gregors VII., hrsg. von E. Caspar. I. (In den Epistolae selectae in usum scholarum ex Mon. Germ. Hist. separatim editae II. fasc. I.) Berlin 1920.

Die Untersuchungen von P. W. M. Peitz S. J. über das Originalregister Gregors VII haben für die Registerforschung zweifellos eine starke Förderung gebracht; der von Peitz versuchte Nachweis, daß das in einem Kodex der vatikanischen Bibliothek überlieferte Register Gregors VII. das aus der päpstlichen Kanzlei selbst herrührende Originalregister darstellt, ist heute wohl allseits als gelungen anerkannt (vgl. auch die jüngst von R. von Heckel im Hist. Jahrbuch XL. Bd. S. 1 ff. erschienenen „Untersuchungen zu den Registern Innozenz' III.“). Schon hierdurch ward eine Neuausgabe dieser außerordentlich wichtigen Quelle wünschenswert gemacht. Caspar hat diese Aufgabe nicht nur in verdienstlicher Weise erfüllt, sondern auch in diesem Rahmen auf Grund der von der neueren Registerforschung gewonnenen Erkenntnisse die schwierigen wissenschaftlich-technischen Probleme, die mit der Ausgabe einer solchen Quelle verbunden sind, befriedigend zu lösen versucht. Namentlich handelte es sich bei Papstbriefen, welche auch außerhalb des Registers und parallel zu ihm überliefert sind, um die Untersuchung, ob ihr Text vom Register irgendwie entlehnt oder von demselben unabhängig, also auf dem Original fußend, überkommen ist; eine Vermengung der Abweichungen des Registertextes mit denen der Originalüberlieferung war natürlich zu vermeiden. Der von Peitz vorgeschlagenen Unterscheidung der Originalüberlieferung in archivalischer und in literarischer Überlieferung zieht C. für die Zwecke seiner Ausgabe die Scheidung in Empfänger- und Register- (d. h. Aussteller-) Überlieferung vor, wozu allerdings dann noch eine „Archivüberlieferung“ (für die im Register selbständig überlieferten Eide) kommt. — Eingehend hat der Herausgeber auch die Frage, ob wir es bei den von Schriftstellern überlieferten Briefen Gregors mit Register- oder Empfängerüberlieferung zu tun haben, untersucht. Die umstrittene Frage hinsichtlich der bei Hugo von Flavigny überkommenen Briefe beantwortet er dahin, daß hier beide Arten vorkommen. Ähnlich steht es mit den von Paul von Bernried überlieferten Stücken. — Auch der Frage des Diktats der Gregor-Briefe hat C. sein Augenmerk geschenkt, wenn natürlich auch durch Diktatvergleichung keineswegs die von Gregor selbst diktierten Schreiben als solche nach jeder Richtung gesichert werden konnten, sondern hier der Auffassung des einzelnen Forschers stets ein Spielraum bleiben wird. — Auch die Gesichtspunkte der Neuansätze, die Peitz hervorgekehrt hat, sind von C. berücksichtigt. Die ganze Art seiner Bearbeitung der berühmten Geschichtsquelle ist auch von philologischem Interesse.

München. Max Buchner.

Th. Litt, Berufstudium und Allgemeinbildung auf der Universität. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 52 S. 3 M.

Litt hat in diesem hier erweitert abgedruckten Vortrage jenes Problem gedanklich tief eindringend behandelt, von dem jeder sein geistiges Wachsen ernst nehmende Student, namentlich in höheren Semestern, ergriffen zu werden pflegt: Wie fange ich's an, daß trotz Vertiefung in die speziellen und kleinsten Fragen des Berufsfaches doch mir der Blick für das Ganze der Wissenschaft, des Lebenszusammenhanges, des Lebensurgrundes nicht verloren geht? Denn, so sagt L. mit Recht, „seit Herausklärung des humanistischen Ideals galt als Wesen jeder wahrhaften Bildung das Ausreifen zum Vollmenschen“! L. weist die Banausen des bloßen Fachstudiums und die Phantasten des bloßen „Erlebnisses“ (— die Universität als Schule der „Weisheit“ —) in gleicher Weise energisch ab. Er verlangt also auch für die Zukunft eine hingebende, wissenschaftlich-strenge Ausbildung in dem einzelnen Fachstudium, wobei jedoch gewisse nötige Reformen sehr verständigerweise verlangt werden; vor allem „muß das in der Kleinarbeit der Fachwissenschaft Erforschte der Eingliederung in eine Gesamtanschauung zustreben“. Dem muß aber entgegenkommen eine Kulturphilosophie. Diese erschließt uns die Einheit, die, „allen Scheidungen und Gegensätzlichkeiten einer ins Unabsehbare sich zerteilenden Kulturarbeit zum Trotz, die Taten, Leistungen, Objektivationen, Wertgestaltungen der Kulturwirklichkeit zusammenschließt, den Lebensgrund sichtbar macht.“

Der gedanklichen Darlegung einer solchen Kulturphilosophie gilt dann der Rest des Büch-

leins. Gewünscht hätte ich, daß nun auch die praktische Seite dieser Frage noch schärfer beleuchtet worden wäre: wie soll nun diese Kulturphilosophie sich in den Studiengang der Studenten eingliedern? Wie etwa soll eine solche Vorlesungs- oder Übungsreihe aussehen? Besteht die Aussicht, daß die schon an Umfang so weit gewordenen Anforderungen des Berufsstudiums diese neueste Einfügung eines Pflichtkollegs noch ertragen können?

Es wäre freilich zu begrüßen, wenn die Philosophie wiederum wie einst durch solche Neugestaltung das alle Akademiker zusammenfassende Band würde. Aber wird die drängende Not der Zeit diese neue Belastung den Studenten erträglich erscheinen lassen?

Für jetzt wird wohl noch immer das erfolgreichste Aushilfsmittel bleiben, die Studenten immer wieder von allen Seiten darauf hinzuweisen, sich selbst möglichst selbständig auch in anderen Fakultäten und Disziplinen umzusehen, im Leben, im Sport, in der Politik sich zu betätigen, damit sie nicht „Fachhomunculi“ werden, sondern von ihrem eigenen Innern aus, von dem Zentrum ihres Wesens aus „Weltbetrachter“ werden! Dringe durch zu einer Weltanschauung! Vielleicht ist die von L. gewünschte Kulturphilosophie für manche ein geeignetes Mittel hierzu!

Dresden. Hans Helck.

Auszüge aus Zeitschriften.

Bulletin de Correspondance hellénique. XLIV, 7—12.

(181) **N. J. Giannopoulos**, Les constructions Byzantines de la région de Démétrias (Thess.). I. La colline d'Épiscopi, à Ano-Volo. Der Hügel hat wenigstens im Mittelalter und in der Türkenzeit eine bedeutende Rolle gespielt nach den Gebäuden und besonders den Skulpturresten (Ikonostas, Kapellen) zu schließen. In Episcopi finden sich zahlreiche Skulpturfragmente (Doppeladler, Maria mit Kind, Erzengel Michael), auch Wandgemälde (Bischöfe von Thessalien) und christliche Inschriften. II. Autres monuments de la même région (Brunnen des Parthenios mit Inschrift u. a.). — (210) **G. Millet**, Remarques sur les sculptures byzantines de la région de Démétrias. I. L'ornement de style Musulman. Die sog. ἐπιπεδόγλυφα stehen unter dem Einfluß des Islam (vgl. Typus der Vögel). II. L'archange Michel. — (219) **W. Vollgraff**, Fouilles d'Argos (1912). Der Tempel der Agora ist vielleicht der Tempel der Artemis Peitho. An der Agora, deren Nordkolonnade aufgedeckt wurde, sind Reste von einem Rundtempel aus hellenistischer Zeit und ein Relief (zwei Frauen huldigen Hermes) gefunden worden. Ein römisches Odeion wurde an der Stelle eines Versammlungsraumes angelegt. Von einem römischen Aquädukt stehen noch zwei Pfeiler. Unbekannt war bisher die mykenische Nekropole mit Gräbern des 15. oder 14. Jahrh. und ein Votivrelief des 4. Jahrh. (Frau vor dem Kitharöden Apollon). — (227) **L. Bizard**, Inscriptions du Ptoïon (1903). A. Le sanctuaire du Ptoïon au VI[e] siècle. 1. Die Alkmeoniden im Heiligtum. Eine Dedikation in iambischen Trimetern bezieht sich auf den Rossesieg eines Alkmeoniden bei den großen Panathenäen; sie ist zwischen 554/3 und 539/8 von den Alkmeoniden gemacht worden, um die Gunst der Priester des Apollon Ptoïos zu gewinnen. 2. Die Peisistratiden im Heiligtum. Ein Sockel mit Säulchen trägt eine Dedikationsinschrift des Hipparch (zwischen 520 und 514); auch die Peisistratiden bewarben sich um die Gunst des einflußreichen Ptoïon wohl durch Dedikation einer Athena. 3. Archaische Dedikation an Apollon. Die Bustrophedon-Inschrift stammt aus dem 6. Jahrh. 4. Weihinschrift aus dem 5. Jahrh. B. Le sanctuaire du Ptoïon à l'époque classique: Gruppe des Tisikrates von Sikyon (Herakles mit dem erymanthischen Eber?), zwischen 320 und 284 aufgestellt, Weihinschriften, besonders von Akraiphiai, Antworten zweier böotischer Städte an Theoren von Akraiphiai, Ἀπολογία eines Agonotheten der Ptoïa (1. Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr.), Fragmente agonistischer Kataloge. — (263) **Ch. Picard**, Fouilles de Délos (1910). Observations sur la société des Poseidoniastes de Bérytos et sur son histoire. Das Gebäude der Poseidoniasten wird betrachtet; es ist das einzige Beispiel einer fremden *statio* auf griechischem Boden. Namen, Würdenträger (ἀρχιθιασίτης mit Prosopographie, Priester, Euergeten, υἱὸς τοῦ κοινοῦ), Mitglieder werden behandelt, der Kult erörtert (Dea Roma, Poseidon — Baal, Aphrodite — Astarte, Herakles — Melkarth). Etwa 110/09 hörte die Vereinigung von ἔμποροι, ἐγδοχεῖς und ναύκληροι von Laodikeia in Phönikien auf zu bestehen; es wird dafür die Genossenschaft der Poseidoniasten begründet. Zwischen 110/109, 88 und 69 wurden die Beziehungen zu Rom immer freundschaftlicher. Der Angriff des Athenodoros machte der Blüte der Gesellschaft ein plötzliches Ende. Der Anhang gibt eine Inschrift, mit einer Liste von 80 Personen, die wohl für die Trockenlegung der Agora der Italiker Beisteuern zahlten. — (312) **P. Cloché**, Les naopes de Delphes et la création du collège des ταμίαι (339 a. v. J.—C.). 339 schickten die Gegner Philipps und die Neutralen keine Vertreter ins Kolleg der Naopen. — (328) **J. Replat**, Note sur la restauration partielle de l'autel de Chios à Delphes. Der von den Chiern im Osten des großen Tempels um 475 v. Chr. errichtete Altar erhält seine „schönen Proportionen“ (Taf. XIII f.). — (354) **A. Salač**, Note sur trois inscriptions de Sinope. Die Stele mit den Grabversen auf einen ναύκληρος ist mit zwei Büsten geschmückt, mit der des Toten (Kallinikos) und wohl der eines früher an Krank-

heit verstorbenen jüngeren Bruders Kalligonos. Der Sarkophag der Numeria Prokope mit doppelsprachiger Inschrift könnte etwas jünger sein, als ihn Reinach (Rev. arch. 1916 I 329 ff.) ansetzt (106/7 n. Chr.). Die Stele des Narkissos mit griechischen Grabdistichen (Salač liest Vs. 5 den Nominativ πανδαμάτωρ und Vs. 6 Ἀΐδη) stellt wohl nicht einen Rechtsanwalt (Reinach) dar, sondern einen Studenten der lokalen Rednerschule. Die Inschrift gehört in die Zeit vom 2. zum 3. Jahrh. n. Chr. — (362) G. Glotz, Note sur les archontes Déliens de 314 à 302. Anders als es Dürrbach tut (BCH XL 1916 288 ff.) werden die Archonten folgendermaßen angesetzt: 314 — eres (Zuteilung für 4 Jahre), 313 —, 312 Diaitos, 311 —, 310 — (Zut. f. 1 J.), 309 Athenis (Zut. f. 5 J.), 308 — as, 307 Helikandros, 306 Timothemis I, 305 Onomakleides, 304 Stesileos I (Zut. f. 4 J.), 303 Kalliphon, 302 Kallisthenes. — (367) Chronique des Fouilles et découvertes archéologiques dans l'orient hellénique (Nov. 1919—Nov. 1920). I. Persönliches. Allgemeines. (370) della Seta. Der besprochene Typus einer Gruppe der Demeter und Kore von praxitelischem Charakter hat seine bekanntesten Vertreter in der großen und kleinen Herkulanerin. V. Viale weist die „Halle des Eumenes" der römischen Epoche zu und bringt sie in Verbindung mit dem Odeion des Herodes Atticus. Die Halle des Eumenes, von der Vitruv spricht, sei die Halle südlich von der Skene des Dionysostheaters. B. Tamaro betont den mykenischen Charakter des Kults der Buphonia; der große Altar des Zeus Polieus wird auf dem höchsten Gipfel der Akropolis angenommen, da der der Athene Polias nach dem Osten vom Erechtheion versetzt war. G. Guidi: Daß Damophon von Messenien (Kolossalgruppe von Lykosura) ins 2. Jahrh. v. Chr. gehört, scheint durch den neuattischen Stil der Motive auf dem Mantel der Despoina bestätigt. — (370) Museen, Sammlungen. *Athen. Konstantinopel*: Gräber im Hof des alten Serail; im Museum Zuwachs besonders von Grabreliefs und Sarkophagen. (376) Gesetze, Pläne, Gründungen (Athen: Gesetz vom Februar 1920). (378) II. Ausgrabungen, Entdeckungen, Archäologische Arbeiten. *Athen*: Karte der über die Akropolis verstreuten Inschriften und Studie über das römische Athen vom ital. Inst. geplant. Byzantinische Malereien des Parthenon (Xyngopoulos). Das Odeion bildete ein Parallelogramm; das Dach senkte sich nach jeder Seite zu einer Kolonnade nach dem Modell des Xerxeszeltes (Kastriotis). Löwe in natürlicher Größe am linken Ufer des Ilissos gefunden. Festsetzung einer archäologischen Zone in Athen (S. Akropolis, N. Dipylon — Hadrianstraße — N.-Seite der Bibliothek des Hadrian — Tor und Thermen des Olympieion). Herstellung des Odeion des Herodes Atticus geplant. *Eleusis*. Fast vollständige Wiederherstellung des Giebels der Propyläen mit seinem kolossalen Brustbild des Antoninus Pius. Auffindung eines großen Altars, zum Tempel der Artemis Propylaia gehörig, und eines βόθρος, vielleicht einer Opfergrube für die chthonischen Gottheiten. Aufdeckung der Grundmauern des römischen Triumphbogens. Im Innern einer archaischen Anlage (6. Jahrh.) haben sich protokorinthische Vasen und den früher in Eleusis entdeckten prähistorischen ähnliche gefunden. *Oropos, Amphiareion*: Pilgerwohnungen, Hygieiarelief, Inschriften, Terrakotten, Lampen, Pithoi, Gefäße, Bronzemünzen (etwa 140: Böotien, Chalkis, Lokris, Athen usw.). Peloponnes: *Korinth*: Kanalisation für die Pirene. Katalog der Funde begonnen (Philadelpheus). Prähistorische Funde (1., 2., 3. thessalische und althelladische Periode). *Sikyon* (Philadelpheus): Große Säulenhalle (in der Gegend des Dionyseion, Gymnasium, Agora, kleines Felsheiligtum, Buleuterion, in dem der achäische Bund nach 251 v. Chr. tagte. Erforschung der Nekropole mit gemalten Vasen des 4. Jahrh, u. a. *Mykene*: Mykene war 2500—2000 bewohnt und in der mittleren „helladischen" Periode eine blühende Ansiedlung; am Ende der Periode erfolgten die ersten Bestattungen im Gräberring. Der Palast, der ausgedehnter war, als bisher angenommen wurde, gehört wie die spätern Gräber in die jüngere helladische Periode. Nach dem Fall von Knossos wurde die Stadt befestigt. Zwischen dem Gräberrund und dem Löwentor wird ein großes Gebäude (Vorratsraum) ausgegraben; dort wurden Vasen gefunden, die zwischen den mykenischen und den geometrischen Stil einzuordnen sind; unter dem Boden des sog. Atreusschatzhauses Sachen aus Gold, Fayence, Elfenbein und eine frühmykenische Scherbe; demnach ist das Grab zwischen 1400 und 1200 zu datieren. Gräberfunde, Stierdarstellungen (Rhyta, geschnittener Stein). Hellenistische Badeanlage. *Asine, Mideia*: Plan der mykenischen Stadt. *Nekropole bei Argos* (Skala — Skinokhori). *Epidauros*: großes Gebäude aus der Zeit der Antonine (Hospital und Entbindungsinstitut?). Inschrift auf Emaution (Paus. VI 17, 4). Achaia: *Dyme* (?): Vasen. *Pharai*: mykenische Nekropole. Mittelgriechenland: *Thisbe*: Mosaik. Inschriften des 3. und 2. Jahrh. v. Chr. (u. a. Rückzahlung einer Thisbe von Chorsia geliehenen Summe in elf jährlichen Raten betreffend). *Koronea*: Kaiserliche Reskripte des 2. Jahrh. n. Chr. (u. a. Brief Hadrians über die Kanalisation des Kopaissees). *Delphi*: In der Marmaria wurde im Süden die Verlängerung der alten Umfassungsmauer mit einer neuen Pforte, der Temenos des Heros Phylakos (?) und der Tempel der Athena (mit Schatz alter Weihgeschenke) ausgegraben, die Basis des Tropaions wegen des Persersieges (?) rekonstruiert, das Schatzhaus von Phokaia (oder Massalia?), die Krypta einer primitiven Tholos und der Tempel der Athena Pronaia studiert. *Oeta*: Der „Scheiterhaufen des Herakles" auf dem Südostgipfel mit den Dyrasquellen in der Nähe war von einer viereckigen Einschließungsmauer und einem großen Peribolos aus Poros umgeben. Die Scherben

zeigen, daß die Opfer von der archaischen bis in die Römerzeit stattfanden. Aschenmassen, Gebeine, Bronzegeräte und zwei Bronzestatuetten des Herakles haben sich gefunden, auch ein dorischer Sekos mit Altar und Wohnräume für Priester und Pilger sowie Münzen meist aus der Zeit des Ätolischen Bundes. Ionische Inseln, Akarnanien, Epeiros: *Kephallenia*: kleines Heiligtum der Demeter und Kore. *Korkyra*: Ein zweiter Giebel des Artemistempels von Palaiopolis wird gesucht. Rhomaios erklärt den Gorgogiebel (um 560 entstanden) so, daß die Gorgo mit Pegasos, Chrysaor und zwei Panthern den von Zeus und Athena angegriffenen Giganten zu Hilfe kommt. *Akarnanien*: In *Alyzia* befand sich ein Grabmonument (9,50 m Seitenlänge) nach Art des Mausoleum mit geflügelten Löwen in den Ecken und einem ionischen Naiskos (2. oder 1. Jahrh. v. Chr.). Euböa: In *Karystos* wurden ein gutes Relief (Pluton, Dionysos und Frauengestalt) und Terrakottastatuetten gefunden, archaische (u. a. eine Frau auf einem Widder mit Kind) sowie Tanagratypen (Eros, Musen, Tänzerinnen). Thessalien: *Aiginion*: drei Gräber aus dem 2./1. Jahrh. v. Chr. *Gomphoi*: Skulpturen, magischer (?) Text (Kopie einer Antwort eines ägyptischen Orakels an einen dionysischen Frauenthiasos? Comparetti). *Gegend von Karditsa*: Mykenisches Tholosgrab. *Rizomylos*: griechische Gräber. *Sesklo*: Grab der geometrischen Epoche. *Theben Phthiotica*: zwei christliche Gebäude. In der Nähe von *Nea-Anchialos*: römische Sarkophage mit Resten von Kränzen aus Gold und Edelsteinen. *Lechonia*: 16 hellenistische Gräber. *Spalanthra*: drei Gräber. Inseln des Ägäischen Meeres: *Museum von Mykonos*: u. a. zweisprachiges *senatus consultum* von 58 (?) v. Chr. (Freiheit von *vectigal* für Delos). *Delos*: im Osten des Südgipfels des Cynthus wurde ein neues Heiligtum (5. Jahrh.) mit Opferaltar, nördlich der Terrasse ein kleiner Tempel aus Granit der Artemis Eileithyia (nach den Votivreliefs) aufgedeckt. Die Skene des hellenistischen Theaters ist tief und nach vorn offen, zur Hälfte bedeckt; vielleicht kann man auch die Anlage eines Theologeion erkennen (Vallois). Das Stiermonument ist vielleicht die Halle eines heiligen Schiffes, das an Stelle eines älteren (?) von Antigonos Gonatas zur Erinnerung an den Sieg von Kos gestiftet wurde (das ἱστιητόριον in Keos war ein ἱστιοφόριον, nach Svoronos). *Melos*: wichtige Freske (Befreiung der Danae durch Diktys und Polydektes, nach Svoronos). *Kreta*: *Malia* (30 km ö. von Kandia): Palast (Fresken, Goldblätter, Geschirr, Steine mit Doppelaxt wie in Knossos und Phaistos), minoisches Gebäude und Nekropole. In *Nirou Khani* (15 km ö. von Kandia) wurde ein ἱερὸν μέγαρον (?) (wohl nicht Palast) gefunden; dabei Pithoi, schöne Vasen mit Blumen und Seetieren geschmückt (1. Periode der frühminoischen Zeit), 4 große bronzene Doppeläxte, 50 Opferaltäre in bemalter Terrakotta. In der Nähe bei *Pyrgos* Vasen von einem wichtigen Typus, verwandt der prähistorischen Keramik Makedoniens („minyische") gefunden. Gebäude an der Stelle von *Agrion*, *Angyropolis* und die Nekropole des alten *Kydonia* wurden festgelegt. Makedonien: *Saloniki und Umgebung*: Gräber vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die christliche Zeit mit zahlreichen Objekten aller Art. Südlich der Via Egnatia war schon in hellenistischer Zeit die Agora. Von der Basis eines Denkmals hat sich ein delphingeschmücktes Stück gefunden (Thermen?) (Hébrard). *Amphipolis*: Stück eines kolossalen Löwen, alte Mauern, Architekturfragmente, Inschriften. *Chalkidike, Athos*: Entdeckungen in *Rossikon*, ornamentale Miniaturen des 10. und 11. Jahrhunderts in *Dionysiou*. *Pangaion*, *Gegend von Drama-Cavalla*: Inschriften, ägyptische und makedonische Kulte betreffend. Bestimmuug von *Antisara*. Tumbas. *Philippi*: Prähistorische Scherben und neolithische Statuette. Großes Heroon aus römischer Zeit. Siebentes ägyptisches Heiligtum in Griechenland; Basen mit griechischen Dedikationen von Priestern an Isis, Harpokrates, Hor-Apollon. Der Silvanustempel ist noch zu bestimmen. Votive (48 Reliefs und 5 neue Dedikationen) geben Kenntnis vom „Pantheon" einer makedonischen Stadt um Christi Geburt (Isis, Men, Kybele, mehrere thrakische Gestaltungen der Artemis, Reitergott usw.). Thrakischer Archipel: *Thasos*: kolossaler Kriophoros. Tempel oder Schatzhaus. Agora viereckig (100 m Seitenlänge). Zu den religiösen Anlagen, die die Agora umgaben, gehört der Tempel des Asklepios. Die Säulenhalle der Agora ist nicht älter als das 2. Jahrh. v. Chr. Unter den Funden eine fast vollständige Statue in natürlicher Größe vom Typus des praxitelischen Hermes und Köpfe skopasischer Kunst. Vom Theater sind gut erhalten die Parodoi, der Stylobat des Proskenion; die Skene hatte eine Frontmauer (mit drei Türen), dekoriert mit Halbsäulen (Atlanten?). Thrakien: Zwei Tumuli von *Gumuldjina* sind untersucht. *Elaius*: Plan. Neue Sarkophage und Totenkrüge. Kleinasien: *Inseln an der Küste Kleinasiens*: *Phokaia*: Farbenmosaik. *Chios*: Mosaik. *Bei Karyes*: hellenistisches Tumulusgrab mit Sarkophagen aus Poros und Hydrien vom Hadratypus. Merkwürdiger βόθρος, der durch einen runden Kanal in die mittlere Grabkammer dringt. *Smyrna*: Theater bestimmt (Walter). *Kos*: Marmorblöcke mit antiken Zeichen (Doppelaxt), Reste eines ionischen Frieses mit dionysischen Szenen (vgl. Tempel der Artemis Leukophryene). *Rhodos*: Die Kirche von *Phileremo* steht auf dem Platze eines hellenistischen Tempels. Auf der Akropolis von *Jalysos* hofft man einen mykenischen Palast zu finden. *Halikarnassos*: kauernder Sklave vom Mausoleum (?). *Kilikien*: Assyrische Statue archaischen Stils. — (416) Addenda et corrigenda. — (418) Table alphabétique par noms d'auteurs. — (419) Table des illustrations. — (423) Index analytique.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Bick, J., Die Schreiber der Wiener griechischen Handschriften: *D. L.-Z.* 26/27 Sp. 374 ff. 'Anlage und Durchführung entsprechen allen Anforderungen'. *J. Mesk.*

Bilabel, Fr., Die ionische Kolonisation: *L. Z.* 43 Sp. 818. 'Gründliche Untersuchung, bei der vor allem die inschriftlichen Zeugnisse gebührend berücksichtigt sind'. *Fr. Geyer.*

Birt, Th., Charakterbilder Spätroms: *D. L.-Z.* 28/29 Sp. 400 f. 'Auch für gebildete Laien mit Genuß zu lesen'. *R. Opitz.*

Boll, F., Astronomie [in Hinneberg, P., Kultur der Gegenwart T. III. Abt. III Bd. III]: *D. L.-Z.* 26/27 Sp. 363. 'Glänzend geschriebener und wohlgefügter Abriß'. *A. Galle.* — *Zft. f. d. phys. u. chem. Unterr.* 34, 5 S. 234 f. 'Dürfte vom Fachmann wie vom Laien mit heller Freude begrüßt werden'. *R. Emden.*

Deissner, K., Paulus und die Mystik seiner Zeit: *D. L.-Z.* 32/33 Sp. 440 ff. Besprochen von *C. Clemen.*

Einhorn, D., Xenophanes: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 324 ff. Abgelehnt von *R. Philippson.*

Fiebig, P., War Jesus Rebell?: *L. Z.* 43 Sp. 816 f. 'Tritt gegen das Zerrbild von Kautsky mit Recht auf'. *E. Herr.*

Gernentz, Guil., Laudes Romae: *L. Z.* 43 Sp. 822. 'Wertvoller Beitrag zur Geschichte der künstlerischen Formen'. *A. Klotz.*

Gesamtverzeichnis der Ausländischen Zeitschriften: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 317 f. 'Muß in seiner vorliegenden Gestalt als wertlos bezeichnet werden'.

Grohmann, A., Aethiopische Marienhymnen: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 322 ff. 'Umfangreiches und sehr mühevolles Werk'. *F. Praetorius.*

Helm, R., Der Lyriker Horaz: *D. L.-Z.* 26/27 Sp. 378. 'Gehaltvolle Rede'.

Heiberg, J. L., Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. 2. Aufl.: *D. L.-Z.* 24/25 Sp. 352. 'Ein kleines Meisterstück'.

Herdi, E., Die Herstellung und Verwertung von Käse im griechisch-römischen Altertum: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 333 f. 'Lehrreicher Einblick in das griechische und römische Privatleben'. *E. Fehrle.*

Hirt, H., Der indogermanische Vokalismus: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 324. Vorverweis.

Holzhey, K., Assur und Babel: *L. Z.* 43 Sp. 824. 'Nicht mehr als eine ganz interessante Materialzusammenstellung'. *H. Philipp.*

Kroll, W., Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht. 2. A.: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 326. 'Überall geistreiche und in die Tiefe greifende Anregungen'.

Meillet, A., Geschichte des Griechischen, übers. von H. Meltzer: *D. L.-Z.* 30/31 S. 419 ff. 'Kleine Beanstandungen können das Verdienst des ganzen Werkes nicht beeinträchtigen'. *E. Hermann.*

Meillet, A., Linguistique historique et linguistique générale: *D. L.-Z.* 24/25 Sp. 349 f. Trotz Ausstellungen in Einzelheiten anerkannt von *E. Hermann.*

McNeile, A. H., St. Paul: *D. L.-Z.* 24/25 Sp. 345 ff. 'Bietet eine erste Einführung in die Paulusprobleme'. *K. L. Schmidt.*

Otto, W., Zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius: *D. L.-Z.* 22/23 Sp. 329 ff. 'Beweist, daß Mommsens Feststellungen stark modifiziert werden müssen'. *E. Lommatzsch.*

Poulsen, Fr., Delphi. Transl. by E. C. Richards. With preface by P. Gardner: *D. L.-Z.* 24/25 Sp. 358 f. 'Lesbares und dabei gut ausgestattetes Buch'. *G. Lippold.*

Schiaparelli, L., La scrittura latina nell' età Romana: *D. L.-Z.* 24/25 Sp. 350 f. 'Die Erwartungen werden nicht enttäuscht'. *P. Lehmann.*

Schwartz, E., Die Entstehung der Ilias: *L. Z.* 43 Sp. 822. 'Solche Hyperkritik' wird abgelehnt von *E. Drerup.*

Staerk, W., Neutestamentliche Zeitgeschichte. 2. Bd. 2. A.: *D. L.-Z.* 24/25 Sp. 347 f. 'Vortrefflich'.

Trendelenburg, A., Der Humor in der Antike: *D. L.-Z.* 30/31 Sp. 421. Inhaltsangabe.

Vogels, H. J., Beiträge zur Geschichte des Diatessaron im Abendland: *L. Z.* 43 Sp. 815 f. 'Sehr anregend und dankenswert'. *v. D.*

von Wilamowitz-Moellendorff, Griechische Verskunst: *D. L.-Z.* 30/31 Sp. 409 ff. 'Wir können nur dankbar und bewundernd bekennen, was W. uns für das lebendige Verständnis griechischer Verskunst gelehrt hat'. *P. Friedländer.*

Mitteilungen.

Codanovia.

Die Nachricht bei Pomponius Mela 3, 54: *in illo sinu quem Codanum diximus ex iis Codanovia, quam adhuc Teutoni tenent, et ut fecunditate alias ita magnitudine antestat*, so beispielsweise Codex A (Vaticanus 4929, saec. 9—10), hergestellt nach dem Texte und dem Laa.-Apparate Partheys (1867) S. 75 u. 203, entbehrt im ersten der beiden mit *et* gebundenen Sätze des Verbums und kann in dieser Form nicht richtig überliefert sein.

Die Einsetzung eines Verbums umgeht Gronovius (1722) S. 268, der die örtliche Bestimmung *in illo sinu* samt Relativsatz *quem* ... abtrennt, nach *diximus* das Zahlwort *sex*, nämlich *insulae*, ergänzt und das folgende mit Streichung der Konjunktion *et* zu einem selbständigen Affirmativsatze *ex iis Scandinovia* ... *antestat* zusammenschließt; ebenso der Text Tzschuckes (1807) 1, 94, bei dem die Konjunktion *et* ebenfalls getilgt und für *ex iis Codanovia* vielmehr *ex insulis Scandinovia* gelesen erscheint.

Aber die Streichung der in den 12 vornehmlichsten von den 38 Hss Partheys überlieferten Konjunktion *et* ist textkritisch nicht empfohlen, da der Passus,

wenn er in Melas ursprünglicher Fassung nur ein Verbum enthalten hätte, keine Gelegenheit darbot, vor *ut* mit Ergänzung dieser Konjunktion vorzugehen. Diese Gelegenheit war nur da, wenn entweder ursprünglich oder im Verlaufe der handschriftlichen Weitergabe einmal eine Fassung mit zwei Verben dastand. Die Konjunktion ist also bei jenen Texteinrichtungen, bei denen sie nicht verständlich ist, wie in der voranstehenden, aus Partheys Apparat rekonstruierten, ein Überlebsel und ein stehen gebliebener Beweis für zwei Verba, von denen das eine ausgefallen oder unkenntlich geworden ist. An verschwiegene Copula dachte C. Frick (1880) S. 68: *in illo sinu . . . eximia (est) Scadinavia . . . et ut . . .*, der das Schema von zwei Sätzen beibehält, während Parthey S. 75 *et* beseitigte und die Vereinigung des ganzen zu einem Hauptsatze mit zwei Relativsätzen vollzog. *ex iis* ist dabei anscheinend allgemein auf *insulae* bezogen (wie auch in der deutschen Übersetzung von J. Chr. Dietz, 1784, S. 50), die im gegebenen Satze unter *alias*, im unmittelbar vorhergehenden Texte 3, 54 unter *Orchades* und *Haemodae* vorausgesetzt, in 3, 46 *multae ignobiles insulae* ausdrücklich genannt sind. Eine engere Beziehung von *ex iis* auf die *septem Haemodae* wird durch Erwägungen geographischer Natur ausgeschlossen. Die Latinität des ganzen Satzes nach Partheys Wortstellung: *in illo sinu . . . ex iis* (neml. *insulis*) *Codanovia . . . alias* (neml. *insulas*) *. . . antestat* ist indessen bei dem Fehlen des Ausdrucks *insulae* in größerer Nähe als 3, 46 eine minder gute und Fricks Konjektur deshalb nicht annehmbar, weil das Wortbild *eximia* in der handschriftlichen Überlieferung *ex (et) iis (hinc, his)* nicht genau genug begründet ist.

Sehr viel mehr entspricht den Buchstaben *ex iis* die 3. Sing. praes. *exit* mit restituiertem *t* an Stelle des zweiten *i*, die auch den Vorteil gewährt, den für den Anlaut des folgenden Inselnamens *Scadinavia* erforderlichen Buchstaben *s* aus *iis* direkt abzuschneiden. *exire* ist im Sinne von „auslaufen“ gebraucht wie auch Mela 1, 6: *rursusque (mare) etiam quam fuit artius exit in spatium*, oder 1, 101: *exiturique in Pontum pelagi canalis angustior* und geht auf die Südspitze von Schweden, die mit den drei größeren dänischen Inseln zu den vier *Scandiae*, nach der Anschauung der Alten, zusammentritt. Man übersetze: „In jenem Busen, den wir Codanus genannt haben (Mela 3, 31), läuft *Scadinavia* aus . . . und übertrifft die anderen (Inseln) wie an Fruchtbarkeit so auch an Ausdehnung.“

Die Feststellung des geographischen Lokales ergibt sich aus dem Zusammenhalte von Mela 3, 54 mit Plinius 4, 27, Ptolemäus II, 11, 33—35 und Jordanes, Getica III, 16 mit so ausgemachter Sicherheit, daß man an der Identität von *Codanovia* mit *Scadinavia* und Σκανδία, *Scandza* nicht zweifeln kann. Von besonderem Werte ist Jordanes, der das Zitat aus Mela mit ausdrücklicher Nennung seines Ursprungs benutzt, die Verbindung zwischen diesem und des Ptolemäus Nachricht von den Σκανδίαι herstellt und den Beweis dafür erbringt, daß zu seiner Zeit (551) und in dem von ihm eingesehenen Melaexemplare die Entstellung *Codanovia* noch nicht vorgelegen haben kann. Dieses Exemplar muß vielmehr das Kompositum des Plinius 4, 23—27 *Scadinavia* enthalten haben, dessen Identität mit der kürzeren Form *Scandza* bei Jordanes als notorisch vorausgesetzt erscheint.

Die Umbildung des Inselnamens zu *Codanovia* ist augenscheinlich unter dem Einflusse des Namens der Bucht *Codanus* (aus griech. χόδανος?) sowie der antiken, geographischen Namen, im besonderen keltischer Herkunft, auf *-ŏvius*, fem. *ŏviā*: *Cornovia, Segovia, Vinovia*, Holder 2, 894, erfolgt, doch ist ihr Ergebnis lediglich auf die handschriftliche Tradition des Mela eingeschränkt und stellt keinen wirklich gebrauchten Ausdruck der geographischen Nomenklatur dar, wie anderseits die bekannte, schon bei Plinius 4, 104 auftretende Kurzform *Scandia*.

Diese sprachlich gültige und gebräuchliche Bildung innerhalb der antiken Sprachsphäre erklärt sich als elliptische Adjektivableitung bei teilweiser Übersetzung des german. Kompositums **Scadinea insula* oder *Σκαδινεῖα νῆσος aus *Scadin-ăvia*, mit got. **awi, aujos* „Insel“ im zweiten Teile, deren besondere, weitere Veränderungen: Akzentzurückziehung, vokalische Synkope in der Mittelsilbe und konsonantische Metathese *dn* > *nd* in lat. *bálnĕum* neben und aus *balíneum* (Lehnwort < griech. βαλανεῖον) einerseits und in lat. *fundus* mit *nd* gegenüber der ig. Lautfolge *dhn* in diesem Worte anderseits ein Vorbild besitzen.

Wien. Theodor Grienberger.

Berichtigung.

No. 37, Sp. 876, Z. 12 ist βετα statt βητα zu lesen.

Eingegangene Schriften.

C. Robert, Die griechische Heldensage. 3. Buch. 1. Abt. Berlin, Weidmann. 33 M.

Sven Lönborg, Der Klan. Jena, Diederichs. 6 M.

A. Sigalas, Des Chrysippos von Jerusalem Enkomion auf den hl. Theodoros Teron. Leipzig, Teubner. 18 M.

Gaius. Institutionum commentarii. Edd. E Seckel et B. Kuebler. Leipzig, Teubner. 13 M. 50.

Die Herren Verleger wie Verfasser werden gebeten, dafür Sorge tragen zu wollen, daß alle für die Redaktion bestimmten Bücher, Dissertationen und Zeitschriften gleich nach Erscheinen entweder direkt an den Herausgeber, Oberstudiendirektor Professor Dr. **F. Poland, Dresden-A.**, Haydnstraße 23 III, oder an **O. R. Reisland** in **Leipzig** gesandt werden.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 17. Dezember. 1921. №. 51.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Friedrich Bilabel, Die ionische Kolonisation. Untersuchungen über die Gründungen der Ionier, deren staatliche und kultliche Organisation und Beziehungen zu den Mutterstädten. (S.-A. aus dem Philologus, Suppl.-Bd. XIV, Heft 1.) Leipzig 1920, Dietrich. VIII, 260 S.

Beruhte früher unsere Kenntnis der griechischen Kolonisation fast ausschließlich auf den zum Teil recht widerspruchsvollen Angaben der alten Schriftsteller, so ist diese jetzt durch die epigraphischen und archäologischen Funde, die in einem Teile der Mutter- und Töchterstädte gemacht worden sind, wesentlich bereichert worden. Diese Funde belehren uns über den Kalender, die Kulte, Phylen, Phratrien und die Beamtenschaft, über Sprache und Alphabet, endlich über die Handels- und sonstigen Beziehungen zwischen den Mutterstädten und ihren Kolonien.

Bilabel behandelt in 13 Abschnitten Milet, Samos, Paros, Teos, Andros, Kolophon, Klazomenai, Chios, Eretria, Chalkis, Phokaia, Naxos und ihre Kolonien, endlich ionische Kolonien unbekannter Mutterstädte. Die athenische Kolonisation ist einer gesonderten Abhandlung vorbehalten, die demnächst erscheinen soll. Den breitesten Raum (S. 9—153) nimmt der erste

aus einer Münchener Dissertation herausgewachsene Abschnitt über Milet ein. Von den im Altertum bekannten milesischen Kolonien (nach Seneca fünfundsiebzig, nach Plinius über neunzig), können heute nur noch fünfundvierzig mit einiger Sicherheit nachgewiesen werden. Sie erstreckten sich im W. bis Zankle, im O. bis zur Stadt der Branchiaden in Sogdiana (vielleicht am Amu-Darja), im S. bis Naukratis und Ampelona an der Westküste Arabiens, im N. bis Olbia am Ufer des Bug gegenüber der Dnjeprmündung. Die zahlreichsten Kolonien der Milesier lagen am Pontus Euxinus und an der Propontis. Daneben besiedelten sie Makedonien, einige Sporaden, Lydien und ihre unmittelbare Umgebung in Karien. Bevorzugt wurden von ihnen Flußmündungen, da die Flüsse für den Binnenhandel von größter Bedeutung waren. Wenige Orte verdanken den Milesiern ihre Entstehung. Da sie in erster Linie des Handels wegen kolonisierten, ließen sie sich meist in schon vorhandenen Siedelungen nieder, im Pontusgebiet, wie die Funde zeigen, nicht vor 650. Hier, vielleicht auch in Naukratis, waren die seit den ältesten Zeiten seefahrenden Karer (Sammelname für die vorgriechische Bevölkerung Kleinasiens) ihre Vorgänger.

Wichtig für unsere Kenntnis der kultlichen

Beziehungen der Mutterstadt zu ihren Kolonien ist neben dem häufigen Vorkommen gewisser Personennamen vor allem der Kalender. Namen wie Ἑκαταῖος, Ἑκατοκλῆς, Ἑκατόδωρος, Ἑστιαῖος oder Ἱστιαῖος, Ποσειδώνιος, Ποσιδεῖος, Ἑλικωνιάς (wahrscheinlich vom Poseidon Helikonios herzuleiten), Ἀρτεμίδωρος, Ἀρτεμεισία, Διονύσιος sind in den Kolonien oft das einzige Mittel, den Kult der Hekate, Histie usw. nachzuweisen. Andererseits kann aus den aus der Heimat von den Kolonien übernommenen Monaten mit Sicherheit auch auf die Entlehnung der in sie fallenden Götterfeste geschlossen werden.

B. hat mit großem Scharfsinn mit Hilfe des kyzikenischen und attischen Kalenders die Reihenfolge der milesischen Monate festgestellt. Während A. Rehm, Milet III, 230 f. für die ältere Zeit (bis 334 oder 288) den milesischen Jahresanfang auf die Herbstgleiche verlegt, hat B. vor allem unter Hinweis auf die Stephanephorenverzeichnisse (Milet III N. 122), die eine lückenlose Liste dieser Beamten von 525/4—260/59 v. Chr. bieten, meines Erachtens den Beweis erbracht, daß der milesische Kalender mit dem Taureon, d. h. mit dem ersten Neumond der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, begann und mit dem Artemision endete. Auch für Kyzikos, Sinope und Istros scheint mir der Taureon als Jahresanfang erwiesen.

Die wichtigste milesische Gottheit war Apollon, der als Δελφίνιος, Διδυμαῖος oder Φιλήσιος, Οὔλιος und Λυχῆος verehrt wurde. Apollon Delphinios war Stadtgott, sein Heiligtum beim Markt an der Löwenbucht zugleich Staatsarchiv, sein Priester, der Stephanephor, der eponyme Beamte. Auch in den Kolonien findet sich der Apollonkultus. Apollon Delphinios ist bezeugt in Olbia und Sinope. Eponym ist der Stephanephor in Iasos, Aigiale auf Amorgos, Tomis, Istros, vielleicht auch in Olbia. Von den übrigen in Milet verehrten Gottheiten sind in den Kolonien Artemis, Poseidon, Histie und Aphrodite bezengt.

Auch von den staatlichen Einrichtungen Milets finden sich noch Spuren in den Provinzen, z. B. von der Phyleneinteilung und dem Prytanenamt. Milet hatte außer den vier auch in Attika bezeugten Phylen der Γελέοντες, Ὅπλητες, Ἀργαδεῖς und Αἰγικορεῖς noch zwei weitere Phylen, die die schon vor der Ankunft der Ionier angesiedelten böotisch-thessalischen Elemente umfaßten, die Οἴνωπες und Βωρεῖς. Neben dieser alten Einteilung der Bürger in Geschlechterphylen treten später nach Einführung der kleisthenischen Phylenordnung (kurz nach 450) zwölf Phylen, außer den zehn attischen noch zwei andere für die Nichtionier. Unterabteilungen der altionischen Phylen waren die Chiliastyen, nachweisbar in Samos, Ephesos und Erythrai. Sechs Phylen sind bezeugt in Kyzikos. Außer dem älteren, wahrscheinlich aus sechs Mitgliedern bestehenden Prytanenkollegium, etwa mit den Obliegenheiten der attischen Archonten, gab es seit 450 in Milet eine zweite Art von monatlich wechselnden Prytanen, die den geschäftsführenden Ausschuß der Phylen bildeten. Auch in Kyzikos sind neben Prytanen mit jährlicher Amtsdauer monatlich wechselnde Prytanen bezeugt, ebenso in Sinope neben einem eponymen Prytanen, in Jasos die von B. für die ältere Zeit für Milet angenommenen sechs Prytanen.

Endlich haben die Kolonisten auch das verbesserte milesische Alphabet mit in die neue Heimat genommen, das erstmalig die Kürze und Länge der Vokale e und o durch ε, η und ο, ω schied und durch die Doppelkonsonanten ξ, ψ und die Aspiraten φ, χ bereichert wurde. Das bezeugen Inschriften und Münzen aus Naukratis, Abydos, Kyzikos, Prokonnesos, Borysthenes, Phasis und Sinope.

Der Besitz gemeinsamer Kulturgüter bildete nicht das einzige Band zwischen Milet und seinen Kolonien. Daß freundschaftliche Beziehungen oft Jahrhunderte hindurch gepflegt wurden, beweisen die neuen im Heiligtum des Apollon Delphinios zu Milet gefundenen Verträge mit Olbia, Kyzikos, Kios und Apollonia am Rhyndakos. Die Olbiaten sicherten den Milesiern Steuerfreiheit zu, ferner Zutritt zu den Ämtern, Proedrie, Teilnahme an den Agonen und am Totenkult, Besuch ihrer Heiligtümer und bei Rechtshändeln Entscheidung binnen fünf Tagen vor dem Volksgericht. Die Kyzikener erhielten in Milet, die Milesier in Kyzikos das Bürgerrecht. Den Bewohnern von Kios gewährten die Milesier auf deren Ansuchen ebenfalls das Bürgerrecht und wenn auch nicht die erbetene Befreiung von den dem didymäischen Gott zukommenden Abgaben, wohl aber deren Stundung. Die vierte Inschrift enthält ein Ehrendekret von Apollonia am Rhyndakos für die Milesier, dessen Wortlaut nicht mehr erhalten ist. Ähnliche Beziehungen wie zwischen Milet und seinen Kolonien sind von B. auch für die übrigen von ihm behandelten Mutter- und Töchterstädte nachgewiesen, dieselben Kulte, dieselben Phylen, zum Teil dieselben eponymen Beamten (in Paros und Thasos der Archon) und dasselbe Alphabet. Bis Illyrien, Sizilien und Unteritalien erstreckten sich die Siedlungen von Paros (Zankle), Kolophon,

Siris (am Tarentinischen Meerbusen) und Chalkis. Von letzterem sind 16 Kolonien im Westen bezeugt, darunter Naxos, Leontinoi, Rhegion, Neapel und Kyme mit Apollonkultus, der von hier aus in Italien eingedrungen ist. Am weitesten aber nach Westen drangen die von Herodot I, 163 wegen ihres Unternehmungsgeistes gerühmten Phokaier vor, nicht auf den üblichen Kauffahrteischiffen, sondern auf Penteren. Sie scheinen die Erfinder des διέκπλους gewesen zu sein, jenes Angriffsmanövers, worauf sich die Athener später so meisterhaft verstanden. Nach Herodot VI 11 lehrte der phokaiische Feldherr Dionysios die Ionier den διέκπλους. Die bedeutendste ihrer zahlreichen Kolonien war Massalia, das seinerseits wieder viele Pflanzstädte gründete, darunter Mainake bei den Säulen des Herkules. Massalia wurde Zentrum des Westhandels. Seine Handelsverbindungen reichten bis zum fernen Britannien. An seiner Gründung waren auch andere Griechen (Epheser) beteiligt; auch eine semitische Niederlassung ist dort bezeugt. Das Hauptheiligtum war das der ephesischen Artemis, deren Kult die Massalioten in allen ihren Kolonien verbreiteten. Neben anderen Kulturgütern verdankten sie zweifellos der Heimat die Taktik des διέκπλους, die sie im Hannibalischen Kriege mit Erfolg anwendeten.

B. hat in den vorliegenden Untersuchungen eine wertvolle Vorarbeit für eine künftige Gesamtdarstellung der griechischen Kolonisation geliefert. Er beherrscht das weitschichtige, bis auf die jüngsten Papyrusfunde verwertete Material und zeigt bei widerspruchsvoller oder lückenhafter Überlieferung ein gesundes Urteil. Erleichtert wird die Benutzung des Buches durch eine übersichtliche Gliederung des Stoffes und ein sorgfältiges Register. Auffallend ist die Schreibweise phokäisch und Phokäer S. VIII u. 238 f. neben der sonst gebrauchten Form Phokaia. Eine sprachliche Unebenheit findet sich S. 244: „In Massalia sind die Hauptgottheiten das Heiligtum der ephesischen Artemis — und des Apollon Delphinios“. Druckfehler bemerkte ich S. 58 τοῖς μὺ βουλομένοισι (st. μή), S. 90 τᾷ θεῷ (es handelt sich um Poseidon Helikonios), S. 245 διεκπλοῦς, S. 52 ist die Seitenzahl in 25 verkehrt.

Dresden. Ernst Lincke.

Hans Gerdau, Der Kampf ums Dasein im Leben der Sprache. Ein sprachbiologischer Versuch zur Lösung des Lautwandelproblems auf darwinistischer Grundlage. Hamburg 1921, Gente. 62 S. 8. 3 M.

Die Sprache als Organismus hat in den früheren Jahrzehnten Sprachforscher und Philosophen stark beschäftigt. Man hat aber allmählich erkannt, daß diese Auffassung unrichtig ist. Verf. will sie nicht erneuern; er glaubt jedoch, daß die darwinistische Lehre gleichwohl auf die Sprachwissenschaft Anwendung finden müsse, da die Sprache eine Funktion des menschlichen Organismus sei, genau so wie das Gehen, Verdauen, Hören. Der fruchtbare Gedanke für die Sprachwissenschaft sei der Kampf ums Dasein. Unter kurzer Zurückweisung der Ansichten Wechslers und Wundts sucht Verf. in sehr gewandt geschriebenen logischen Deduktionen das Wesen des Lautwandels zu ergründen. Zweifellos birgt sich hinter dem jungen Gelehrten, der mit so sicheren Strichen seine Anschauung vorzutragen versteht, ein origineller Kopf. Vielleicht mag auch der Gedanke an den Kampf ums Dasein im Leben der Sprache in gewisser Beziehung ein Fünkchen Wahrheit enthalten. Das, was Verf dem Leser auftischt, ist dennoch unrichtig und unhaltbar.

Schon die Gleichsetzung der Sprache (warum nicht des Sprechens?) mit dem Verdauen usw. als Funktion des menschlichen Organismus ist recht anfechtbar. Auf so unsicherer Grundlage läßt sich nicht mit Hilfe von logischen Schlüssen ein festes Gebäude für die Sprachwissenschaft errichten. Ich glaube aber, diese Grundlage ist für den Verf. nicht so wichtig wie die Verpflanzung des darwinistischen Kampfes ums Dasein aus dem Leben der Natur in das sogenannte Leben der Sprache. Es gilt also besonders diesen Gedanken zu prüfen. Verf. verfolgt ihn nicht in dem Sinn, wie er schon oft bildlich von Sprachforschern angewandt worden ist, nämlich so, daß von zwei gleichbedeutenden Sprachformen meist bald die eine verlorengeht. Er wendet ihn vielmehr besonders von den Lauten an und gelangt zu drei großen Grundgesetzen.

Das erste Grundgesetz lautet: „Die Lebenskraft eines Wortes im Kampf ums Dasein wächst automatisch mit der Zahl der richtigen Perzeptionen“. Dieser Satz in der Auffassung des Verf. ist offenbar falsch. Wir machen in der Sprachgeschichte ja doch umgekehrt immer wieder die Erfahrung, daß ein besonders oft gebrauchtes Wort sich gewissermaßen abnutzt. Unser

steigerndes *sehr* hat die ehemalige Bedeutung „schmerzlich“, die in *versehren* noch durchschimmert, gerade infolge des häufigen Gebrauchs völlig verloren. Die häufige Wiederholung ist daran schuld, daß ein Wort nicht mehr in der Fülle seiner Bedeutung aufgefaßt wird. Verf. begeht in seinem Gedankengang den Fehler, lediglich den Lauteindruck zu verfolgen. Mit den Lauten ist aber doch stets eine Bedeutung verknüpft. Deshalb ist das Leben eines Wortes auch nicht allein von den akustischen Eindrücken abhängig. Erst kürzlich hat ja Horn in seinem Buch Sprachkörper und Sprachfunktion energisch darauf hingewiesen, daß ein funktionslos gewordenes Sprachstück allmählich dem Schwund ausgesetzt ist. Es kommt also nicht nur auf das Perzipieren der Laute des Wortes, sondern auch auf das Apperzipieren des ganzen Wortes an. Daß die Zahl der richtigen Perzeptionen eine Rolle für die Apperzeption spielt, ist klar. Verf. hat also ein neues Problem angeschnitten: dafür müssen wir ihm dankbar sein; er hat es aber selber noch nicht richtig erfaßt. Ein Übermaß von richtigen Perzeptionen schläfert die Apperzeption wieder ein. Über diese Dinge einmal nachzudenken, wird wohl lohnen.

Der zweite Grundsatz heißt: „Die Zahl der richtigen Perzeptionen wächst mit der Deutlichkeit der akustischen Reize“. Der Satz sieht unverfänglich aus; ich möchte ihn für richtig halten, aber er scheint mir für die Sprachwissenschaft unwesentlich. Übrigens wächst, wie die Experimentalpsychologie festgestellt hat, die Zahl der richtigen Perzeptionen auch schon mit der Zahl der Reize; die späteren Reize können bis zu einem gewissen Grad immer undeutlicher werden und doch zu richtigen Perzeptionen führen. Ich glaube, diese Tatsache ist für die Entwicklung der Sprache wichtiger als der vom Verf. ausgesprochene Satz. Wächst aber auch die Zahl der richtigen Apperzeptionen mit der Deutlichkeit der akustischen Reize? Hier erhebt sich die interessante Frage nach dem Prius. Wenn *sehr* seine Bedeutung „schmerzlich“ allmählich verloren hat, ist da ein undeutlicher akustischer Reiz oder eine undeutliche Apperzeption der Ausgangspunkt? Die Sprachforscher denken, soviel ich weiß, an die undeutliche Apperzeption als das Prius. Haben sie recht?

Das dritte Grundgesetz: „Für den Kampf ums Dasein eines Wortes oder Lautes ist der akustische Abstand entscheidend“, ist zweifellos unrichtig. Er ist viel zu sehr logisch-abstrakt erarbeitet und rechnet nicht mit den Tatsachen der Lautentwicklung. Wenn Verf. recht hätte, sollte man erwarten, daß niemals zwei Laute in einen zusammenfallen; über diesen Einwurf, den er sich selbst macht, ist er zu eilig hinweggegangen. Er glaubt, 1. daß bei derartigem Zusammenfall die Zahl der verwendeten Laute verringert und 2. daß durch ihn für die Entwicklung neuer Laute Platz geschaffen und dieser Platz notwendig von neuen Lauten ausgefüllt wird. Beide Überlegungen lassen sich leicht an einer Menge von Beispielen ad absurdum führen. Gegen 1. spricht unter anderem das Vernersche Gesetz, demzufolge ehemalige Tenuis mit einstiger Media aspirata zusammenfiel, ohne die Zahl der Laute zu vermindern, da in dem stimmlosen Spiranten die idg. Tenuis ihr Sonderleben doch noch fortführte. Gegen 2. spricht z. B. der griechische Jotazismus, durch den ε̄, ει, η, ηι, υ, υι, οι, ι zusammengeworfen worden sind, ohne daß für die meisten ein späterer Ersatz eingetreten wäre. Die Geschichte der Sprachen zeigt ja gerade, daß außerordentlich oft Neigungen zu ganz bestimmten Artikulationen vorherrschen, wie ich das am Lateinischen (Nach. Ges. Wiss. Göttingen 1919, 229 f.) im einzelnen nachzuweisen versucht habe.

Verf. scheidet auch nicht genügend Wort und Laut; ihm fließen beide völlig durcheinander. Ich glaube, daß gerade bei den hier angeschnittenen Problemen diese Scheidung genau im Auge behalten werden muß.

Das Problem des Lautwandels ist also nicht gelöst. Die bisherigen Auffassungen sind auch nicht erst mit dem kleinen Büchlein samt und sonders über den Haufen geworfen, wie der Verleger sein neues Werk etwas marktschreierisch in einem Prospekt anpreist. Daß weder mit Wechslers noch mit Wundts Theorie die Frage erledigt ist, war den meisten Sprachforschern längst bekannt. Zurzeit steht es eben doch so, daß wir in dieser Grundfrage überhaupt nicht recht Farbe bekennen mögen, weil das Problem stark mit einem anderen verwachsen ist, das ebenfalls der Lösung harrt: mit der Frage der Regelmäßigkeit des Lautwandels. Daß sich der Lautwandel nicht ausnahmslos vollzieht, wie die Indogermanisten z. T. und manche anderen Sprachforscher immer noch glauben, ist durch die Untersuchungen der Neuphilologen, besonders der Romanisten — ich erinnere in erster Linie an den Aufsatz Gauchats in der Morffestschrift —, mehr und mehr klar geworden. Wie es aber möglich ist, daß schließlich doch eine große Regelmäßigkeit und oft etwas Ähnliches wie Ausnahmslosigkeit zustande kommt, bleibt immer

noch das große Rätsel. Wer wie der Verf. das Problem des Lautwandels lösen will, muß durchaus an diese modernen Untersuchungen der Mundarten anknüpfen. Vorerst ist Verf. über gewisse Anregungen nicht hinausgekommen, für die wir allerdings auch schon dankbar sein wollen. Möge er sich das nächste Mal mehr an die Tatsachen der Lautgeschichte und die Resultate der Mundartenforschung halten, dafür aber weniger nach der naturwissenschaftlichen Methode hinüberblicken — jede Wissenschaft braucht doch ihre eigene — dann hoffen wir in der neu angeschnittenen Frage weitere Förderung von ihm zu erfahren.

Wenn Verf. glaubt, daß bei Übernahme einer Sprache durch ein anderes Volk nach der Substitution weitere Lautveränderungen nicht ohne weiteres gegeben sein könnten, so bin ich anderer Ansicht. Falls die Gallier, wie Verf. meint, beim Erlernen des Volkslateinischen wirklich das lat. *u* durch *ü* ersetzten, so war damit die bisherige Artikulation des Lateinischen an einem Punkt alteriert. Ich könnte mir denken, daß infolge davon mancher andere Laut oder manche Lautverbindung unbequem und darum ebenfalls verändert wurde und diese Veränderungen die Artikulationsbasis immer weiter umgestalteten und daß hierdurch immer wieder andere frühere Laute unbequem wurden. So könnte also nach Jahrhunderten eine Veränderung immer wieder die andere nach sich ziehen. Auch die analogische Veränderung und der Verfall von Formen und damit der häufiger oder seltener gewordene Gebrauch bestimmter Laute kann an einer Veränderung der Artikulationsbasis mitarbeiten. Ich will diese Gedanken nicht weiter ausspinnen. Nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß zur Erklärung der neuenglischen Wortstellung wie des Verfalls der Endungen an neuere und bessere Theorien als an die von Jespersen anzuknüpfen war; vgl. besonders die Ausführungen Morsbachs und die Arbeiten von Hübener in der Anglia und P. B. B. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Kinder die weitaus größte Zahl der Wörter nicht durch Belehrung erlernen.

Aus allem geht hervor, daß ich mich ablehnend gegen die Schrift des Verf. verhalten muß. Trotzdem bin ich ihm zu Dank verpflichtet. Seine selbständige Art, Probleme anzufassen, wird auch bei verkehrter Einstellung anregend wirken. So möchte ich ihn bitten, meine Einwürfe zu erneuter Behandlung des Problems zu benutzen, an dessen Wichtigkeit die Mehrzahl der Sprachforscher, wie es mir vorkommt, mit zu großer Gleichgültigkeit vorüberzugehen pflegt.

Göttingen. Eduard Hermann.

Karl H. Meyer, Slavische und indogermanische Intonation. (Slavica, hrsg. von M. Murko, 2.) Heidelberg 1920, Winter. 54 S. 8.

Eine Schrift über slavische Intonation verlangt in einer Zeitschrift, die der klassischen Philologie dient, keine Besprechung, wenn nicht auch das Griechische und das Lateinische darin eine Rolle spielen. Das ist in der vorliegenden Abhandlung der Fall. Meine Bemerkungen sollen auch nur so weit gehen, als sie das Interesse der Leser dieses Blattes beanspruchen dürfen. Hirt war es in seinem Akzentbuch nicht gelungen, die Differenz zwischen griechischem Akut und Zirkumflex glatt mit einem ähnlichen Unterschied des Litauischen zu vereinigen, weil sein Ausgangspunkt für das Urindogermanische unrichtig gewählt war; auch andere Forscher waren nicht glücklicher gewesen. Verf. schlägt einen anderen Weg vor, den auch der Berichterstatter in seinen Vorlesungen schon gegangen war: nicht das Litauische ist in der von Kurschat beschriebenen Weise des Stoß- und Schleiftons altertümlich, sondern das Serbische, zu dem sich auch das Preußische und in gewissem Sinn das Lettische stellen: die kurzen Silben kennen einen ansteigenden Ton, die langen einen ansteigenden und einen fallenden Ton, den Akut und den Zirkumflex des Griechischen. Statt fallen wird man nur genauer für das Urindogermanische steigend-fallend zu sagen haben, wie das ja auch für das Griechische schon die alte Gestalt des Zirkumflex zeigt ^, wie das für die Aussprache des Serbischen und derjenigen litauischen Mundarten gilt, die in der Intonation altertümlich geblieben sind. Verf. glaubt der bisherigen Forschung den Vorwurf eines methodischen Fehlers machen zu müssen, daß sie Sprachen mit vorwiegend exspiratorischem Druck und solche mit vorwiegend musikalischem Ton unterschieden habe, ohne sich an die Tatsachen der lebenden Sprachen zu halten. In diesen gebe es nur den Unterschied zwischen eintönigen Sprachen, die weder in Stärke noch in Ton große Differenzen zeigen, und solche, die große Sprünge in Stärke und Ton aufweisen. Darum entfalle jede Untersuchung darüber, wann das Altgriechische seine musikalische Betonung aufgegeben, und darüber, ob das klassische Latein vorwiegend exspiratorischen Druck oder musikalischen Ton gekannt habe. Dieser Vorwurf wird zu Unrecht erhoben. Allerdings ist mit

großen Unterschieden der Stärke meist auch eine große Differenz der Tonlage verbunden, aber das ist nicht unbedingt nötig, wie das Sievers Grundzüge der Phonetik[5] § 535 ausdrücklich angibt. Der Vorwurf will übrigens darum recht wenig besagen, weil es bis jetzt immer noch keine Meßinstrumente gibt, mit denen man das, was wir laut und weniger laut nennen, graduell genau bestimmen könnte; wir kennen also die Stärke der Exspiration noch nicht recht. Andererseits galt aber das Interesse für die sogenannte Betonung der beiden klassischen Sprachen in dem erwähnten Punkt doch in erster Linie der Frage, wann das exspiratorische Element hervor- bezw. zurücktritt. Ob das musikalische Moment damit zugleich auch im Vorder- bezw. Hintergrund steht, ist minder wichtig.

Die Ausführungen des Verf. im einzelnen befassen sich mit den Verhältnissen des Slavischen und auch des Baltischen, die zu beurteilen ich mir hier versagen muß, obwohl mir die Ausnahmen von seinen Regeln nicht glücklich erklärt scheinen. Ich möchte nur zur Orientierung der klassischen Philologie bemerken, daß Verf. wohl recht haben wird mit einem Nachweis akuierter und zirkumflekter Silben des Urindogermanischen außerhalb der Endsilben. Ich hätte aber gewünscht, daß der Beweis stärker von der baltischen Seite ausgeführt worden wäre, besonders mit Hilfe der steigend-fallend sprechenden Mundarten, soweit das bereits möglich ist.

Hierzu noch einige Bemerkungen, die das Griechische und Lateinische angehen! S. 27 wird der Akzent von μοι als Akut bezeichnet, das ist nur bedingt richtig; das Wort ist enklitisch und hat allerdings in seiner Unbetontheit Steigton; aber das ergibt sich nur aus der nichtenklitischen Form ἐμοί. — Die Endungen von θεαί und lat. *deae* sind nicht dieselben, da der griechischen Form Kurzdiphthong, der lateinischen aber Langdiphthong zugrunde liegt. — S. 28. dor. φιλοσόφοι beruht, wie ich Idg. Forsch. 38, 153 nachgewiesen zu haben glaube, nicht auf zirkumflektierter Endung, sondern auf Analogie nach den anderen Obliquen — S. 30. Daß παιδεύοι die zirkumflektierte Endung aus dem Plural bezogen haben soll, ist unwahrscheinlich, da auch got. *bairai* Zirkumflex voraussetzt. Ein Wechsel in der Intonation zwischen Singular und Plural hätte auch nicht seinesgleichen. — S. 51. Auch in den volkstümlichen Versen eines Plautus brauchen Vers- und Wortiktus nicht zusammenzufallen; danach wird der lateinischen Sprache durch den Hexameter keine Zwangsjacke angelegt worden sein.

Im allgemeinen darf man von der Schrift des Verf. sagen, daß sie uns in der Erkenntnis der indogermanischen Akzentverhältnisse wieder ein hübsches Stück vorwärts gebracht hat. Sie reiht sich insofern an die wertvollen Untersuchungen Laums an, deren Ergebnisse Verf. noch nicht mit verwenden konnte.

Göttingen. Eduard Hermann.

James Turney Allen, The key to the reconstruction of the fifth-century theater at Athens. Band 5 der „University of California Publications in classical philology". Berkeley 1918.

Derselbe, The greek theater of the fifth century before Christ. Band 7 derselben Publikation. Berkeley 1920.

Über die Gestalt des Theaters des 5. Jahrh. v. Chr. gehen die Ansichten der Gelehrten noch weit auseinander, weil einerseits die hölzernen Theatergebäude dieser frühen Zeit längst verschwunden sind, und andererseits die literarischen Quellen dieser Zeit leider keine Wiederherstellung des altgriechischen Spielhauses gestatten. Gleichwohl haben sich in den letzten Jahren mehrere Gelehrte mit dieser schwierigen Aufgabe beschäftigt und verschiedene Lösungsversuche veröffentlicht. Einen solchen Versuch enthalten die beiden oben genannten Schriften von Professor J. T. Allen an der Universität von California, eine kleinere von 1918 und eine umfangreichere von 1920.

Der Verf. hat sich seit Jahren mit dem Problem beschäftigt und eine Beobachtung gemacht, die mir sehr wertvoll zu sein scheint und zu einer richtigen Ergänzung des Theatergebäudes des 5. Jahrh. führen kann. Das Bild, das er am Ende des zweiten Buches (S. 113) von dem griechischen Theater aus der Zeit des Euripides und Aristophanes entwirft, mag in Einzelheiten unrichtig sein, dürfte aber im wesentlichen der Wirklichkeit entsprechen. Jedenfalls halte ich die Beobachtungen von Professor Allen und mehrere seiner Schlüsse für richtig.

Er hat zunächst beobachtet, daß im athenischen Theater des 4. Jahrh., das aus Stein bestand und von dem noch Reste erhalten sind, erstens der Kreis der untersten Sitzreihe von etwa 27 m Durchmesser, wenn er zu einem vollen Kreise ergänzt wird, gerade die vordere Mauer der Skene berührt und zugleich die inneren vorderen Ecken der beiden Paraskenien

trifft; und daß zweitens der kleinere innere Kreis von fast 20 m Durchmesser, die eigentliche Orchestra, gerade die vordere Verbindungslinie der beiden Paraskenien berührt. Zwischen den beiden Paraskenien des 4. Jahrh. ergänzt er weiter, in vollem Einverständnis mit mir, ein hölzernes, den Hintergrund des Spiels in der Orchestra bildendes Proskenion, nicht aber eine niedrige oder hohe Bühne für die Schauspieler, wie andere sie ergänzen zu dürfen glauben. Die vordere Grenzlinie dieses Proskenions ist also eine Tangente des kleineren Kreises; seine hintere Grenzlinie, zugleich die erste Steinmauer der Skene, eine Tangente des größeren oder Grundkreises. Die Länge des hölzernen Proskenions entspricht ferner gerade dem Durchmesser des kleineren Kreises, der eigentlichen Orchestra.

Er macht weiter darauf aufmerksam, daß die alte Orchestra-Terrasse des 5. Jahrh., die noch in kleinen Resten erhalten ist und einen Durchmesser von etwa 24 m habe, ebenfalls einen kleineren Kreis, den eigentlichen Spielplatz, enthalten haben müsse, und vermutet mit Recht, daß auch die vordere und hintere Wand der hölzernen Skene des 5. Jahrh. schon Tangenten jener beiden Kreise gewesen sind. Endlich glaubt er noch zeigen zu können, daß in dem steinernen Proskenion der hellenistischen Zeit, das ebenfalls von den beiden Tangenten eingefaßt wird, die älteste Skene selbst, nicht ein Vorbau dieser Skene, erkannt werden dürfe.

Alle diese Beobachtungen halte ich, wie gesagt, im wesentlichen für richtig und wertvoll und muß nur in einigen Nebenpunkten widersprechen. Ich glaube sogar auf einige Tatsachen hinweisen zu können, die Allens Ansicht bestätigen und ihre Bedeutung noch steigern.

Erstens ist die älteste Orchestra-Terrasse wahrscheinlich größer gewesen als 24 m, nämlich ebenso groß wie der Grundkreis des späteren Theaters, also 27 m. Der Durchmesser der ältesten Terrasse kann nämlich nicht genau gemessen werden und ist von mir in dem Plane I meines Theaterbuches zu etwa 26 m gezeichnet worden, ein Maß, das dem Durchmesser des Grundkreises des 4. Jahrh. von etwa 27 m schon fast gleichkommt.

Zweitens habe auch ich schon früher gelegentlich darauf hingewiesen, daß auf der alten Orchestra-Terrasse des 5. Jahrh. ein etwas kleinerer Tanz- und Spielplatz vorhanden gewesen sein müsse, weil aus optischen und anderen Gründen ein Zwischenraum zwischen der untersten Sitzreihe und dem Platz der Tänze und des Spiels notwendig war. So habe ich in einer Besprechung von Noacks Schrift über die ΣΚΗΝΗ ΤΡΑΓΙΚΗ (Wochenschr. f. klass. Philol. 1917, 171 und 196) gesagt, daß der Umgang zwischen den beiden Kreisen sehr gut zur Aufstellung der Skene benutzt werden konnte, und an anderer Stelle (diese Wochenschrift 1895, 145) schon betont, daß die hölzerne Skene vom Ende des 5. Jahrh. im wesentlichen dieselbe Gestalt gehabt haben müsse wie die Skene des 4. Jahrh.

Drittens ist die Tatsache beachtenswert, daß die Zeichnung Vitruvs von dem griechischen Theater seiner Zeit mit der von Professor A. erkannten Zeichnung des altgriechischen Theaters auffallend übereinstimmt; denn die beiden oben erwähnten Tangenten entsprechen den beiden Begrenzungslinien der vitruvischen Bühne des Proskenions *(pulpitum proscaenii)*. Die von Professor A. angenommene älteste hölzerne Skene des 5. Jahrh. entspricht ihrer Lage nach also sowohl dem hellenistischen steinernen Proskenion als auch dem *pulpitum proscaenii* Vitruvs, das in dem nach Rom übertragenen griechischen Theater zur Bühne geworden war. Gerade diese Übereinstimmung drückt der neuen Theorie meines Erachtens das Siegel der Richtigkeit auf; Professor A. hat tatsächlich den Schlüssel zur Wiederherstellung des ältesten griechischen Theaters gefunden.

In den ersten Kapiteln des größeren Buches sucht Professor A. die Gestalt des Theaters des 5. Jahrh. aus den erhaltenen Ruinen des athenischen Theaters zu bestimmen und zieht dann in den folgenden Kapiteln auch die literarische Überlieferung und besonders die alten Dramen dazu heran. Aus beiden Quellen stellt er fest, daß die Skene des 5. Jahrh. noch keinerlei erhöhte Bühne besaß, sondern aus einem einfachen, neben dem Spielplatz liegenden Holzhause bestand, das den Hintergrund des Spiels bildete und durch Bemalung oder Verkleidung ein verschiedenes Aussehen erhalten konnte. Ein zweites Stockwerk und einen größeren Vorbau erhielt diese Skene erst, als Göttererscheinungen in der Höhe eingeführt wurden. Da die Götter über dem Hause erscheinen und aus einem Obergeschoß herauskommen sollten, wurde die Skene in zwei Teile zerlegt, in einen einstöckigen Vorbau, das Proskenion, und einen zweistöckigen hinteren Teil, die eigentliche Skene. Aus dem Obergeschoß, das, wie ich glaube, mit Wolken dekoriert war, traten oder flogen die Götter hervor und sprachen vom Dache des Hauses zu den in der Orchestra be-

findlichen Schauspielern und Choreuten. Professor A. erkennt also in dem Proskenion die alte Skene selbst, nicht eine vor die Skene gestellte Schmuckwand.

Wenn er sich aber weiter die Vorderwand der Skene des 5. Jahrh. schon wie das hellenistische Proskenion als Säulenwand mit Türen und Pinakes zwischen den Säulen vorstellt, so kann ich ihm nicht zustimmen. Durch eine Auswechselung der Pinakes konnte kein Ortswechsel innerhalb des Stückes, sondern nur zwischen zwei verschiedenen Dramen stattfinden. Nach den Nachrichten der Schriftsteller und nach den Ruinen, besonders der Theater von Megalopolis und Pergamon, müssen wir uns die altgriechische Skenenwand aus Holzpfosten mit einer vorgezogenen Dekorationswand vorstellen. Diese aus Zeug und Holz bestehende Schmuckwand konnte entweder nach der Seite in die Paraskenien oder Skenotheken hineingezogen, oder ebendorthin auf Prismen oder Zylinder aufgerollt werden. Im ersteren Falle sprach man von einer *scaena ductilis*, im anderen von einer *scaena versilis.* Diese beiden Einrichtungen zu leugnen, wie es A. und andere tun, halte ich für unzulässig. Die sichtbaren Säulen mit einzelnen Pinakes dazwischen konnten erst eingeführt werden, als die Dramen gewöhnlich vor dem Wohnhause spielten und kein Ortswechsel mehr vorkam.

War in älterer Zeit außer der einfachen Schmuckwand eine besondere Vorhalle notwendig, so konnte sie vor oder auch hinter dieser Wand leicht hergestellt werden. Vorhallen der ersteren Art erkenne ich auf mehreren von Professor A. abgebildeten Vasenbildern, obwohl sie von ihm selbst anders erklärt werden. Eine Vorhalle der zweiten Art, ein einspringendes Prothyron, sehe ich auf dem bekannten Mosaikbilde des Dioskurides (Jahrh. d. Inst. 1911, 4).

Im Gegensatze zu den Proskenien durften die Paraskenien schon früher aus festen Steinsäulen bestehen, wie es sicher im athenischen Theater des 4. Jahrh. der Fall gewesen ist. Allens Annahme, daß schon die Paraskenien des 5. Jahrh. wirkliche Säulen hatten, muß ich bezweifeln, weil die ältesten erhaltenen Paraskenien, die von Eretria, noch keine Säulen aufweisen.

Der Allenschen Ergänzung der Skene des 5. Jahrh. kann ich somit für das Untergeschoß in einigen Einzelheiten nicht ganz zustimmen. Und auch beim Obergeschoß muß ich einige Änderungen vorschlagen. Ich denke mir dieses höher und von mehreren großen Öffnungen durchbrochen. Das lehren uns die erhaltenen Obergeschosse mehrerer hellenistischer Theater und dasselbe dürfen wir auch aus der durch die Dramen des 5. Jahrh. bezeugten Tatsache schließen, daß die Götter in mehreren Dramen aus dem Obergeschoß herausflogen oder auf Flügelwagen herausfuhren. Denn nur bei hohen und weiten Türen war so etwas möglich.

Im übrigen wird unser Wissen von der Gestalt und der Entwicklung des griechischen Theaters durch die neuen Beobachtungen Professor Allens in wesentlichen Punkten geklärt und erweitert. Daher darf ich die beiden besprochenen Bücher dankbar begrüßen und allen Gelehrten, die sich für das griechische Theater interessieren, bestens empfehlen.

Jena. Wilhelm Dörpfeld.

Auszüge aus Zeitschriften.

American Journal of Archaeology. XXV, 2.

(111) **G. H. Chase**, Two Vases from Sardis. Gefunden in einem Grabe, das sich durch den Reichtum seiner keramischen Beigaben auszeichnete, jetzt im Metropolitan-Museum in New York. Die eine gehört zu der Kyrenäischen Gattung (die auch in Sparta gefunden worden ist) und stammt aus der Zeit von 600—550 v. Chr. Das zweite Gefäß hat einen seitlichen Ausguß mit Sieb und zeigt Verwandtschaft mit phrygischer Ware. Einflüsse von Ost und West haben sich also in Sardes begegnet. — (118) **W. B. Dinsmoor**, Attic Building Accounts. Versucht IG I 284—288 als Bericht über die Herstellung der Athena Promachos zu deuten. Dazu kommen noch drei weitere Bruchstücke 1 545, 545a und ein bisher noch nicht veröffentlichtes. Das ganze Standbild war etwa 42 attische Fuß hoch. — (130) **Ch. H. Weller**, The Original Plan of the Erechtheum. Dörpfelds Ansicht läßt sich nicht aufrecht erhalten. Der Bau ist so errichtet, wie er geplant war, und wie den Baumeister die ungünstige Lage zwang. — (142) **E. H. Swift**, A Group of Roman Imperial Portraits at Corinth. Bei den amerikanischen Grabungen fanden sich an der südöstlichen Ecke des Marktes acht Bildwerke aus pentelischem Marmor. Das erste, zwischen 12 v. Chr. und 14 n. Chr. angefertigte stellt Augustus dar. — (161) **S. N. Deane**, Archaeological Discussions. — (207) Bibliography of Archaeological Books 1920.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. LXV, 4—6.

(107) **J. Scheftelowitz**, Ein Beitrag zur Methode der vergleichenden Religionsforschung. Berichtigungen zu Clemens Religionsgeschichtlicher Erklärung des Neuen Testaments (die Angaben im Derek ereṣ zuṭṭa über lebend ins Paradies gekommene Heilige sind später durch den Vogel Phönix erweitert worden, ursprünglich also nicht

iranisch beeinflußt), Nachrichten über die persische Religion (der Ausdruck „Himmel" für Gott ist nicht aus dem Parsismus entlehnt), Reste der primitiven Religionen im ältesten Christentum (die Bezeichnung des Messias als Weinstock ist nicht aus dem Griechentum entnommen, sondern altjüdisch). Auch die Sitte des Umwandelns ist reinsemitisch; das Gleichnis vom Lahmen und Blinden tritt im Judentum 300 Jahre früher als in Indien auf; die Vorstellung vom Glücksrad kann von den Griechen übernommen sein.

Orientalist. Literaturzeitung. XXIV, 7—10.

(145) **H. Haas**, Grünwedels „Alt-Kutscha". Schluß der Besprechung des Monumentalwerkes, das zu weiterer Klärung der schwierigen Probleme die Mitarbeit der Archäologen und Kunsthistoriker fordert. — (155) **H. Holma**, Zum Marseiller Opfertarif. ברץ in der bekannten Inschrift bedeutet soviel wie zuwider, abweichend von u. ä. — **H. Ehelolf**, Akkad. nēšu = genesen. So ist die in medizinischen Texten häufige Zeichengruppe AŠ. EŠ zu lesen. — (180) Altertumsberichte, aus gelehrten Gesellschaften, Personalien. — (180, 220) Zeitschriftenschau.

(193) **G. Möller**, Ägyptisch-Libysches. Stellt eine Reihe von libyschen Lehnwörtern zusammen. — (197) **F. Sommer**, Hethitisch aruna- und die Partikel -pé. aruna ist „Meer", -pé bedeutet: gleichfalls, ebenso, auch.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. LXXV 1—4.

(51) **W. Caspari**, Psalm 84 in drei Strophen. Neuer Einteilungsversuch mit Textänderungen. — (60) **E. Littmann**, Zu den Inschriften von ʿArâq il-Emîr. Es gibt zwei Inschriften, beide sind טוביה zu lesen. — (122) **G. Furlani**. Astrologisches aus syrischen Handschriften. Aus ms. or. 4434 des Britischen Museums, wahrscheinlich aus griechischen Vorlagen übersetzt.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. XLIV, 1—2.

(1) **P. Thomsen**, Die lateinischen und griechischen Inschriften der Stadt Jerusalem und ihrer nächsten Umgebung. (Forts.) Stellt alle Inschriften bis etwa 1500 n. Chr. zusammen und bespricht sie. — (62) **J. Lewy**, Archäologische Reste im Südwesten Samarias. In dem wenig begangenen Gebiete des wādi ḳāna werden verschiedene megalithische Bauten (Burgen, Gräber, Straßen, Schalensteine, Höhlen, Ölpressen) nachgewiesen, die für eine starke Besiedelung in kanaanitischer Zeit sprechen. — (71) **P. Thomsen**, Zeitschriftenschau. — (73) Vereinsnachrichten.

Nachrichten über Versammlungen.

Sitzungsberichte der Preufs. Akademie der Wissenschaften.

28. April. **Eduard Meyer** sprach über die Einwirkung der zoroastrischen Religion auf die Entwicklung des pharisäischen Judentums und des Christentums und die diese beherrschende dualistische Weltanschauung. Im Buch Daniel ist nicht nur die Schilderung des Weltgerichts, sondern ebenso die vier Weltreiche aus dem Parsismus übernommen. Ebendaher stammt der Dualismus, der Gegensatz der göttlichen und der teuflischen Mächte, welcher das spätere Judentum und das Christentum beherrscht und im Anschluß daran die Auferstehungslehre und der Ausgleich von Verdienst und Schicksal in einem zukünftigen Leben. Dadurch wird zugleich die ganze Eschatologie und das Bild vom Messias von Grund aus umgestaltet.

12. Mai. **W. Schulze** sprach über das Tocharische. Die Herausgeber der „Tocharischen Sprachreste", Sieg und Siegling, haben das sachliche und grammatische Verständnis der von ihnen veröffentlichten Texte in solchem Umfang und so überzeugend erschlossen, daß die Ergebnisse ihrer Arbeit von dem eigentümlichen Formenaufbau dieser neuen Indogermanensprache ein fast vollständiges Bild gewähren. Die sprachgeschichtliche Einordnung ihrer Erkenntnisse wird man freilich mit rechtem Erfolge erst dann versuchen können, wenn auch die Denkmäler der Mundart B in gleich zuverlässiger und vollständiger Bearbeitung zugänglich sein werden. — **Seckel** sprach über: Die karthagische Inschrift CIL 25045 — ein kirchenrechtliches Denkmal des Montanismus? Es wird gezeigt, daß das neuerdings gefundene Inschriftenfragment, das zu ergänzen und zu deuten bisher nicht gelungen ist, ein Synodaldekret der montanistischen Kirche Afrikas enthält. Weiter wird versucht, die Inschrift, von der nur ein Drittel der Zeilen erhalten ist, dem Sinne nach zu rekonstruieren. — **Diels** legte eine Abhandlung von **M. Wellmann**, Die Georgika des Demokritos, vor. Dieser merkwürdige Neupythagoreer, der in hellenistischer Zeit (um 200 v. Chr.) eine ganz neue, romantisch gefärbte Richtung der Naturforschung inauguriert hat, die fortan das Altertum bis ins Mittelalter hinein beherrscht und in mancher deutschen Sage wiederklingt, ist auch Verfasser eines kulturgeschichtlich wichtigen Werkes über Landwirtschaft, das vielfach dem Abderiten zugesprochen wurde. Mit Hilfe der bisher unausgenutzt gebliebenen Fachliteratur gelingt es, den Nachweis zu führen, daß dies Buch neben dem Werke des Karthagers Mago eine ähnliche zentrale Stellung eingenommen hat wie auf dem naturwissenschaftlichen und chemisch-technischen Gebiete sein Sympathiebuch, sein Zauberbuch und seine Βαφικά.

2. Juni. **Brendl** sprach über Shakespeares „Julius Cäsar". Es wird behandelt die Nach-

wirkung von Marlowes Tamerlan auf sein Titanentum, das Verhältnis zu Bacons Cäsaressay und die Abkehr des Dichters von seiner eigenen höchst bewundernden Jugendansicht über den Eroberer Roms. Sobald der reifere Dramatiker die Biographien Plutarchs las, der in der Trajanzeit bereits mit neuem Republikanersinn auf die letzten Verteidiger der Freiheit zurückblickte und in Brutus die prächtigere Persönlichkeit zeichnete, wählte er diesen zum tragischen Helden. Wie dieser als makellos ausgemalte Idealist zum Anstilger seines Wohltäters und Freundes Cäsar, der römischen Selbstregierung und des eigenen Lebens wurde, steht für Shakespeare im Mittelpunkt des poetischen Interesses; aber daneben hat doch auch ein echt englischer Sinn für parlamentarische Selbstverwaltung ihn für deren letzten römischen Verteidiger eingenommen; das ergibt sich namentlich aus dem nachträglichen warmen Lob, das Brutus vom ehrlichen Sextus Pompejus in der Antoniustragödie ohne dramatische Nötigung bekommt. Das römische Volk, bei Plutarch von Anfang bis Ende vernünftig, ist bei Shakespeare nach dem Humanistentyp des „*imperitum vulgus*" umgeformt, Cicero jedoch unter Plutarchs Einfluß und durch den Gegensatz zum Aktivisten Casca zu einem etwas karikierten Theoretiker gemacht. Im ganzen Drama durchdringen sich ästhetische und politische Elemente in einer aus den Gepflogenheiten und Verhältnissen der Elisabethzeit erklärlichen Weise.

16. Juni. von Wilamowitz-Moellendorff legte vor: **Frhr. Hiller von Gaertringen**, Attische Inschriften (436). Es werden auf Grund unbekannter oder wie es scheint noch nicht richtig verstandener Inschriften behandelt I. das Bündnis von Oiniadai mit Athen im Jahre 424, II. Grabos der Ältere von Illyrien, III. die Demen der Akamantis, IV. die Phratrie Thymaitis.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Barenton. H. de, La langue étrusque, dialecte de l'ancien égyptien: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 157 ff. 'Veraltete Zitate, oberflächliche Lesungen, naive Unbefangenheiten, elementare Schnitzer'. *G. Herbig.*

Bergsträßer, G., Hebräische Lesestücke aus dem Alten Testament: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 167. 'Die Auswahl ist gut, die Darbietung wissenschaftlich einwandfrei und pädagogisch beachtenswert'. *M. Löhr.*

Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient. Bd. II: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 162 f. 'Die Berichte gestatten einen tiefen Einblick in die geleistete Arbeit auch der sakischen, iranischen und kaukasischen Forschung'. *F. Bock.*

Brüne, B., Flavius Josephus und seine Schriften: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 173. 'Die Urteile sind oft recht anfechtbar'. *J. Behm.*

Cowley, A. E., The Hittites: *Z. d. D. Morg. Ges.* LXXV S. 278 ff. 'Einer der besten Führer durch den chetitischen Irrgarten'. *F. W. Frhr. v. Bissing.*

Dombart, Th., Der Sakralturm: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 174 f. 'Die Quellen sind vorsichtig und kritisch benützt, doch ist die Grundidee verkannt'. *W. Wreszinski.*

Gauraga Nath Bauerjee, Hellenism in Ancient India: *Z. d. D. Morg. Ges.* LXXV S. 286 f. 'Gut orientierend und gut geschrieben'. *J. Hertel.*

Gersbach, A., Geschichte des Treppenbaus der Babylonier und Assyrier, Ägypter, Perser und Griechen: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 209 ff. 'Läßt Kenntnis der neueren Literatur und philologische Mitarbeit vermissen'. *Th. Dombart.*

Kees, H., Studien zur ägyptischen Provinzialkunst: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 160 f. 'Die besonnenen und überzeugenden Ausführungen verdienen die allgemeinste Beachtung'. *W. Wreszinski.*

Kegel, M., Die Kultus-Reformation des Josia: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 212. 'Fleißig, ohne Neues zu bieten'. *M. Löhr.*

Laqueur, R., Der jüdische Historiker Flavius Josephus: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 213 ff. 'Trotz großen Scharfsinns und tiefbohrender Gründlichkeit nicht wärmer zu empfehlen'. *F. Münzer.*

Lotz, W., Hebräische Sprachlehre: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 166. 'Das Buch wird weiter reichen Segen stiften'. *M. Löhr.*

Lübke, W., Die Kunst des Altertums: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 202 f. 'Gehört in die erste Reihe der Handbücher antiker Kunst'. *M. Pieper.*

Meinhof, C., Der Wert der Phonetik für die allgemeine Sprachwissenschaft: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 156 f. 'Zum Teil reichlich elementar gestaltet, aber lohnende Lektüre'. *G. Bergsträßer.*

Meinhold, J., Einführung in das Alte Testament: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 165 f. 'Der Aufgabe ist der Verf. mit großem Geschick gerecht geworden'. *P. Thomsen.*

Meyer, Ed., Die Gemeinde des neuen Bundes im Lande Damaskus: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 169 ff. 'Die Thesen sind, wenn auch nicht neu, mit großer Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn durchgeführt'. *S. Poznański.*

Mogensen, Maria, Inscriptions hiéroglyphiques du Musée national de Copenhague: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 207 f. 'Mit Dank zu begrüßen'. *W. Wreszinski.*

Mogensen, Maria, Stèles égyptiennes du Musée national de Stockholm: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 208 f. 'Fleißiges Werk'. *W. Wreszinski.*

Richter, H., Pilgerreise der Aetheria (oder Silvia) von Aquitanien übersetzt: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 174. 'Keine wissenschaftliche Forschung aus erster Hand'. *K. Meister.*

Scherman, Th., Ägyptische Abendmahlsliturgie des 1. Jahrtausends: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 9/10 Sp. 212 f. 'Unentbehrlich'. *J. Behm.*

Schütz, R., Die Vorgeschichte der johanneischen Formel: ὁ θεὸς ἀγάπη ἐστίν: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 172. 'Recht belehrend'. *B. Violet.*

Sethe, K., Der Nominalsatz im Ägyptischen und Koptischen: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 159 f. 'Bedeutet eine sehr wesentliche Förderung und Erweiterung unserer Kenntnis'. *A. Wiedemann.*

Speleers, L., Le Papyrus de Neferrenpet: *Orient. L.-Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 160. 'Der Anhang (Gottheitenverzeichnis) erhebt die Arbeit über den Wert einer einfachen Textausgabe'. *W. Wreszinski.*

Volz, P., Studien zum Text des Jeremia: *Orient. L. Ztg.* XXIV 7/8 Sp. 166 f. 'Die Arbeit geht weit über das hinaus, was man gewöhnlich in den Kommentaren darunter verstand', *M. Löhr.* — *Th. L.-Ztg.* XLVI 9/10 Sp. 99 f. 'Für das Studium des Jeremia unentbehrlich'. *W. Nowack.*

Mitteilungen.

Das Festland vor der Atlantisinsel Platons.

Beim Suchen nach dem Anbauursprung der Hirsepflanzen schweiften meine Gedanken auch zur Atlantis ab und ebenso bei dem Studium der ältesten Handelsgeschichte über Zinn und Bernstein. Der Zufall wollte es, daß mir von Arldts Schrift „Die Platonische Atlantis" (diese Wochenschr. 1920 Heft 8 u. 9) nur das erste Heft in die Hand kam, so daß die Fortführung seines Gedankenganges mir überlassen blieb und feste Formen annahm. Als mir dann das zweite Heft zugänglich war, sah ich erst, wie weit mein Weg von seinem und der anderen Atlantissucher sich geschieden hatte, was mir genug Berechtigung zu sein scheint, auch andere zu meinem Ziele zu führen. Aus Raumersparnis verweise ich auf Arldts Auszug der Atlantiserzählung, wenngleich ich einige Male auf Platons „Kritias" selbst zurückgreifen muß.

Jeder Atlantissucher müßte sich jenen Satz zur ersten Richtschnur nehmen, der die Unbefahrbarkeit und Unerforschbarkeit des durch den Niederbruch der Atlantisinsel schlammig gewordenen Meeres aussagt. Welches Meer ist dies nach Ansicht der Alten?

Aristoteles, der die Fahrt des Pytheas noch nicht kennt, nennt in seinen Meteorologica (II. 1. 14) das „Meer jenseits der Säulen des Herakles seicht, schlammig und von Winden wenig bewegt". Natürlich meint er nur das Küstengewässer, da die hohe See den alten Seefahrern überhaupt nicht zugänglich war. Avienus, der einiges aus der Reisebeschreibung Himilkos (um 500 v. Chr.) aufgezeichnet hat, schreibt: Außerhalb der Säulen des Herakles, längs der Seite Europas, hatten die Karthager einst Städte und Dörfer; sie pflegten ihre Flotten mit flacherem Boden zu bauen, damit das breitere Schiff auf dem Rücken des seichteren Meeres schwimmen könne . . . Die Erdoberfläche ist kaum mit ein wenig Wasser bedeckt . . . Das hohe Meer aber kennt kein Mensch (Nansen, Nebelheim S. 41). Ähnliches sagt Cäsar von den Schiffen der Veneter (de bello gall. III. 13), und Strabo (III. 175) bringt die bekannte Geschichte von dem Phöniker, der sein Schiff bei der Fahrt nach den Zinninseln absichtlich auf einer Untiefe stranden ließ, damit der nachsegelnde Römer in das gleiche Verderben gerissen und das Geschäftsgeheimnis gewahrt werde. Schließlich fanden die Römer unter Publius Crassus, daß das dortige Meer doch befahrbar sei, womit das durch Jahrhunderte geglaubte Märchen von der schlammigen See endlich zerstört war.

Daß die Atlantisinsel bis an die dem Griechen bekannte Welt reichte, sagt Platon selbst; denn Poseidon gibt seinem zweitältesten Sohne „Gadeiros" den „äußersten" Teil der Insel von den Säulen des Herakles bis in die Gegend von Gadir, weshalb dies Gebiet nach ihm benannt ist. Dieser äußerste Teil ist also die Südspitze Spaniens, dasselbe wie Tarsis oder Tartessus, was die ältesten griechischen Geographen auch als „Tarsisinsel" bezeichneten.

Das schlammige, unbefahrbare Meer in Platons Vorstellung ist also das Küstengewässer Spaniens nördlich von Gadir (Cadix), bis wohin die Phöniker die Befahrbarkeit nicht gut leugnen konnten. Darüber hinaus mußte die im Mittelmeere fast unbekannte Ebbe und Flut als Abschreckungsmittel gegen die Einmengung Volksfremder in den einträglichen Handel herhalten. Die bei der Ebbe freiliegenden Schlammbänke (mit Tang) wurden als Reste versunkenen Landbodens auch dann noch gedeutet, als die Phöniker mit den Gezeiten schon sicher rechnen konnten.

Daß die Schiffererzählung besonders die flachen Küsten Spaniens und Frankreichs im Auge hatte, geht daraus hervor, daß der Erz- und Zinnhandel von diesen Gebieten damals ganz in den Händen der Phöniker lag, die sicher längs der Küste bis zu den Zinninseln vorgedrungen waren. Nansen bringt mir überzeugend scheinende Ansichten (S. 42), daß die Kassiteriden mit den Oestrimniden gleichzusetzen und an der Südküste der Bretagne zu suchen sind. Nach ihrer Erschöpfung traten die Zinngebiete von Cornwall an ihre Stelle, und die alten Kassiteriden wurden vergessen, nach Norden gerückt. Platon hebt ausdrücklich hervor, daß eine der Mauern von Poseidons heiliger Burg mit Zinn umgossen war; dagegen ist es wohl nur ein Zufall, wenn er die Atlantisinsel in zehn Landgebiete geteilt sein läßt und Strabo (III 175) die Zahl der Kassiteriden gleichfalls mit zehn angibt.

Der überschwenglich geschilderte Metallreichtum der Insel und ihre großartigen Einrichtungen für den Handelsverkehr zu Wasser und zu Lande lassen überall das große Interesse der Phöniker durchblicken; „die Insel bietet alles an gediegenen und schmelzbaren Erzen, darunter auch die Gattung, die jetzt nur noch ein Name ist, damals aber mehr als dieses war, nämlich ὀρείχαλκος, das an vielen Stellen der Insel aus der Erde gefördert wird und

das unter den damals Lebenden nächst dem Golde am höchsten geschätzt war".

Platon, vielleicht auch der ägyptische Gewährsmann Solons weiß nicht, was für ein Metall das Wort ursprünglich bezeichnete. Nach der Arbeit von Lepsius, „Die Metalle in den ägyptischen Inschriften" (Abh. Akad Berlin 1871, 27 ff.) war das nach dem Golde am höchsten geschätzte Metall die Goldsilber-Legierung, das älteste Hüttenprodukt aus den natürlichen Mischerzen beider Edelmetalle. Das ägyptische Wort dafür, „Asem", ging in das Griechische als ἄσημος[1]) über, ein Wort, das man später falsch ableitete (α-σῆμα) und als das „Unbekannte" übersetzte. Das Metall selbst ist gleichbedeutend mit Elektros, das ursprünglich die Goldsilbermischung und, nach Änderung des Geschlechtes, als Elektron erst später den Bernstein bezeichnete. Elektros war ein Ausfuhrgegenstand der spanischen Bergwerke.

In Ägypten wurden Obelisken, Pyramiden, Tore usw. mit „Asem" überzogen, und im Atlantisbericht ist es die innerste Mauer von Poseidons Burg, die mit ὀρείχαλκος übergossen ist. Mit der fortschreitenden Kenntnis der Erzscheidung wird „Asem" in den ägyptischen Berichten immer seltener, und zur Zeit der Psammetiche ist es kaum noch nachzuweisen (Lepsius S. 48). Deshalb weiß auch Solon-Platon nichts damit anzufangen.

Ich dachte anfangs, daß ὀρείχαλκος Bernstein sein könnte, ähnlich dem χαλκολίβανον der Wörterbücher. Es ist durchaus möglich, daß alle beide wie Elektros in der Bedeutung schwankten, und daß auch „Asem" bisweilen Bernstein bedeutet, für den ein anderes Wort im Ägyptischen nicht bekannt ist, obwohl Funde aus Pyramiden vorliegen. Die Mauer kann aber nur mit Metall überzogen sein, nicht mit Bernstein, der allerdings sicher ein Handelsgegenstand der Phöniker war. Vielleicht verdankt der Bernstein ursprünglich seine Wertschätzung der Ähnlichkeit mit der Farbe der Gold-Silberlegierung.

Die von Poseidon errichtete, später zu einem Heiligtume umgestaltete Burg, die etwa 10 km landeinwärts auf der Atlantisinsel lag, erinnert in Platons Beschreibung an die megalithischen Bauwerke, mit deren Verbreitung sich auch auffallend der angebliche Machtbereich der Atlantier deckt (Nordafrika, Tyrrhenis, Spanien, Frankreich). Ob sich in diesem Gebiete ein prähistorischer mehrfacher Ringwall um einen mäßig hohen Hügel finden lassen wird, innerhalb dessen eine warme und eine kalte Quelle fließt, bleibt abzuwarten. Leider ist mir die Arbeit von W. J. Perry (Relat. betw. the geogr. distr. of megalithic monuments and ancient mines. Manchester, Lit. and Phil. Soc. LX. I) nicht bekannt, die vielleicht auch die Platonische Atlantis erhellen kann.

---

[1]) Für den freundlichen Hinweis bin ich Herrn Geheimrat Wiedemann zu Dank verpflichtet.

Die Atlantissage Platons hat Berichte über den Erzhandel mit Westeuropa zur tatsächlichen Grundlage. Mag es auch eine Atlantisinsel nie gegeben haben, so ist wenigstens „das Festland ihr gegenüber, das um ein Meer im wahren Sinne des Wortes liegt, gegenüber dem das Mittelmeer nur eine Bucht mit enger Einfahrt" darstellt, nichts anderes als Südwest-Europa und besonders dessen atlantische Küste.

Das Meer zwischen Atlantisinsel und dem Festlande ist nach Platons Schilderung schmal gedacht, so daß kein Unbefangener an die westafrikanischen Inseln, geschweige an Amerika denken kann. Jedes Küstenvolk hat seine Sage vom Meere verschlungener Inseln, und die Atlantis ist nur eine von vielen. Das Mittelmeer wimmelt im Altertum von sagenhaften Inseln, besetzt mit Göttern, Fabelwesen, Glückseligen oder unendlichen Reichtümern. Sie mußten mit der zunehmenden Kenntnis des Binnenmeeres verändert werden, verschwinden oder wurden weiter und immer weiter hinausgerückt bis jenseits der Säulen des Herakles. Dabei färbte das benachbarte Festland auf diese gleitenden Inseln ab: sie mußten versinken, um anderswo wieder aufzutauchen. Die Handelswege der Phöniker schoben eine Sageninsel, vielleicht mit Cypern oder Kreta beginnend, immer weiter nach Westen vor, bis sie Platon einen Augenblick als „Atlantis" festhielt, spätere Zeiten dauernder als „Insulae fortunatum". Auch das schlammige Meer wanderte bis in den äußersten Norden (Nansen S. 336).

In der Atlantiserzählung spiegelt sich ein Stück der Entdeckung Europas wie im Sagenkreis von Herakles-Melkart, den Argonauten u. a. Den längs der Nordküste Afrikas schiffenden Phönikern mußte Spanien anfangs und noch nach langer Zeit als Insel erscheinen, bis sie den Zusammenhang mit „Europa" entdeckten.

Was den zweiten Teil der Atlantissage betrifft, den Überfall von westlichen Seevölkern gegen Attika und Ägypten, so verweise ich auf die Ausführungen Arldts, obwohl ich auch hier eigene Ansichten habe.

Czernowitz. Fritz Netolitzky.

Eingegangene Schriften.

Paulus Aegineta. Ed. J. L. Heiberg. Pars prior. Libri I—IV. Lipsiae et Berolini, Teubner. 60 M., geb. 68 M.

Palästinajahrbuch. Hrsg. von Gustaf Dalman. 16. Jahrgang (1920). Berlin, Mittler & Sohn.

Jahrbuch der philosophischen Fakultät der Georg August-Universität zu Göttingen. 1921. I, II. Göttingen, Kaestner.

E. Howind, De ratione citandi in Ciceronis Plutarchi Senecae Novi Testamenti scriptis obvia. Diss. Marburg, J. A. Koch.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

PHILOLOGISCHE WOCHENSCHRIFT.

Erscheint Sonnabends, jährlich 52 Nummern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie auch direkt von der Verlagsbuchhandlung.

HERAUSGEGEBEN VON
F. POLAND
(Dresden-A., Haydnstraße 23 III.)

Die Abnehmer der Wochenschrift erhalten die „Bibliotheca philologica classica" — jährl. 4 Hefte — zum Vorzugspreise.

Literarische Anzeigen und Beilagen werden angenommen.

Preis der dreigespaltenen Petitzeile 75 Pf., der Beilagen nach Übereinkunft

Preis jährlich: Mark 70.—. Amerika: Dollar 5.—. Belgien und Frankreich: Francs 56.—. England: Schilling 24.—. Holland: Gulden 14.—. Italien: Lire 77.—. Schweiz: Francs 28.—. Schweden: Kronen 22.—.

41. Jahrgang. 24. Dezember. 1921. №. 52.

Inhalt.

Rezensionen und Anzeigen.

Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung. Erster Teil 1500—1806. Leipzig 1921, Weicher. 115 S. 8. 10 M.

Wohl kaum jemals sind in dem gleichen Zeitraume so viele, zum Teil voluminöse und wertvolle Werke über deutsche Urgeschichte und ihre Quellen, besonders auch über Tacitus' Germania, erschienen und gekauft worden wie in den beiden ersten angeblichen Friedensjahren. Wie vor einem Jahrhundert, so haben auch heute wieder die gebildeten Teile unseres Volkes das Bedürfnis, aus der Not und Schmach der Gegenwart sich in die reineren Zeiten seiner Kindheit, die ruhmvollen seiner Jugend zu flüchten. Wie diese Bücher, so kommt einem Bedürfnis der Zeit auch dieser „Versuch" entgegen, „die Hauptlinien der Germanenforschung festzuhalten und ihre ununterbrochene Entwicklung von den Anfängen bis auf unsere Tage zu zeigen". Als eine Aufgabe seines Buches bezeichnet der Verf. die, „Liebe für unsere deutsche Heimat und für unser Vaterland zu stärken", und als „die grundlegenden Fragen, deren literargeschichtlicher Entwicklung nachgegangen werden soll, Rasse, Kultur und Heimat der Germanen". In diesen drei Worten liegt der Unterschied dessen, was er Germanenforschung nennt, von der Germanistik und die Berührung seines Themas mit der deutschen Prähistorie und zugleich eine Andeutung des nationalen Standpunktes, den er bei der Wertung der von ihm besprochenen Vertreter der Germanenforschung einnimmt. Wenn dieser Standpunkt in späteren Abschnitten des Werkes zum nationalistischen werden sollte — in dem vorliegenden ersten von drei in Aussicht genommenen Teilen ist dies in störender Weise nicht der Fall —, kann der wissenschaftlich gebildete Leser — andere kommen für diese Besprechung ja nicht in Betracht — leicht ab- und zutun. Jedenfalls aber entspricht ein Plus in dieser Richtung den literarischen Bedürfnissen unseres Volkes heute mehr als das Gegenteil: eine bis zur Geringschätzung unseres germanischen Volkstums gehende internationalistische Auffassung desselben, wie sie der Verf. bereits in diesem ersten Hefte unter andern bei einzelnen Vertretern des Zeitalters der Aufklärung festzustellen in der Lage war, und wie er sie noch mehr in den beiden folgenden Teilen gegenüber manchen „Keltomanen" des vorigen Jahrhunderts zurückzuweisen haben wird. In dem vorliegenden Hefte dürfte für philologische Leser von besonderem Interesse sein der Nachweis der bekannten, aber in dem Kampfe um die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums nicht immer betonten Tatsache, daß die ersten Träger einer wirklich wissenschaftlichen Germanenforschung — ganz abgesehen von der Wiederauffindung und Bearbeitung der auf sie bezüglichen antiken Quellen, wie der Germania und der Annalen des Tacitus, der Peutingertafel

und anderem — die deutschen Humanisten waren, und daß auch im 17. Jahrh. eine Reihe von Werken, deren Verf., wie unter anderen Leibniz, sich von warmem Interesse für die Urgeschichte unseres Volkes und Hochschätzung seiner ererbten Eigenschaften erfüllt zeigen, lateinisch geschrieben war. Hier hätte neben Clüver, Conring und anderen auch Bernhard erwähnt werden können, der im ersten Teil seiner 1731 herausgegebenen Antiquitates Wetteraviae neben manchen phantastischen Ausführungen auch beachtenswerte Gedanken über die Wohnsitze und Wanderungen der west- und mitteldeutschen Germanenstämme ausgesprochen hat, deren Berücksichtigung manche modernen Bearbeiter derselben Fragen vor Irrtümern hätte bewahren können. Den „Germanenforschern" jener Zeit war noch nicht, wie es heute infolge der Überfülle neuer, an den verschiedensten Stellen zerstreuter Bearbeitungen derselben Fragen öfters der Fall ist, das unbefangene Schöpfen aus den primären Quellen allzuoft erspart. Von aktuellem Interesse mit Rücksicht auf verwandte Vorkommnisse unserer Tage ist der Nachweis, daß bereits im 16. Jahrh. deutsche Humanisten, und zwar besonders auch solche elsässischer Herkunft, gegen die Bemühungen französischer Historiker, den Franken, denen nun einmal ihr Volk seinen Namen verdankt, germanische Nationalität abzuerkennen, oder, wenn dies zu gewagt erschien, „die fränkische Eroberung als eine vorübergehende Unterbrechung ihrer auf gallisch-römischer Grundlage beruhenden Kultur" zu erklären. Das letztere werden wir den modernen Vertretern des urgallischen Grundsatzes „vae victis" ohne Kummer zugestehen.

In engem Zusammenhange mit dieser Frage stehen die beiden anderen: nach der rechtlichen Zugehörigkeit des Rheins und seiner Uferlandschaften zu Germanien oder Gallien und über die Herkunft der Germanen. Während die erstere bereits von den namhaftesten Humanisten und später von allen hervorragenden Forschern in deutsch-nationalem Sinne beantwortet worden ist, haben sich bekanntlich die Vertreter der Germanenforschung im 17. und 18. Jahrh. zum Teil weit von der Ansicht der ersten Bearbeiter der taciteischen Germania über das Autochthonentum der Germanen entfernt. Doch liegen die eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten, in denen die Einwanderung des Volkes, sei es aus Skandinavien oder aus Südrußland oder endlich aus Zentralasien, vertreten wird, erst diesseits der in diesem Hefte behandelten Jahrhunderte und daher außerhalb der Aufgabe dieser Besprechung. Was der Leser in diesem ersten Hefte zu finden erwarten kann, dürfte sich am einfachsten aus der Inhaltsangabe erkennen lassen:

Frankfurt a. M. Georg Wolff.

K. Beth, Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. (Aus Natur und Geisteswelt 658.) Leipzig-Berlin 1920, Teubner. Kart. 2 M. + Zuschläge.

Der Verfasser des rühmlichst bekannten Werkes: Religion und Magie bei den Naturvölkern, Leipzig 1914, legt in diesem Bändchen 658 der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt eine vorzügliche Einführung in die Fragen der vergleichenden Religionsgeschichte vor. Nach einer gedankenvollen Einleitung über: „Die Religion. Ihr Wesen und ihre Erscheinungsformen" behandelt der Verf. zunächst die religiösen Grundvorstellungen (der Mensch und das Übersinnliche, Chrematomorphismus, d. h. „die Vorstellung oder Versinnbildlichung des als absonderlich, anormal, übernatürlich, weiterhin als göttlich Empfundenen durch etwas rein Dingliches, vorwiegend durch menschliche Gerätschaften, Werkzeuge und Waffen" [S. 20], Theriomorphismus, Anthropomorphismus, Heroen, Dämonen, Zahl und Gruppierung der Götter, das Schicksal), um sich dann der Darstellung des Verkehrs zwischen Gott und Mensch zuzuwenden. Hierbei wird natürlich genau unterschieden zwischen dem Verkehr der Gottheit mit dem Menschen, sofern er sich darstellt in a) der spontanen, göttlichen Selbstbekundung und b) gesuchten Offenbarung, und dem Verkehr des Menschen mit der Gottheit, wie er sich im Kultus darstellt. Gerade diesen Teil des Werkes möchte ich für besonders be-

achtenswert halten, zumal die Behandlung der „Tabu"-Frage. Ebenso ist die Behandlung des Gebetes und des Opfers in hervorragender Weise anregend. Zum Abschluß dieses Abschnittes wird von dem Verhalten des Menschen zu den bösen Mächten gehandelt. Im vierten Teile seiner Gesamtdarstellung: Die religiösen Güter und das Heil, spricht der Verf. von der Teilnahme am göttlichen Sein im Diesseits, vom zukünftigen Leben, von Lebenszeremonien und Mysterien, von der Erlösung. Den Schlußabschnitt bilden Betrachtungen über Religion und Welterfassung. In diesem Teile spricht der Verf. sich aus über Mythus, Kosmogonie und Anthropogonie, über religiöse Überlieferung und heilige Schriften, um die Darstellung ausklingen zu lassen in tiefschürfenden, gedankenschweren Worten über Religion und Philosophie. Ein ausgewähltes Literaturverzeichnis beschließt den Band. Referent gesteht, daß er dem Verf. dankbar ist für manches, das er aus dem kleinen, aber inhaltreichen Buche gelernt hat, daß er aber als aus Herm. Useners Schule hervorgegangen manchen Anschauungen des Verf. nicht ohne weiteres beipflichten kann; er steht aber nicht an, allen, die sich mit Fragen der vergleichenden Religionsgeschichte befassen oder befassen wollen, das Buch angelegentlichst zu empfehlen, denn: inter folia fructus!

Essen. Albert Ostheide.

Karl Heussi, Das Nilusproblem. Randglossen zu Friedrich Degenharts Neuen Beiträgen zur Nilusforschung. Leipzig 1921, Hinrich. 32 S. 6 M.

Da der Verf. im Vorwort erklärt, zum Nilusproblem von nun an nicht mehr das Wort ergreifen zn wollen, und da sein Antagonist Degenhart inzwischen auf tragische Weise aus dem Leben geschieden ist, wird wohl mit Wahrscheinlichkeit in absehbarer Zeit die Wissenschaft sich wieder weniger mit dieser Frage befassen. Es seien daher die auf sie bezüglichen Publikationen hier noch einmal gesammelt: F. Degenhart, Der hl. Nilus Sinaita. Sein Leben und seine Lehre vom Mönchtum (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens, 6. Heft), Münster i. W. 1915 (vgl. auch H. Greßmann in dieser Woch. 1916, 291); Rezension von K. Heussi in Theol. Lit.-Ztg. 1915, 402 f.; K. Heussi, Untersuchungen zu Nilus dem Asketen, Leipzig 1917 (T U 42, 2); dazu diese Woch. 1918 Sp. 735 ff.; K. Heussi, Nilus der Asket und der Überfall der Mönche am Sinai in Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XXXVII, 1916, 107—121; F. Degenhart, Neue Beiträge zur Nilusforschung, Münster i. W. 1918; dazu diese Woch. 1920 Sp. 267 ff.; endlich der vorliegende Aufsatz. Seiner Natur nach kann er wenig Neues bieten, da er sich im wesentlichen auf eine sachliche und gelungene Abwehr der Degenhartschen Angriffe beschränken muß, die tatsächlich der nötigen kritischen Fundierung entbehren. Jedoch kann man doch aus den wenigen Seiten den Eindruck gewinnen, daß die gründliche und immer wieder erneuerte kritische Durchforschung eines Problems immer schärfer zusehen lehrt. Und so mögen auch diese Randglossen teilweise kleine positive Ergebnisse bringen, wenn durch sie auch für Ref. nichts Neues bewiesen wird, als was er selbst schon in zwei Besprechungen anerkannt, unterstützt und durch Ausdehnung der chorizontischen Kritik auf andere Schriften des Niluscorpus bekräftigt hat: 1. Die Narratio über den Überfall der Mönche am Sinai ist überhaupt keine Autobiographie, also auch keine solche des Nilus; 2. sie stammt überhaupt nicht von dem Verf. der Briefe, in denen uns die Nilus-persönlichkeit am klarsten gegenübertritt. Ganz bescheiden möchte Ref. hier nur noch bemerken, daß er in seiner Besprechung der „Neuen Beiträge" manches vorweggenommen hat, was H. nunmehr zur Erwiderung anführt (z. B. H. S. 15[1] oder S. 12 — τόπος — oder S. 25 ff. — die von D. zu „positiven Indizien" aufgewuchteten nicht tragfähigen Parallelen: vgl. diese Woch. 1920, 268 f.). Der Verf. konnte wohl diese Bemerkungen für seinen schon 1918 abgefaßten, allerdings erst jetzt herausgekommenen Aufsatz nicht mehr verwerten.

München. Anton L. Mayer.

Ferd. Sommer, Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen. Frankfurt a. M. 1920, Diesterweg.

Durch anderweitige Tätigkeit verhindert, kommt Ref. ziemlich verspätet dazu, Sommers Schulgrammatik 1920, der inzwischen schon wieder des Verf. „Vergleichende Syntax d. Schulsprachen" 1921 gefolgt ist, zu besprechen. Wie von vornherein zu erwarten stand, ist das Buch ein ausgezeichnetes Werk, dem recht vielseitige Verbreitung an den Schulen zur Belebung und Vertiefung des Lateinunterrichts zu wünschen ist. Daß es wissenschaftlich auf der Höhe steht, ist bei diesem Meister seines Faches, dem wir Lehrer schon eine so vielseitige Anregung und Belehrung auf sprachwissenschaftlichem Gebiete verdanken, selbstverständlich. Der Kenner merkt auf Schritt und Tritt, wie hier in einem knappen

Hinweis, dort in einer kurzen Anmerkung eine Fülle von wissenschaftlichem Rüstzeug zusammengedrängt ist, hier endgültig ein umstrittenes Problem gelöst, dort geklärt wird, da neue Beleuchtung erhält. Hervorragend ist aber auch das pädagogische Geschick, das S. in der Anlage des Buches, besonders der Formenlehre, bekundet. Kaum zu überbieten ist die gedrängte Knappheit in der Behandlung und Anordnung des sprachwissenschaftlichen Stoffes, den er in die Anmerkungen verwiesen hat — nach meiner Meinung ist er hierin fast zu konservativ und maßvoll! —, ferner die praktische Ausnutzung des Raumes bei den Tabellen, die Verzahnung der Lautgesetze und Sprachformen durch kleingedruckte Zahlen, die auf erstere verweisen, die Verwendung verschiedenster Drucktypen, um Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden, sowie von Klammern, wo es sich um Sprachgut der nichtklassischen Zeit handelt. Sehr geschickt ist die Auswahl sprechender Parallelen aus anderen Sprachen (Griechisch, Französisch, Gotisch, Althochdeutsch), um dem Schüler gewisse Gesetze und Formen lebendig zu veranschaulichen. Alles in allem ein Werk, das besonders den Lehrern willkommen sein wird, die wenig sprachwissenschaftlich geschult sind (namentlich Theologen, älteren Praktikern der formalistischen Methode) und sich durch die schwerflüssigere Terminologie der wissenschaftlichen Handbücher bisher haben abschrecken lassen.

Wenn ich einige grundsätzliche Wünsche äußern darf, so vermisse ich in der Formenlehre vor allem zunächst eine knappe systematische Zusammenstellung von verschiedenen Grundbegriffen und Erscheinungen, die S. verzettelt in Anmerkungen verstaut hat und deren methodische Behandlung mir in einer sprachwissenschaftlichen Grammatik unumgänglich scheint, weil sie wichtig ist zum Verständnis des ganzen Aufbaues: so z. B. über Geschichte und Einfluß d. lateinischen Betonung (+4), Entstehung der Lautgesetze, über Wurzel und Stamm (dieser wichtige Begriff erscheint erst § 67 C Anm.), Suffix und Präfix, über silbische Liquiden (+27 Sing. Acc.). Überhaupt: ein knapper Grundriß der Lautlehre wäre sehr wünschenswert. Bei den Lautgesetzen wäre die Heranziehung deutscher Beispiele, namentlich aus den Mundarten, zu begrüßen; ebenso fehlt ein Abschnitt über Wortbildungslehre, bei den Präpositionen eine Zusammenstellung sämtlicher Präfixa verbaler Komposita mit besonderer Betonung des Semasiologischen (Herausarbeitung der Bedeutungsentwicklung des vielseitigen prŏ-, sub- usw.). Auch in der Behandlung der Komposita bei den Stammformen ist diese Seite zu kurz weggekommen; oft hätte — ohne Platzverschwendung — nur ein Wort mehr genügt, um dem Schüler den Bedeutungswandel bei einem Kompositum mit einem Schlag aufzuhellen. Wie soll sich dieser den Übergang von „bestehen, kosten" bei cōnstāre erklären? Ein dazwischenstehendes „zu stehen kommen" (vielleicht mit Hinweis auf die Wagschalen in Anm.) reichte aus. Oder bei dīrimere „trennen" zu emere „kaufen" genügte ein Hinweis auf +64; die Grundbedeutung „nehmen" (vgl. ex*im*ius, ex*em*plum) muß schon bei emere stehen; sonst ist ja auch adimere „wegnehmen" unverständlich. Und so oft! Vielleicht richtet Verf. in der zweiten Auflage sein Augenmerk noch mehr auf diese Seite.

In der Syntax bedauere ich — trotz der Ausführungen Sommers im Vorwort und trotz seiner geschickten Anordnung der Konjunktionen —, daß er darauf verzichtet hat, ein Schema der Satzgliederung durchzuführen, wie er es § 249 angibt; vor allem B 2, da er ja selbst auf Schritt und Tritt von Konsekutiv-, Final- und anderen Sätzen spricht. Es ließe sich das in Verbindung mit der historischen Betrachtungsweise sehr wohl durchführen. Ohne scharf eindringende Satzanalyse kommt doch der Schüler bei einer längeren Periode — angesichts der Vieldeutigkeit von Konjunktionen wie cum, ut, dum — nicht durch. Ferner scheint mir die Fassung mancher Regeln zu wissenschaftlich, nicht praktisch genug dem Verständnis selbst von Primanern angepaßt zu sein. Dazu kommt, daß sie oft so kurz und knapp gehalten sind, daß sie unklar wirken müssen. Auch könnten, so sehr ich im allgemeinen wenige, aber treffsichere Musterbeispiele vorziehe, bei mancher Regel die Beispiele zahlreicher sein. Vielleicht hat aber hier die Rücksicht auf den Preis des Buches eingewirkt.

An Einzelheiten möchte ich auf folgendes hinweisen. § 8 ist die Angabe der media aspirata bei f, b in Klammern für den Schüler unverständlich und überflüssig, wenn sie nicht irgendwo später lautgesetzlich verwertet wird (wie dh bei +53). — § 9 ist ohne eigentlichen Inhalt; denn er besteht nur aus einer Überschrift! — § 20 steht capĭs als sicheres Beispiel für das Jambenkürzungsgesetz, während es +42 nur als möglich angesehen wird („kann aus *căpīs entstanden sein"!). Ich würde lieber § 20 weglassen und +42 nur auf das Lautgesetz verweisen. — § 17 No. 29 stört mich „Mutae" im Deutschen: warum nicht Mutä

(wie Kannā usw.)? — No. 34 ōrsus, ebenso § 106 ōrdior, ōrsus (dagegen Laut- und Formenl.[2] S. 603 ŏrdior, ŏrsus); dann aber doch auch § 39 A ōrdō dessen Länge inschriftlich bezeugt ist. — § 28 A. Besser: Eigennamen auf -ĭus (auf die Quantität achtet sonst der Schüler ja nicht genau!). Dagegen Darīe, Sperchīe usw. — § 32 A. Ausnahmen: auch marmor sowie manche griech. Eigennamen (Nestor, Hector)! — § 33 C 2: warum ist das häufige faucēs weggelassen? — § 34: warum supellēx, supellēctilis? S. Formenl.[2] S. 356 supellĕx! Auch Heiniehen-Hoffmann[9] (1917) gibt Längszeichen, obwohl er es doch (nach Zimmermann) auf *super-lect(i)s zurückführt, also v. St. legh- mit media aspirata, für die die Lachmannsche Regel beim Pt. Pf. nicht gilt; vgl. lĕctus, lĕetīca! — § 41 A 2: fehlt Hinweis auf die Flexion des eigentlichen Pt. Pr. — § 47 nēquam: Die Bedeutung „nicht wert" läßt sich attributiv nicht verwenden! Vgl. auch § 50 F. — § 50 C maledicus = „schmähsüchtig" mutet mich altertümelnd an (Lessing!). Lieber „hämisch, boshaft, gehässig", mit vir (homō) oder fēmina: „Nörgler, lose Zunge, böses (Klatsch-)Maul". D fehlt bei posterior die örtliche Bedeutung an erster Stelle (hintere, Hinter-), bei superior die zeitliche (vorig) sowie die übertragene (überlegen); ebenso bei inferior (unterlegen). Ich vermisse hier auch prior, prīmus: prior wird § 52 B 2 b erwähnt als „der erste von zweien", aber nirgends als „früher"; prīmus steht +31. — § 52 B 1: mīlle „meist" neutr. Subst. mit Gen. part.? (s. auch S. 86 o.). — § 53 ist die Klammerbemerkung zu dēnārius („auch einfach nummus genannt") wohl aus Versehen im Druck eine Zeile zu tief gekommen; sie gehört zu sēstertius! — § 54 vermisse ich eine Erklärung der Monatsnamen sowie der drei Kalendertermine. — § 55 könnte zum Verständnis von sēsē auf die „emphatische" Bedeutung der Reduplikation (vgl. unser „jaja, soso, nana") hingewiesen werden (analog +39). — § 66 Anm. vielleicht besser: „von einem bestimmten Subj.". — § 69 möchten die Formen der II. Sup. laudātū usw. (außer audītū) als theoretisch wohl lieber in Klammern gesetzt werden. Denn nach der Statistik von Sjöstrand, de vi ac usu supini secundi Latinorum 1891 (leider ist die Schrift weder hier noch in der Leipziger Universitätsbibliothek vorhanden) gibt es nur 85 Sup. auf -ū (laut Kühner-Stegmann I 725 A. 6). Ich halte es für ausgeschlossen, daß dēlētū praktisch vorkommen kann. — Beim Inf. u. Pt. Fut. fehlen die Bedeutungen „loben wollen" (s. +139) und „im Begriff, entschlossen zu loben" (s. § 241 B Klammersatz). — +41 können auch die Personalendungen des franz. Hilfszeitwortes être herangezogen werden: e-s, es-t, som-mes, ê-tes, so-nt. — § 73 (Deponentia) vermisse ich die Formen des Imp. II, der S. 43 oben in Klammern erwähnt wird! Der Schüler muß sie doch bilden und in der Grammatik finden können. hortātus = ermahnt habend mindestens in Gänsefüßchen oder Klammern; denn diese deutsche Form verwenden höchstens Lehrer und Schüler in der Klassenstunde bei der Einübung der Partizipialkonstruktion oder der Lektüre in der ersten wörtlichen Wiedergabe; sie möchte aber doch ja nicht geradezu als gute Übersetzung gegeben werden! — § 74 A empfiehlt es sich vielleicht, die Verba auf -iō in folgender Reihenfolge, die sich so leichter dem Gedächtnis einprägt, zu geben: capiō, rapiō; faciō, iaciō, -liciō, -spiciō; cupiō, -cutiō; fodiō, fugiō; pariō, sapiō; gradior, patior sowie morior. — B 1 möchte auch auf calfacc hingewiesen werden. — § 77, 2 e pāscere neben pāstus, das doch auf *pāsc-tos zurückgeführt wird? — § 81 B fehlt praestātūrus (bei Cic. u. Liv.!). C applicāre: „anschmiegen" wohl lieber an erster Stelle vor „hinwenden". — § 82, 2 b prōvidēre vielleicht besser so: „vor(aus)sehen". — § 86, 3 fehlt succēnsēre, das ich nirgends finde. — +56 kann bei torrēre auch auf terra (*tersā) = das Trockene hingewiesen werden. — § 88 A 1 zu ruere stürzen vermisse ich die Komposita mit intr. Sinn (cor-, irruō), desgleichen die hierhergehörigen con- und ingruō; wenn man nicht lieber von vornherein zwei (ja drei) verschiedene Stämme annehmen will. A 2 offendere auch = beleidigen (offēnsiō!). — § 89, 2 capere: warum ist excipere in seiner vielseitigen Bedeutung übergangen? afficere „antun" kann wegen seiner deutschen Konstruktion (wem?) verwirrend wirken; es empfiehlt sich, dahinter mindestens = „versehen mit" zu setzen. — § 90 A: warum nicht bei canere, fallere, parcere die bekannten Hilfssupina in Klammern? attingere auch = betreten. tendere: wozu dētendere, das nur zweimal belegt ist? sistere = „festsetzen"? Paßt nur für das adj. Pt. Pf. status. Bei cōnsistere möchte die militärische Bedeutung „haltmachen, eine Stellung beziehen" nicht fehlen. — § 92 A stehen keine Hinweise auf § 24 (Ablaut) bei dictum, ductum, rēxī, tēxī, vēxī, trāxī, ebenso § 93 bei dīvīsī. Warum ist bei dūcere das so häufige Komp. prōdūcere (produire, Produkt[ion], produzieren) weggelassen? — § 94 quaerere fehlt „suchen", bei exquīrō aussuchen (exquīsītus!) und inquīrō untersuchen (Inquisition). — +71 fehlt Hinweis auf § 119 A. — agnōscere ohne Sup. C. Wagener notiert agnitum (agnōtus bei Pac. und agnōtūrus bei Sall. Hist.). S. gibt ja selbst (Formenl.[2] S. 605) agnitum an, wenn es auch „erst spät (Plin. Stat.) bezeugt ist"[1]). Aber deshalb, weil zufällig im erhaltenen Hochlatein keine Form des Pt. Pf. vorkommt, kann man doch nicht sagen: „ohne Sup.". S. mußte sich zwischen agnōtum und agnitum entscheiden, getreu seiner eigenen Überzeugung, „daß sich vollständige Stammformen besser einprägen als solche ohne Sup." (Vorw. IV). Daß schon im Klassischen, unter dem Einfluß des gleichbedeutenden cognitus (erkennen, wiedererkennen, auch anerkennen wie manum suam et signum Cic. Cat. 3, 12), agnitus durchgedrungen sein muß, be-

[1]) agnitūrus findet sich schon Curt. 9, 8, 27.

weist mir das Verbalabstraktum agnitio bei Cic. nat. deor. I 1 (Proportion: nōscō, nōtum, nōtiō: cognōscō, cognitum, cognitiō: agnōscō, agnitum, agnitiō). Ferner haben wir das Zeugnis des Diomedes (I 388, 6): Nonnulli veterum declinaverunt agnotum et agnoturum, ut Brutus in Epistulis"; vor allem das des Priscian (II 511, 3): notandum tamen, quod „cognosco, cognitum" et „agnosco, agnitum" in frequentiore usu faciunt, pro ō paenultima producta, quam vetustissimi servabant analogiam sequentes, i correptam adhibentia[2]). Wenn Sallust agnōtūrus schreibt, so nimmt das bei seiner Vorliebe für Archaismen (Cato!) nicht wunder. — Dagegen bietet S. mit Recht incolere ohne Sup.; im Gegensatz zu Stowasser, Heinrich-Hoffmann, Georges in der Neuauflage und viele Grammatiken, die incultum geben. Denn es ist meines Erachtens ausgeschlossen, daß die Römer — wegen der Verwechslung mit dem negativen Adj. incultus „unbebaut" — eine Form des Pt. Pf. von incolere verwendet haben. Tatsächlich kann ich auch keinen Beleg finden. Deshalb empfiehlt es sich, in Klammern als Ersatz habitātum oder cultum zu geben; denn auch das Simplex colere hat ebenso die transitive Bedeutung „bewohnen" (Cic. nat. deor. II 164; epp. II 12, 2 u. ö.) wie die intr. „wohnen, hausen" (Plaut. Most. 762, Liv. XXI 26, 6, Tac. Germ. 16). Darum auch bei incolere besser so: (be)wohnen. — § 95 incumbere auch übertr. „sich legen auf" (in litterās). — § 96 inveterāscere „veralten" ist zweideutig (obsolēscere!); lieber „alt werden". — +77 ist auf +67 zu verweisen; desgl. § 106 experior auf +76. — § 104 A u. 105 A möchten bei medērī, tuērī sowie fruī, īrāscī, vēscī Ersatzperfekta in Klammern dem Schüler gegeben werden; zu fruī auch fruitūrus (Cic.!). lābī „umfallen"? Doch nur „gleitend" herabfallen, vom Menschen (ex equō, ex rūpe) oder von rāmus, fōlia, catēna u. ä. gesagt. Auch „herabgleitend" im Tode „zusammenbrechen" oder „strauchelnd" fallen; Hor. c. III 6, 2 aedēs lābentēs deōrum „verfallen" (vgl. Suet. Aug. 30: aedēs sacrās vetustāte collāpsās refēcit). Ich wüßte aber keine Stelle aus der Schullektüre, wo das Komp. „umfallen" paßte. — Bei orīrī § 106 fehlt die Bedeutung „aufgehen" (Subst. ortus, Orient!). — § 107 möchte dem Schüler in Anm. eine Erklärung des akt. Perf. revertī gegeben werden. S. versucht Formenl. S. 479 selbst eine solche; ich würde Ellipse e. Objekts wie iter (pedēs, tergum) (aus dem Militärleben?) vorziehen, zumal da schon vertere und andere Komposita häufig intr. verwandt wurden. Vgl. auch unser intr. „umkehren", umwenden". — +82 ist auf § 144 C 2 zu verweisen (vgl. +84). — § 115 füge zu adīre „angehen" den Zusatz: (trans.), ebenso zu inīre „eingehen". Hier möchte man auch die Bedeutung „angehen (intr.)" nicht missen (initium!). — § 119 B muß die Form inquam erklärt werden (alter Konj. Pr. = möcht' ich sagen). — § 120, 1: bei vērō fehlt „vollends" (s. § 123 C!); 2 paullum, 4 Adv. zu difficilis. — § 122 sind interim und quidem übergangen, bei proinde die häufigere Bedeutung „demnach, also" bei Aufforderungen. — +92 cūr aus quōr: urspr. also = „wozu?" — § 127 fehlt das Längszeichen bei Litotēs (vgl. § 278, 6!).

Syntax: § 129 gibt S. die bekannte Satzdefinition nach Wundt. In der Anmerkung +93 scheidet er „Komm!" als Satz von „gleichbedeutendem (!) Her!, das kein Satz ist, weil die Gliederung fehlt". S. geht hier, wie Wundt, eben auch nur vom Sprechenden aus. Es ist aber doch klar, daß dem Sprecher die Gesamtvorstellung auch beim bloßen „Her!" vorschwebt; aber er „erspart" sich nur die im Zusammenhang des Gesprächs oder aus der Situation dem Zuhörer von selbst verständlichen Glieder der Vorstellung, die er durch Ton, Miene, Gebärde ersetzt. Vgl. zu diesem Problem vor allem die feinen Ausführungen des leider verstorbenen Ph. Wegener in seinem letzten Aufsatz „Der Wortsatz" (Indog. Forsch. 1920 S. 1 ff., der mit Recht Wundt die völlige Ausschaltung des dialogischen Wechselverkehrs zwischen Sprecher und Hörer vorwirft (s. auch v. Rozwadoswki, Wortbildung und Wortbedeutung 1904 S. 68 ff. sowie Blümel, Syntax 1914 § 545 und 662). Ich ziehe daher Sütterlins Auffassung vor, der im Anschluß an Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung" 1901 S. 115 f. darauf hinweist, daß der Mensch abwechselnd Gesamt- und Einzelvorstellungen bildet, die sprachlich durch Sätze oder „Satzfragmente" wiedergegeben werden. Er setzt das Gebilde des Satzes der Dreiheit Laut, Wort und Gruppe gegenüber und bezeichnet diese als die aus dem Zusammenhang gerissenen Teile, den Satz als das Ganze, das je nach Belieben aus einem dieser drei Gebilde bestehen kann (Das Wesen der sprachlichen Gebilde 1902 S. 151). Dem entspricht die kürzeste mir bekannte Satzbestimmung, die R. Meyer gibt: „Jedes zum Verständnis unter Angehörigen desselben Sprachgebietes ausreichende Stück menschlicher Rede (Germ.-Roman. Monatsschr. V 692)[3]). — § 130 B 2 schaltet S., veranlaßt durch die Einwände von Fr. Hoffmann in dessen empfehlenswertem Buch: „Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage" 1914 S. 120 ff., die bisher üblichen Fachausdrücke „prädikativ" und „adverbial" aus, um für dieses den Begriff „akzessiv" einzuführen. Mit letzterem kann ich mich nicht befreunden. Erstens ist es ein neues

[2]) Daß P. Cicero nicht zu den vetustissimi rechnet, beweist sein sonstiger Brauch; vgl. II 24, 6 antiquissimi „Medentius" pro „Mezentius", 25, 16 apud a. „faciundum" pro faciendum", 27, 10 vetustissimi „servos" pro „servus" u. ä. Besonders lehrreich ist die Gegenüberstellung von veteres und antiquissimi II 341, 2 ff.

[3]) In denselben Bahnen bewegt sich auch Thumb (Brugmann, Griech. Gramm. [4] 665) wenn er sagt: „Jedes sprachliche Gebilde, durch das der Mensch etwas mitteilt, seinen Willen äußert, ist als Satz zu betrachten, auch ein einziges Wort (Satzwort)".

Fremdwort, zweitens ein nichtssagendes, das nur den Begriff der Erweiterung enthält und sich inhaltlich in nichts von „attributiv“ unterscheidet. Denn beide (wie auch „Apposition“) besagen nur die rein äußerliche Tatsache, daß etwas hinzugefügt wird bezw. „hinzutritt“. Den Kern, das Wesen der Sache berührt er gar nicht. Und dabei erfordert es doch gerade die Erfahrung der Praxis gebieterisch, daß im Latein der Schüler zwischen „er kehrte fröhlich heim“ und „er kämpfte tapfer“ scharf scheide, von dem bisher „Adverbiale“ (Umstandsbestimmung) genannten Satzerweiterungen völlig zu schweigen. Der Ausdruck „prädikatives Attribut“ (Paul!) ist für mich freilich ein Unding; ich habe ihn bisher in praxi weder gehört noch verwendet. Auch Sommers Ansicht von der „nicht mehr auszurottenden Festlegung des Begriffs ‚Attribut‘ auf die adnominale Erweiterung“ (Vorw. V) trifft meines Erachtens nicht überall auf die Schulpraxis zu. S. begeht dabei aber selbst den Fehler, daß er erst, um „prädikativ“ zu meiden, allgemein jede Erweiterung, die sich auf einen Gegenstand bezieht, „attributiv“ nennt, einige Zeilen weiter (§ 131 B 2) aber doch von einem „prädikativ“ gebrauchten Nomen und § 138 plötzlich von „Zustandsattribut“ (statt „Prädikativum“) spricht. Dieser neue Begriff ist auch nicht glücklich. Ist denn in der Verbindung „eine frische Semmel“ nicht auch „frisch“ ein „Zustandsattribut“? Ein anderer Nachteil seiner neuen Termini ist, daß dem Schüler die bisher üblichen Ausdrücke in der deutschen, französischen, später griechischen bezw. englischen Grammatik begegnen[4]) und neue Verwirrung in den Köpfen eintreten muß. Aber einheitliche grammatische Terminologie in den verschiedenen Sprachen ist ein pädagogisches Erfordernis[5]). Dem Schüler nützt der zusammenfassende Begriff „akzessiv“ doch nichts, wenn er im einzelnen die syntaktische Funktion eines adverbialen Satzteils näher bestimmen muß. Ich finde vielmehr den Begriff „prädikativ“ im Gegensatz zu „attributiv“ gerade sehr bezeichnend, natürlich muß man beide streng scheiden! Prädikat und Attribut sind nähere Bestimmungen des Substantivs; Adverbiale ist eine Erweiterung des Verbalbegriffs oder Satzganzen. Das Attribut aber bildet mit dem Subst. eine untrennbare Einheit (im Griechischen „attributive“ Stellung!), während das Prädikativum selbständig eine ergänzende Nebenaussage (Prädikat!) über den Zustand (Stimmung, Alter, Amt) enthält, in dem sich die Person bei der betreffenden Handlung befindet. Zum Satz erweitert ergibt diese Nebenaussage einen selbständigen Hauptsatz, der aus „Kopula“ und Prädikatsnomen besteht (daher im Griechischen oft mit ὤν verbunden und „prädikative“ Stellung!), während das Attribut erweitert einen Relativsatz ergibt! „Unversehrt kehrte ich heim“ = „ich war unversehrt, als ich heimkehrte“ oder „ich kehrte heim, und dabei war ich unversehrt!“. Ferner ist das Attribut (ich meine das adjektivische) eine für den Satzsinn entbehrliche Erweiterung, die „durch Hinzufügung des Adj. einen näher beschriebenen oder reicher ausgestatteten Begriff erwecken, ein deutlicher gemaltes Bild“ geben soll[6]), während das Prädikativum den wesentlichen, betonten Bestandteil des Satzes bildet, auf dem der Nachdruck liegt. Dementsprechend würde ich folgende Fassung der Regel § 130 B 2, die natürlich verbesserungsfähig ist, vorschlagen: Erweiterungen a) adnominale, die sich auf einen Gegenstand beziehen und diesem im Kasus angeglichen werden, wenn sie eine Eigenschaft ausdrücken; α) attributive, wenn sie mit dem G. einen Gesamtbegriff bilden: vir clārus, timor deī, liber dē senectūte, β) prädikative, wenn sie selbständig eine ergänzende Nebenaussage über den G. enthalten, die einen Zustand oder eine Stimmung desselben ausdrückt: pater laetus (integer, senex) rediit. Tē puerum vīdī. Amīcum imparātum offendī. Minervam inermem fīnxit; b) adverbiale, die sich auf den Verbalbegriff der Gesamtvorstellung oder das Satzganze beziehen: α) Adverb, β) bloßer Kasus (Abl., Lok.), γ) präpositionales Adverbiale. — § 132. Warum nicht „Übereinstimmung“ vor („Kongruenz“)? B 2 scheint mir die Fassung so praktischer für den Schüler: „im Genus, wenn es, wie im Deutschen, einen „Beruf“ ausdrückt (Subst. auf -us, (-er), -a oder -tor, -trīx)“. — § 140, 1 könnte bei den Verben des Affekts mit Acc. besonders betont werden: Ausgenommen die der Freude! — § 143 fehlen cognōscere und invenīre. — § 144 B: warum der neue Fachausdruck: Acc. „traiectionis“? — § 156 (S. 90 Abs. 2) kann die Regel in ihrer jetzigen Fassung irreführen. „Ihr habt das Haus sehr niedrig (ein-, ab-)geschätzt (= taxiert)“ kann nach den Textworten nur minimī heißen, während hier der Abl. ebenso häufig ist! Vielleicht empfiehlt es sich doch,

4) Vgl. im Französischen ils tombent malades, elle retourna joyeuse, elle sortira victorieuse de la concurrence, j'ai les yeux bleus u. a.; im Englischen he stood firm, he looks pale (aber he looks haughtily!), we returned happy (aber happily we returned!), blind men say black feels rough. Diese Parallelen aus den neueren Sprachen hat sich S. in seiner „Vergl. Syntax d. Schulsprachen“ § 5 entgehen lassen, wo er nur wegen des Deutschen die „prädikative“ Verwendung des Adj. hervorhebt!

5) S. dazu die Ausführungen von Lotz, Lehrplanpolitik. Erwägungen eines Humanisten. (Monatsschrift für höhere Schulen 1921 S. 199 f.)

6) Strohmeyer, Wort und Bedeutung der grammatischen Termini (Neue Jahrb. 1920, S. 238 f.). Im Gegensatz zu ihm unterscheide ich allerdings aus praktischen Gründen scharf zwischen Prädikatsnomen (d. h. einem Nomen, das mit der Kopula das Prädikat bildet) und Prädikativum im obigen Sinne. [Weil dieses ebenso zum Gegenstandsbegriff wie zur Zeitvorstellung des Verbs in Beziehung steht, nennt es Sütterlin nicht übel „Attributivobjekt“. In einem Satz wie „ich fand ihn krank“ finde ich diesen Begriff sogar sehr treffend.]

irgendwie die Begriffe „äußerer (materieller, Geld-) Wert“ und „innerer (geistiger, moralischer) Wert“ einzuführen. — § 157 stört das „Entsprechend bei oblivīscī“ unmittelbar nach der vorangehenden Sonderregel von meminisse; es bezieht sich doch auf die Hauptregel! Im Klammersatz besser: „Namentlich Historiker und Dichter verwenden . . .“ — S. 92 finde ich die Begriffsbestimmung des Dativs stilistisch unglücklich („das Wort, mit Rücksicht auf das . . .“) und außerdem zu weitgehend. Bei dem Satze: „Ich habe das mit R. auf unsere Verhältnisse gesagt“ und andere Beispiele versagt die Regel. Warum nicht der alte Begriff der „Beteiligung“ (mit dem sich Ziel, Zweck, Interesse, Ethicus vereinigen lassen), indem man von dare selbst ausgeht (dō librum — tibi). Schon bei diesem Satze trifft außerdem auch Sommers Regel nicht zu, wenn er von einem „Zustand spricht, der sich einstellt“. — § 163: Bei prō fehlt die Bedeutung „zum Entgelt (Lohn, Strafe) für“. — § 166 Schluß möchte auch ein Beispiel für invidēre mit Gen. der Person gebracht werden. — + 111 liegt doch nicht „überall“ Dativ des Interesses vor! So nicht bei persuādēre (schon als Kompos. von suādēre mit Dativ!) und supplicāre. — § 168: Bei mihi cordī est betrachtet man jetzt cordī als ursprünglichen Lokativ; meines Erachtens mit Recht, da esse sich hier nur mit Abstrakta verbindet. Außerdem scheint mir das auch eine Stelle wie Plaut. Men. 761: Sed haec rēs mihi in pectore et corde cūrae est zu beweisen (vgl. unser Volkslied: „Du, du liegst mir im Herzen.“) — § 182 und + 119 ziehe ich für potīrī c. Abl. die Erklärung Krolls vor (Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht[2] 1920 S. 3). — Bei § 188 füge zu secundum die Bedeutung „nach“ (Platōnem), § 189 zu ex „infolge, kraft“, zu cum „unter, zu“ (§ 179 A!), zu § 190 zu in c. Acc. das finale und konsekutive in (in memoriam, dīvidere in trēs partēs etc.). — + 120 fehlt in diesem Zshg. die Bedeutung „der zweite“, § 203 ein Beispiel für īdem = andrerseits, hinwiederum, § 204 ipse selbst = persönlich. — § 205 Anm. 1 scheint mir das Beispiel von sine nicht scharf genug zu scheiden. Lieber: sine aliquō vulnere ohne erheblichen (nennenswerten) Verlust gegenüber sine ūllō v. ohne jeden (jeglichen) Verlust. C: quīdam im Pl. auch = einige, manche; neben „sozusagen“ auch = geradezu. — § 209 finde ich die Fassung der schwierigen Regel nicht ganz klar. Vgl. die eingehende Behandlung der „Verschränkung“ durch Reichardt in „Lehrproben und Lehrgängen“ 1908 S. 351 ff. — § 219 A. 1 besser: „aus e. Begriff wie tum, aliās, sine c. Abl. und ähnlichen, der ihn (den irrealen Vordersatz) ersetzt, oder nur dem Sinn“. — § 227 hält die Fassung der Regel der Praxis nicht stand. Denn so wird der Schüler verführt, nach cūrāre, operam dare, efficere usw., die nach seiner Meinung auch „das Wirken des Subjekts auf die Entwicklung eines unter gleichem Subjekt stehenden Verbalvorgangs darstellen“, den Inf. zu setzen. Außerdem paßt der Text nicht gut auf negative Begriffe wie cunctārī, timēre, intermittere. Ich schlage vor: „Verba, die den allmählichen Verlauf einer Handlung bezeichnen (incipere, pergere, dēsinere). Analog auch parāre, cōnārī etc. sowie ihr Gegenteil (omittere etc.). — S. 133** gefällt mir persönlich zwar das mundartliche „Umsatz“ in seiner abstrakten Verwendung (= Umwandlung); werden aber alle Schüler in deutschen Gauen es verstehen? — + 137: Die historische Erklärung des Acc. c. I. mußte schon eher gebracht werden! — + 139 nur „loben wollen“; „loben werden“ ist Papierdeutsch! — § 239 A (S. 141 o.) fehlen tacitus verschwiegen, quiētus still, concrētus geronnen, adultus erwachsen u. a. — § 240: Der modale Gebrauch des Abl. Ger. ist in klassischer Zeit noch selten, erst bei Liv. häufiger (s. Kühner-Stegmann II 752). — § 241 A. 1 ist ein Hinweis auf das franz. j'ai angebracht. — § 247 C A. 1 vermisse ich das negative an = oder etwa (an quisquam dubitat?). — § 252 fehlt eine Regel über die Abhängigkeit des konjunktivischen Nebensatzes vom verb. infinitum im allgemeinen, auch von Gerund., Sup., Part. Pf! (S. spricht nur vom präs. und futur. Inf. und Part.); desgl. ein Beispiel für die Abh. vom Pt. Pr. in Vergangenheitssphäre. — § 257 A 1: auch nach unpersönlichen Ausdrücken wie lēx, iūs est und anderen kann bald ut fīn., bald ut consec (ut nōn oder nē) stehen. — S. 163. 2 empfiehlt es sich für die Praxis, cum advers. (während hingegen) von cum concess. (da doch, wo doch = obschon) reinlich zu scheiden; ebenso § 271 C besser: cum conc. — § 266 B „immer si minus“. Aber doch auch sī nōn (wenn auch seltener)! — § 271 B dignus, aptus, idōneus mit finalem Relativsatz richtiger als bei Kühner-Stegmann II 302, der ihn, wie auch das hier vorkommende ut, als konsekutiv auffaßt. Dagegen kämpft auch Waldeck, Praktische Anleitung[4] 1920 S. 189, der aber den Konj. einfach „als Ausdruck der bloßen Vorstellung“ betrachtet. — Im Anhang II sind vielleicht Beispiele für die einzelnen Figuren aus dem Deutschen angebracht.

Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig. An Druckfehlern ist mir nur aufgefallen § 132 B 2 Anm. 3: Tamēsis (Ταμέσας Dio Cass. 40, 3 u. ö.! Also auch Tamēsa Tac. Ann. 14, 32)[7]).

Dresden. Edwin Müller-Graupa.

[7]) [Nachtrag. Die — mir nicht zugängliche — Materialsammlung von E. Ludw. Richter, de supinis ling. Lat. III (Jahresber. d. Altst. Gymn. Königsberg 1858) bestätigt meine Ansicht, daß weder laudātū noch dēlētū noch lēctū in der Literatur vorkommen; nur collēctū (difficilis c. Plin. N. H. XII 89) und natürlich intellēctū (öfter bei Cic. u. a.) sind belegt. Ich verdanke diese endgiltige Feststellung der Liebenswürdigkeit des Herrn Gymn.-Dir. Dr. Mentz (Königsberg), dem ich auch an dieser Stelle dafür herzlich danke.]

Auszüge aus Zeitschriften.

Hellas. I, 2.

(10) **Z**, Auf photomechanischem Wege wird durch von Lücken ein Werk veröffentlicht werden, das alle Feinheiten der griechischen Vasenbilder wiedergibt. — (16) **E. Z.**, Archäologisches. Die Fundamente von zwei anderen choregischen Denkmälern neben dem Lysikratesdenkmal sind gefunden worden; dadurch bestimmt sich der Lauf der antiken Tripodenstraße. Auf der Stelle eines älteren Vorgängers ist in Velestino in Thessalien ein Tempel aus dem 7. (?) vorchristl. Jahrhundert, offenbar dem Zeus Thaleios geweiht, entdeckt worden.

Hermes. LVI, 4.

(337) **O. Weinreich**, Zu Tibull I 1, 11—24. In diesem Abschnitt ist alles aufs feinste überlegt, nichts läßt sich quellenmäßig (etwa als von Properz angeregt) herausschneiden, kein Distichon an andere Stelle rücken. — (346) **A. Gercke**, Der neue Tyrtaios. Textbehandlung der 19 von Wilamowitz in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie 1918, S. 728 ff. herausgegebenen Verse aus einer alten Elegie, die in ionischem Gewande von einem Dorer verfaßt ist (wohl Tyrtaios). Handelt von einem nicht richtig organisierten Verteidigungskrieg und demnächstigen siegreichen Vorstoß der Spartaner, wohl aus dem zweiten messenischen Kriege. Die drei altdorischen Phylen werden erwähnt. Die weiteren Reste entziehen sich im allgemeinen der Ergänzung. — (355) **R. Philippson**, Zu Philodems Schrift über die Frömmigkeit. (Vgl. Bd. LV 1920, S. 225 ff., 364 ff.) V. Das zweite Buch. Von der Lehre E p i k u r s über die Frömmigkeit. Pap. 229 ist an das Ende zu stellen. Pap. 1077 enthält in kürzerer Fassung dieselben Gedankengänge wie pap. 1098: es ist also pap. 1077 ein Abriß desselben Verfassers über denselben Gegenstand (vgl. Philodems ὑπομνηματικὸν περὶ ῥητορικῆς zu desselben Verfassers Büchern περὶ ῥητορικῆς). Vgl. auch Ambrosius (Usener, Epic. frgm. 385a S. 356, 6 ff.). Das ganze zweite Buch bestand aus etwa 162 Columnen. Es gehören zu diesem zweiten Buche noch einige Bruchstücke: pap. 1610 mit Ausnahme von frg. III, von pap. 437 frgm. 3/7 (unsicher!), von pap. 1788 frgm. 9 (unsicher!). Philodem ist stark von seinem Lehrer Zenon abhängig. Es folgen Wiederherstellungen der Texte der pap. 1077. 1098. 1610. 229. 437. 1788. 452. — (411) **W. A. Baehrens**, Literarhistorische Beiträge. (Vgl. Bd. LIV 1919, S. 75 ff.) VI. Zu den unter Suetons Namen überlieferten verborum differentiae. Nicht eine einzige Differentia der beiden auf Suetons Namen stehenden Corpora darf in Wahrheit Sueton zugeteilt werden. — (422) **K. Praechter**, Der fünfte Anacharsisbrief. Untersucht die verschiedene Herkunft der im Briefe vorliegenden Berichte über Anacharsis' Leben. — M i s c e l l e n: (432) † **Th. Thalheim**, Zu Demosthenes. (Demosth.) L 14: Die Worte καὶ ὑπὸ πολλῶν αὖ τῷ ὄγῳ ἐξηπατημένοι sind hinter προλαβόντες zu stellen. (Demosth.) LIX 22: Statt νεωτέρα l. ἀ ω ρ ο τ έ ρ α. 33. 34: Streiche τράπεζαν παραθέμενος und l. περὶ Νεαίρας (statt πρὸς Νέαιραν) 124: Besprechung des Inhalts. — (434) **W. Spiegelberg**, Herodots Charakteristik der ägyptischen Schrift. Herodot erwähnt nichts von hieratischer Schrift und läßt auch die damals von der persischen Kanzlei gebrauchte aramäische Schrift unbeachtet. In dem Satze καὶ ποιεῦντες ταῦτα αὐτὰ μέν φασι ἐπὶ δεξιὰ ποιέειν, Ἕλληνας δὲ ἐπ' ἀριστερά ist zu schreiben ἐπιδέξια und ἐπαρίστερα und zu erklären „richtig" und „verkehrt". Für diesen Sprachgebrauch werden Beispiele vorgewiesen. — (438) **W. Mosel**, Epigraphisches. Bees, Die Inschriften der jüdischen Katakombe am Monteverde zu Rom, No. 163 l. bene m]ere(n)ti p o s u i; vorher stand der Name des Toten, wovon noch ein Dativ-i erhalten ist. No. 122 l. Zeile 5: και ζ „und 7" statt ισα ις (ein Steinmetzfehler). — (439) **O. Wagner**, Zu Cornelius Nepos. Atticus 3,2 l.: itaque aliquot i p s i u s e f f i g i e s locis sanctissimis posuerunt. — (441) **K. Praechter**, Julian. or. 6 P. 238, 3 ff. Hertlein. l.: τά τε θνητὰ διὰ τῆς θνητοειδοῦς μοίρας ⟨καὶ⟩ πρὸς τούτοις σ α φ ῆ (statt ἔφη) τὰ μεταξὺ τ ῷ (statt τοῦ) ζῷον εἶναι . . . Besprechung des Inhalts dieser Stelle. — (443) **W. A. Baehrens**, Pacatus. Der Autor Pacatus, Verfasser einer gegen Porphyrius gerichteten Schrift, ist mit dem Verfasser von Panegyricus II (XII), Drepanius Pacatus, trotz Harnack nicht identisch. Auch mit dem von Ursanius nach dem Tode von Paulinus Nolanus (431) um ein Lobgedicht auf diesen Meister angegangenen Pacatus ist der Redner des Jahres 389 kaum identisch. — (445) Nachtrag zu S. 314 ff. **L. Deubner**. Zu II 6 (vgl. S. 315. 317. 318 o.) l.: ἐ π έ ρ χ ε τ α ι statt ὑπέρχεται. Vgl. Menand. Georg. 31 ff.

Neue Jahrbücher. XXIV, 9.

(I) (361) **L. Deubner**, Ein Stilprinzip hellenistischer Dichtkunst. Im Gegensatz zu den vielen wiederholten Versen in Ilias und Odyssee Homers finden sich bei Apollonios Rhodios in den Argonautika nur 7 Verse wörtlich wiederholt: ein Zeichen des hellenistischen Kunstprinzips der variatio, ποικιλία im Gegensatz zur klassischen Literatur. Diese Abwechslung wird innerhalb der hellenistischen Poesie an ein paar Punkten näher ins Auge gefaßt. Die Erzählungstechnik der Aitia des Kallimachos wird im einzelnen nach dem Gesichtspunkt der Abwechslung betrachtet. Ferner wird behandelt, wie Theokrit in der Technik seiner Hirtenagone dem Prinzip der variatio Rechnung trägt. Zur varatio gehört auch die Mischung der poetischen Gattungen in der hellenistischen Literatur: untersucht wird daraufhin das Gebiet des Hymnus (Kallimachos, Theokrit). Kallimachos folgt in seinen mimischen Hymnen VI, V, II dem Vorbild von Theokrits Zauberinnen, der wieder durch Sophrons Mimen beeinflußt ist. — (379) **G. Stenhausen**, Die Tragik der höheren Menschen. Eine lebensvolle, betrachtende Gegenüberstellung der eigentlichen Geistes- und Gesinnungsaristokratie

und der großen Menge der Mittelmäßigen. — (II) (245) A. Biese, Ausgleich von Verstand und Gefühl im Deutschunterricht. — (270) O. Hartlich, Rede zum Antritt des Rektorats von St. Afra in Meißen. — (276) Die Deutsch-Griechische Gesellschaft.

Rezensions-Verzeichnis philol. Schriften.

Sancti Ambrosii opera rec. M. Petschenig, pars VI: *Th. L.-Ztg.* XLVI 11/12 Sp. 130. 'Allen Pflichten ist der Herausgeber gerecht geworden'. *A. Jülicher.*

Bauer, J., Kurze Übersicht über den Inhalt der neutestamentlichen Schriften: *Th. L.-Ztg.* XLVI 9/10 Sp. 101 f. 'Die beste Übersicht, die ich kenne'. *A. Pott.*

Bloch, L., Soziale Kämpfe im alten Rom. (Aus Natur und Geisteswelt 22.) 4. Aufl.: *Museum* 28, 11/12 S. 262. Anzeige mit einigen Ausstellungen von *E. van Hille.*

Casel, O., De philosophorum graecorum silentio mystico: *Th. L.-Ztg.* XLVI 9/10 Sp. 99. 'Gediegene Leistung'. *Goedeckemeyer.*

Diehl, Ch., Histoire de l'Empire Byzantin: *Th. L.-Ztg.* XLVI 11/12 Sp. 131. 'Meisterhafte Knappheit, echt französische Lebendigkeit'. *E. v. Dobschütz.*

Dionis Chrysostomi Orationes post L. Dindorfium ed. Guy de Budé. Vol. II: *Museum* 28, 11/12 S. 244 ff. 'Gibt infolge seiner Gründlichkeit und vorsichtigen Kritik einen zuverlässigen Text'. *K. Kuiper.*

Dold, A., Prophetentexte in Vulgata-Übersetzung: *Th. L.-Ztg.* XLVI 9/10 Sp. 105 f. 'Vortreffliche Veröffentlichung'. *E. Klostermann.*

FitzHugh, Th., The Old-Latin and Old-Irish Monuments of Verse: *Museum* 28, 11/12 S. 248 f. Abgelehnt wegen der Methode der Forschung von *A. G. van Hamel.*

Ganszyniec, R., Der Ursprung der Zehngebotetafeln: *L. Z.* 44 Sp. 834. Besprochen von *H. Haas.*

Gregorii Nysseni opera. Vol. I. Contra Eunomium libri, ed. V. Jaeger. Pars I: Lib. I et II (vulgo I et XII b): *L. Z.* 44 Sp. 848 f. Anerkannt von *C. W—n.*

Gruppe, O., Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte während des Mittelalters im Abendland und während der Neuzeit: *L. Z.* 44 Sp. 851 f. 'Außerordentlich wertvolle Ergänzung des unentbehrlichen Roscher-Lexikons', wenn auch die vorgenommene Beschränkung bedauert wird von *H. Ostern.*

v. Harnack, A., Studien zur Vulgata des Hebräerbriefes: *Th. L.-Ztg.* XLVI 13/14 Sp. 149. 'Die Ausführungen dürften stichhaltig sein'. *H. Windisch.*

Heiberg, J. L., Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt 370): *Museum* 28, 11/12 S. 266 f. Populäre Umarbeitung von Heibergs Artikel über „Exakte Wissenschaft und Medizin". *J. A. Vollgraf.*

Keil, B., Beiträge zur Geschichte des Areopags: *Museum* 28, 11/12 S. 259 ff. 'Bedeutende Arbeit'. *J. H. van Mewes.*

König, E., Israels Religion: *Th. L.-Ztg.* XLVI 11/12 Sp. 122 f. 'Den Hauptresultaten wird man zustimmen müssen'. *W. Nowack.*

Koster, Edw. D., Mythologisch Woordenboek. Inleiding van P. de Koning: *Museum* 28, 11/12 S. 263 f. Ein Terwen redivivus (J. L. Terwens Handwoordenboek der Mythologie). Die einzelnen Artikel lesen sich angenehm'. *A. J. Greebe.*

Kostrzewski, J., Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Zwei Teile: *L. Z.* 44 Sp. 836 f. 'Schließt sich in Anlage und Aufbau an das Blumesche Schema an'. Bedenken äußert *K. H. Jacob.*

Meffert, F., Das Urchristentum. Apologetische Abhandlungen. 1. Teil: *L. Z.* 44 Sp. 831 ff. 'Der Leser bekommt kein deutliches Bild davon, wie überaus schwierig es ist, die Geschichte des Vorchristentums zu rekonstruieren'. *G. H. —e.*

Meillet, A., Linguistique historique et linguistique générale: *Museum* 28, 11/12 S. 241 ff. 'Der reichen Erfahrung Meillets verdankt man sehr viele Bemerkungen allgemeiner Art, die zwar keine „linguistique générale" bilden, aber zu dem Besten gehören, was über allgemeine Sprachwissenschaft geschrieben ist'. *A. Kluyver.*

Mieses, M., Die Gesetze der Schriftgeschichte: *Th. L.-Ztg.* XLVI 13/14 Sp. 145 ff. 'Bedarf zur Verwertung ständiger Nachprüfung'. *M. Lidzbarski.*

Mulder, D. B., Quaestiones nonnullae ad Atheniensium matrimonia vitamque coniugalem pertinentes: *Museum* 28, 11/12 S. 265 f. Bericht mit Hinweis auf Mängel der Untersuchung. *P. Groeneboom.*

Niedermann, M., Essais d'étymologie et de critique verbale latines: *Museum* 28, 11/12 S. 246 ff. 'Durch die Methode der Forschung anziehende Arbeit'. *F. Muller Izn.*

Origenes Werke hrsg. von W. A. Baehrens. VI. Band: *Th. L.-Ztg.* XLVI 9/10 Sp. 103 ff. Anerkennend besprochen von *P. Koetschau.*

Pallis, A., To the Romans: *Th. L.-Ztg.* XLVI 11/12 Sp. 124 f. 'Trotz des eigenartigen Standpunktes aufs wärmste zu empfehlen'. *A. Pott.*

Schnyder, C., Eduard Huber, ein schweizerischer Sprachengelehrter, Sinolog und Indochinaforscher. Sein Leben und seine Briefe, seine wissenschaftliche Bedeutung nebst einer Auswahl seiner Arbeiten: *L. Z.* 45 Sp. 874 f. Anerkannt von *R. F. M.*

Schoff, W. H., The ship „Tyre": *Th. L.-Ztg.* XLVI 9/10 Sp. 100. 'In dem Buche liegt eine extreme Verwischung der Grenzen zwischen eigentlich und allegorisch gemeinten Texten des Alten Testaments vor'. *E. König.*

Vogels, H. J., Untersuchungen zur Geschichte der lateinischen Apokalypse: *Th. L.-Ztg.* XLVI

11/12 Sp. 126 ff. 'Eins der wertvollsten Handbücher aller weiteren Italaforschung'. *H. v. Soden.*

Wetter, G. B., Altchristliche Liturgien: Das christliche Mysterium. Studie zur Geschichte des Abendmahles: *L. Z.* 44 Sp. 833. Die 'Wichtigkeit der Darbietungen, namentlich auch der Materialsammlungen' erkennt an, aber äußert Bedenken *Fiebig.*

Winternitz, M., Geschichte der Indischen Literatur. 2. Bd., 2. Hälfte: *Museum* 28, 11/12 S. 252. 'Vortrefflich; verdient den Dank der Fachgelehrten, wie aller, die sich für Religionswissenschaft und Volkskunde interessieren'. *W. Caland.*

Wolffhärdt, E., Shakespeare und das Griechentum: *L. Z.* 44 Sp. 849. Abgelehnt von *M. J. W.*

Mitteilungen.

Die Höhlenprozession von Acharaka.

In dem durch Jugenderinnerungen aus seiner Studentenzeit so besonders lebendigen und leider nur durch arge Textverderbnisse verstümmelten Bericht des Strabon über Nysa ad Maeandrum (14, 1, 43 ff.) ist uns auch die religionsgeschichtlich nicht uninteressante Schilderung des Plutonions von Acharaka und der von der Priesterschaft dort ausgeübten Heilpraxis überliefert. Es ist die einzige Erwähnung dieses Kurortes und darum um so bedeutungsvoller, weil wir hier einmal dank der persönlichen Erinnerungen des Strabon einen Einblick in einen dieser unzähligen kleinen Kultorte, von denen sonst die Überlieferung schweigt, erhalten. Durch die Forschungen von W. von Diest und seinen Mitarbeitern (Ergänzungsheft X des Archäol. Jahrbuchs) sind die Angaben des Strabon nach der topographischen und monumentalen Seite durch Auffindung des Plutontempels und der charonischen Höhle auf das lebendigste illustriert. Doch scheint mir eine textliche Schwierigkeit in dem Berichte Strabos noch nicht gebührend beachtet worden zu sein. Strabo beschreibt zunächst die Lage des Heiligtums, das aus einem heiligen Hain mit Plutontempel und der Höhle besteht. Er fährt dann fort: „Wie man sagt, kommen die Kranken, die sich der Behandlung der Götter unterziehen wollen, dorthin und halten sich in dem Dorfe nahe bei der Höhle bei den erfahrenen Priestern auf.“ Diese haben also einen richtigen Hotelbetrieb in dem Kurort. Interessanterweise erfahren wir dann weiter, daß nicht die Kranken selbst, wie es sonst wohl üblich ist, sich der Inkubation unterziehen, sondern daß das gleichfalls die Priester für sie unternehmen „Sie (die Priester) üben den Tempelschlaf für sie (die Patienten) aus und ordnen nach den Träumen (die sie selbst gehabt haben) die Therapie an.“ So weit ist kein Zweifel. Dann heißt es in unseren Texten weiter: οὗτοι δ' εἰσί καὶ οἱ ἐγκαλοῦντες τὴν τῶν θεῶν ἰατρείαν· ἄγουσι δὲ πολλάκις εἰς τὸ ἄντρον καὶ ἱδρύουσι μένοντας καθ' ἡσυχίαν ἐκεῖ, καθάπερ ἐν φωλεῷ σιτίων χωρὶς ἐπὶ πλείους ἡμέρας . . . Für ἐγκαλοῦντες, das ganz sinnlos ist, hat schon das richtige ἐπικαλοῦντες bei Meinecke Aufnahme gefunden. Wir erfahren also hier von einem anderen Kultgebrauch: „Die Priester sind es auch, die für ihre Patienten den ärztlichen Beistand der Götter erflehen.“ Das versteht sich eigentlich von selbst und, so dürfen wir schon folgern, würde hier nicht stehen, wenn es nicht die Einleitung zur Schilderung eines besonderen damit verbundenen Ritus bilden sollte, und diese müßte daher in dem folgenden Satz enthalten sein. Die bisherigen Erklärungen allerdings, die sich auf den Text, wie er jetzt ist, stützen, lauten anders. v. Diest übersetzt (S. 16): „Oft führen sie auch die Kranken selbst in die Höhle und lassen sie dort wie in einer Tiergrube mehrere Tage ohne Speise ruhig liegen.“ Allein diese Interpretation bietet sprachlich und sachlich die schwersten Anstöße. Zu dem μένοντας müßte man doch unter allen Umständen ein erklärendes Beiwort, etwa τοὺς νοσοῦντας, erwarten. Denn unmittelbar vorher ist ja gar nicht von den Kranken die Rede gewesen. Außerdem aber ist ἱδρύουσι doch ein sehr merkwürdiger Ausdruck für die Unterbringung von Kranken und würde nur verständlich sein, wenn man etwa an Bahren dächte, auf denen sie hereingetragen werden; dann aber müßte man statt ἄγουσι eher φέρουσι erwarten. Und vollends sachlich ist diese Auffassung ganz unmöglich, denn es heißt weiter: „Bisweilen achten die Kranken auch auf Traumerscheinungen, die sie selbst haben, aber als Mystagogen und Ratgeber bedienen sie sich dann doch wieder jener, die ja nun einmal Priester sind. Den Übrigen aber ist der Ort unbetretbar und gefährlich.“ Das kann nur heißen, daß außer den Priestern, die unmittelbar vor den Übrigen genannt werden, niemand in die Höhle darf. Oder soll man etwa annehmen — abgesehen von diesem sprachlich einwandfreien Tatbestand —, daß zwar gesunde Menschen die Schwefeldünste der Höhle nicht vertragen konnten, die als so stark gelten, daß sie, wie das Folgende zeigt, sogar einen Stier ins Jenseits befördern, daß man aber Kranke tagelang ohne Nahrung da hereingebracht hätte. Wie ungeheuerlich diese Interpretation ist, wird einem klar, wenn man bei Bürchner (bei Pauly-Wissowa unter Charonion N. 2) liest: „Zuweilen brachten auch Kranke mehrere Tage darin ohne Nahrung zu. Für andere Leute soll der Aufenthalt dort schädlich gewesen sein.“ Zudem haben wir noch ein gutes Zeugnis dafür, daß die Auffassung, die ich vertrete, richtig sein muß. Eusthatios (Ad Dion. Per. 1153) berichtet verkürzt offensichtlich nach Strabo: Καὶ περὶ τὰς Τράλλεις δὲ Νύσσα τίς ἐστι καὶ κώμη αὐτόθι Νυσσαίων καὶ ἄντρον Χαρώνειον, ᾧ πλησίον οἱ ἱερεῖς ἐγκοιμούμενοι διατάττουσιν ἐξ ὀνείρων τοῖς νοσοῦσι θεραπείας. Τοῖς δ' ἄλλοις ἄδυτος ὁ τόπος ἐστιν καὶ ὀλέθριος. Also niemand außer den Priestern kann die Höhle betreten. Die ganze Erzählung zielt daraufhin ab, die verderbliche Wirkung der giftigen Gase hervorzuheben, denn an dem Naturphänomen nimmt ja

Strabo das Interesse. Nur die Priester sind es, die sich dieser Wirkung vermöge ihrer „höheren Kräfte" auszusetzen wagen können, hier genau so wie in der ganz ähnlichen, im Altertum viel berühmteren Höhle bei Hierapolis (vgl. darüber Bürchner a. a. O. unter N. 1 und Diest S. 17, vor allem aber auch den interessanten Bericht bei Damascius Vita Isid. § 131 ff.). Wen also führen sie nun in die Höhle? Wen richten sie dort auf? So lange man μένοντας liest gibt es schlechterdings keine Erklärung; aber das ist gar nicht die Überlieferung, sondern erst eine Konjektur Tyrwhitts! In den Handschriften steht μένοντες! Und das ist ganz verständlich. Aus dem unmittelbar vorherstehenden θεῶν ergibt sich das zu ergänzende Objekt, und dann heißt es: „Die Priester sind es auch, die den ärztlichen Beistand der Götter beschwören. Oft führen sie sie (die Götterbilder) in die Höhle und stellen sie da auf und bleiben mehrere Tage dort, wie (καθάπερ!) es in einer solchen Höhle sich von selbst versteht, ohne zu essen." So erhalten wir die Schilderung eines sehr beachtenswerten Kultgebrauchs, zu dem mir Analogien nicht bekannt sind. In gewissen Zeitabständen werden die Götterbilder aus dem Tempel, jedenfalls in feierlicher Prozession in die Orakelhöhle gebracht, und hier halten sich die Priester, angeblich fastend, mehrere Tage mit ihnen auf, um im Gebet den Segen der Götter für ihre Patienten zu erflehen. Eine weitere Frage ist es, wie weit hier ein alter Kultbrauch vorliegt: man könnte an eine Versinnbildlichung des Raubes der Kore durch Pluton denken, denn das Charonion war natürlich einmal der Eingang in die Unterwelt. Alte Kultformen liegen offenbar auch hier unter der Tünche marktschreierischen Kurbetriebes. Der Stier, der alljährlich um die Mittagsstunde in die Höhle getragen wird, wird, wenn anders λίπ' ἀληλιμμένοι richtig zu lesen ist, von vorher gesalbten Epheben gebracht. Hier liegt also sicher ein alter Opfergebrauch zugrunde. So mag es auch bei der Hohlenprozession sein. Beide Riten haben dann die geschäftskundigen Priester von Acharaka ausgenützt, um für sich Reklame zu machen. Der Stier fiel, kaum in die Höhle gejagt, tot nieder. Sie aber vermochten es, tagelang, und noch dazu ohne etwas zu essen, darin auszuhalten, was sonst kein Sterblicher wagen durfte.

Berlin. Karl Lehmann-Hartleben.

Eingegangene Schriften.

Alle eingegangenen, für unsere Leser beachtenswerten Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Rücksendungen finden nicht statt.

K. Meister, Die homerische Kunstsprache. (Preisschriften der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig XLVIII.) Leipzig, Teubner. 60 M.

L. Annaei Senecae ad Lucilium epistularum moralium editionis Teubnerianae Supplementum Quirinianum composuit O. Hense. Leipzig, Teubner. 2 M. 80.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Vol. III. Rec. A. Klotz. Fr. Schoell. Leipzig, Teubner. 7 M. 20.

M. Tullius Cicero. Oratio pro Sex. Roscio Amerino. Ed. A. Klotz. Editio minor. Leipzig, Teubner. 4 M.

C. Julius Caesar. Ed. A. Klotz. I. De bello Gallico. Ed. maior. 20 M., geb. 26 M. Ed. minor. 9 M. 90. Leipzig, Teubner.

W. Achelis, Die Deutung Augustins. Prien am Chiemsee, Kampmann u. Schnabel.

M. Wittmann, Aristoteles und die Willensfreiheit. Fuldaer Aktiendruckerei 6 M.

A. H. Salonius, Die Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit von *dies*. Helsingfors, Centraltryckeri.

J. Stroux, Handschriftliche Studien zu Cicero de oratore. Leipzig u. Berlin, Teubner. 20 M.

M. M. Laserson, Recht, Rechtsseitigkeit und Geradheit. Berlin, R. L. Prager. 9 M.

J. E. Sandys, A Companion to Latin Studies. 3. Ed. Cambridge, University Press. 36 sh.

Ysopet-Avionnet: The Latin and French Texts. By K. Mckenzie and W. A. Oldfather. University of Illinois, Urbana. 1 sh. 50.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Karlstraße 20. — Druck von der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg S.-A.